



HAUS-BIBLIOTHEK

— von —

T. UMBREIT.

No. 80.....

Preis \$ 2.00.....

the library

GARRETT  
theological  
seminary

evanston, illinois

LIBRARY. USE ONLY



















Das

*J. Lambrecht 1/2 paper*

# Evangelische Magazin

für die

Sonntagschule und den Familienkreis.

B a n d XL—1879.

Religion—Sittlichkeit—Bildung.

Redigirt von W. Horn.



Cleveland, Ohio.

Verlegt von W. F. Schneider,

214—220 Woodland Avenue.





# Inhaltsverzeichnis.

Die mit einem \* bezeichneten Artikel sind illustriert.

## I. Gedichte.

	Seite.
Der heilige Chor *	1
Weihnacht zur See *	6
Simeons Weihnachten *	11
Weihnacht im Walde *	13
Leben und Tod.	49
Der Todtentanz in Bern.	50
Konradin *	77
Gedanken.	81
Ostern *	113
Echo's neufranzösischer Lyrik.	124
Heimkehr.	149
Um Pfingsten.	193
Elegie.	205
Das Sclavenschiff *	221
Sommerfriebe.	237
Gottes Güte.	244
Echo's neufranzösischer Lyrik.	267
Veröhnung.	307
Verklärung.	342
Der Blumen Tod.	365
Im Dienste des Herrn.	416

## II. Erzählungen.

Das Wunderkind.	2, 54,	99
Ein Weihnachtsabend auf der Lokomotive *		14
Jubitha *	18, 41, 89,	126
Im Tempel der Natur.		27
Folgen der Trunksucht.		50
Der eiserne Kerker.		60
Im Eisenbahncoupe.		63
Die Feuerprobe.		77
Die Bliztur.		96
Wege der Vorsehung.	114,	165
Der schwarze Dieb.		131
Belohnte Kindesliebe.		133
Suchen und Finden *	149, 186, 238, 275, 308,	352
Wie der Schein trügt.		162
Der sonderbare Dieb.		171
Die Flammenschrift.		185
Das letzte Pfand.		195
Unter den Klippen in Scarborough.		203
Die Blutschwigerin in Zug.		208
Ein glücklicher Unfall.		221
Irrungen.		227
Eine Geschichte aus dem Walde.		230
Der Gensjäger.		236
Aufgang und Niedergang.	258, 294, 336, 372,	411
Der Stammgast.		267
Besser als Diamanten.		301
Doppelte Täuschung.		304
Der alte Lumpensammler.		316
Eine Sinnestäuschung.		365
Darum wachet.		378
Die Weiber von Weinberg.		386

## III. Biographisches.

Ein Engel der Barmherzigkeit *	124
John Howard *	334
John Lyndall *	384

## IV. Naturgeschichtliches.

Können Thiere denken ?	22
Die Wunder des Meeres *	46, 94, 117, 156, 196, 233, 262,
Die Nestbauer *	297

	Seite.
Das Fluchpferd *	163
Der Kampf in der Thierwelt *	206
Aus dem Leben der Ameisen.	237

## V. Länder und Völkerkunde.

Skizzen aus Japan *	24, 51, 121, 160, 225, 269,	302, 341, 371, 409
Die Insel Cypern *		26
Die Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth *		82
Die Schwester der Wartburg.		84
Die Ausgestoßenen *		85
Ein Besuch in Sanssouci.		123
Unterirdische Gewölbe in Constantinopel.		170
Die Kanalverbindung in Mittelamerika *		201
Bilder aus dem Orient *	228, 272, 312, 343, 382,	417
Bunter Hill Monument *		346
Das Yosemite Thal *		369
Die Tigerinsel.		380
Die Tellstapelle in Bürglen.		383
Die Indianer beim Lachsfang.		401
Moskau *		405
Der Triumphbogen des Titus *		421
Die Entdeckung des Niagara.		423

## VI. Verschiedenes.

Die schöne Festzeit *		7
Ehre sei Gott in der Höhe *		12
Ufn Berliner Weihnachtsmarkt *		16
Weihnacht im Dachstübchen *		17
Merkwürdige Gedankenstüben.		45
Die Opfer der Seuchen.		64
Der Traum und seine Bedeutung.		88
Das Patentwesen.		98
Sprüche.		122
Feindeslist.		126
Der nu Pfarrer.		132
Das Alter der Brillen.		135
Gedanken.		136
Die Geschichte des deutschen Kirchenliedes.	153,	198
Zur Frühlingsfeier.		155
Der Unterschied.		169
Eine Allegorie.		191
Greentwood Cemetery *		193
Ganz anders.		224
Die Katastrophe im Alpbis *		242
Auf seinem Posten *		257
Aus dem Reiche der Todten.		271
Sonntagsnachmittagsstille.		274
Auf dem großen Wasser.		279
Zweifelhaftes Glück.		293
Luthers Geburts- und Todesstätte.		305
Uz der Schwyz.		311
Die Bibel in Reisebildern.		314
Sommernachtsgebanken.		315
Um Haus und Hof *		329
Damals und Jetzt.		329
Aus em Schwobelände.		333
Beeren und Bären.		344
Die Chautauqua Idee.		347
Etwas von Europa.		366
Auf hoher See.		398
Frische Gedanken lebender Denker.		404
Die älteste Uebersetzung der Bibel ins Deutsche.		418



## VII. Sonntagschul-Artikel.

	Seite.		Seite.
Arbeit für 1879.....	28	3. Nehemias Bitte und Auftrag.....	34
Sonntagschulgesang.....	28	4. Hindernisse im Bauen.....	35
Gemeinschaftliche Arbeit in der S. Schule.....	29	5. Vorlesung des Gesetzes.....	68
An die Jugend.....	30	6. Die Sabbathfeier.....	69
Guter Rath.....	30	7. Der Pfad des Gerechten.....	71
Sammele.....	30	8. Der König zu Zion.....	72
Zur Erziehungsfrage.....	65	9. Davids Bußgebet.....	104
Ein Bedürfnis der Sonntagschule.....	66	10. Die Freude der Sündenvergebung.....	106
Verlorne Zeit.....	67	11. Freude am Hause des Herrn.....	107
Meine Meinung.....	67	12. Gottes Allgegenwart.....	109
Spurgeon erzählt zc.....	67	13. Wiederholung.....	110
Wie sie sind.....	67	14. Heilsame Prüfung.....	140
Warum?.....	67	15. Wiederherstellung von Hiobs Wohlfahrt.....	141
Ein gutes Wort für eine gute Sache.....	102	16. Die Auferstehung Christi (Osterlection).....	143
Die Beförderung der Schüler in der S. Schule.....	102	17. Die Königin Sibir.....	143
Zur Erziehungsfrage.....	103	18. Der kommende Retter.....	144
Wie kann man die Schüler am besten für ihre Lecture in- teressiren?.....	137	19. Der leidende Christus.....	176
Sonntagschul-Ansprachen.....	137	20. Die freundliche Einladung.....	177
Warum?.....	138	21. Das Reich Christi.....	179
Das Geschichten Erzählen.....	138	22. Verheißung des hl. Geistes.....	181
Gesang in der S. Schule.....	139	23. Erfüllung der Verheißung (Pfingstlection).....	211
Sieben gute Regeln.....	139	24. Weissagung gegen Tyrus.....	212
Läßt euch nicht irre machen.....	139	25. Das Todtenfeld.....	213
Es freut uns wahrzunehmen zc.....	139	26. Das Bedürfnis des hl. Geistes.....	215
Unter dem Einfluß der S. Schule.....	173	27. Göttliche Weihe.....	216
Der Muster Superintendent.....	174	28. Wiederholung.....	218
Muthlos.....	175	29. Frieden mit Gott.....	248
Fehler.....	175	30. Die Gewißheit der Gläubigen.....	250
Gesang in der Kleinkinderklasse.....	175	31. Christliche Liebe.....	251
Wink.....	175	32. Sieg über den Tod.....	253
Wie Jesus.....	175	33. Von der Versöhnung.....	282
Was war das Beste.....	175	34. Die Frucht des Geistes.....	284
Wann hat der S. S. Lehrer zc.....	175	35. Des Christen Rüstung.....	286
Wiederholungen.....	209	36. Der Sinn Christi.....	287
Des Nachbarns Kinder.....	210	37. Thätiges Christenthum.....	289
Dem Lehrer helfen.....	210	38. Die Zukunft Christi.....	320
Das schöne warme Wetter.....	210	39. Der Christ in der Welt.....	322
Die beste Methode des Bibelstudiums.....	245	40. Der Christ als Bürger.....	324
Evangelischer S. Schul-Verein.....	246	41. Wiederholung.....	326
Liebe und Geduld.....	246	42. Unser großer Hohenpriester.....	356
Einige Beschlüsse.....	247	43. Erklärung der Vorbilder.....	358
Die besten Mittel und beste Methode zur Selbstbildung ei- nes S. S. Lehrers.....	280, 318, 355	44. Der Sieg des Glaubens.....	360
Es paßt nicht für Alle.....	281	45. Glaube und Werke.....	362
Geeignete Zeiteintheilung.....	282	46. Das vollkommene Vorbild.....	390
Unser neues S. Schulgesetz.....	317	47. Der vollkommene Erlöser.....	391
Kleinkinderlassen.....	319	48. Die Liebe des Vaters.....	393
Unachtsame S. Schüler und ihre Lehrer.....	387	49. Der verkörperte Christus.....	394
Keine Stellvertretung für das Studium.....	388	50. Sendschreiben an die Gemeinen.....	396
Sonntagschulen.....	389	51. Das Lied der Erlösten.....	427
Gebrauch des Lectiionsblattes.....	389	52. Die himmlische Stadt.....	429
Die Frucht.....	425	53. Letzte Worte.....	431
Sonntagschule und Katechismus.....	426	54. Wiederholung.....	433
Nutzen einer guten Bibliothek in der Sonntagschule.....	426		

## VIII. Sonntagschul-Lektionen.

1. Der zweite Tempel.....	31
2. Die Einweihung des Tempels.....	32

## IX. Musik.

Was bleibt.....	40
Sieg.....	76

## X. Hinterstübchen.

Seite.....	37, 74, 112, 146, 182, 219, 255, 291, 326, 364,
	399, 434







Kirchgang am Weihnachtsabend.



# Das Evangelische Magazin.

Band 11.

Januar 1879.

Nr. 1.



## Der heilige Chor.

Hörst du, wie die Gloden läuten  
Hell das stille Thal entlang?  
Weißt du, was es soll bedeuten,  
Dieser heilige Sphärenklang?

Der Engel der Andacht ist's, der zu dir spricht:  
Vergiß deinen Vater, den himmlischen, nicht.

Aus den Fenstern freundlich blinken  
Weihnachtsbäumchens Lichterlein,  
Und sie wollen grüßend winken,  
Laden dich zur Freude ein.

Der Engel der Liebe, er grüßet zur Nacht,  
Hat Segen und Bonne hernieder gebracht.

Durch die Schöpfung leise, leise,  
Krauscht ein wunderbarer Sang,  
Kennst du diese fromme Weise,  
Diesen heil'gen Glockenklang?  
Der Engel des Friedens, er läutet zur Ruh,  
Er wendet dein Auge dem Himmlischen zu.

# Das Wunderkind

(Eine Weihnachtsgeschichte von August Schrader.)



## 1. Bei armen Leuten.

Friedrich Vorsman, Instrumentenmacher." Mit dieser Aufschrift sah man über der Thür eines kleinen, einstöckigen Hauses in einer der engsten Gassen der großen Handelsstadt B. ein etwas vernachlässigtes Schild. Neben der Thür befanden sich zwei Fenster, die der Werkstatt; es verriethen dies die Sägen, Hämmer, Hobel und Bretter, die sich durch die bestäubten Glasscheiben erkennen ließen. Betreten wir die Werkstatt, um den Meister, der hier seine Kunst betrieb, kennen zu lernen; da steht er an einem glänzenden Piano, das er forschend betrachtet. Das elegant gebaute Instrument stand recht abge- gen die fast ärmliche Umgebung. Der Meister, ein noch junger Mann von kaum dreißig Jahren, glich

einem Tischler; er trug eine blaue Schürze, graue Sommerbeinkleider und Pantoffeln. Da das Hemd emporgerollt war, konnte man seine markigen, durch die Arbeit gestählten Arme erkennen, die über einander geschlagen auf der breiten Brust ruhten. In dem Hintergrunde der Werkstätte öffnete sich eine Thür, aus der eine junge Frau trat.

"Friedrich," rief sie, "das Mittagessen steht auf dem Tische!"

Der Meister schien die Einladung nicht zu hören, er streckte die Hand aus und schlug einige Töne auf dem Instrumente an. Dann schüttelte er den Kopf, als ob er sagen wollte: "Ich bin nicht zufrieden, es muß anders werden." Die Frau hatte sich ihm indeß genähert. "Was ist dir, lieber Mann?" fragte sie theilnehmend. "Du bist gewiß wieder unzufrieden mit dem Instrumente, das doch ein wahres Prachtstück ist. So ein Möbel kann in jeder Fußstube stehen."

Auf dem Gesichte des Meisters zeigte sich ein trauriges Lächeln. "Wie du das verstehst, liebe Elise," antwortete er nach einem tiefen Seufzer. "Ich will nicht Möbel, sondern Kunstwerke bauen, die sich den Beifall der Künstler erwerben. Da habe ich nun geglaubt, ich habe eine neue Erfindung gemacht, die Aufsehen erregen wird, und nun steht ein ganz gewöhnliches Instrument vor mir, wie es jeder Pfuscher baut. Ach, das Glück wendet mir den Rücken, ich soll nicht emporkommen!"

Er schlug verbrieft den Deckel zu und ging in das Wohnstübchen, das an die Werkstatt grenzte. Schweigend setzte er

sich zu Tische. Die Frau begriff ihren Mann nicht, denn sie hielt das Instrument, dessen glänzendes Aeußere ihr gefiel, für vollkommen gelungen. Hätte sie gewußt, was dem armen Meister eine Viertelstunde früher geschehen, sie würde anders geurtheilt haben. Es war nämlich ein Mann da gewesen, der das Piano kaufen wollte; nachdem er es untersucht und gespielt, hatte er erklärt, daß der Ton zu schwach und die Spielart zu schwer sei, er müsse darum von dem Kaufe absteigen. Ein gleiches Urtheil hatten schon einige andere Käufer abgegeben und ein so niedriges Anbot gethan, daß dem Meister kaum die Auslagen gedeckt wurden, wenn er sein Werk dafür hingegen. Und doch mußte er verkaufen, um Geld zu erhalten, denn seine Kasse war leer und die Noth stand drohend an der Schwelle seiner Thür. Friedrich Vorsmann war ein geschickter Tischler, aber er hatte das Geverbe aufgegeben, um künstliche Instrumente zu bauen, wozu er die Befähigung in sich fühlte. Sein strebsamer Geist hatte stets gesonnen und gegrübelt, und es war ihm wie so manchem Andern ergangen, der sich zu viel zugetraut: er hatte sein kleines Vermögen in Unternehmungen gesteckt, die ohne Erfolg geblieben. Jetzt saß er traurig am Tische, das Essen wollte ihm nicht munden, auch das Geplauder der Frau konnte ihn nicht erheitern.

"Gehen wir!" rief er plötzlich.

"Wohin?" fragte die Frau.

"Zur Industrieausstellung, die jetzt in unserer Stadt eröffnet ist. Ich will mir die dort ausgestellten Instrumente ansehen, vielleicht bringt es mir Nutzen."

"Auch du wolltest ja dein Piano ausstellen!" rief die Frau.

"Mir fehlte der Muth dazu; es ist auch besser, daß ich es unterlassen habe. Das nächste Mal aber stelle ich ein Musterinstrument aus. Ich lasse nicht ab, bis ich das Ziel erreicht habe."

Auf einem großen Platze vor der Stadt war der Industrieaal erbaut; Tausende von Menschen strömten dem hohen Portale zu, das mit Flaggen, Guirlanden und Kränzen geschmückt war. Der Meister hatte keinen Sinn für die in den ersten Räumen ausgestellten Kunstsachen, die zu beschreiben nicht in den Bereich unserer Erzählung gehört; er ging weiter, bis er die Wütheilung des riesigen Palaftes fand, in der die Musikinstrumente prangten. Welch ein Anblick bot sich dem armen Meister, der im Kleinen arbeitete, allein, ohne Gehülfe! Große Konzertflügel, kleine Fußflügel, Pianos und Pianinos der verschiedensten Formen und Größen prangten in langen Reihen. Die berühmtesten Fabriken Deutschlands, Frankreichs, Englands und Amerikas hatten ihre Produkte zu dem Wettkampfe gesandt, der hier ausgetroffen werden sollte. Frau Elise empfand doch ein banges Gefühl, als sie diese Herrlichkeiten erblickte; sie mußte sich sagen, daß das Instrument ihres Mannes neben diesen Prachtexemplaren kaum bemerkt werden würde, wenn es zur Ausstellung gelangt wäre. Der Meister hörte ernst auf die vollen, wohlklingenden Töne, die geschickte Hände den Flügel entlockten; er trat näher, prüfte den Mechanismus und seufzte wie ein Mensch, der sagen will: bis zu dieser Vollkommenheit werde ich mein Werk wohl nie bringen.



Eine vornehm aussehende Dame setzte sich an eins der Instrumente und spielte. Aller Blicke richteten sich auf sie, denn sie spielte mit einer Fertigkeit, die Bewunderung erregte. Ihre weißen Finger eilten im Fluge über die elegante Tastatur und die Töne, die sie hervorrief, schienen rollende Goldperlen zu sein. Ihr zur Seite stand ein kaum sechsjähriger Knabe mit einem blonden Lockenköpfchen, wie ihn ein Maler kaum schöner schaffen kann. Das Kind lauschte mit angehaltenem Athem, seine großen blauen Augen glänzten vor Entzücken und seine rothigen Lippen zuckten leise. Frau Elise hatte keinen Sinn für die Musik, ihre ganze Aufmerksamkeit war auf den Knaben gerichtet, der mit lauter Stimme rief, als die Dame geendet hatte:

„Mutter, nun laß mich einmal auf dem schönen Flügel spielen!“

Die Mutter legte lächelnd ihre feine Hand auf das Haupt des Sohnes.

„Du bist zu schwach, lieber Max!“ entgegnete sie. „Hier kannst du dich nicht hören lassen.“

„Kaufe mir das Instrument, daß ich zu Hause spielen kann!“ bat Max.

Das Gesicht der Dame nahm einen traurigen Ausdruck an.

„Später, später!“ rief sie hastig. „Ich werde dir einen schönen Flügel kaufen, wenn du fleißig übst.“

Sie trat mit dem Kinde zurück und ging langsam durch die Halle, lauschend auf die Töne anderer Instrumente, die hier und dort gespielt wurden.

„Die Dame muß sehr reich sein!“ flüsterte Frau Elise ihrem Manne zu. „Vielleicht ist sie eine Fürstin, die ein Instrument sucht. Du könntest ihr das deinige anbieten.“

Meister Borsmann mußte trotz seiner Traurigkeit lächeln; schweigend betrachtete er das nächste Piano, das vor ihm stand. Er las die Firma der Fabrik und schlug einige Töne an, deren Rundung und Fülle ihn überraschten. Immer mehr der Menschen hatten indeß den Palast betreten, im bunten Zuge bewegten sie sich in die angrenzenden Abtheilungen, wo Maschinen aller Art von dem Erfindungsgeiste der Menschen zeugten. Plötzlich entstand ein Gedränge an den Thüren, der Strom der Menge stockte und aus dem tiefen Innern hörte man den Ruf: „Feuer! Feuer!“ der sich von Abtheilung zu Abtheilung fortpflanzte. „Hinaus! hinaus!“ riefen Stimmen. „In das Freie! Die Decke stürzt ein!“ Die Masse der Menschen drängte den Ausgängen zu; ein Schreien, Stöhnen, Jammern und Hülfserufen entstand, das zu beschreiben einer Feder nicht möglich ist. Frauen und Kinder kreischten auf vor Angst und Schrecken, die Männer riefen zur Ruhe und Besonnenheit. Unaufhaltsam stürzten Alle den Thüren zu, Jeder wollte sein Leben retten, das er bedroht wähnte. Meister Borsmann hatte so viel Geistesgegenwart, daß er sich mit seiner Frau hinter einen der großen Flügel zurückzog, der ihm als Schutzwehr diente und den Strom vorüberbrausen ließ. Das Getöse ward mit jedem Augenblick schrecklicher, als sich wirklich ein Brandgeruch verspüren ließ. Da saß der Meister den Knaben der Dame, die so schön gespielt hatte; er eilte hinzu und riß ihn aus dem Gedränge. Das arme Kind war wie durch ein Wunder erhalten.

„Mutter, Mutter!“ rief der Knabe. „Liebe Mutter!“

Frau Elise beschwichtigte ihn.

„Du willst die Mutter wiederfinden, mein Kind; bleibe ruhig bei uns, wir beschützen dich.“

Schon nach fünf Minuten war die erste Aufregung vorüber. Es hatte zwar ein Brand stattgefunden, der beim Heizen einer

Maschine entstanden, aber die Bschmannschaften hatten sofort die Flammen gelöscht, die einige leichte Balken und Sparren ergriffen.

Meister Borsmann und Elise suchten nun nach der Mutter ihres Schützlings. Sie durchschritten alle Räume des Industrie-Palastes und durchsuchten die Umgebung . . . die Dame war nirgeuds zu finden. Der Abend brach an und die Ausstellung wurde geschlossen.

„Was beginnen wir?“ fragte die Frau. „Wir können doch den Knaben nicht verlassen.“

Borsmann ging in das Polizeibureau, das in einer Abtheilung des Palastes sich befand, und meldete den Vorfall. Der Kommissar nahm ein Protokoll auf und fragte den Knaben, der weinend neben Frau Elise stand, um Auskunft über seine Mutter. Das Kind wußte nichts, es konnte nur antworten, daß es Max Frost heiße. Auch der Meister mußte seinen Stand und seine Wohnung angeben. Der Kommissar bat ihn, das Kind mit sich zu nehmen und so lange zu behalten, bis die Mutter sich melden würde. Als Frau Elise sah, daß ihr Mann zögerte, zustimmend zu antworten, rief sie: „Wir nehmen das Kind mit uns, ich will es wie eine Mutter so lange versorgen, bis die Dame sich meldet.“ Borsmann konnte seiner Gattin keinen Wunsch abschlagen, er gab sofort seine Einwilligung. Der Kommissar, ein Mann der Vorsicht, schickte nun einen Diener mit, der sich von der sichern Unterbringung des verlassenen Knaben überzeugte. Max verhielt sich ruhig; die freundliche Behandlung und das zutrauliche Wesen behagten ihm. Er genoß die ihm dargereichten Speisen und ließ sich von der erfreuten Meisterin küssen, als ob sie eine alte Bekannte wäre.

„Das ist eine seltsame Geschichte,“ meinte der Meister. „Der Knabe scheint sich nach der Mutter gar nicht zu sehnen, und die Mutter kümmert sich um das verlorene Kind nicht; sie hätte längst bei dem Kommissar nachgefragt haben müssen. . . .“

„Vielleicht ist die arme Dame in dem Gedränge verunglückt.“

„Wenn dies geschehen, hätten wir schon davon gehört. Die vornehme Dame muß wenig Liebe zu ihrem Kinde haben.“

„Morgen wird es sich schon zeigen, meinte die Frau. „Ach, ich wollte, wir könnten den Max behalten!“

„Wenn wir wohlhabend wären,“ dachte er, „würde ich das Kind mit Freuden als das meinige betrachten. Die Verwandten desselben werden sich schon einfinden.“

Die Meisterin untersuchte nun die Kleider des Findlings, die von den feinsten Stoffen nach der neuesten Mode gearbeitet waren. Das Hemdchen mit sauberer Krause, mit den Buchstaben M. F. gezeichnet, bestand aus dem feinsten Vinnen.

„Sieh, sieh!“ schrie Frau Elise, die sich über den kleinen Schläfer hinabbeugte.

„Was ist denn?“

„An der schwarzen Schnur hängt ein goldenes Kreuz und es sind glimmernde Steine daran, Edelsteine.“

„Und wenn es Diamanten wären, sie dürfen uns nicht kümmern.“

„O nun, ich will ja keinen Raub verüben, ich will nur meine Neugierde befriedigen.“

„Morgen, wenn der Knabe wacht; jetzt laß ihn schlafen.“

Und dabei blieb es. Frau Elise suchte ihr Bett auf. Der Meister ging noch einmal in seine Werkstatt, betrachtete das Instrument und schlug von Zeit zu Zeit leise Töne an, auf deren Schwingungen er aufmerksam lauschte.

„Ach ja,“ murmelte er traurig vor sich hin, „die Leute

haben wohl Recht: meinem Instrumente fehlt noch so Manches, ehe es für ein Kunstwerk gelten kann. Mit der Erfindung, die ich gemacht zu haben glaubte, ist es wieder nichts... sie hat sich nicht bewährt, ich muß noch einmal anfangen. Wenn ich nur eine kleine Summe hätte, dich mich vor Nachsorge sorgen schützte."

Gegen Mitternacht ging der Meister schlafen. Am folgenden Morgen gegen sieben Uhr saß die kleine Familie beim Frühstück. Max, sauber gepuht, zeigte wiederum einen gesunden Appetit.

"Möchtest du nicht bei deiner Mutter sein?" fragte Frau Elise, die dem Kinde Milch und Weißbrot reichete.

Max schüttelte lächelnd das Köpfchen und trank. Nun fragte der Meister:

"Warum nicht?"

Das freundliche Gesicht des Knaben ward plötzlich ernst.

"Sie schlägt mich immer! flüsterte er. „Auch sperrt sie mich in eine dunkle Kammer, wenn ich nicht gut spielen kann."

"Was spielst du denn, mein Kind?"

"Das Piano, die Mutter hat es mich gelehrt."

"Willst du mir etwas vorspielen?"

Er sah durch das Stübchen als ob er ein Instrument suchte, dabei nickte er mit dem Kopfe. Vorsmann ergriff die Hand des Finglings und führte ihn in die Werkstatt. Max betrachtete mit glänzenden Augen das neue Instrument, welches geöffnet vor ihm stand. Nachdem er einige Augenblicke überlegt hatte, begann er zu spielen. Der Meister war starr vor Erstaunen, als er die kleinen Finger mit einer Sicherheit und Gewandtheit über die Tasten gleiten sah, die einem viel älteren Knaben zur Ehre gereicht haben würde. Es bedurfte keines besondern Scharfsinnes, um zu errathen, daß Gott den Knaben mit einem großen Talente ausgestattet hatte. Die Eheleute konnten sich von ihrem Erstaunen kaum wieder erholen. Und Max spielte immer fort, er hatte einen wahren Schatz von Compositionen in seinem Gedächtnisse.

"Das ist ein Wunderkind!" rief Elise. „Ich habe so etwas nie gehört!"

Sie küßte den kleinen Künstler und trug ihn in die Wohnstube zurück, wo sie ihn mit allen Bequemlichkeiten versah, die herbeizuschaffen ihr möglich war.

"Frau," sagte ernst der Meister, „der Mutter muß ein Unglück geschehen sein, daß sie sich um ihr Kind nicht kümmert."

"Man wird es wohl bald abholen, vielleicht diesen Morgen noch!" fügte Elise traurig hinzu, die den reizenden Knaben gern im Hause behalten hätte.

"Wie Gott will! Der Mutter dürfen wir ihn nicht verweigern."

Der Vormittag verfloß, ohne daß Nachfrage gehalten wurde. Frau Elise erschraß, so oft die Thür geöffnet wurde; sie glaubte, die Dame müsse eintreten, um ihren Sohn zu holen. Aber es kamen nur Leute, die Geld verlangten, denn der arme Meister hatte Schulden, die er nicht bezahlen konnte, weil das Geschäft nichts eintrug. Für den Nachmittag ward ein Besuch der Ausstellung beschlossen. Max, den man nicht allein zu Hause lassen konnte, mußte seine Beschützer begleiten. Vorsmann suchte sofort den Kommissar auf, der ihm mit Bedauern eröffnete, daß bis jetzt Niemand nach dem Knaben gefragt habe. Frau Elise konnte kaum ihre Freude unterdrücken; sie entgegnete dem Kommissar:

"Glauben Sie nicht, daß wir das Kind lossagen wollen; wir erkundigen uns nur der Mutter wegen, die in großen Sorgen leben muß."

"Das Benehmen der Mutter," meinte der Mann der Ordnung, „erscheint mir räthselhaft. Verunglückt kann sie nicht sein, da überhaupt ein schweres Unglück bei dem Tumulte nicht vorgekommen. Und wäre es, so hätten wir die Dame finden müssen, die nach Ihrer Aussage die Mutter sein soll. Morgen werden wir eine Bekanntmachung durch die öffentlichen Blätter erlassen und die Angelegenheit auf gesetzlichem Wege ordnen. Bleiben unsere Bemühungen erfolglos, so müssen wir das verlassene Kind dem Waisenhause übergeben."

Die erschreckte Frau bat, man möge ihr den Knaben lassen, für den als Mutter zu sorgen sie sich verpflichtet wolle. Der Kommissar versprach, diese Bitte zur Berücksichtigung höhern Orts zu empfehlen, sobald amtlich festgestellt sei, daß das Kind den Schutz der Eltern entbehre. Wir übergehen einen Zeitraum von vier Wochen. Trotz der öffentlichen Bekanntmachungen hatte sich Niemand gemeldet, der für das Schicksal des verlassenen Kindes ein Interesse zeigte. Die Behörde hatte dem Meister den kleinen Max unter der Bedingung überlassen, daß dieser zurückgegeben werden müsse, wenn noch gegründete Ansprüche erhoben werden sollten. Dagegen hatte Vorsmann sich verpflichtet, für das geistliche und körperliche Wohl des Knaben zu sorgen, als ob dieser sein eigener Sohn wäre. Das Dunkel, welches über der Herkunft des Verlassenen lag, konnte durch kein Mittel aufgehellt werden. Es schien, als ob man geslistentlich dafür gesorgt habe, daß Max wenig oder keine Auskunft über seine Familienverhältnisse geben könne. Einst fragte ihn Frau Elise:

"Wer ist dein Vater?"

Max antwortete unbefangen:

"Ich habe ja keinen Vater."

"Wer hat für dich gesorgt?"

"Die Mutter ganz allein."

"Hat die Mutter in unserer Stadt gewohnt?" fragte Elise weiter. „Wo, in welcher Straße?"

Max erzählte von einem schönen Landhause, das an einem breiten Flusse gelegen, von Equipagen und Bedienten, von Reisen, die er mit seiner Mutter gemacht, und von der Strenge, mit der er stets behandelt worden, wenn er beim Klavierspielen gefehlt habe. Von einzelnen Personen, die ihm früher nahe gestanden, wußte er nur die Vornamen anzugeben. Aus allen Erzählungen des Kindes ging hervor, daß Madame Frost den größten Theil ihrer Zeit auf Reisen verbrachte, überhaupt ein unstetes Leben führte und sich stets unter vornehmen Leuten bewegte. Frau Elise begnügte sich gern mit Dem, was sie erfahren; die Hauptsache war, daß sie den ihr liebgewordenen Knaben behalten und für ihn sorgen konnte.

Um diese Zeit ward eines Morgens an die Thüre der Werkstatt geklopft. Ein Herr mit grauem Haar, fein gekleidet, trat ein. Max saß am Instrumente und spielte. Der Fremde vergaß zu grüßen, als er das Spiel des Kindes hörte; erstaunt blieb er auf der Schwelle stehen und lauschte. „Vortrefflich, wunderbar!" rief er endlich. „Bringen denn wirklich diese kleinen Finger die köstlichen Töne hervor?" Er liebte den Knaben, der dann wieder spielen mußte. Und Max ward nicht müde, die Stücke vorzutragen, die er in seinem Gedächtnisse aufbewahrte. „Genug," befahl der Meister; „gehe zu der Mutter, mein Kind, ich habe Geschäfte." Max verließ gehorsam die Werkstatt. Der Fremde fragte:

"Ist der Knabe Ihr Sohn?"

"Ja, mein Herr!" antwortete Vorsmann, der keine Fuge auszubringen glaubte, da er Max wie sein eigenes Kind hielt.

Der Fremde fuhr begeistert fort:



„Das ist ein Wunderknaab! Hätte ich nicht mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört, ich würde so etwas nicht für möglich halten.“

Das Erstaunen des fremden Herrn verrieth, daß er den kleinen Max zum ersten Male sah.

„Was führt Sie zu mir?“ fragte bescheiden der Meister, der das Gespräch von dem bewegten Thema ablenken wollte.

„Ich ging durch die Straße, las Ihre Firma und hörte die Töne des Klaviers, die mir wohlgefallen; da ich nun annahm, daß Sie als Fabrikant auch verkaufen. . .“

„Gewiß! Gewiß, mein Herr!“

„Haben Sie nur dieses eine Instrument?“

„Nur dieses eine, das ich kürzlich vollendet. Mein Geschäft ist klein, ich kann nur dann ein zweites Fabrikat beginnen, wenn ich das erste verkauft habe. . .“

Der Fremde griff auf die Tasten. Dann setzte er sich und phantasirte. Er schien immer mehr Gefallen an dem Instrumente zu finden, je länger er darauf spielte. Und er entwickelte eine ungewöhnliche Fertigkeit, man erkannte sofort die Meisterhand.

„Der Ton ist elegant und sympathisch,“ meinte er, „wenn auch nicht groß; die Spielart ist, wie ich sie beanspruche. . . Wie hoch haben Sie den Kaufpreis gestellt?“

Der Meister nannte ihn. Der Fremde führte noch einige Passagen mit rapider Schnelligkeit aus, dann rief er:

„Ich zahle den Preis!“

Den armen Vorsmann durchrieselte ein kalter Schauer; seine kühnsten Erwartungen wurden durch den Käufer übertroffen. Die Summe, welche er erhalten sollte, machte seiner Noth mit einem Schlage ein Ende.

„Wohin soll ich das Piano senden?“ fragte er in troher Verwirrung.

„Warten Sie, Meister, da fällt mir etwas ein. Wenn Sie dieses Instrument fortgeben, hat Ihr Sohn keins, um zu üben. . . Durch meine Schuld sollen die Studien des Knaben nicht unterbrochen werden.“

„Verzeihung, lieber Herr, ich muß verkaufen, und wenn Sie zurücktreten, findet sich ein Anderer, mit dem ich abschließe.“

Der Fremde legte lächelnd die Banknoten auf den Tisch.

„Hier ist die geforderte Summe, lieber Meister; ich bin nun zwar der Besitzer dieses Instruments, aber ich lasse es hier stehen, bis Sie ein zweites vollendet haben.“

Max mußte noch einmal kommen und spielen. Der Fremde war so entzückt, daß er den kleinen Virtuosen küßte und ihm schmeichelnd die blonden Locken aus der Stirn strich. Dann entfernte er sich, nachdem er noch einmal ermahnt hatte, den talentvollen Knaben wie eine Perle zu bewahren.

## 2. Der Fremde.

Die Industrie-Ausstellung war längst vorüber und Meister Vorsmann, der ohne Gehülfen arbeitete, hatte sein zweites Instrument vollendet, welches das erste bei Weitem übertraf. So oft ein Käufer kam, mußte Max, der merkwürdige Fortschritte in seiner Kunst machte, spielen, und es gelang ihm, die Vorzüge des Klaviers ins hellste Licht zu stellen. Das Kind machte bald von sich reden. Herren und Damen besuchten den Meister unter dem Vorwande, sein Fabrikat zu prüfen; aber sie gingen wieder, wenn sie den kleinen Virtuosen gehört und bewundert hatten, ohne den Handel abzuschließen.

So kam das heilige Christfest heran.

„Frau,“ jagte der Meister, „unsere Kasse ist wieder leer;

ich muß das zweite Instrument um jeden Preis los schlagen.“

Frau Elise hätte gern Geld gehabt, um ihrem Lieblinge eine Christfreude zu bereiten; aber sie entgegnete doch:

„Du mußt noch warten, lieber Mann; der Fremde, der sich für unser Kind so lebhaft interessirt, kann jeden Tag sein Eigenthum abholen lassen und dann wäre Max ohne Instrument. . .“

Während dieses Gesprächs trat der Postbote ein, der dem Meister einen Brief brachte. Auf dem feinen Velinpapier standen folgende Zeilen:

„Lieber Meister, wachen Sie mit Sorgfalt über Max Frost, er könnte Ihnen tückischer Weise entrisen werden. Nehmen Sie ihm das goldene Kreuz ab und bewahren Sie es bei Ihren besten Sachen, es wird später das Glück ihres Schutzbefohlenen herbeiführen und Sie vor großen Unannehmlichkeiten schützen. Lassen Sie den Knaben ferner nicht vor Leuten spielen, die Ihre Fabrikate sehen wollen, es liegt hierin große Gefahr. Seien Sie von jetzt an auf der Hut und halten Sie jeden Unbekannten, der sich unter der Maske des Wohlwollens nähert, für ihren Feind. Ich werde ihnen, so oft es nötig, eine Warnung senden. Max muß bei ihnen bleiben; entäußern Sie sich seiner auf die eine oder die andere Weise, so trifft Sie eine empfindliche Strafe. Sie werden, wenn Sie sich als einen treuen Verfolger zeigen, reich belohnt werden. Finden Sie sich am Christabend nach Beendigung des Gottesdienstes am Portale des Doms ein; die letzte Person, die aus dem Gotteshause tritt, wird die Ihnen ein Christgeschenk für Max einhändigen.“

Eine Unterschrift war nicht vorhanden.

Vorsmann las nun den Brief seiner Frau vor, die erstaunt zuhörte.

„Ich habe es immer gedacht,“ flüsterte sie erschreckt, „wir werden nicht ohne Ansehnungen bleiben.“

„Das Beste ist,“ rief der Meister, „ich mache der Polizei Anzeige.“

„Um Alles nicht! Man würde den Knaben nehmen, den wir uns wohl noch erhalten können.“

Die Eheleute faßten den Entschluß, zu schweigen und sorgfältig über den Knaben zu wachen, der ihre einzige Freude, ihr höchstes Glück war. Während die Frau nur von der Liebe geleitet wurde, verfolgte der Mann einen Plan, durch den er sein Geschäft emporzuschwingen gedachte. Max sollte nemlich ein großer Virtuos werden und nur die Instrumente seines Pfliegeraters spielen, damit diese in der Welt bekannt würden.

Der heilige Christabend war angebrochen. Meister Vorsmann rüstete sich zum Gange nach dem Dome.

„Nimm dich in Acht!“ mahnte die Frau.

„Fürchte nichts, denn an der Schwelle des Gotteshauses kann ein Verbrechen nicht verübt werden. Hätte man Böses mit mir im Sinne, so würde der Schreiber des Briefs einen andern Ort gewählt haben.“

„Vielleicht,“ warf Elise ein, „will man dich entfernen, um mir in deiner Abwesenheit den Max zu nehmen.“

„Du wirst die Thür nicht öffnen, wer auch klopfen möge. Ich muß gehen, um die Absicht des Fremden kennen zu lernen.“

Vorsmann küßte den Knaben, grüßte seine Frau und ging. Elise schloß sorgfältig die Thür, als der Gatte sich entfernt hatte. In dem warmen Stübchen mußte Max ihr vorlesen, und er las mit seiner hellen Stimme so schön, daß Frau Elise aufmerksam lauschte. Draußen tobte der Wintersturm und trieb hart die gefrorenen Schneeflocken an die Fenster. In den durch Gasflammen erhellen Straßen wogte die Masse



fröhlicher Leute auf und ab, die noch Einkäufe besorgten, um durch Geschenke die Christfreude zu erhöhen. Die erhellen Fenster des Doms glänzten weithin durch den Abend und die feierlichen Klänge der Orgel tönten noch fort, ein Beweis, daß der Gottesdienst noch nicht beendet war. Vorsmann stieg die Stufen der breiten Steintreppe hinan und stellte sich hinter eine der Säulen, die ihn vor dem scharfen Ostwinde schützte. Raum fünf Minuten war er an seinem Platze, als die hohe Flügelthür sich öffnete und die Schar der Andächtigen das Gotteshaus zu verlassen begann. Männer und Frauen beeilten sich, die warmen Zimmer zu erreichen und dort im Kreise der harrenden Familien das schönste Fest der Christenheit zu feiern. Nach und nach verrann der Strom und nur vereinzelte Gestalten erschienen noch. Vorsmann betrat die oberste Stufe der Treppe, so daß er von Jedem, der vorüberging, gesehen werden konnte. Der Schein einer großen Laterne erhellte das Innere des Portals, dessen Kreuzbogen sich über ihm wölbten. Drei alte Leute schwebten langsam an ihm vorüber; gewiß waren diese die Letzten. Nun ward es still, man hörte keine Schritte mehr auf den Steinplatten und das Licht in dem Innern der Kirche ward schwächer. Heulend umbrausete der Wind das große Gebäude und der Schnee peitschte das Gesicht des Meisters, der sich so viel als möglich gegen die Kälte zu

schützen suchte. Minuten verfloßen und Niemand trat mehr aus dem Dome.

„Ich werden heimkehren müssen,“ dachte Vorsmann; „meine Frau kann Recht haben, wenn sie fürchtet, daß man ihn aus dem Hause lockt, um dort einen Gewaltstreich zu verüben. Wer weiß, was geschieht, während ich hier vergebens warte.“

Eine peinliche Besorgniß bemächtigte sich seiner. In diesem Augenblick erloschen die letzten Kerzen, man sah es durch das große runde Fenster über der Thür. Vorsmann, unwillig über seine Leichtgläubigkeit, stieg die Stufen hinab. Noch hatte er den Boden nicht erreicht, als er Schritte hinter sich hörte. Zugleich rief eine Stimme:

„Meister Vorsmann!“

Er blieb stehen und wandte sich. Die hohe Gestalt eines Mannes, der einen großen Pelz trug, kam eilig die Treppe herab.

„Ich bin Vorsmann!“ entgegnete der Meister. „Wer aber,“ fragte er, „sind Sie?“

„Derselbe, der Ihnen einen Brief durch die Post gesandt und Sie gebeten hat, auf den Letzten, der aus dem Dome tritt, zu warten. Ich bin der Letzte und Sie müssen der Meister sein, der sich des verlassenen Mar großmüthig annimmt.“

(Fortsetzung folgt.)



## Weihnacht zur See.

**U**s branden die Wogen, es klagt das Meer  
In tiefen, zitternden Tönen.  
Wie sind wir am Steuer die Augen schwer,  
Das Deck so öde, die Masten leer,  
Und rings ein Donnern und Stöhnen.

Christabend heute.—Und Bethlehems Stern  
Strahlt golden auf zitternder Welle;  
Matrosen, die feiern das Fest auch gern,  
Wie jubeln die Durschen, der Heimath fern,  
Der Heimath sonniger Schwelle.



D, führe mich heimwärts, Erinnerung,  
Und zeige dem Auge, dem trüben,  
Das Vaterhaus, da ich ein Knabe jung,  
In trauter, süßer Vereinigung  
Mit all den Fernen, den Lieben.

Da Vater, da Mutter! — Wir springen schnell  
Herein mit leuchtenden Blicken.  
Da winkt uns der Christbaum, strahlend hell,  
Und festgebannt stehen wir an der Schwelle,  
Im ersten, im stummen Entzücken.

Und zärtlich und stolz ruht der Eltern Blick  
Auf den Mädchen und jungen Knaben.  
— Zurück, ihr Bilder, ihr Träume, zurück, —  
Es spritzen die Wellen hoch an die Brigg,  
Von neuen Wellen begraben.

Begraben. — Begraben! — Es rollt das Meer,  
Es thürmt sich am Buge und schäumt.  
Die Nacht ist finster, die Welt ist leer,  
Und mein Herz, mein Herz, es ist so schwer,  
Es war ja das Glück nur geträumet.

Verlorenes Leben, o bittre Reu!  
Die Jugend, sie kehrt mir nicht wieder.  
Mein Meer, du klagest mit mir getreu,  
Willst übertäuben den Sehnsuchtschrei:  
O Heimath, o Eltern und Brüder! —



## Die schöne Festzeit.

Von W. S.

Sei uns gegrüßt von Herzen Grunde,  
Du süße, freudenreiche Zeit!  
Du bringst uns neue, frohe Kunde  
Von ihm, dem Herrn der Herrlichkeit,  
Der uns zum Heil und Trost erscheint  
Und liebend sich mit uns vereint.



„Mütterchen, wie lange ist es denn noch bis Weihnachten?“  
Kennt ihr den eigenthümlichen Reiz, welcher in dieser  
quälenden Kinderfrage liegt? Der Magazinschreiber  
kennt ihn, denn noch aus der Erinnerung an seine eigene Kind-  
heit klingt er wie ein süßes Echo herüber, und sollte er ihn  
jemals vergessen, dann erinnern ihn seine kleinen, weihnachts-  
lustigen Sprößlinge alljährlich zur Genüge daran. Ist ja  
doch die Weihnachtszeit sonderlich die Freudenzeit der Kinder,  
und auch die Alten werden im Hinblick auf „das Kind, das  
uns zum Heil geboren,“ wieder Kinder in Freude und Erinne-

rung. So wollen denn auch wir, lieber Leser, uns die Hand  
reichen und in recht kindlichem Geiste eine gemüthliche Fest-  
wanderung mit einander machen.

Wenn der erste Adventssonntag kommt, neigt das Jahr sich  
langsam seinem Ende zu. Der Herbst, der sich wohl sonnig  
bis an die Schwelle des Decembers hingespinnen, hat dem  
ungestüm andringenden Winter den Platz eingeräumt. Nicht  
mehr umduften die silbernen Geschmeide des Höhenrauchs die  
grauen Bergeshäupter, nicht mehr leuchten die rothen Frucht-  
köpfe des Hagedorns aus den zusammengeschrunpften Blät-  
tern hervor. Die Berge sehen ihre Nebellappen auf, den  
Himmel verhüllen eigenthümlich graue Wolken, von denen sich  
kleine weiße Sternchen ablösen, um zu den Gefilden niederzu-  
schweben, erst einzeln, dann dicht und immer dichter.



schneit. Fröhlich klatschen die Kinder in die Hände und scherzen: „Frau Holle schüttelt ihre Betten.“ Die Mutter aber, die mit den Kindern in das Schneegeföbber hinauszieht, bemerkt verbessernd, es müsse heißen: „Die Engelein schütteln ihre Bettlein.“ Während dem ist das Kleinste in der Wiege

bei dem Besuche die den Eltern zugedachten Geschenke vollendet werden sollen. Eine Stube bleibt jetzt stets verschlossen, die Eltern allein walten dort, und wenn sie dieselbe verlassen, schließen sie sorgfältig hinter sich ab. Die Kinder stecken darüber die Köpfe zusammen und versuchen, von leicht verzeihlicher Neugier gereizt, wohl gar, durch das Schlüsselloch zu erspähen, welche Herrlichkeiten sich in dem abgesperrten Heiligtum befinden mögen; doch nur wenig gewahren sie, nur ein wenig Tannengrün vom Christbaum, über welchem ein schöner weißer Engel mit kirschrothen Lippen und goldenen Flügeln sich wiegt. Da klatschen die Kleinen in die Hände und freuen sich im Voraus der Bescherung, die immer näher kommt.

Der ältere Bruder hat schon nach Stunden und Minuten ausgerechnet, wie lange man noch warten muß, und das jüngste Mädchen sieht staunend an dem gelehrten Bruder empor, welcher dieses Kunstexempel zu Stande gebracht hat.

Wer das schön geschmückte Christbäumchen wohl gebracht hat? „Ei, der Vater hat es selbst geholt im Walde droben an der schneebedeckten Quelle, wo der Wind so leise, leise in den Tannenzweigen rauscht,“ sagt eins der Kinder.

„Aber so schön geschmückt wachsen doch dort die Bäumchen nicht,“ sagt der kleine Vierjährige.

„Ei nun,“ entgegnet die Schwester geheimnißvoll, „die Engel werden ja wohl gebracht haben, welche einst sangen: Ehre sei Gott in der Höhe. Das gibt dem unruhigen Kleinen etwas zu denken, und mit ehrfurchtsvollen Blicken schaut er nach der Thür, wo das „Engelbäumchen“ steht. — Und so tritt denn endlich mit dem Glanze des Himmels in die Wohnungen der Menschen die ersehnte Stunde, in welcher Millionen Herzen höher glühen und rascher schlagen. Die heilige Nacht vergegenwärtigt Jedem, auch dem Kinde die frühliche Zeit der heiligen Weihe, welche die Hirten auf Bethlehemens

aufgewacht und verlangt halb weinend, halb kachend nach der Mutter. Und diese nimmt es mit einem herzhaften Ruck auf die rosigen Wanglein auf den Arm, zeigt ihm vom Fenster aus das Spiel der Flocken und singt:

„D' Engele han's Bedd gemacht,  
D' Jedere fliege runder —  
All Dag do schlofe sie,  
Z' Nacht, do sin sie munder.  
Wäre sie nidd munder z' Nacht,  
Wer hätt' dann mei Kind bewacht?“

So zieht sich die Zeit unter allmäligen Vorbereitungen und angenehmen Erwartungen dahin, bis der Tag vor dem heiligen Abend endlich heran kommt. In den Städten sehen wir jetzt die Weihnachtsmärkte eröffnet. Durch die Reihe der Buden drängt sich Groß und Klein in buntem Gewühl, und zu keiner andern Zeit des Jahres wird eine solche Menge Spielzeug gekauft und verkauft. Nicht geringere Geschäftigkeit als auf den Straßen herrscht in den Häusern zu dieser Zeit der stillen geheimnißvollen Aufregung. Die sorgsam waltende Hausfrau hat alle Hände voll zu thun; denn es fehlt zur würdigen Feier des Festes noch so Mancherlei, was herbeigeschafft sein will. Die älteren Töchter stehen ihr zwar treulich zur Seite, doch haben sie öfter als sonst eine Freundin zu besuchen, und die Mutter gewährt es ihnen lächelnd, denn sie weiß, daß

Fluren empfanden, als ihnen aus Engelmund die Kunde von dem Erscheinen des Welterlösers wurde. Und unwillkürlich stimmt Herz und Mund in den heiligen Chor:





„Heilige Nacht! Engel und Selige loben  
Und von dem Himmel dort oben  
Strahlet unsterbliche Pracht —  
Heilige Nacht.“

Heilige Nacht! Laß mir im Lebensgebränge  
Lönen der Engel Gefänge,  
Daß auch mein Festtag erwacht,  
Heilige Nacht.

Um nun die „große Freude, welche allem Volk widerfahren soll,“ möglichst allgemein zu verständlichen, drehen sich in allen Thüren die geheimnißvollen Schlüssel, und was Liebe und Freundschaft seit Wochen und Monaten zur angenehmen

Ueberraschung vorbereitet hat, führt Sanct Niklas mit seinem flüchtigen Gesessgespann auf dem gefüllten Schlitten zum Hofthore herein, wie ihr hier auf dem Bilde sehen könnt. Anmutige Räthsel lösen sich jetzt und Liebespenden gehen von Hand zu Hand. Mit Einbruch der Dämmerung erhellen

sich die Fenster, werden die Christbäume angezündet, und vor den barrenden Kindern thut sich auf die Pforte, welche zu dem Allerheiligsten ihrer Hoffnungen und Wünsche führt. Licht um Licht erglänzt von der geschmückten, vom Engel überschwebten Tanne, und liebliche Waldmärchen werden nach zwischen den vergoldeten Nüssen und Äpfeln, die von den Zweigen niederschwanen. Doch damit ist die süße und bunte Last des Wunderbaumes noch nicht erschöpft: er trägt Gewinde von Mandeln, Rosinen oder Pfeffernüssen, Figuren aus Zucker, Chocolate etc., etc.

Unter den Nesten der Tanne aber gewahrt der forschende Blick die Spenden, welche das Christkind den Kindern mitgebracht hat. Säbel, Trommel, Puppen und anderes Spielzeug aller Art ist um den Baum grup-

piert, wobei auch die Hirten mit allerlei Gethier nicht fehlen dürfen.

„Vertraulich lagern hier die Leuen  
Und weiden fromm mit Lamm und Kind,  
Der Hase darf den Hund nicht scheuen,  
Und — Aller König ist das Kind.“

Die Puppe und die Bücher dem Mädchen, aber Trommel, Stiefelpferd und Trompete dem Knaben.

Und nun muß die Bescherungsherrlichkeit gleich praktisch probirt werden. Das Stiefelpferd wird in „hauseigenen Galopp“ gesetzt und ein so schauerlich-schöner Trompetenstoß tönt durch das Zimmer, daß die alte Puss alle weihnachtlichen Gefühle vergißt und in jähem Schrecken über die Stühle setzt, um in einer Stubenede fauchend und spuckend sichere Zuflucht zu suchen.

Hat aber nun das Auge bewundernd all diese Herrlichkeiten durchflogen, so haftet es immer und immer wieder an dem Tannenbaume, dessen Kerzen das Zimmer mit ange-

nehmen Duft erfüllen. Ja, die Tanne bildet den sonnigen Mittelpunkt der deutschen Weihnachtsfeier. Sie war, wie die Eiche, den alten Deutschen ein heiliger Baum. Sie sagten, dieselbe ströme Blut aus, sobald sie verletzt werde. In Schillers „Tell“ sagt Walter zu seinem Vater:

„Vater, ist's wahr, daß auf dem Berge dort die Bäume bluten, wenn man einen Streich drauf führt mit der Art?“

Und als Tell fragt, wer das sage, antwortet Walter:

„Der Meisterhirt erzählt's. Die Bäume seien Gebannt, sagt er, und wer sie schädige, Dem wachse seine Hand heraus zum Grabe.“



Uns aber ist der Weihnachtstannenbaum vielmehr, als ein sagenhaftes Heiligthum der Vorzeit. Uns ist er ein Sinnbild



des Lebens in Christo, welches uns in unsere geistliche Winternacht hereinblüht und leuchtet, ein Sinnbild von dem Hoffnungsgrün, welches die Gläubigen in dem Heilande haben, dessen Geburtsfest wir auf Weihnachten feiern.

Die Lichter auf dem Christbaum entflammen zunächst einem Gebrauch unserer Vorfahren, welche beim Julfest die heiligen Haine mit Kerzen und Strohfaceln zu erleuchten pflegten. Dieser sinnige Gebrauch ging auch auf die spätere Zeit über, und scheint es früher auch öffentliche Weihnachtsfeuer gegeben zu haben, wie sie heute noch zu Schweina in Thüringen im Gebrauch sind. Dort errichtet die Jugend auf dem Döngelsberge eine Pyramide aus Steinen, zu welcher man am Christabend mit Faceln hinaufzieht, Weihnachtslieder singt und

Blockhaus des Urwälders, sowie in den reichgeschmückten Salons des deutschen Kaufmanns an den Gestaden der Südsee und auf dem Glanze seiner Lichter haftet heiliger Ahnung voll das Auge des neubekehrten Kaffern.

Selbst der starre Nationalstolz des Briten hat sich dem Weihnachtsbaume gebeugt, und die riesige Nebelstadt London lacht wenigstens einmal im Jahre im Lichterglanz des deutschen Weihnachtsbaumes vor Freude und Lust, so gut eben ein solches Ungethüm lachen kann. Deshalb hat aber natürlich England seine Weihnachts-National-Eigenthümlichkeit nicht aufgegeben. Willst du in England ein wahres „National-schauspiel,“ wie es die Londoner nennen, sehen, so mußt du auf den Leadenhall Markt gehen. Dieser Markt liegt im



schließlich die Faceln auf einen Haufen wirft. Unten auf der Ebene wieder angelangt, stimmt man beim Scheine von Faceln und Grubenlichtern Christlieder aus dem Gesangbuche an, welche mit Instrumenten begleitet werden.

Gegenwärtig hat der Christbaum die Runde durch die Welt gemacht. Wohin deutsche Auswanderer, deutsche Reisende, deutsche Missionare, deutsche Cultur gedrungen, überall haben sie den Weihnachtsbaum aufgerichtet, so daß, wenn jezt die heilige Nacht herniederschwebt, das Sinnbild deutscher Weihnachtsnacht bei uns hier in Amerika nicht weniger erglänzt, als im „Busch“ Australiens, unter dem Aequator ebenso, wie im ewigen Eise des unwirthlichen Nordens. Er zaubert der verlassensten deutschen Heimath unnenndbaren Reiz in das einsame

Mittelpunkt der Hauptstadt. In den lustigen Tagen Londons ist es, als ob eine Fee ihn mit ihrem Zauberstabe berührt und jeden nur denkbaren Theil mit Truthähnen, Gänsen, Enten und anderem Geflügel gefüllt hätte. Tausende von Truthähnen hängen an den Häusern herab und Berge von Geflügel bedecken die Straßenpflaster. Der vornehmste Schmuck des Platzes sind zwei Riesentruthähne, die an einer in die Augen fallenden Stelle aufgehängt sind, mit bunten Bändern an den Füßen und großen Rosetten auf ihrer weißen Brust. Uebrigens wollen wir unseren transatlantischen Vettern durchaus keinen Vorwurf daraus machen, daß sie sich zur Festzeit einen Truthahn- oder Gänsebraten schmecken lassen. Seiden wir ja doch an derselben Schwachheit.



Endlich bricht der Christmorgen an. London ist ungewöhnlich still an demselben, so lange der Morgen dämmert, stiller sogar als an Sonntagen. Die Sonne steigt höher; die Wetterfahnen der Kirchtürme erglänzen in ihrem Lichte; nun beginnt auch der Verkehr auf den Straßen; aber derselbe ist nicht gewöhnlicher Art. Jetzt fangen die Glocken an zu läuten, bald nah, bald fern: es ist als ob heilige Freudenlänge die Luft erfüllen—du fühlst es ist *W e i h n a c h t e n*. Die Straßen werden belebt von Kirchgängern. Tritt mit ihnen ein in das Gotteshaus! Es sieht heute ganz besonders einladend aus—festlich geschmückt empfängt es seine Gäste. Die alten Schnitzereien aus Eichenholz, die alten, gewichtigen Bänke und Kirchsitze sind blank polirt—das ganze Innere aber ist mit Stechpalme, Mistel und Lorbeer, und mit allem Grünen und Schönen geschmückt, was um diese Zeit nur Geld und Liebe herbeischaffen können.

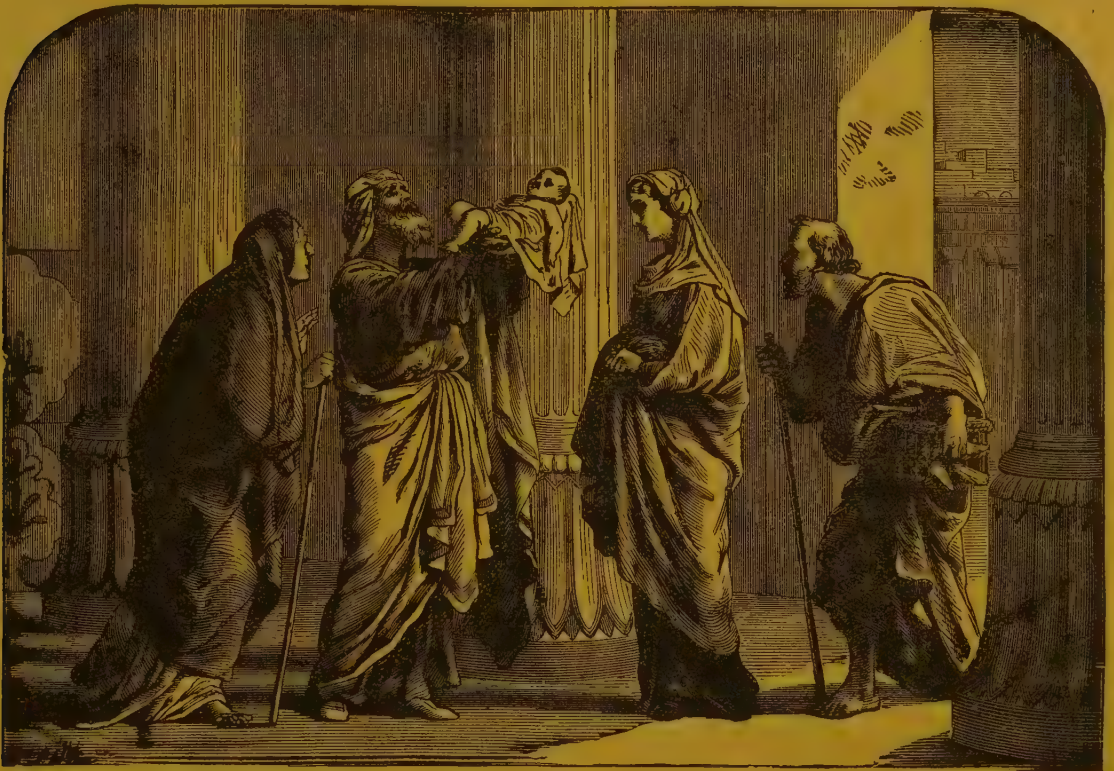
Doch genug des Umherschweifens, sonst möchte unsere Festwanderung am Ende zu ausgedehnt werden. Wir gehen durch die schöne Festzeit und genießen all die Zeichen und Spenden der Liebe im Häuslichen- und Freundschaftskreise, verlieren dabei jedoch nicht aus dem Augenmerk, daß

„Der König, welcher Blut und Leben,  
Dem Leben seiner Völker weicht,“

der Mittelpunkt des Ganzen ist. Auf's Neue soll auch diese Festzeit uns begeistern in That und Leben auszuführen, was der Dichter in folgenden Worten so schön ausdrückt:

„Wem anders soll ich mich ergeben,  
O König, der am Kreuz erblich?  
Ich opfre dir mein Blut und Leben,  
Dir weicht mein ganzes Herze sich!  
Dir schwör ich zu der Kreuzesfahne  
Als Streiter und als Unterthan.“

Zum andern aber mahnt uns auch diese Festzeit wieder an die Flüchtigkeit unserer Tage. Ein Jahr ist nun wieder dahingeschwunden. Ein anderes kommt. Gott walt's! In Gottes Hand steht unsere Zeit und—unsere Ewigkeit. Ihm sei Alles anheim gestellt. Wir müssen also unsere Festwanderung beschließen und den Leser für diesmal wieder verlassen. Wir wünschen noch zum Schluß ein glückseliges neues Jahr. Gebe es Gott.



## Simeons Weihnachten.

**D**u des heil'gen Tempels Schwellen,  
Ihren Knaben darzustellen,  
Zieh'n mit gläubig frommem Sinn  
Joseph und Maria hin.  
Und des Kindleins harret schon  
In dem Tempel Simeon;  
Und er hält es in den Armen,  
Preiset Gott und sein Erbarmen,  
Daß ins dunkle Erdenland  
Gott das Licht der Welt gesandt.

Wieder ist auch uns geboren  
Dieses Kindlein ausserförm,  
In der stillen, heil'gen Nacht  
Ist's vom Himmel uns gebracht.  
Laßt, wie Simeon, den frommen,  
Alle uns zum Tempel kommen,  
Daß wir preisen Gottes Knab',  
Der den Sohn gesendet hat,  
Aller Welt als Licht und Stern:  
Laßt uns lieben Christ, den Herrn.



# Ehre sei Gott in der Höhe!

Von J. M. Biermann.

**E**hre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! so tönt es wieder allenthalben durch die winterlichen Lüfte aus den festlichen Räumen der Kirchen, der Schulen und der Wohnungen. Der Heiland der Welt ist geboren; daß freuen sich die Engel des Himmels, dorob jauchzen die Völker der Erde.

In den heimatlichen Gauen des deutschen Vaterlandes und allenthalben, wo die Söhne und Töchter der strebsamen Germanen ihre culturerzeugenden Wohnsitze aufgeschlagen haben, bringt das freudreiche Weihnachtsfest auch seinen mit Gaben der Liebe reich geschnittenen Weihnachtsbaum.

Das Kommen des heiligen Festes ist für die Jugend jedes Jahr eine Art Weltbegebenheit, die ihr ganzes Wesen, ihr Dichten und Trachten, ihre Hoffnungen und

Träume erfüllt. Neben der schönen Erinnerung an die unendliche Liebe des himmlischen Vaters, der seines eingebornen Sohnes nicht verschonet hat und ihn uns schuldbeladenen Menschen gesandt hat, um für uns zu leiden und zu sterben, sind es in hohem Grade die Gaben der Liebe, der Barmherzigkeit, der Freundschaft, welche mit dem Weihnachtsfeste verbunden sind, die nicht nur in den jugendlichen Gemüthern, sondern gar häufig auch in den Herzen der Erwachsenen einen nicht kleinen Raum einnehmen. Da machen am schönen Morgen des herrlichen Festes allerlei liebliche Spielsachen ihre Erscheinung. Aber auch für die dem glücklichen Kindesalter Entrückten hat das Christfest noch eine angenehme Nebenbedeutung. Der liebevolle Vater überreicht seiner treuen Gefährtin mit zärtlichen Blicken etwas Nützliches, Schönes und Sinniges; die emsige Gattin hat von ihrem oft durch Entbehrung und Nachtarbeit Erspartem, dem mit des Schicksals Stürmen kämpfenden

Ernährer ihrer Familie eine Ueberraschung bereitet und überreicht sie ihm am festlichen Morgen des Weihnachtstages mit Freude im Auge, mit inniger Liebe im Blicke. Erwachsene Söhne und Töchter geben und empfangen an diesem hohen Festtage Geschenke der Liebe und Barmherzigkeit.

Unsere Abbildung führt uns eine glückliche christliche Familie vor Augen, die im Begriffe steht, das Mittagsmahl am heiligen Christfeste zu genießen. Das junge Ehepaar ist mit

zwei lieblichen Kindern gesegnet, welche ihre Plätze am reichbestellten Tische eingenommen haben und mit appetitlicher Neugier der Dinge warten, die auf ihre Teller kommen sollen.

Der reich behangene Christbaum im Nebenzimmer hat jetzt Zeit, von den neugierigen und verlangenden Blicken der beiden Kleinen auszurufen, und Vater und Mutter sind mit hingebender Liebe bemüht, ihren Kindern das

Festmahl recht angenehm zu machen. Der freundliche Papa schneidet die weichsten und saftigsten Stücklein für seine Lieben von dem delikaten duftenden Turkey-Braten ab, und die liebevolle Mutter, mit der gefüllten Theekanne in der Hand, sieht wohlgefällig zu, wie der zufriedene Vater die besten Bissen für seine Kinderchen losschneidet. Aus den Augen der beiden Eltern ist häusliches Glück zu lesen, und wir wünschen der kleinen Familie den besten Appetit und noch recht viele glückselige Weihnachten.

Allein nicht überall herrscht das Glück unter den Menschen auf Erden: des Lebens Güter sind unter uns Sterblichen gar ungleich vertheilt. Neben dem Ueberfluß wohnt oft die Armuth. Oft ist diese Armuth eine Folge der Unmäßigkeit, der Ausschweifung, der Sorglosigkeit, der Faulheit, des Lasters; häufig aber ist sie eine Folge des Unglücks und der Prüfung. Mit allen Leidenden sollen wir Mitleid haben und ihnen ihre





Last zu erleichtern suchen; aber namentlich haben Diejenigen Anspruch auf unser Mitgefühl und unsere Hülfe, welche unverschuldeter Weise unter dem Drucke der Armuth leiden. Auf dem Bilde vor unseren Augen sehen wir auch als Gegenheil von der glücklichen Familie eine arme abgekehrte Mutter, die ihren winnenden Säugling ans Herz drückt, um ihn mit ihrer eigenen Wärme vor der winterlichen Luft zu schützen. Ihr Blick erzählt eine traurige Geschichte von Entbehrungen aller Art, von getäuschten Hoffnungen, von einer trostlosen Zukunft. Ihr Auge ist starr, das Leben scheint ihr eine Last, und rathlos schmiegt sie sich an ihren fast stumpfsinnig gewordenen Gatten, der mit offenem Munde und mit begehrllichem Gefühle den zur Schau gestellten Lügen der Wohlhabenden betrachtet. Auch er hat mit den Seinen einmal bessere Tage gesehen. Freilich hätte er in jenen Tagen die Fängel seiner

Leidenschaften straffer anziehen sollen; aber — „welcher unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf ihn.“

Später gefellten sich zum Leichtsinne Krankheit und Mißgeschick. Es traf ihn unvorbereitet. Jetzt ist die Noth da, und sie ist groß. Was will das traurige Bild dir und mir aber sagen, lieber Leser? In den folgenden schönen Dichterworten laß uns die Erklärung hören:

„Kommt dir ein darben Menschenkind  
Entgegen, rothgeweint,  
Erbarm dich seiner Noth geschwind,  
Du, dem die Sonne scheint!“

Es ist ein Altar, von dem Herrn  
Zum Opfer dir gesandt;  
Leg nieder deine Gabe gern  
Und mit verschwiegener Hand.“



## Weihnacht im Walde.

Von F. Knabe.

**R**ühmt nur der Saaten frisches Grün,  
Des Raines Veilchenduft,  
Der Wiesen goldnes Primelblühn,  
Des Himmels blaue Luft. —

Ich lobe mir des Waldes Pracht,  
Zu schöner Weihnachtszeit,  
Den Wald mit seiner Zaubermacht,  
Wenn Alles ist beschnitten.

Wenn Dorf und Stadt und jedes Haus  
Im tiefen Schnee versinkt,  
Wenn Nord die Boten sendet aus,  
Der Reis am Baume blinkt.

Dann steht er wie ein Weihnachtsbaum  
Im Winter-Sonnenschein,  
Gar stattlich blickt er in den Raum  
Bon Berg und Höh'n hinein.



Es ist, als ob er sagen wollt',  
Daß ihm gerechter Preis,  
Daß ihm der Winter Achtung zollt  
Nach Tagen schwül und heiß.

Das er in seiner Majestät  
Sich drob vergnügt ergeht,  
Zur Kurzweil sich den Freund erspäht,  
Der seinen Brauch versteht.

Der Wangenroth und frischen Muth  
Zur Regel sich ermisst,  
Am Silberreiß erwärmt das Blut  
Und ganz fein eigen ist.

Drum rühmt nur, was der Frühling hegt,  
Was Alles euch gefällt,  
Der Wald, der seine Reize pflegt,  
Birgt eine Zaubervelt.



## Ein Weihnachtsabend auf der Lokomotive.

Es war ein kalter trüber Wintertag, der 24. December des Jahres 1876. Der Sturm tobte und rüttelte an den dicht verschlossenen Fenstern, während die strenge Kälte glitzernde Eisblumen in den zartesten Tönen an die Fenster Scheiben malte, welche in den prächtigsten Phantasiegebilden hingezaubert waren.

Ich saß behaglich in dem wohl durchwärmten Zimmer auf der Reservestation in G. . . und schaute träumerisch den vom Winde hin und her gejagten Schneeflocken nach, welche in dichten Massen vom Himmel herabsielen. Unwillkürlich wurde ich in die goldene Jugendzeit zurückversetzt, in der ich den ersten Schnee mit lautem Jubel begrüßt hatte, an die köstlichen Spiele, die wir gespielt hatten, erinnert: dann tauchte ein

Bild häuslichen Glückes auf, in dem die lieben Meinigen mit mir vereint das heutige Christfest feierten. „Komme mir nicht zu spät,“ hatte mein jüngstes Söhnchen bei meinem Weggange mir aus dem Bettchen nachgerufen, „und lasse uns nicht wieder so lange warten wie im vorigen Jahre, du böser Papa!“

Noch eine Stunde, und ich konnte nach Hause zu den Weinigen. Ich malte mir den heutigen Abend mit dem festlich glänzenden Christbaum und den lachenden Kinderaugen in den schönsten Farben aus, als plötzlich eine von oben bis unten mit Schnee bedeckte Gestalt mit den Worten ins Zimmer trat: „Herr B. . . , beeilen Sie sich, Sie müssen auf die Lokomotive des Eilzuges, der eben in den Bahnhof eingelaufen ist, der Lokomotivführer ist plötzlich erkrankt.“



Verschücht waren die süßen Träume, die raue Wirklichkeit trat an mich heran, und ohne Verzug begab ich mich auf die Lokomotive.

„Viel Glück bei diesem Unwetter und recht baldige Wiederkehr!“ rief mir der Stationsvorsteher noch nach, als ich bereits den Regulator geöffnet hatte. Hinaus ging es aus dem Bahnhofe in die Dunkelheit und in den schneidenden Sturm, der sich mit Macht in den dahin brausenden Zug warf und gegen die Maschine mit aller Kraft ankämpfte, so daß dieselbe Mühe hatte, in das fahrplanmäßige Tempo zu kommen. Sei! wie stieben die aufgestörten Schneemassen auseinander, welche von den Bahnräumern und Rädern hoch aufgeschaufelt wurden, wie piffen und ächzten die Räder in der grimmigen Kälte! Bald waren wir trotz der schützenden Ueberdachung von unten bis oben mit kleinen Schneekristallen bedeckt, welche sich mit ihren nabelscharfen Spitzen wie böse Quälgeister in Augen, Rippen und Wangen festbohrten. Immer dichter fiel der Schnee vom Himmel, schrecklicher heulte der eilige Sturm, welcher trotz der warmen Kleidungsstücke bis auf Mark und Bein drang und an der schwer keuchenden Maschine seinen Unmuth austobte. Unbeirrt eilten wir auf der glänzenden weißen Bahn weiter—die Schienen waren vollständig berweht und ließen hinter uns nur aufgewühlte Schneemassen zurück, in die der Sturm schnaubend und zausend hinein fuhr. Bald tauchte ein Bahnwärterhäuschen auf, an dem der Bahnwärter trotz des Schneegestöbers salutirend an die Mähe griff, bald wieder eine Brücke, über die der Zug donnernd dahin sauste. Vorwärts, vorwärts!

Zu meinem Leidwesen bemerkte ich bald, daß der Heizer noch ein Neuling und wenig mit den Arbeiten während der Fahrt vertraut war. Ich mußte mich nicht nur um die gehörige Instandhaltung des Feuers kümmern, sondern auch dem Kessel durch die Pumpen das erforderliche Wasser zuführen, kurz alle Vorrichtungen anordnen, die ein geschulter Heizer ohne besondere Aufforderung verrichtet. Hatte ich beim Öffnen der Feuerthüre in die weißglühenden Feuermassen da unten im Höllenschlund gesehen, so war ich momentan erblindet, und schloß Sekunden lang die Augen, um mich wieder an das Schneelicht zu gewöhnen.

Trotzdem ging anfangs Alles gut, und wir passirten glücklich mehrere Stationen. Unwillkürlich wandten sich meine Gedanken den Meinigen, meinem Hause zu. Ich sah im Geiste, wie die lieben Kleinen in der dunkeln Kammer auf das Angünden der Bichter auf dem Weihnachtsbaume warteten: ich sah mein liebes Weib, wie es, selbst des Trostes bedürftig, den Kleinen Trost spendete und ihre Hoffnung, daß ich bald zurückkehren würde, belebte. Von Zeit zu Zeit brausten wir an einem Bahnwärterhäuschen vorüber, aus dessen Fenstern heller Lichterglanz in die Dunkelheit fiel. Dort umringten jubelnde Kinder das Christbäumchen. Die Glücklichen!

Da ereignete sich etwas, was meine Aufmerksamkeit ganz in Anspruch nahm. Wir passirten eben eine Stelle, die ein starkes Gefäll hatte, ich rief daher dem Heizer Fischer zu, er möge die Bremse ein wenig anziehen.

Als dieser nun meinen Befehl ausführen wollte, ertönte ein einem Büchenschuß ähnlicher Knall, und Dampfmassen und undurchdringliche Finsterniß hüllten uns ein.

„Hilf Himmel!“ rief ich verzweiflungsvoll aus, „das Wasserstandglas ist gesprungen; Fischer, schließen Sie die Absperrhähne.“ Der ausblasende Dampf und das damit verbundene Geräusch übertönten meine Stimme, mein Fischer war und blieb trotz meines noch lauterer Rufes verschwunden, und ich

mußte nun selbst die Hähne schließen, wenn ich dem Austritt des Dampfes aus dem Kessel steuern wollte. Glühendheißer Wasserdampf verbrühte mir, als ich nach den Griffen der Hähne fassen wollte, die Hände, zögernd zog ich sie zurück, ermannte mich aber wieder, tastete und fühlte noch einmal. Endlich hatte ich den unteren Griff gepackt und wollte denselben mit einem Ruck zudrehen, er spottete aber aller meiner Anstrengungen. Unaufföhrlich entströmten die Dämpfe brausend und zischend dem Kessel, kondensirten sich und durchnäßten meine Kleidung bis auf die Haut. Rasch eilte ich an den Werkzeugkasten, tastete im Dunkeln herum und fand endlich einen Mutter Schlüssel. Noch einmal wagte ich mich in das brausende Dampfmeer hinein, griff und fühlte endlich die kleine Schraubenmutter, welche den widerwilligen Hahnriegel so ungebührlich festgehalten hatte; ein Druck, und dieselbe war gelöst. Im Augenblick war ich auf der anderen Seite, griff trotz der brennenden Schmerzen in den Händen und im Gesicht nach dem Hebel, fand und schloß denselben, nun dem ausströmenden Dampf den Weg versperrend. Aufathmend und erfreut über den Sieg, den ich dem entfesselten Dampf abgerungen hatte, wandte ich mich dann wieder der Beobachtung der Straße zu. Das Zeitmaß war mir vollständig verloren gegangen, Minuten mußten wie Sekunden verflüchtigt sein, denn plötzlich bemerkte ich grünes Licht, wir befanden uns dicht vor dem Bahnhof S . . . t. „Fischer, um Alles willen, knebeln Sie die Bremse an,“ schrie ich denselben an, welcher beim Plagen des Wasserstandglases in die äußerste Ecke des Tenders retirirt war, „wir fahren sonst durch den Bahnhof.“

Mit nerviger Faust erfaßte er die Bremsenspinde und drehte dieselbe an, daß von den Rädern die Funken hoch aufspritzten, gleichzeitig gab ich das Nothsignal mit der Dampfpeife, doch unaufhöhrlich rollte der Zug weiter, kaum daß sich die rasende Geschwindigkeit merkbar verringerte. Schon waren wir weit über das Signal hinaus, hatten den Anfang des Perrons erreicht, jetzt tauchte das Stationsgebäude auf, auch dieses war passirt, und noch immer gelangte der Zug nicht zum Stillstand. Ich hatte den Sandstreyapparat aufgerissen, um auf den schlüpfrigen Schienen die Abhäsion der Räder zu vergrößern, warf die Steuerung zurück, gab Contredampf, daß die Maschine in allen Gliedern vibrirte—endlich nach langen Sekunden verminderte sich das Tempo, und der Zug hielt mit dem letzten Wagen am Ende des Perrons. Da brauste von der anderen Seite der Personenzug in den Bahnhof, nur noch einige Umbrehungen, und wir standen hart bei einander.

„Herr, sind Sie von Sinnen! So wild in die Kreuzungsstation hineinzufahren,“ hörte ich die Stimme des Stationsvorstehers rufen. „Sie wären um ein Haar mitten durch den Personenzug gefahren. Das ist denn doch zu arg, diese Fahrlässigkeit muß höheren Ortes zur Sprache gebracht werden.“

Ich war vom Schreck noch so betäubt, daß ich die Vorwürfe schweigend hinnahm, während ich mich mit dem Einsetzen eines neuen Wasserstandglases beschäftigte.

Endlich fand ich die Sprache, aber zu langen Auseinandersetzungen war jetzt keine Zeit. Rasch wurden die Lokomotive und der Heizer gewechselt, dann ging es wieder hinaus in den immer dichter und dichter fallenden Schnee.

„Passen Sie jetzt auf,“ rief ich meinem Heizer zu, „nun kommen wir an die gefährlichste Stelle, wenn wir die wohlbehalten passirt haben, können wir von Glück sagen. Schließen Sie die vordere und öffnen Sie die hintere Afsenklappe, sonst dringen die zusammengeballten Schneemassen unter die Rost und tödten das Feuer.“ Ich selbst warf noch einige Schaufeln



Rohren in den geöffneten feurigen Schlund, um im Moment der größten Gefahr die volle Dampfkraft meiner Maschine entfalten zu können. Noch weiter öffnete ich den Regulator, rascher wurde das Tempo des ausströmenden Dampfes und der damit verbundenen rasselnden Schläge, eilender noch schoß der Zug dahin. Drohend thürmte sich uns eine Schneewand entgegen, die wir in vollem Lauf durchbrechen mußten, wenn wir nicht unter dem weißen Leichentuch begraben sein wollten.

Pfeilschnell stürmte der Zug in den Schneeberg hinein, hoch auf spritzten und sprühten die angegriffenen Massen wie weißer Schaum bis über den Schornstein, immer dichter und dichter drängte der aalglatte Feind nach und übergoß in den feinsten Atomen die beweglichen Theile und den dampfenden Kessel, an dessen glattem Körper er aber machtlos abprallte. Rasch nahm bei diesem Durchpflügen die Schnelligkeit ab, keuchend und schwerstöhnend arbeitete sich die Maschine Schritt für Schritt vorwärts. Endlich aber faßte sie doch wieder festen Fuß und eilte nun mit vergrößertem Tempo auf

der eisernen Bahn vorwärts. An jedem Vorsprung, an jeder Erhöhung setzte sich das weiße, flüssige Element fest, schnellte rastlos, vom Sturm getragen, empor und kontrastirte seltsam mit dem schwarzen Rauch aus der Maschine, welchen der tobende Sturm windabwärts trieb. Muthig blickten wir der Gefahr ins Auge, denn von unserem entschlossenen Handeln hing das Wohl und Wehe der uns anvertrauten Passagiere ab.

Ermattet und erfroren erreichten wir endlich die Endstation.—Als ich im ersten Morgengrauen wieder auf meiner Station und in meinem Hause eintraf, da trat mir meine Frau bleich und überwacht entgegen. Einsam stand der geschmückte Tannenbaum, seines Lichterschmuckes beraubt, in der Ecke.

„Das war ein trauriger Weihnachtsabend,“ sagte meine Frau, indem sie mich umarmte.

„Nicht doch,“ erwiderte ich, „das war ein schöner Weihnachtsabend; denn es war mir vergönnt, durch meine Entschlossenheit das Leben vieler zu erhalten!“ (Daheim.)

## Uf'n Berliner Weihnachtsmarkt.

(Monolog eines Christbaumhändlers.)



„A, Madamelen, wie is et denn? Treten Se näher, id verlooße aus, id gebe den Boom für den Preis, den der Knüppel kostet, die Nests kriegen Se als Knochenbeilage. . . Nimm dich eenen mit, mien Junge, id soll heute noch det erste Jeschgäft machen. Sieh dich man

die Waare an, du kannst vor lauter Nadeln den Boom nich sehen. Schte Tanne, nich die Spur von Kiefer. . . . Et nützt Alens nisch, id schreie mir heiser un Keener bekümmert sich drum. Die Menschen buhn jerade, als wenn sie keene Kinder hätten un dieses Jahr keenen Boom anzünden müßten. Rabens- eltern un Rabenvormünder! Un id, id stehe hier un et wird immer später un miene Dammen werden altbasten un wenn et nich gleich losseht, dann hat miene Morgenstunde keenen Nickel im Munde, von Zols jar nich zu reden. . . . Aee, die Kälte! So kalt war et selbst in vorrichten janzten Sommer nich. Et is unjlaublich, wie kalt et uf die unterste Steuerstufe is. Bitte, miene Herrschaften, treten Se näher, noch is et Zeit. Die Dannenernde war schlecht, die Reblaus hat viel zerstört, un nur durch miene

direkteste Verbindung mit die reellsten Holzstrebler der Umjegend is et mir möglich gewesen, mien Lager zu assortiren. Immer heran, miene Damens, et wird ihnen nich jereuen. . . . Keene Kälte läßt sich sehen und die Kälte wird immer später. Id sehe schon, id werde miene Dannen für heute zumachen.



Aber wat seht denn noch in diese faule Zeit? Erst dachte id mir uf die Telephöne zu werfen. Du lieber Friebe! Da wäre id schön ringefallen, denn die Herrschaften, die sich so'n Ding an schaffen könnten, haben entweder schon en Floßenzug, wenn die Kälte in kommen soll, oder die Zündbige seht selbst in die Küche

un telephont die Köchin mündlich. So spart sie die Ausjabe. Aee, diese Jeschgäftsfläue, et is wahrhaft rührend. . . . Immer heran miene Herren, id gebe heute Alles billig, bloß weil Sie et sind! . . . Sie jehen vorüber wie Minister, wenn interpellirt wird. Aber id sehe et ein. Et seht heututage nich ohne Reklame. Id hätte anzeigen sollen, dat id für jeden Boom, den id verlooße, eene künstliche Nase an die türkschen Verwundeten liefere oder eene Conjressfikung zurecht seze. Für die



Russen und Türken int vorrichte Jahr hatte Jeder Fels, un wenn et mit Rolschuhe zusammengerollt werden mußte. Wie sind sie rumgerollt un für die Gefallenen jefallen. Aber für uns arme Kerls, die wir doch ooch unser liebes Plewona mit uns rumschleppen un nich wissen, wo wir dat liebe Brod hernehmen sollen, schnallt sich keen Mensch die Rinschuhe an un stetet uns een paar Mark zusammen. . . . Zimmer heran, miene Herrschaften, jeht is et noch Zeit, um Pfingsten herum stehe id nich mehr hier, da schlafe id schon bei Mutter Trün unter die Dannen, die heut übers Jahr uf'n Markt kommen. . . . Erst hieß es, det Jeshäft jeht nich, weil Frankreich vor die Thür steht, un jeden Dogenblick, dat Petroljum proklamirt werden kann. Nu is et aber vorbei mit die Krisis, Herr MacNapson hat ja nachgejeven, indem sich dieser Jyrestersch

für den Aujust miliö entschieden hat. Na, wo bleiben denn nun die Käufer? He . . . . Zimmer heran! Allens billig, id jebe die Danne untern Fabrikpreis. Et is ja Frieden, dat Vertrauen kehrt ja zurüd, miene Damen und Herren, loofen Sie doch ihren Weihnachtsboom! Id habe die schönste, halbjeshentteste, billigste Waare, un Hunger hab id ooch, so daß id ganz alleene Plewona zur Ueberjabe hätte zwingen können. . . . Ah, da kommt Gener. Det is nett. Womit kann id Sie dienen? Det Jeshäft jeht jilücklicherweise unjeheuer flott, et is schon arg ausjesucht. Besinnen Sie sich nich, da nehmen Sie diesen Prachtboom, dadrunter können Sie die theuersten Sachen bescheren. Id sage Ihnen, wie dieses Jahr das Jeshäft florirt, det ist Sie en Prachtstaat mit dem Ueberfluß an Jeldesmangel. Nee, da hört schon Allens uf. . . .

## Weihnacht im Dachstübchen.

Von W. S.

Recht ihr sie, die kasse, abgehärmte Frau im Dachstübchen? Unheimlich flackert das niedergebrannte Kerzenlicht bei jedem Windstoß, der gegen das gebrechliche Fenster fährt. Dämmerige Schatten spielen an den vergilbten Wänden. Und wie kalt es ist. Warum macht die einsame Näherin kein behagliches Feuer? Warum näht sie an dem Binnen, bis ihre steifen, braunen Finger die Nadel nicht mehr zu halten vermögen? Warum muß sie dieselben über dem spärlichen Kerzenlichte wärmen? Ja, warum? Ach, wie viele „Warum“ gibt es doch in dieser Welt, auf welche besonders der Arme keine Antwort hat!

Nicht immer hat die Näherin am heiligen Abend so einsam gegessen. Nicht immer war es so kalt und trostlos in ihrem Stübchen und — in ihrem Herzen. Ein liebender Gatte saß ihr einst zur Seite, und im Scheine des Weihnachtsbaumes spielten zwei liebliche, goldlockige Knaben. Auf ihren eigenen Wangen blühten die Rosen der Gesundheit, und in ihren Augen strahlten lächelnde Glücksterne. Wie hat sich das Alles geändert. Ueber die Gräber des Gatten und des ältesten Knaben hat der Winter seinen schneeweißen Weihnachtsmantel ausgebreitet. Die Rosen auf ihren Wangen haben die langen, schmerzlichen Nachtwachen am Krankenbette gebleicht, und die „Glücksterne“ hat sie mit ihren Lieben begraben.

Wo ist aber der jüngste der Knaben, der einzige irdische Trost, der ihr geblieben ist? Er schläft. Sie hat ihn frühe zu Bette gebracht. Es war die einzige Weihnachtsgabe, welche sie ihm zu geben vermochte: einen süßen Mutterkuß auf die jugendliche Wange und ein Schlummerlied, damit er in sanf-

tem Schlafe die Trostlosigkeit des Abends vergessen möge. Arme Mutter! Der Spargfennig, welchen sie in den Jahren ihres Glücks für „Regentage“ aufgehoben hatte, ist durch die Unkosten, welche Krankheit und Tod in der Familie verursachten, aufgebraucht. Was nun beginnen? Die Welt ist so hart, so freundlos gegen Leidende.

Sie mußte zur Nadel greifen, um für sich und ihren theuren Knaben das kümmerliche Brod zu erwerben. Kümmerlich in der That:

„Sie hat kein Holz, kaum hat sie Brod  
Und klagt dem lieben Gott die Noth!“

Und dennoch will es mir scheinen, als ob ein eigenthümlicher Zug der Freude und des inneren Friedens auf diesem Antlitze läge. Was mag es sein? Hat sie nicht mit ihren Lieben ihre Zukunftshoffnungen begraben? Ach nein! Dadurch sind dieselben erst recht lebendig geworden. Nicht Hoffnungen auf irdischen Glanz und Freuden dieser Welt, sondern „die Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit.“ Sie kennt das Geheimniß des Wortes:

„Der beste Freund ist im dem Himmel.“

und deshalb kann sie sich auch in der Einsamkeit mit ihrem Heimweh trösten.

Horch! soeben klingen die Weihnachtsglocken vom Thurme herab, um den heiligen Abend einzuläuten. Unsere arme Freundin kann nicht mit den fröhlichen Festgästen zum Gotteshaufe eilen, denn die begonnene Arbeit muß heute noch fertig werden. Aber vom Gottesdienste braucht sie deshalb nicht ferne zu bleiben. Sie vergißt Kälte und Einsamkeit bei dem feierlichen Glockenklange, sie fällt auf ihre Kniee im einsamen Dachstübchen und spricht betend:



„Jesu, großer Wunderstern,  
Der aus Jakob ist erschienen,  
Meine Seele will so gern  
Dir an deinem Feste dienen;  
Nimm doch, nimm doch gnädig an,  
Was ich Arme geben kann.“

Und siehe da! Der himmlische Freund ist ihr näher, als Manchem im festlich beleuchteten Dome und Freude und Hoff-

nung wird in ihrem Inneren neubelebt. Sie fühlt sich nicht mehr arm, nicht mehr einsam und verlassen. Sie möchte wohl mit Königen und Fürsten nicht tauschen, denn sie hat köstlichere Schätze als die Erde zu bieten vermag: Gottesleben, Seelenfriede. Lieber Leser! Möchtest du die arme Näherin im Dachstübchen nicht beneiden? Oder, was besser wäre, sie ober Ihresgleichen mit Rath und That unterstützen?

## Juditha; oder die ersten englischen Ansiedler in Nord-Amerika.



### 1.

Am 17. April des Jahres 1607 war es, als im Hafen von Plymouth sich eine unabsehbare Menschenmenge versammelt hatte und ein mit vielen Passagieren angefülltes Schiff auf dem Punkte stand, in See zu stechen. Laute Töne des Jubels, vermischt mit Böllerschüssen, gegenseitige Zurufe scheidender und zurückbleibender Freunde und Verwandten — das sind die fast immer sich wiederholenden Scenen bei der Abfahrt eines Seeschiffes. Indes schien die jetzige Abschiedsfeier von ganz besonderer Bedeutung zu sein.

Schon längst war die englische Regierung mit dem Plane umgegangen, in Nordamerika eine Colonie zu gründen und hatte dieserhalb nach allen Seiten hin zu Unternehmungen dieser Art angefeuert. Besonders aber war König Jakob I. für diesen Plan so sehr eingenommen, daß er Allen, die zu diesem Zweck eine Reise nach jener Seite des atlantischen Oceans zu unternehmen bereit waren, die günstigsten Bedingungen stellte, indem er ihnen nicht nur seinen königlichen Schutz verlieh, sondern auch allen Colonisten dieselben Rechte zusicherte, deren sich die diesseitigen Bewohner des Vaterlands erfreuten. Kaum hatte sich die Kunde dieser Gunst durch alle Grafschaften Englands verbreitet, so strömte wider alles Erwarten eine zahllose Menge herbei, die Fremde mit der Heimath zu vertauschen. Es war daher eine zwingende Nothwendigkeit, bei der Auswahl geeigneter Familien höchst sorgfältig zu Werke zu gehen; denn bei solchen Gelegenheiten sind oft arbeitsscheue, sittenlose und nach Abenteuer dürstende Menschen die Ersten auf dem Platze. Dabei war es eine der wichtigsten Aufgaben, einen verständigen Mann ausfindig zu machen, der geeignet sei, die ganze Unternehmung zu leiten. Doch auch diese Schwierigkeit war bald beseitigt; denn in der Person des Sir Edward Smith hatte man bald den Leiter gefunden, den man suchte; und also war der Moment gekommen, wo das mit allem Nöthigen ausgerüstete Schiff seine Segel hieß, um seine Insassen in ein fernes, unbebautes und unbekanntes Land zu bringen.

Der Wind, als wollte er in den Jubel der Menge mit einstimmen, blähte die Segel. Noch einmal winkten die Auswanderer den an der Küste stehenden Zuschauern den letzten Scheidegruß zu, und nach und nach verschwand die alte Heimath ihren Blicken. Welche Gefühle mochten in diesem Augenblicke die Herzen der vielen in die Fremde segelnde Menschen durchkreuzen, als sie ihr bisheriges Vaterland nur noch als einen schmalen Streifen am fernen Horizont erblickten! Und ob man sich auch die Zukunft in den herrlichsten Farben der Einbildungskraft ausmalte, so träufelte doch manche Thräne in das tiefe Wasser, und mancher Seufzer, als beginne man den gethanenen Schritt zu bereuen, entquoll der gepreßten Brust.

Jedoch Niemand belämpfte mit mehr männlichem Muth

den Schmerz der Trennung, als Sir Edward selbst, der noch vor wenigen Augenblicken von seiner Gattin und seinen beiden Kindern Abschied genommen hatte, um einem ihm völlig unbekannten Welttheile entgegen zu steuern, dessen Reichthümer, wie glänzend dieselben auch in Vieler Augen sein mochten, dennoch gänzlich in einen dunkeln Schleier gehüllt waren. Er hatte in seinen jüngern Jahren als Schiffscapitän mehrere Reisen gemacht, sich dann aber ins stille Familienleben zurückgezogen und hier glückliche Tage verlebt; und es hatte ihm einen nicht geringen Kampf gekostet, sich von seinen Lieben loszureißen, um dem Wunsche seiner Freunde und der Aufforderung seines königlichen Herrn gemäß, die Oberleitung eines Unternehmens zu übernehmen, das in vielfacher Beziehung höchst schwierig und mit vielen Gefahren verknüpft war.

Zum Glück hatte sein bewegtes Leben in ihm ein fast unerschütterliches Vertrauen in die Durchhülfe des unsichtbaren Gottes gewekt; und mehr und mehr schwanden daher für seinen Geist die Schwierigkeiten, die er sich vorgestellt hatte. Er gewann bald die Achtung und das Vertrauen Aller, und diese Achtung und dieses Vertrauen verwandelten sich bald bei Vielen in eine ihm völlig vertrauende Liebe. Ueberdies war es ein unschätzbares Glück für ihn, in dem alten Jack Hanway nicht nur einen treuen, sondern auch einen gottesfürchtigen Diener um sich zu haben, der, obwohl schon in den höhern Jahren, in Verbindung mit dem noch ältern Steuermann Thornton, der rechte Arm des Kapitäns genannt werden konnte und ihm in jeder Lage zur Stütze diente.

Tage reiheten sich zu Wochen. An Abwechselungen fehlte es nicht. Oft peitschte ein ungestümer Sturm die gewaltigen Wogen und wühlte das Meer bis in seinen Abgrund auf; oft breitete eine gänzliche Windstille ihre lähmenden Arme über den Ocean aus, so daß auch nicht die leiseste Welle die Oberfläche des Wassers kräuselte und das Schiff mit schlaffen Segeln sich träge hin und her schaukelte, als liege es seiner Absicht fern, je die jenseitige Küste zu erreichen. Dennoch ertönte eines Morgens auf dem Schiffe ein lauter Jubelruf; die amerikanische Küste lag in Sicht; und noch ehe der Tag sich neigte, erreichte man die breite Mündung des Jamesstromes. Am Bord herrschte bei diesem Anblick der größte Frohsinn; mit Spannung harrete jedes Herz dem kommenden Morgen entgegen, während das Schiff den Strom hinaufsegelte, um sich einen geeigneten Landungsplatz auszuwählen.

Als nun am folgenden Morgen die liebliche Sonne ihre ersten Strahlen auftauchen ließ, schaute man, so weit das Auge reichte, die so prächtig und dicht mit Gebüsch aller Art bewachsene Küste von Amerika. Es war ein unbeschreiblich entzückender Anblick, besonders für unsere Auswanderer, die Wochen lang nichts als Wolken und Wasser gesehen hatten. Der majestätische Strom ergoß hier stolz seine Wasser ins Meer und schien den ermüdeten Reisenden seinen herzlich



Willkomm entgegen zu tauschen. Die herrlichsten Gewächse prangten an seinen Ufern. Bäume, von dessen Größe und Schönheit sich kaum die Europäer eine Vorstellung zu machen vermochten, zeigten sich hier in der reichsten Mannigfaltigkeit. Die fast fortwährend grüne Eiche streckte ihre stolze Krone in die azurblaue Luft und weitesterte an Schönheit mit der schlanken Fichte, der stämmigen Tanne und dem sächerförmigen Lerchenbaume. Verschiedene Arten von Acazien mit vollstehenden Blüthen, weißstämmige Pissangs mit ihren herrlichen Blätterkronen, sowie feine Nuß- und Kastanienbäume vollendeten die malerische Schönheit der Waldscene. Eine Schaar von Vögeln von seltsamer Gestalt und buntem Gefieder, den Europäern gänzlich unbekannt, hüpfen und flatterten zwischen den Zweigen. Unter den Bäumen aber glänzten die herrlichsten Blumen, unter denen die Reisenden den sogenannten Ro-

landeintwärts gefegelt, als man plötzlich in einen bequemen Ankerplatz einlief. Im nächsten Augenblicke warf man den Anker aus; und unter dem lauten Jubel der Schiffsinsassen wurde ein Boot ausgesetzt, um den Kapitän und fast alle männlichen Personen der Reisenden aufzunehmen, die kurz nachher den Boden eines Landes betraten, welches fortan zu ihrer Heimath dienen sollte.

Am Ufer angelangt, knieten Alle nieder, und der greise Thornton sprach ein brünstiges Dankgebet gegen den Herrn, der ihn und seine Gefährten in so manchen Gefahren beschirmte, und flehte um seinen ferneren Schutz und Segen bei der Gründung einer neuen Heimath. Dann nahm der Capitän eine Art zur Hand; und, indem er dem Stamme eines Pissangbaumes den ersten Hieb beibrachte, rief er mit lauter Stimme: „Jamestown (Jakobsstadt) soll der Name dieser Anpflanzung



James River.

senbaum, sowie die liebliche Magnolia erkannten. Mit zunehmendem Interesse verfolgten ihre Blicke diese Schätze der Waldungen; und der außerordentliche Pflanzenreichtum kündigte ihnen die Fruchtbarkeit eines Bodens an, der zum Bebauen und Bepflanzen die günstigsten Erfolge versprach. Unterdeß war das Schiff, inmitten der die Luft mit Wohlgeruch anfüllenden Blumen und begünstigt durch ein erfrischendes Landlüftchen, in die Mündung des Stromes eingelaufen; und während man den Ufern entlang immer weiter ins Land hinein segelte, verschuchte man nicht selten große Schaaren weidender Hirsche — ein erfreuliches Schauspiel für die Reisenden, da ihnen die Aussicht so nahe gerückt zu sein schien, sich bald an einem Braten dieses edlen Wildprets laben zu können.

Das Schiff war unterdeß bereits eine bedeutende Strecke

sein, die wir unter dem Beistande Gottes zu Ehren unseres königlichen Herrn, Jakobs I., zu gründen beabsichtigen.“ Das laute Jauchzen der Umstehenden bezeugte es, wie sie seinen Worten zustimmten; und auf ein vom Capitän gegebenes Zeichen bildeten sie Alle einen Kreis um ihn. Sir Edward entfaltete dann ein königliches Schreiben, welches er ihnen vorlas, und worin er vom Könige zum Gouverneur dieser neuen Kolonie ernannt war, und worin den Pflanzern die Verpflichtung auferlegt wurde, ihm völligen Gehorsam zu leisten. Dieser Vorlesung folgte eine kräftige Ansprache. Er wies sie auf die Mühsale und Entbehrungen hin, die sie zu erwarten hatten, weckte ihren Eifer auf, ermutigte sie zum Ausharren und warnte sie vor jeder Art von Ruthlosigkeit, wenn sie ihre Wünsche und Erwartungen nicht erfüllt sehen würden.

Durch diese kräftige und dieser Gelegenheit angepaßte An-



rebe ermunthigt und angefeuert, erhoben Alle ihre Hände zu dem blauen Himmel empor und legten laut und feierlichst das Gelübde eines unterwürfigen Gehorsams gegen ihren neuen Gouverneur ab, während sie sich zugleich gegenseitig ihre Hülfen und ihren Beistand zusicherten.

„So laßt uns denn mit der Hülfe des Herrn unsere neue Arbeit beginnen,“ sagte Sir Edward in tiefer Rührung. Und im nächsten Augenblicke hielten in den umgebenden Waldungen hundertfache Artzschläge zurück, während bald hier bald dort einer der Waldbriesen solch mächtigen Stieben erlag. Der Capitän gab seinen Gefährten dann die Weisung, eine bezeichnende Strecke zu ebnen, wobei sie jedoch eines kräftigen Pflanzbaumes schonen mußten, weil derselbe den Mittelpunkt der Anpflanzung bilden sollte, und unter dessen Zweigen der Capitän sein eigenes Blochhaus aufzurichten beabsichtigte, womit bald Aller Hände beschäftigt waren.

Als endlich der Feierabend gekommen war, diente es zu ihrer nicht geringen Freude, als sie beim Scheine der Sterne auf das Ergebniß ihrer Arbeit und auf die ihrer Vollenendung entgegen gehende Hütte ihre Blicke richteten. Und nachdem sie für ihre Sicherheit die nöthige Vorforge getroffen hatten, begaben sie sich auf dem Boden ihres neuen Vaterlands zum ersten Male zur Ruhe und kosteten die süße Ruhe nach der Arbeit eines für sie so ereignißvollen Tages. Mit Anbruch des Morgens begann die Arbeit von Neuem, und schon nach vierzehn mühevollen Tagen erblickte man in regelrechten Reihen eine Anzahl fester, wenn auch roher Wohnungen für unsere eingewanderten Freunde. Hinter jedem Gebäude lag ein Stück Gartenland, um in den Freistunden von dem Eigenthümer bebaut und bepflanzt zu werden. In dieser Weise entstand Jamestown.

Während der Jüge, die man öfter in ferne gelegene Jagdreviere machte, aus welchen man nie ohne reiche Beute heimkehrte, war es stets das brennende Verlangen des Gouverneurs gewesen, eine freundliche Unterhaltung mit den Eingebornen des Landes anzuknüpfen. Aber alle Bemühungen, dazu zu gelangen, waren bis jetzt fruchtlos geblieben. Oft freilich war es geschehen, daß man beim Aufsuchen eines Ruheplatzchens an Stellen gekommen, wo das Feuer so eben erloschen war, ein Umstand, welcher deutlich bewies, daß diejenigen, welche man suchte, sich ganz in der Nähe befinden mußten. Und dennoch kam man nie mit einem Indianer in Berührung. Sicher konnte die Anwesenheit der Engländer den Eingebornen kein Geheimniß geblieben sein; und noch weniger war es wahrscheinlich, daß die Furcht sie in der bisherigen Entfernung zurückhalte; denn schon Sir Walthar Raleigh, der vorlängst diesen Küstenstrich entdeckt und demselben seiner jungfräulichen Königin zu Ehren den Namen Virginien gegeben, hatte mit großer Anerkennung die Tapferkeit dieser Menschenrace gerühmt. Nun und dann glaubten Jack Hanway und Thornton an der entgegen gesetzten Seite des Stromes die rothen Gestalten der Indianer gesehen zu haben. Sie hatten denselben sogar Zeichen ihrer friedlichen Gesinnung gegeben und sie durch Winke aufgefordert, herüber zu kommen; aber im nächsten Augenblicke war das dunkle Gesicht wieder in des Waldes Dichtigkeit verschwunden, so daß sie sich fragen mußten, ob nicht Alles ein Trugbild der Phantasie gewesen sei.

Indeß wurde es dem Gouverneur mehr und mehr klar, daß die Indianer mit wachsendem Interesse die Arbeiten der Kolonisten verfolgten; denn sehr oft fand man in den frischgepflügten Feldern frische Eindrücke von Fußtritten, die ihre Anwesenheit bezeugten. Einmal mußten, nach den Fußstapfen

zu urtheilen, sogar einige zwanzig Indianer anwesend gewesen sein, die augenscheinlich eine Berathung gehalten haben mußten, denn die Tritte waren dicht zusammen, und der Boden war fest getreten. Diejenigen, welche während der Nacht die Wache gehabt hatten, waren über diese Erscheinung nicht wenig verwundert; denn obwohl es außer allem Zweifel war, daß die Indianer ganz dicht in ihrer Nähe gewesen waren, so war doch nicht das mindeste Geräusch bis zu ihren Ohren gedrungen.

„Ein gefährlicher Feind umringt unsere Wohnungen,“ sagte Sir Edward in der nächsten Zusammenkunft. „Es ist die höchste Zeit, daß wir seine Spur verfolgen und ihn auffuchen, um ein Friedensbündniß mit ihm zu machen.“

„Aber wird uns das geziemen?“ fragte Thornton. „Haben wir denn die Indianer beleidigt?“

„Kann man in das Herz eines Wilden hineinblicken?“ fragte der Gouverneur. „Wenn man es vermöchte, so würde man ein nicht ungerechtfertigtes Mißbehagen gegen uns darin entdecken, die wir in seine Wälder bringen, sein Wild erjagen und ohne seine Erlaubniß unsere Hütten in seiner Nähe aufrichten. Und würden nicht im entgegen gesetzten Falle selbst in dem Herzen eines Blaggesichts, wie sie uns nennen, ähnliche Gefühle erwachen?“

„Ich fürchte, daß Ihr nur zu sehr Recht habt, Capitän,“ erwiderte Thornton. „Und in diesem Falle wird es die höchste Zeit sein, den Rothhäuten die Hand zum Frieden zu bieten und sie zu unsern Freunden zu machen. Ich mache daher den Vorschlag, daß Ihr mit einigen unserer muthigen Leute die wilden Nachbarn aufsucht, und während Eurer Abwesenheit einem Andern die Verwaltung der Kolonie anvertraut. Möge der Herr in Gnaden Euch das Geleit geben, denn ich fürchte, daß, wenn Euer Vorhaben nicht gelingt, noch mancher Tropfen Blut fließen wird, bevor wir in Ruhe unsere begonnene Arbeit vollenden können.“

„Auch ich gedachte diesen Vorschlag zu machen,“ hub der Gouverneur wieder an. „Euch aber, Thornton, ernenne ich für diese Zeit zu meinem Stellvertreter, und ich hoffe, daß man Euch denselben Gehorsam erweist, dessen ich mich bisher erfreuen durfte. Und da wir Alle wissen, daß wir zu solchen Unternehmungen des Segens Gottes bedürfen, so wünsche ich von Herzen, daß Ihr, wie alle übrigen Zurückbleibenden, unserer vor dem Herrn in Euern Gebeten gedenket. Aber wer wird mich begleiten?“

In diesem Augenblicke scharten sich zwanzig kräftige junge Männer um den Capitän, und erklärten sich bereit, an diesem keineswegs leichten Unternehmen Theil nehmen zu wollen. Alle Anderen aber umringten diese jugendlichen Helden, als wolle man sie zu der gefährvollen Reise einweihen; und auf einen Wink des Capitäns fielen Alle auf ihre Kniee, während die betende Stimme Thorntons sich erhob und einfache, aber aus gläubigem Herzen hervorquellende Worte zum Thron der Gnade empor steigen ließ. Ein kräftiges Amen aus Aller Munde schloß sich seinen Worten an; und Alle fühlten sich gestärkt und ermunthigt zu einem Unternehmen, von dessen Gelingen — das fühlte man allgemein — das fernere Gedeihen der Pflanzung mehr oder weniger abhängig war.

Sir Edward forderte jetzt die ihn begleitende Schaar auf, sich mit Waffen und der erforderlichen Kriegsmunition zu versehen, um im Fall der Noth im Stande zu sein, sich vertheidigen zu können. Zugleich wurde ein Speisevorrath für fünf Tage herbei geschafft, sowie kleine, glänzende Spielwaaren und Werkzeuge zum üblichen Geschenk für die Wilden, wobei



vor Allem ein kleiner Spiegel für den Häuptling nicht fehlte, Als man nun endlich bereit war, um die Reise anzutreten, bemerkte Sir Edward erst jetzt, daß sich auch sein alter Diener Jack Hanway der Expedition angeschlossen hatte.

„Bleibt Ihr doch zurück, Jack!“ gebot der Capitän. „Für Eure Jahre ist ein solches Abenteuer zu gewagt.“

Doch der Greis schüttelte das Haupt und sagte in sanftem, aber festem Tone:

„Ich fühle, daß es mein Plaz ist, an Eurer Seite zu bleiben, Capitän. Ich habe Eurer Gattin das Versprechen gegeben, Euch nicht verlassen zu wollen; und um keinen Preis möchte ich mein Wort brechen, das ich meiner Herrin gegeben habe.“

„Aber ich fürchte, Ihr werdet weder mir noch Andern von Ruhen sein können,“ wandte Sir Edward ein.

neigen begann, legten sie sich zur Ruhe, nachdem sie vorher ihr Wachfeuer angezündet hatten.

Obwohl die Spur der Indianer nicht regelrecht fortlief, so hatten die Pflanze dieselbe dennoch nicht ganz aus dem Auge verloren. Je weiter ihr Weg führte, desto zahlreicher zeigten sich die Fußstapfen der Wilden. Die Nacht ging ungefürt vorüber; und am folgenden Morgen setzten sie ihre Reise mit erneuerter Kraft und Rüstigkeit fort. Bald hatten sie kleinere, bald größere Bäche zu überschreiten, die ihr Wasser dem großen Strome zuwählten; und jetzt nahm die Gegend einen immer wildern Charakter an. Hohe Felsen reckten ihre kahlen Häupter empor; und die Waldungen wurden fast undurchdringlich. Am Abend erreichten sie eine Ebene in den Gebirgen; und Alles, was hier ihr Auge sah, steigerte ihre Bewunderung bis zum höchsten Grade. Sie hatten sich in geringer Entfernung von ihrem bisherigen Pfade getrennt, als



### Indianisches Dasein.

„Gott kann mich überall gebrauchen,“ war die Antwort des Alten, während sein treues Auge auf die Gestalt seines Herrn blühte.

Der Kapitän kannte die treue Anhänglichkeit seines Dieners und konnte nicht länger widerstehen. Nach kurzer Zeit setzte sich die Karawane in Bewegung. Man verfolgte die Spur der Indianer, die, wie sie überall fanden, dem Westen zulief. Eine Stunde später hatten sie bereits den Hügelring überschritten, der die natürliche Grenze von Jamestown ausmachte; und jetzt näherte man sich einer andern ansehnlichen Bergkette, ohne daß es gelungen wäre, irgend ein indianisches Lager anzutreffen. Erst am dritten Tage ihrer Reise führte ihr Weg durch einen ungebahnten dichten Wald; und als der Tag sich zu

sich plötzlich ein gewaltig großer Gebirgspaz vor ihren Blicken öffnete. Einem entsetzlichen Abgrunde entlang, bei dessen Anblick selbst das kühnste Herz einem unwillkürlichen Zittern nicht zu widerstehen vermochte, stürzte ein gewaltiger Bergstrom, dessen weißer Schaum wie leichte Schneeflöckchen in der Luft tanzte, in die grausige Tiefe hinab. Wände von Kalksteinfelsen erhoben sich zu beiden Seiten zu einer ansehnlichen Höhe und dienten einer von der Natur erbauten Brücke, die sich, wie aus einem Felsen gehauen, über den Wasserstrudel wölbte, zu Stützpunkten. Sicher, was hier das Auge durch die Natur erbaut sah, das spottete aller Kunst und Geschicklichkeit des Menschen. Voll Bewunderung starrte Sir Edward auf dieses majestätische, erhabene Schauspiel; und auch seine



Gefährten theilten seine Ueberraschung. Kein Wort kam über ihre Lippen. Mehrere Minuten standen sie hier in stillem Anschauen versunken, bis plötzlich ein lautes Geheul in ihre Ohren drang, und ein kaltes Nieseln durch ihre Glieder fuhr. Es war das Kriegsgeschrei der Indianer. Im nächsten Augenblicke hagelten zahllose Pfeile auf die überraschten Europäer nieder; und Einer von ihnen stürzte tödtlich verwundet zu Boden.

Zum Glück besaß der Capitän Geistesgegenwart genug, um in diesem gefahrvollen Augenblicke ruhig zu überlegen, was zu thun sei. Er brach schleunigst einen Baumzweig ab und hob denselben als ein Zeichen des Friedens in die Höhe. Doch diese seine Handlung zeigte keinen Erfolg. In dichten Reihen stürzten die Rothhäute auf die Weißen los; und ihr Geheul wurde immer heftiger und durchbringender. Wie sehr sich nun auch das Gefühl des Capitäns dagegen sträubte, so sah er doch vor der Hand kein anderes Mittel, als seinen Leuten Befehl zu ertheilen, sich ihrer Feuerwaffe zu bedienen, jedoch nur um in die Luft zu schießen; und kaum waren die Gewehre abgefeuert, so schlugen sich die Indianer auch schon in die Büsche. Der Capitän folgte ihnen mit seinen Gefährten in einiger Entfernung, während er den Friedenszweig stets empor hob, um die Flüchtlinge zur Rückkehr zu bewegen.

Nachdem er auf diese Weise eine geraume Zeit den Wilden

auf ihrer ordnungslosen Flucht nachgefolgt war, machten die Letztern in einer Richtung des Waldes plötzlich Halt; und während sie besorgte Blicke auf ihre Hütten warfen, die sich in geringer Entfernung zeigten, schienen die Eingebornen den Beschluß gefaßt zu haben, den angebotenen Frieden anzunehmen. Nachdem sie nun den Fremdlingen gestattet hatten, sich zu nähern, pflanzten auch sie von ihrer Seite einen Zweig auf als ein Zeichen der Einstellung ihrer Feindseligkeiten. Nun schritt der Capitän mit einer Miene voll Ernst und Würde auf einen alten Mann zu, der der Häuptling des Stammes zu sein schien, und in dessen Mienen ein düsterer Troß und ein unbegreiflicher Muth um die Herrschaft stritten. Mit einer imponirenden Kühnheit und Unerblichkeit reichte Sir Edward dem Greise die Hand, die von dem Indianer nach einigem Zögern angenommen wurde. Darauf wurden von Seiten der Weißen die Geschenke zum Vorschein gebracht und unter die Aeltesten des Stammes vertheilt, die mehr als hundert an Zahl ausmachten. Hinweisend auf diese Geschenke gab der Capitän durch ein Zeichen zu erkennen, daß er wünsche, mit ihnen auf einem friedlichen Fuße zu verkehren. Augenscheinlich verstanden sie diese Zeichen; und nach einer kurzen Berathung, die sie in ihrer Sprache führten, gaben sie ihre Zustimmung zu dem Verlangen der Fremdlinge.

(Fortsetzung folgt.)

## Können Thiere denken?

Von R. Matt nach "Animal Intelligence" bearbeitet.



Die Aenderung in den Ansichten über verschiedene wissenschaftliche Punkte im letzten Jahrhundert sind erstaunlich; besonders ist solches der Fall über das Verhältniß des Thieres zum Menschen. Man ist zur Einsicht gekommen, daß Thiere nicht bloß für den Menschen, sondern auch theilweise für sich selbst geschaffen sind, und durch diese Ansicht ist das Loos derselben bedeutend besser geworden. Thierzuchtvereine sind entstanden in fast allen größeren Städten und selbst in der Schule wird der Jugend beigebracht, daß in dem Grad, in welchem ein Mensch das Thier mißhandelt, er sich selbst erniedrigt.

Daß eine Aehnlichkeit zwischen Mensch und Thier besteht ist sicher, aber wie weit sich diese erstreckt ist noch eine ungelöste Frage, über welche sich Vieles schreiben und sagen läßt. Per th sagt in seinem Seelenleben der Thiere: „Eine sehr große Zahl von zuverlässigen Thatfachen erweist, daß Thiere Verstand haben.“ Dieses mag Manchem fremd vorkommen, betrachtet man aber verschiedene mit dem Thierleben verknüpfte Thatfachen, so muß man zur Einsicht gelangen, daß unbedingt mehr als bloß Naturtrieb vorhanden ist; es ist Verstand, und je näher das Thier dem Menschen steht, desto mehr entwickelt sich der Verstand. Ein Elephant trug ein Faß drei Mal eine Anhöhe hinauf und immer rollte es wieder hinab. Das vierte Mal legte er es mit Vorbedacht so, daß ein Stein darunter zu liegen kam und es am Rollen verhinderte. Müller sah einen wilden Büffel in der Menagerie von Kingston-Hill, dem hatte man einen eisernen Ring in die Nase gelegt, mit einer Kette daran, die in einem vier Zoll weiten Ring endigte. Beim Weiden schleppte der Büffel die Kette nach. Erat er nun zufällig auf die Kette und hob dann den Kopf, so verursachte es einen schmerzhaften Ruck an der Nase. Mit Besonnenheit,

die weit über Instinkt geht, steckte nun das Thier sein Horn durch den Endring und schüttelte den Kopf, bis er am Horn herunter sank und ihn nicht weiter belästigte.

Daß der Verstand nicht bei allen Thieren gleich entwickelt ist, ist klar; während z. B. ein Hund seines Herrn Wunsch in dessen Angesicht zu lesen vermag, bleibt das Schaf immer ein „dummes Schaf.“ Es ist unwidersprechlich, Thiere sind der Vervollkommenung durch Erfahrung fähig. Nach einer gewissen Zeit geht keine Ratte mehr in eine Falle auf demselben Plage, wo schon mehrere zuvor gefangen wurden. Per th behauptet, daß viel mehr Hunde und andere Thiere zu Grunde gehen unter den Rädern auf neuen Eisenbahnen, als später, wo ihnen der Unterschied in der Schnelligkeit einer Lokomotive und eines Pferdefuhrwerks bekannt ist. Nach Decandelle soll eine Taube, die ihr Futter in einer Küche zu erhalten pflegte, nie wieder in die Küche gekommen sein, nachdem sie dort ein Huhn schlachten sah. Darwin erzählt, daß Thiere, und besonders Vögel, in ganz neuen Gegenden gar nicht scheu sind, es aber sehr bald werden, wenn sie den Menschen erst kennen lernen. Zugvögel hingegen sind scheu und vorsichtig, selbst wo alle andern zahm sind; sie haben Erfahrung und somit Gedächtniß.

Der Mensch ist es, der häufig aus Wollust oder langer Weile tödtet, der kein Gefühl für das Thier hat; er macht sie scheu. Diese Charakterzüge bringen dann die Jungen schon mit sich zur Welt, welches auch auf der andern Seite mit Hausthieren der Fall ist, denn man weiß ja, daß eine Art Hunde als Jagdhunde geboren wird. Naumann berichtet von einem Kranich, der eine Menge Töne pfeifen konnte, er hielt so genau Tact, als ob er die Sache begreife und schien ordentlich Verstand zu haben. Versetzte er einen Ton, so



machte er seinen Mißgriff sogleich wieder gut; er sang, was man von ihm forderte und schien Alles zu begreifen, was man von ihm verlangte. Er sang, wie *Herbert* sagt, etwa fünfzig verschiedene Melodien, wobei er, wahrscheinlich in Folge der Behrmethode, immer mit dem Fuße den Takt schlug. Wenn Zuschauer sangen, hörte er auf, schwiegen diese, dann sang er weiter, gerade da anhebend, wo sie aufhörten, ohne das bereits Gesungene zu wiederholen. So erzählt *Heibegger*, daß er einen jungen Raben aufzog, um ihn dann fliegen zu lassen, was aber der Vogel nicht that; er wich nie vom Hause. Er hörte auf den Namen *Vörgel* oder *Zerl*; hatte er sich bei den Hühnern satt gefressen, so kam er zur Stunde der Mahlzeit in das Wohnzimmer, postirte sich da zwischen Hund und Kaze und schnappte diesen die besten Bissen weg. Er rief seinen Namen *Zerl*, bellte wie ein Hund, krähte wie ein Hahn und machte allerlei Pöffen ohne je dressirt worden zu sein. Einst hörte er im Zimmer seines Herrn Jemand erzählen, daß die Türken die Gemeinden von den Minarets herab mit den Worten *Akber — Allah — hoh* zusammenriefen. Da war des Raben Schlagwort für lange Zeit: *Akber — Allah — hoh*. Im Hof half er den Hunden Fremde anbellern, unter den Hühnern führte er militärische Ordnung ein, er konnte im Garten Unkraut ausjäten und konnte stehlen, wie ein gelernter Dieb. Seine gestohlenen Sachen legte er oft zur Schau aus, wie ein Krämer seine Waare. *Heibegger* meinte, in *Meister Zerl* sei ohne Ruthe oder Dressur mehr Verstand, List und Schalkheit gewesen, als in manchem siebenzehn bis achtzehnjährigen Burschen. „Ja,“ sagt Jemand, „der Mensch ist aber doch noch klüger.“ Freilich ist er das, er setzt der List der Thiere seine List entgegen und scheut auch die grausamsten Mittel nicht; er vergiftet ihnen die Nahrung, er vergiftet die Wassen, er bedeckt sich mit Gesträuchern, um ihnen zu nähern, und seine Hausthiere hält er oft nur an halbem Futter oder quält sie auf andere schauerhafte Weise. Doch „der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes,“ und man blidt zu unserer Zeit mit Betrachtung auf den Thierquälern herab.

Thiere haben Gemüth und Willen; sie empfinden Freude und Schmerz, Liebe und Haß, Dankbarkeit und Zorn und ebenso Stolz und Geiz; lauter Leidenschaft, die wir beim Menschen auch finden. Hierüber schreibt *Wegel*, daß sich das Leben der Thiere vererble in der Liebe; die Liebe sei ihnen nicht bloß immer thierischer Trieb, sie sähen öfters auf Schönheit und gewinnende Eigenschaften. Der Trompeter *Lamont* im siebenten französischen Husarenregiment hatte ein weißes Pferd, das er wie einen Kameraden liebte und besser pflegte als sich selbst, denn es hatte ihm wohl zehn Mal das Leben gerettet. In einem Treffen an der Donau Anno 1809 wurde *Lamont* durch eine Kugel getödtet; sein treues Pferd blieb bei ihm stehen und vertheidigte die Leiche, als Soldaten sie aufheben wollten, mit Gebiß und Huf. Der Kaiser *Napoleon* bemerkte das Getümmel um das Pferd und befahl, es in Ruhe zu lassen. Der nächststehende französische Posten sollte am folgenden Morgen Bericht abstaten. General *Berthier* rapportirte den nächsten Tag, das Pferd sei die ganze Nacht beim Leichnam geblieben; mit Tagesanbruch habe man bemerkt, daß es ihn mehrmal umgewälzt und von Kopf bis zu den Füßen berochen habe, dann habe es etliche Mal dumpf gewiebert und sei der Donau zugeeilt, wo es sich hinein stürzte und ertrank. *Napoleon* habe darnach diese Worte ausgesprochen: „Ich möchte wohl wissen, ob die Menschen, welche den Thieren nichts Gütliches zugestehen wollen, auch jetzt behaupten wer-

den, daß die Thiere nur Maschinen ohne Gedanken und Gefühle sind.“

Thiere zeigen bistweilen Mitgefühl. Der Chirurg *Morand* zu Paris heilte einst dem Hunde seines Freundes ein gebrochenes Bein. Einige Zeit nachher kragte es an der Thüre seines Cabinetz, und als er öffnete, kommt jener Hund herein, einen andern mit gebrochenem Bein hinter sich, und gibt ihm durch Schmeicheleien zu verstehen, daß er auch den lahmen Begleiter heilen möge. Wenn in Deutschland ein Paar so vagabundirende Späken einer Schwalbe das Nest stehlen und ihr Hauswesen darin anfangen, geschieht es nicht selten, daß eine ganze Schaar Schwalben zusammenkommen, und nach einer Art Berathschlagung entweder das Nest zertrümmern oder gar die Späken in dasselbe einschließen, indem sie die Oeffnung vermauern.

Furcht und plötzlicher Schrecken raubt auch den Thieren oft die Besinnung. Selbst wilde Thiere, und sogar Raubthiere, haben schon in ihrer Angst beim Menschen Schutz gesucht. Freude übt einen mächtigen Einfluß auf Thiere aus, ebenso Muth; letzteres kann man bei Pferden leicht wahrnehmen, in entgegengesetzter Wirkung aber besonders bei Hunden. Auch Spuren von Rechtsgefühl, sogar Gewissen, lassen sich bei Thieren finden. *Vennet* erzählt, daß ihm ein Affe ein Stück Seife gestohlen hatte; ohne ihn anzublicken, machte er Bemerkungen darüber und sogleich brachte der Affe die Seife wieder auf ihren Platz. *Flachat*, Mitglieb der Gesellschaft der Wissenschaft zu Lyon, erzählt, er habe einst eine zahlreiche Schaar Störche eine Art Gericht halten sehen. In der Mitte stand einer, der kaum fliegen konnte. Einer nach dem Andern kam dann herbei und versetzte ihm einen Stich mit dem Schnabel, bis er zuletzt zerfleischt niederstürzte. Bei den Störchen soll, nach der Ansicht der besten Naturforscher, überhaupt eine schreckliche Eifersucht vorherrschend sein, daß sie sogar ein Storchentweibchen tödten, das Gänse- oder Hühnererier ausbrütet.

Die Freundschaft der Thiere, oft gegen ganz verschiedene Gattungen, ist bekannt; ihr geselliger Verkehr, das planmäßige Wirken und ebenso das gegenseitige Benehmen der Geschlechter deutet auf mehr als bloßen Instinkt. Es ist Verstand; es sind Gedanken da, die Anleitung zum Handeln geben. Aber vorhandene Gedanken zu entwickeln und auszuheuten, ist das Thier nicht im Stande, in vielen Hinsichten vielleicht, weil ihm die Sprache fehlt. Kürzlich gab ich meinem Hunde einen Knochen, an welchem er sich im Hofe den ganzen Nachmittag verlustirte; den nächsten Tag warf ich ihm wieder einen hinaus, hatte aber vorher einen dünnen Bindfaden daran geknüpft, der bis an mein Fenster im zweiten Stock reichte. Als der Hund längere Zeit mit dem Knochen gespielt hatte, zog ich plötzlich am Faden, daß der Knochen etwa einen Fuß vorwärts sprang; es kam eine solche Furcht über den Hund, daß er wohl vier Fuß rückwärts sprang und greulich winselte, jedoch den Knochen nicht aus dem Auge ließ; nach einer Weile kam er näher, ich zog wieder an dem Faden, worauf der Hund die Paar sträubte und sich kampfbereit machte; mit tiefem Grollen und Knurren beroch er den Knochen und fand den Bindfaden; seine Nase folgte dem Faden so weit sie eben reichte, dann gewahrte er mich, worauf er ein solches Gebell nach mir erhob, daß ich mich schämte und den Kopf zurückzog. Dieser Hund war mir wenigstens drei Tage lang feind, knurrte so oft er mich sah und nahm in drei Wochen keine Speise von mir.

Thiere können denken, darum sollte man sie nie quälen,

und wenn man sie tödten will oder muß, es so thun, daß es wenig oder nur kurzes Leiden verursacht. Es ist haarsträubend, wie manche Menschen, selbst solche, die Zartgefühl und Bildung beanspruchen, ihre Thiere behandeln. Vielleicht ist

auch jetzt noch Manches verborgen bezüglich des Thierlebens, das dieselben dem Menschen noch näher stellte, wenn es bekannt und offenbar wäre. So viel ist sicher, der Mensch ist auch für seine Sünden gegen die Thiere verantwortlich.

## Skizzen von Japan.

Von A. Salmhuber.

### Aus dem Missionsleben.

Das hat seine Zeit, sagt Salomo; das gilt auch für Japan, welches ja gleich andern Ländern auch unter der Sonne liegt. Der Missionar reist daher mit Danksagung, stürzt sich kopfüber in Grammatik und Conversationsbücher, als müßte er die Landessprache kurz und klein machen mit logischem Scharfsinn, rennt von Haus zu Haus, des Landes Geschrei zu erkunden und sich seine Pläne zu bilden, stößt gelegentlich auch auf harte Dertter zur Abkühlung und gelangt endlich in das ruhigere Fahrwasser einer geregelten Missionsarbeit. Darunter versteht man nemlich soviel ich weiß, das Predigen des Wortes Gottes, das Singen und Beten mit den Leuten und einen regelrechten, allseitigen Unterricht in den Wahrheiten des Christenthums. Zum Predigen gehört nun dreierlei: zunächst eine Predigt, einfach, klar und lebenskräftig, eine Anzahl Zuhörer, die willig sind, eine solche Predigt zu hören und ein Raum, woselbst sich Lehrer und Hörer treffen können. Welches Stück dieser dreien unserem Missionar mehr Sorgen machte und mehr Gegenstand seines Gebets war, weiß ich nicht; soviel aber ist gewiß, er brachte eine gewisse Zusammenfügung derselben zu Stande.

Mit einer solchen Predigt hat es aber seine Verwandtniß. Stelle dir vor, du habest die Aufgabe, eine Rede über einen so wichtigen und vielseitigen Gegenstand wie die christliche Religion zu halten, es sei dir aber nur erlaubt, gewisse drei oder vierhundert Worte deiner so reichen und biegsamen Sprache zu gebrauchen, so bekommst du einen Begriff von der Sache. Wäre vorauszusetzen, daß die auf solche Weise dargestellten Ideen alle verstanden werden, so wäre dies eine nicht geringe Ermuthigung; aber dies ist durchaus nicht der Fall. Schon darum nicht, weil die Verbindung der japanischen Worte und Sätze eine so eigenartige ist, daß es vieler Jahre Übung bedarf, um sie so gebrauchen zu können, daß dadurch weder Mißverständnisse noch völlig sinnlose Phrasen hervorgebracht werden. Dann hat der Japanese eine ganz andere Denkweise als der Missionar, welcher ihn predigt; davon habe ich mich durch japanische Schriftstücke zur Genüge überzeugt. Wie viel aber darauf ankommt, diese Denkweise zu erkennen und sich ihr anzubequemen, um ein Volk mit religiösem Unterricht zu erreichen, ist allenthalben wohlbekannt. Der Japanese macht viele Worte mit wenig Meinung, und statt auf seinen Gegenstand direkt zu sprechen zu kommen, umkreist er ihn wie ein Adler und schmückt ihn aus mit Nebensachen; dies ist sowohl der Fall im täglichen Verkehr als in der Literatur. In erhöhtem Grade scheint sich die buddhistische Predigt dadurch auszuzeichnen; denn sie scheint ein Chaos von Ideen zu sein, aus welchen nur mit Mühe eine positive Lehre herauszufinden ist. Mit dieser Denkweise steht natürlich auch eine geistige Verwerthung in Verbindung, welche zur Erkenntniß des Christenthums keinen besonderen Dienst leistet. Letzteres gründet sich auf Thatfachen, welche der unendlichen Weisheit Gottes entstammen,

und führt wieder in die Unendlichkeit göttlicher Vollkommenheit und ihrer Wege hinein. Diesem nachzuspüren und dieses zu erfassen, ist eine Aufgabe, wozu der Japanese noch erjogen werden muß. Es nimmt also seine Zeit und seine Mühe bis ein Missionar im Stande ist, eine wirklich ersprießliche Arbeit zu thun. Ja, es wäre entmuthigend, Versammlung um Versammlung zu halten und sich zu bemühen, die Leute zu belehren, während man doch überzeugt ist, daß man noch unfähig dazu ist, könnte man nicht hoffen, auf diesem Wege zuletzt die Genugthuung zu erhalten, zum wirklichen Volkslehrer sich auszubilden. So gestehen wir's uns also nur ein, anfangs steht's nicht gut um die Predigt; sie ist gleich einem durchlöchernten Sack, aus dem uns nur zu schnell wieder hinausfällt, was wir glauben darein gesammelt zu haben. Doch dürfen wir auch hier nicht vergessen, daß Gottes Geist und Gottes Kraft sein Wort begleitet und daß dadurch doch manche Wahrheit Halt bekommen mag, die zwar an sich ungenügend ist, aber doch früher oder später das Ariebrad zu weiterem Fortschreiten bildet.

Besser als mit der Predigt steht's mit den Zuhörern: sie sind wenigstens was sie sein sollen. Ich meine dies nicht in Bezug auf ihren Herzenszustand, denn der liegt im Argen, sondern in Bezug auf ihre Aufführung. Wenn man hier unter einer Versammlung von Heiden ein Durcheinander und Gelärme roher Leute vermuthete, so wäre man sehr im Irrthum. Der Japanese ist im Allgemeinen nicht roh; selten sieht man ihn streiten und schlagen. Vorgefekten und Fremden gegenüber ist er stets höflich und zuvorkommend; kann Einer den beladenen Wagen nicht über die hochgesprengte Brücke ziehen, so legt der nächste Vorübergehende gerne Hand an zur Hilfe; verirrt der Fremdling, so geht gerne Jemand mit ihm bis zum rechten Weg; ist Gefahr nahe, so eilen die Bekannten schnell herbei, Hilfe zu leisten, und dies alles geschieht natürlich und anspruchslos. Im Gottesdienst kommt dieser Charakterzug am deutlichsten zum Vorschein. — Es ist Zeit zur Versammlung. Die Hausfrau erwartet die Leute und sobald sie Jemand erblickt, so erschallt ihr freundliches "o agari" (Steigen sie herauf! d. h. über die zwei Fuß hohe Schwelle). Der Zuhörer steigt auf die Matten und setzt sich stille in die hinterste Ecke. Nun wird er abermals eingeladen, mehr in die Mitte zu sitzen, wo ihm ein Teppich ausgebreitet wurde, bis er unter Complimenten und beständigem "he, he" zuletzt vorsitzt. Als der Prediger und seine Frau kommt, wird die Wirthin noch lebhafter; "O, go kuroo san, go kuroo san" (O, welche Mühe, welche Mühe!) ruft sie aus, stellt schleunig noch ein Stuhl auf und ordnet die Sitzplätze, indem sie ein Paar wattirte Teppiche auf die Matten legt und einen Kohlentopf (im Winter) hinstellt. Dann geht's ans Austheilen der Singbücher; Jedermann erhält eins, die kleinsten Kinder nur ausgenommen. Männer und Frauen und Kinder sitzen stille im Kreis herum und blättern in dem Buch, ob aus Lesebegierde oder Verlegenheit sei dahingestellt. Beim Anblick



solch einer Versammlung durchzieht nur ein Wunsch des Predigers Herz — er möchte jetzt nur ungebunden reden können! O, wie würde er erzählen von Jesus, dem Heiland der Welt, wie diesen Leuten erzählen von den Stunden, in welchen er selbst schon getrunken aus dem Brunnen des Heils, wie diese Väter einladen, Herz und Haus Gott zu weihen und wie diese Mütter bitten, statt den Hausgötzen dem lebendigen Gott das Abendopfer in frommem Gebete zu bringen! Das Lied wird ausgegeben. Es ist ein übersehtes Lied, einer entsprechenden Melodie angepaßt, und wird nach derselben gesungen wie es eben geht, nicht zwei, nicht vierstimmig, einstimmig und harmonisch aber am wenigsten. Beim Beten knieen die Japanesen williglich, denn sie sind gewöhnt, vor ihren Götzen niederzufallen; dabei verhalten sie sich höchst ruhig, sowie auch während der Predigt, und probiren in aller Geduld zu verstehen, was da gebetet und gepredigt wird. Am Schluß einer Versammlung kann man sich noch in lange Unterhaltung mit

übergehende dadurch eingeladen wird. Unmittelbar vor dem Hauseingang hängt noch eine zweite kugelförmige Lampe mit einem Kreuz, welches die Hausfrau und der Lehrer selbst darauf zu haben wünschten. Es ist Gebrauch in Osaka, Herbergen, Badehäuser, Schulen, Versammlungsorte u. dgl. durch große rothe Lampen oder durch Flaggen auszuzeichnen, so daß es nichts Auffallendes ist, wenn auch eine religiöse Versammlung so angezeigt wird. Dennoch erregte unsere Lampe die Aufmerksamkeit der Polizei. Zwei Mal kam ein Polizist in die Versammlung, musterte Alles und zog sich dann wieder still zurück. Bald darauf kam die polizeiliche Anfrage, ob wir Erlaubniß hätten, besagte Lampen auszuhängen. Die Hausfrau zeigte den Erlaubnißschein des Stadtraths vor, in welchem jedoch der Lampen nicht besonders gedacht war. Kubota san, des Predigers Lehrer, hatte die Eingabe gemacht und erklärte, er habe auf dem Rathhaus die Lampe genannt, es sei ihm aber gesagt worden, dafür bedürfe es keiner beson-



ihnen einlassen, wenn man dazu Lust hat, und nicht selten zieht sich dabei eine Disputation über Religion bis in die späte Nacht hinein.

Obwohl es einige Kirchen gibt, so wird doch meist noch in Privathäusern gepredigt; dieselben sind je nach dem Gutfinden einfacher oder reichlicher ausgestattet. Neuerdings scheinen sich die Missionare mehr den Landesgebräuchen anzubequemen, indem sie zu den Japanesen auf den Boden sitzen und alle weiteren Einrichtungen vermeiden. Selbst die Missionare der englischen Kirchengesellschaft thun so, ausgenommen in ihrer Kirche in der Concession zu Osaka. Es ist dieser Weg nicht nur anziehender für die Japanesen, welche sich beim Sitzen auf Stühlen über Knieeweß beklagen, sondern er ist auch viel bequemer, das Ziel einer selbsterhaltenden Gemeinde zu erreichen. In dieser Weise ist auch das Lokal unseres Missionars ausgestattet. Tritt man demselben von der Straße aus nahe, so fällt Einem zunächst eine drei Fuß lange rothe Lampe auf. Auf ihr steht „Des wahren Gottes Verkündigung“ nebst Zeitangabe der Gottesdienste geschrieben, so daß jeder Vor-

bern Erlaubniß. Der Polizist erklärte, dieses sei nicht Sache des Stadtraths, sondern des Polizeicommissärs und an diesen sei eine besondere Eingabe zur Aufhängung der Lampen zu machen. Somit waren beide Theile im Klaren, und die Erlaubniß wurde ohne Schwierigkeit ertheilt. Diese Thatsache zeigt, wie der Verbreitung des Christenthums zwar nichts in den Weg gelegt wird, wie die Regierung aber ein wachsam Auge dafür hat.

Wie man in Japan aufs Land reist, davon gibt beigefügtes Bild eine treffliche Vorstellung. Diese Tragbahre heißt kago, ist von Bambusgeslechte möglichst leicht hergestellt und wird im Lauffschritt getragen. Man kann in demselben die Füße nicht strecken, was den Ausländer bei weiter Reise sehr ermüdet. Nach Mino zu reisen bedarf man des Kago nicht, indem man bis auf nur eine Meile Entfernung einen Fahrweg hat, auf welchem jene Wägelchen, Sinritschas genannt, zur Roth passiren können. Mino ist ein hübscher Platz mit etlichen Tempeln; wenn es sich lohnt, so soll er später näher beschrieben werden.

## Die Insel Cypern.

Von Dr. Pbil. C. W. Super.

Die Insel Cypern von welcher man in den letzten Monaten viel in den Blättern liest, und die am vierten Juni vorigen Jahres Besitzthum Englands wurde, bietet in manchen Beziehungen interessanten Stoff für den Leser dar; denn nicht nur spielte sie einst eine bedeutende Rolle in der profanen Geschichte, sondern wird auch mehrmals in der hl. Schrift erwähnt, und von ihr hat das allbekannte, überall verworthe Metall Kupfer seinen Namen. Die Insel liegt im nordöstlichen Winkel des Mittelländischen Meeres, der alten Provinz Cilicien, dessen Hauptstadt Tarsus des Apostels Paulus Geburtsort war, gegenüber; auf der andern Seite ist Syrien so nahe, daß nach griechischer Sage sie einst mit dem Festland verbunden war, aber später durch Andrang des Meeres losgerissen wurde. Im Alten Testament heißt diese Insel Chittim. Sie ist etwa hundert und dreißig Meilen lang bei fünfunddreißig in der Breite und im ganzen Flächenraum ungefähr mit dem Staate Delaware zu vergleichen.

Der Boden ist außerordentlich fruchtbar, doch unter der allesüberdrückenden Herrschaft der Türken finden nicht einmal 150,000 Menschen ihren Lebensunterhalt darauf. Der Jahreszeiten sind es nur drei: von Mitte October bis Februar regnet es unaufhörlich; dies ist der cyprische Winter, der Frühling hält dann seinen herrlichen Einzug und verbleibt bis Mai, wo dann alle Feuchtigkeit aus der Luft verbünstet und eine wolkenlose Sommerzeit eintritt, in der die Sonnenhitze Alles zu vernichten droht. „Der Himmel scheint eine glühende eiserne Wölbung.“

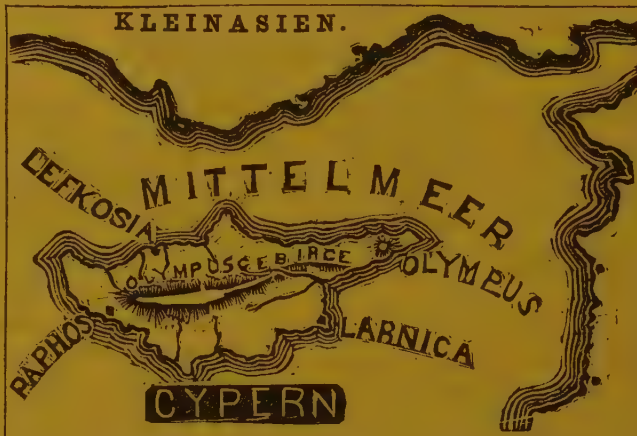
Das dauert bis September, wo die Zeit der fruchtbaren Regen sich wieder erneuert, die Zeit der reisenden Früchte fällt also nach unserem Jahr gerechnet in den Frühling.

Von diesem Chittim oder Chitim (4. Mose 24, 24 und 35) holten in den frühesten Zeiten die Phönizier Bauholz zu ihren Schiffen. „Bis zu den obersten Kuppen bedeckte ein immergrünes Wälderkleid die cyprische Gebirge: Nadelholz jeder Art, Eichen und Platanen, Eichen, Terebinthen, prächtige Nußbäume beschatteten ihren Fuß. Und hierzu die mächtigen schwarzgrünen Pyramiden der Cypressen, schwankte Datelpalmen, wie unter afrikanischem Himmel.“ In Mannigfaltigkeit der Früchte sind auf dieser Insel die Produkte dreier Welttheile, daran es nahe liegt, vertreten.

Die Phönizier waren die ursprünglichen Bewohner der Insel, nachher wurden von den Griechen einige Colonien gegründet. Um 550 vor Christus, also zur Zeit des Propheten Daniels, eroberten die Egypter die Insel und verpflanzten Aethiopier hieher. Einige Jahrzehnte später, als Cyrus, der Eroberer von Babylon und Besieger des Belsazar sein Reich

über das ganze westliche Asien ausbreitete, brachte er auch Cypern unter seine Herrschaft. Später wechselte es sehr oft Herren, bis ums Jahr 30 v. Chr. es römische Provinz wurde, unter deren Verwaltung es auch mehrere Jahrhunderte verblieb. In den vierziger Jahren nach Christi Geburt wurde hier zum ersten Mal das Evangelium gepredigt. Diese Begebenheit ist im dreizehnten Capitel der Apostelgeschichte erzählt, wo auch die Namen Salamis jetzt Larnica und Paphos, Städte auf dieser Insel vorkommen. Barnabas, der bereite Gefährte des Paulus, war ein Cyprier von Geburt aus und vermuthlich erster Bischof dieses Eilands. Das Christenthum scheint überhaupt hier sehr rasche Fortschritte gemacht zu haben, denn in kurzer Zeit brachte man es auf dreißig Bisthümer; und in dem Namensverzeichnis der katholischen Heiligen sind einige Duzend mit Barnabas anfangend, die aus Cypern stammen.

Verfolgen wir die Geschichte dieser Insel weiter, so erfahren wir, daß ein Aufstand der Juden unter Artemon gegen Ende des ersten christlichen Jahrhunderts 240,000 Menschen dieser Nation das Leben kostete, und veranlaßte einen Befehl des römischen Kaisers Trajan, daß kein Jude fernher das Land betreten durfte. Als Richard Löwenherz von England auf seinem Kreuzzuge nach dem heiligen Lan-



de Anno 1191 an die Küste von Cypern verschlagen worden, plünderte der regierende Fürst Isaak ihn aus und warf einige seiner Leute ins Gefängniß. Als er auf die Forderung des Königs sie nicht heraus geben wollte, griff Richard ihn an, besiegte ihn und in wenigen Tagen unterwarf er die ganze Insel. Sie war also damals, obwohl nur vorübergehend, ein Besitzthum Englands, doch blieb sie mehrere Jahrhunderte unter der Herrschaft abendländischer Fürsten, und weil sie auf dem Wege des Handels zwischen Osten und Westen, der zu dieser Zeit sehr schnell aufblühte, liegt, gelangte sie bald wieder zu einem hohen Grade von Wohlstand. 1570 griffen die Türken, die im April und Mai dieses Jahres auf der Insel gelandet waren, die Hauptstadt mit 50,000 Mann an. Nachdem das Land in verschiedenen Richtungen greulich verödet worden, fiel auch die Hauptstadt Nikosia durch Sturm, nach siebenwöchentlicher Belagerung. Dabei wurden 20,000 Christen niedergehauen und 2000 zu Sklaven gemacht. Im folgenden Jahre wurde unter unglaublichen Greuelthaten die Unterwerfung des ganzen Landes durchgesetzt. Von da an glich Cypern, seitdem die Türken darüber kamen, einem Thier, dem gewaltsam der Rückgrat verrenkt und zerbrochen ist: es lebt nur so dahin. Gegenwärtig ist in Cypern, einige wenige Familien ausgenommen, jeder Sinn des Aufschwunges gelähmt, erloschen jede höhere sittliche Kraft. Nichts rührt sich mehr in



den Geistern und Armen. Der letzte, völlig vernichtende Schlag kam im Jahre 1823 während der griechischen Revolution, zu welcher Zeit auf Befehl des Sultans alles bewegliche Eigenthum der Griechen und Christen eingezogen wurde.

Was die Namen des Kupfers und der Cypresse anbelangt, so ist zu bemerken, daß ein neuentdeckter Gegenstand gewöhnlich nach dem Namen des Landes oder der Stadt, wo er zuerst gefunden oder auch gemacht wurde, benannt wird. Der Tabak z. B. hat seinen Namen von der Insel Tabago und hieß zuerst so viel wie Tabago-Kraut. Nachher befiel man nur den bezeichnenden Theil des zusammengesetzten Wortes, so wie man auch eine Sorte Cigarren einfach Habanas nennt. Es liegt auf der Hand, daß der Cypressenbaum zuerst von Cyprien aus in Europa bekannt wurde und daß dessen Benennung daher ist. Mit dem Kupfer ist der Zusammenhang nicht so augenscheinlich, doch ist er eben so fest begründet. Die Griechen, durch die das Kupfer zuerst nach Europa gebracht wurde, und denen es aus Cyprien zukam, benannten es natürlich Cyprien-Metall. Von diesem lernten es die Römer kennen, und mit

dem Gegenstand selbst ging auch der Name, oder wie es auf Lateinisch lautet: aes cuprum. Nun gerade so wie wir das bekannte Britanniametall einfach Britannia nennen, so ließen auch die Römer die Hälfte des Wortes weg und behielten nur das Bezeichnendste, also cuprum, die älteste deutsche Form des Wortes ist chup-har, woher das Neuhochdeutsche Kupfer. Das Englische, copper, ist dasselbe Wort, und in allen westeuropäischen Sprachen ist der Name im Wesentlichen derselbe.

Die traurigen Tage dieses überaus interessanten Ländchens sind vorüber, die Stunde der Erlösung ist gekommen. Erst ein Paar Monate unter der christlichen Verwaltung Englands bietet die Insel schon ein viel heitereres und belebteres Ansehen dar. Scharen von Auswanderern und Kaufleuten aus den umliegenden Ländern und aus England richten ihre Blicke und Schritte dahin. Eine Bank ist eingerichtet und eine Telegraphengesellschaft hat sich erboden nach verschiedenen Richtungen Kabel zu legen.

## Im Tempel der Natur.

Vor mehreren Jahren mußte ich, erzählt G. P. Davies, Direktor der Britischen und ausländischen Bibelgesellschaft, eine große Stadt am Rhein öfters besuchen, und dort einen längeren Aufenthalt nehmen. Ich stieg immer in demselben Gasthof ab, und die Tischgesellschaft war eine ziemlich bunte. Obenan saßen Offiziere, unten Reisende, und in der Mitte, wo ich mich befand, Beamte, Juristen, Ärzte, Opersänger und Andere.

Eines Sonntags, nach dem englischen Gottesdienst, erschien ich erst spät an der Table d'hôte und hatte meinen Platz kaum genommen, als ein Berliner mich mit den Worten anredete: „Sie sind gewiß in der Kirche gewesen! Ich gehe nie hinein, habe auch dazu kein Bedürfnis. Doch das muß man den Engländern lassen: am Sonntag zeigen sie Farbe und sind fromm!“

„Was!“ fiel ein Arzt ein, „mit der Frömmigkeit der Engländer ist es nicht so weit her. Allerdings gehen alle anständigen Leute, Gebetbuch und Bibel in der Hand, sonntäglich in die Kirche. Wenn der Pfarrer etwa dächte, daß die Bücher, welche die jungen Herrn und Damen vor sich halten und scheinbar andächtig lesen, Gebetbücher seien, so irrt er sich gewaltig. Niedliche Romane sind es.“

„Wie lange waren Sie in England?“ fragte ich ruhig den Arzt.

„Acht Monate,“ erwiderte er mit starker Betonung.

„Und ich acht und zwanzig Jahre,“ war meine Entgegnung; „und wenn ich Ihrer achtmonatlichen meine acht und zwanzigjährige Erfahrung gegenüber stelle, und sage, daß, meine jüngsten Kinderjahre und Zeiten ernster Krankheit ausgenommen, ich keinen Sonntag erlebt habe, ohne mehr als einmal in der Kirche gewesen zu sein, aber das, was Sie sahen, nie mal's sah, so ist nur ein Schluß möglich, nemlich dieser: daß Sie in einen sehr eigenthümlichen Gesellschaftskreis hineingerathen sind, als Sie unser Vaterland mit Ihrer Gegenwart beehrten.“

Da brauste der Doktor auf und sagte: „Was ist das für Andacht, die sich nur zwischen vier engen Wänden verrichten läßt! Mein Tempel ist ein anderer. Ich stelle mich in Gottes freie Natur: über mir das blaue Himmelsgewölbe; zu meinen

Füßen der grüne Teppich der Wiesen; um mich her Wälder und Berge, und als Orgel der rauschende Fluß und das Säusen des Windes. Das ist ein Tempel — Gottes und der Menschen gleich würdig! Da bete ich.“

„Sind Sie heute in diesem Tempel gewesen?“ fragte ich.

„Heute . . . gerade . . . nicht,“ erwiderte er verlegen, „ich hatte keine Zeit.“

„Heute vor acht Tagen vielleicht?“ fragte ich weiter.

„Das kann ich nicht sagen,“ erwiderte er.

„Ein einziges Mal innerhalb der letzten sechs Monate?“

„Das auch nicht.“

„Sie scheinen einen spärlichen Gebrauch von Ihrem Tempel zu machen,“ bemerkte ich.

Der Doktor schwieg, die Andern lachten.

Ich fuhr fort: „In meinem armen Tempel, wo ich heute gewesen bin, können Sie nicht beten, er ist für Sie zu eng. In Ihrem herrlichen Tempel aber, in dem Sie während der letzten sechs Monate nicht gewesen sind, kann auch ich beten; er ist für mich nicht zu groß. Ich mache Ihnen einen Vorschlag. In etwa sechs Wochen muß ich wieder hierher zurück kehren. Ich will es so einrichten, daß ein Sonntag in diese Zeit fällt. Ich werde es Ihnen vorher anzeigen, und dann am Sonntag Vormittag wollen wir aus der ruhelosen Stadt hinaus in Gottes freie Natur gehen: über uns das blaue Himmelsgewölbe, zu unseren Füßen der grüne Teppich der Wiesen, um uns her die Wälder und Berge, und als unsere Orgel der rauschende Fluß und das Säusen des Windes. Unterwegs wollen wir nicht von Literatur, Politik und dergleichen reden, sondern unsere Gedanken still sammeln. Nachher wollen wir auf dem grünen Teppich niederknien und Gott anbeten und ihm danken. Wollen Sie das?“

„Nein,“ sagte er nach einigem Nachdenken, „ich will es nicht!“

„Schade,“ erwiderte ich, „daß, während Sie solchen Sinn für die Erhabenheit Ihres Gotteshauses haben, Sie als andächtiger Beter nie einen Fuß in dasselbe hineinsetzen.“

Dies war mein letztes Wort. Jetzt aber lachte Niemand, denn noch Andere als der Arzt fühlten sich getroffen.

## Sonntagsschul - Artikel.

## Arbeit für 1879.

Achtundvierzig Sonntagsschul-Sectionen liegen nun wieder vor dir für das Jahr 1879, lieber S. S.-Lehrer. Achtundvierzig neue Gelegenheiten bieten dir dieselben, deiner Klasse das Heil im Blute des gekreuzigten Heilandes ans Herz zu legen, denn wie ein rother Faden zieht sich diese Heilgeschichte durch jede Section.

Das erfordert Arbeit. Arbeit erfordert es, die Sectionen zu studiren. Den Sinn, die Lehre, die Geschichte, die Geographie und die Anwendung einer jeden richtig und gründlich zu kennen ist keine geringe Aufgabe. Und doch ist der heilige Gegenstand der Mühe wohl werth, das Alles so viel als möglich gründlich zu lernen. Dann kostet es Arbeit, die Section vorzutragen. O, wie viel hängt dabei von dir ab: von deiner Stimmung, von deinem Anstand und Verhalten, von deinen Fragen, von deinen Anwendungen. An Schwierigkeiten, Täuschungen und Veranlassungen zur Entmuthigung wird's dabei wohl gewiß nicht fehlen.

Beim Unterricht dieser Sectionen wird es aber auch Veranlassung zur Freude geben. 1. In dem Bewußtsein, daß du ein Mitarbeiter Jesu Christi bist, und Samen — göttlichen Samen säest für die Ewigkeit. 2. Wird auf dem Acker, den du bearbeitest, mancher Keim grünen und vielleicht manches Körnlein zur Entwicklung und Reife kommen, das dir Freudenthränen ins Auge treibt — um so mehr, wenn die Frucht da zum Vorschein kommt, wo du es am wenigsten erwartest hast. Und ist nicht schon die anmuthige Athmosphäre der S.-Schule, die schöne Gesellschaft, die herrlichen Lieder, der Ruhen den du genießest geeignete Freude und Begeisterung zu erwecken?

Du hast einen starken und zuverlässigen Helfer. „Fürchte dich nicht, ich bin bei dir, spricht der Herr!“ Das gilt auch dir. Er gibt dir Weisheit, er gibt dir Kraft, er gibt dir Erfolg. Traue auf ihn, klammere dich an ihn an, so bist du nicht verlassen.

Bete und vergiß im Gebet deine Section und deine Klasse — deine Schüler nicht. Gedenke jedes Einzelnen, nenne jeden mit Namen vor dem Herrn, fessele sie mit deinen Gebeten, und du wirst Wunder der Gnade sehen.

Habe ein Ziel im Augenmerk auch für dieses Jahr — ein Ziel mit Rücksicht auf deine Klasse, ein Ziel mit Rücksicht auf die Sectionen. Behandle nicht jede Section als einen abgerissenen Theil, sondern die Reihenfolge als etwas Planmäßiges, Ganzes. Thue die Arbeit in deiner Klasse nicht als eine Sonntagsstunde des Zeitvertreibs, sondern als eine dir von Gott aufgetragene Arbeit, welche du zu ihrem herrlichen Ziele zu führen berufen bist.

## Sonntagsschul-Gesang.

Der Gesang ist zweifelsohne einer der kräftigsten Hebel, eine S.-Schule interessant und erbaulich zu machen. Wenn man beherzigt, was unser Heiland sagt, Matth. 19, 14., nemlich: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich,“ so braucht man sich nicht zu wundern, warum Kinder, und auch wie Kinder gewordene ältere Leute, so gerne singen. Es hängt gar viel

ab von der Pflege des Gesanges, wenn eine S.-Schule gedeihen soll.

1. Am gut singen zu können in der S.-Schule muß man vor allen Dingen gute Gesangbücher haben. Wenn wir nun zehn Jahre zurück blicken und sehen den Unterschied zwischen damals und jetzt, so können wir nur Gott danken für die herrlichen Fortschritte, die wir als Kirche gemacht haben. Aber hiermit will ich keineswegs sagen, daß wir schon den Gipfelpunkt erreicht hätten, es bleibt noch gar viel zu thun übrig in dieser guten Sache.

Unsere Kirche hat aber in dieser Beziehung nun herrliche Vortehrungen getroffen; zwei prachtvolle S.-Schul-Notenbücher sind in unserem Verlag erschienen für unsere deutschen S.-Schulen.

Nach unserer Ansicht würde es nichts schaden, wenn wir noch etliche Gesangbücher mehr hätten, daß es an einer guten Auswahl nicht fehlen würde, denn was dem Einen gefällt, gefällt eben dem Andern nicht.

2. Sind aber nun die Gesangbücher für S.-Schulen in der Buchanstalt, was nützen sie da? Das Nächste ist, daß sie von den S.-Schulen angeschafft werden. Die Preise derselben sind so, daß sie auch von nicht besonders Bemittelten angeschafft werden können. Hosanna und Jubeltöne zusammengebunden, macht ein unübertroffenes Buch auf dem Gebiete des S.-Schul-Gesangs; und dieses treffliche Geschwisterpaar sollte in einer jeden S.-Schule eingeführt werden.

3. Wenn eingeführt, dann sollen aber auch die herrlichen Lieder in denselben gelernt und das richtig und alle gelernt werden. Es ist durchaus nicht gut, bloß etliche zu lernen und die bei einer jedesmaligen Zusammenkunft abzuhaspeln, bis sie allen Reiz verlieren. Bei einer solch reichhaltigen Auswahl sollte man eins lernen, dann weiter gehen und ein anderes nehmen, und so fort, bis man sie alle gelernt hat; und dann erst hat man eine Verschiedenheit und Abwechslung im Gesang, und das ist gerade, was in den S.-Schulen nothwendigsterweise sein sollte. Wenn ein Mann täglich von Kartoffeln leben sollte und sonst nichts haben, dann würden sie ihm halb verleben, wo hingegen, wenn abwechselnd mit anderen Speisen genossen, dieselben immer wieder gut schmecken. Gerade so verhält es sich mit dem Gesang in den S.-Schulen. Nichts ist nachtheiliger für eine S.-Schule, als Einförmigkeit und Eintönigkeit; Abwechslung erheitert das Gemüth, erregt das Interesse und weckt zur allgemeinen Theilnahme. Zur richtigen Erlernung der S.-Schul-Lieder ist es nöthig:

a) Daß man nach Noten singt. Daher möchte ich anrathen, daß alle unsere S.-Schulen unverzüglich die Elementargründe des Notensystems erlernen und einen regelrechten Notengesang einführen. Dieses und nur dieses macht den Gesang harmonisch und trägt gar viel dazu bei, daß er nicht schläfrig, sondern aufheiternd wirkt, und Zung und Alt dadurch erbaut werden.

Wenn man keine fähigen Männer zur Ertheilung des Gesangsunterrichts innerhalb der Gemeinde hat, so soll man außerhalb derselben einen Mann anstellen, und die Kosten nicht scheuen; denn es wird Niemand gereuen, der einmal den Werth der guten Sache erkannt hat.

b) Guter Takt sollte nothwendigsterweise beobachtet werden, denn das verschönert den Gesang.



c) Wo irgendwie möglich, sollte nicht ohne Orgelbegleitung gesungen werden, denn nichts hebt den Gesang mehr, als gute Musik. Wie schön sagt Schiller mit Bezug auf die Musik:

„Der Töne Macht, die aus den Saiten quillet,  
Du kennst sie wohl, du übst sie mächtig aus;  
Was ahnungsvoll den tiefen Auen füllet,  
Es spricht sich nur in meinen Tönen aus.“

Die Instrumente sind so billig heut zu Tage, daß sie fast in allen S.-Schulen eingeführt werden können. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

d) Man sollte dahin arbeiten, daß der Gesang vierstimmig geübt wird. Wenn es auch langsam geht im Anfang, nachher wird es um so besser. Erst ein gutes Fundament gelegt und dann gebaut, das wird dauerhaft. Man lasse sich die Zeit und Mühe nicht verbrießen, denn es lohnt gewiß.

e) Es sollte eine Person die Leitung des Gesangs übernehmen. Dazu sollte freilich die fähigste Person ausersehen werden. Wenn Dieser anfängt, und Jener und ein Anderer anfängt, dann geht es nicht. Die Aufmerksamkeit der gesamten Schule sollte auf den Vorführer gerichtet sein. Andere sollten nicht vorsingen, sondern mit oder ein wenig nachsingen, besonders beim Anfang; Alle auf einen Schlag anfangen ist aber das Richtige.

f) Freilich sind unsere S.-Schulen keine Singstunden, und man hat da wohl acht zu geben, daß man die Grenzen nicht überschreitet. Wie viel oder wie oft in einer S.-Schule gesungen werden soll, darüber läßt sich kaum eine für alle Verhältnisse passende Regel aufstellen. Ich will deshalb bloß meine Ansicht zum Besten geben. Gesang bei Eröffnung der Schule fünfzehn bis zwanzig Minuten und dann während der Schule drei bis vier Mal abwechselnd Gesang, und endlich mit einem passenden Liede die Schule zum Schluß bringen. Man kann zu viel singen, aber auch zu wenig. — Auch hierin ist es sehr gut oft eine Abwechslung vorzunehmen und überhaupt die Mittelstraße zu gehen.

g) Die Prediger können auf ihren Arbeitsfeldern gar viel beitragen, den S.-Schul-Gesang zu heben. Wenn sie auch nicht gerade in allen Fällen, wo es an einem passenden Lehrer fehlt, als solcher auftreten können, — gut wäre es freilich, wenn sie es könnten —; so können sie doch ihren Einfluß gebrauchen, daß die S.-Schul-Notenbücher in ihren S.-Schulen eingeführt und die Lieder gelernt werden. Sie können ihren Leuten die Wichtigkeit und Nothwendigkeit des guten S.-Schul-Gesangs ans Herz legen und auf diese Weise der guten Sache voran helfen. Unsere deutschen Leute sind im Allgemeinen Liebhaber des Gesangs und der Musik, so daß es mit der rechten Anleitung kaum viel Mühiges bedarf.

h) Wir müssen uns oft wehren unsere Kinder aus den englischen Kirchen zu halten. So viel ist gewiß, daß, wenn wir unsere Jugend behalten und für unsere liebe Evangelische Gemeinschaft gewinnen wollen, müssen wir ihnen daheim etwas Reizendes, Anziehendes bieten. Nichts wird mehr dazu beitragen, als ein guter Gesang mit Musikbegleitung. Und damit sollte man schon frühe anfangen. Daher erachte ich es für nothwendig, daß man die Kleinen in der S.-Schule zum Singen anhält; und wie singen sie so gerne! Der Lehrer der Kleinkinderklasse sollte billig gut singen können, und mit den Kleinen leichte, einfache Lieder einüben, die sie dann in der Schule allein singen. Häuser sagt trefflich: „Wohl tragen Erzählungen edler Thaten zur Nachahmung derselben bei, wohl werden edle Handlungen das Gefühl zu denselben in uns, wohl ergreifen gebiegene Reden und Empfindungen unser Herz, machen

uns das Laster verabscheuungs- und die Tugend liebenswürdig, doch ergreifender dringt und geht es zu Herzen in den Tönen des Gesangs und der Musik; mächtiger als jedes andere Instrument wirkt das ausdrucksvollste Instrument, — die Menschenstimme auf unser Herz.“ Wie wahr ist doch Dieses! So manches harte Sünderherz wurde erweicht durch die anmuthigen Töne eines S.-Schul-Liedes von Kindern vorgetragen. Wie oft geschieht es, daß eine einfache Melodie Thränen rinnen macht. Den wahren wirklichen Werth und Nutzen des S.-Schul-Gesangs wird erst die Ewigkeit enthüllen. Darum, wie Chamisso sagt: „Früch gesungen!“

„Hab oft im Kreise der Lieben  
In duftigem Grafe geruht,  
Und mir ein Lieblein gesungen,  
Und Alles war wieder gut, u.“

M. Bornheimer.

### Gemeinschaftliche Arbeit in der S.-Schule.

Was meint Arbeit für Alle, ein Jedes soll arbeiten und zwar so, daß Alles Hand in Hand geht. „Gemeinschaftliche Arbeit“ meint ferner: „mit einander angreifen,“ ein Jegliches an seinem Platz.

Wenn ich in eine S.-Schule komme und sehe so viele Leute (alte und junge) auf den hinteren Bänken müßig sitzen, muß ich gleich denken: da fehlt es am wahren, echten Christenthum. Die Ursache warum ich so denke ist, weil sie das Gebot Jesu, „Weide meine Bänker,“ übertreten. Keines sollte müßig sein. Alle sollten arbeiten. In Vereinigung liegt Stärke. Dieses sollte einer jeden S.-Schule Motto sein. Ich bin es gewiß, sie würde dann gedeihen nach Innen und nach Außen. Ferner ist zur „gemeinschaftlichen Arbeit“ Einigkeit unumgänglich nothwendig.

Was ist aber die Arbeit in der S.-Schule, welche „gemeinschaftlich“ betrieben werden soll? Wir antworten: 1. Singen. 2. Beten. 3. Lesen. 4. Unterricht. 5. Unterstützung durch Mittel. 6. Verbesserungen.

In diesen sechs Punkten besteht im Allgemeinen die S. S. Arbeit und soll, wie schon gesagt, „gemeinschaftlich“ gethan werden.

Also 1. Singen. Da sollen nicht nur die Beamten und Lehrer, auch nicht nur die Kinder oder einzelne derselben, sondern Alle, Jung und Alt, Klein und Groß miteinander singen. Man hört oft ältere Leute klagen: wir können nicht mehr mit singen, es sind lauter neue Lieder, wir sind zu alt zu lernen u. s. w. Daß alte Leute noch so gut lernen können, als junge, ist allerdings nicht wahr; aber von „Garnichtskönnernkönnen“ ist auch keine Rede. Wenn man nicht viel lernen kann, lernt man wenig. Es ist leider nur zu oft der Fall, daß ältere und auch jüngere Leute gar nicht probiren zu lernen. Bietet man ihnen ein S. S. Buch an, so schlagen sie es rundweg ab und man kann es ihnen ansehen, daß es mehr Troß ist, als etwas Anderes. Andere wieder halten ihre Bücher schön in der Hand, thun aber keinen Mund auf zum Singen. Im Sommer sind sie bange sie kriegen Fliegen in den Hals, und im Winter meinen sie, sie bekommen Zahnweh. So leben sie immer in der Angst, wie jener alte Mann in Deutschland, der im Sommer die Gewitter fürchtete und im Winter die Spinnweben.

2. Beten. Alle sollen beten in der S.-Schule. Keiner Leichtsinns treiben, Narrenpossen machen, mit einander sprechen, lachen u. s. w. Während Jemand vorbetet, sollten die

Andern im Stillen nachbeten. Es ist oft auch während des Gebets ein lautes Geflüster in der Schule, daß Einem dadurch alle Andacht geraubt wird. Es könnte oft eher ein gemeinschaftliches Geflüster, als ein gemeinschaftliches Gebet genannt werden. Ein jeglicher Lehrer sollte zusehen, daß seine Klasse sich stille verhält. Das „Vaterunser“ sollte laut und andächtig miteinander gebetet werden.

3. Lesen sollten Alle, wenigstens die Lektion; andächtig, nachdenkend, nicht leichtfertig und oberflächlich, wie es so oft geschieht, daß das Herz nicht empfindet, was der Mund liest oder spricht.

4. Unterricht. Auch dabei sollte kein Eingiges müßig sein. Alle sollten aufmerksam sein in der Klasse, Alle ihre Gedanken ausdrücken, die gemachten Fragen beantworten, wenn möglich kurz, Jedes sollte sich betheiligen; nicht um einander zu kritisiren, sondern zu belehren und zu erbauen. Der Lehrer sollte nicht predigen, sondern lehren; auch sollte er die ganze Zeit, die gegeben wird, aufnehmen, aber auch so bald das Zeichen gegeben wird, aufhören. Alles und Jedes sollte sich dabei interessieren, das meint, gemeinschaftlich arbeiten. Es gibt manche Leute, die kommen nur zur Sonntagsschule, um ein gutes (?) Plauderstündchen miteinander zu haben, und da werden sie oft so interessiert, daß sie ganz vergessen wo sie sind, und störend in den Unterricht eingreifen. Ich könnte mir keinen unschicklicheren Platz und keine unschicklichere Zeit zum Plaudern denken, als die S.-Schule und die Zeit, wo sie gehalten wird. O Gott, erlöse uns von einem solchen Spectakel.

5. Unterstützung. Dies ist ein delikater Punkt, aber um einer S.-Schule das angebeißene zu lassen, was sie gut und interessant macht, kostet es „Geld.“ Man braucht Bücher, um lernen zu können, man braucht sonstige Artikel die nützlich und gut sind und die kosten „Geld.“ Die S.-Schule, und überhaupt das Werk Gottes muß, wenn es gedeihen soll, die „gemeinschaftliche“ Theilnahme der Kinder Gottes haben. Aber da, nemlich am Geben, geht das „gemeinschaftliche“ am allerhärtesten. Viele wären willig zu lehren und zu lernen, wenn nur keine Kollekten zur Unterstützung der S.-Schule ausgegeben würden, und weil sie da doch nicht fort gehen wollen, gehen sie lieber gar nicht hin. Bei Manchen, wenn's ans Geben geht, hört das Wort „gemeinschaftlich“ total auf. Da heißt es: Bis hieher und nicht weiter. Das ist auch die Ursache, warum es mit manchen S.-Schulen so schlecht bestellt ist. Einige Glieder sollen alle Unkosten bestreiten, alle Mühe und Arbeit tragen und thun, während die Andern sich wenig oder gar nichts um die Schule bekümmern. (Wie die Leute dieses verantworten wollen, weiß ich nicht.) So kommt es auch, daß sich mancher aufrichtige und warme S.-Schulfreund zurückzieht und manche S.-Schule zu Grunde geht. O ihr theuren Freunde, laßt uns die S.-Schulsache vereinigt unterstützen und nicht müde werden, denn das Werk hat einen großen Lohn.

W. C. Frey.

#### An die Jugend.

Eine kurze Ansprache von Br. W. Schmidt an die Kinder-Versammlung bei der S. S. Convention der Canada Conf., gehalten zu Waterloo am 19. Sept 1878. Da er wegen Krankheits nicht anwesend sein konnte, so sandte er dieselbe schriftlich ein, wie folgt:

Liebe Sonntagsschüler! Diesen Nachmittag seid Ihr die Hauptpersonen, denen mehrere Redner ihre Aufmerksamkeit schenken werden, um Unterricht zu erteilen. Ich selbst soll eine kurze Rede halten. Das soll pünktlich in Erfüllung ge-

hen. Ich will Euch auf zwei Dinge aufmerksam machen: 1. Daß Ihr nicht bleibt, wo a s Ihr jetzt seid, und 2. daß Ihr nicht bleibt, wie Ihr jetzt seid. Eure Kinderjahre fliehen dahin, so wie die unsen verschwunden sind. Ihr tretet in das öffentliche Leben—Pflichten warten auf Euch, für welche Ihr Gott und der Menschheit verantwortlich seid. Ihr werdet in Zukunft bessere oder schlechtere Menschen, je nachdem Ihr den Anleitungen und Einflüssen, die sich auf Euch geltend machen, folgt. An Anerbietungen auf beiden Seiten wird es nicht fehlen. Um schlechter zu werden, bedarf es zwar keines Unterrichts, weil die Ursache schon in jedes Menschen Herzen verborgen liegt. Matth. 15, 19. Jesus erklärt auch solche Charaktere, die zum Bösen verführen, ganz überflüssig. Matth. 18, 6.: „Wer aber ärger dieser geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mülhstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist.“ Es werden sich solche Euch auch anbieten. Folgt ihnen nur nicht, sonst werdet Ihr zur Sünde verführt und Ihr möchtet dann leicht auch die Verführer Anderer werden, welches gewiß Schaden für Zeit und Ewigkeit bringt. Eure Eltern und die Kirche sind bemüht, Euch mit Belehrung zu Hülfe zu kommen, Euch die Gefahr zu zeigen und Euch zum Heiland hinzuführen, der wird bessere Menschen aus Euch machen, wenn Ihr ihm Euch hingebt. Zu dieser Belehrung bietet die Sonntagsschule eine sehr gute Gelegenheit, wovon Euch die Reden der Brüder heute überzeugen werden. Schenkt ihnen nun Eure Aufmerksamkeit und befolgt ihre Lehren, so wird Euch dieser Nachmittag zum großen Segen werden. Das gebe der Herr! Amen.  
(Eingesandt von S. L. A.)

Guter Rath.—Einer Sonntagsschule, welche begierig war ihre Schülerzahl jeden Sonntag regelmäßig anwesend zu haben und zu vermehren, wurde folgender Rath erteilt: 1. Haltet sogleich eine extra Lehrerversammlung und faßt den Beschluß am folgenden Sonntag eine volle Schule zu haben. 2. Laßt den Superintendenden sogleich jeden Lehrer besuchen, welcher bei der Extraversammlung nicht anwesend war. 3. Jeder Lehrer besuche vor dem nächsten Sonntag jeden Schüler seiner Klasse. 4. In jedem Hause, wo Besuche gemacht werden, frage man nach, ob nicht neue Schüler da sind, oder ob solche vielleicht irgendwo in der Nachbarschaft sich befinden. Wenn so, so suche man sie auf und bringe sie in die Schule. Gewiß, der Rath ist gut, wenn nun die That auch so gut ist, wird der Erfolg herrlich sein. Wollens nicht welche von unsern S.-Schulen versuchen? Er ist wohl der Mühe werth, um der heiligen Sache willen.

Sammele.—Du hörst einen Redner. Seine Rede wimmelt von köstlichen Gedanken und passenden Illustrationen. Wie hat er diese Gedanken bekommen. Hat er etwa eine Gedankenfabrik oder Illustrationsmine irgendwo? Oder fallen ihm diese Sachen vom Himmel, wie einem Sonntagskinde die Glücksterne? Keins von Beiden. Das Geheimniß ist, er sammelt. Er sammelt seine Bilder aus Büchern und Zeitschriften, aus seiner täglichen Beobachtung in der Stadt und auf dem Lande, aus dem Leben von vornehmen und geringen Leuten—überall sammelt er. Seine Beobachtungen geben ihm Anlaß zu neuen köstlichen Gedanken und passenden Bildern. S. S. Lehrer, sammle auch du. Es fehlt dir nicht an Gelegenheit, es fehlt dir auch nicht an Gaben; laß es nur nicht an Fleiß und Nachdenken fehlen. Was Andere darin thun können, kannst du in einem gewissen Maße auch thun, und was du thun kannst, das solltest du thun.



## Sonntagsschul - Lektionen.

## Der zweite Tempel.

## 1. Lektion: Efra 3, 1—13. — Sonntag den 5. Januar 1879.

1. Und da man erlangt hatte den siebenten Monat, und die Kinder Israel nun in ihren Städten waren; kam das Volk zusammen, (1) wie ein Mann, gen Jerusalem.

2. Und es machte sich auf (2) Jesua, der Sohn Josababs, und seine Brüder die Priester, und (3) Serubbabel, der Sohn Sealtiels (4), und seine Brüder; und bauten den Altar des Gottes Israels, Brandopfer darauf zu opfern, wie es (5) geschrieben steht im Gesetz Mose's, des Mannes Gottes;

3. Und richteten zu den Altar auf sein Gestühle (denn es war ein Schrecken unter ihnen, von den Völkern in Ländern,) und opfereten dem Herrn Brandopfer (6) darauf des Morgens und des Abends;

4. Und (7) hielten der (8) Laubbütten Fest, wie geschrieben steht; und thaten Brandopfer (9) alle Tage nach der Zahl, wie sich's gebühret, einen jeglichen Tag sein Opfer;

5. Darnach auch die täglichen Brandopfer, (10) und der Neumonden, und aller Festtage des Herrn, die geheiligt waren, und allerlei freiwillige Opfer, die sie dem Herrn freiwillig thaten.

6. Am ersten Tage des siebenten Monats sängen sie an, dem Herrn Brandopfer zu thun. Aber der Grund des Tempels des Herrn war noch nicht gelegt.

7. Sie gaben aber Geld den Steinmessen und Zimmerleuten, und Speise und Trank (11) und Del denen zu Sion und zu Tyrus, daß sie Cedernholz vom Libanon auf das Meer gen Japso (12) brächten, nach dem Befehl (13) Cores, des Königs in Persien, an sie.

8. Im andern Jahr ihrer Zukunft zum Hause Gottes gen Jerusalem, des andern Monats, sängen an Serubbabel, der Sohn Sealtiels, und Jesua, der Sohn Josababs, und die übrigen ihrer Brüder, Priester und Leviten, und Alle, die vom Gefängnis gekommen waren gen Jerusalem; (14) und stellten die Leviten von zwanzig Jahren und drüber, zu treiben das Werk am Hause des Herrn.

9. Und (15) Jesua stand mit seinen Söhnen und Brüdern, und Radmiel mit seinen Söhnen, und die Kinder Juba's, wie ein Mann, zu treiben die Arbeiter am Hause Gottes; nemlich die Kinder Henadabs, mit ihren Kindern, und ihren Brüdern, die Leviten.

10. Und da die Bauleute den Grund legten am Tempel des Herrn, (16) standen die Priester (17) angezogen, mit Trompeten, und die Leviten, die Kinder Asaphs, mit Cymbeln, zu loben den Herrn mit dem Gedicht Davids (18), des Königs Israels;

11. Und sängen (19) um einander mit Loben und Danken dem Herrn, (20) daß er gütig ist und seine Barmherzigkeit ewiglich (21) währet über Israel. Und alles Volk tönete laut mit Loben den Herrn, daß der Grund am Hause des Herrn gelegt war.

12. (22) Aber viele der alten Priester und Leviten und obersten Väter, die das vorige Haus gesehen hatten, und nun dies Haus vor ihren Augen gegriindet ward, weineten sie laut. Viele aber töneten mit Freuden, daß das Geschrei hoch erschallete;

13. Daß das Volk nicht erkennen konnte das Tönen mit Freuden vor dem Geschrei des Weinens im Volk; denn das Volk tönete laut, daß man das Geschrei ferne hörte.

## Parallelen und Anmerkungen.

Zeit: 536 v. Chr. Ort: Jerusalem und Umgegend.  
(1) Cap. 2, 64. (2) Oder Josua, Hag. 1, 1.; Sach. 3, 1.  
(3) Matth. 1, 12. (4) Luk. 3, 27. (5) 5. Mos. 12, 5.; 3. Mos. 6, 9. (6) 4. Mos. 28, 3, 4. (7) Sach. 14, 16, 17. (8) 2. Mos. 23, 16. (9) 4. Mos. 29, 12. ff. (10) 2. Mos. 29, 38.; 4. Mos. 28, 3, 11, 19, 26.; 29, 2, 8, 13. (11) 1. Rön.

5, 6, 9.; 2. Chron. 2, 10. (12) 2. Chron. 2, 16. (13) Cap. 6, 3. (14) 1. Chron. 23, 24, 27. (15) Cap. 2, 40. (16) 1. Chron. 16, 5, 6, 42. (17) 2. Chron. 29, 26. (18) 1. Chron. 6, 31.; 16, 4.; 25, 1. (19) 2. Chron. 7, 3.; Neh. 12, 24. (20) 1. Chron. 16, 34.; Ps. 136, 1.; 2. Chron. 5, 13. (21) 1. Chron. 16, 41.; Jer. 33, 11. (22) Hag. 2, 3.

**Haupttext:** Und alles Volk tönete laut mit Loben den Herrn, daß der Grund am Hause des Herrn gelegt war.—Efra 3, 11.

## Erklärung der Lektion.

**Geschichtliche Einleitung.** — Nachdem Cyrus Alleinherrscher war zu Babylon, 536 v. Chr., erließ er im ersten Jahre seiner Regierung einen Aufruf an die Juden, hinaufzugehen gen Jerusalem, um daselbst des Herrn Tempel wieder zu bauen. Dieses geschah wahrscheinlich auf Rath und Ansuchen Daniels, der bei dem Könige in großen Ehren stand. Sein eigenes Volk ermahnte der König den Juden thätige Handreichung zu thun und ihnen Gold und Silber mitzugeben; er selbst aber gab die Tempelgefäße, die Nebuchadnezar geraubt hatte, deren Zahl 5400 war, wieder zurück für den zweiten Tempel.

Serubbabel, ein Fürst aus Juda, wurde zum Führer der Auswanderer erwählt, welche 42,360 aus den verschiedenen Stämmen zählten, nebst diesen waren 7367 Knechte und Knechte, die mitzogen; auch hatten sie 736 Pferde, 245 Maulthiere, 435 Kameele und 6720 Esel. Ueber ihre Reise verläutet nichts, indem die Schrift darüber schweigt, sie muß aber wohl an vier Monaten gedauert haben, denn so lange nahm es Efra, der später kam. Ueber den endlichen Sieg ihrer Ausdauer und ihre Freude am Gelingen seines Werkes, berichtet uns der 84. Psalm Näheres.

Daß der Bau nicht ungestört voranging, lehrt die Geschichte deutlich, aber die Propheten Haggai und Sacharja, welche aus Babylon mitzogen, munterten das Volk beständig auf während der Reise und während der Arbeit. Als sie nach Judäa kamen, setzten sie sich in den Städten und bereiteten Wohnplätze für ihre Familien und Heerden, darüber vergaßen zweifelsohne Viele den wahren Zweck ihres Kommens. Haggai's Strafpredigt an das Volk wegen der Nachlässigkeit im Tempelbau ist eines der berühmtesten Schriftstücke der jüdischen Prophetie. Ueberhaupt sollten die Lehrer nicht vernachlässigen, die Bücher der Propheten Haggai und Sacharja zu lesen in Ver-

bindung mit dieser und der folgenden Lektion, ebenso Efra und Nehemia, denn nur aus dem Ganzen läßt sich die Lektion erklären und deutlich machen. Diese Lektion enthält den Aufruf zur Arbeit und den Hergang beim Baue des zweiten Tempels zu Jerusalem.

**Texterklärung.** — I.—1. Alles mit Gott. Vers 1-7. Der Ruf erging an Alle, nachdem sie vielleicht kaum einige Monate im Lande waren, sich zu versammeln zu Jerusalem, um des Herrn Fest zu begehen. Wie ein Mann kamen sie zusammen, Häuser, Geschäfte und Familien durften sie nicht hindern, denn es handelte sich um Gottes Werk. Sie waren bereit dem Herrn Dank zu opfern, der sie nun erlöst hatte aus ihrer langjährigen Gefangenschaft. Sie erkannten, daß es Gottes gnädige Fügung war und fühlten noch frisch, wie groß ihr voriges Elend gewesen, darum wollten sie das neue Leben mit Gott anfangen.

Weltliche Geschäfte sollen nie den Pflichten der Religion vorgezogen werden, denn dadurch, daß man des Herrn Wille thut, werden die zeitlichen Dinge nur um so besser gelingen. Ihr Anfang war mit Gott, so sei auch der unfrige.

2. Alles für Gott. Noch war kein Tempel da, aber für einen Altar trugen sie sogleich Sorge. Abraham baute immer zuerst einen Altar. Je wichtiger ein Unternehmen ist, desto nothwendiger müssen wir Gottes Segen haben. Soll uns Gott aber segnen, müssen wir unser Werk ihm auch anbefehlen. Opfer können wir bringen, ob auch kein Tempel steht, der Altar wird durch das Opfer geheiligt. Alles Unternehmen sei daher mit Gott und für Gott, denn an Gottes Segen ist Alles gelegen.

3. Gott mit uns und für uns. Sie waren umringt von Feinden, die sie an dem Werke hindern wollten; Feinde, die sie und ihre Religion haßten, darum war es gut,

daß sie einen starken Gott auf ihrer Seite hatten; aber eben die drohende Gefahr machte sie um so eifriger in der Erfüllung ihrer Pflichten. Es ist gut, wenn man weiß, daß Gott freundlich ist; Gebet und göttliches Leben gibt uns diese Zuversicht.

4. Unermülich im Guten. Nachdem sie geopfert, unterhielten sie das Feuer, der Altar blieb im Gebrauch, täglich opferten sie, denn jeder Tag brachte neue Ursache zur Dankbarkeit; freiwillig und herzlich kam ihr Opfer, und um so eifriger waren sie den Bau zu beginnen und mit Gott zu vollenden.

II. — 1. In Vereinigung liegt Stärke. Vers 8—13. Jeder hatte seinen Platz und jeder seine Arbeit. Priester und Leviten gingen mit gutem Beispiele voran, sie arbeiteten eilig. In allen Dingen sollen auch wir den Frieden und die Eintracht bewahren, denn zum Frieden hat uns Gott berufen.

2. Freude in dem Herrn. Die Arbeit machte ihnen Freude. Schon die Grundlegung verursachte ein Freudenfest beim Volk. Mit Posaunen und Cymbeln wurde das Volk zum sammengerufen; mit Lobgesängen stimmte das Volk selbst ein. Manche weinten vor Freuden, daß sie diesen Tag erleben durften; Andere, die sich wohl noch an den ersten Tempel erinnern konnten, weinten, weil sie dachten, die Herrlichkeit des zweiten werde geringer sein. 52 Jahre waren verschwunden, seit der erste zerstört wurde. Gleichgültig war Niemand. Freude und Schmerz mischten sich auch hier, wie es eben auch heute noch geht.

Aufanwendung. — B. 1—6. Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde. Wenn Gott nicht hilft, so bauen Menschen umsonst, daher sollten wir in allem Unternehmen uns zuerst den Segen Gottes ersuchen. Ist Gott für uns, dann toben die Feinde umsonst.

B. 7—9. Die Erde und ihre Güter sind des Herrn. Wir haben Alles nur als Verwalter. Gott fordert Opfer, darum sollen wir nicht kargen, sondern Gott von unserm Segen auch wieder reichlich spenden. Wie können wir Segen von ihm erwarten, wenn wir sein Werk stille liegen lassen?

Vers 10, 11. Mit Gott legen wir einen sicheren Grund. Gottesdienst bringt Nutzen. Wer mit Gott wirkt, arbeitet fröhlich und sein Werk gelingt. Wer Gottes Güte kennt, der wird Gott loben mit Gesang und lieblichen Liedern. Wer Lust hat an den Liedern Zions, der wird den Hader meiden. Wohl dem Menschen, der Freude hat und singen kann, denn der Gesang ist eine edle Gottesgabe.

Vers 12, 13. Wer Gott dienet, hat herrlichen Genuß. Alt und Jung stimmt mit ein; so finden auch heute noch Jung und Alt Freude und Vergnügen an des Herrn Werk. Die Freude weint, es weint der Schmerz, Gott aber blicket in jegliches Herz.

Seid entschieden für Gott. Thut Alles mit Gott. Lebet zur Ehre Gottes und die allerköstlichsten Verheißungen des gnädigen Gottes sind euch gegeben.

**Kinderklassen.** — Es wird gut sein, die jüdische Geschichte seit der Gefangennehmung kurz zu berühren: Ursache der Gefangenschaft; Folgen: Reue, Buße; Freilassung, Auszug aus Babylon, Grundlegung des Tempels etc. Wie sehen sich die Juden nach dem Tempel. Wie freuten sie sich nun, da der Grund gelegt war. Warum? Wer wohnt im Hause Gottes? Wie und warum kann man sich da freuen? Wie können sich die Kinder da freuen?

**Illustrationen.** — Gottes Haus zuerst. Als nach der Belagerung von Lybden Nahrungsmittel für die hungernden Einwohner anlangen; stürzten sich Manche auf die Speisen und genossen sie in ihrem Heißhunger übermäßig und starben. Andere hingegen gingen zuerst in die Kirche und wählten dem Dankgottesdienste bei, und genossen dann die Speisen mäßig und blieben am Leben.

**Segen des Hauses Gottes.** Wir kannten einen Mann, welcher gewöhnlich sagte, wenn man ihn ermahnte, öfter zur Kirche zu gehen: „Die Kirche ist kein Hase, sie läuft nicht davon.“ Endlich bekam der Mann ein wehes Bein und konnte nicht mehr gehen. Nun seufzte er, wenn Sonntags die Glocken zum Gottesdienste luden, in seiner Einsamkeit: „Ach, könnte ich jetzt zur Kirche gehen, wie gerne wollte ich's thun!“ Und welche Freude gewährte es ihm, als er nach Jahren wieder ausgehen konnte, das Haus Gottes zu besuchen. Man fühlt erst dann den Segen und die Freude des Gottesdienstes recht, wenn man denselben entbehren muß.



**Erläuterung der Wandtafel.** — Die Israeliten opferten mit Freuden auf dem Altar, nachdem sie den Grund zum Tempel gelegt hatten. Der Christ opfert auch: Gehoriam, Liebe, Gottseligkeit im Dienst des Herrn. Wenn nun Jemand geistlich wieder hergestellt wurde, der opferte mit Freude und Dank dem Herrn. Das soll die Wandtafel lehren.

## Die Einweihung des Tempels.

### 2. Section: Esra 6, 14—22. — Sonntag den 12. Januar 1879.

14. (1) Und die Ältesten der Juden bauten; und es ging von Städten durch die Weissagung der Propheten, Saggai und Sacharja, des Sohnes Idbo's, und bauten, und richteten auf, nach dem Befehl des Gottes Israels, und nach dem Befehl Cores (2), Darius (3), und Artabastatha's (4), der Könige in Persien.

15. Und vollbrachten das Haus bis an den dritten Tag des Monats Adar, das war das sechste Jahr des Königreichs des Königs Darius.

16. Und die Kinder Israels, die Priester, die Leviten und die andern Kinder des Gefängnisses hielten (5) Einweihung des Hauses Gottes mit Freuden;

17. Und opferten (8) auf die Einweihung des Hauses Gottes hundert Kälber, zwei hundert Lämmer, vier hundert Böcke, und zum Sündopfer für das ganze Israel zwölf Ziegenböcke, nach der Zahl der Stämme Israels;

18. Und stellten die Priester in ihre Ordnung (7), und die Le-

viten in ihre Gut (8), zu dienen Gott, der in Israel ist, wie es geschrieben (9) steht im Buch Mose.

19. Und die Kinder des Gefängnisses hielten (10) Passah am vierzehnten Tage des ersten Monats.

20. Denn die Priester und Leviten hatten sich gereinigt (11), daß sie alle rein waren wie ein Mann; und schlachteten (12) das Passah für alle Kinder des Gefängnisses, und für ihre Brüder, die Priester, und für sich.

21. Und die Kinder Israels, die aus dem Gefängnis waren wiedergekommen, und Alle, die sich zu ihnen abgesondert hatten von der Unreinigkeit (13) der Heiden im Lande, zu suchen den Herrn, den Gott Israels, aßen,

22. Und hielten das Fest (14) der ungesäuerten Brode sieben Tage mit Freuden; denn der Herr hatte sie fröhlich gemacht, und das Herz (15) des Königs zu Assur zu ihnen gewendet (16), daß sie gestärkt würden im Werk am Hause Gottes, der Gott Israels ist.

#### Parallelen und Anmerkungen.

Zeit: Im Frühling des Jahres 515 v. Chr. Etwa 20 Jahre nach dem Anfang in der vorigen Section. Ort: Je-

rusalem. (1) Cap. 5, 1. 2. (2) B. 3; Cap. 1, 1.; 5, 13. (3) Cap. 4, 24. (4) Cap. 7, 1. (5) 1. Kön. 8, 63; 2. Chron.



7, 5. (6) Cap. 8, 35. (7) 1. Chron. 24, 1. (8) 1. Chron. 23, 6. (9) 4. Mos. 3, 6.; 8, 9. (10) 2. Mos. 12, 6. (11) 2. Chron. 30, 15. (12) 2. Chron. 35, 11. (13) Cap. 9, 11.

(14) 2. Mos. 12, 15.; 13, 6.; 2. Chron. 30, 21.; 35, 17. (15) Sprw. 21, 1. (16) 2. Röm. 23, 29.; 2. Chron. 33, 11.; Cap. 1, 1.; B. 5.

**Haupttext:** Es soll die Herrlichkeit dieses letzten Hauses größer werden, denn des ersten gewesen ist, spricht der Herr Zebaoth: Und ich will Frieden geben an diesem Ort, spricht der Herr Zebaoth.—Hagg. 2, 10.

### Erklärung der Section.

**Geschichtliche Einleitung.**—Im April oder März des Jahres 535 v. Chr. wurde der Grundstein zum zweiten Tempel gelegt und zwar unter großer Feierlichkeit. Dieser zweite Tempel hatte aber nicht die Größe noch die Herrlichkeit des ersten, es mangelte ihm die Schechina oder sichtbare Gegenwart des Allmächtigen; dafür enthielt er einen geistlichen lebendigen Gottesdienst, der das Volk inniger mit Jehovah verband, als es vor der Gefangenschaft der Fall war.

Die so wohlbegonnene Arbeit am Tempel wurde aber nicht ungestört fortgeführt; die Feinde thaten ihr Möglichstes den Bau zu hindern, und Cyrus, der inzwischen in seine asiatischen Kriege verwickelt wurde, konnte dem jüdischen Volke nicht die Aufmerksamkeit schenken, wie er wünschte. Als aber Darius den Thron bestieg und unter den Reichsacten auch Cyrus Gebot fand, bezüglich dieser Sache, nahm die Arbeit wieder ihren Fortgang unter seinem besonderen Schutz.

Im Monat März 515 v. Chr., als im sechsten Jahre der Regierung des Königs Darius, wurde der Tempel fertig. Ein und zwanzig Jahre nahm der Bau in Anspruch; eben wegen der Hindernisse von Seiten der Feinde. Dieser Darius ist nicht zu verwechseln mit dem früheren Darius, dem Mederkönig; Letzterer regierte vor Cyrus und nicht über das vereinigte babylonische Reich. Nach Cyrus kam Cambyses sein Sohn; nach diesem aber Gomates, ein Auführer, der sich des Thrones bemächtigte, hernach dieser Darius, der Gomates besiegte und auf den Thron erhoben wurde. Das Buch Esra, dem diese Section entnommen ist, mag mit Recht als eine Fortsetzung der Chronika angesehen werden; es umfaßt eine Zeit von 80 Jahren und enthält merkwürdige Begebenheiten, die sich in Persien und bei den nimmermehr befreiten Juden zutragen. Als Ergänzung zur Geschichte des jüdischen Volkes ist dieses Buch von sehr großem Werthe. Esra selbst war ein Priester in direkter Linie von Aaron; er brachte das Priesteramt wieder zu Ehren, denn vor ihm wurde dasselbe durch gewissenlose Personen entwürdigt und entehrt. Er zog nicht mit seinen Brüdern hinaus gen Jerusalem, sondern ging erst später, als Gott Arbeit für ihn hatte, auf höheren Befehl, seine Arbeit zu verrichten. Die Lehrer sollten nicht vergessen, das Buch ganz durchzulesen in Verbindung mit dieser Section und der vorigen.

**Texterklärung.**—Vers 14–16. Das Gebot des Königs, das selbst Feinde zur Freundschaft zwang, hatte einen guten Einfluß; die Juden arbeiteten mit großer Freubigkeit. Wie durften sie laß und träge werden, da doch heidnische Fürsten für ihr Wohl arbeiteten? So müssen sich oft Gläubige beschämen lassen von den Ungläubigen. Haggai und Sacharja, die Propheten, ermüdeten nicht, das Volk aufzumuntern, so daß das Werk in vier Jahren von der Wiederaufnahme seinem Ende entgegen ging. Jeder Christ bauet für Gott, die Feinde hindern, aber mit Gott gelingt der Bau.

Für Gottesdienst war der Tempel bestimmt und zu diesem Zweck wurde er auch feierlichst eingeweiht, nachdem der Bau fertig war. An diesem Fest nahmen nicht bloß Priester und Leviten Theil, sondern alle Kinder des Gefängnisses. Es war ein Freudenfest, das für alles Volk bestimmt war, denn sie waren lange genug in großer Trauer.

Vers 17, 18. Das Opfer wird hier beschrieben; es war freilich nicht zu vergleichen mit dem Opfer bei der Einweihung des ersten Tempels, aber indem es nach ihrem Vermögen war, blickte Gott mit Wohlgefallen darauf; es war ein Opfer nach dem newtestamentlichen Sinne. 2. Cor. 8, 2. 3. Auch für ihre Sünden opferten sie und zeigten dadurch, daß sie die Nothwendigkeit ihrer Buße recht fühlten und erkannten. Was immer wir Gott weihen, das sollten wir ihm herzlich weihen. Der Anfang war gemacht und nun mußte der Tempeldienst auch aufgehalten werden, wie Moses es den Kindern Israels befohl.

Vers 19–22. So wie Israel Passah feierte zum Andenken, daß Gott sie aus Egypten befreite, so fanden sie es jetzt für

gut, Passah als ihr erstes regelmäßiges Fest zu feiern, zum Andenken an ihre Erlösung aus Babylon. Merke auch, daß besonders darauf hingedeutet wird, „daß sie Alle rein waren wie ein Maun.“ Dieses bedeutet, wohl vorbereitet, alle einmüthig und ganz Gott geweiht. Daher geschah es auch, daß der Herr sie fröhlich machte. Selbst die Fremden, die unter ihnen waren, mußten sich absondern von der heiden Gebräuche, wenn sie mitfeiern wollten. So sehen wir, daß Jedermann angenehm ist, wer nur reines Herzens ist, denn bei Gott gilt kein Ansehen der Person.

Die besondere Ursache ihrer Freude war, weil Gott ihnen gnädig war, indem er sogar das Herz des Königs ihnen zuwandte. Wir dürfen uns freuen, wenn diejenigen, die wir als Feinde ansahen, sich zu uns neigen, aber Gott soll die Ehre dafür haben.

**Lehre und Anwendung.**—Die Hauptbedingung, wenn unser Werk gelingen soll, ist Gottes Segen, aber auch von unserer Seite ist etwas gefordert; dieses sehen wir bei den Juden am Tempelbau:

1. Willigkeit. Wo ein Wille ist, findet sich auch immer ein Weg. Gott hilft Allen, die ihn ernstlich suchen.

2. Vereinigung. Was zwei oder drei eins werden u. s. w., ist eine Lehre, die wir nie vergessen sollten. Friede ernährt, Unfriede verzehrt. Es ist traurig, daß selbst Gottes Volk von der Gewalt der Leidenschaften sich oft hinreißen läßt.

3. Bereitwilliges Opfer. Nicht nur arbeiten, auch geben soll man; des Herrn Werk fordert große Opfer, aber es ist auch ein herrliches Werk und bringt viele Freude.

Wir lernen auch, daß der Gottesdienst kein Sklavendienst, sondern ein freier und fröhlicher Dienst ist. Die Juden hatten große Freude in der Arbeit für den Herrn. Auch jetzt noch ist Gottesdienst ein Freuden dienst, und der Gerechte hat Lust daran.

Die Kinder waren nie vergessen; sie waren Theilnehmer am Bunde und dessen Verheißungen; so sollten auch wir immer bereit sein, den Kindern zu zeigen, daß sie mitgerechnet sind in der Haushaltung Gottes auf Erden, und daß auch sie Theil haben an den Gnademitteln.

Fremde dürfen mitfeiern und mitgenießen, so sie sich dem Herrn ergeben, daher sollten wir alle einladen an den Festen des Herrn Theil zu nehmen. Unsere Gottesdienste sollten ihnen angepriesen werden, wir sollen sie einladen und ihnen den richtigen Weg kund thun. Gott aber wird die Herzen der Könige und die Wege der Feinde so leiten, daß uns Alles zum Besten, ihm aber Alles zur Ehre gereicht wird. Versichere dich der Gnade Gottes und thue deine Pflicht getreulich allezeit.



**Erklärung der Wandtafel.**—Der Tempel ist nun fertig und wird mit großer Freude und Feierlichkeit eingeweiht. Des Christen Herz ist auch ein Tempel Gottes, wo der Herr wohnt durch seinen Geist, und wo man ihm opfern soll mit Freuden. Gottes Licht (Gottes Wort) und Gottes Geist füllen den Tempel des Herzens.



**Kleinkinderklasse.**—Der Lehrer wird sich, nachdem er die Geschichte dieser Lektion erzählt hat, am besten an dem Bilde eines Gotteshauses halten: In einem Hause wohnt die Familie, Klein und Groß. Das ist die Heimath, da haben sie Freude, Schutz und Genüsse. So ist das Haus Gottes die Heimath der Kinder Gottes—der Großen und Kleinen. Wie hat man da Freude, Schutz und Genüsse? Wie freuten sich die Juden als das Haus Gottes fertig war und eingeweiht wurde. So ist's auch bei uns, wenn man eine Kirche gebaut und eingeweiht hat. Aber der größte Schmuck und der liebste Platz für Gottes Geist sind die frommen Herzen im Hause Gottes.

**Illustrationen.**—David ist ein rechtes Exempel, wie man seine Freude hat am Hause Gottes, auch Salomo, besonders aber der zwölfjährige Jesus im Tempel.

**Das Herz Gottes Tempel.** Welche Herzen Gott zu seinem Tempel erwählt, das sehen wir bei dem Pharisäer und Zöllner. Obgleich der Erstere mitten im Tempel stand, blieb sein Herz kalt und gnadenleer, aber in das Herz des Zöllners, obgleich er von ferne stand, kehrte der Herr ein, weil er bußfertig und gläubig betete.

## Nehemia's Bitte und Auftrag.

### 3. Lektion: Neh. 2, 1—8.—Sonntag den 19. Januar 1879.

1. Im Monat Nisan, des zwanzigsten Jahres des Königs Artaxastha (1), da Wein vor ihm stand, hob (2) ich den Wein auf, und gab dem Könige; und ich sahe traurig vor ihm.

2. Da sprach der König zu mir: „Warum siehest du so übel? Du bist ja nicht krank. Das ist es nicht, sondern du bist schwermüthig.“ (3) Ich aber fürchtete mich fast sehr,

3. Und sprach zum Könige: (4) Der König lebe ewiglich! Sollte ich nicht übel leben? Die Stadt, (5) da das Haus des Begräbnißes meiner Väter ist, liegt wüste und ihre Thore sind mit Feuer verzehret.

4. Da sprach der König zu mir: „Was forderst du denn?“ Da hat ich den Gott vom Himmel,

5. Und sprach zum Könige: Gefällt es dem Könige und deinen

Knechten vor dir, daß du mich sendest in Juda zu der Stadt des Begräbnißes meiner Väter, daß ich sie baue?

6. Und der König sprach zu mir, und die Königin, die neben ihm saß: „Wie lange wird deine Reise währen? Und wann wirst du wiederkommen?“ Und es gefiel dem Könige, daß er mich hinfendete. Und ich setzte ihm eine bestimmte Zeit, (6)

7. Und sprach zum Könige: Gefällt es dem Könige, so gebe er mir Briefe an die Landpfleger jenseit des Wassers, daß sie mich hinüber geleiten, bis ich komme in Juda;

8. Und Briefe an Asaph, den Holzfürsten des Königs, daß er mir Holz gebe zu Balken der Pforten am Palast, die im Hause (7) und an der Stadtmauer sind, und zum Hause, da ich einziehen soll. Und der König gab mir nach der guten Hand meines Gottes über mir.

#### Parallelen und Anmerkungen.

Zeit: 445, 444 v. Chr. Im 20 Jahre Artaxerges, Königs von Persien. 70 Jahre nach den Geschichten der vorigen Lektion und beinahe 90 Jahre nach der ersten Rückkehr aus der Gefangenschaft. Ort: Susa in Persien, der Winterpalast

des Königs war hier, und nach Darius, die Hauptstadt, 250 Meilen südöstlich von Babylon. (1) Esra 7, 1. (2) Cap. 1, 11. (3) Espr. 15, 13. (4) 1. Kön. 1, 31; Dan. 2, 4; 5, 10; 6, 8, 21. (5) Cap. 1, 3. (6) Cap. 5, 14; 13, 6. (7) Cap. 3, 7. (8) B. 18; Esra 5, 5; 7, 6, 9, 28.

**Haupttext:** Der Gott vom Himmel wird es uns gelingen lassen; denn wir, seine Knechte, haben uns aufgemacht, und bauen.—Neh. 2, 20.

#### Erklärung der Lektion.

**Geschichtliche Einleitung.**—Im zwanzigsten Jahre des Königs Artaxerges, 445 v. Chr., kam traurige Nachricht von Jerusalem an den königlichen Hof. Esra war von seiner Reise zurückgekehrt und war wieder beim Hofe. Ob die Wankelmüthigkeit der Juden oder der Haß der Feinde ihm zu viel war, wird nicht gesagt, aber daß der Zustand des Volkes schlimmer war, als je zuvor seit der Gefangenschaft, scheint sicher zu sein. Die Juden waren eine Schwach vor den Völkern und befanden sich in großer Betrübnis, die Mauern Jerusalems lagen noch in Ruinen, wie sie Nebudadnezar verließ, und die Lage des Volkes war eine traurige.

Nehemia, wahrscheinlich aus dem Stamme Juda, war am Hofe zu dieser Zeit und beim König in großen Ehren, denn er war königlicher Mundschent; ihm ging diese Nachricht tief zu Herzen, denn er liebte sein Volk. Hanani, ein Mann der sehr gottesfürchtig war, kam von Jerusalem und brachte Nehemia die Trauerkunde; wahrscheinlich war er gekommen, um am Hofe Hülfe zu suchen. Nehemia trauerte sehr über die Nachricht, er fastete und betete für das Volk im Verborgenen, denn er hatte noch keine Gelegenheit öffentlich und vor dem König sein Anliegen vorzubringen. Sein Vertrauen auf Gott war unbegrenzt, daher stellte er Alles Gott anheim, wohl wissend, daß die Hülfe vom Herrn kommen mußte; das Uebrige aber konnte er getrost abwarten.

Die Samariter waren es, die den Juden all ihr Unheil bereiteten. Auf ihre verleumderischen Berichte hin war den Juden verboten ihre Stadt mit Mauern zu umgeben, hernach fielen sie wie Räuber über die Stadt, und zerstörten den begonnenen Bau der Mauern und verbrannten die Thore.

Vier Monate lang betete und fastete Nehemia, nachdem er die Kunde von seines Volkes Verfall gehört, ohne eine günstige Gelegenheit zu finden, dem Könige sein Anliegen vor-

zutragen, aber endlich sollte sich die Gelegenheit darbieten; wie dieses sich zutrug und was der Erfolg war, erzählt er selbst in dieser Lektion. In Verbindung damit sollte das Gebet des frommen Mannes im ersten Capitel gelesen werden.

**Texterklärung.**—Vers 1, 2. Alles hat seine Zeit. So dachte auch Nehemia, darum wollte er auch nicht unberufen vor dem Könige erscheinen, sondern wartete die Zeit ab, da ihn sein Dienst vor den König führte. Als er ihm den Wein brachte, erschien er sehr traurig vor seinem Herrn, welches ihm sonst nicht eigen war; der König merkte solches und sah auch, daß es keine Verstellung war. Es ist ein Prinzip der christlichen Religion, daß wir uns betheiligen an den Leiden und Trübsalen Anderer. „Seid fröhlich mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden,“ ist ein Gebot der Religion Jesu Christi.

Wie Nehemia erwartete, so geschah es; der König sah seinen Schmerz und erkundigte sich nach der Ursache. Obgleich Nehemia sonst müthig war, überfiel ihn nun doch eine innere Furcht, er möchte am Ende in Ungnade fallen oder seinen Herrn beleidigen. Dieses aber war zu seinen Gunsten, denn wenn Muth in Furcht ausartet, wird er zur Untugend; auch war es kein Geringes, bei einem solchen Monarchen in Ungnade zu fallen, denn sie waren absolute Herrscher über Leben und Tod.

Vers 3, 4. Demüthig und unterwürfig spricht Nehemia seines Herzens Wunsch für des Königs Wohlergehen aus und erzählt dann in den einfachsten Worten sein Anliegen, nemlich das Elend seiner Brüder und die Verwüstung seiner Vaterstadt; er entschuldigt seine Traurigkeit, indem er darauf hin Andeutung machte, daß er als Ehrenmann wohl traurig sein müsse über die Umstände und Verhältnisse seines Volkes. Der König ermutigte ihn, sein Anliegen vorzutragen, und



nun offenbart sich recht der Charakter dieses frommen Mannes. Schnell stieg sein Herz im Gebet zu Gott empor; er fühlte seine Schwachheit und die Wichtigkeit des Augenblicks, er fühlte, daß von diesem Momente sein und seines Volkes Wohlfahrt abhing. Wir sollten nie ein Werk von Wichtigkeit unternehmen, ohne ernstliches Gebet.

Vers 5—8. Die Bitte fand Erhörung vor dem Könige, daß aber Nehemia am Hofe geliebt war, geht aus der Frage hervor, wie lange er abwesend sein würde. Der König wollte nicht ohne einen solchen Mann sein, wollte ihm aber auch seine Bitte nicht abschlagen, denn er liebte ihn. Daß die Königin gegenwärtig war, wird besonders gemeldet; vielleicht war sie es, die noch ein Wort der Fürsprache für Nehemia einlegte. Er wurde also bevollmächtigter Gouverneur über Juda und erlangte sogar Briefe an die Provinzverwalter, daß sie ihm dienlich sein mußten im Aufbau der Mauern und Befestigung der Stadt. Wie einst Joseph und Daniel, so war es auch Nehemia vergönnt seinem Volke am Throne des Königs zu dienen, daß aber selbst unter seinem Volke sich Menschen befanden, die ihn beneideten und ihm noch hinderlich sein wollten, ist ein Zeichen von großer Verdorbenheit der Menschen. Leider gibt es noch heute solche.

**Lehre und Anwendung.**—Im Glück und Wohlstand sollen wir der Armen und Unterdrückten gedenken, denn auch das Glück ist in Gottes Hand.

Zu Königen und Fürsten zu reden, fordert Klugheit, wenn aber eine Sache vor ihnen gelingen soll, muß Gott auch ihre Herzen lenken.

Die Seufzer aufrichtiger Herzen sind Gebete vor Gott und er höret sie alle. Nehemia brauchte eine Stütze in seiner Vertriebnis, und so wie einst Luther, konnte auch er getrost rufen: „Ein' feste Burg ist unser Gott.“

Wer gleichgültig ist, bezüglich seines Landes und seiner Kirche, der hat nie den Werth der Treue kennen gelernt. Da Jerusalem in Trauer war, trauerte auch Nehemia, obschon er sich am Hofe und bei Fürsten befand. Jeder, der seine Kirche liebt, ist um ihr Wohl besorgt und wird für sie wirken und beten.

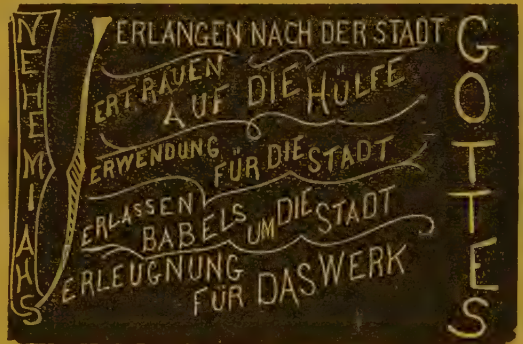
Liebe bindet die Herzen selbst in der Ferne. Liebe ziehet die Gedanken und fesselt das Gemüth; darum sollen alle Frommen in der Liebe gegründet sein.

**Kleinkinderklasse.**—Erzähle die Geschichte. Nehemia konnte sich nicht freuen, während sein Volk litt und die Stadt Gottes

darniederlag, obwohl er es gut hatte. Sein Volk war seine Familie. So hat auch ein Christ Traurigkeit, wenn das Werk Gottes leidet, denn Gottes Volk ist seine Familie. Dieses Bild soll der Lehrer fest halten. Wie kann ein Kind sich freuen, wenn seine Eltern oder Geschwister in Kummer sind. Es ist eines jeden Pflicht, das Wohl seiner Angehörigen zu fördern; noch vielmehr ist es Pflicht, das Wohl des Reiches Gottes zu fördern.

**Illustrationen.**—„Da hat ich den Gott vom Himmel.“ Als Professor Aggasz seine Schule auf der Penitense Insel einweihete, schlug er vor, im Stillen Gott um seinen Segen zu bitten. Die Anwesenden berichteten, daß sie kaum je eine feierlichere Stunde erlebt hätten, als damals, da der große Gelehrte, mit entblößtem Haupte, unter seinen Studenten stand, und im Stillen den Allmächtigen um seinen Segen anflehte.

Bilder von Männern, welche ein großes Ansehen für die Ausbreitung und den Bau des Werkes Gottes hatten: Paulus, Luther, Knor—er betete: „Herr, gib mir Schottland oder ich sterbe!“—Schbert 2c.



**Erklärung der Wandtafel.**—Wie Nehemia ein Verlangen hatte, Jerusalem zu bauen, so hat der Christ ein Verlangen, das Werk Gottes zu bauen. Er vertraut dabei auf Gottes Hülfe, verwendet sich um Mittel und Hülfe zum Bau des Werkes Gottes, und verläßt und verleugnet Alles, was ihm bei diesem heiligen Werke hinderlich im Wege steht.

## Hindernisse im Bauen.

### 4. Section: Neh. 4, 7—18. — Sonntag den 26. Januar 1879.

7. Da aber Saneballat (1), und Tobia, und die Araber, und Ammoniter, und Isobabiter hörten, daß die Mauern zu Jerusalem zugemacht waren, und daß sie die Rüden angefangen hatten zu bühnen, wurden sie sehr zornig.

8. Und machten allesammt (2) einen Bund zu Hausen, daß sie kämen, und stritten wider Jerusalem, und machten darinnen einen Irrthum.

9. Wir aber beteten (3) zu unserm Gott, und stellten Hut über sie Tag und Nacht gegen sie.

10. Und Juda sprach: „Die Kraft der Träger ist zu schwach, und des Staubs ist zu viel; wir können an der Mauer nicht bauen.“

11. Unsere Widersacher aber gedachten: „Sie sollen es nicht wissen noch sehen, bis wir mitten unter sie kommen und sie erwürgen und das Werk hindern.“

12. Da aber die Juden, die neben ihnen wohnten, kamen, und sagten es uns wohl zehn Mal, aus allen Orten, da sie um uns wohnten;

13. Da stellten ich unten an die Dörter hinter der Mauer in die

Graben das Volk nach ihren Geschlechtern mit ihren Schwerdtern, Speisen und Bogen.

14. Und besahe es, und machte mich auf, und sprach zu den Rathsherrn und Obersten und dem andern Volk: (4) Fürchtet euch nicht vor ihnen, gedenket an den (5) großen schrecklichen Herrn, und (6) streitet für eure Brüder, Söhne, Töchter, Weiber und Häuser!

15. Da aber unsere Feinde hörten, daß es uns war kund geworden; (7) machte Gott ihren Rath zu nichts. Und wir kehrten alle wieder zur Mauer, ein jeglicher zu seiner Arbeit.

16. Und es geschähe hinförder, daß die Jünglinge die Hälfte thaten die Arbeit, die andere Hälfte hielten Gesiehe, Schilde, Bogen und Panzer, und die Obersten standen hinter dem ganzen Hause Juda's.

17. Die da baueten an der Mauer, und trugen Last von denen, die ihnen ausluden; mit einer Hand thaten sie die Arbeit, und mit der andern hielten sie die Waffen.

18. Und ein Jeglicher, der da bauete, hatte sein Schwerdt an seine Reiden gegürtet und bauete also; und der mit der Posaune blies, war neben mir.

### Parallelen und Anmerkungen.

Zeit: 444 v. Chr. Ort: Jerusalem, etwa 1000 Meilen Wegs von Susan in Persien, woher Nehemia kam. (1) B. 1. (2) Ps. 83, 3. 4. 5. (3) Ps. 50, 15. (4) 4. Mose 14, 9;

5. Mose 1, 29. (5) 5. Mose 10, 17. (6) 2. Sam. 10, 12. (7) Hiob 1, 12.

**Haupttext:** Wir aber beteten zu unserm Gott, und stellten Hut über sie Tag und Nacht gegen sie.

Neh. 4, 9.



## Erklärung der Section.

**Geschichtliche Einleitung.**—Nehemia verließ Babylon nicht wie ein armer Mann, sondern in Begleitung einer ansehnlichen Macht vom Gefolge des Königs und zwar um zu zeigen, daß er ein Mann von Autorität sei. In Jerusalem machte er den Zweck seines Kommens nicht sogleich bekannt, obwohl man wußte, daß er nicht umsonst kam. Es ist eine Frage, ob ihn die Juden kannten, wenigstens in den ersten drei Tagen be suchte ihn Niemand vom Volk. Nehemia hielt seinen Rath bei sich selbst. Schon Mancher hat seine eigene Pläne bereitet, weil er sie zu früh offenbarte.

Bei Nacht machte er sich auf und betrachtete die Mälle und überlegte die Arbeit, die zu thun sei; erst nachdem er mit Augen gesehen hatte, wie wahr man ihm berichtet, offenbarte er den Zweck seines Kommens. Zwei Samariter, Saneballat und Tobia, eigentlich nicht gebürtige Samariter, sondern bloß Proselyten, aber Feinde der Juden, wurden sehr aufgebracht, daß Jemand kommen sollte und sich um die Juden bekümmern. Daran aber dachte sich Nehemia nicht, denn er trug die königliche Vollmacht bei sich. Bald hatte er seine Arbeiter bestellt und Jedermann war emsig, das große Werk zu vollbringen; aber selbst da zeigte sich auch jene schreckliche Untugend, die heute noch so viel Schaben anrichtet, nemlich die Selbstsucht und den Neid, denn auch hier waren welche, die nicht Hand anlegten. Andere hingegen waren um so eifriger; so wird gesagt Cap. 3, 12., daß selbst die Weiber halfen und eifrig waren.

Alle diese Arbeiter standen unter der Aufsicht des Mannes dem es mit Gott gelungen war, das Herz des Königs zu bewegen. Ein solcher Mann ließ sich auch nicht einschüchtern durch das Toben der Feinde. Die Geschichte sagt zwar, daß die Feinde nicht müßig waren den Juden zu schaden und den Bau zu hindern, aber Nehemia war ihnen gewachsen in allen Stücken, denn Gott war mit ihm. Wie sie den Bau hinderten und sogar störten, erzählt Nehemia in dem Capitel dem unsere Section entnommen ist.

**Texterklärung.**—Vers 7, 8. Der Bund der Feinde. Da Saneballat und Tobia hörten, daß das Werk voranging, wurden sie sehr zornig über sich selbst, daß sie es nicht früher hinderten, über die Juden, daß es ihnen gelang die Mauern zu bauen. Nicht als ob sie Ursache gehabt hätten, denn die Juden thaten ihnen kein Leid, aber sie haßten die Religion und Frömmigkeit der Juden. Zuerst trieben sie ihr Gespött, B. 3. Nun aber wollten sie mit Gewalt, selbst mit Mord das Werk hindern.

Vers 9, 10. Der Bund der Freunde: Wenn die Gottlosen troßen, bleibt dem Gerechten nur noch seine Zuflucht zu Gott. Das Gebet ist ihm Waffe und Schild. Dieses sollte uns ein Muster sein. Ehe Nehemia irgend etwas Anderes unternahm mußte gebetet werden, denn er wußte aus Erfahrung, daß das Gebet viel vermag, wenn es ernstlich ist. Juda, der siegreiche Stamm, zitterte, Nehemia aber stärkte sich und das Volk am Gnadensthron.

Vers 11—13. Gebet und Wirksamkeit: Als sie gebetet hatten wurden Wachen aufgestellt, denn durch Freunde erhielt Nehemia Kunde vom Vorhaben der Feinde. Hier haben wir wieder ein sehr gutes Beispiel. Unsere Werke müssen mit unserem Gebet übereinstimmen. Man darf nie müßig sein. Christus hat gesagt: „Wachet und betet.“ Nehemia betete, dann stellte er Wachen aus, um das Treiben der Feinde zu beobachten und zu hintergehen.

Vers 14, 15. Muth im Herrn: Nachdem Nehemia sah, daß Alles wohl geordnet war, ermunterte er das Volk. So kann Jedermann müthig sein; seine Pflicht war gethan, das Uebrige konnte er getrost Gott anheim stellen. So konnte er auch die Wankelmüthigen trösten und sie aufmuntern. Gott brachte Schande auf die Feinde, denn als sie sahen, daß ihre Pläne entdeckt waren, kehrten sie um und es kam nicht zum Kampf. Wenn man Gott zum Wächter hat und selbst bereit ist Hand anzulegen, dann hat es keine Noth. Ist Gefahr? Gehe zu Gott im Gebet. Ist die Gefahr vorüber, dann thue getrost deine Pflicht.

Vers 16—18. Sicherheit ist gefährlich, d. h., wer sich sicher glaubt vor dem Feinde, der ist in Gefahr; so dachte Nehemia, darum theilte er die Arbeiter; ein Theil arbeitete, während der andere Theil wachte. Mit den Waffen in der Hand thaten sie die Arbeit. So müssen auch wir unser Heil ausschaffen mit Furcht und Zittern.

So wie sie ihre Schwerter bei sich führten, so hat uns Gott das Schwert seines Geistes gegeben und wir sollten nie ohne dasselbe sein. Wir haben Feinde aber auch Waffen, und wer auf der Seite Gottes streitet, der erhält den Sieg. Nehemia hielt beständige Sinen bei sich, der die Bosheiten blies, um bereit zu sein, die Gefahr anzukündigen. Auch wir haben eine innere Stimme, die uns warnt, mögen wir sie nie verachten.

**Lehre und Anwendung.**—„Wachet und betet;“ das ist das Beste, das wir thun können in Gefahr. Der Aufrichtige läßt sich nicht abschrecken, selbst wenn es ums Leben geht. Leider gibt es Viele die gut anfangen aber schlecht enden.

Unser Zustand in Zeit der Gefahr: 1. Gegen Feinde: bereit und gewaffnet, muthig und stark. 2. Gegen den Unterdrückten: bereit zu helfen und willig zu unterstützen. Wir bauen am Reiche Gottes, denn wir sind seine Bauleute, daher: seid fleißig am bauen; gewaffnet an der Arbeit und horcht auf die Stimme des Führers. Gottes Werk darf nicht stille liegen, darum seid bereit allezeit zur Arbeit und zum Kampf. Gott streitet für uns, darum werden unsere Feinde zu Schanden kommen. Die Rechte des Herrn behält den Sieg.

**Kleinkinderklasse.**—Erzähle die Geschichte.—Wachen, beten, arbeiten.—Wie vielen Versuchungen sind auch die Kleinen schon ausgesetzt im täglichen Leben, in der Schule, beim Spiel etc. Darum müssen sie auf der Hut sein. Wie leicht fallen sie diesen Versuchungen zum Opfer, wenn sie sich auch vornehmen, gut zu sein. Darum müssen sie beten. Eigene Kraft ist nicht genug. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Darum müssen sie arbeiten; dadurch werden sie vor manchem Bösen beschützt und lernen nützlich sein: arbeiten für das Reich Gottes. Mache Anwendungen aus dem Leben.

**Illustrationen.**—„Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Die Christen wollen wir bald ausgerottet haben,“ sagte Cäsar, „schlagt ihnen die Köpfe ab.“ Aber alle Kaiser, Könige, Völker und Tyrannen konnten den schwachen Christen nicht widerstehen, denn — die göttliche Schwachheit ist stärker denn die Menschen sind.

Fürchtet euch nicht! „Wie kannst du nur so ruhig sein in dem Sturm?“ fragte eine Dame ihren Gatten, welcher Befehlshaber eines Kriegsschiffes war. Der Offizier sprang auf, zog sein Schwert und hielt es grimmig seiner Gattin auf die Brust. „Fürchtest du dich nicht?“ fragte er dann. „Nein,“ entgegnete die Dame ruhig. „Warum nicht?“ Weil das Schwert in der Hand meines Gatten ist.“ „Nun,“ sagte der Offizier, „der Sturm ist in der Hand unseres lieben himmlischen Vaters, warum sollten wir uns fürchten.“



**Erklärung der Wandtafel.**—Die Israeliten zu Jerusalem bauten, wachten und kämpften zu gleicher Zeit. Auch der Christ muß wachen, beten und kämpfen. Das ist sein A-B-C. Dieses ist auf der Wandtafel hier abgebildet: A ist aus Werkzeugen, B aus Waffen und C aus einem Wächterhorn formirt. Man mache demgemäß die Anwendungen.

Die Erklärungen für die Wandtafel können hier natürlich nur kurz gegeben werden. Wer aber den Unterricht auf der Tafel erteilt, muß sich die Section und die Zeichnung zu eigen machen, sonst wird er ohnehin keinen Erfolg haben.



## Namen und Fremdwörter in den Sectionen für Januar.

**Assaph:** Ein Versammler. Ein Holzfürst des Perserkönigs.  
**Artabasta:** Ein Perserkönig, unter welchem der Tempelbau gehindert wurde.  
**Abar:** Der zwölfte Monat im jüdischen Kirchenjahr und der sechste im bürgerlichen Jahr; kommt theilweise unserem Februar und März gleich.  
**Assur:** Glückselig. Ein Sohn Sems. Von diesem haben die Assyrier ihren Namen.  
**Ammoniter:** Die Nachfolger Ammons.  
**Asdoditer:** Freunde des Feuers. Bürger von Asdod.  
**Gymeln:** Musikalische Instrumente; etwa wie metallene Halbklugeln, sie gaben einen sehr starken Ton.  
**Darius:** Ueberwinder. Dies war der allgemeine Name der Perser-Könige.  
**Gaggai:** Feierlich. Einer der zwölf kleinen Propheten.  
**Jesua—Josua:** Heiland. Er half Tempel und Mauern von Jerusalem bauen.  
**Jozadak:** Der gerechte Herr.  
**Japho,** auch Joppe, jetzt Jaffa genannt: Eine Stadt am Mittelländischen Meer, etliche dreißig Meilen von Jerusalem entfernt.

**Jddo:** Eine Zierde. Vier schiebene Personen trugen diesen Namen.  
**Kores:** Die Sonne; meint Chrus, den Stifter des vereinigten persisch-medischen Reiches.  
**Kadmuel:** Ein Gott des Aufganges. Ein Oberster unter den Leviten.  
**Serubbabel:** Geängstigt. Ein Fürst aus dem Stamme Juda.  
**Sealthiel:** Der Gott bittet. Ein Sohn Jechanias. 1. Chron. 3, 17.  
**Sacharia:** War einer der zwölf kleinen Propheten.  
**Saneballat:** Ein Dornstrauch, verborgen. Befehlshaber zu Samaria, und Judenfeind.  
**Thrus:** Fels. Eine Handelsstadt am Meere in Syrophönicien.  
**Tobia:** Die Güte des Herrn. In der Section ein Ammoniter und Judenfeind.  
**Zidon (auch Selon):** eine Stadt, die ihren Namen von Sidon, Canaans Sohn, hat. 1. Mose 10, 15.

## Hinterstübchen.



Plüppchen und Ballen, und was noch mehr, Wo hast du all die Sachen her?  
 Ei, der Tausend! Mir scheint's beinah, Es war über Nacht der Weihnachtsmann da.

**Eine neue Gartenthür, Majestät!** Dr. Tholuk, Professor der Theologie an der Universität in Halle, war trotz, oder vielleicht wegen seiner Gelehrsamkeit ein reines Kind im wirklichen Leben.

Eines Tages kommt König Friedrich Wilhelm IV. nach Halle. Von seiner Karosse aus bemerkt er den von ihm so hoch verehrten Lehrer langsam die Straße hinaufgehen. Er gibt Befehl zum Halten, ruft dem Professor zu, und dieser muß sich zu ihm setzen. Nachdem sie sich einige Zeit unterhalten, sagt der König:

„Mein lieber Herr Doktor, thun Sie mir den Gefallen und bitten Sie sich einmal etwas aus! Was z. B. haben Sie vorzüglich nötig?“

„Ich will einmal meine liebe Frau fragen, Majestät!“ erwiderte der Gefragte nachdenklich; „sie weiß es immer am Besten.“

Am Abend nach dem Essen fragt Dr. Th. seine Frau: „Minna, was haben wir vorzüglich nötig?“

„Aber Doktorchen, du bestimmst dich ja sonst um solche Sachen nicht! Was macht dich denn so neugierig?“

„Ja, Kind, ich möchte es gerne wissen!“

„Nun denn: eine neue Gartenthür!“

„Werde mir's merken: Eine neue Gartenthür!“

„Nun,“ fragte ihn Friedrich Wilhelm am nächsten Tage, als er ihn im Kreise hoher Würdenträger empfing, „darf ich, mein lieber Herr Doktor, Ihnen eine Bitte gewähren?“

„Ja, Majestät! meine liebe Frau sagt, wir brauchen eine neue Gartenthür!“

Unter dem homerischen, nahezu majestätswidrigen Gelächter der Umstehenden bemerkte darauf der König:

„Ich bin glücklich, mein lieber Herr Doktor, doch einmal eine Bitte aus Ihnen herausgebracht zu haben. Natürlich ist sie gewährt. Schon heute soll Alles besorgt werden. Wie wär's, wenn wir auch das Stäfel neu machen ließen?“

„Ja, Majestät! Da muß ich erst meine liebe Frau fragen, die weiß es immer am Besten.“

## Neujahr.

Hinter mir in Nacht gesunken  
Ist des alten Jahres Lauf,  
Und vor mir in Feuerfunken  
Steigt ein neuer Morgen auf.  
Finsterniß und Tageshelle  
Kämpfen auch in meiner Brust;  
Soll des neuen Jahres Schwelle  
Grüßen ich mit Leid, mit Lust?

Siehst du nicht den Himmel offen  
Und den Herrn zur Rechten stehn?  
Du kannst stille sein und hoffen,  
Ob auch Lebensstürme wehn,  
Ihm wird jeder Feind zur Beute,  
Welcher dir Verderben dräut—  
Jesus Christus, gestern, heute,  
Jesus Christ in Ewigkeit!

Frisch hinein in seinem Namen!  
Wie die Zeit sich auch erschleicht,  
Jesu Liebe ist der Samen,  
Drauß die Lebensernte sprießt;  
Jesu Liebe ist die Sonne,  
Deren Leuchten ewig währt,  
Die mit ihrer Himmelskrone  
Noch dein Todesthal verklärt.

**Zum neuen Jahre.** Das Magazin tritt nun in sein erstes Jahr und könnte deshalb füglich sein zehnjähriges Jubiläum feiern. Als eine Art Jubiläumsnummer könnte dieses Heft auch immerhin betrachtet werden, und wem dabei nicht feiertäglich zu Muthe wird, der kann sich ausmustern lassen. Während des verfloffenen Jahrzehnts hat das Magazin allerlei Erlebnisse durchgemacht und allerlei Menschen kennen lernen; aber die guten waren immer die besten und werden's auch bleiben. Wiewohl uns die drückenden Zeiten einen fetten Strich durch die Rechnung gemacht haben, so hat sich dennoch unsere Monatschrift einen sehr zahlreichen Leser- und Freundeskreis erworben, und was das Beste ist: wer das Magazin einmal kennen gelernt hat, der bleibt sein Freund. Während wir nun allen unseren Freunden einen herzlichen Neujahrsgruß zurufen, möchten wir sie zugleich bitten, dem Magazin neue Freunde anzuverben. Viele Mühe macht das ja nicht. Zeigt nur euren Freunden und Nachbarn ein Heft, leiht ihnen hin und wieder eins zum Lesen und sie werden es auch liebge winnen. Dann habt ihr ein gutes Werk und uns einen Gefallen gethan. Eine Frau sagte uns, während sie auf einen Haufen etwas „moralischer“ Literatur zeigte: „Die hab' ich nicht mehr angeuckt, seitdem ich das Magazin habe.“ Seht ihr's! Viel Glück zum neuen Jahr!

**Was in 1879 passiren wird.** „Nun,“ hören wir Jemand knurren, „hat man das Hinterstückchen in ein Prophetenstückchen umgewandelt?“ Wie man's nimmt, Freund. Wir wollen wenigstens auch einmal ein Bißchen prophezeien und die Versicherung zum Voraus, daß es keine astrologische Mißgeburten noch mondfinsterliche Schnirren geben wird. Also denn:

1. Das Wetter wird in diesem Jahre veränderlich sein, und wenn sich die Leute begegnen, werden sie sich die großen Witterungsgeheimnisse gegenseitig mittheilen, und wenn's regnet zu einander sagen: „Es regnet,“ und wenn die Sonne scheint: „Heute ist schön Wetter.“ Freilich unser irischer Nachbar sagt allemal beim Morgengruß: „Foin marnin,“ wenns auch feuerpeisende Berge regnen würde.

2. Es werden auch in diesem Jahre die Leute über schlechte Zeiten klagen und Einer dem Andern die Schuld geben, daß es nicht besser wird; besonders aber Diejenigen, welche immer Mittel gegen die Arbeit erfinden und klagen, daß die Weltfugel nicht eine große gebratene Gans ist und sie die einzigen Bettelwandler auf der Welt sind.

3. Es werden auch in diesem Jahre die Leute, welche gläubig beten und fleißig arbeiten, sich ihres guten Fortkommens erfreuen, während die Langerer und Dummer auf keinen grünen Zweig kommen.

4. Es wird auch in diesem Jahre das Magazin des Schönen und Guten so viel bringen, daß sich die Leser verunubern und

schnunzelnd sagen werden: „Na, das laß ich mir gefallen, so viele gute Sachen für so wenig Geld.“

5. Es werden auch in diesem Jahre dunkle und unangenehme Zeiten mit den fröhlichen Stunden abwechseln. Vertraue deshalb in Gottes Weisheit und Güte, und sei auf trübe Stunden gefaßt. Kommen sie dann, so treffen sie dich nicht unvorbereitet; kommen sie nicht, so ist die Täuschung desto angenehmer.

6. Es werden auch in diesem Jahre ungewaschene Mäuler über Gott, Religion, Bibel und Obrigkeit schimpfen und alle Ordnung umstürzen wollen. Komme du nicht in ihren Rath, sondern halte dich zu den Gottesfürchtigen, denn Solchen wird es zuletzt wohl gehen.

7. Es wird auch dieses Jahr wie mit Flügeleisen dahinfliegen, daß du am Schluß desselben sagst: „Man meint, es sei erst gestern, daß das Jahr begann, nun ist es schon verschwunden.“ Handle deshalb beständig so, wie du am Jahres-schluß wünschen wirst gethan zu haben.

Was meinen nun die Leser zu unseren prophetischen Anlagen?

**Der ehrliche Dieb.** Der evangelische Prediger Mayer aus Lyon erzählt: „Vor ein Paar Jahren kam ein Schäfer aus Chatillon auf Oßern nach Lyon, um das hl. Abendmahl mit uns genießen zu können. Er war ein geborner Würtemberger und hatte einen Weg von fünfzig Stunden gemacht, um am Gottesdienste und Abendmahl Theil zu nehmen. Vor seiner Abreise hat er inständig um eine Bibel und ein Gesangbuch und erzählte: Ich habe wohl ein Testament und ein Gesangbuch aus der Heimath mitgenommen, aber vor zwei Jahren besuchte mich ein Kamerad, mit dem ich nach Frankfurt gekommen bin; er wohnt vierzehn Stunden von Chatillon. Als er mich wieder verließ, begleitete ich ihn bis an die Seine. Am Ufer verabschiedeten wir uns, und ich blieb stehn und sah ihn übersehn. Nachdem er ans Land gestiegen war, rief er: Jean, ich habe dir aus deinem Koffer etwas mitgenommen: deine Bibel und dein Gesangbuch; aber ich habe zehn Franken dafür hineingelegt! Ich wußte wohl, du würdest mir die Bücher nicht geben. Vergib mir, daß ich dich bestohlen! Du kannst dir leichter die Bücher aus Würtemberg kommen lassen, als ich. Dann sagte er nochmals Adieu und zog seine Straße.“

Ist das nicht ein ehrlicher Dieb? Wenn das siebente Gebot nie anders übertreten würde, so stände es besser mit der Ehrlichkeit und Treue.

**Holländisches Phlegma.** Ein Deutscher, der eine Reise durch Holland machte, stieg bei etwas kalter Bitterung in einem Wirthshause ab, wo er verschiedene Holländer um den Kamin sitzend antraf. Er setzte sich ebenfalls ans Feuer, um sich zu erwärmen. Ein Funken sprang ihm auf den Schooß seines Rockes, welches zwar einer der Anwesenden, er selbst aber nicht bemerkte. Jener fragte den Fremden: „Myn Heer, wu heet Die?“ Der Deutsche, mißvergnügt über die dreiste Neugierde des Holländers, antwortete, daß ihm solches ja gleichgültig sein könne. Der Holländer schwieg und rauchte seine Pfeife Tabak ohne verdrießlich zu werden. Als er aber nach einer Weile sah, daß bereits ein ziemlich großes Loch in den Rock des Fremden gebrannt war, fragte er nochmals, aber mit Nachdruck: „Myn Heer, wu heet Die?“ Der Deutsche, um sich des ungestümen Fragens dieses Menschen zu entledigen, sagte: „Ich heiße Peter.“ „Wel denn,“ antwortete der Holländer, „Peter, von Rock brennt.“

**Kunstküß.** Eine puzsüchtige junge Frau schrieb einer wohlhabenden Freundin um ein Darlehen und fügte als Nachschrift hinzu:

„Ich war so beschämt, dich mit der Bitte belästigt zu haben, daß es mir nachher leid that und ich mein Mädchen auf die Post schickte, um den Brief wieder zurückzuholen, aber er war schon fort.“

**Ein Bauernfänger** hatte sich einen alten Geistlichen zum Opfer erkoren und sagte zu diesem: „Herr Pfarrer, ich wünsche nichts so sehr, als Sie einmal predigen zu hören!“ — „Es ist sehr schade,“ antwortete der Geistliche, „daß Sie am letzten Sonntage nicht da waren, wo Sie sein sollten, denn dort hätten Sie mich predigen hören.“ „Und wo war das?“ — „Im Staatszuchthause!“



**Häuserinschriften.** Es ist eine gute alte Sitte, welche sich im Hessenlande, wie in andern deutschen Gauen, bis auf den heutigen Tag erhalten hat, die Bauernhäuser und die Scheunen mit Inschriften zu versehen. In den holperigen Versen prägt sich deutlich das Gemüthsleben des Volkes aus, und oft gestatten sie sogar einen tiefen Blick in das Denken und Treiben des Einzelnen, auch wenn sie nur angeben, von wem oder wann der Bau errichtet ist. Neben diesen nie fehlenden Angaben findet man zuweilen nur kurze Bitten um den Schutz und Segen Gottes, wie die folgenden:

Der Ausgang und der Eingang mein  
Soll Dir, o Gott, befohlen sein.

Gott segne dies Haus und jeden Stand,  
Den Bürger in der Stadt und den Bauer auf dem Land.

Gib Segen und Gedeihen,  
Gesundheit und Gesehen,  
Besonders aber denen,  
Die diesen Spruch thun lesen.

Allgemeine Betrachtungen und Anreden an den Leser sind auch nicht selten:

Wer bauen will an off'ner Strassen,  
Der muß Jedermann reden lassen;  
Ich halte allen Reden still  
Und laß es gehen, wie Gott will.

Dies Haus ist mein und doch nicht mein;  
Wer nach mir kommt, wird's auch so sein.

Man saget, es sei böse Zeit,  
Soll lieber sagen, böse Leut!  
Die Zeiten bleiben immer,  
Die Leute werden schlimmer.

Glaube, Liebe, Treu und Recht,  
Die vier haben sich schlafen gelegt;  
Wenn sie wieder aufersteh'n,  
Wird's besser in der Welt ausseh'n.

Wenn dieses Haus so lange hält,  
Bis aller Reid und Haß verfällt,  
So steht es bis ans End' der Welt.

Für Wandrer sind die Sprüche gemacht  
Drum steh' und lies sie mit Bedacht.  
Den Spötter laß ich lachen,  
Er mag sie besser machen.

An einem besonders stattlichen Haus stand:

Das Glück hat viele Reider,  
Gott hilft doch immer weiter.  
Sind der Reider noch so viel,  
Gott macht, wie er's will.

Und an einem kleinen ärmlichen Häuschen in der Nähe:

Ist dieses Haus auch arm und klein,  
Es wohnen zufriedene Menschen drein.

Eine Inschrift kam mir so dunkel vor, daß ich den Besitzer des Hauses um eine Erklärung bat; ich erfuhr, daß es ein Räthsel sei, hinter dem er seinen Vornamen Jonas verbergen wollte:

Es lag ein Mann an einem Ort,  
Er lag ganz still und kam doch fort.  
Er sahe weder Tag noch Licht,  
Doch war sein Herz auf Gott gericht't.

**Colossales Gedächtniß.** Der berühmte Schlachtenmaler Horace Vernet hatte ein wunderbares Gedächtniß, und der Maler Géricault sagte von ihm: Sein Kopf ist wie eine Kommode mit tausend Kästen; braucht er etwas aus seiner Erinnerung, so zieht er nur einen heraus und er findet, was er sucht, so frisch darin, als er es zuerst in sein Gedächtniß aufgenommen. — Eines Morgens begegnete Vernet dem Marquis v. Bartoret, der sich freute, ihn zu sehen. „Es ist doch wahrhaftig über ein Jahr her,“ fuhr er fort, „daß ich Sie nicht zu Gesicht bekommen habe!“ — „Wohl nicht halb so lange,“ erwiderte der Künstler, „es sind kaum fünf Monate her, daß ich die Ehre hatte, Ihre Hand zu drücken, als Sie mit einer Dame am Arme durch den Tuileriengarten spazierten.“ — „Was, mit einer Dame? Ist mir in zwanzig Jahren nicht passiert.“ —

„Warten Sie, ich will Ihrer Erinnerung zu Hülfe kommen!“ Vernet holte Notizbuch und Bleistift heraus und in wenigen Minuten war ein weibliches Porträt auf dem Papiere skizziert. „In der That! Das ist meine Nichte, und Sie haben Recht, ich gab ihr meinen Arm, um sie nach dem Hotel ihres Mannes zu begleiten. Aber, Mann, wie können Sie nach fünf Monaten und nur nach einem flüchtigen Blick im Vorbeigehen Züge mit solcher Treue behalten haben, wo ich nicht einmal von der Sache mehr etwas wußte?“ — „Warum? Es ist leicht genug.“ — „Sawohl, so leicht, daß Sie im fünfzehnten Jahrhundert als Hegenmeister verbrannt worden wären.“

**Die riesenhafte der Wasserdruck** des atlantischen Oceans ist jetzt folgende noch wenig bekannte Thatfache. Wenn ein Schiff auf der Fahrt nach Amerika die größten Tiefen passiert, wird den Reisenden zuweilen folgender interessanter Versuch vorgeführt. Eine vollkommen unberührte und wie gewöhnlich verschlossene Flasche Champagner wird mit dem Senkblei so tief wie möglich hinabgelassen und nach vielleicht zehn Minuten wieder herausgezogen. Statt des Champagners findet man jetzt beim Auflösen des Drahtes und Öffnen des Korkes nur Meerwasser in der Flasche, trotzdem der Flaschenverschluß vollkommen unversehrt war. Der starke Druck der über der Flasche lastenden Wassersäule hat nemlich das schwere Meerwasser durch die Poren des Korkes hineingepreßt, während der leichtere moussifrende Wein hinausgedrückt wurde.

**Ein Tausendfüßler.** Professor der Magie: „Meine Herrschaften, Sie sehen, der Thaler ist fort. Nun werde ich ihn sogleich wieder herbeischaffen. Gedo, Sie kieberer Landbewohner, greifen Sie doch einmal in Ihre Rocktasche! Ich wette, daß Sie den Thaler haben.“

Bauer: „Nein, ich habe nur 27½ Neugroschen!“

Professor: „Das ist nicht möglich! Einen Thaler müssen Sie haben!“ —

Bauer: „Freilich war's ein Thaler, was mir der Herr heimlich in die Tasche gesteckt hat. Aber ich hab' mir unterdessen etwas Essen davon gekauft.“

**Rebus.**



**Logogryph.**

Bald ist es groß, bald klein;  
Ein Zeichen ändre drein,  
So ist es eine Zeit  
Geweih't der Frömmigkeit.

**Auflösung des Rebus im Decemberheft:**

Dominikaner.

Aufgelöst von A. S. Theobald.

(S) Indem sich manche unserer Leser sehr für die Räthsel im Magazin interessieren, so werden wir dieses Jahr die Namen derjenigen Ruztnader hier publiziren, welche richtige Auflösungen einseiden.)

# Was bleibt?

W. Horn.

P. P. Bliss.

1. Was steht, wenn Zeit und Jah = re fliehn, Dem Wech = sel tro = zend  
 2. Was ist des Her = zens je = ster Hort, Der nie = mals wankt noch  
 3. Was strahlt durch die = ser Er = de Nacht Hin = auf zum Thron des

da? . . . Das Kreuz, um = blüht von Hoffnungsgrün Das  
 trägt? . . . Das gött = li = che Ver = heiß = ungs = wort Wo =  
 Herrn . . . In se = li = ger Ver = klär = ungs = pracht? Es

Kreuz auf Gol = ga = tha. . . . Das Kreuz auf Gol = ga =  
 mit der Glau = be siegt. . . . Wo = mit der Glau = be  
 ist der Lie = be Stern. . . . Es ist der Lie = be

tha. . . . Das Kreuz auf Gol = ga = tha. . . . Das Kreuz um =  
 siegt. . . . Wo = mit der Glau = be siegt. . . . Das gött = li =  
 Stern, . . . Es ist der Lie = be Stern. . . . In se = li =

blüht von Hoffnungsgrün, Das Kreuz auf Gol = ga = tha.  
 che Ver = heiß = ungs = wort Wo = mit der Glau = be siegt.  
 ger Ver = klär = ungs = pracht? Es ist der Lie = be Stern.

"Spiritual Songs."







Powhattan und Sir Edward in Unterhandlung.



# Das Evangelische Magazin.

Band 11.

Februar 1879.

Nr. 2.

## Juditha; oder die ersten englischen Ansiedler in Nord-Amerika.

(Fortsetzung.)

Der Häuptling der Rothhäute gab jetzt dem Capitän ein Zeichen, sich nieder zu setzen, und schien bei sich zu überlegen, in welcher Weise er den Fremdling unterhalten sollte. Seine Mienen spiegelten nur zu deutlich ab, daß Gedanken des Friedens in seinem Herzen noch nicht die Oberhand gewonnen hatten. Zimmer düsterer zogen sich seine buschigen Brauen zusammen; und unheimliche Blitze, einen nahen Sturmausbruch ankündend, zuckten aus seinen Augen. Plötzlich erhob er sich; und in gebrochenem Englisch rief er dem Capitän zu:

„Warum seid Ihr in unsere Wälder gekommen? Wer hat Euch über das Saßwasser hierher gerufen? Entfernt Eure schwimmenden Häuser! Thut Guern Donner und Eure Blitze weg von Euch, und laßt uns unser Leben in Frieden genießen, wie wir es gewohnt sind!“

Auch Sir Edward hatte sich erhoben. Glücklich und zugleich erstaunt darüber, sich dem Häuptling in seiner eigenen Sprache verständlich machen zu können, näherte er sich ihm, um die Flammen seines Hornes zu beschwichtigen. Und indem

er die Hand auf sein Herz legte, versicherte er ihm in der feierlichsten Weise, daß er nicht gekommen sei, um den Frieden der Indianer zu stören, sondern um mit ihnen in Frieden und Freundschaft zu leben. Diese Versicherungen schienen ihren Eindruck nicht zu verfehlen; die Mienen des Häuptlings nahmen einen ruhigen Ausdruck an; und indem er zum zweiten Male die dargebotene Hand des Capitäns annahm, richtete er mit einem weit größeren Wohlbehagen seine Blicke auf die Geschenke. Nach Verlauf etlicher Minuten aber ergriff er seinen Speis und steckte ihn tief in den Boden — ein Beispiel, welches alle Uebrigen des Stammes, wenn auch Stille mit offenbarem Widerwillen, augenblicklich nachahmten. Jetzt entstand eine freundschaftliche Unterhaltung, und die Weißen, von ihren neuen Freunden eingeladen, folgten denselben in das Lager, welches die Indianer in einem tiefen Thale ganz in der Nähe der Felsenbrücke errichtet hatten.

Ein wilder, ohrebetäubender, durch die Rinder der Indianer ausgestoßener Freudenschrei war der Willkommen für die wei-

ßen Männer. Frauen und Mädchen kamen aus jeder Hütte zum Vorschein, starrten mit unverhehltem Erstaunen die sich nähernden Blazgesichter an und berührten sie laut lachend mit ihren Händen. Der Lärm war allgemein und vermehrte sich von Minute zu Minute. Offenbar schienen die Weiber in der Meinung zu sein, daß die Engländer als Kriegsgefangene aufgegriffen seien; denn eine wilde Freude blühte aus ihren Augen bei dem Gedanken an das Fest, wo die Gefangenen geopfert werden würden.

Während indeß diese Gedanken unter der Menge der Eingebornen die freudigsten Erwartungen wach riefen, ergriff Powhattan — so hieß der Häuptling — den Capitän bei der Hand und führte ihn, nebst seinem Diener Jack Panwah in seine eigene Hütte. Im Eingange trat ihnen ein junges Mädchen entgegen. Sie mochte etwa achtzehn Jahre zählen. In ihren regelmässigen, anziehenden Zügen bemerkte man nicht eine Spur von Wildheit, worin sich die Blicke der übrigen Weiber mehr oder weniger gekennzeichnet hatten.

Mit einer anmutigen Bewegung und zugleich mit kindlicher Ehrfurcht näherte sie sich dem Vater und nahm

ihm seine Waffen ab, richtete dann einen theilnehmenden Blick auf die beiden Fremden und richtete dann auf diese hinweisend einige Fragen an den Vater. Jedenfalls mußte die in der unsern Freunden völlig unbekannten Indianersprache gegebene Antwort völlig zufriedenstellend sein; denn ihre augenscheinlich ängstlichen Mienen nahmen plötzlich einen freubeglänzenden Ausdruck an; und den Fremden die Hand reichend, sagte sie in gebrochenem Englisch die sanftklingenden Worte:

„Juditha heißt Euch willkommen, Ihr weißen Männer, Ihr werdet unsern armen Stamm kein Leid zufügen; denn der weiße Lehrer hat uns gesagt, daß der große Geist der Blazgesichter die Menschen liebt und die Menschen gut macht. O Juditha liebt diesen großen Geist sehr, und darum liebt sie auch Euch und heißt Euch willkommen.“

„Aber wo ist denn der weiße Lehrer, wovon du sprichst, mein Kind?“ fragte der Capitän höchlichst erstaunt.

„Er war lange bei uns,“ erwiderte sie. „Unsere Männer wollten es anfangs nicht dulden; aber er erzählte uns von



Die Rathsversammlung.

seinen weißen Brüdern jenseit des großen Wassers und von dem großen Geiste, der seinen Sohn gesandt; o und Juditha hörte ihm so gern zu, und endlich auch der Vater und die Andern. Aber dann, sein Gesicht wurde immer blasser; er sagte, der große Geist komme, um ihn in den Himmel zu holen; und noch einmal lächelte er und — dann athmete er nicht mehr.“

Ein Schatten von Trübsinn färbte die dunklen Wangen des anmuthigen Wesens noch dunkler. Doch nur ein Augenblick war's. Die Freude der Gegenwart schien den sich heranwühlenden Schatten einer trüben Erinnerung plötzlich wieder zu verdrängen; denn mit der Leichtigkeit eines Rehes flog sie davon und kehrte kurz nachher mit einem Becher voll erfrischenden Getränks zurück, den Sir Edward mit freundlichem Danke aus ihrer Hand annahm.

Juditha war das einzige Kind des Häuptlings Powhattan. Sie war nicht nur die Freude seines Herzens, sondern wurde auch allgemein als eine Perle des ganzen Stammes betrachtet. Die Edelsten unter den jugendlichen Indianern hatten um ihre Hand angehalten; aber bis zu diesem Augenblicke hatte sie für Niemanden unter ihnen eine besondere Neigung gefühlt. Mit großer Liebe hing sie an ihrem bejahrten Vater, da sie ihre Mutter schon seit vielen Jahren verloren hatte. Schon oft hatte der Vater sie angespornt, dem Sohne ihres verstorbenen Bruders, dem er sehr zugeneigt war, und den er zu seinem Nachfolger als Häuptling des Stammes auserkoren hatte, die Hand zu einer ehelichen Verbindung zu reichen; aber bis jetzt waren alle seine Bemühungen gescheitert. Sie mied geflüstert die Nähe ihres jugendlichen Vetzters Walkan, sowie sie sich von allen andern Jünglingen ihres Stammes fern hielt. Die Hauptursache ihrer Zurückgezogenheit war indeß, daß der Umgang mit einem Missionar, der, wie unsere Freunde später erfuhren, vor Jahren auf einem Kriegszuge diesem Stamme in die Hände gefallen war, ihrem innern Leben eine ganz andere Richtung gegeben hatte; und man konnte sagen, daß die christliche Wahrheit, wenn auch in spärlichen Tropfen in ihr Herz gebrungen und eine gesegnete Wirkung hervorgebracht hatte. Es war ein schmerzliches Ereigniß für sie gewesen, als der weiße Missionar durch den Tod von ihrer Seite gerissen worden war; und von jener Zeit an hatte sie bis zu diesem Augenblicke nicht wieder ein Bläßgesicht gesehen. Man kann daher begreifen, wie groß ihre freudige Erregtheit war, als die beiden Europäer in ihres Vaters Hütte traten, und sogar nicht, wie sie anfangs gefürchtet, als Gefangene, sondern als Hausfreunde, um mit ihrem Volke die Friedensspeise zu rau-

chen. Sie gab sich ganz ihren Gefühlen ohne Rückhalt hin, doppelt erfreulich für unsere beiden Freunde, da Powhattan wieder in das bei den Indianern so gewöhnliche dumpfe Schweigen versunken war. Sie setzte ihnen die beste Speise vor, die sie herbei zu schaffen vermochte, und versorgte sie mit Allem in der anmuthigsten Art. Und wie lauschte sie auf die Worte ihrer fremden Gäste; und wie belebten sich ihre Blicke, als der greise Jact von dem großen Geiste, dem Schöpfer aller Dinge und dem Freunde aller Menschen, die ihn suchen, zu reden begann.

Auch am folgenden Tage blieben unsere Freunde im Lager der Indianer und man hätte vielfach Gelegenheit gehabt, die Männer, die sich gestern noch als Todtgegner gegenüber gestanden hatten, heute in Gruppen um knisternde Feuer versammelt zu sehen, wo die Friedensspeise nach Gewohnheit der



Walkan.

Indianer von Mund zu Mund ging. Nur ein junger Mann sah mit düstern, mürrischen Blicken auf die Eindringlinge; und dieser Mann war Walkan, der künftige Häuptling des Stammes. Vergeblich waren alle Bemühungen Powhattans, den jungen Mann zu besänftigen. Und was war die Ursache? Walkan konnte es nicht vergessen, daß es ein Weißer gewesen war, der nach seiner Meinung vor einem Jahr das Herz der schönen Juditha bezaubert und ihm abwendig gemacht habe. Nur ihrer Einwirkung auf den Vater war es gelungen, daß er verhindert worden war, den verhassten Fremdling zu scalpiren und dadurch seine Rache zu kühen; und auch jetzt waren es wieder weiße Männer, mit denen Juditha freundlich verkehrte, während sie jeder Begegnung mit ihm aus dem Wege ging.

Ueber finstere Pläne brütend, schlich er von einem Plage zum andern, suchte bald bei diesem, bald bei jenem Gefährten die Flamme der Feindschaft zu entzünden; und es gelang ihm so-

gar, in dem Herzen des alten Häuptlings den dort schlummern- den Funken von Mordlust so stark anzufachen, daß, als man am letzten Abende berathschlagend um ein großes Feuer saß, um das bereits abgeschlossene Bündniß feierlichst zu bestätigen, er auf dem Punkte stand, seinen Leuten ein Zeichen zum Ueberfall der arglosen Fremden zu geben. Doch war dieses nur die Erregung eines Augenblicks; er dachte an seine Tochter, und die Gedanken des Friedens trugen vor der Hand den Sieg davon. Wüthend ballte Walkan seine Fäuste. So wurde denn schließlich das Friedensbündniß in Gegenwart des ganzen Volksstammes bestätigt, indem die Indianer feierlichst das Gelübde ablegten, auf dem rechten Ufer des James-Stromes in der Nähe der Colonie ein Lager aufzurichten zu wollen, um



Fremdlinge gegen andere feindliche Stämme zu vertheidigen; und zugleich verpflichteten sich beide Parteien durch einen Eid, sich gegenseitig beizustehen und nie dieses Friedensbündniß brechen zu wollen.

Das Unternehmen der Colonisten war also vollständig glücklich und am folgenden Morgen nahmen sie Abschied und traten die Rückreise nach der Ansiedlung wieder an. Sie schlugen den an der Felsenbrücke vorbeisührenden Weg ein, um dort die Leiche ihres getödteten Gefährten zur Erde zu bestatten. Powhattan und seine Tochter gaben den Scheidenden eine Strecke das Geleit. Endlich lag die von der Natur so wunderbar erbaute Brücke vor ihren Blicken.

Tief im Abgrunde unter einem Dornbusch gewahrte man den Leichnam des bei dem stattgehabten Ueberfall der Indianer getödteten jungen Gefährten. Kein wildes Raubthier schien sein Dasein gewittert zu haben. Die Umstehenden konnten beim Anblick des Gefallenen ihre Rührung kaum verbergen; in tiefstem Schweigen gruben sie ihm sein Grab; und der frische Hügel, der eine halbe Stunde später sich über dem Leichnam wölbte, verrieth, daß ihm die letzte Ehre erwiesen sei. Mit tiefem Ernst wohnte Juditha diesem einfachen Begräbniß bei; und dieser Ernst ging in sichtlich Rührung über, als sie sah, wie die Krieger entblößten Hauptes und mit gefalteten Händen das Grab umringten und in ernstem Schweigen auf die betenden Worte des Capitäns horchten.

Der Capitän trat jetzt mit seinen Leuten den Heimweg an; und genau den Pfad verfolgend, auf welchem man das Lager der Indianer aufgesucht hatte, bewegte man sich an den Schlangentwindungen eines Baches mit raschen Schritten vorwärts. Doch erst eine kleine Strecke hatten die Männer zurückgelegt, als sie sämmtlich ihre Blicke umwandten, um noch einmal die Felsenbrücke, dieses erhabene Werk des allmächtigen Baumeisters zu betrachten. Aber welch' ein Anblick überraschte sie! Hoch oben auf einem Felsblock, auf schwindelnder Höhe, gewahrten sie die liebliche Gestalt der Tochter des alten Häuptlings, die einen grünen Zweig hin und her bewegend, den Scheidenden den letzten Gruß nachwinkte. Die Männer starrten unbeweglich diese Erscheinung an, während Aeußerungen des Erstaunens ihren Lippen entschlüpfen. Während sie aber noch in ihrem Anschauen versunken waren, bemerkten sie plötzlich die Gestalt Powhattans und zwar in Begleitung eines jungen Mannes von welchem Letztern das Mädchen sich mit augenscheinlichem Widerwillen abwandte. In demselben Augenblicke aber entdeckte der junge Wilde die unten stehenden Weissen; und hastig seinen Bogen von der Schulter nehmend, schnurrte ein Pfeil durch die Luft, noch ehe Juditha ihn durch eine kräftige Bewegung davon zurückhalten konnte. Aber der Capitän hatte früh genug die Gefahr entdeckt und war mit Blitzesschnelle hinter einen Baumstamm geschlüpft, so daß der Pfeil genau auf dem Plaze niederfiel, den er so eben verlassen hatte. Als

er aus seinem Schlupfwinkel wieder hervortrat, waren Juditha und ihre Begleiter verschwunden. Dieses Ereigniß trübte bei unsern Freunden nicht wenig die bisherige Freude über das Gelingen ihres Unternehmens. Eine solche Hinterlist hatten sie bei den rothen Nachbarn nicht vorausgesehen. Mit düstern Ahnungen bei dem Gedanken an die Zukunft erfüllt, setzten die Ansiedler ihre Heimreise fort.

„Der heimtückische Schüzge kann kein Anderer als Wallan gewesen sein,“ bemerkte der Capitän nach längerem Schweigen. „Ich werde seine düstern Blicke und sein mürrisches Wesen, womit er uns stets begegnete, so leicht nicht vergessen; und ich glaube, wir haben alle Ursache, vor diesem Verräther und Mordmörder auf unserer Gut zu sein.“

„Die arme Juditha!“ seufzte der alte Jact Panwah. „Möge der Herr sie beträhren vor der Bosheit und Lücke dieses rachebürstenden und blutgierigen Gesellen!“

## 2.

Während der Abwesenheit des Gouverneurs und seiner Gefährten hatte sich eine nicht zu bewältigende Unruhe der Gemüther der Bewohner von Jamestown bemächtigt; denn nicht selten hatte man auf dem entgegen gelegten Ufer des Stromes dann und wann ganze Schaa-ren von Indianern entdeckt, deren drohende Geberden ein nur zu deutliches Zeugniß von ihrer feindlichen Gesinnung ablegten. Der alte Thornton, der, wie wir wissen, während der Abwesenheit des Gouverneurs dessen Stelle bekleidet hatte, war von der Nothwendigkeit überzeugt worden, alle zurückgebliebenen Männer mit Waffen zu versehen; und selbst die Weiber hatten den festen Entschluß gefaßt, das, was ihnen theuer war, mit unerschrockenem Muth vertheidigen zu wollen. Indeß hatte sich der Greis es nicht verhehlt, daß ihre Beschirmung von einer höhern Macht abhängig sei; und darum hatte er jeden Morgen die ganze Colonie versammelt, um sich gemeinschaftlich im Gebet und Flehen an Den zu wenden, der mächtiger ist, als die mächtigsten Feinde dieser Welt.

Schon waren acht Tage vorüber gegangen, ohne daß irgend eine Kunde über das Schicksal der ausgesandten Gefährten die Colonie erreicht hatte; und jedesmal, wenn der Tag sich neigte, hatten sich die Frauen und Kinder in Gruppen versammelt, um aus dem Munde ihrer von der Arbeit ermüdeten Männer und Väter etwas zu ihrer Beruhigung zu vernehmen, während in ihren Mienen nichts als Trauer und Hoffnungslosigkeit zu lesen war.

Die Nacht nach dem achten Tage breitete schon längst seinen Schleier aus; die Sterne, diese reinen Sinnbilder der Hoffnung, traten in einer immer reichern Anzahl zum Vorschein; aber kein Schlaf erquidete die mühen Ansiebler, deren Besorgniß den höchsten Gipfel erreicht hatte. Die ausgestellten Wachtposten streiften von einem Ende der Pflanzung zum andern, ängstlich lauschend auf jedes Getöse in der Nähe und Ferne. Und horch! was war das? Fern klingende Töne



Ein Scalp.

eines bekannten Liebes pflanzten sich von der Westseite her herüber; und immer näher kamen die seltsamen Laute; und immer mehr vergewisserten sich die Horchenden, daß es die so lange ersehnten Gefährten waren, die in ihrer Herzensfreude ein Loblied wegen ihrer glücklichen Heimkehr anstimmten. In großer Eile wurde jetzt dem greisen Thornton die freudige Kunde überbracht; und im nächsten Augenblicke verließ Groß und Klein unter fröhlichem Gejauchze die Lagerstätte. Auf einem erhöhten Platze loberte, so halb das Herannahen der ausgewanderten Freunde keinem Zweifel mehr unterlag, ein Freudenfeuer den Ankommenen zum Willkommen entgegen; und ehe noch eine Stunde verfloß, lagen sie, deren Tod man bereits befürchtet hatte, in den Armen der freudetrunknen Menge. Etliche Minuten später aber geleitete Thornton Alle dem Fißangbaume zu, wo sich die Wohnung des Gouverneurs erhob und sagte in ernstem, feierlichen Tone:

„Laßt uns den Herrn, unsern Gott, preisen, denn er hat Alles wohl gemacht!“

Und von den Lippen des Greises stieg ein inniges Dankgebet für die treue Bewahrung und Zurückführung des von Allen so sehr geliebten Capitäns und seiner Begleiter zum Throne der Gnade empor. Kein Auge blieb trocken; Aller Herzen waren mit Freude und Dankbarkeit erfüllt. Als aber das Gebet geendet war, sammelten sich Alt und Jung um die Angeworbenen, die, nachdem sie einige Erfrischungen zu sich genommen hatten, Bericht erstatten mußten über den Erfolg ihrer Reise. Erst mit Anbruch des Morgens schied man von einander, um noch etliche wenige Stunden der Ruhe zu genießen.

Jetzt ging Alles wieder seinen ruhigen Gang; und ohne daß irgend ein Ereigniß die Arbeit der Ansiedler gestört hätte, verflossen mehrere Monate. Kein Indianer ließ sich in der Umgegend sehen; und schon fing man an, auf das treue Festhalten am geschlossenen Bündniß von Seiten der rothen Nachbarn zu trauen und glänzenden Erwartungen für die Zukunft Raum zu geben.

Plötzlich ereignete sich ein Vorfall, der in der kleinen Colonie die größte Aufregung hervorrief. Einer der Jäger, ein junger, kühner Mann, kehrte eines Abends um die gewöhnliche Stunde nicht nach Hause zurück. Anfangs beachtete man dieses wenig, da sein etwas längeres Ausbleiben eben nicht ungewöhnlich war, aber als der folgende Abend anbrach und Niemand ihn in Jamestown gesehen hatte, sandte der Capitän am folgenden Morgen eine Anzahl wegekundiger Männer in der Richtung aus, die der vermißte junge Mann gewöhnlich zu seinem Jagdreviere wählte; und mit Unruhe und Ungeduld harrete man ihrer Rückkunft entgegen. Erst um die Mittagszeit kehrten sie zurück und zwar mit dem Leichnam des jungen Jägers, dessen Haupt, den barbarischen Gebräuchen der Indianer gemäß, die Spuren des Scalpirmessers trug. Man hatte den entseelten Körper, der noch die unverkennbarsten Zeichen der entsetzlichsten Mißhandlungen zur Schau trug, an einem Baume gefesselt gefunden. Der Schrecken, den diese schändliche Handlungsweise in den Gemüthern der Colonisten hervorrief, war ein allgemeiner; und bei vielen der männlichen Einwohnerchaft erwachte ein Verlangen nach Rache. Der Gouverneur, der über den Verlust des jungen Mannes nicht wenig erschüttert war, fühlte, daß alle Ursache vorhanden war, um für die Zukunft besorgt zu sein. Dieser Vorfall verrieth nicht nur die hoshafte Gesinnung des Buschvolks gegen die Colonie, sondern zeigte auch, wie stark der Einfluß Walkans über den alten Häuptling Powhattan war, wobei selbst

die Anstrengungen Juditha's, um den Frieden aufrecht zu erhalten, gänzlich Schiffbruch gelitten zu haben schienen.

Und in der That war diese Vermuthung eine durchaus richtige. Seit die Engländer das Lager der Indianer verlassen hatten, war in dem Herzen des alten Häuptlings oft ein wilder Kampf entbrannt über Das, was er thun sollte. Von Kindheit auf war Walkan für ihn ein Gegenstand der Zuneigung gewesen; der wilde Knabe hatte in dem Wigwam des Häuptlings die Tage seiner Jugend verlebt und von diesem Unterricht in der Kriegskunst erhalten. Als Jüngling hatte Walkan glückliche Schlachten geliefert, gegenüber den feindseligen Stämmen des Missouri, während er zu gleicher Zeit mit eigener Lebensgefahr den alten Häuptling den Sünden der Feinde wieder entriß und mit großer Sorgfalt dessen davon getragene Wunden geheilt hatte. Um all dieser Ursachen willen war der Jüngling immer mehr in der Gunst des alten Häuptlings gewachsen, ohne daß dadurch bei seinen Gefährten Neid oder Mißgunst hervorgerufen worden wäre, indem Alle die Hoffnung hegten, daß die barbarischen Eigenschaften Powhattans, seine reiche Erfahrung, sein scharfer Blick und sein unauslöschlicher Rachedurst gegen seine Feinde, sich dem künftigen Häuptling einpflanzen würden.

Obgleich daher die liebenswürdige Juditha Alles aufbot, um das Herz des Vaters für die Weißen zu stimmen, so wurde ihrer Bemühung doch stets von Seiten Walkans mit aller List und Bosheit entgegen gewirkt, zumal da es bei ihm immer zu einer größern Gewißheit wurde, daß durch die Weißen die Abneigung der Jungfrau gegen ihn hervorgerufen worden sei. Er hatte daher Gedanken des Mordes gegen den Anführer der Engländer von Anfang an in seinem Herzen genährt und behielt von der Felsenbrücke einen Todespfeil auf ihn abgefaßt. Und da Powhattan von vorn herein keine freundschaftliche Gesinnung gegen die Eindringlinge in das Waldgebiet der Indianer in seiner Brust hegte, so wurde es dem Jünglinge keineswegs schwer, bei demselben die Gluth der Rache zur hellen Flamme anzufachen. Und eine ähnliche Gesinnung zeigte sich fast bei allen andern einflussreichen Männern des Stammes.

Längere Zeit hindurch hielten sich die Indianer meilenweit entfernt von der Ansiedlung der Europäer. Doch Powhattan schien immer weniger den Vorstellungen seiner Tochter Gehör zu schenken, wiewohl er ihr nimmer unfreundlich begegnete; und Walkan harrete mit brennendem Verlangen dem Augenblicke entgegen, wo sich eine Gelegenheit finden würde, um den Weißen eine Veranlassung geben zu können, ihrerseits das abgeschlossene Bündniß zu brechen. So brach jener Tag an, wo er auf seinen geheimen Streifereien jenem jungen Jäger begegnete. Ohne das mindeste Geräusch zu machen, schlich er sich wie eine Schlange in die Nähe des arlosen Mannes, überfiel ihn hinterwärts und brachte ihm eine tödtliche Wunde bei. Alles dieses vollführte er in der Vorausicht, daß dadurch der Zorn der Pflanzler geweckt und ihrerseits eine förmliche Kriegserklärung hervorgerufen werden würde. Zugleich schlich er sich von jetzt an oft in das Gebiet der Weißen; denn vor Allem glühte sein Haß gegen den Gouverneur; aber nimmer gelang es ihm, denselben auf seinen einsamen Wegen zu begegnen, um ihm ein ähnliches Loos, wie dem jungen Jäger, bereiten zu können. Was aber alle seine Pläne zu durchkreuzen schien, war, daß der Gouverneur selbst nach jenem schändlichen Meuchelmorde, stets mit großer Besonnenheit fortfuhr, den Frieden mit seinen wilden Nachbarn aufrecht zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)



## Merkwürdige Gedankenstuben.

Bearbeitet von W. Horn.



Von einem meiner Jugendgenossen sagten die Leute, er sei bei der Vertheilung des Verstandes etwas zu kurz gekommen. Aber er vermochte sich nicht nur an jede kleine Begebenheit aus seinem Leben genau zu erinnern, sondern wußte auch immer das Datum anzugeben, wenn sich dieselbe zugegetragen hatte. So kannte ich einen andern Mann, welcher nothdürftig ein Vischen lesen, aber keinen Buchstaben schreiben konnte. Trotzdem aber vergaß er nie etwas in seinen Rechnungen, und oft kam es vor, daß Leute, welche gut schreiben und rechnen konnten, seinen Rath zu Hülfe nehmen mußten, um Sachen, welche sie aufzuschreiben vergessen hatten, wieder auf die Spur zu kommen. Niemand setzte Zweifel in die Zuverlässigkeit seines Gedächtnisses. Aus Diesem geht hervor, wie gewisse Leute, die sonst als etwas beschränkt gelten mögen, für gewisse Dinge ein außerordentliches Gedächtniß haben. Wir Alle kennen auch den Werth, welchen ein sogenanntes gutes Gedächtniß für den Menschen besitzt, da sich ja nichts geistig benützen und dienstbar machen läßt, was wir vor allen Dingen dem Gedächtniß nicht fest eingepreßt haben.

Wie nun der Eine für Zahlen, so hat ein Anderer wieder ein besonderes Gedächtniß für Sprachen und dgl. Als zwei der hervorragendsten Koryphäen in dieser Richtung gelten der von Pompejus besiegte König von Pontus, Mithridates VI., und der Cardinal Guiseppe Mezzofanti, von welchem Dr. Super den Lesern des Magazins im Septemberheft v. J. eine treffende Schilderung gibt. Von Mithridates wird erzählt, daß er die Sprachen sämmtlicher der dreißigtausend Völkerschaften, die unter seinem Scepter standen, mit Geläufigkeit gesprochen habe. Das Sprachtalent von Mezzofanti, welcher dreißigtausend Sprachen meisterte, war natürlich noch viel bedeutender.

Dagegen können selbstverständlich andere Beispiele von merkwürdigem Gedächtniß nicht auskommen, wie überraschend sie auch sein mögen. Der englische Rechtsgelehrte John Kemble war im Stande eine ganze Nummer der „Morning Post“, eine der größeren Londoner Zeitungen, auswendig zu lernen und Wort für Wort herzusagen. Ein Bauer im Westphälischen, Peter Klostermeier mit Namen, behielt die ganze sonntägliche Predigt, die er in der Kirche seines Dorfes mit angehört hatte, und schrieb sie dann zu Hause bis auf jede Silbe getreu — doch nicht sonderlich orthographisch — nieder, wie es die Vergleichung mit dem Manuscripte des Pfarrers ergab. Der große italienische Philolog J. C. Scaliger brauchte 100 lateinische Verse nur ein einziges Mal durchzulesen, um sie alsbald ohne Anstoß wiederholen zu können. Noch merkwürdiger ist die Gedächtnisthat, die man von Antonio Magliabechi, einem echten italienischen Bücherwurme, erzählt. Einer seiner Freunde wollte die Wunderkraft seines Gedächtnisses, von der die fabelhaftesten Geschichten im Schwange gingen, auf die Probe stellen. Er bat ihn, die Handschrift eines umfangreichen Aufsatzes zu lesen und ihm dann sein Urtheil darüber mitzutheilen. Magliabechi that dies, nach einiger Zeit jedoch empfing er vom Verfasser der Abhandlung einen Brief, in dem angezeigt wurde, das Manuscript sei unglücklicherweise verloren gegangen; vielleicht könne er sich wenigstens eines Theiles des Inhalts erinnern und habe die Güte niederzuschreiben, was ihm davon im Kopfe

geblieben sein sollte. Unverzüglich setzte sich der gefällige Magliabechi an seinen Schreibtisch und brachte den ganzen Aufsatz zu Papier, welcher mit dem — natürlich nicht verlorenen — Manuscripte in allen Stücken übereinstimmte. Vor hundert Jahren entdeckte man auf Korsika einen fast ohne jede Erziehung aufgewachsenen Knaben, der im Stande war, 4000 Worte, Sinn oder Unsin, der Reihe nach zu wiederholen, wie sie ihm vorgesagt worden waren; ja, der dies auch in umgekehrter Ordnung von hinten nach vorne zu thun vermochte, ohne einen Verstoß zu machen. Ein unweit Boston angelegener Arzt von deutscher Abstammung wußte Miltons berühmte Dichtung „Das verlorene Paradies“ von Anfang bis zu Ende auswendig, obwohl er seit zwanzig Jahren das Buch nicht zur Hand genommen hatte. Ein greiser blinder schottischer Bettler, Mil mit Namen, der vor vierzig Jahren in der ehemaligen Königsstadt Stirling am Forth die öffentliche Milbthätigkeit anzusprechen pflegte, wußte die gesammte Bibel auswendig, und zwar dergestalt, daß er von jeder Stelle, die ihm angegeben wurde, Buch, Capitel und Vers auf das Genaueste nachzuweisen vermochte, oder, wurden ihm diese letzteren genannt, die Verse Wort für Wort aussagen konnte. Um zu sehen, wie weit dies außerordentliche Wortgedächtniß reiche, wurde ihm einst ein Bibelvers absichtlich falsch angegeben. Der Blinde stutzte einen Augenblick, dann bezeichnete er die Stelle, wo sich der Vers befindet, und machte auf die Ungenauigkeit des Citats aufmerksam. Ein anderes Mal forderte man ihn auf, den neunzigsten Vers im siebenten Capitel des vierten Buches Moses zu recitiren. „Einen solchen Vers gibt es nicht,“ antwortete er ohne Zögern, „das Capitel hat nur neunundachtzig Verse.“

Sehr eigenthümlich sind die Erscheinungen, daß in der Regel durch Krankheiten oder Verletzung des Gehirns, gewisse Dinge dem Gedächtnisse entwinden oder mit andern völlig ungleichartigen verwechselt werden. So berichtet ein deutscher Arzt von einem Patienten, der regelmäßig das Papier Kohlen und Kohlen Papier nannte, ohne sich seines Irrthums im Geringsten bewußt zu sein. Ein in New York wohnender italienischer Arzt, Doktor Scanella, sprach im ersten Stadium einer Krankheit, von welcher er ergriffen wurde, nur englisch, als das Fieber seinen Höhepunkt erreichte, äußerte er bloß französische Worte, und erst wenige Stunden vor seinem Tode erinnerte er sich seines heimatlichen Italienisch, das er mehr als zwanzig Jahre nicht gesprochen hatte. Ein Herr vergaß in Folge eines Nervenleidens die Namen aller seiner Freunde, entsann sich jedoch genau ihres Alters, und suchte sie auf diese Weise von einander zu unterscheiden. Ein britischer Militärarzt, Namens Winslow, erinnerte sich zu Zeiten wohl, wie er hieß, nicht aber seiner Wohnung; ein anderes Mal konnte er umgekehrt seinen Namen angeben, nicht jedoch seine Adresse, und dergestalt wechselte er periodisch in seiner Vergesslichkeit. Gelegentlich sprach er wohl den ersten besten, ihm auf der Straße begegnenden Menschen an: „Ich bin der Stabsarzt Winslow; können Sie mir vielleicht sagen, wo ich wohne?“ Oder im andern Falle seiner Gedächtnislosigkeit: „Ich wohne da und da . . . können Sie mir nicht angeben, wie ich heiße?“

Von all diesen merkwürdigen Erscheinungen von Gedächtniß-

losigkeit oder Gedächtnismangel, die, wie bemerkt, fast ausschließlich durch körperliche Leiden erzeugt werden, ist die sogenannte gelegentliche Geistesabwesenheit ihrer Natur nach ganz verschieden. Der Geistesabwesende erfreut sich nicht selten guter Gesundheit, und ist in jeder andern Verstandesäußerung nichts weniger als beschränkt und einfältig zu nennen, hat sich aber in einen bestimmten Gedankenkreis derart eingesponnen, daß er sich dessen, was um ihn her vorgeht, gar nicht bewußt ist. Die Fälle dieser Zerstreuung sind Legion und ihrer viele so allbekannt, daß wir sie hier nicht zum so und so vielen Male erzählen wollen. Bloß einige hierauf bezüglicher Anekdoten mögen diese Sammlung von physischen und psychologischen Räthseln beschließen, deren Lösung noch nicht gefunden ist und wohl schwerlich jemals in befriedigender Weise gefunden werden wird. Ist doch das ganze Seelenleben des Menschen mit Schleiern verhüllt, welche der Sterbliche kaum zu lüften, viel weniger zu beseitigen, vermag. Der Graf von Brancas saß, wie Larochefoucauld berichtet, eines Tages in seinem Arbeitszimmer und las, als die Amme ihm sein jüngstes Entelchen hineinbrachte. Sogleich legte er sein Buch hin, nahm das Kind in seine Arme, und küßte und herzte es. Kurz darauf trat Larochefoucauld zu ihm in das Kabinett und auf der Stelle warf Brancas das kleine Kind zu Boden, weil er sich einbildete, es sei das Buch, in dem er vorher gele-

sen hatte, und ward seines Irrthums nicht eher gewahr, bis die Wärterin einen Schrei des Entsetzens ausstieß. Zum Glück that der jähe Fall dem kleinen Wesen keinen Schaden. Ein anderes Mal traf Larochefoucauld den Grafen auf einer der Pariser Straßen und wollte ihn freundlich begrüßen. „Es thut mir leid,“ unterbrach jener die Worte des Herzogs, „aber ich kann für Euch nichts thun; das habe ich Euch ja schon wiederholt gesagt, Ihr braucht mich also nicht von Neuem zu belästigen und mit Euren Betteleien gar auf der Straße anzufallen. Solche Faulenzer, wie Ihr einer seid, sind ganz unausstehlich.“ Erst als Larochefoucauld ein lautes Gelächter ausschlug, erwachte der Graf aus seiner Zerstreuung. Der geistvolle englische Satiriker mit dem Pinzel, William Hogarth, war einst bei einem vornehmen Kunstfreunde zur Tafel geladen. Plötzlich drehte, mitten im Dinner, der Künstler seinen Stuhl um,ehrte der Gesellschaft den Rücken zu und versank in solcher Stellung, wie es schien in tiefe Gedanken, wohl eine Viertelstunde, bis er, ebenso jählings, seinen Stuhl wieder umwandte und ruhig fortspesiste, als habe er inzwischen gar nicht zu essen aufgehört.

Alles dieses zeigt uns, wie merkwürdig die Thätigkeit des menschlichen Geistes ist. Und trotzdem suchen gewisse Leute immer an einem Bindemittel zwischen ihm und dem Affen. Doch das ist auch merkwürdig.

## Die Wunder des Meeres.

Nach Quellen bearbeitet von J. Jauch.

### I. Allgemeine Wunder.

Er hält das Wasser im Meer zusammen, wie in einem Schlauch, und legt die Tiefe in das Verborgene. Pf. 33, 7.

Es ist das Meer ein mächtiges Buch  
Mit ungezählten Blättern,  
Drauf schreibt der Sturm in hast'gem Zug  
Mit schneelig weißen Lettern.

Er rollt die Blätter rauschend auf,  
Kann nimmer sich genügen;  
Gott ist allmächtig, schreibt er drauf  
Mit urgewalt'genügen.

Dann legt er aus der Hand das Buch,  
Und ob die Blätter bedeu,  
Die Sonne schreibt mit goldnem Zug:  
Gott ist die Lieb' daneben.

Wenn etwas dem Menschen einen Begriff von der Unendlichkeit und Allmacht unsers Gottes zu geben vermag, so ist es der Ocean. Es wird deshalb auch keiner Entschuldigung bedürfen, wenn der geneigte Leser hiemit gebeten wird, unter den tausenden von Wundern, womit ihn die allmächtige Liebe täglich umgibt, die Wunder des Meeres auch einmal einer besondern Betrachtung zu würdigen. Dieses wird schon durch die einzige Thatfache gerechtfertigt, daß unser Erdball mit Recht eine Wasserwelt genannt werden mag, da das Wasser darauf die Regel, das „Trochne“ hingegen nur die Ausnahme bildet. Um diese Thatfache noch ausführlicher anzugeben, sei erwähnt, daß mehr als zwei Dritttheile der Erdoberfläche mit Wasser bedeckt sind, und das überall von demselben eingeschlossene Festland nur als Inseln erscheint. Der Flächenraum des Wassers beträgt 145,500,000 Quadratmeilen, während das trockene Land die noch übrigen 51,500,000 Quadratmeilen einnimmt.

„Es gibt Zahlen,“ sagt Dr. Andree, „deren Größe wir nicht begreifen können und die auch so ungeheuer sind, daß wir sie uns durch Verhältnisse, wie sie dem Auge sich darbieten, nicht anschaulich zu machen vermögen. Eine solche Zahl ist diejenige, welche die Gesamtwassermasse des Meeres angibt. Man schätzt sie auf zwei und eine viertel Billionen Kubikmeilen. Man hat berechnet, daß alle Ströme unserer Erde vierzig tausend Jahre immer fort und fort fließen müßten, um das Becken des Meeres, wenn es verdunstet wäre, wieder zu füllen. Dies ist an und für sich bereits ein Wunder und läßt uns selbstverständlich auf unzählige andere Wunder schließen.“

Die Erde dreht sich vierzig Mal schneller um ihre Achse, als die Lokomotive auf ihrem Geleise dahinrollt. Wenn in dieser Bewegung auch nur eine momentane Stockung oder Unordnung vorkäme, so würde die See sich auf das trockene Land stürzen und die Berge würden von einer andern Sündfluth begraben werden. Fülle einmal ein niedriges Becken bis zum Rande mit Wasser und versuche es rasch in der Hand umher zu tragen, ohne einen Tropfen zu verschütten, und bedenke dann, welcher Macht, welcher Aufmerksamkeit und welches vollkommenen Gleichgewichts es bedarf, um sämtliche Meere der Erde tausend Mal schneller, als der Adler zu fliegen vermag, in ihren Betten durch den unendlichen Raum zu tragen, ohne das Wasser aus seiner Tiefe zu schütten. Ein solches Wunder der Macht thut Gott jeden Augenblick, indem er das Meer innerhalb seiner Grenzen hält.

Das nächste Wunder, das unsere Beachtung verdient, ist die Tiefe des Meeres. So wie der Flächenraum des Meerespiegels uns großartig erscheint, ebenso auch die bis heute noch nicht gründlich erforschte Tiefe desselben. Der



Mathematiker La Place, der berühmte Verfasser des Werkes betitelt „Mechanik des Himmels,“ schätzte die Meerestiefe in ihren tiefsten Thälern nicht über vier und zwanzig Tausend Fuß. Die sichersten Messungen aber verdanken wir der von den Vereinigten Staaten ausgerüsteten „Challenger-Expedition,“ welche 1872–73 im atlantischen Ocean Tiefseemessungen veranstaltete. Die größte Tiefe ward im Nordosten von Porto Rico, etwa unter dem zwanzigsten Grade nördlicher Breite mit drei Tausend acht hundert fünf und siebenzig Faden

(der Faden zu sechs Fuß berechnet) gemessen. Sehr oft aber erreicht auf offenem Meere das Sentblei bei weit geringerer Tiefe den Grund. Wenn der große Ocean austrocknen würde, könnte man ungeheure Erdstrecken mit großen Thälern und unermeßlichen Abgründen sehen, die sich ebenso unter die allgemeine Erdoberfläche senken, wie sich die höchsten Spitzen der Alpen darüber erheben. Die Lösung dieser Aufgabe hat die wunderlichsten Theorien beseitigt, die seltsamsten Täuschungen zerstört. Die Einbildungskraft, die sonst so gern die Abgründe ins Unendliche vertiefte, muß sich jetzt mit der mäßigen Entfernung von zwei Stunden begnügen. Und ist dies nicht immerhin noch großartig zu nennen? Im Vergleich aber mit dem Erddurchmesser ist das Meer nur eine dünne Schicht Wasser, um unsern Planeten gelegt, etwa wie das Bischen Thau um die reife Baumsfrucht. Die nächste für uns

oft so unbegreifliche Erscheinung im Meer ist die Fluth und Ebbe, die jedem Strandbewohner so bekannt ist, wie der Wechsel von Tag und Nacht. Mit einer Regelmäßigkeit, die mit unsern besten Uhren wetterteilt, tritt diese Erscheinung ein, und wir nehmen an unsern Küsten wahr, wie das Wasser in bestimmten Zeiträumen höher anschwillt und wieder zurück geht. Das Steigen der Meeresoberfläche nennt man Fluth, das Fallen derselben Ebbe. Diese Abwechselung findet in je vier und zwanzig Stunden und neun

und vierzig Minuten zwei Mal statt. Die Höhe der Fluth richtet sich zum Theil nach örtlichen Verhältnissen; sehr schwach ist sie in Meerestheilen, die auf mehreren Seiten vom Land eingeschlossen sind; während man im Mitteländischen Meere noch eine schwache Fluth bemerken kann, fehlt dieselbe der Ostsee und dem schwarzen Meere gänzlich. Ueber die Thatsache dieser merkwürdigen Erscheinung herrscht also kein Zweifel. Aber wer beschreibt uns die Ursache derselben völlig und in allen Einzelheiten? Das Wunder wurde bereits von Kepler, dem berühmten Astronomen, gegen Ende des sieb-

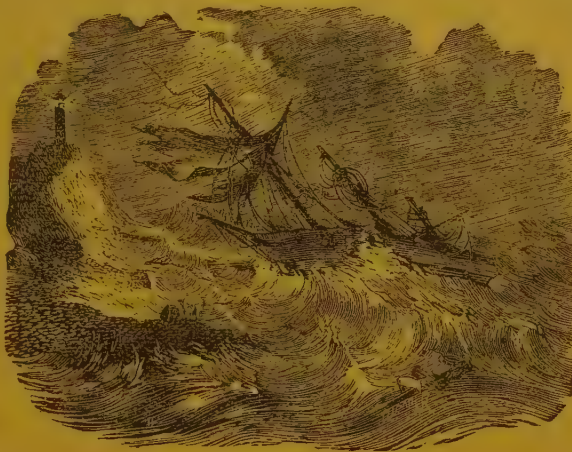
zehnten Jahrhunderts mit dem Stande und Einfluß des Mondes in Zusammenhang gebracht; doch gelang es erst Newton und La Place diese eigenthümliche Erscheinung näher zu erklären. Sie sagen uns nemlich, Sonne und Mond wirken in ähnlicher Weise auf die Erdoberfläche ein. Durch die ungeheure Anziehungskraft Beider, wobei das Wasser bedeutend mehr nachgibt, als das feste Land, und die dadurch gegen das Centrum des Meeres entstehenden Wasserhöhen wird Ebbe und Fluth bewirkt.



Ruhige See.

England, der gerade nicht zu dem besten Fahrwasser gehört, und befanden uns bald auf dem Atlantischen Ocean. Hier erinnere ich mich einer eben nicht seltenen Erscheinung, diese war so schön und herrlich, wie ich sie in meinem ganzen Leben nicht wieder sah. Mählich erschien das Meer weit und breit, wie von Leuchtkäfern angefüllt. Das war ein Leuchten,

Zucken, Blinken und Funckeln, kurz ein unbeschreiblich prächtiges Schauspiel. Die ganze Oberfläche des Meeres funkelte und glänzte fort und fort, wie ein großer silberner Teppich und tausende goldener Sterne tanzten auf den Spitzen der Wogen oder im Kielwasser des Schiffes dahin. Dann wieder erschienen silberne Schlangen, leuchtende Guitlanden und rafetenartig durch das Salzwasser hinschießende Funken, die unausgesetzt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Und doch, wie oft hatten wir



See sturm.

schon das Meeresleuchten gesehen, aber niemals in dem Maße, wie in jener schwülen Sommernacht."

Dieses erhabene Meerwunder hat unzählige Dichter begeistert. Auch Gerot schlägt seine Leier an und singt vom Meeresleuchten:

„Schwüle Nacht am Himmelsbogen  
Kündet heut' fein Stern sich an;  
Glatte See mit weichem Wogen  
Durch die Wellen streicht der Kahn;  
Aber hüllt in dunkle Färbere  
Sich der Himmel diese Nacht,



Schau, so hat er drum dem Meere  
Seine Lichter all vermacht.

Denn welch prächtig Wetterleuchten  
Rings um unser Schiffein her!  
Grüne Blitze sprüh'n im Feuchten  
Und elektrisch zuckt das Meer.  
Goldne Furchen seh' ich alligen  
Hinter unser's Kieles Zug,  
Feuerfunken seh' ich spritzen  
Wo ins Meer das Ruder schlug.

Das Meeresleuchten erhält mitunter eine solche Stärke, daß man Fische fünfzehn Fuß tief im Wasser sehen und am Kajütenfenster kleine Schrift zu lesen vermag. Ruderschläge erregen Funkensprühen, das Schiff hinterläßt Feuerfurchen und das

geschöpfte Wasser tropft feurig vom Gimer. Aber nun woher diese Erscheinung? Nach genauester Untersuchung von den Gelehrten: Ehrenberg, Baster und Barreth wird dieselbe von kleinen phosphorescirenden Thierchen hervorgebracht, die entweder noch lebend sind oder schon im Zustande der Verwesung sich befinden, und dann ähnlich wie faules Weidenholz einen Lichtschein von sich geben. Diese verschiedenen, noch später zu beschreibenden, winzig kleinen Thierchen sind

dem bloßen Auge freilich nicht sichtbar und nur mit Hülfe eines sehr guten Mikroskops zu erkennen. Baster filtrirte leuchtendes Seewasser und untersuchte die auf dem Filter zurückbleibenden Lichtpünktchen unter dem Mikroskop. Sie ergaben sich als solche zu den Infusorien gehörenden Thierchen, Monaden genannt, und alle andern Deutungen müssen als irrig zurückgewiesen werden.

Eine andere merkwürdige Erscheinung bilden die Wasserhöfen, auch Wasserfäulen oder Tromben genannt. Es ist diejenige Naturerscheinung, bei welcher ein besonders heftiger Wirbelwind über das Meer oder den Landsee zieht, durch welchen an der Stelle des Wirbels eine Wolke herab und das Meerwasser hinaufgezogen, beide gewöhnlich auf diese Art

vereinigt und in dem Wirbel rasch und mit großer Gewalt umgedreht werden. Der untere Durchmesser einer Wasserhose hält oft drei bis fünfhundert Fuß, die Mitte aber kaum einige Fuß. Der untere Theil ist bei der Wanderung stets voraus, die Wolke stets zurück. Jede Wasserhose dreht sich spiralförmig nach Art eines Kreiseis und zwar in einer auf- und einer absteigenden Wendung. Nachdem sich eine Wasserfäule eine Zeit lang also vorwärts bewegt hat, platzt dieselbe plötzlich mit furchtbarer Gewalt, und wehe einem Fahrzeug, das gerade dann in ihrer Nähe sich befindet. Schon manches Schiff wurde also übereilt und wie in einem Nu mit Allem, was darauf war, in die Tiefe des Meeres versenkt. So wurden

auch im November 1855 fünf Fahrzeuge im Hafen von Tunis auf einmal zerstört. Es läßt sich daher leicht vorstellen, daß eine Wasserhose für einen Seefahrer immer etwas Schreckenerregendes hat.

Schließlich sei hiemit nur noch darauf aufmerksam gemacht, wie das Element des Wassers unter so mannigfachen Formen und Gestalten uns entgegen tritt. Bald von der Hitze in unsichtbaren Dunst aufgelöst, bald als Regen, bald als Schnee, als Hagel, als Eis strömt



Ebbe und Fluth.

es herab aus der Atmosphäre auf unsere Erde. Es rinnt durch die Röhren der Berge, es durchsickert das feste Gestein, indem es erdige Bestandtheile auflöst, und sprubelt mit einem Male als frischer Quell hervor aus dem moosbewachsenen Felsen. Weiter strebt die kleine Quelle, sie rinnt munter über Kiesel und Felsblöcke dahin und vergrößert sich durch andere Minnsale zum Bächlein. Je weiter es in seinem Laufe gelangt, desto kräftiger stürzt es dahin, es wird zum tosenden Wildbach und endlich zum Fluß, stolze Dampfer auf seinem Rücken tragend und ruhig an blühenden Städten und amnthigen Dörfern dahinfließend, bis er sich in das gewaltige Meer, den Urquell alles Wassers, ergießt. Denn von diesem aus wird durch Verdunstung die Atmosphäre mit Wasserdunst



erfüllt, der sich wieder niederstürzt und als Quell von Neuem den Kreislauf zum Meere beginnt. Ohne Rast, ohne Ruhe vollzieht sich dieser ewige Wechsel, seit tausenden von Jahren ist er immer derselbe, verbreitet er immer von Neuem neues Leben. Aber dieses Wasser ist sich nicht immer gleich. Wie schon angedeutet, nimmt das Wasser verschiedenerlei Zustände an. So verflüchtigt es sich als Dunst oder in Dampfform in der Luft. In den Nebeln und Wolken beginnt dieser Dunst sich wieder zusammen zu ballen; es wird tropfbar flüssiges Wasser daraus und der Regen fällt nieder. Ist der Dunst gasförmiges, der Regen tropfbar = flüssiges Wasser, so sehen wir dieses auch noch in einem dritten Zustande, und

zwar als festen Körper auftreten, nemlich in Eis und Schnee, wenn es unter Einwirkung der Kälte gefriert.

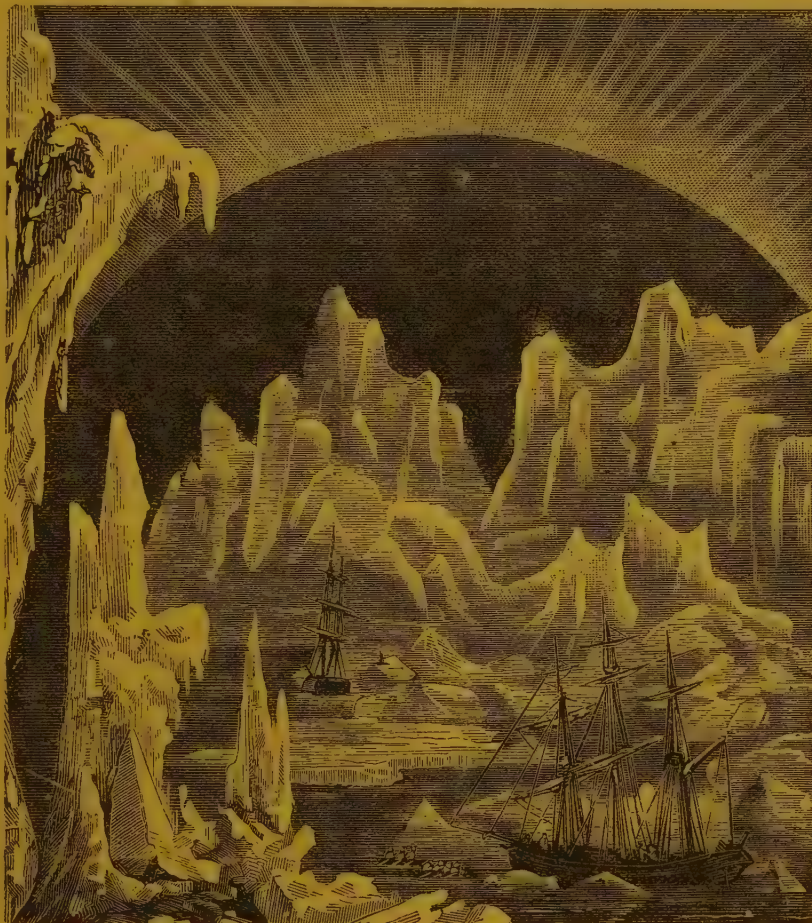
Dann überlagert es mit seinem weißen Mantel zur Winterzeit Wald und Flur, oder es breitet sich auf hohen Bergen aus und liegt in den Polarländern Jahr aus Jahr ein als eisige Kruste auf dem erstarrten Boden und meilenweit über der See. Eine der großartigsten Erscheinungen der Polarwelt bilden ohne Zweifel die Eisberge, jene schwimmenden

Kolosse, welche den Schiffer mit Staunen und Furcht erfüllen. In Buchten aufgethürmte Eismassen, durch Schnee- und Regenfall nach oben oft ungeheuer angewachsen, werden von Strömungen gelegentlich fortgerissen und als Eisberge in die

Ferne getragen. — Der Wärmegrad des Meereswassers ist nach der Tiefe desselben verschieden. Die Gegenden innerhalb der Polarkreise ausgenommen, wo das Eis das Wasser erkaltet, nimmt die Kälte um so mehr zu, je tiefer man kommt, und nach der Versicherung der Taucher ist sie in der Tiefe von hundert Fuß fast unerträglich. Es herrscht hierin also das umgekehrte Verhältniß im Vergleich mit dem Festlande. — An und für sich scheint das Meer farblos; in einiger Entfernung zeigt die Wassermasse eine bläulich grüne Farbe, das sogenannte Meergrün. Man leitet diese Farbe her aus dem Widerschein des blauen Himmels. Es gibt aber auch Gegenden, wo das Meer andere Farben zeigt, welche von der Beschaffenheit des

Meeresgrundes oder beigemischter Stoffe herrühren.

Die tiefsten Stellen des Meeres sind dunkelblau; flachere sind heller. — Der Geschmack des Salzwassers ist nicht nur salzig, sondern zugleich ölicht, bitterlich und so ekelhaft, daß es durchaus nicht genossen werden kann und augenblicklich Erbrechen erregt. Außerdem ist es der Gesundheit nachtheilig, weil darinnen unaufhörlich eine Menge Thiere und Pflanzen verfaulen. Selbst zum Waschen taugt es nicht; auf dem Schiffe reinigt man



Eisberge.

damit nur die größten Zeuge. Nichtsdestoweniger kann es durch Abziehen trinkbar gemacht werden. Das Seewasser ist fünfundvierzig Mal schwerer als Quellwasser. Daraus erklärt sich, daß es ungleich größere Lasten tragen kann als die Flüsse.

## Leben und Tod.

Von W. Huber, jr.

Das Leben ist die wildbewegte See,  
Ein Landen ist der Tod im stillen Hafen;  
Das Leben ist das brennend heiße Weh,  
Der Tod — ein Träumen und Hinüberschlafen.

Ob du im Wahne nicht befangen bist?  
Wild schwankt auf hohen Fluthen zwar der Rachen  
Und doch, ob nicht das Leben Traum nur ist —  
Wer kündet dir's — und erst der Tod — Erwachen.

## Der Todtentanz in Bern.

Von Anna Göllich.



Obtentanz nennt man ein Gemälde, auf welchem der Tod in Gestalt eines Gerippes dargestellt wird, wie er Angehörige aller Stände im raschen Tanze des Lebens dem Grabe zuführt. Die älteste dieser im Mittelalter sehr beliebten und von Deutschland nach der Schweiz, Italien und Frankreich verpflanzten Darstellungen ward in Basel im Jahre 1812 ausgeführt, und eine berühmtere zum Andenken an die Pest 1431 an die Mauer des Johanneskirchhofs in Basel gemalt.

Auch in Bern wurde im Jahre 1515 der Todtentanz durch die Meisterhand des Niklaus Manuel an die Gartenmauer des Dominikanerklosters (Französische Kirche) gemalt. Der Tod tritt bald dorb, bald milde auf, ist bald Kämpfer, bald Tänzer, marschirt mit den Kriegern, spricht mit der Jungfrau, wendet sich an den Jüngling; er bedient sich oft aller möglichen Musikinstrumente. Nur leichtsinnige Menschen wagen mit ihm zu tanzen, nur ernste Krieger erwarten ihn ruhig, nur der Narr will ihn vernichten. Dem kleinen Kinde überreicht er Spielzeug und stößt ihm lustige Lieblein vor, damit es bereitwillig mit ihm gehe und auch die Mutter nachziehe.

Den barmherzigen Schwestern bezeugt der Tod:

Den Kranken wacht ich Tag und Nacht,  
Den Tod hab ich ihnen leicht gemacht.

Zur Aebtissin sagt der Tod:

Gnäd'ge Aebtissin laßt euch g'lingen,  
Ihr müßet mit mir umherspringen;  
Habt ihr die Jungfrauschaft recht g'halten,  
Ist's gut; Gott woll' des Tanzes walten.

Die Aebtissin antwortet:

Singen und lesen Tag und Nacht  
Hat mich und andre schier taub gemacht,  
Und hand des nit ein Wort verstanden:  
Der Tod ist uns viel z'früh vorhanden.

Der Tod will vom Bischof wissen wie er die Heerde geheiðet habe. Der Bischof antwortet:

Ich hab's dermaßen geheiðet all,  
Daß mir kein Bleibens ist im Stall;  
Gleich einem Wolf fraß ich die Schaf,  
Jetzt sind' ich d'rum grausame Straf!

Zu den Mönchen sagt der Tod:

Ihr Mönche mäßtet auch gar wohl,  
Ihr stielet aller Sünden voll;  
Sehd reißend Wolf in ei'm Schafskleid,  
Ihr müßet tanzen, wär's euch leid.

Die Mönche antworten:

Also hand wir die Welt verlassen,  
Daß wir auf Gassen und auf Straßen  
Der Welt sind g'syn eine große Last;  
O Tod! wie machst's mit uns so rasch!

Der Doktor der heiligen Schrift erklärt:

Al' meine Tage hab' ich verzehrt,  
Daß ich im Recht der Päpst' ward g'lehrt.  
Wenn ich die Sach' betracht' im Licht,  
So niht es mir und Andern niht.

Zum Astrologen spricht der Tod:

Herr Meister, laß euch niht betrügen,  
Man kann des Himmels Lauf nicht biegen.  
Was willst vom langen Leben schreiben,  
Wenn kein Ding über seine Zeit mag bleiben?

Dem Arzt sagt der Knochenmann:

Arzt, wiewohl man euch soll ehren,  
Will doch der Tod sich nicht d'ran kehren;  
Ihr habt nie g'schrieben oder g'lesen,  
Daß Jemand vom Tode möcht genesen.

Zum Jüngling spricht der Tod:

Obler Jüngling, schön, jung und reich,  
Sieh', wem du endlich werdest gleich,  
Den Adel sollst mit Zucht du zieren,  
Sonst wirst du's Leben bald verlieren.

Zum Armen sagt der Tod:

Hör', armer Mann, gehab dich wohl,  
Der Tod dich bald erlösen soll,  
Hör' auf zu betteln ums täglich Brod,  
Wenn du genug hast mit dem Tod.

Der arme erwidert:

Biel Hunger leid ich hier auf Erden,  
Mag nicht gesund noch reich je werden;  
Doch wollt ich lieber also leben,  
Als mich dem harten Tod ergeben.

Schlußmahnung des Todes:

Wer die Figur schauet an,  
Sie seien jung, alt, Weib oder Mann,  
Sollen betrachten, daß wie der Wind,  
Alle Ding' unbefändig sind.  
Doch weiß ein jeder Mensch ja eben:  
Nach dieser Zeit ist noch ein Leben,  
Das steht in Frieden oder Pyn;  
Drum lueg ein Jeder, wo er will hin,  
Da der Richter sein wird gerecht,  
Dem Herrn lobnen, wie dem Knecht,  
Und wird syn Urtheil ewig b'stahn.  
Gott helf uns in des Himmels Thron  
Durch Jesum, seinen lieben Sohn! Amen.

## Folgen der Trunksucht.

Von Geo. Ditt.



Vor nicht sehr langer Zeit weideten zwei Hirten ihre Heerden auf der Heide einer Markung im schönen Schwabenlande. Beide waren den Bewohnern des Dorfes als friedliebende, pflichtgetreue Männer bekannt, und es schien fast, als hätten sie die stille Lammesart von ihren, ihnen so willig folgenden Schäflein gelernt. Der Eine, „Karl,“ war ein im dreißigsten Jahre stehender, verheiratheter Mann; der Andere, der „Jakob,“ war vierundzwanzig Jahre alt, und Beide lebten, wie es schien, in bester Harmonie zusammen.

Vielleicht hatte Niemand, der sie kannte, daran gedacht, daß sie einen fürchterlichen Feind hätten, der sie um ihr leibliches und geistliches Wohl, um Friede, Freude und Ehre bringen, ja selbst ihr Leben angreifen sich nicht scheuen würde. Dieser heimtückische Feind war: Die Liebe zum Wein.

Es ist Sonntag Mittag; im Dorfe geht es aufgeregt her. Die Schulkinder, mit dem Gesangbuch unter dem Arm, eilen der Schule zu, woselbst das ganze Lehrpersonal ebenfalls versammelt ist. In den Häusern ist Jung und Alt begriffen die



schwarzen Trauerkleider anzulegen, und bald strömen Alle einem großen Hause zu, vor welchem ein mit Blumen geschmückter Sarg steht, den etliche Männer in trauernder Haltung umgeben — bereit, den letzten Liebesdienst an den im Sarge ruhenden Ueberresten zu verrichten. Auch von der Ferne her kommen große Menschenmassen, und wir schließen daraus, daß der Todte allgemein geliebt und geachtet gewesen sein muß, oder, daß sonst etwas Außergewöhnliches hier vorliegt in der ganzen Sache. Der Leichenzug setzt sich in Bewegung, unter dem Gesange des Männerchors und der Schuljugend und dem tief ernststen Klange der Kirchenglocken, dem Friedhofe zu. Dort ist ein frisches Grab, welches den Sarg aufnimmt. Ein alter Vater, welcher per Telegraph von ferne her gerufen wurde, weint und klagt über seinen einzigen, verbliebenen Sohn; die Freude seiner früheren Jahre, die Stütze seines Alters liegt hier in der Blüthe seiner Tage geknickt vor ihm im kalten Grabe. Eine, vom Dahingeschiedenen geliebte Braut steht daneben, ihrem heißen Schmerze durch viele Thränen Luft machend. Die ganze Versammlung läßt in wenigen Minuten helle Thränen rinnen, als der Redner den Namen des uns schon bekannten Jakobs nennt. Und was hören wir? Er ist nicht heimgegangen, wie Andere, die vom Herrn durch Krankheitsboten gerufen werden; nicht hat ihn in blutiger Schlacht eine Kugel getödtet; Nein! Eine mörderische Hand hat sein frohes, jugendliches, heiteres Leben vernichtet. — Wo ist sein Freund Karl? Warum ist er nicht auch hier, wo sonst Niemand fehlen will? — Nur mit tiefem Seufzen sagt man sich's: „Er ist Jakobs Mörder“ — er soll ihn erschlagen haben nach Rains Art und ist im Gefängniß. Aber, wie kann das möglich sein? Waren sie ja doch stets die besten Freunde. Kann Karl ein Mörder sein? Wie ging das zu?

Wir wollen, um die Ursache zu entdecken, ein wenig zurückgehen. Derters konnte man Abends die Weiden beisammen sitzen sehen im Wirthshause und sich lustig machen am Wein. So gingen sie auch letzten Dienstag Abend, als sie ihre Heerden in die Hürden gethan, an diesen Ort und tranken, wie schon öfter geschah, mehr, als sie gut vertragen konnten. Es war schon spät, als sie wieder zu ihren Schäflein zurück kehrten, aber sie gingen in aller Stille. Auf dem Wege bekommen sie einen geringfügigen Wortwechsel, der aber in der Hitze des

Weins bald zum Streit wird und Karl ergreift einen Hürdenpfahl, womit er nach Jakob wirft. Gewiß wollte Karl seinen Freund nicht tödten, aber der verhängnißvolle Pfahl hatte Jakob an den Kopf getroffen, betäubt stürzte er zusammen und richtete sich nicht wieder auf. Mit klopfender Brust trägt Karl seinen Freund in den Pferchlarren, bereut seinen Jähorn, wacht und seufzt die ganze Nacht hindurch, aber Jakob ist, als der Morgen graute, noch betäubtlos. Karl ahnt nur noch das Schlimmste; er trägt ihn ins Dorf und weil er sieht, daß Jakob doch sterben müsse und nicht mehr redet, so gibt er an, daß Jakob letzte Nacht auf dem Heimwege von unbekannter, ruchloser Hand, so zugerichtet worden sei. Die Polizei und alle Beamten sahen nach dem Mörder, und der Pfahl und die Fußstapfen lassen Karl als denselben vermuthen. Kaum wagt man dies jedoch für wahr zu halten, bis Jakob selbst in einem einzigen, lichten Augenblicke den er noch hatte, bestätigte, daß Karl ihn so schwer verwundet habe, worauf er dann starb. Nun gesteht auch Karl seine nichtgewollte That ein und wird, mildernder Umstände wegen, zu drei Jahren Zuchthausstrafe verurtheilt.

Der Wurf hatte den Tod Jakobs bewirkt; ersteren der Streit und diesen der Wein. Wie bewahrheitete sich doch hier so schrecklich das Wort des großen und weisen Salomo: „Siehe den Wein nicht an, daß er so roth ist und so schön im Glase stehet; er gehet glatt ein, aber hernach beißt er, wie eine Schlange und sticht, wie eine Otter.“

Karl ist seines Freundes beraubt und hat dafür nun ein anklagendes Gewissen bekommen. Sein treues Weib härt sich ab vor Gram und Kummer, und seine noch ummündigen Kinderlein werden es erst nach Jahren noch recht zu fühlen bekommen durch herzlose Leute, daß ihr Vater ein Mörder ist. Die Freudentage in Karls Leben sind für immer geflohen, wenn schon eine Aussicht für leibliche Befreiung noch ein wenig Licht gibt dem umnachteten Herzen. Jakob ist in die Ewigkeit gegangen; vor dem ewigen Richter erschienen, was wird sein Loos sein drüben? Auf Sündentwegen erhielt er den Todesstreich. Ihr Feind hatte sie Beide besiegt und schrecklich zu Fall gebracht. Wie verkehrt handelt doch der Mensch: Geistliche Feinde, die er hassen sollte, liebt er; während er die, welche er lieben sollte, haßt.

## Skizzen von Japan.

Von A. Salhuber mit Originalzeichnungen.



### In den Bergen.

Japan ist durch die Schönheit und Romantik seiner Fluren und Gebirge bekannt. Ist es auch kein vollständiges Wunderland mit goldenen Dächern und fabelhaften Reichthümern, wie die Sage ging, so sucht es doch seines Gleichen unter den Reichen dieser Welt. Was ich davon gesehen habe, will ich in Folgendem beschreiben.

Aus Gesundheitsrücksichten hatte ich die reine Luft der Berge aufzusuchen und kam so nach dem Bergorte Mino, woselbst ich, in einem japanischen Hause einlogirt, eine nähere Bekanntschaft mit den wild-romantischen Bergen machen konnte. Mino ist eigentlich nur ein Tempel-Complex und Wallfahrtsort; Privatwohnungen sind keine vorhanden, man rechnet denn dahin das Hotel, welches zur Herberge verspäteter Reisender dient. In früherer Zeit waren die Tempel hier sehr

reich; sie besaßen und beherrschten die Gegend weit hin; jetzt aber haben sie fast nur noch den berühmten Namen und die momentanen Einkünfte an Festtagen oder durch Wallfahrten. Näher man sich dem Orte, so stehen zur Rechten des schmalen Bergpfades zunächst drei Häuser hinter einer festen Mauer und dreien den Gebäuden entsprechenden schweren Thoren. Sie wurden früher als Tempel und Priesterwohnungen benützt, sind aber jetzt verlassen und dem Verfall nahe. Eines derselben, in welchem ich meinen zeitweiligen Aufenthalt hatte, wurde früher von Missionaren reparirt, so daß es den Sommer hindurch gewöhnlich von Erholungsbedürftigen bewohnt wird.

Dann gelangt man vor die Thür eines japanischen Hotels, dessen Existenz aus derjenigen der Tempel entsprang. Hinter demselben ist ein Mühlbamm, welcher einer tiefer unten im

Thale liegenden Mühle das Wasser zuführt, indem es den zur Regenzeit äußerst wilden Bergbach zu einem sieben Fuß tiefen See abbäumt. Dieses Gasthaus ist von den Tempeln durch eine hohe starke Mauer getrennt, welche das Thal in rechtem Winkel durchschneidet und dasselbe so burgartig verschließbar macht; der Eingang besteht aus einem gewaltigen Thor mit stark ausgeladenem, schwerem Ziegeldach und einem Nebenthürlein, welches letzteres auch Nachts geöffnet bleibt, während das Thor bei Sonnenuntergang geschlossen wird. Tritt man durch dasselbe hinein, so steht man auf einem großen, freien, schön geebneten und gesäuberten Platze, gerade wie ihn die beiden Bergketten in dem engen Thale zulassen. In der Mitte dieses Platzes steht ein allzeit geschlossener Tempel, an welchem die Reisenden durch Händeklatschen ihre Gebete aufs schnellste verrichten. Vor demselben sind etliche romantisch aufgethürmte Steinhausen, mit wunderschönem Gebüsch durchwachsen, und zu seiner Rechten führt eine Brücke über das Wasser zu 24 Stufen, welche den Eingang zu dem rechten Flügel der oberen Tempelgebäude bilden. Diese Gebäude sind Priesterwohnungen und ein Priesterhotel, welches den derzeit auch an andere Personen, selbst an Ausländer, ausgeliehen wird.

Da diesen Sommer auch die Gattin des deutschen Consuls und die eines deutschen Kaufmanns eine Zeit lang dort wohnten, so bot sich mir die schöne Gelegenheit, jeder dieser Familien, deren Häupter sich zu der wichtigen Feierlichkeit auch einstellten, ein Kind zu taufen. Sehet da die wunderbaren Wege des Herrn! Raum ist Japan dem Evangelium erschlossen, so erschallt dasselbe auch schon zwischen seinen alten, biden Tempelmauern und Christen versammeln sich daselbst, auch ihre Kinder dem Herrn Jesu darzubringen und ihre geistlichen, lieblichen Väter zum Preise Gottes erschallen zu lassen. Das ist aber noch nicht Alles. Durch die eigenthümliche Krankheit des kakke, eine Fußwassersucht, nur diesen östlichen Ländern eigen, veranlaßt, haben sich in jenem obern Tempel etliche sechzehn Polizeidiener von Osaka einquartiert. Wenn wir nun Abends unsern Spaziergang machen und unsere Väter anstimmen, entspinnt sich dieses oder jenes Gespräch mit denselben, welche nicht ans Lager gebunden sind, sondern da und dort herumspazieren oder liegen. Einer derselben fragte mich, ob er uns besuchen dürfe, und als ich es mit Freuden bejahte, besuchte er uns des andern Tages mit noch zwei Andern. Wir sprachen unter anderem auch

über die Religion, so daß jeder schließlich wünschte, ein Buch zu haben. Der Eine erhielt ein Evangelium, der Andere die ersten drei Capitel des ersten Buches Mose, und der Dritte auf besondern Wunsch ein Singbuch, alles deutlich in japanischer Sprache geschrieben. Mehrliche Besuche dieser und anderer jener Kranken wiederholten sich öfters; eines Sonntag Morgens aber kamen sie Alle, sammt der Familie des Hotelbesizers und Andern, so daß es eine ansehnliche Versammlung gab, zu welcher ich das Wort mit Freudigkeit reden konnte. Wie wollen jene Tempel und ihre Götzen in Zukunft stehen vor dem Wort des allmächtigen Gottes?

Nun gehen wir die Stufen wieder hinab, über die Brücke



Der Reisegott En no Gihoya und dessen Engel Zenki und Gonki.

zurück und auf etlichen Stufen thalaufwärts durch ein steinernes Thor, welches Torii heißt und aus zwei steinernen Säulen und etlichen Quersteinen besteht. (S. Bild folg Seite.) Auf den Quersteinen dieses Torii liegen unzählige Steinlein, welche durch junge Leute hinaufgeworfen wurden. Bleibt nemlich das hinaufgeworfene Steinlein dort oben liegen, so ist es Zeit, daß das Betreffende seine Braut oder den Bräutigam heimholt, indem von nun an ihrer Verbindung kein Hinderniß im Wege steht. Andernfalls gilt es noch zu warten. So erzählt die Legende. Nun stehen wir auf jenem Platze, auf dem das goma, jenes Festfeuer der Yamabushi, worüber ich früher erzählte, gebrannt wird. Zur Linken thürmt sich eine 35 Fuß hohe Mauer auf, während zur Rechten der Bach ganz nahe herantritt. Auf 41 Stufen, rechts und links von Steinlaternen besetzt, gelangen wir auf die rechts liegenden obern Tempel, die eigentlichen Orte der Wallfahrt.

Es sind vier Tempel und eine Privatwohnung. In dem mittleren Gebäude, das einem Gefängniß ähnlich sieht, ist nichts als ein sonderbarer Stuhl, ein niederes Tischchen und eine Matte, alles Geräthe eines Büßers, der sich hier etliche Wochen aufhielt, jetzt aber wieder in den Bergen herumstreift, nichts ist, als was er im Wald findet, und vorgibt, durch sein ganz merkwürdiges Geplapper Kranke gesund machen zu können. Hinter diesem steht der vielbesuchte Tempel der Göttin Benzaiten, der Göttin des Wohlstandes. Auf dem Gipfel desselben steht ein metallener Pfau, und unter dem Dach zielt ihn eine Masse großer und kleiner Holzschuhe mit Inschriften. Dieser Tempel ist nemlich auch giyojadoo genannt, was so viel als Wallfahrtstempel heißt, und der fromme Wallfahrer opfert nach glücklich



vollendeter Reise ein Paar Schuhe, öfters bis zur Größe von 1½ Fuß. Rechts dieser bei den Gebäuden steht ein Gerüste, worauf viele Täfelnchen angenagelt sind, auf welchen die Summe Geldes und der Name Derer veröffentlicht wird, welche beträchtliche Summen für den Unterhalt der Tempel beisteuerten. In der Fronte des Platzes steht der Haupttempel. Er ist jeden Tag offen, ist gleichfalls der Benzaiten gewidmet, enthält fast nichts als eine lange Reihe Opferteller für Früchte, ein Wahrjagerinstrument und eine große Geldkiste, aus welcher kürzlich der bedeutende (!) Betrag von 30 Cents entwendet wurde. Da jetzt der Zimmermann gerufen wurde, so hatte ich Gelegenheit, diese sonst so geheimnißvolle Geldkiste zu betrachten. Gewöhnlich ist von ihr nichts zu sehen, als das Gitter, eine Oeffnung des Fußbodens von drei Fuß im Quadrat. Der Zimmermann brach nun den Boden auf, wodurch in einem kellerartigen Raume eine vier Fuß tiefe, schwere Kiste zum Vorschein kam, deren eine Seite ein großes Schloß hatte. Dieses letztere hatte der Dieb erbrochen und

zogen sind. Die Berge lernte ich besonders gelegentlich eines Besuchs in Arima kennen. Dort haben sich nemlich die andern Missionare von Osaka über Sommer angesiedelt, worunter der wackere Rev. Hail, Missionar der Cumberland Presbyterianer, welcher derzeit mit mir im gleichen Hause wohnt, und mich veranlaßte, sie einmal aufzusuchen. Des Morgens mit Sonnenaufgang machten wir uns auf den Weg und erreichten nach etwa einer Stunde Ikeda, einen ansehnlichen Marktflecken inmitten eines reichen Obstreviere, wodurch hier ein bedeutender Großhandel mit Obst stattfindet. Da uns noch ein großer Marsch über die Berge bevorstand, spannten wir unsere Schirme auf zum Schutz gegen die Sonne und marschirten wacker drauf los. Da wir an der Grenze des für Ausländer erlaubten Territoriums hingingen, lasen wir oft auf großen weißen Tafeln in englischer, französischer und deutscher Schrift die Worte: "Treaty limits. — Limites de traité. — Vertragsgrenze." Leider heißt es im Deutschen jedesmal "Vertragsgrenze", ein Irrthum und Unsinn, der



Zwischen den Tempeln von Mino.

sich so des Schatzes bemächtigt. Der Kranz dieses Tempels ist mit allerlei Bildern und Inschriften geziert, worunter eine noch ziemlich neu und auffallend ist. Ein Bild zeigt nemlich einen Mann und einen sonderbaren vierrädrigen Karren, welcher die Räder himmelwärts streckt. Die Inschrift daneben erklärt, daß dieser zworundschzigjährige Mann per Wagen von Osaka gekommen sei, da er seit Jahren mit Fußgicht behaftet gewesen und nicht habe gehen können, daß er sieben Tage lang vor diesem Tempel zur Benzen sama gebetet habe, und nach dieser Frist plötzlich gesund geworden sei. Da die Yamabuschijette, welche hier besonders Propaganda macht, vorgibt, Wunder zu thun, so ist dies Bild erklärlich. Zur Rechten dieses Tempels steht noch eine Halle mit unverhältnißmäßig schwerem Dach, und unter derselben ein Buddha mit sechs Händen, ein Beweis, daß man es an diesem Orte mit einem Gemisch verschiedener Religionen zu thun hat.

Die Umgebung von Mino ist prachtvoll durch ihre Wälder, welche sich an den mehrere tausend Fuß hohen Bergen hinanziehen und von schmalen Fußpfaden nach allen Richtungen durch-

lediglich auf die Rechnung des kunstbesessenen Chinesen geschrieben werden muß, welcher ohne Zweifel diese Tafeln gemalt hat. Wir hielten uns schön zur Linken dieser bedeutamen Pfähle und gelangten nach zwei Stunden in ein kleines Dorf Nakahama, das durch einen großen Tempel berühmt ist. Wir besahen uns denselben. Durch ein großartiges Thor mit Statuen von Dämonen gelangten wir in einen 200 Fuß langen, äußerst reinlich gehaltenen gepflasterten Gang, hinter dessen Mauern nette Priesterwohnungen standen. Zwei Mal stiegen wir etwa zwanzig Stufen hinauf; eine große tulpenartige Wasserschale von Erz und zwei Mandelaber mit allerlei Figuren aus demselben Metall zogen zunächst unsere Aufmerksamkeit an. Dann besahen wir uns den Tempel, welcher keine Gößen enthielt, wohl aber eine Anzahl fein vergoldeter Schreine, die kostbarsten, die ich je gesehen habe. Das Innere desselben ruht auf glatten 1½ Fuß dicken runden Säulen, welche fein und dauerhaft vergolbet sind; mehrarmige Leuchter, gleichfalls vergolbet, standen überall umher, und das Ganze erinnerte unwillkürlich an den in Gold prangenden



Tempel der Juden. Der ungeheure Raum, auf welchem dieser Tempel mit seinen Höfen steht, die Einrichtung und die Broncevaaren um denselben her, machten den Eindruck auf uns, daß hier Hunderttausende von Dollars verwendet wurden, um eine Stätte der Gottesverehrung zu schaffen. Und diese haben Seiden gespendet!

Nach dreistündigem Marsche kamen wir zu einem Fluß, Mutoogaba mit Namen, den wir überschritten, um in das Städtchen Namade zu gelangen; daselbst nahmen wir — soll ich sagen ein Gabelbrühstück? Es war ja vollständig japanisch, Fisch und Reis, welches wir mit Stäbchen zu essen hatten. Wir waren ziemlich „tappig“ bei diesem Geschäfte und hätten uns lieber des adamitischen Bestecks bedient, als der Stäbchen, hätten wir es nicht als einen Vorstoß gegen den Anstand betrachtet. Neugestärkt ging es nun bergauf, über das Gerölle eines Flußbettes, auf dem uns die Füße beinahe abbrachen, und doch gab es keinen andern Weg. Die Scenerie rechts und links war wunderbar schön. Sandsteinfelsen überragten uns in zackigen Gebilden, wie Eisberge; ein hoher Felsen hatte eine solche Gestalt, daß er den Namen „Ragenfelsen“ wohl

verdiente, denn er sieht aus, als ob er ein großer versteineter Rater wäre. Auf manchen spitzen Felsen stand ein einzelner Baum, daß es uns ein Räthsel war, wie sich ein solcher dort oben nur erhalten und nähren kann. Nach einer Stunde kamen wir vom Gerölle in den Wald und bald nachher auf besserem Wege durch zwei Dörfer, welche wir mit ihrer fruchtbaren, reizenden Umgebung da oben nicht gesucht hätten. Mittags um ein Uhr erreichten wir Arima, ein Industriestädtchen und Badeort, 2000 Fuß hoch über dem Meer. Wir suchten sofort die Missionare auf, welche sich in theilweise eigenen Häusern auf beiden Seiten eines tief ausgewühlten Flußbettes in romantischer Scenerie angebaut hatten. Nach erquicklichem Mittagsmahl und traulicher, ermunternder Unterhaltung besaßen wir uns die niedlichen Erzeugnisse Arimas, welche besonders in kunstvollen Bambuskörbchen bestehen. Um fünf Uhr Abends waren wir wieder am Fuße der Berge, und kamen spät Abends an den Eingang des Minothales, von wo aus wir dann unsere Wohnung leicht erreichten. Wir waren froh, des andern Tages die Sonntagsruhe genießen zu können.

## Das Wunderkind.

(Eine Weihnachtsgeschichte von August Schrader.)

Der Fremde schlug den hohen Kragen seines Pelzes zurück. Das schöne aber leichenblasse Antlitz eines Mannes von vielleicht dreißig Jahren zeigte sich. Ueber seinem fein geschweiften Munde kräuselte sich ein schwarzes Bärtchen. Die Brauen über den großen, glänzenden Augen waren stark und schwarz, sie lagen wie starke Raupen an der weißen Stirn. Gesichtszüge wie diese konnten kein Mißtrauen einflößen, denn sie waren offen, ehrlich und mild.

„Ja, Herr, der bin ich,“ antwortete Vorsmann, der überrascht den Fremden betrachtete. Da sie wissen, daß ich mich des Knaben väterlich angenommen, werden Sie mir diese Wohlthat nicht durch Hinterlist vergelten. . .“

„Wahrlich nein!“ rief erregt der Mann, indem er die Hand des Meisters ergriff. „Die Wohlthaten, die Sie dem Max erzeigen, kommen mir auch zu Gute. Und bei dem Erlöser, der uns in der heiligen Nacht geboren, ich werde dafür nicht undankbar sein. Suchen Sie den Schleier nicht zu lüften, der über der Vergangenheit des blühenden Knaben ruht, unternehmen Sie keinen Versuch dazu, ich beschwöre Sie. . . Sollten Sie es wagen, so werden Sie nicht nur Ihrem Schützlinge, sondern auch sich und Ihrer Gattin Gefahr bereiten. Ich habe Erkundigungen über Sie eingezogen und erfahren, daß Sie ein braver, rechtschaffener Mann sind. . . bewahren Sie sich mir gegenüber als solchen und seien Sie dem Knaben ein väterlicher Freund, der ihn mit sicherer Hand durch das Leben führt.“

„Das will ich, das will ich!“ rief der Meister gerührt von des Fremden inständigen Bitten.

„Braver Mann!“

„Bin ich auch arm, so werde ich doch meine Pflicht nach Kräften erfüllen.“

„Enthalten Sie sich auch aller Forschungen!“ mahnte der fremde Herr. „Glauben Sie meinen Worten: Sie bieten Ihre Hand nicht zur Ausübung eines Verbrechens; die seltsamsten Umstände, wie sie sich so leicht zum zweiten Male in einer Fa-

milie nicht gestalten, erheischen das Verfahren, das wir mit dem armen Max beobachten. Erziehen Sie ihn zu einem guten bürgerlichen Manne, der Rang und Reichthum nicht für das höchste Ziel des Lebens hält, prägen Sie ihm den Grundsatz ein, daß eigene Kraft die beste Stütze im Leben ist, eine Stütze, die ihm Niemand rauben kann. . . Max er mit dem Kopfe oder mit den Händen arbeiten, wenn er nur arbeitet. . . dann erfüllen Sie Ihre Pflicht und uns verpflichten Sie zu hohem Danke. Aber auch Max wird es Ihnen danken, wenn er ein echt bürgerlicher Mann geworden ist, er wird Sie als den rechten Vater ehren und lieben und das mit Ihnen theilen, was ihm zu erhalten nur vielleicht vergönnt sein wird.“

„Lieber Herr,“ sagte der Meister, „eine Frage möchte ich mir erlauben.“

„Fragen Sie!“

„Nicht aus Neugierde, nur aus Theilnahme möchte ich wissen, was aus der Dame geworden ist, die im Gedränge ihren Sohn verloren. . .“

Der fremde Herr entgegnete rasch:

„Sie ist todt, todt für uns Alle!“

„Mein Gott!“ rief der Meister erschreckt.

Der Mann im Pelze zitterte, als ob sich seiner ein Fieber bemächtigt hätte. Die Glocke des Doms verkündete die achte Stunde.

„Ich muß fort!“ murmelte der Fremde. „So spät schon. . . ich muß fort! Nehmen Sie dieses Taschenbuch, es enthält das Christgeschenk für Max.“

Vorsmann fühlte, daß ihm ein Gegenstand in die Hand gedrückt wurde.

„Sie werden über die Summe verfügen,“ setzte der Geber hinzu, „und alljährlich am heiligen Christabende, genau um dieselbe Stunde wie heute, werden Sie mich hier finden, bereit, das Christgeschenk zu wiederholen. Nur der Tod kann mich abhalten, dieses Versprechen zu erfüllen.“



„Was geschieht, wenn Sie ausbleiben?“ fragte Vorsmann. „In diesem Falle wird ein Anderer kommen. Ich muß fort . . . Leben Sie wohl!“

Der Fremde schwankte die Stufen hinab und verschwand in dem Schneefeld, das wie eine Wolke den weiten Fels einhüllte. Ein Geräusch deutete an, daß die Thür des Doms geschlossen wurde. Wie ein Träumender trat der Meister den Rückweg an, nicht achtend des scharfen Windes, der ihm das Fortkommen erschwerte. Die Brieftasche des Fremden hielt er fest in den Händen, er fürchtete sie zu verlieren. „Was ist das? Was ist das?“ fragte er sich mehr als ein Mal. „An den Knaben knüpft sich so viel des Seltsamen, daß ich anfangs, für ihn zu fürchten. Der Mann, den ich so eben gesprochen, scheint es gut zu meinen mit Max; aber warum hüllt er sich in das geheimnißvolle Dunkel? Warum sorgt er nicht selbst für den Knaben, statt ihn unter meiner Obhut zu belassen? Ich bin ein armer Gewerbsmann und Jener scheint reich zu sein . . . Immerhin, ich will mir den Kopf nicht zerbrechen, da ich gut dabei fahre; außerdem handle ich nicht eigenmächtig, ich erziehe den Knaben mit Bewilligung der Behörde.“

Meister Vorsmann erreichte bald seine Wohnung. An der Thür blieb er stehen und sah zu den erleuchteten Fenstern der Häuser empor. Die armen Leute, die hier wohnten, feierten so gut sie konnten den heiligen Christabend. Hier und dort ließ sich der Jubel der Kinder hören, die von den Eltern beschenkt worden. Durch die Fensterscheiben sah man die strahlenden Kerzen der Weihnachtsbäume, die helles Licht auf den schneebedeckten Boden warfen. Die ganze Straße, welche nur von armen Leuten bewohnt war, hatte heute ein anderes Ansehen erhalten; man gewahrte auch hier, daß ein schönes Fest gefeiert wurde, das Christfest, das nicht nur die Reichen, sondern auch die Armen erfreut.

In der Wohnung des Meisters war es still, ganz still. Da die Läden der Werkstatt verschlossen waren, drang kein Lichtstrahl aus den Fenstern.

„Der arme Max,“ dachte Vorsmann, „er hat keine Eltern mehr, die ihm heute eine Freude bereiten! Fremde Leute müssen sich seiner annehmen und für ihn sorgen in seiner zarten Jugend. Ich werde mich bemühen, ihm die Eltern zu ersetzen, wenn dies überhaupt möglich ist.“

In diesem Augenblick erklang das Instrument, das in der Werkstatt stand. Max entlockte ihm so weiche, goldige Töne, daß der Meister selbst darüber erstaunte. Der kleine Virtuoso spielte Anfangs leise, nach und nach verwendete er seine ganze Kraft, daß die Töne so voll und klar erklangen, als ob sie auf einem Konzertflügel hervorgebracht würden.

Er trat auf die Hausflur. Mit dem Schlüssel, den er bei sich trug, öffnete er die kleine Thür der Werkstatt. Max war so in sein Spiel vertieft, daß er den Eintritt seines Pflegevaters nicht bemerkte. Frau Elise saß auf einem Stuhle und hörte der Musik mit einer wahren Andacht zu. Plötzlich sprang sie auf und küßte den Knaben, der sein Stück beendet hatte.

„Willst du mich immer Mutter nennen?“ rief sie aus. „Die kleinen Arme des Kindes legen sich um ihren Nacken.“ „Ich will schon, wenn du es mir erlaubst,“ antwortete Max. „Sollte nun Jemand kommen, der dich von uns nehmen will . . .“

„Nein, nein,“ rief Max ängstlich, „ich bleibe hier.“

Der Meister trat heran und sagte gerührt: „Es wird dich Niemand uns entreißen, du bleibst unser Sohn und magst mich von nun an Vater nennen.“

Das war auch ein Christfest, obgleich der Glanz der Kerzen und der Geschenke fehlte. Max, der verlassene Knabe, hatte Eltern und die braven Gewerbsleute hatten einen Sohn gefunden.

„Was hast du ausgerichtet, lieber Mann?“ fragte die Frau leise. — Auf einen Wink des Mannes führte die Frau den Knaben in das Wohnstübchen, das mild erwärmt und erleuchtet war. Als sie zurückkam, hatte der Meister die Brieftasche geöffnet. Er zählte die Banknoten, die sich darin befanden.

„Tausend Thaler!“ rief er aus.

Frau Elise wollte ihren Ohren nicht trauen; sie glaubte erst an das wirkliche Vorhandensein des für sie übergroßen Schatzes, als sie selbst die zehn bunten Papierstücke gezählt hatte, deren jedes einen Werth von hundert Thalern besaß. Dann erzählte der Meister Alles, er barg ja vor seiner Lebensgefährtin kein Geheimniß. Auch beschrieb er die Freude, die das Spiel des Knaben ihm bereitet.

Aber auch Frau Elise hatte ihm mitzutheilen, daß die Klingel an der Thür gezogen worden sei, und als sie gefragt, wer Einlaß begehre, habe sich der Käufer des ersten Instruments gemeldet.

„Also hoch!“ sagte Vorsmann. „Was hast du ihm geantwortet?“

„Daß ich nicht öffnen könne, da du ausgegangen wärst und den Schlüssel bei dir trügest. Da rief die Stimme des Fremden: „Ich werde morgen wiederkommen!“

Es lag kein Grund vor, den einen oder den andern Fremden für feindlich gesinnt zu halten. Denn Beide hatten Gutes gethan und dadurch die Wohlfahrt der Familie fördern helfen.

„Plagen wir uns nicht mit Sorgen ab,“ sagte der Meister; „wir besitzen Geld und wollen ein frohes Christfest feiern. Magst es nur glauben, Frau: Max ist unser Retter aus der Noth. Dafür soll er auch gehalten sein wie unser eigenes Kind, daß er die Eltern nicht vermisst, die sich seiner lieblos entäußert haben.“

Nach einer Stunde brannte ein Christbaum auf dem Tische, den Frau Elise fix und fertig aus dem nächsten Laden geholt hatte. Daneben lagen Geschenke mancherlei Art, Dinge, die für das Alter des Knaben paßten. Und Max zeigte sich in demselben Grade dankbar, als er Freude über die Geschenke empfand; er reichte dem Vater die Hand und küßte der Mutter die Wange. Das war ein stilles, aber ein rührendes Fest. Glückselig wie der Knabe war Meister Vorsmann; er besaß nicht nur neuen Muth, sondern auch die Mittel zur Fortsetzung seines Geschäfts, das durch die Ungunst der Verhältnisse bisher niedergehalten worden war.

Am folgenden Morgen, die Glocken riefen noch zur Kirche, ward die Hausglocke gezogen. Als Vorsmann öffnete, stand der fremde Herr an der Schwelle, der vor Monaten sich zum ersten Male gezeigt hatte. Heute war er nicht allein, eine alte Dame begleitete ihn. Nachdem er in die Werkstatt getreten, fragte er, ob das zweite Instrument vollendet sei.

„Ja!“ antwortete der Meister, der den Käufer mit argwöhnischen Blicken betrachtete. „Dort steht Ihr Eigenthum, mein Herr, verfügen Sie nach Gefallen darüber.“

Während der Herr spielte, saß Vorsmann die Dame ins Auge; sie war nicht dieselbe, die den Knaben in dem Industrie-Palaste verlassen hatte. Gleich statlich wie jene, war sie doch älter und stärker, auch zeigte ihr Haar schon viel weiße Streifen und in ihrem Gesichte machten sich Furchen bemerkbar, die mehr der Kummer als das Alter erzeugt hatte. Nicht nur in ihrer feinen Traueroilette — sie war völlig in schwarze Seide

gekleidet und trug einen kostbaren Zobelpelz . . . sondern auch in ihrem ganzen Wesen zeigte sich die vornehme Dame. Verwundert blickte sie durch die Werkstatt, deren bestäubte und verräucherte Wände ihr nicht zu behagen schienen. Meister Vorsmann, obgleich er die Mutter des Knaben nur flüchtig gesehen, glaubte doch eine Ähnlichkeit zwischen dieser und der Verschundenen zu erkennen. Es kam ihm der Gedanke, diese Alte müsse die Großmutter seines Mag sein, zumal da sie trauerte und der Fremde am Dome gesagt hatte, des Knaben Mutter sei todt. Der ehrliche Arbeiter würde Mitleid empfunden haben, wenn in den Zügen der Dame nicht Härte und Stolz gelegen hätten, wenn die Blicke ihrer schwarzen Augen weniger stechend gewesen wären.

„Wo ist Mag?“ fragte der Herr, indem er von dem Instrumente zurücktrat.

„Bei seiner Pflegemutter.“

„Gestatten Sie ihm, daß er uns ein Stück vorspielt.“

In diesem Wunsche lag nichts Verhängliches, Vorsmann glaubte ihn um so mehr erfüllen zu müssen, als er selbst dabei erfahren konnte, ob Mag die Frau kenne. Er ging in das Wohnstübchen. Bald kam er zurück, den Knaben an der Hand führend. Frau Elise folgte ihm.

„Ein vortrefflicher Virtuos!“ meinte lächelnd der Herr, auf den blonden Knaben deutend. „Du wirst sogleich hören, daß ich dir nicht zu viel von ihm gesagt habe.“

Mag gab durch keine Bewegung zu erkennen, daß er die Dame schon gesehen hatte; ruhig setzte er sich an das Instrument und spielte. Als er den letzten Akkord angeschlagen, sprang er auf und verbarg sich hinter Frau Vorsmann, die sich neigte und ihm die roten Wangen küßte.

„Führe mich fort, liebe Mutter!“ bat er ängstlich.

„Warum denn?“

„Ich fürchte mich!“

Dann lief er der Wohnstube zu und Frau Vorsmann mußte ihm folgen. Als die Thür sich hinter ihr geschlossen, athmete sie auf, denn auch sie hatte sich einer Angstlichkeit vor der strenge aussehenden Dame nicht erwehren können.

„Fürchte dich nicht, mein Kind,“ sagte sie tröstend; „du bleibst immer bei uns, es hat Niemand das Recht, dich uns zu entreißen. Vater Vorsmann und ich, wir schützen dich, denn wir haben dich lieb!“

Die schnelle Entfernung des Knaben bekräftigte den Meister in dem Mißtrauen, das er in die aufrichtige Gesinnung der fremden Leute setzte; er wollte sich ihrer so rasch als möglich entledigen.

„Wohin,“ fragte er, „soll ich Ihr Eigenthum schaffen lassen?“

Der Herr sah die Dame an.

Diese entgegnete kurz:

„Wir schenken dem lieben Kinde das Instrument, da wir es entbehren können.“

„Einverstanden!“ sagte der Herr. „Nun habe ich eine Bitte an den Meister. Wir haben diesen Abend Gesellschaft in unserm Hotel . . . würden Sie uns den kleinen Virtuos für einige Stunden überlassen, daß er uns durch seine Kunst erfreue?“

„Den Knaben allein?“ fuhr der Meister auf.

„Wir senden einen Wagen, in dem auch Sie Platz finden. Das Honorar für die Leistung Ihres Wunderkinds mögen Sie selbst bestimmen. Dafür, daß meine Gäste es an Geschenken nicht fehlen lassen, verbürge ich mich. Sie werden

eine Sinnahme haben, die Sie in den Stand setzt, Ihr Geschäft wirksam zu betreiben.“

Meister Vorsmann ließ sich nicht verlocken, er lehnte entschieden ab unter mancherlei Vorwänden, die ihm gerade einfelen, und bat den Herrn, endlich das Instrument abholen zu lassen.

„Gehen wir!“ sagte stolz die Dame.

Beide entfernten sich. Draußen stand ein Wagen, in dem sie davonfuhr. Dieser Besuch hatte dem Meister gezeigt, daß er mit scharfen Blicken über den Knaben zu wachen habe, und daß der Fremde, mit dem er am Dome eine Unterredung gehabt, aufrichtiger sei als die Weiden, die durch Verlockungen den Knaben aus dem Hause zu entfernen suchten. „Warum,“ fragte er sich, „gehen die Leute nicht offen zu Werke? Warum wenden sie sich nicht an die Behörde? Die Schleichwege, auf denen sie gehen, kommen mir sehr verdächtig vor. Fast möchte ich wünschen, ich hätte weder von dem Einen noch von dem Andern genommen. Ach, wäre meine Lage eine bessere, ich würde mich dem Einflusse aller dieser Personen entziehen. Könnte ich nur Näheres über sie erfahren. Aber da habe ich dem bleichen Herrn versprochen, mich ruhig zu verhalten und Nichts zu unternehmen; auch sagte er, daß mir Gefahr erwähle, wenn ich Forschungen anstellte. Immerhin, ich werde als Ehrenmann mein Wort halten.“

War es doch, als ob die Summe, die der bleiche Herr gezahlt, dem armen Meister besonders Glück und Segen brächte. Er nahm sich Anfangs einen Gehilfen, später einen zweiten. Die Fabrikate Vorsmanns fanden Anerkennung und Freunde, die sie kauften. Die Werkstatt wurde zu klein, man mußte eine größere Wohnung suchen, die in einem freundlichen Hause außerhalb des Thores gefunden ward. Neben dem Hause lag ein Gärtchen mit einer Laube, die in heißen Sommertagen ein reizendes Plätzchen bot. Und hier verweilte die gute Frau oft mit dem Pflegesohne, der an Geist und Körper sich wunderbar entwickelte. Im Klavierspieler unterrichtete ihn ein Lehrer, der in das Haus kam. Eine nahe Privatlehranstalt bot Gelegenheit, dem intelligenten Schüler die Kenntnisse angedeihen zu lassen, deren er später für das Leben bedurfte. Meister Vorsmann hatte einen Verwandten zu sich genommen, der im Hause Dienste verrichtete, wie sie gerade vorkamen, und Beter Martin, so ward der fünfzigjährige Mann genannt, begleitete den Knaben zur Schule und holte ihn pünktlich von dort ab. So verfloß der Sommer und der Herbst. Endlich kam der Christabend wieder. Jetzt sah es anders aus bei den Leuten, die vor einem Jahre noch arm waren; man hatte Vorbereitungen zu dem Feste getroffen, das feierlich begangen werden sollte. Ein eigenes Zimmer war dazu hergerichtet, ein großer Tannenbaum brannte und auf den Tischen lagen verlockende Geschenke. Mag jubelte laut auf, als er die ausgebreiteten Herrlichkeiten erblickte; zum ersten Male empfand er die wahre Christfreude, welche die Liebe guter Menschen ihm bereite. Und dafür lohnte er durch den Vortrag eines schönen Musikstücks, das er heimlich einstubirt hatte. Der Meister konnte sich des schönen Abends nicht so recht erfreuen, ihm bangte vor der Zusammenkunft mit dem bleichen Herrn. Gegen acht Uhr sagte er zu Martin: „Gütet mir das Haus wohl, Beter; ich habe einen Geschäftsgang abzumachen, von dem ich nach einer Stunde zurückkehren werde.“ Die Antwort war: „Gehen Sie mit Gott, lieber Beter, es soll kein Mensch unsere Schwelle überschreiten.“

(Schluß folgt.)



## Die Nestbauer.

Von W. Horn.



„Balsam athmen die Wette  
Und im schattigen Neste  
Surren brütende Vögelein.“

Wie in meinem ganzen Leben werde ich jene angenehmen Streifzüge vergessen, bei welchen ich mit meinen Kameraden durch den grünen, dunklen Tann und die duftenden Eichenwälder des Siegerlandes streifte, um Vogelnester zu suchen. Ist es ja doch gewiß ein anregender Zeitvertreib solchen freien Sängerfamilien einen Besuch abzustatten. Sie selbst scheinen allerdings wenig davon erbaut zu werden. Dabei kann ich mit Vergnügen bezeugen, daß es nur selten vorkam, daß einem der kleinen Baumeister etwas zu Leide geschah, und ließ sich dies doch bisweilen eine ruchlose Hand zu Schulden kommen, so verfiel ein solcher Frevler der allgemeinen Verachtung, und nicht selten waren der Knaben genug, welche so ernstlich Partei für die Vögel ergriffen, daß sie dem Mißethäter mit dem Haselstock eine empfindliche Warnung auf die Rückseite seines Leinwandkittels schrieben.

Schon während der Liebesspiele eines Pärchens sucht dieses einen günstigen Platz für das Nest. Die Raubvögel bevorzugen die Höhe zur Anlage ihres Horstes, und lassen sich selten herbei, auf dem Boden zu nisten; fast alle Laufvögel hingegen bringen hier das Nest an; die Wald- und Baumbögel stellen es in die Zweige, in vorgefundene oder von ihnen ausgemeißelte Höhlen, in das Moos am Boden 2c., andere Vögel nisten wieder an die ihrer Lebensart entsprechenden Plätze. Nach dem verschiedenen Bau ihrer Nester, theilt man die Vögel in:

### Ringeltaubenest.

Minivögel, die in Höhlen, an Felsen 2c. Löcher für ihr Nest graben, nach Art der Sandwespen, z. B. Uferschwalben, Bienenfresser, Eisvögel 2c., in Erdnestern, die ihr aus

kunstlos übereinander gelegten Reisern, Gräsern 2c. bestehendes Nest auf die Erde bauen: Schwäne, Enten, Gänse, Hühner, Feldlerchen 2c.; ferner Maurer, die wie die Mauerbiene



### Huhn und Nest.

ihr Nest aus zusammengeketeter Erde bauen, als Schwalben, der Blauspecht, die Singdrossel, die ihr Nest aus Lehm, Kuhmist und Moos baut und inwendig mit faulendem, durch Speichel zusammengeketetem Weidenholz auskleidet, der geschickteste Maurer aber ist der Töpfervogel.

Wieder Andere sind Zimmerer; sie meißeln mit ihrem starken Schnabel Höhlen in Bäume, um ihre Eier hinein zu legen, als der Specht, Wendehals 2c.; noch Andere sind Plattformbauer; diese bauen flache Nester fast ohne Vertiefung: Ringeltaube, Abler, Störche, während die Nester der Korbflechter meist

lose und unvollkommen aus Rinsen, Reisern oder Pflanzensiegeln geflochten und in der Mitte vertieft sind, als die der Raben, Krähen, Drosseln und der meisten Singvögel.

Das merkwürdigste Korbnest baut der grüne Webervogel Madagaskars, ein faustgroßes, beultförmiges Nest aus Stroh und Schilf, an dessen Seite ein langer Hals herabhängt



### Ablerhorst.



### Nest der Grasmücke.



der unten den Eingang für das eigentliche Nest hat. Diese Vögel hängen ihre Nester über Gewässern an Bäumen auf, gefällig oft mehrere Hundert an einem Baume. Auch die südafrikanischen „Republikaner“ bauen sehr künstliche Korbester, 800 bis 1000 Vögel nemlich gefällig ein gemeinschaftliches Dach über den Nesten eines Baumes und unter diesem Schirmdach hängt dann ein jeder sein besonderes Nest auf, geschützt vor Wetter und Raubthieren.

Die eigentlichen Webervögel bauen ihr Nest aus fadenförmigem Baustoff, aus Pflanzen, Wolle, Haaren, Gras zc., indem sie dies einem Gewebe ähnlich verbinden. Hieher gehören das Grau- und Rothkehlchen, die Bachstelze, der Pirol, die Beutelmeise. Die Schneidervögel heften mit Hilfe des Schnabels ihr Nest aus Blättern oder Halmen zusammen. Die Filzmacher, wie die Kolibris, der Stieglitz und der Buchfink verfilzen Thier- und Pflanzentwolle zierlich zu einer zeugähnlichen Masse; die Cementirer bauen mit einer klebrigen, mit Speichel vermischten Leimsubstanz, so namentlich die Salanganen, deren Nester als Delikatessen besonders bei den Chinesen beliebt sind. Die Moosnester der Dombauer sind oben bedeckt und haben an der Seite ein Flugloch. Dazu gehören der Zaunkönig, das Rothschwänzchen und die Schwanzmeise. — Schma-

Unter den Säugethieren bauen namentlich die Nager, wie Mäuse, Ratten zc. Nester, die den Vogelnestern nahe stehen, auch der Drang Utan baut sich zum zeitweiligen Aufenthalt ein Nest aus Zweigen in den Baumkronen. Unter den Fischen sind unter andern die Stachelhäuter Nestbauer. In großer Mannigfaltigkeit aber und oft mit hohem Kunsttriebe ausgeführt, zeigt sich der Nestbau in der Klasse der Insekten, so besonders bei den Bienen, Wespen, Hummeln zc.

Bei den Vögeln baut das Weibchen, das Männchen trägt zu. Dies ist die Regel; aber auch das Umgekehrte findet statt. Bei den Webervögeln z. B. bauen die Männchen allein, und die Weibchen lassen sich höchstens herbei, im Innern des Nestes ein wenig nachzuhelfen. Bei den meisten übrigen Vögeln übernimmt das Männchen wenigstens das Amt des Wächters am Neste. Während des Baues selbst macht sich das Männchen vieler Vögel noch in anderer Weise verdient, indem es mit seinen Liedern oder mit seinem Geschwätz die arbeitende Gattin unterhält. Der Bau des Nestes selbst beansprucht vollste Thätigkeit und Hingabe



Der Pirol.

und wird, so viel als thunlich, ununterbrochen weiter und rasch zu Ende geführt. Baustoffe werden mit Schnabel und Füßen abgebrochen, vom Boden oder Wasser aufgenommen, aus der Luft gefangen, zerchleißt, gewirrt, mit dem Schnabel, den Füßen zwischen dem Rüdengefieder zum Neste getragen, hier mit dem Schnabel und den Füßen an die rechte Stelle gelegt, unter Mithilfe des Gatten um Zweige gewunden, mit den Füßen zerzaust und mit der Brust ausgedrückt.

Lange, zum Umwickeln bestimmte Halme werden vorher mit dem Schnabel gekaut und zertrümmert, Lehmklumpen stets erst längere Zeit getrocknet. Außen oder innen hervorsteckende Halme nimmt ein sorgsam bauender Vogel weg; ungenügende Nester erhöht und erweitert er oft noch, nachdem bereits Eier in ihnen



Kreuzschnabel.



Schneidervogel.

roter Vögel endlich beizulegen, wie der Kukuck, oder sie beziehen Nester anderer Vögel, welche sie verjagen, wie der Sperling.



liegen. Ja, Doppel berichtet ein merkwürdiges Beispiel der Elternliebe von einem Schwalbenpaar, welches noch, nachdem es schon Junge hatte, ein zweites Nest baute.



Nest des Weißkehlers.

man nach den Jungen sah, waren dieselben nicht nur mit Nahrung versorgt gewesen, sondern die treuen Eltern hatten auch ihren Kindern den nöthigen Schutz gegen Witterungseinflüsse angebeißt lassen, da sie den Käfig nach allen Seiten mit Lehm vermauert hatten.

Welche merkwürdige Anhänglichkeit auch bei Vögeln an die Dertlichkeit ihrer einmal besessenen Heimath herrscht, zeigt uns die folgende Storchgeschichte:

Auf dem Hause eines Zuckerbäckers in Heidelberg nistete seit vielen Jahren ein Paar Störche. Obwohl diese Thiere in der Regel überall gerne gesehen sind, machten sie hier dem Hausbesitzer, bei dem täglich viele Leute ein und aus gingen, doch mancherlei Unannehmlichkeiten, so daß er gerne auf die Ehre des Horstes verzichtet hätte. Als er einst mit seinem Nachbar darüber sprach, sagte dieser: „Was? Du willst die Störche nicht? Ich wäre froh, wenn ich sie hätte. Ich wollte viel darum geben, wenn sie auf mein Haus gebaut hätten. Uebrigens, wenn es dir Ernst ist, kann uns ja Weiden geholfen werden; sobald die Störche im

Herbst fortgezogen sind, tragen wir das Nest auf mein Dach, und wenn sie im Frühlinge wiederkommen, steht ihr Bettchen drüben, und du bist sie los.“ — Gesagt, gethan. Alles wurde bestens ausgeführt, der Zuckerbäcker ließ sich sein Dach reinigen, und Niemand konnte mehr merken, daß da früher ein Storchnest gewesen war.

Als aber die gefiederten Reisenden aus Egypten zurückkamen, flogen sie direkt auf des Conditors Dach und staunten nicht wenig, als ihr Nest verschwunden war. Sie unterhielten sich lange und eifrig über dies unerwartete Erlebnis, als einer von ihnen auf des Nachbarns Haus entdeckte, was sie suchten. Sogleich flogen Sie hinüber, untersuchten das Nest sorgfältig von allen Seiten, — richtig, das war ihr Nest, daß sie selbst gebaut, aber — es war an einen andern Platz geschafft worden. Jetzt besprachen sie sich, ob sie das Nest hier lassen sollten. Nein; wenn sie es auf diesem Hause hätten haben wollen, hätten sie es selbst dahin bauen können; sie hatten ja doch ihren guten Grund, warum sie des



Nest des Stieglings.

Zuckerbäckers Dach gewählt hatten.

Aber wie machen wir's? Wir können doch nicht das Nest herübertragen? —

Das ganze Nest auf einmal freilich nicht, aber seine Bestandtheile; wir können es hier zerlegen und drüben wieder aufbauen. Und nach eifrigem Zwiegespräche langten Beide richtig zu, saßten Zweiglein um Zweiglein, flogen damit hinüber, fügten drüben Reis zu Reis, und — nach kurzer Zeit stand das Nest wieder wie im vorigen Sommer auf



Der Stieglitz und sein Nest.

dem Hause des Conditors, und die Störche standen darin und klapperten lustig und freuten sich der gelungenen Arbeit, — und unten auf der Straße standen der Herr Zuckerbäcker und sein



Nachbar und lachten aus vollem Halse. Daß der Bäcker seitdem keinen Versuch mehr machte, die Störche aus ihrem „Heim“ zu vertreiben, kann man sich leicht denken.



Der Storch.

das Fenstergeßims und fingen an dem Hausbesitzer zu Ehren, ihre schönsten Duette aufzuführen. Das wiederholte sich durch einige Tage, bis endlich das Männchen sich Muth faßte und auf den Bücherschrank hinauf flog, wo es sein Schwalbenlied fortsetzte; am andern Tage gesellte sich auch das Weibchen zu ihm, und Beide concertirten nun vom Bücherschranke herab; am dritten Tage machte das Schwalbenpaar sich daran, in einer Zimmerecke ein Nest zu bauen.

Dies wollte man ihnen auf der Wand jedoch nicht gestatten, und der Hausherr sam sich daher etwas Anderes aus. Er befestigte nemlich mit Bindfaden ein viereckiges Bretstück an einem Nagel, so daß es horizontal einen halben Schuh unter der Zimmerdecke in der Luft

Schwebte. Dann nahm er die Rudimente des Nestbaues vorsichtig von ihrem Plage und legte sie auf das Brett. Die Schwalben sahen vom Fenster aus dieser Operation zu, und als der Hausherr sich zurückgezogen hatte, flogen sie auf das Brett und unterhielten dort eine längere zwitschernde Zwiesprache. Endlich flog das Männchen zum Fenster hinaus, Lehrte aber bald mit einem Stüchchen Roth zurück.

Dasselbe that nach ihm das Weibchen, kurz, sie begannen den Wiederaufbau des Nestes, verließen jedoch, nachdem die Arbeit einigermaßen vorgeritten war, wieder das Brett, setzten sich aufs Fenster und schienen dort abzuwarten zu wollen, was weiter geschehen werde. Der Hausherr besichtigte nun vor ihren Augen das begonnene Werk und ließ es unberührt. Da gingen nun die Schwalben mit voller Energie an die Fortsetzung des Baues, und bald hing dort schon das mit Flaumfedern wohl ausgepolsterte Nest, aus dem vier Junge ihre gelben Schnäbel herausstreckten. Papa und Mama saßen über dem Nest und sahen ruhig Allem zu, was um sie her vorging. Die Hausleute gingen ab und zu, lärmten, muscirten, ohne daß die Schwalbenfamilie sich dadurch stören ließ. Im Fenster hatte man ihnen eine Oeffnung gelassen, und durch diese flogen sie aus und ein. Auch hier findet das Wort Anwendung: „Freundliches Zutrauen erweckt Zutrauen.“

Beide setzten sich nun auf



Wespenest.

## Der eiserne Kerker.

(Eine wahre Begebenheit erzählt von W. Girschner.)

In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, zu welcher Zeit der politische und religiöse Zustand Italiens ein seltenes Trauerspiel darbot und die herrliche Blüthe dieses voll- und städtereichen Landes durch furchtbare innere Kämpfe zerstört wurde, war ein junger, frommer neapolitanischer Edler Namens Vincenzio, der Stolz seiner Vaterstadt, edel und großmüthig, dem Todfeinde seiner Familie, dem mächtigen Fürsten von Tolosi, in die Hände gefallen. Dieser suchte seine nie rastende, lange gehegte Rache auf eine Weise zu kühlen, welche jedes menschliche Herz empören muß. Auf seinem Schlosse, welches sich an der Küste Siciliens auf

einem hochragenden Felsen erhob, befand sich in einem mächtigen Thurne ein furchtbarer Kerker, wie er zur Dual und Marter der unglücklichen Gefangenen, die er aufzunehmen bestimmt war, nicht kostbarer erfunden werden konnte. Er war tief in den Felsen gehauen, Decke, Boden und Wände waren von Eisenplatten gebildet, oben an der Decke befand sich eine Reihe von sieben vergitterten kleinen Fenstern, welche dem Lichte und der Luft nur spärlichen Eingang ließen; eine feste wohlverwahrte Flügelthür in der einen Wand, gleichfalls von Eisen, bildete den Eingang; ein dürftiger Strohsack in der Ecke diente den Gefangenen zum Lager; ein Krug und



eine Schüssel, worin Wasser und grobe Speise gereicht wurden standen an der Thür auf einer eisernen Platte. Der ganze Kerker glich einem eisernen Käfig.

In dieses Gelaß, dessen Thür bis jetzt noch kein Gefangener zum zweiten Male hatte öffnen sehen, wurde auch der unglückliche Vincenzio gebracht. Selbst sein sonst so unverzagtes Herz erbebte, als er das grausige Gemäch betrat, als die Männer, die ihn hergebracht, für seine Fragen, seine Drohungen und Bitten kein Gehör hatten; als er sie die schwere Eisenthür dreifach verschließen und verriegeln hörte und als dann ein Schweigen und eine Einsamkeit, tiefer und grausender als die Debe der Wüste und die Stille des Grabes, ihn umhüllten. Sein ahnender Geist sagte ihm, daß dieser furchtbare Kerker sein Grab sei, daß er von der Welt da draußen auf ewig Abschied genommen habe, daß er nie wieder den blauen Himmel und die lachende Erde, nie wieder ein menschliches Angesicht sehen, nie wieder den Schritt und die Stimme eines Menschen vernehmen werde. Für den Hungertod hatte man ihn nicht bestimmt; dafür zeugte der gefüllte Wasserkrug und die Schüssel mit Speise daneben. Je zuweilen erglomm ein Funke von Muth und Hoffnung in seiner Seele, aber nur, um bald wieder zu erlöschen. Zorn und Verzweiflung erfaßten ihn, bis er in dumpfer Resignation sich auf sein elendes Lager warf, wo ihn endlich ein wohlthätiger Schlaf umsing und fröhliche Traumbilder ihn das Elend der Wirklichkeit eine Zeit lang vergessen ließen.

Als er erwachte, war es völliger Tag. Das Bewußtsein seiner schrecklichen Lage legte sich mit doppelt schwerer Gewalt auf seine Seele. Aber er suchte jetzt im Gebete Trost und Stärkung. Als er nach Vollendung seines Gebetes seine Augen noch eine Zeit lang nach oben gerichtet hielt, bemerkte er, daß eines der vergitterten Fenster an der Decke, welche in unregelmäßigen Zwischenräumen von einander abstanden, verschwunden war. Sollte er sich irren? Nein, es war keine Täuschung; er wußte genau, daß er am vergangenen Abend sieben Fenster gezählt hatte, deren Zahl ihm wie ein böses Vorzeichen erschienen war. Von Staunen und Neugierde erregt, sprang er von seinem Lager auf, um zu untersuchen, welche sonstige Veränderung mit seinem Kerker vorgegangen sei. Siehe da, der Wasserkrug und die Speiseschüssel waren von Neuem gefüllt! Es war also Jemand in der Nacht im Kerker gewesen, und Vincenzios bleierner Schlaf hatte ihn das Deffnen und Wiederverschließen der schweren Thür nicht vernemen lassen. Der Gedanke, daß ein lebendes Wesen bald wieder zu ihm hereinkommen und er dann Gelegenheit haben werde, über sein Schicksal Kunde zu erhalten, gab ihm einigen Trost. Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, lehnte er einen Strohhalm an die Thür, welcher bei der leisesten Bewegung der Thürflügel umfallen mußte. Und als die Nacht kam, nahm er sich vor, zu wachen und sich des Schlafes zu erwehren. Dieser beschlich jedoch den an Geist und Körper Ermatteten wie ein Dieb, und als er aus seinem fieberischen Schummer erwachte, war es wiederum bereits völliger Tag. Unmuthig schaute Vincenzio um sich, und zu seiner Verwunderung sah er, daß der Krug wieder mit frischem Wasser und die Schüssel mit der gewöhnlichen Speise gefüllt war. Ebenso war wiederum eines der Fenster verschwunden: er zählte ihrer nur noch fünf. So hatte er sich also am vorigen Tage nicht geirrt. Darauf untersuchte er die Thür: sie war nicht geöffnet worden, denn der Strohhalm, den er dagegen gelehnt, befand sich noch in derselben Lage. In welch geheimnißvollen, wunderbaren Kerker war er gekommen? Wurden alle diese

Veränderungen vielleicht mittelst einer in den Mauern verborgenen Maschinerie bewirkt? Er untersuchte auf das genaueste, sorgfältigste die Wände seines Kerkers; aber Alles schien eine feste, kompakte Masse zu sein.

In banger gespannter Erwartung sah er der Nacht entgegen und wollte sich nicht wieder vom Schläfe beschleichen lassen. Als daher die Dunkelheit eingetreten war, ging er, statt sich auf sein Lager zu strecken, im Kerker auf und ab und strengte alle seine Sinne an, damit ihm nichts entgehe, was zur Erklärung des Geheimnisses diene. Ungefähr in der Mitte der Nacht spürte er, daß der Boden in eine leise zitternde Bewegung gerieth. Er stand still; die Bewegung währte ungefähr eine Minute. Er horchte; aber kein laut war zu hören. Mit einem Male wehte ihn ein Strom kühler Luft an. Er eilte dahin, wo der Luftzug herzukommen schien, stolperte aber über etwas, das er für den Wasserkrug hielt, und als er die Hände ausstreckte, um sich zu halten, erfaßte er die nahe Wand. Der Luftzug hatte aufgehört. Vincenzio blieb bewegungslos und aufmerksam laufend den übrigen Theil der Nacht an der Wand stehen, ohne daß er sich vom Schläfe übermannen ließ, machte indessen keine weiteren Wahrnehmungen.

Als ein schwacher Lichtschimmer durch die Fenster den nahenden Tag verkündete, richtete er sogleich seine von dem eifrigen Spähen und dem Nachtwachen brennenden Augen empor, um zu sehen, ob wieder eines von ihnen verschwunden sei, und siehe da — er erblickte wirklich nur noch vier. Außerdem schien es ihm, als das Tageslicht seinen Kerker vollständig erleuchtete, als ob dieser schmaler und kürzer geworden sei. Am Boden lagen die Scherben des wahrscheinlich umgefallenen und dabei zerbrochenen Kruges, und nicht weit davon, näher an der Wand, auf der offenbar durch geheimen Mechanismus beweglichen Eisenplatte, stand wiederum ein neuer, mit frischem Wasser gefüllt, daneben die Schüssel mit Speise. Alle diese Wahrnehmungen mußten seine Vermuthung bestätigen, daß eine mechanische Vorrichtung die Wände seines Kerkers verrückte und öffnete. Aber wie geräuschlos mußte dies geschehen, da er nicht den geringsten Laut vernommen hatte! Vielleicht waren die Wände hohl; er that mehrere Schläge dagegen, fand jedoch diese Vermuthung nicht bestätigt. In trübem Sinne verloren, starrte der unglückliche Gefangene zur Decke empor. Es war kein Zweifel, sie hatte sich tiefer auf ihn herabgesenkt, und auch die gegenüberstehenden Wände waren sich näher gerückt, wie ja auch deutlich die verschwundenen drei Fenster zeigten. Ein schrecklicher Argwohn durchzuckte plötzlich seine Seele. „Ja,“ rief er aus, mit wilden Geberden in seinem Kerker umherblickend, „dies wird mein Schicksal sein: der schreckliche Kerker wird mich langsam in eiserner Umarmung endlich zerdrücken! Ewiger Gott, stehe mir bei und gib mir gnädig einen schnellen Tod! Er kühlte mit dem frischen Wasser seine brennenden Lippen und befeuchtete durch den Genuß von Speise seinen nagenden Hunger. Dann wankte er wie ein Trunkener nach seinem Lager, warf sich auf das Stroh hin und sank alsbald in einen todesähnlichen Schlaf.

Erst am Mittag des vierten Tages kehrte der gelähmte Geist wieder zum Bewußtsein zurück. Vincenzio schlug seine Augen auf, und das Erste, was er sah, waren die noch übrigen drei Fenster an der Decke. Wiederum war eines verschwunden und hatte der Raum seines schrecklichen Kerkers sich verkürzt. Nur noch drei Tage hatte er zu leben, und nach dem Verschwinden des letzten Fensters mußte ihn die Höllemaschine zerdrücken! „Wie soll ich die drei Tage und drei Nächte noch



ausbauen?" sprach der Unglückliche zu sich selbst. „Den Tod, dem ich so oft ins Angesicht geschaut, fürchte ich nicht; aber wo soll ich den Muth und die Geduld hernehmen, den Dual und Marter drohenden Blick dieses schrecklichen Gespenstes auszuhalten, das langsam, aber mit sicherem Schritte herannah, um mich endlich in seinen eburnen Armen zu zerdrücken?" Aber trotz dieser Klagen und Betrachtungen glomm noch ein Funke von Hoffnung auf Errettung in der Seele des Unglücklichen auf, der, wenn auch nur schwach und klein, doch sein Herz stärkte und erquickte. Wenn sich die Maschine in Bewegung setzte, so mußte doch ein Mensch in der Nähe sein, der sie handhabte und regierte, der ihm Speise und Trank besorgte. Vielleicht hörte er seine Stimme, wenn er ihn anrief, und hatte ein mitleidiges Herz. Er nahm sich daher vor, die nächste Nacht wieder zu wachen, und wenn er jenen Aufzug und jene Bewegung des Bodens wieder verspüre, dieses einzige Rettungsmittel zu versuchen.

Die Nacht kam. Vincenzio streckte sich, um jene Bewegung deutlicher zu fühlen, auf den Boden. Er hatte nicht sehr lange gelegen, als er merkte, daß der Boden unter ihm sich leise bewegte. Er sprang auf und rief, so laut er nur konnte, die Hülfe und das Erbarmen Desjenigen an, der sich jetzt in seiner Nähe befinde. Allein keine Stimme antwortete ihm, und auch die Bewegung hatte aufgehört. Alles war still und stumm wie zuvor. In neuer Angst und Verzweiflung sank der Unglückliche wieder zu Boden. „Mein Gott, mein Gott!" rief er, „du allein hast Mitleid und Erbarmen, wenn Menschen sie nicht haben; nur du allein vermagst mich noch zu retten, du allein kannst mich in den schweren Stunden stärken, die über mich verhängt sind!"

Als ein neuer Morgen tagte, sah Vincenzio nur noch zwei Fenster über sich und die Decke nur noch etwa einen Fuß über seinem Haupte, die Wände nur noch höchstens sechs Schritte von einander entfernt. Er schauderte bei dieser Wahrnehmung. Von grausenhaften Gedanken erfasst, sprang er von seinem Lager empor und durchnaß mit hastigen Schritten, die Arme gekreuzt und stieren Blickes seinen engen Kerker. Mit einem Male stand er still, und sein Auge heftete sich an eine Stelle der Wand über seinem Lager. Dort befand sich eine Inschrift. „Vielleicht ein Fingerzeig zu meiner Rettung," dachte Vincenzio. Neuer Muth, neue Hoffnung besaßen ihn. Allein das Blut wollte ihm fast in den Adern erstarren, als er die Worte las, die dort in das Eisen eingeritzt waren. Sie lauteten also:

„Ich, Ludovico Sforza, arbeitete, durch das Gold des Fürsten von Tolfi versucht, drei Jahre an der Erfindung und dem Baue dieses verwünschten Meisterstückes meiner Kunst. Als es vollendet war, verdamnte mich der meinidige Tolfi zum ersten Opfer meiner vererblichen Geschicklichkeit, damit ich das Geheimniß nicht kund mache oder ein ähnliches Werk errichte. Möge Gott ihm verzeihen, wie er mir verzeihen mag, daß ich zu diesem teuflischen Plane mitarbeitete! Unglücklicher, wer du auch sein magst, der du diese Zeilen liest, falle auf deine Kniee und rufe, wie ich gethan, die Barmherzigkeit Gottes an, damit du die Rache Tolfi's ertragen kannst; denn diese fürchterliche Maschine muß dich in wenigen Stunden zerdrücken, wie sie den Glenden zerdrückt wird, der sie erbaute."

Vincenzio war es, als habe er sein Todesurtheil vernommen. Mit weit aufgerissenen Augen und zitternden Rippen stand er da. Die Sonne neigte sich eben zum Untergange, und ihre goldenen Strahlen fielen durch eines der Fenster gerade vor ihm auf die Wand. Wehmüthig schaute er sich

nach den Fenstern um; sie hatten sich bereits so weit gesenkt, daß er sie erreichen konnte. Es verlangte ihn, vor seinem Ende noch einmal die Sonne, den Himmel und die Erde zu schauen. Ein kleiner Sprung und er hatte mit den Händen das eiserne Gitter eines der Fenster erreicht, an das er sich anklammerte. Durch den Felsen war ein Weg gehauen, als habe man den unglücklichen Gefangenen, der in dem Kerker schmachtete, durch die schöne Aussicht, die dadurch frei wurde, nur noch mehr quälen wollen. Das Meer, der ewig blaue Himmel Italiens, die untergehende Sonne, Olivenwälder, schattige wonnige Plätze, fruchtbare Felder und lachende blühende Auen lagen vor Vincenzio's trunkenem Blicke! Ein kühler Hauch, mit Wohlgerüchen durchduftet, streifte seine Wangen. Er sog ihn mit Wonne ein, und es war ihm, als durchströme ihn ein belebender Athem. Er konnte sich nicht satt sehen an der schönen lachenden Gegend, die ihm nach so finsternen schreckensvollen Tagen wie ein Paradies erschien, und die er nie wieder schauen sollte. Aber endlich mußte er doch die von der Anstrengung aufgeschwollenen, ermattenden Hände loslassen und fiel wieder in seinen graufigen Kerker hinab, aus welchem die letzten Strahlen der scheidenden Sonne bereits hinweggeschwunden waren. Auch über seinen Geist legte sich wieder finstere Nacht und drückende Schwere. Kein Verlangen nach Schlaf und Ruhe fühlend, blieb er die ganze Nacht über auf dem Boden, bald sitzend, bald liegend und über sein Schicksal brütend oder von seiner Heimath, seinen Freunden und Verwandten im Geiste Abschied nehmend.

In diesem Zustande fand ihn der sechste und letzte Morgen. Im schwachen Zwiellichte desselben erkannte er das noch einzige übrige Fenster seines Kerkers. Der letzte Tag seines Lebens war gekommen.

„Gott, dein Wille geschehe!" sprach er endlich gefast, kniete nieder und machte in einem inbrünstigen Gebete seinem Herzen Luft. Plötzlich ertönte der laute einmalige Schlag einer Glocke, den das Echo wie einen Donner durch die Labyrinth der Felsen trug. Darauf folgte ein Krachen der Decke und der Wände, als wollten sie über ihm zusammenstürzen. Unwillkürlich streckte er die Arme nach ihnen aus, als besitze er Kräfte genug, um sie von sich abzuhalten. Sie rückten ihm noch näher, standen aber mit einem Male wieder still. Eine weitere Zusammenrückung von einigen Zollen, und das schreckliche Werk des Erstickens und Zerdrückens begann. Nach Luft schnappend, die Hände auf den beiden Wänden zur Rechten und Linken ruhend, sah Vincenzio der fürchterlichen Katastrophe entgegen. Bald erklang von Neuem der betäubende Clodenton, und auch das Krachen der Decke und der Wände wiederholte sich; näher rückte die furchtbare Todesmaschine. Aber die Bosheit des rachedurstigen Italieners sollte nicht liegen. In dem Augenblicke, da Vincenzio germalmt werden sollte, löste sich durch einen schadhast gewordenen Theil des Mechanismus, der lange nicht gebraucht worden, der Boden von den Wänden ab und stürzte mit Vincenzio in die Tiefe. Die letztere war aber nicht beträchtlich und so litt der Gefangene keinen Schaden und langte nur etwas betäubt auf dem Boden eines unter seinem Kerker befindlichen, ebenfalls in den Felsen gehauenen, ziemlich engen Gewölbes an. Schnell wieder zur Besinnung gelangt und seine Lage begreifend, raffte sich Vincenzio auf. Jetzt zeigte sich dem von einem so schrecklichen Tode Befreiten eine mit innerem Jubel und Entzücken begrüßte Gelegenheit, der Gewalt seines grausamen Feindes gänzlich zu entrinne! Am Ende eines nicht sehr langen, schmalen, dunklen Ganges, der jedenfalls den Schloßbewohnern zu einem Aus-




fallte bei einer Belagerung diente, erblickte Vincenzio eine Oeffnung, durch welche das Tageslicht schimmerte. Ohne sich lange zu besinnen, durchheulte er den Gang und gelangte glücklich ins Freie. Ein gewundener, allgemach abwärts gehender Fußpfad führte ihn den Schloßberg hinab.

Mengstlich spähte er am Meeresufer nach einem Fahrzeuge, und auch hier ließ ihn sein günstiges Geschick nicht im Stiche. Er traf eine Fischerbarke, deren Führer ihn gegen das Versprechen einer hohen Belohnung in sein Fahrzeug nahm und ihn, noch ehe seine Feinde sein Entkommen gewahr wurden, glücklich an die neapolitanische Küste brachte, wo er vor Tolsi's Verfolgungen gesichert war. Mit unaussprechlichem

Jubel und großer Freude wurde der Gerettete in seiner Vaterstadt Neapel empfangen, welcher er in Krieg und Frieden noch wichtige Dienste leistete, ohne je wieder von der Rache des elenden Tolsi verfolgt zu werden. Denn die Neapolitaner, empört über den grausamen Tod, den der Elende einem ihrer edelsten Söhne zugebracht, machten Jagd auf ihn und waren so glücklich, ihn zu fangen. Er wurde hingerichtet. Sein Schloß, aus welchem bald nach seiner Gefangennehmung die Besatzung entflohen war, wurde von den Neapolitanern zerstört, welche auch den grausigen Kerker, in welchem Vincenzio geschmachtet, sammt der schrecklichen Todesmaschine, der Vernichtung weiheten.

## Im Eisenbahncoupe.

(Von Max Frommel.)

s war an einem Sonntagabend im Spätherbst. Müde wie ich war nach aller Arbeit des Amtes von früh bis spät, setzte ich mich still in ein Coups zweiter Klasse, um vom Filial in meine Pilgerhütte am Fuße des Schwarzwaldes zurückzudampfen. Die Plätze waren alle besetzt und das Oberlicht gedämpft, so daß mein Incognito als Pfarrer leichter als sonst gewahrt werden konnte, was ich übrigens auf der Eisenbahn gern thue aus Liebe zu der reisenden Menschheit. Denn es gibt eine ganze Anzahl Reisender, die einer weißen Kravatte gegenüber in ähnliche Zustände verfallen, wie der Stier, wenn er ein rothes Tuch erblickt. Ich drückte mich in meine Ecke und versuchte zu ruhen und zu schweigen. Aber mein Nachbar ließ das nicht zu. Er knüpfte sofort ein Gespräch an, und obgleich ich erst nur mit Ja und Nein antwortete, ließ er nicht nach, bis ich mich innerlich überwand und bei mir selbst dachte: Nun, wenn du absolut mit mir reden willst, so kann ich dir diesen Liebesdienst auch noch thun. Ich setzte mich auf, und bald ging das Gespräch über deutsche Arbeit und amerikanische Arbeit, mein Nachbar kam auf den Gründerschwindel und auf die eingeiffene Genußsucht, bis ich endlich sagte: „Die Wurzel von dem Allem ist der Egoismus.“ Er meinte: „da kann nur die Volksbildung helfen.“ Meinen Sie wirklich? frug ich; ein „gebildeter“ Schurke ist in meinen Augen viel gefährlicher als ein ungebildeter, und selbst gelehrte Leute können innerlich sehr roh sein. War ich doch einmal Ohrenzeuge eines heftigen Streites, den zwei Gelehrte in der Eisenbahn mit einander hatten, und hörte, wie der Eine zum Andern sagte: Und Sie wollen ein Professor sein und sind doch ein Rindvieh von Natur!

„Aberdings muß auch auf die Moral eingewirkt werden,“ versetzte mein Nachbar.

Keine Moral ohne Religion, sagte ich. Wie wollen Sie den Besitzlosen dem Bestehenden gegenüber zur Zufriedenheit bringen, ohne daß er den Unterschied von Reich und Arm als eine Ordnung Gottes in seinem Gewissen anerkennt? Ich hörte einmal einen Herrn sagen: es muß eben mehr Polizei sein. Nein, sagte ein Anderer, Polizei allein thut's nicht, aber das Militär. Da erzählte ich den Beiden jene Anekdote von Karl X. von Frankreich, der 1830, als er von dem Ausbruch der Revolution hörte, seinem Adjutanten den Befehl gab, auf das Volk schießen zu lassen. Der Adjutant kehrt zurück mit der Nachricht, die Soldaten weigerten sich zu schießen. So soll

man auf die Soldaten schießen, sagte der König, und der Adjutant mußte ihm erwidern: Aber Majestät, wer wird schießen?

„Nun,“ sagte mein Nachbar, „ich bin nicht gegen Religion, aber natürlich meinen Sie auch nur: Religion im Allgemeinen, nicht bestimmte Formen, die ja gleichgültig sind. Ich brauche Sie ja nicht an Nathans Ringe zu erinnern.“

Gestatten Sie mir mit einem Gleichniß zu antworten. In einer Restauration rief ein Herr einem Kellner zu: „Bringen Sie mir Obst!“ Der Kellner brachte Äpfel. „Ich habe keine Äpfel bestellt, ich will Obst haben,“ sagte der Gast. Der Kellner bringt Birnen. „Was bringen Sie mir denn Birnen? bringen Sie Obst!“ Der Kellner bringt Nüsse und Trauben. „Ich begreife Sie wirklich nicht, ich habe doch Obst bestellt und nun bringen Sie mir Nüsse und Trauben.“ „Und ich begreife Sie noch viel weniger,“ erwiderte ihm der Kellner, „denn das Obst, das Sie wünschen, muß doch auf einem Baume gewachsen sein, sei's nun ein Apfelbaum oder ein Nußbaum.“—Sehen Sie, verehrter Herr, fuhr ich fort, „Religion im Allgemeinen“—das ist Obst; sie muß doch auf irgend einem Baume gewachsen sein, sei's nun ein heidnischer, jüdischer oder christlicher Baum.

„Aber ich habe doch gemeint, Kinder müßten vorurtheilsfrei erzogen werden.“

Wenn Sie darunter verstehen, daß man Kindern früh Ehrerbietung gegen andere Glaubensgenossen einprägen soll, so stimme ich Ihnen vollkommen bei. Im Uebrigen glaube ich, daß Kinder durch lauter Vorurtheile erzogen werden. Denn Alles was der Vater lehrt, bleibt für das Kind so lange Vorurtheil, bis es das Kind erst später selbst zum eigenen Urtheil gestalten kann.

„Ich gebe zu, daß man dem Kinde nur das beibringen kann, wovon man selbst überzeugt ist, aber man kann doch die Religion nicht lehren wie  $2 \text{ mal } 2 = 4$ !“

Was würden Sie sagen, wenn Jemand zu Ihnen sagte:  $2 \text{ mal } 2 \text{ ist } 5$ ? Sie würden wahrscheinlich denken: der Mann hat ein anders organisirtes Gehirn als ich. Aehnlich ist es mit dem Gewissen des Menschen. Wenn ein Mensch aufrichtig ist, so kann man ihn wohl überzeugen, daß auch in ihm der Egoismus sitzt. Freilich ist der Verstand der Advokat des Willens, und wenn Einer nicht will, kann man ihn allerdings nicht überzeugen. So habe ich in meiner Vaterstadt einen Mann gekannt, der pflegte zu sagen: „Ich und meine Familie,

wir führen uns alle Tage so auf, daß, wenn der Abend kommt, wir vor uns selber den Hut abnehmen und ich zu mir sagen kann: Louis, das hast du schön gemacht."

"Das war ein Egoist bis zum Uebermaß!" rief mein Nachbar. „Nein, nein, Unzufriedenheit mit sich selbst ist ein notwendiger Sporn für den Menschen. Es ist merkwürdig, wie sich das trifft. Sehen Sie, ich gehe nicht viel in die Kirche—oder eigentlich in die Synagoge, denn ich bin ein Jude—das Geschäft erlaubt es nicht, ich habe keine Zeit, aber einmal im Jahre denkt man doch daran, daß man ein Mensch ist, und weil heute großer Versöhnungstag ist, so bin ich heute in der Synagoge gewesen."

Denken Sie daran wirklich nur ein Mal im Jahre, daß Sie ein Mensch sind? daran werde ich doch alle Tage erinnert und—eigentlich Sie auch, ja sogar drei Mal des Tages durch Ihren Magen. Wenn nun Ihre Seele eben so viel Hunger hätte, wie Ihr Magen, so würden Sie nach Speise verlangen. Denn die Sünde fordert Sühne, und die Sühne, das Opfer, bildet den Mittelpunkt aller Religionen, der heidnischen, der jüdischen und der christlichen Religion. Wo es sich nicht um Sühne und Opfer handelt, da mag es sich um viele andere schöne Dinge handeln, aber um Religion handelt sich's da nicht.

"Sie verstehen unter Sühne natürlich doch nur die Selbstverbrehlung, an welcher jeder Mensch arbeiten muß."

Haben Sie je gehört, daß ein Mensch sich an seinem eigenen Schopfe aus dem Sumpf gezogen hat? Von Münchhausen erzählt man's wohl, der soll sich sammt seinem Pferde an eigenen Schopf aus dem Sumpf gezogen haben, sonst hab' ich's von Niemand gehört. Und nun sollte sich ein Egoist aus eigener Kraft aus dem Sumpfe des Egoismus herausziehen? Das glaube ich nicht, sondern dazu wirb's einer Kraft von Oben bedürfen, die ihn über sich selbst hinaushebt. Und diese Kraft liegt eben in der Sühne.

"Sie sprechen immer von Sühne. Wie kann ich dessen gewiß werden, daß Etwas die Sühne für meine Sünde ist?"

Sehen wir den Fall: Sie halten Kassensturz und finden Ihre Kasse leer, Sie wissen aber, es ist ein Wechsel von 10,000 fl. unterwegs, von Ihnen anerkannt und unterschrieben, der wird morgen präsentirt. Zahlen Sie nicht, so bricht der Bankerott aus, es wird in der ganzen Handelswelt bekannt,

Sie sind ein ruinirter Mann. Wenn ich nun heute Abend zu Ihnen sagte: Hier sind 10,000 fl. —

"Die würde ich nicht resuscitiren," fiel er mir rasch in die Rede.

So! sagte ich; wenn Sie ein reicher Mann wären, so würden Sie sich schämen, von mir eine solche Summe anzunehmen. Aber hier würden Sie mit beiden Händen zugreifen. Warum? weil Sie wüßten, daß dieser Empfang genau Ihren Bedarf deckt, und weil Sie wüßten, daß Sie selbst nicht zahlen könnten und darum einen Bürgen brauchen.

"Wer kann mir Bürge sein in solcher Sache?"

Der Zug stand, wir waren in Espringen, der Condukteur riß die Thüre auf und rief: Aussteigen! Ich neigte mich über meinen Nachbar und flüsterte ihm ins Ohr:

Christus!

Da faßte er meine Hand mit beiden Händen und sagte mit bewegter Stimme: „Ach, daß Sie jetzt aussteigen! Ich danke Ihnen von Herzen für Alles, was Sie mir gesagt haben!“ Ich sprang aus dem Wagen, der Zug brauste davon. Sinnend schaute ich ihm nach, wir hatten nicht einmal unsere Namen uns genannt. Aber ich pries Gott, daß es gerade so weit gereicht hatte, daß ich einer suchenden Menschenseele den Namen über alle Namen hatte sagen dürfen. Ueber dieser Freude war alle Müdigkeit hinweg und es dünkte mich selbst seltsam, wie wir von Gründerschwindel zuletzt auf die tiefste Frage für Zeit und Ewigkeit gekommen waren. Unter dem Titel mancher Bücher steht bisweilen zu lesen: „Eine wahre Geschichte.“ Ich hätte es auch unter meinen Titel setzen können. Denn es hat sich Alles in Reb' und Gegenrede so begeben, wie ich hier erzähle. Ich füge es aber hinzu, weil der schöne Gang des Gesprächs die merkwürdige Zubereitung der Gedanken meines Nachbarn durch den großen Versöhnungstag und der herrliche Abschluß den Eindruck erwecken könnte, als hätte ich hier Wahrheit und Dichtung gegeben. „Ach, wenn dieser Mann Ihnen einst in der Ewigkeit vor Gottes Thron begegnen möchte!“ sagte ein liebes Gemeindeglied, dem ich die Begegnung mittheilte. Ich aber dachte beim Rückblick auf diesen Sonntag, bei diesem Stück Eisenbahnmission, an das Wort des Predigers: „Frühe säe deinen Samen und laß deine Hand des Abends nicht ab; denn du weißt nicht, ob dies oder das gerathen wird; und ob es beides geriethe, so wäre es desto besser.“ (Pred. Sal. 11, 6.)

## Die Opfer der Seuchen.



Die verhältnißmäßig wenig wir gegenwärtig Dank den Fortschritten der Hygiene von Epidemien zu leiden haben, fällt erst ins Auge, wenn wir die Daten vergleichen, welche uns über das Auftreten derselben in früheren Perioden mitgetheilt werden. In Heder's Geschichten der Epidemien finden wir ausführliche Berichte über den schwarzen Tod im vierzehnten und über die Schweiserkrankheit im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Folgende Zusammenstellung wird genügen, um zu zeigen, welche ungeheure Sterblichkeit damals durch erstere Krankheit bewirkt wurde: Es erlagen der schwarzen Pest im 14. Jahrhundert in: Florenz 60,000 Menschen, Venedig 100,000, Marseille (in 1 Monat) 16,000, Paris 50,000, London 100,000, Norwich 50,000, Franziskanernönche in Deutschland 124,434. Auch die Pocken richteten vor Einführung der Impfung schreckliche Verwüstungen an; Simon erzählt, daß sie im Beginne des 16. Jahrhunderts in Mexiko über 3 Millionen Menschen dahinrafften, die zu begre-

ben Niemand übrig war. In Brasilien wurden 1563 ganze Stämme ausgerottet, und um dieselbe Zeit erlagen über 100,000 Indianer in Luito den Pocken. Und wieder und wieder hat dieselbe schreckliche Seuche Grönland und Island entvölkert. Man erinnere sich auch der schrecklichen Verheerungen, welche die zymotischen Krankheiten im Krimkrieg unter den Truppen anrichteten, sowie der Verluste durch die großen Cholera-Epidemien von 1849 und 1854, und der jüngsten Verheerungen durch das gelbe Fieber im Süden der Verein. Staaten. Aus Berichten geht hervor, daß in England bei einer Bevölkerung von über 22 Mill. und einer Gesamtsterblichkeit von weniger als 500,000 jährlich 110,000 Menschen den epidemischen Krankheiten erliegen! Hier bietet sich also der Wissenschaft noch ein reiches Arbeitsfeld. Ein Fünftheil sämmtlicher Gestorbenen oder 100,000 Personen könnten allein in England jedes Jahr dem Leben erhalten bleiben, wenn wir die Ausbreitung der Epidemien verhüten könnten.



## Sonntagsschul - Artikel.

## Zur Erziehungsfrage.

## I.

„Denn es sollen nicht die Kinder den Eltern Schätze sammeln, sondern die Eltern den Kindern.“

Unter einem Schatz versteht man in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, eine Sammlung von Werthsachen: Gold, Silber, Edelsteine, Ländereien und dergleichen mehr. Wenn nun Paulus oben sagt, daß Eltern ihren Kindern Schätze sammeln sollen, so kann er sich unmöglich auf die Aufhäufung irdischer Besitzthümer beziehen; denn das würde in grellem Widerspruche stehen mit Dem, was unser Heiland an andern Orten sagt, nemlich: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nach graben und stehlen.“ Dr. A. Clarke sagt zu dieser Stelle sehr richtig: „Wenn ich gefragt werde: „Sollten christliche Eltern Schätze auflegen für ihre Kinder?“ so antworte ich: Es ist die Pflicht aller Eltern, die da können, zurückzulegen so viel als nöthig ist, um ihre Kinder in den Stand zu setzen, ihr eigenes Brod zu verdienen. Verschäumen Eltern dies, so versündigen sie sich ohne allen Zweifel gegen Gott und die Natur.“ Aber sollte ein Vater nebst diesem nicht noch ein Capital beilegen, falls er auf ehrlich-rechtlichem Wege kann? Ich antworte: Ja, wenn keine Armen in seinem Bereiche sind, wenn kein gutes Werk zu unterstützen ist, wenn keine Heidenländer mehr sind, die mit dem heiligen Evangelium erfüllt sein müssen: anders nicht. Gott hat in der Lenkung der Schicksale einzelner Menschen und durch die Völkergeschichte überhaupt sattam dargegethan, daß es nicht recht ist, Schätze von greifbarer Art auf Erden zusammenzuwirthschaften; denn es ist nur selten der Fall, wo Gelber und Besitzthümer gesammelt wurden, um die Kinder unabhängig und zu Herrenleuten zu machen, da Gott nicht den Segen zu Fluch in irgend einer Hinsicht verwandelt hat.

Schätze werden in der Regel vielseitig gesammelt von der Arbeit und dem fauren Schweiß der Armen, den Unwissenden und von dem Borenthalt vom Werke Gottes. Gottes Mißfallen verzehrt diese unrecht gesicherten Erdengüter. Daß St. Paulus nur den nöthigen Lebensunterhalt und die für Kinder unerlässliche Erziehungsmittel und Erziehungsgelegenheiten im Auge führt, wenn er sagt: „Eltern sollen den Kindern Schätze sammeln,“ geht zum Ueberfluß auch aus dem Verhältniß hervor, in das er sich stellt den Corinthern gegenüber, und was obigen Erziehungsgrundsatz hervorrief. Paulus war durch die Verkündigung des heiligen Evangeliums und die dadurch erfolgten Bekehrungen und Gemeindestiftung ihr „geistlicher Vater“ geworden, und als solcher hatte er nicht einmal seine leibliche Versorgung von ihnen, als seinen Kindern, genommen, sondern für sein eigenes Unterkommen gesorgt. —

Und wirklich angenommen, Paulus bezöge sich auf irdische Schätze, die Eltern den Kindern sammeln sollen, so streitet diese Annahme gegen die Ausführbarkeit des Befehls; denn es ist absolut unmöglich, daß alle Eltern ihren Sprößlingen eine Gütererbschaft sammeln und mit dem Eintritt in das Jenseitige dieselbe hinterlassen könnten. Bei weitem die wenigsten Eltern auf Erden sterben reich, aber die meisten (und darunter die besten) arm oder nur mit dem Nöthigen begabt. Ganz natürlich entsteht nun die Frage, wenn es nicht

Reichthümer und Capitalien sind, die Eltern ihren Kindern sichern sollen, was dann sind die Schätze, die Erstere für ihre Nachkommen mit Berechtigung und beides zeitlichen und ewigen Segensfolgen beilegen sollen?

## II.

„Ich aber will fast gerne (Schätze) darlegen und dargelegt werden für eure Seelen.“

In der Philantropie gibt es meines Wissens keinen nöthigeren und auch absolut keinen vollkommeneren Grundsatz, als den paulinischen in jenem Bruchstuck. Er ist die gemeinsame und allumfassende Grundlage der ersten Ausstellung und einigt diesen; denn die (eine) allgemeine Grundader der sittlichen Weiterziehung ist ohne Zweifel die gehörige, nach rein biblischen Anschauungen geführte Gemeindepflege und Verwaltung. Von der Kirche soll der Welt, der Gesamtmenschheit das Erziehungsheil, die sittlichen und geistlichen Schätze kommen. In der Gemeindebildung und Pflege tritt vorwiegend das von Gott berufene Ministerium, der Prediger, der einen Schatz von urrechten Bildungs- und Erziehungselementen in sich einigen soll, nach dem vorliegenden biblischen Begriff, an Stelle der Eltern und die Gemeindeglieder an Stelle der Kinder und die Gesamtkirche oder einzelne Gemeinde ist mithin eine Familie, eine Haushaltung. Wer anders soll nun diesen (Gottes-) Kindern Schätze — allerlei geistliche Nahrung — sammeln und sie reichlich damit versorgen, als der von Gott berufene Prediger? Unter allen Erziehungsmitteln, welche in dieser voranschreitenden Zeit uns zu Gebote stehen, ist, was dasselbe auch immerhin sein mag, keins dem praktischen Vorbilde gleich zu stellen, sei das nun in der Kirche, in der Familie, in Hochschulkreisen oder im bürgerlichen Leben überhaupt. Es ist die Selbstaufopferung, die ganze Wesenshingabe, das unerlässliche Bedürfniß der Jetztzeit. Das Präzept allein, und wären es die ausgesuchtesten Aussprüche der anerkannt besten Erzieher, oder gar eitel Bibelfstellen mit Gold umfaßt, reicht nicht aus. Das lehrt uns oben der in der Menschenbildung wohl erprobte Paulus. „Thut nach meinen Worten und nicht nach meinen Werken,“ ist eine verruchte Ausrede fauler, gottloser Pfaffen und fetter Pfarrherren. Vom Gemeinbeverorgungsstandpunkte aus heißt man das, Steine für Brod und Schlangen für Fische bieten. (Matth. 7, 9—10.) Unter solchen Verhältnissen muß absolut ein Volk sittlich verkommen und echte Moral und Religion zur Seltenheit werden. Soll die Welt in Sitte, in reiner Bildung, im Christenthum, in der Freiheit und Selbstbeherrschung mehr gehoben und ihrer Gottesbestimmung entgegengeführt werden, so muß zunächst unter dem Ministerium der populären, aber formellen und todten Kirchen eine Reformation vor sich gehen. An Stelle der faulen Herren, die große Gemeinden und reiche Pfründen haben, sollten Männer hin, die im Heils- und Erziehungsinteresse „der Menschheit und ihrer Untergebenen (Schätze) darlegen“ und wünschen selbst „dargelegt“ zu werden. In heimlichen Sünden und gar in offenbaren Lastern zu leben durch die Woche und Sonntags dann die Kanzel betreten, das Wort Gottes verkündigen und Religion und Sitte lehren zu wollen, nein, das geht nicht. Und so lange in manchen Universitäten der moderne Unglaube eine Brutstätte hat, wird sich das christusfeindliche Element in Kirche und Staat erheben und die Bekehrungen guter Menschen hemmen. —

Auf die Herrscherthrone, in die Geseßgebungen, Reichstage etc., da sollten Männer hin, die eine gesundchristliche Weltanschauung haben und sich dem Volkswohlergehen aufopfern, wie sich Eltern — rechte Eltern — ihren Kindern opfern. — Die Socialisten sagen: „Der Staat soll für die Kinder sorgen.“ Seht ihr, die glauben nicht an Paulus und wohl auch nicht an den lieben Gott. Ja, und falls der Staat soll (in der Erziehung) die Kinder versorgen, wer, frage ich, soll dann den Staat versorgen, (ihm Schätze sammeln) wenn er voller Socialisten ist? Solche (um-) elterliche Faulthiere, die für ihre eigene Kinder nicht das Nöthige thun, die versorgen auch den Staat nicht, der Kirche nicht zu gedenken. So hat neulich der Socialist Brate im deutschen Reichstage offen erklärt, er „kfeife“ auf die „Geseße.“ Mit Recht antwortete ihm eine bessere deutsche Zeitung so:

„Ein Commentar zu deinem Reifen  
Ist, wad'rer Kämpfe, nicht vonnöthen,  
Du willst auf das Geseß was pfeifen?  
Nimm dich in Acht, sonst gehst du flöten.“

Sind solche Subjekte auch fähig mit am Staatsbruder zu stehen? Nun und nimmer! Zügellosigkeit ist und wirkt keine Bildung. Nur in der göttlich-geseßlichen Einschränkung und gegenseitig aufopfernden Liebe und Thatkraft des einen Geschlechtes für das andere, darin liegt ein erbsenwerthter Schatz.

### III.

„Und der Kinder Ehre sind ihre Väter.“ — „Und sie haben einen guten Namen hinter sich gelassen.“

Unter den Schätzen, die Eltern ihren Kindern sammeln dürfen und Alle sammeln können, ist ein guter Ruf eine gewaltige Deposite. Reiche wie Arme können dieses unberechenbare Gut ihren Kindern zur gemeinsamen Verwerthung auflegen. Ich halte dafür, daß eine gute Reputation der Eltern für die Kinder mehr werth ist, als große Ländereien, Schlösser, Hypotheken oder Tausende und Millionen von klingenden Thalern. Ein guter Name, eine unantastbare, sittliche Stellung geht durchs ganze Land. Ruf, Credit, Ansehen, Charakter, Unbescholtenheit, Gerechtigkeit, Ehrlichkeit und Wiederkeit sind Capitalien, die Eltern den Kindern billig schulden. Nicht Aemter, nicht Ehrentitel, nicht Freundschaft der Höfen der Erde sind unerläßliche Vorbedingungen echter, guter gesellschaftlicher Stellung, nein, auch ohne diese kann man sich durch Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Gottesfurcht, Rechtlichkeit im Handel und Wandel den hohen Respect, die Achtung seiner Nachbarn und Mitmenschen für immer sichern. Tausend Mal lieber will ich der Sohn eines schlichten Handwerkers sein, der sein täglich Brod mit harten Mühen verdienen muß, aber dabei ehrsam, bieder und unbescholtenen Rufes ist, als der Sohn eines „Tweeb“ oder eines notorischen, etwa betrügerischen Millionärs, der vielleicht ein grauenhaftes Register der Blutsaugerei in seinem Rücken und Brandmale in seinem Gewissen hat. Wie können Eltern vom Erziehungsstandpunkte (oder irgendwie) es doch auch einstens verantworten, durch leichtsinniges und unmoralisches Handeln, oder gar, wie es oft der Fall ist, durch Kriminalverbrechen den Ruf und das Ansehen ihrer Kinder zu verunglimpfen, auf immer zu besudeln, während sie ihnen den hohen Schatz der Charakterreinheit der Ahnen schuldig sind. Wie manche sonst ehrsame Kinder haben sich schon das Leben genommen, weil sie die Schmach und himmelschreiende Schande, die der Vater, die Mutter ihnen anhängig machten, nicht zu tragen vermochten. Die Tagesgeschichte ist leider voll solcher herzerreißenden Dinge. „Schätze“ sollen Eltern den Kindern sammeln, nicht von Gold und Silber, sondern die hell

blinkenden Edelmetalle guter gesellschaftlicher Reputation und Charakterreinheit. Die sind Gott gefällig und vergehen niemals; darinnen nur allein ist bleibender Werth und Anlage, aus denen sich Lebensinteressen ziehen lassen. Nach diesen Heils- Moral- und Erziehungsschätzen gräbt kein Dieb, die frißt der Moder nicht. O ihr Eltern, thut Das und sehet nicht sowohl auf den Flitter des Vergänglichsten! Wie oft schon ist der Sohn (die Tochter) eines Tagelöhners oder gar einer armen Wittve, der die gute Empfehlung elterlicher Unbescholtenheit als wie an seinen Kleidern und in seinem milden Antlitz trug mit gutem eigenen Charakter verpaart zu hohen Ehren und Ansehen gekommen, während der gelbeiche Nachbarssohn mit seinen Tausenden geerbter Hungerthalern zu Grunde ging, im Gefängnisse und im Glende, wenn er nicht am Galgen starb. „Und der Kinder Ehre sind ihre Väter.“ Wenn in der Welt, im gesellschaftlichen Leben, wenn im Handel und Wandel, wenn in der Kirche, wenn im trauten Familiengirke, wenn unserer eigenen (elterlichen) Person gegenüber einmal ein ehrlicher Name, im Anblick von einem Häuflein Kinder, nicht mehr über alles Irdische köstlich ist, dann ist in der Erziehungsfrage, von Religion zu geschweigen, „Sopfen und Salz verloren“ — für die betreffenden Eltern und (oft) für die armen Nachkömmlinge nicht minder.

C. A. Thomas.  
(Schluß folgt.)

### Ein Bedürfnis der Sonntagschule.

Die Sonntagschularbeiter in unserer Kirche sind im Verhältniß zu andern Kirchen mit gleicher Gelegenheit nicht hinten an. Wir haben ein Heer von emsigen Beamten und Lehrern, denen eine Anzahl fleißiger Prediger voran geht. Werfen wir aber einen Blick über das große Feld unserer Wirksamkeit in der S.-Schularbeit; betrachten wir die Berichte der vielen Distriktsversammlungen und S. S.-Institute, und beobachten wir dann noch die verschiedenen Systeme und Methoden einzelner Schulen in ihrer Wirksamkeit: so sehen wir bald ein, daß etwas mangelt, daß wir noch nicht den Höhepunkt unserer Einrichtung erreicht haben. Es fehlt dem Heer noch ein gewandter Führer, ein Mann, der die S.-Schularbeit allein zu seinem Studium machen und ihr abwarten und sie pflegen kann. Ein General-Superintendent für Sonntagschulen in unserer Kirche.

Die vielen Berichte von Distriktsversammlungen und Instituten liefern eine Masse von Theorien und technischen Fragen, aber es fehlt größtentheils das Praktische dabei. Die Beamten sind schwer zu bewegen sich an diesen Versammlungen zu betheiligen, und zwar weil sie sich der Arbeit nicht gewachsen fühlen. Wir brauchen einen Mann, der uns System und Methode lehrt, welcher der Arbeit größeren Erfolg sichern und den Lehrern größere Thätigkeit verschafft. Unsere Arbeiter sind willig, eifrig und ernstlich, aber sie erwarten, daß man sie anleite, wie es in andern Kirchen auch geschieht.

Den meisten unserer Lehrer mangelte die nöthige Gelegenheit, sich auszubilden; viele derselben sind aus den Reihen der Sonntagschüler genommen und zu Lehrern gemacht worden, sie bedürfen nun einer Anweisung, wie sie auf kürzestem Wege, und ohne ihre andern Pflichten zu versäumen, sich mehr ausbilden und sich gründlichere Kenntnisse sammeln können. Ungelenkig mögen wir sein, aber nicht unwillig. Gebt uns Methode, System und Gelegenheit, dann wollen wir alles Versäumte bald nachholen. Gebt uns einen General-Super-



intendenden, der seine ganze Zeit und Energie diesem Werke widmet, der freien Zutritt zum Magazin, S. S. Teacher, oder zu einem besondern, diesem Zweck gewidmeten Blatte hat; der Institute halten kann und Lehrer zu unterrichten im Stande ist, der Theorien praktisch zu verwerthen weiß, dann werden wir in wenigen Jahren ein Heer von Arbeitern stellen, die ihren Standpunkt zu behaupten wissen.

Sonntagsschulpredigten halten unsere Prediger schon überall, und am „Bermahnen“ lassen es die Superintendenten nicht fehlen; wir müssen einen Mann haben, der zu organisiren weiß, der eine Sache betreiben kann; der von Konferenzdistrikt zu Distrikt reist und überall zeigt, unterweist und belehrt, bis die ganze Kirche von Enthusiasmus ergriffen wird und die Jugend mit dem Alter in Reih und Glied steht für Jesum und sein Reich.

Die englischen Kirchen sind uns in System und Methode voraus; die lassen sich's aber auch was kosten und scheuen keine Mühen. Wir können es auch, und unsere Jugend ist eben so willig, wenn sie Gelegenheit und Anleitung hat. Ist nicht diese Sache einer eingehenderen Beleuchtung von gewandteren Federn werth?

R. Matt.

### Verlorne Zeit.

Ueber verlorne Zeit in der Sonntagsschule ist schon oft geschrieben worden; aber immer wieder muß man an den Gegenstand erinnern. Man hört auch oft die Klage, daß die Zeit der S. S. Sitzung so kurz sei. Die Ursache ist, daß die Zeit nicht so ökonomisch und vortheilhaft benützt wird, als sie sollte. Bei dem anscheinend geringen Zeitverlust ist auch viel mehr verloren, als man beim ersten Blick denkt. Wir nehmen z. B. an, eine S.-Schule besteht aus 120 Lehrern und Schülern. Nun wartet der Superintendent, entweder weil er zu spät ist, oder weil Andere zu spät sind, nur zwei Minuten mit der Eröffnung der Schule. Das sind freilich nur zwei Minuten; aber für 120 Personen sind's vier Stunden. Der Bibliothekar hält die Schule durch unregelmäßige oder verspätete Vertheilung von Büchern, Lectionsbüchern vielleicht auch zwei Minuten auf; macht wieder vier Stunden. Der Sekretär, der eine wackere Feder führt, hält die Schule nur eine Minute auf. Das ist nicht nennenswerth — eine Minute. Macht aber doch für Alle zusammen zwei Stunden. Die eine Hälfte der Lehrer — die wackere Hälfte — lassen sich nur je drei Minuten Zeitverlust zu Schulden kommen, die Andern hingegen je fünf Minuten. Der Superintendent läßt sich ebenfalls im Verlauf des Unterrichts, Singens, Betens u. noch drei Minuten zu Schulden kommen. Wie viel macht das nun im Ganzen? Antwort: Durchschnittlich in einer Schul-sitzung zwölf Minuten; für 120 Personen 24 Stunden. Dies macht in einem Jahre 1248 Stunden, oder nahe 125 Tage, (zehnstündige Arbeitstage) in zehn Jahren drei Jahre 153 Tage — die Schalttage abgezogen. Alles — verlorne Zeit.

Dies ist aber noch nicht Alles. Die Zeit, welche von der Schule nicht zur Übung benützt wird, gebrauchen die Schüler für sich. Und wie? Sie fangen Kunststücken an, welche noch lange nicht fertig sind, wenn sie wieder auf den Superintendent oder Lehrer merken sollen. Daran denken sie dann, und die Aufmerksamkeit ist für diesen Tag zerstört, wenn nicht gänzlich verloren. Der Superintendent, welcher erwartet eine aufmerksame Schule, der Lehrer, welcher erwartet eine aufmerksame Klasse zu haben, darf auch nicht einen Augenblick

Zeit verloren gehen lassen, sondern zusehen, daß die Schüler immerfort beschäftigt sind.

### Meine Meinung.

Ich will auch hiermit einem inneren Trieb folgen und über Dies und Jenes meine Meinung äußern. Unsere Sonntagsschulschriften halte ich für sehr zweckmäßig und interessant. Die Anweisungen im Magazin sind besonders gut, wenn sie nur überall befolgt würden. Die Wandtafellectionen sind sehr zweckmäßig, nur sollten sie deutsche Schrift haben. (Wird geschehen. E. d. r.) Der Artikel über „das Schülereisen in der S. Schule“ hat mich besonders interessiert, und ich erlaube mir demselben noch etwas über „schlechte Gewohnheiten in der S. Schule“ beizufügen. Manche Lehrer haben die Gewohnheit, besonders im Winter, zu spät in die Schule zu kommen. Dann müssen sie sich noch etwa 5–10 Minuten wärmen beim Ofen und dann geht's zu ihrer Klasse. Also eine große und doppelte Störung.

An vielen Plätzen wird die S. Schule und der Predigtgottesdienst in einem Lokal gehalten. Raum sind nun die verspäteten Lehrer und Schüler alle da, so fangen die Kirchgänger, welche an der S. Schule nicht Theil nehmen, zu kommen an. So kommt die Thüre die ganze Zeit zu keinem Stillstand. Ist es unter solchen Umständen möglich, die Aufmerksamkeit einer Klasse zu fesseln und dieselbe erfolgreich zu unterrichten?

Ein Kirchen-diener und Bibliothekar.

Spurgeon erzählt, daß ein Mädchen in der Sonntagsschule, als es von seiner Lehrerin gefragt wurde, warum der Räumer aus Mohnenlande, nachdem ihn Philippus belehrte, seine Straße fröhlich gezogen sei, antwortete: „Weil der Unterricht vorbei war.“ Ohne besondere Veranlassung wird das Kind nicht auf diese eigenthümliche Idee gekommen sein. Manche S. Schüler ziehen ihre Straße fröhlicher, wenn der Unterricht vorbei ist, als wenn derselbe anfangen soll. Es sollte umgekehrt sein. Machte deshalb, lieber S. S. Lehrer, die Lection für deine Schüler so interessant, daß sie den Unterricht in derselben mehr als Freude und Erholung, denn eine Plage betrachten.

Wie sie sind. — Wir müssen die Kinder in die S.-Schule nehmen, wie das Elternhaus sie uns gibt. Ob an denselben schon eine weise Hand gearbeitet und sie für den religiösen Unterricht geschickter gemacht hat, oder ob mehr oder weniger nach ungeschickten, wohl gar verkehrten Erziehungsgrundsätzen mit ihnen verfahren worden ist — wir werden es bald gewahr werden, können aber Das, was bisher zu Ungunsten des Kindes geschah, oder zu seinem Vortheile nicht geschah, nicht ändern. Als Prediger und Lehrer ist es aber unsere spezielle Pflicht, dahin zu wirken, daß die Eltern, um der Kinder selbst willen, dieselben auf den Eintritt in die S.-Schule vorbereiten.

Warum? — Warum hat man in manchen Sonntagsschulen so viel über Unordnung zu klagen? Warum können dieselben Kinder, welche man in der S.-Schule meint nicht zur Ordnung bringen zu können, in der Wochenschule Ordnung halten? Eben weil sie müssen. Bestehe man nun darauf, daß in der S.-Schule Ordnung sein muß, und man wird Ordnung bekommen. Will dann ein Schüler nicht mehr kommen, weil man auf Ordnung besteht, so lasse man ihn gehen.

## Sonntagschul - Lektionen.

## Vorlesung des Gesetzes.

## 5. Lektion: Neh. 8, 1-8. — Sonntag den 2. Februar 1879.

1. Da nun herzu kam der siebente Monat, und die Kinder Israels in ihren Städten waren, versammelte sich das (1) ganze Volk, wie Esra Mann, auf die breite Gasse vor dem Wasserthor, (2) und sprachen zu Esra, dem Schriftgelehrten, (3) daß er das Gesetzbuch Moises holete, das der Herr Israel geboten hat.

2. Und Esra, der Priester, brachte das Gesetz vor die Gemeinde, (4) beide, Männer und Weiber, und Alle, die es vernehmen konnten, am (5) ersten Tage des siebenten Monats,

3. Und las darinnen auf der breiten Gasse, die vor dem Wasserthor ist, von Licht Morgen an bis auf den Mittag, vor Mann und Weib und wer es vernehmen konnte. Und des ganzen Volks Ohren waren zu dem Gesetzbuch gefehret.

4. Und Esra, der Schriftgelehrte, stand auf einem hölzernen hohen Stuhl, den sie gemacht hatten zu predigen; und stand neben ihm Mattithja, Sema, Anaja, Aria, Silfia und Maseja zu seiner

Rechten; aber zu seiner Linken Jedaja, Misael, Malchia, Pasum, Sabsabbana, Sacharia und Mesulam.

5. Und Esra that das Buch (6) auf vor dem ganzen Volk; denn er ragte über alles Volk; und da er es aufthat stand alles Volk. (7)

6. Und Esra lobte (8) den Herrn, den großen Gott. Und alles Volk antwortete: Amen, (9) Amen! mit ihren Händen empor; (10) und neigten sich, und beteten den Herrn an mit dem Antlitz zur Erde. (11)

7. Und Jesua, Bani, Seresja, Jamin, Akub, Sabthai, Godia, Maseja, Kitta, Asarja, Josabad, Panan, Maja und die Leviten machten, daß das Volk auf das Gesetz merkte; (12) und das Volk stand auf seiner Stätte.

8. Und sie lasen im Gesetzbuch Gottes klärllich und verständlich, daß man es verstand, da man es (13) las.

## Parallelen und Anmerkungen.

(1) Esra 3, 1. ff. (2) Cap. 3, 20. (3) Esra 7, 6.; Jes. 34, 16. (4) Apg. 15, 21. (5) 3. Mose 23, 24. (6) Luf. 4, 16. ff. (7) Richt. 3, 20.; 1. Kön. 8, 14. (8) 2. Chron. 6, 4. (9) 1. Cor. 14, 16. (10) Ps. 63, 6.; Kgl. 3, 41.; 1. Tim. 2, 8. (11) 2. Mose 12, 27.; 2. Chron. 20, 18. (12) 5. Mose 13, 10.; 2. Chron. 17, 7-9.; 30, 22.; Mal. 2, 7. (13) Luf. 24, 27. 45.; Apg. 8, 30. ff. Zeit: 444 v. Chr., den 7. Monat Tisri. Von Mitte September bis Mitte October. Ort:

Jerusalem, nahe dem südlichen Thor zum Tempel. Regenten: Artaxerxes, König von Persien; Nehemia, Gouverneur von Juda; Esra, der Priester; Perikles, König von Athen. Gleichzeitige Weltbegebenheiten: Serodotus, der erste große Geschichtschreiber, auf Reisen; Sokrates zu Athen; Xenophon, sein späterer Jünger eben geboren; Griechenland führt den sogenannten „heiligen Krieg.“

Haupttext: Wenn dein Wort offenbar wird, so erfreut es, und macht klug die Einfältigen.—Ps. 119, 130.

## I.

Die Mauern der Stadt wurden gebaut und fertig in 52 Tagen. Die Thore waren gehängt, die Aufwärter, Sänger und Leviten bestellt, und das Volk war wieder in seine Städte gezogen. Als die Feinde sahen, daß die Mauern gebaut waren, legten sie neue Pläne gegen Israel; unglücklicher Weise wurden sie noch unterstützt von einigen Verräthern aus dem Stamme Juda. Ihre Absicht war, Nehemia zu erschrecken mit einer Anklage wegen Hochverraths; sie suchten ihn in eine Falle zu ziehen, indem sie eine Versammlung vorstülgen; vier Mal schrieben sie ihm und das fünfte Mal sandten sie einen offenen Brief, aber Nehemia kannte ihre Anschläge und that nichts, das ihm als Verrath am König hätte können gedeutet werden. Der siebente Monat war bestimmt zu einem fröhlichen religiösen Feste nach der Verordnung Mosis, des Knechtes Gottes. Ob es zwar dem Kalender nach auch nicht das „Befreiungs-Jahr“ war, so schien es doch günstig und passend zu sein, wieder einmal ein religiöses Festenfest zu feiern. Zum ersten Mal, seit Christus sein Gebot erließ, daß die Juden gen Jerusalem ziehen durften, sollte ihnen nun Gelegenheit geboten werden, Gott zu dienen unter ihrem eigenen Feigenbaum, d. h. durch ihre eigenen Mauern geschützt. Wieder ein Volk sollen sie sein, das nicht von der Barmherzigkeit anderer Völker abhängig war.

Nehemia hatte die Aufsicht der Stadt in die Hände seines Bruders Panani übergeben, er selbst aber fertigte ein Geschlechtsregister der Stämme an, welches auch um diese Zeit vollendet wurde. In der vorliegenden Lektion treffen wir Esra zum ersten Mal. Er kam schon vor 13 Jahren nach Judäa und brachte 3000 Juden aus der Gefangenschaft mit sich; seine Vollmacht vom König war Stadthalter anzustellen über ganz Judäa. In Persien war er ein Richter, in Israel aber ein Priester oder (scriba) „Mann der Bücher,“ ein Schriftgelehrter.

## II.

Hier haben wir die Beschreibung einer öffentlichen Versammlung im Freien und auch den Ursprung unserer Predigtweise in der gegenwärtigen Zeit. Das Volk kam zusammen, um Gottes Gesetz zu vernehmen. Männer, Weiber und Kinder: „Wer da vernehmen konnte.“

1. Das Buch.—Als Esra auf der Kanzel erschien, erhob sich alles Volk. Dieses war ein Zeichen der Andacht und Ehr-

furcht. Denn das Buch war: a. Ein göttliches Buch. Jehobah war der Autor; es offenbarte und enthielt seinen Willen. b. Ein wunderbares Buch, denn sein Inhalt war die Wahrheit vom Himmel und sein Zweck das Heil der Menschen. Es war das heilige Orakel Gottes, die Regel des Lebens und der Weg zum Himmel. Kein Wunder erhob sich das Volk, als man das Buch öffnete. Wir sollten allen Ernstes suchen unsere Gottesdienste mehr feierlich zu machen, und besonders sollte man dieses den Kindern einschärfen. Die Stätte ist dem Herrn geweiht und das Wort ist Gottes Wort.

2. Der Gottesdienst.—a. Hier war vor Allem Preis und Anbetung. Esra betete, er dankte Gott, erhöhte seinen Namen, pries seine Güte und verehrte seine Majestät. b. Es war demüthiges Beugen und Stehen. Das Aufheben ihrer Hände bezeugte ihre Abhängigkeit von Gott. Sie suchten und erwarteten seinen Segen, denn das gaben sie durch ihr Niederfallen mit dem Antlitz nach der Erde kund. Wer Gott aufrichtig verehrt, der ist auch demüthig. Wir können nicht zu tief gebeugt vor Gott erscheinen; wir sind nur Staub und Asche vor ihm. Dieses sollte man den Kindern deutlich machen, denn Ehrfurcht und Andacht mangeln unsern Sonntagschulen. c. Es war Uebereinstimmung des Geistes. Alles Volk antwortete Amen. Sie verstanden, fühlten und stimmten bei. Es war das Opfer ihrer Herzen, darum sagten sie: Amen, „so sei es,“ und wieder Amen. Aufrichtigkeit und Ernst sollte im Gottesdienst sein, die ganze Seele sollte ihr Amen im Glauben geben.

3. Die Predigt. Es war kein Aufsatz, keine lustige Rede und nicht bloß menschliche Propositionen. Es war eine Erklärung des Wortes Gottes. a) Sie lasen im Gesetzbuch deutlich, d. h. mit Nachdruck und Beobachtung der Meinung im Wort. Helle Stimme, gute Betonung und richtige Aussprache gehören zur Deutlichkeit. b) Sie gaben den Sinn, d. h. sie erklärten, machten deutlich, was sie gelesen hatten. Sie hielten dem Volk das Wort so vor, daß Jedermann dessen Sinn begreifen konnte. c) Sie machten das Volk verstehen. Das Volk, d. h. die Angelehrten und die Jungen mit eingeschlossen. Was hilft alles Predigen, wenn das Volk es nicht versteht. Einfache Worte, deutliche Illustrationen, nachdrückliches Erklären gehört mit zum erfolgreichen Predigen. Wer vorlesen, predigen oder lehren will, muß auch besondere Gaben



dazu besitzen. Lesen ist gut; predigen ist schön; aber die Erklärung macht das Wort fruchtbar vor dem Herrn.

Die Vorlesung dauerte bis nach Mittag, etwa sechs Stunden, und doch ermüdete Niemand. Das Volk hatte einen Hunger nach der Seelenpeise. Das Wort Gottes fordert Aufmerksamkeit und es ist werth, daß man darauf merke. Durch Gleichgültigkeit wird Vieles überhört und durch Leicht-sinn selbst das Gehörte wieder vergessen, und bringt also keine Frucht.

**Praktische Anwendung.**—1. Durch Glaube, Geduld und Ausdauer erlangen wir den Sieg über alle Hindernisse.

2. Es gibt Aufmunterung, Muth und Eifer, wenn man große Versammlungen sieht. Niemand sollte aus bloßer Gleichgültigkeit die Versammlungen der Gläubigen versäumen, wie Einige zu thun pflegen. Ebr. 10, 25.

3. Das Wort Gottes ist das Fundament zum Volkesglück und der Eckstein zu christlichen Charakter.

4. Im Gottesdienst soll Andacht, Ernst, Ehrfurcht und persönliches Mitgefühl herrschen. Ein zeitiges Amen ist eine Bestätigung.

5. Eltern und Lehrer sollten zusehen, daß auch die Kinder Gottes Wort hören und verstehen lernen.

6. Wenn man Gottes Wort liest, so sollte man immer sich selbst fragen: „Verstehst du auch, was du liest?“

7. In jeder Familie sollte Gottes Wort gelesen werden.

8. Nach jeder Predigt sollte man zu Hause darüber reden und den Familiengliedern noch einmal einschärfen.

9. Nie sollte man den Zweck desselben vergessen; nemlich unsere Seligkeit.

**Kleinkinderklasse.**—Erzähle die Geschichte. Dann erkläre, warum das Gesetz gelesen wurde: Damit das Volk es wissen sollte. Wissen mußten sie dasselbe, um es zu befolgen. Illustrire an dem Verhältniß der Eltern zu den Kindern: Jene sagen diesen ihren Willen, warum? Damit diese denselben wissen und — thun. Das Gebot im Kopfe macht klug, das Gebot im Herzen macht gehorsam. Welches ist das größte Gebot? Wie offenbart sich die rechte Liebe gegen Gott und Menschen?

**Illustrationen.**—Gottes Wort unser Licht. Eine Anzahl Männer wollte einen langen Weg gehen, um sich eine Heimath zu suchen. „Nehmt ein Licht von mir mit,“ sagte ihr Herr. „D, es ist nicht nöthig,“ meinten sie, „es ist ja jetzt hell.“ Sie merkten aber nicht, daß es des Herrn Lampe war, die die Dunkelheit erhellte. So gingen sie, aber je mehr sie sich von dem Lichte, welches ihr Herr in die Höhe hielt, entfernten, je dunkler wurde es. Endlich sahen sie nichts mehr

und sie kamen um auf dem Wege. Der Lehrer wird dies Gleichniß verstehen.

Suchet in der Schrift. Es wird gesagt, daß die Schätze in den Gruben von Cornwall, je tiefer man gräbt, desto reichlicher werden. So ist es gerade mit dem Worte Gottes: Je mehr man darin gläubig forscht, desto herrlichere Schätze findet man in demselben. — Ein Priester wollte einem irischen Knaben, den er beim Bibellesen fand, das Lesen der Schrift verbieten. „Ich darf lesen,“ sagte der Knabe, „ich habe einen Durchsuchungsbefehl.“ „Von wem?“ „Von Jesus selbst,“ sagte der Knabe. „Jesus sagt: Suchet in der Schrift.“ — Manche Leute haben wohl Gottes Wort im Hause, aber sie lesen es nicht. Spurgeon sagt: „Auf manchen von euren Bibeln liegt der Staub so dick, daß man das Wort Berdammniß darein schreiben könnte. Was, wenn Gott einst fragen wird: Hast du auch je meinen Brief an dich, der voller Liebe und dringender Einladung ist, gelesen? und du dann antworten mußt: Herr, ich habe dessen Siegel nicht einmal erbrochen. Was wird der Herr dann zu dir sagen?“



**Erklärung der Wandtafel.** — Das Vorlesen des Gesetzes ist der Gegenstand der Lectiön. Das zeigen hier die Gesehtsfeln mit ihren Ziffern. Die praktische Anwendung für uns aber ist, daß dem Christen das Gesetz ins Herz geschrieben ist, dieses Gesetz ist: Liebe zu Gott und dem Nächsten. Das stellen die „vereinigten Herzen“ auf der Wandtafel mit ihrer Inschrift vor. Wem das königliche Gebot ins Herz geschrieben ist durch den hl. Geist, der fenn t Gottes Gebot, der liebt und hält auch Gottes Gebot.

## Die Sabbathfeier.

### 6. Lectiön: Neh. 13, 15—22. — Sonntag den 9. Februar 1879.

15. Zu derselben Zeit sahe ich in Juda Kelter treten auf den Sabbath, (1) und Garben herein bringen, und Esel beladen mit Wein, Trauben, Feigen und allerlei Last (2) zu Jerusalem bringen auf den Sabbathtag. Und ich bezeugte sie des Tages, da sie die Fütterung verkauften.

16. Es wohnten auch Tyrer darinnen; die brachten Fische und allerlei Waare, und verkauften es auf den Sabbath den Kindern Juda's und Jerusalems.

17. Da (3) schalt ich die Obersten in Juda, und sprach zu ihnen: Was ist das böse Ding, das ihr thut, und brechet den Sabbathtag?

18. Thaten nicht unsere Väter also, (4) und unser Gott führete alle dies Unglück über uns und über diese Stadt? Und ihr machet des Borns über Israel noch mehr, daß ihr den Sabbath brechet.

19. Und da die Thore zu Jerusalem aufgezogen waren vor (5) dem Sabbath; hieß ich die Thüren zuschließen, und befahl, man sollte sie nicht aufthun, bis nach dem Sabbath. Und ich bestellte meiner Knaben etliche an die Thore, daß man keine Last herein brächte am Sabbathtag.

20. Da blieben die Krämer und Verkäufer mit allerlei Waare über Nacht draußen vor Jerusalem, Ein Mal oder zwei.

21. Das zeugte ich ihnen, und sprach zu ihnen: Warum bleibet ihr über Nacht um die Mauer? Werdet ihr es noch eins thun, so will ich die Hand an euch legen. Von der Zeit an kamen sie des Sabbathes nicht.

22. Und ich sprach zu den Leviten, die rein waren, daß sie kämen (7) und hüteten der Thore, zu heiligen den Sabbathtag. Mein Gott, gedente mir deß auch, und schone meiner nach deiner großen Barmherzigkeit.

### Parallelen und Anmerkungen.

(1) 2. Mose 20, 10. (2) Cap. 10, 31. (3) B. 11.; Spr. 28, 4. (4) Jer. 17, 21—23. (5) 3. Mose 23, 32. (6) Cap. 12, 30. (7) B. 14, 21. Zeit: 428 bis 423 v. Chr. Etwa 16 bis 20 Jahre nach der vorigen Lectiön. Im 32. Jahre der Regierung Artaxerges Longimanus. Nehemia war am persischen Hofe; wie lange er dort blieb, kann nicht bestimmt

gesagt werden. Die Mißbräuche unter den Juden lassen jedoch auf mehrere Jahre schließen. Ort: Jerusalem und Umgegend. Begebenheiten in der Weltgeschichte zu dieser Zeit: Herodotus lebte noch. Sokrates lehrte in den Straßen von Athen, und unter seinen Schülern befanden sich Xenophon und Plato, die größten Philosophen der alten Welt. Maleachia prophezeite sehr wahrscheinlich um diese Zeit.



## Haupttext: Gedanke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest. — 2. Mose 20, 8.

### I.

Man sollte nicht vergessen, die Psalmen 107—150 zu lesen in Verbindung mit den Begebenheiten dieser Zeit, denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß jene Hallelujapsalmen aus jenem, in der letzten Section beschriebenen Fest entsprossen sind; auch der 119. Psalm fällt ganz passend in diese Zeit. Covles. — In der letzten Section verließen wir die Juden an ihrem Dank- sagungs- oder Hüttenfest, im October 444 v. Chr., gleich darauf feierten sie das Versöhnungsfest und endeten mit einem neuen Bunde, das Gesetz Gottes und Moses zu halten. Ehe sie auseinander gingen, mußte durch das Loos entschieden werden, wer in Jerusalem wohnen sollte, und wer in den Dörfern umher wohnen sollte. Die Hengenten mußten in der Stadt bleiben, und nebst ihnen jeder zehnte Mann. Nehemia regierte elf Jahre, dann zog er wieder gen Persien. Kaum war er fort, so sängen auch schon Mißbräuche an. Der alte heidnische Erzfeind Tobia, der Ammoniter, bekam Wohnung und Waarenlager in einem Theil des Tempels. Der Zehnte wurde versäumt, die Juden verheirateten sich mit Heiden, und eine heidnische Colonie hatte sich sogar in der Stadt angesiedelt. Die jüdischen Gebräuche wurden verachtet und besonders wurde der Sabbath geschändet und mißachtet. Nach etlichen Jahren kehrte Nehemia wieder zurück von Persien und begann sogleich eine ernsthafte Reformation. Er trieb Tobia aus, sammelte den Zehnten wieder und setzte den Tempeldienst neu ein. Die heutige Section handelt von seiner Bemühung bezüglich der Sabbathfeier.

### II.

1. Ein öffentlicher Verweis. Vers 11—18. Das Gesetz des Sabbath war nicht zu mißdeuten, es war ein unzweideutiges Gebot Gottes bei den Juden, und doch fand Nehemia bei Einigen aus Juda, daß sie das Gebot verachteten und mit Füßen traten. Ja, selbst in Jerusalem, wo doch das Volk den Bund mit Gott erneuerte, fand er eine allgemeine Sabbathschänderei im Gange. Sie verrichteten knechtische Arbeiten und trieben Handel am Sabbath. Kein Wunder wurde der Glaube geschändet, wo man Gottes Gebote mißachtet, hat Religion ihren Einfluß verloren. Nehemia zeugte wider sie. Nicht nur, daß er sein Mißfallen ausdrückte, sondern suchte ihnen klar zu machen, wie schrecklich sie sündigten gegen Gott. Er schonte auch die Obern im Volke nicht, weil sie diese Dinge erlaubten.

Auch Fremde, Threr, die in der Stadt wohnten, trieben ihr Wesen daselbst am Sabbath. Der Einfluß dieser Ausländer war immer unheilvoll für die Juden, aber sie hatten keine Entschuldigung. Noch heute braucht man solcher Nehemias. Die Prediger und Lehrer sollten laut zeugen gegen die Sünde der Sabbathentheiligung.

2. Eine ernste Mahnung. Er hielt ihnen vor, wie es den Vätern erging und auch ihnen selbst schon ergangen war, weil sie dieses Gebot mißachteten. Die Entheiligung des Sonntags führt sicher und schnell ins Verderben. Gott hat das vierte Gebot geschrieben: a) im Gesetz auf Sinai; b) in die Natur des Menschen. Es gibt sogar Menschen, die sagen, selbst wenn Gott das Gebot aufheben würde, müßte man es halten, denn die menschliche Natur fordert es. Wir bedürfen des Sonntags zur Ruhe, Erholung und geistlicher Erfrischung; aber auch der Geist des Menschen verlangt Nahrung, Cultur und Stärkung, die findet er nur im Umgang mit Gott und dem Göttlichen. Ein Tag aus sieben ist wenig genug, sich vorzubereiten und zu sammeln für ein heiliges Leben.

3. Eine weise Vorkehrung. Nehemia ließ es nicht beiwenden mit der Strafpredigt; er traf Vorkehrungen fernere Sünden dieser Art zu verhüten. V. 19, 20. a) Er ließ die Thore der Stadt schließen, und durch seine eigenen treuen Diener bewachen, damit keine knechtische Arbeit, wie in dem 15—17. Vers 2c. angegeben ist, geschehen konnte. b) Er bedrohte die, welche kamen, um Handel zu treiben. Es kam Furcht über sie, denn sie sahen seinen Eifer und Ernst für den Herrn.

4. Nehemias Gebot und Gebet. Den Leviten befohl er, sich selbst frei zu machen, sich zu reinigen von dem Uebel, und dem Volk ein gutes Beispiel zu stellen, und dann die Thore zu hüten, indem er selbst nicht lange bleiben konnte. Der Muth, der Eifer und die Entschlossenheit Nehemias sind

uns hier vorge stellt, damit wir ihm nachwandeln sollen. Er schließt diesen Theil seiner Schrift mit einem Gebet, in welchem wir zweierlei bemerken: a) Er betet für sich selbst, damit Gott ihn schonen möge. b) Den Grund warum: Um seiner Barmherzigkeit willen. Diese Gnade und Barmherzigkeit muß auch uns schonen und erretten.

**Praktische Anwendung.**—1. Die Bösen suchen den Sonntag aufzuheben! Warum?

2. Es ist unsere Pflicht gegen öffentliche Sünden zu zeugen in Wort und That.

3. Es ist gefährlich in böser Gesellschaft gefunden zu werden; man wird verführt und muß endlich auch mit leiden.

4. Die Landesgesetze müssen beobachtet werden; besonders sollten Christen hierin behutsam wandeln.

5. Der Sonntag ist von großem Werth für uns, nach Leib und Seele.

**Kleinkinderklasse.**—Erzähle, wie Gott geboten hat einen Tag aus sieben zu ruhen, wie die Juden dies übertraten und damit sündigten. Lehrgegenstand: 1. Was sollen wir am Sonntag nicht thun? Keine Arbeit, ohne was unumgänglich nothwendig ist, oder aus Liebe zum geistlichen Wohl unserer Mitmenschen gereicht. Warum sollen wir am Sonntag nicht arbeiten? 2. Was sollen wir am Sonntag thun? Durch lebendigen Gottesdienst uns und Andere erbauen zu Gottes Ehre. — Dann führe man Beispiele vom Segen der Sonntagsheiligung und auch vom Nachtheil der Entheiligung des Sonntags an.

**Illustrationen.**—Man suche die Beispiele in der Schrift nach. 

Ein gewisser Reisender kam Samstags Abends spät in einen Gasthof. Man fragte ihn, ob er am Sonntag weiter reisen wolle, worauf er entgegnete: „Nein, ich finde immer, daß wenn ich und mein Pferd am Sonntag ruhen, das Reisen während der Woche viel besser von Statten geht. Ich möchte mein Ziel in möglichster Bälde erreichen, darum ruhe ich morgen.“

Der Sonntag macht die Woche. Der König Friedrich Wilhelm III. v. Preußen zeichnete sich auch durch die Heilighaltung des Sonntags aus. Wenn er durch Krankheit an dem Besuch des öffentlichen Gottesdienstes verhindert war, so ließ er einen besonderen Gottesdienst in seinem Zimmer halten. Er pflegte zu sagen: „Der Sonntag macht die Woche.“

Etwas gebrochen. Ein frommer Mann begegnete eines Sonntags auf seinem Wege zur Kirche einem Bekannten, der vom Felde gefahren kam. „Siehe, Nachbar“ sagte der Christ, „da hast du ja etwas gebrochen.“ Der Fuhrmann betrachtete seinen Wagen nach allen Seiten, konnte aber keinen Bruch entdecken, worauf er zu dem Andern sagte: „Du scherzest wohl, ich finde Alles heil.“ „Nein,“ entgegnete der Kirchgänger, „ich scherze nicht, ich nehme einen ernstlichen Bruch wahr. Du hast den Sabbath und somit Gottes Gebot gebrochen.“



**Erklärung der Wandtafel.**—Einem Knaben, welcher auch am Sonntage gern seinen Vergnügungen nachgegangen wäre, wollte sein Vater die Billigkeit der Sonntagsheiligung zeigen. Er gab ihm deshalb sieben Äpfel und sagte dann: „Ich habe dir sieben Äpfel gegeben, würdest du mir nicht einen



wieder geben?" „Mit dem größten Vergnügen," sagte der Anabe, und hielt dem Vater mehrere Äpfel hin. „Siehe, mein Sohn," sagte der Vater dann, „so hat uns Gott in der Woche sieben Tage gegeben, sollten wir ihm nicht gerne einen wieder geben, d. h. seinem besonderen Dienste weihen?" — Diese Thatfache ist hier illustriert. Alle unsere Tage gehören

Gott. Wie sollten wir dann mit Freuden den Tag heiligen, den er uns geboten hat. Der Sonntag ist Gottes und unser, d. h. er soll zu Gottes Ehre und zu unserer Erbauung dienen. Die Wochentage sind unser und Gottes, d. h. dieselben sollen wir dazu gebrauchen, unsern Beruf zu Gottes Ehre zu erfüllen. Gebet Gott, was Gottes ist.

## Der Pfad der Gerechten.

### 7. Section: Psalm 1, 1—6. — Sonntag den 16. Februar 1879.

1. Wohl dem, der nicht wandelt (1) im Rath der Gottlosen; noch tritt auf den Weg der Sünder; noch sitzt, (2) da die Spötter sitzen;

2. Sondern hat (3) Lust zum Gesetz des Herrn, und (4) redet von seinem Gesetz Tag und Nacht.

3. Der ist wie ein Baum, (5) gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das geräth wohl.

4. Aber so sind die Gottlosen nicht; sondern wie (6) Spreu, die der Wind verstreuet.

5. Darum (7) bleiben die Gottlosen nicht im Gericht, noch die Sünder in der Gemeinde der Gerechten.

6. Denn der Herr (8) kennet den Weg der Gerechten; aber der Gottlosen Weg (9) vergehet.

### Parallelen und Anmerkungen.

(1) Spr. 4, 14. 15. (2) Jer. 15, 17. (3) Hiob 23, 12. (4) Ps. 119, 97. (5) Jer. 17, 8. (6) Matth. 3, 12. (7) Matth. 25, 41. 46. (8) Hiob 23, 10. (9) Spr. 15, 9.

Zeit: Die Zeit kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden, aber David ist der Autor dieses Psalmes, und er lebte und regierte 1085—1015 v. Chr. Die correspondirende Geschichte im Reich ist das 1. und 2. Buch Samuels.

**Haupttext:** Aber der Gerechten Pfad glänzet, wie ein Licht, das da fortgeht und leuchtet, bis auf den vollen Tag. — Spr. 4, 18.

### I.

In der hebräischen Bibel sind die Psalmen in fünf Abtheilungen oder Büchern eingetheilt. Das Erste vom 1. bis 41. Psalm, welche alle dem David zugeschrieben sind; das Zweite vom 42. bis 72. Psalm, gedichtet von David, Salomon und einigen Andern; das Dritte vom 73. bis 89. Psalm. Dasselbe ist meistens in Gebrauch gekommen unter der Reformation, während der Regierung Heskias. Das Vierte vom 90. bis 106. Psalm, es enthält den Rest der Psalmen, gedichtet vor der Gefangenschaft; meistens zur Zeit Jesaias und Josias. Das Fünfte vom 107. bis 150. Psalm, kam zum Vorschein während der Zeit der Wiederaufbauung Jerusalems nach der Gefangenschaft. Psalmen sind Poesie; sie haben die Sprache des Gefühls im Maße, aber nicht in Reimen.

Der erste Psalm ist ein Prolog, eine Einleitung zum Psalm-buch und drückt die Substanz des ganzen Psalmbuches aus, nemlich: Daß der Gerechte Glück und Segen habe, dem Gottlosen aber Fluch und Verderben folge. In der jüdischen heiligen Schrift findet man die Psalmen am Anfang der dritten Abtheilung, der Kothubim oder Hagiographa; d. h. einfach Schriften.

Ob David wirklich der Autor unseres Psalmes war, kann freilich nicht gerade bestimmt behauptet werden, jedoch ist kein guter Grund da, warum er es nicht gewesen sein sollte, besonders wenn man annimmt, daß die beiden Psalmen, der erste und zweite zusammen gehören; der zweite aber wird David zugeschrieben von den meisten Exegeten.

Der erste Psalm zerfällt in zwei Abtheilungen von je drei Versen. Die erste Abtheilung beschreibt den Gerechten, zuerst negativ, dann positiv; die zweite Abtheilung vergleicht den Gerechten mit dem Gottlosen und zeigt den Unterschied zwischen Beiden.

### II.

„Wohl Dem," d. h. gesegnet ist Der. Das Psalm-buch fängt an mit einer Selbpreisung oder Glückseligschätzung. Glück ist aber hier nicht bloß ein äußerlicher Zustand, sondern ein beständiges inneres Gefühl, welches Friede mit Gott, mit seinem Nächsten und sich selbst umfaßt. Sagt einmal ein Schreiber: „Wo man das Wort „Gesegnet" als Wahrheit am Schild findet, da findet man gute, fromme Menschen drinnen."

Wandeln, treten, sitzen. Hier ist eine Steigerung, die nicht zu überschätzen ist; erst wandeln, nicht gewohnheitsmäßig. Durch Uebung erlangt auch das Böse seine Gewalt; die Sünde wird endlich zur Gewohnheit, man tritt auf den Weg; d. h. man bleibt darauf „sitzen", wie es Andere übersetzen,

und zuletzt sitzt man bei Spöttern; man hat Vergnügen und Freude in ihrer Gesellschaft. Einen Menschen kann man beurtheilen an der Gesellschaft, in welcher er sich aufhält. Drei Grade des Wandels werden hier angeführt. „Wandeln," „Treten" oder Stehen, „Sitzen". Drei Grade der Sünde: einfach „gottlos", dann activ „Sünder" und zuletzt „Spötter." Der Gottlose hat seinen Rath, der Sünder seinen Weg und der Spötter seinen Sitz. Der Gottlose hat keine Religion und gibt Andern seinen Rath. Der Sünder hat seinen Weg; fast Jeder seinen eigenen. Der Spötter aber ist am Ende, er hat sich gesezt; d. h. er ist fest in seinem bösen Wesen und spottet der Sünde und des Allmächtigen. Nun folgt das Gegentheil: Sondern hat Lust u. s. f. Auch der Gottlose mag oft das Gesetz erfüllen, der Fromme aber hat Freude daran; er liebt das Gesetz. Wer das Gesetz liebt, der liebt Gott, denn es ist Gottes Charakter. Im Glück singt er davon und im Unglück tröstet er sich damit.

Der Gerechte wird mit einem Baum verglichen, denn er hat Leben, Wachsthum, Fruchtbarkeit und Schönheit. Kein wilder Baum, sondern gepflanzt, gegossen und gepflegt. Seine Früchte sind beschrieben Gal. 5, 22, 23.

Im zweiten Theil des Psalmes haben wir die Beschreibung des Gottlosen. Ganz gegen Gottes Charakter und in allen Dingen gegen seinen Willen. Im Leben, im Geiste und im Ende das Gegentheil vom Frommen. Keine Standhaftigkeit, nicht wie ein Baum der steht, sondern wie Spreu. Alles was sie einst ergözte, wird ihnen endlich zur Qual und Pein. Ihr Ende wird die natürliche Folge ihres Lebens sein; sie werden nicht bestehen. Hier auf Erden sind sie noch vermischt, Böse und Fromme durcheinander, aber der Herr kennt ihre Wege. Hier wächst Unkraut noch mit dem Weizen, aber die Zeit der Absonderung naht.

„Denn." Es ist viel in diesem kleinen Worte enthalten. Gott hat Grund für Alles, was er sagt und thut. Jeder Mensch bereitet sich für sein Ende; in Neigung, Tendenz und Verhalten; der Weg den wir wandeln, führt zu einem übereinstimmenden Ziel. Wo wandelst du? Wo wirst du landen?

**Praktische Anwendung.** — 1. Lerne den gesegneten Stand des Gerechten erkennen. Sein Wachsthum, seine Kraft, seine Fruchtbarkeit und sein Bestehen vor Gott.

2. Betrachte den Fortschritt der Sünde und des Bösen im Menschen, wie es tiefer und tiefer geht und endlich ins Verderben führt.

3. Beachte den Unterschied, den Gottes Wort macht, zwischen den Bösen und den Frommen in diesem Leben und im Ende.

4. Bewundere Gottes Vorsehung über seine Kinder, an dir selbst und lerne Dankbarkeit daraus.

5. Das wahre Glück eines Menschen besteht nicht darin, daß er viele Güter habe, sondern daß er Frieden mit Gott, mit seinen Nebenmenschen und mit sich selbst habe. Wer dieses hat, kann auch dem Tod frei ins Antlitz schauen, und kann in allen Dingen getrost sein.

**Kleinkinderklasse.** — Das Bild von einem Baum, welches in dieser Section benützt wird, behalte der Lehrer bei. Der Gerechte ist wie ein gepflanzter, edler Baum, an einem fruchtbaren Orte, der grünt, blüht und Früchte trägt. Nun das Gegenteil: Der Gottlose ist wie ein wilder, kahler, unfruchtbarer Baum. Der fruchtbare Baum erfreut, erquickt und ernährt mit seinen Früchten (gottseligen Werken) die Menschen, der unfruchtbare Baum hindert das Land, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. Nun zeige man, welche Früchte der Gerechte trägt, und lege den Schülern ans Herz, welche Früchte aus ihrem Herzen kommen, denn: wie der Baum, so die Frucht.

**Illustrationen.** — Das Gleichniß vom unfruchtbaren Feigenbaum zeigt uns das Bild der Gottlosen.

Der Gerechte ist wie eine frische Quelle, welche immer sprudelt und immer erquickt. Ihr Wasser empfängt sie aus den kühlen Tiefen der Erde. So empfängt der Gerechte seine Freubigkeit und Kraft aus den Tiefen der göttlichen Liebe und ist immer bereit zu erquicken und ist reich an guten Werken.



**Erklärung der Wandtafel.** — Hier ist als Sinnbild des Gerechten, ein Palmbaum. Derselbe steht im fruchtbaren Thale am Wasser. Sein Wuchs ist schlank und gerade, seine Blätter sind schön grün, seine Früchte (Datteln) sind wohl-schmeckend und nahrhaft. Auch sein Holz ist sehr schön und nützlich. So sind die Gerechten in das fruchtbare Thal der Gnade gepflanzt, ihr Wuchs ist gerade, (gerecht) ihre Blätter (Worte) verwelken nicht, ihre Früchte (Werke) sind nützlich und zur Zeit. Das Sinnbild des Gottlosen als Contrast, ist ein auf steiler, über Höhe stehender, trockener, unfruchtbarer Baum. Er dient zu nichts, als daß man ihn in den Ofen wirft, und selbst da ist sein faules Holz von keinem Werth.

## Der König zu Zion..

### 8. Section: Psalm 2, 1–12. — Sonntag den 23. Februar 1879.

1. Warum (1) toben die Heiden, (2) und die Leute reden so vergeblich?

2. Die Könige im Lande lehnen sich auf, und die Herren rath-schlagen mit einander wider den Herrn und seinen Gesalbten: (3)

3. „Kasset (4) und zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile!“

4. Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spot-tet ihrer. (5)

5. Er wird einst mit ihnen reden in seinem Zorn, und mit sei-nem Grimm wird er sie erschrecken.

6. Aber Ich habe meinen König (6) eingesetzt, auf meinen heiligen Berg Zion.

7. Ich will von einer solchen Weise predigen, daß der Herr zu

mir gesagt hat: „Du bist mein Sohn, (7) heute habe Ich dich gezeugt;

8. Heiße von mir, so will ich dir die Heiden zum Erbe geben, und der Welt Ende zum Eigenthum:

9. Du sollst sie mit einem eisernen (8) Scepter zerschlagen, wie Löpfe sollst du sie zerschmeißen.“

10. So laßt euch nun weisen, ihr Könige, und laßt euch züch-tigen, ihr Richter auf Erden!

11. Dienet dem Herrn mit Furcht, (9) und freuet euch mit Zittern!

12. (10) Küßet den Sohn, daß er nicht zürne, und ihr unkom-met auf dem Wege; denn sein Zorn wird bald anbrennen. Aber wohl Allen (11), die auf ihn trauen!

#### Parallelen und Anmerkungen.

(1) Apftg. 4, 25. 26. (2) Ps. 46, 6. (3) Ps. 45, 7. (4) Luc. 19, 14. (5) Spr. 1, 26. (6) Apftg. 5, 31. (7) Matth. 3, 17.; Apftg. 13, 33. (8) Offb. 2, 27. (9) Ebr. 2, 28. (10) Joh. 5, 23. (11) Ps. 84, 12. Zeit: Ungefähr 1040 v.

Chr. Nach dem Siege Davids über die Philister, Moabiter und Syrer. Autor: David, denn Apftg. 4, 25 wird dieser Psalm ihm zugeschrieben. Die correspondirende Geschichte findet man im 2. Buch Samuels vom 7. bis 10. Capitel.

**Haupttext:** So wisse nun das ganze Haus Israels gewiß, das Gott diesen Jesum, den ihr gekreuziget habt, zu einem Herrn und Christ gemacht hat. — Apftg. 2, 36.

#### I.

David war auf seinem Throne nun sicher, er hatte gewal-tige Siege errungen über seine Feinde, und der Prophet Nathan hatte ihm herrliche Verheißungen Gottes zugesagt für ihn und seine Kinder. Dadurch blickte er im Geiste in die Zukunft, und sah die Herrlichkeit des messianischen Reiches, das von ihm abstammen sollte.

Dieser Psalm beginnt, wie der erste endet, mit einer Dro-hung, und endet, wie der erste beginnt, mit einer Seligpreisung. Daß der Psalmist nicht von sich selbst redet, ist klar, denn seine Rede ist nicht auf ihn anwendbar; sie kann überhaupt nur auf den Messias angewendet werden. Der Psalm wird des-halb ein prophetischer genannt; er zerfällt in vier Abschnitte, die man wieder in zwei Hauptabschnitte theilen kann, und geben dieselben im Ganzen ein Bild vom Reich des Messias. Christus auf seinem Thron und die Welt in Rebellion gegen ihn und seine Regierung. Nur in diesem Lichte betrachtet, kann dieser Psalm deutlich erklärt werden, darin stimmen die

alten jüdischen sowohl, als die früheren christlichen Theologen überein.

1. Abschnitt: Ein Bild der Nationen, verbunden gegen Christum und sein Reich.

2. Abschnitt: Eine Vorstellung des Allmächtigen, wie er auf seinem Throne das Treiben der Nationen beobachtet; und eine Stimme von ihm, daß er den Messias als König der Welt eingesetzt habe.

3. Abschnitt: Ein prophetisches Bild vom Messias selbst, in welchem ihm die Herrschaft der Welt zugesagt wird.

4. Abschnitt: Ein Bild des Psalmisten, in welchem er das Volk ermahnt, den Herrscher anzuerkennen und sich dadurch vom Verderben zu befreien und Bürger seines Reiches zu werden. Nur in Christo ist wahrer Friede, wahres Glück und Heil, darum seid ihm unterthan und betet ihn an.

#### II.

1. Die Völker in Rebellion gegen Christum. Vers 1–3. Dieses bezieht sich auf alle Menschen, die nicht



zum wahren Israel Gottes gehören, ihn lieben und anbeten. Warum weigern sich die Menschen ihn anzuerkennen? Das ist heute noch eine bedeutungsvolle Frage. Kein Sünden ist vermögend eine gute Ursache dafür anzugeben. Die Führer, Könige und Fürsten empören sich, und das Volk macht ihnen nach. Sie rathschlagen mit einander und trachten ihn zu verwirren. „Den Herrn und seinen Gesalbten.“ „Ich und der Vater sind eins,“ sagt Jesus; wer ihn verachtet, verachtet auch den Vater. Der dritte Vers spricht bildlich als von wilden Thieren, die sich nicht zähmen lassen wollen, sondern die Seile und Banden zerreißen, die sie binden sollen. So empört sich der Sinder gegen die Liebesbände seines Gottes, und der Verächter beleidigt Gott, indem er Gottes Dienst und die Verehrung des himmlischen Königs als Sklaverei ausbreitet.

2. Der Allmächtige auf seinem Thron. Vers 4-6. Der erste Abschnitt handelt von dem Verhalten der Rebellen; hier folgt das Verhalten des Regenten. Ob auch die Völker toben, er ist (a) sicher auf seinem Thron und sich seiner Macht bewußt; (b) obgleich er nicht plötzlich einschreitet, so ist er doch mit dem Verlauf bekannt, und beobachtet solches Treiben. „Der vierte Vers drückt aus, wie elend und verachtungswerth die Rathschläge der gottlosen Menschen sind in den Augen Gottes; er lacht und spottet ihrer, es ist ihm noch nicht der Mühe werth einzuschreiten. Einst aber wird er zu ihnen reden. In seinem heiligen Zorn wird er ihre Sünden auf ihrem Haupte heimsuchen. Trotz ihrem Toben hat er Christus als König eingesetzt. Nicht einen König, oder den König, sondern meinen König! Für ihn soll er regieren. Zion ist die Hoffnung der Welt; dort hat er geblutet, dort soll er regieren. Zion soll die Freude der Völker werden.

3. Das messianische Reich. (a) Der Messias. Es soll bekannt werden, daß Dieser und kein Anderer gesalbt und ausgerufen ist. (b) Daß derselbe von Ewigkeit dazu bestimmt war, aber nun (c) auch in dieser Zeit öffentlich also erklärt und bezeugt wird. „Heute“ soll eine vollbrachte Thatfache vorstellen. Gott hat ihn anerkannt und es bezeugt; wiederum that er es am Jordan bei der Taufe, auf dem Berge der Verkündung und noch zu andern Zeiten. Die Nationen sollen ihm gegeben werden, er soll sie regieren, und selbst seine Feinde müssen gebeugt werden unter sein Scepter.

4. Die Ermahnung des Propheten. „Darum,“ weil es also werden muß, seid weise. Sünde ist Thorheit, Gott dienen ist Weisheit allezeit. Er wird die Könige der Erde richten, darum sollen sie Weisheit lernen. Mit Furcht dienen meint: Ehrfurcht haben und seine Majestät erkennen. Mit Zittern freuen bedeutet, daß man erkenne, welche große Vorrechte auf dem Spiel stehen.

Den Sohn küssen hat Bezug auf die Art der Huldigung in alten Zeiten; es beweist Liebe, Ehrfurcht und Unterthänigkeit. Es ist Thorheit solches noch zu verschieben, denn bald wird sein Zorn entbrennen; darum: Heute, so ihr seine Stimme höret u. s. w. Selig, wer auf ihn traut und ihn erkennt. Sie sind Kinder und Erben seines Reiches.

Praktische Anwendung.—1. Die Welt ist gegen Christum empört. Fleischlich gefinnt sein ist Feindschaft gegen Gott.

2. Die Hoffnung des Sünders ist thöricht. Wer kann dem Allerhöchsten trotzen?

3. Gott ist sich seiner Macht bewußt und er wird Alles herrlich hinausführen. Warum will der Mensch sich dem Zug der Gnade widersetzen?

4. Gott muß die Sünde hassen, denn er ist heilig und gerecht. Wer aber Gott liebt, wird dessen Natur theilhaftig und ihm ähnlich.

5. Gott hat verheißen der Welt einen König zu geben und er hat es erfüllt, darum sollen wir ihm huldigen und seine Unterthanen werden.

6. Die größte Weisheit ist darin, daß wir Kinder Gottes

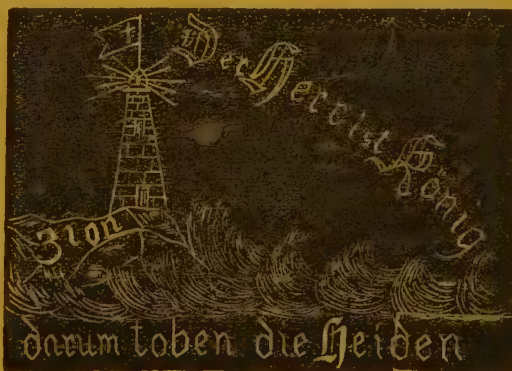
werden, die größte Thorheit aber, ihm zu widerstehen und zu trotzen.

7. Die Gefahr liegt im Aufschub. Schon naht der schreckliche Tag, wehe Dem, der auf dem Wege überfallen wird!

**Kleinkinderklasse.**—Der Lehrer schilbere auf eine lebendige Weise die Bedeutung dieses Psalms. Dann illustriere er etwa wie folgt: Ein König will einen armen Knaben als sein eigenes Kind annehmen. Dieser aber empört sich gegen den König und versucht ihn vom Throne zu stürzen. Wie undankbar und gottlos. Trotzdem aber bietet der König ihm Heil an. Aber in seiner thörichten, ohnmächtigen Wuth will der Knabe nicht hören. Doch endlich beugt er sich, küßt dem Könige die Hand und bittet um Gnade und Vergebung. Die Erklärung dieses Bildes wird man leicht einsehen. Man schließe mit der ernsten Mahnung, frühe dem König zu Zion sich in Gehorsam zu ergeben.

**Illustrationen.**—Die Leute reden vergeblich. Der Kaiser Diocletian ließ eine Münze schlagen mit der Inschrift: „Der Name Christi ist vernichtet.“ Das war wirklich ein thörichtes, vergebliches Wüthen wider den Herrn und seinen Gesalbten. Es wird uns berichtet, daß in einem Zeitraum von etwa 60 Jahren aller Welt das Evangelium gepredigt wird, wenn es in dem Maße zunimmt, wie gegenwärtig.

**Vernichtung der Feinde.** Als einst dem Kaiser von China die Nachricht überbracht wurde, daß seine Feinde in einer fernen Provinz eine Revolution angefangen hätten, sagte er, er wolle seine Feinde sofort vernichten. Er machte sich also auf und besiegte die Aufständischen. Dann behandelte er sie sehr mild und freundlich. „Aber,“ sagten seine Räte, „du wolltest ja deine Feinde vernichten.“ „Ja wohl,“ sagte der Kaiser, „damit, daß ich sie zu meinen Freunden mache, vernichte ich dieselben.“ So vernichtet auch Jesus diejenigen seiner Feinde, die sich „weisen“ und „züchtigen“—d. h. die sich von seiner Gnade ziehen und retten lassen.



**Erklärung der Wandtafel.**—Hier steht inmitten dem tolbenden Meere, auf unergründlichem Felsen ein fester Leuchthurm. Die Wellen (die Feinde) stürmen gegen denselben, aber er steht fest. So ist Zions König, der auf dem Himmelsthron herrscht. Die Kreuzesfahne weht über dem Thurm. Von dem Leuchthurm strahlt Licht hinaus auf das tolbende Element, damit sie erleuchtet werden und sich „weisen lassen“ die Könige und Völker der Erde. Wollen sie sich aber nicht „züchtigen“ lassen, so hat dieser König, der eingesetzt ist auf dem Berge Zion auch Macht, „Wind und Wellen zu gebieten.“ So soll also dieses Wandtafelbild die unergründliche Festigkeit des Thrones Christi und das ohnmächtige Toben seiner Feinde illustriren. Lange genug haben die Feinde gesucht das Reich Christi zu stürzen; aber es steht in Ewigkeit so fest, als je zuvor.

Will das Mehl im Rad nicht reichen?  
Auf und theils mit einem Andern,  
Und du wirst durch Hungerjahre  
Fröhlich mit dem Bruder wandern.  
Gottes Lieb erneut dein Handwerk,  
Oder füllt dir Rad und Krug;  
Was zu wenig scheint für einen,  
Ist für zwei noch ganz genug.

Denn wer kennt des Herzens Schätze!  
Reich wird es allein durchs Geben;  
Wage frisch daran dein Leben,  
So nur kannst du Schätze heben.  
Seelenhabe, tiefvergraben,  
Nimmermehr dich selbst erfreut;  
Samen, der in Scheunen schimmelt,  
Wächst zu Garben, ausgestreut.

Besser ist's den Andern trösten,  
Als die eigne Noth bejammern;  
Eil dem Sinkenden zu Hülfe,  
Statt ans Leben dich zu klammern.  
Haft du schwere Last zu tragen?  
Schleppt dein Fuß sich matt dahin?  
Greif nach deines Bruders Bürde,  
Gottes Hand trägt dich und ihn.



## Hinterstübchen.



Die Spielfkameraden.

**Aufs Wort glauben.**—Ein Bauer wurde lange von Zweifeln wegen seiner Seligkeit gequält. Diese entsprangen aus seinem schwachen Vertrauen auf den Erlösungstod Jesu Christi. Ein treuer Diener Christi suchte ihm zu beweisen, daß man Gott aufs Wort glauben müsse und erzählte folgende Geschichte:

Kaiser Napoleon musterte einst ein Regiment. Während er Befehle ausheilte, ließ er den Baum seines Pferdes fallen, und dieses lief davon. Ein gemeiner Soldat sprang vor, erfaßte mit gewandter Hand das Pferd schnell am Zügel und gab diesem dem Kaiser zurück. Der Kaiser sagte: „Ich danke, Capitän!“ „Bei welchem Regimente, Eure?“ — „Bei meinen Gardes,“ antwortete der Kaiser und ritt im Galopp fort. Der Soldat hat das Wort des Kaisers und verläßt sich darauf. Er begibt sich in seiner Füsiliers-Uniform zum Generalstabe. „Dieser Mensch Garde-Capitän!“ sagte einer der Generale. „Ja, denn er hat es gesagt,“ erwiderte der Soldat, auf den Kaiser weisend. „Ah, mein Herr, vergehen Sie,“ lautet nun die Antwort. Indessen hat der Soldat nichts weniger, als die Haltung eines Capitäns, noch dessen Epaulette, noch Degen. Das Wort des Kaisers, auf das er sich verließ, galt ihm mehr, als das Kleid und alles Andere. Er glaubte. Der Bauer begriff durch diese Erzählung, was es heißt, Gott zu glauben aufs Wort, und ließ fortan die Zweifel fahren.

**Ein Straßenbild.** — Prolog. Der Nachbar gegenüber hat neben seinem Hause auf dem neuen Kieswege eine schwere eiserne Walze stehen. Ein halbes Duzend Schulrangen sehen die Walze und können „unverrichteter Sache“ nicht daran vorbeigehen.

I. Schulknaben nehmen Halt an der Walze, ziehen sie auf und nieder und lassen sie endlich lustig über das Trottoir in die Straße hinab rollen. Schulknaben stecken das Hasenpanier auf und wollen eilends verduften.

II. Polizeidiener hat den ganzen Vorgang mit angesehen, nimmt die Knaben jählich in Empfang und ermahnt sie mit seinem hölzernen „Tröster“, zu versuchen, ob die Walze auch so lustig bergauf rolle als bergab.

III. Schulknaben sind plötzlich sehr ernst geworden. Schul-

knaben greifen die Walze an, schieben, stöhnen, schreien—schieben, schnaufen, blasen—lange, lange, lange. Die halsstarrige Walze rührt sich nicht. Polizeidiener lächelt bedeutungsvoll. Schulknaben schieben, stöhnen, drehen an der Walze, und nach langem Drehen und Winden gelingt es ihnen, die Walze hinaufzuschieben. Nun schnell zur Schule.

IV. Schulmeister empfängt die Knaben in gravitätischer Haltung mit dem „hölzernen Aufzeichen“ in der Hand. Nun folgt: Scharfes Verhör, lange Gesichter, tränenreiche Versprechungen, Ueberschniebiegen, Eins zwei, drei, Jammergeschrei.

**Moral:** Wenn bei einem Hause eine eiserne Walze steht, die soll man nicht bergab rollen lassen, ehe man weiß, daß man sie auch bergauf ziehen kann und—ehe man weiß, daß kein Polizeidiener in der Nähe ist.

**Kardiale Cur.**—Der Tenorist Niemann, dem in letzter Zeit häufig das Malheur passirte, daß ihm die Stimme versagte, klagte mürrisch dem Arzte:

„Herr Doktor, Sie curiren schon so lange an mir herum, aber bisher ohne sonderlichen Erfolg, deshalb möchte ich Sie bitten, die Sache etwas kräftiger anzufassen, um die Wurzel des Uebels mit einem Schlage zu vernichten!“

„Mit einem Schlage?“ erwiderte der Arzt, „das will ich sogleich,“ erhob den Stuhl und zerschmetterte mit einem Schlage—die große Weinflasche, die auf einem Seitentischchen stand.

**Passender Ausdruck.**—Ein Franzose der in einem Privathause einer deutschen Stadt im Quartier lag, wo Niemand französisch verstand, wollte einmal, als er beim Mittagessen sich an der Suppe den Mund ein wenig verbrannte, zu verstehen geben, daß die Suppe sehr heiß sei. Er wußte sich nicht auszudrücken und sagte endlich: „Ah, das ist viel Sommer in das Supp!“

„Mein Sohn Ferdinand,“ so zeigt ein Doktor in den Zeitungen an, „sind beim Sturz vom hiesigen Kirchturme den Tod. Wer die Höhe des Thurmes kennt, nur der kann die Tiefe meines Schmerzes ermessen.“



## De Perpentikel.

Ol Mutter Prahl weur ganz verzagt,  
 Ehr Uhr woll nich mehr gan,  
 De leup nu meist all fostig Jahr,  
 Mit een Mal bleef se stan.  
 De ole Perpentikel hung  
 Ganz still un stih hendal,  
 Un stott se em of teinmal an,  
 "I weur alles ganz egal,  
 Denn sä he heugstens "tick" un "tack",  
 As eener de woll will,  
 De't aber nich vollbringen kann,  
 Und endlich stunn he still.  
 De Olsch de schüttel mit'n Kopp  
 Un sä ganz argerlich:  
 „Mut doch na'n Uhrenmafer hen,  
 Ich selber trüg em nich  
 In'n Gang un ehr id an de Klock  
 Mi wat verbarben do,  
 Gef id den Uhrenmafer en  
 Paar Sülbergroschen to.“  
 Gelegt, gedan, bald weur se da  
 Und sä: „Min beste Mann,  
 Min scheune Uhr woll nich mehr gan,  
 Wie geit dat einmal an?  
 Sehn' hier, düß Perpentikel hangt  
 Ganz still dal an de Wand“  
 Un brücht den Perpentikel den  
 Uhr'mafer in de Hand.  
 „Dat ole Dings dat will dorchut  
 Mich hen un her marschir'n,  
 Ich mug se bitten, dat se mi  
 Dat Dings mal reparir'n.“  
 De Uhrenmafer meen: „Jawol  
 Madam dat sall geschehn,  
 Denn aber laten se mi de  
 Ol Klock man eerst mal sehn.“  
 „De Klock?! O, jonich, segt de Olsch,  
 De hangt noch an de Wand,  
 Von de da holl ich vel to bel,  
 Ich gef' nich ut de Hand,  
 Ne jonich“, segt se, „helfen' mi  
 Man so rut ut de Noth,  
 De Perpentikel steit blos still,  
 De Uhr geit fünst ganz got.“

**Anerkannte Wohlthätigkeit.**—Vor einigen Jahren verordnete eine städtische Wohlthätigkeitsgesellschaft, daß die Prediger sollten die armen Leute auffuchen, um der Noth abzuhelfen. Ein Prediger findet eine sehr arme Wittve, bei der die Noth groß war. Er berichtet der Gesellschaft, und sendet eine halbe Tonne Kohlen im Werth von \$2.50. Hernach besuchte er die arme Wittve wieder, die sehr dankbar fühlte und nicht wußte, wie ihre Erkenntlichkeit kund zu thun. Sie hatte einen Kanarienvogel im Werth von \$5.00 nach des Leviten Aussage, da nimmt sie — Käfig und Vogel — und schenkt es dem mildthätigen Geistlichen. — Dankbar nimmt er die Gabe nach Hause, läßt sich vom Vogel das ganze Jahr vorsingen, wie er einer Wittve geholfen. Hier war die Dankbarkeit in der That größer als die Wohlthätigkeit. J.

**Der Milwaukee „Herald“** veröffentlicht den folgenden „Hilferuf“, welcher auch außerhalb Milwaukee und Umgegend beachtet werden dürfte: Wir unterzeichneten Bewohner von Stadt und County Milwaukee, die wir durch den Schnee in augenblicklicher harter Bedrängniß uns befinden, von welcher wir nicht wissen können, wie lange sie dauern wird, wenden uns an unsere Mitbürger mit der eben so bescheidenen als dringenden Bitte um Unterstützung. Wir machen keine großen Ansprüche, selbst die kleinste Gabe wird dankbar angenommen; am besten schmecken Brod- und Semmelkrumen, auch Weizen-, Hafer- und Gerstentörner; kleine Fleischabgänge sind einigen von uns sehr willkommen; ein Bündel Stroh, aber nicht leeres, am Gartenzaune aufgesteckt, ist ein sehr gutes Ding. Speisereste aller Art sind angenehm. Die Gaben werden vor allen Fenstern, in allen Gärten und Höfen, auch auf den Dächern der Häuser in Empfang genommen und werden wir seiner Zeit darüber quittiren. Nur auf die Spitzen

hoher Kirchtürme und der Blitzableiter bitten wir nichts zu deponiren. Den Dank werden wir im Sommer abstatten, falls wir dann noch leben.

Im Auftrage der Nothleidenden, die Committee:

Spatz, Fink, Drossel, Wachtel und Andere.

**Mißverständniß.**—Pastor (sehr erstaunt): „Über Michel, was ist denn das? Die Kirche ist ja leer. Wo sind denn die Leute?“

Michel: „I nu säh'n Se, Herr Pastor, Se han doch nach der letzten Predigt gesagt: „Am nächsten Sonntag werde ich fortfahren,“ und da han mer halt geglobt, Sie wollten och zum Schützenfeste nach Mittenwalde' nein.“

**Humor des Sekstans.**—Ein Gutsbesitzer beabsichtigt wegen Kränklichkeit sein Rittergut zu verkaufen (verlaufen). — Nur im Besah (Besitz) der Geliebten kann Julius Glück und Ruhe finden. — Mehrere hundert Lumpen (Lampen) gaben dem Garten ein magisches Ansehen. — Oesterreich hat eine große Anzahl von Flüssen (Flüssen), welche das Land nach allen Richtungen durchlaufen. — Geschenk für artige Kinder (Kinder), ein Titel einer Jugendschrift. — Ein Wiener Blatt bringt Mittheilungen über die Zeichnung für eine neu gegründete Bank. Darin heißt es unter Andern: \$3. Bei der Zeichnung werden 10 Procent baar erlegt, der Rest des Betrugs wird später in Raten erhoben.

**Das Königreich der Frau.**—Frau Clara P. Voß hielt in Boston eine Vorlesung über „Das Königreich der Frau,“ in welcher sie sich gegen die Frauenrechte aussprach. Am Schlusse sagte sie: „Das Leben keiner Frau ist vollständig ohne Mann und Kinder. Wie war eine Monarchie so absolut, nie ein Königreich so loyal, wie eine Sippe Kleiner, über welche eine Mutter regiert.“

**Eine Schullehrerin,** die große Angst vor den Blattern hatte, schickte ein kleines Mädchen nach Hause, das erzählt hatte, seine Mutter sei krank und läge im Bette. Am nächsten Morgen kam die Kleine wieder in die Schule und ging zur Lehrerin mit den Worten: „Niß, wir haben ein kleines Baby in unserem Hause, Sie brauchen keine Furcht zu haben, — die Krankheit ist nicht ansteckend.“

**Zwei junge Burischen** gingen dieser Tage fischen und da sie auf dem Heimwege hungriig wurden, gingen sie an ein Bauernhaus und riefen der Tochter des Bauern zu: „Mädchen, haben Sie Buttermilch?“ „Ja, aber wir behalten sie für unsere eigenen Kälber,“ war die sanftmüthige Antwort des Mädchens.

## Rebus.



## Vorwissen Räthsel.

Mit De gebracht von jedem Jahr  
 Muß es mit De ein Actuar  
 Bisweilen ganz allein verweisen;  
 Doch hat es Unter neben sich,  
 So dankest du ihm sicherlich,  
 Daß du dies Räthsel hier kannst lesen.

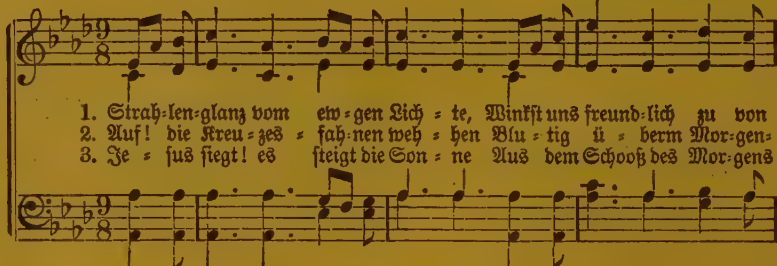
## Auflösung der Räthsel im Januarheft.

1. Rebus. — Nach B. A. Linden's Lösung: Ritzher; nach unserer Lösung: Erzitzher. Wer hat recht?

2. Logogryph. — Nach A. A. S. Lösung: Gebot—Gebet; nach unserer Lösung: Betrag—Betttag. Wer hat recht?

# Sieg.

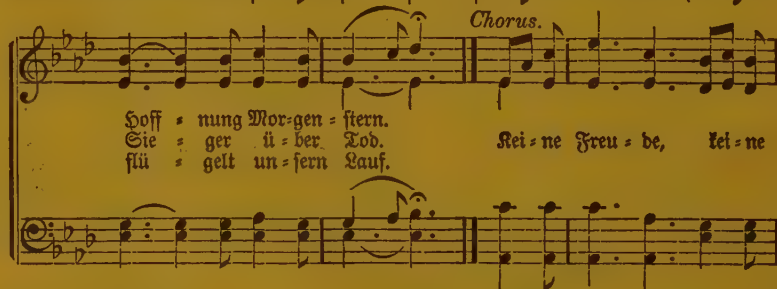
B. A. Galpin.



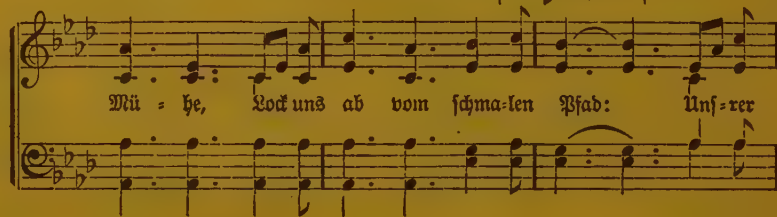
1. Strah-len-glanz vom ew-gen Licht, Winkst uns freund-lich zu von  
 2. Auf! die Kreu-zes-fah-nen weh-hen Blu-tig ü-berm Mor-gen-  
 3. Je-sus steigt! es steigt die Son-ne Aus dem Schooß des Mor-gens



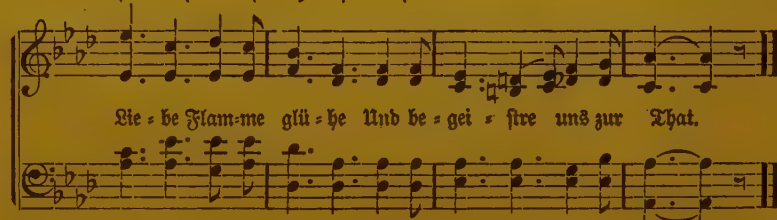
fern; Glanz von Got-tes An-ge-sicht, Uns-rer  
 roth! Und auf je-nen ew-gen Hö-phen, Steht der  
 auf! Uns-re Trau-er wird zur Won-ne, Sieg be-



*Chorus.*  
 Hoff-nung Mor-gen-tern.  
 Sie-ger ü-ber Tod. Kei-ne Freu-be, kei-ne  
 Flü-gelt un-fern Lauf.



Mü-he, Loß uns ab vom schma-len Pfad: Uns-rer



Lie-be Flam-me glü-he Und be-gei-stre uns zur That.







Konradin, der letzte der Hohenstaufen, auf dem Blutgerüst.



# Das Evangelische Magazin.

Band 11.

März 1879.

Nr. 3.

## Konradin.

(Anmerkung: Der letzte männliche Sproß des Hohenstaufischen Hauses, welcher, um sein Erbe Neapel und Sicilien in Besitz zu nehmen, nach Italien zog, aber von Karl von Anjou geschlagen und 1268 zu Neapel enthauptet wurde. Seitdem erlosch das Herzogthum Schwaben für immer.)

**K**aum ist der Frühling im Erwachen,  
Es blüht der See, es blüht der Baum,  
Es blüht der Jüngling dort im Rachen,  
Er wiegt sich in der Wellen Schaum.

Wie eine Rosenknoxe hüllet  
Ein junges Purpurkleid ihn ein,  
Und unter einer Krone quillet  
Sein Haar von güldenerem Schein.

Des ersten Donners Stimmen hallen,  
Im Süden blitzt es blutig roth,  
Er läßt sein Lied nur lauter schallen,  
Ihn kümmert nicht die Sturmesnoth.

Kind, wie du stehst im schwanken Rahne,  
So ruft dich ein schwanter Thron,  
Vertrau' dem Schatten nicht, dem Ahne,  
Verlaß'ner armer Königssohn!

Du bist so stolz und unerschrocken,  
Du findest, eh' du es geglaubt,  
Es sitzt die Kron' auf deinen Locken,  
Als träumte nur davon dein Haupt.—

Er höret eine Warnungsstimme,  
Schwimmt singend auf dem Abgrund hin,  
Was weiß er von des Sturmes Grimme?  
Nach Lieb' und Leben steht sein Sinn.

So gib ihm Leben, gib ihm Liebe,  
Du wonnevolles Schwabenland,  
Verdopple deine Blüthentriebe,  
Knüpft' ihm der Minne selig Band.

Nach' ihm den Augenblick zu Jahren,  
Den er an diesen Ufern lebt,  
Daß er mit ungebleichten Haaren  
An Freude satt gen Himmel schwebt.

Was ist's? er läßt die Leier fallen,  
Er springt ans Ufer, greift zum Schwert,  
D steht ihn über Alpen wallen  
Mit treuen Männern, hoch zu Pferd!

Der Luft, der Liebe Lieder schweigen,  
Er glüht von edlerem Gelüst,  
Er will der Väter Thron besteigen —  
Und wandelt auf das Blutgerüst.

Was willst du mit dem Blumenkranze,  
Du grünes, seebespültes Land?  
Was willst du, Luft, mit blauem Glanze?  
Was willst du, leerer Rahn, am Strand?

Ihr schmücket euch zu seiner Wonne,  
Hin ist er ohne Wiederkehr:  
Wirf einen Schleier um, o Sonne!  
Der letzte Stausen ist nicht mehr.

## Die Feuerprobe.

Nach dem Englischen für das Magazin bearbeitet.

**H**aben Sie sich nun endlich entschlossen, Mrs. Bradford?

„Ja, mein Herr!“ Während die junge Frau mit der Wittwenhaube diese Worte sprach, zitterte ihre Stimme viel heftiger, als sie es zu zeigen wünschte.

„Sie wollen Edward also kommen lassen?“

„Entschuldigen Sie, Mr. Gardiner, aber — ich —“

„O, schon recht, wenn Sie Bedenken tragen,“ sagte der Besucher, „so lassen Sie's nur sein. Aus Freundschaft gegen Ihren seligen Gatten machte ich Ihnen dieses Anerbieten. Uebrigens kommt es mir ja nicht drauf an, ich kann Knaben genug bekommen. Ich habe wenigstens meine Pflicht in dieser Sache gethan.“ Mit diesen Worten stand der reiche Kaufmann Gardiner auf und schritt hastig auf die Thüre zu. Als er schon die Hand auf die Klinke gelegt hatte, bremste er sich noch einmal um und sagte: „Denken Sie noch weiter über die Sache nach, Madame Bradford.“

„Ich habe darüber nachgedacht, und bin zu einem Entschluß gekommen,“ sagte die Wittve entschieden. „Ich danke Ihnen herzlich für Ihr gütiges Anerbieten, Herr Gardiner, und bebaure, davon keinen Gebrauch machen zu können.“

„Mutter,“ sagte ein Knabe, nachdem der Kaufmann sich entfernt hatte, „warum willst du mich nicht zu Mr. Gardiner gehen lassen? Drei Dollars per Woche das erste Jahr ist doch gewiß ein guter Lohn für einen Knaben, und er sagte ja, er werde den Lohn erhöhen, so wie ich es verdiene?“ Aus dem Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, ging hervor, daß Edward, der einzige Sohn der Wittve, mit dem Entschluß seiner Mutter nicht zufrieden war.

„Ich habe diese Gelegenheit nicht abgewiesen, mein Sohn, weil mir die Bedingungen etwa nicht gefielen, sondern weil mich dabei ganz andere Beweggründe leiteten,“ sagte Mrs. Bradford.

„Ich werde kaum wieder eine solche Gelegenheit bekommen,“

entgegnete Edward. „Mr. Gardiner ist ein reicher Mann, und er versprach das Beste für mich zu thun.“

„Und dennoch hielt ich es für das Vortheilhafteste, sein Anerbieten auszusprechen, Edward. Zu seiner Zeit, hoffe ich, wirst du auch die Richtigkeit meiner Entscheidung einsehen.“

Diese Bemerkung befriedigte jedoch den Knaben noch lange nicht. Er sah, daß er sich nach Beschäftigung umsehen mußte, denn die Noth stand vor der Thüre, und er war entschlossen alles Mögliche zu thun, seiner Mutter zu helfen. Nun waren ihm zwei Stellen angeboten worden; die eine bei Mr. Gardiner, einem reichen Handelsheeren, die andere bei Mr. Lee, einem verhältnismäßig unbemittelten Manne, welcher soeben ein Geschäft angefangen hatte. Dieser freilich konnte Edward fürs erste Jahr keinen Gehalt aussetzen, hatte dagegen aber versprochen, ihm alle Anleitung zur Erlernung der Kaufmannschaft zu geben. Dieses fiel natürlich unter Umständen für Edward sehr entmutigend in die Waagschale. Es war deshalb auch Frau Bradford durchaus nicht leicht geworden, eine Entscheidung zu treffen. Alle Aussichten auf irdischen Vortheil waren auf der Seite des reichen Kaufmannes; aber Mrs. Bradford hatte kein Zutrauen zu ihm. Sie wußte durch ihren verstorbenen Gatten, daß Gardiners Grundsätze locker waren und es um dessen Charakter nicht so gut stand, wie es zu wünschen gewesen wäre.

James Lee war ein ganz verschiedener Charakter von Gardiner. Er war sehr vorsichtig erzogen und sein Ruf so gut als Gold, — er war ein Mann und ein Christ in jeder Beziehung. Aus dieser Ursache war denn auch die Wahl auf Mr. Lee gefallen, obgleich Edward nur auf die Gegenwart und augenblickliche Vortheile schaute und deshalb sehr unzufrieden war. Jedoch aus Gehorsam gegen seine Mutter fügte er sich, obwohl ungern, und ging zu Mr. Lee aufs Comptoir.

Als die Verwandten von Frau Bradford deren Handlungsweise erfuhren, hatten sie natürlich nichts Eiligeres zu thun, als sie großer Thorheit zu beschuldigen. Doch sie ließ sich nicht beirren. Nun trat aber die Frage, wie sie ihren Unterhalt für sich und ihren Knaben erwerben solle, ernstlich an sie heran. Ihr geringes Einkommen reichte bei Weitem nicht dazu hin. Edward bekam fürs erste Jahr nichts, und wo sollte sich für sie eine Erwerbsquelle öffnen? Da hörte sie eines Tages im Laufe des Gesprächs, daß die Matrone in einer gewissen Wohlthätigkeitsanstalt ihre Stelle niedergelegt habe, und man sich nach einer passenden Person für diesen Posten umsehe. Plötzlich kam ihr der Gedanke, ob sie nicht denselben versehen könne. Freilich wollte ihr der Gedanke, ihren Knaben und ihre Heimath verlassen zu müssen, fast das Herz brechen, aber was blieb ihr anders zu thun übrig? Kurz, sie bewarb sich um die Stelle und bekam auch bald eine günstige Antwort. In einigen Tagen sollte sie sich endgültig entscheiden.

Es war jetzt etwa ein Monat verflossen, seitdem Edward für Mr. Lee arbeitete. Er hatte diesen Dienst mit Widerwillen angetreten. Einer seiner Kameraden, Namens Henry Long, hatte den Platz bei Mr. Gardiner bekommen. Auf ihrem Weg nach und von der Arbeit trafen sie fast jeden Tag zusammen und ihre Gespräche drehten sich natürlich meistens um ihre Stellung im Geschäft. Daß dabei Edward seinem Kameraden gegenüber, welcher sich auf das reiche, großartige Handelshaus und dessen liberalen Prinzipal nicht wenig einbildete, jedesmal den Kürzeren zog, läßt sich leicht denken.

Mrs. Bradford hatte bisher ihrem Sohne noch nichts von ihrer Absicht gesagt, in die Waisenanstalt einzutreten. Doch

einmal mußte das Schweigen gebrochen werden, und obgleich sie davor zurückschrak, so hatte sie sich doch fest entschlossen, Edward ihr Vorhaben an dem heutigen Tage mitzutheilen. Der Knabe kam am Abend ziemlich unfreundlich nach Hause. Nachdem das Abendessen, bei welchem es unter Umständen sehr einsilbig herging, vorüber war, sagte Mrs. Bradford: „Ich brauche dir kaum zu sagen, Edward, daß wir gegenwärtig sehr arm sind. Ich werde genöthigt sein, mich nach einer Erwerbsquelle umzusehen.“

„Nun, Mutter, wessen Schuld ist es denn?“ sagte Edward vorwurfsvoll.

„Ich beschuldige Niemand deshalb,“ sagte Mrs. Bradford.

„Ich aber,“ entgegnete der Knabe bitter. „Es ist meine Schuld, Mutter; hättest du mich zu Mr. Gardiner gehen lassen, so hätte ich wöchentlich drei Dollars verdient, das hätte uns bedeutend vorangeholfen. So habe ich nichts.“

„Aber ich befürchte, daß dieser zeitliche Gewinn ewiger Verlust für meinen Sohn gewesen wäre,“ sagte Mrs. Bradford mit zitternder Stimme.

„Onkel Bradford sagt, daß seien nur Frauengrillen und ich glaube ihm,“ erwiderte der Knabe übereilt.

Edward sprach diese Worte in grausamer Gedankenlosigkeit, aber sie trafen seine Mutter mitten ins Herz. Sie ließ ihr Haupt sinken und konnte sich nicht enthalten, laut zu weinen.

Betroffen aber nicht gebeugt stand Edward auf und schritt im Zimmer auf und ab. Bei dieser Zeit hatte seine Mutter ihre Fassung wieder gewonnen, und sie sagte mit fester Stimme:

„Ich habe bei meiner Entscheidung nur dein Wohl im Auge gehabt, mein Sohn, und die Zeit wird auch dich davon überzeugen. Beschuldige deine Mutter wenigstens nicht der Selbstsucht in dieser Sache. Doch auf den Anfang unseres Gesprächs zurückzukommen: Wir sind zu arm, um nur unser bescheidenes Heim halten zu können. Die Vorsehung hat jedoch in dieser Zeit, unserer Noth einen Weg geöfnet. Ich habe die Nachricht erhalten, daß ich für das Waisenhaus als Matrone ernannt bin. Der Gehalt ist 500 Dollars.“

Edward wurde plötzlich roth und dann fast im selben Augenblick blaß wie die Wand. Befremdet und zweifelhaft starrte er seine Mutter an.

„Mit solchem Einkommen,“ fuhr diese fort, „und keine Miete oder sonstige Unkosten, kann ich dich anständig versorgen, bis deine Dienste bei Mr. Lee eine Vergütung erheischen. Das einzige Hinderniß in der Sache ist das Aufgeben unserer hiesigen Heimath.“

Diese Worte versetzten nicht einen merkwürdigen Eindruck auf Edward zu machen. Er trat zu seiner Mutter, legte seinen Kopf auf ihre Schulter und brach in Thränen aus. Diese selbstaufopfernde Liebe derselben hatte sein Herz tief ergriffen. Dazu kam nun der Gedanke an die Einsamkeit und Verlassenheit, wenn er von seiner Mutter getrennt werden sollte.

„Du wirst doch nicht gehen?“ fragt er schluchzend, indem er sein Haupt erhob.

„Es würde unrecht sein unter obwaltenden Umständen das Anerbieten auszusprechen,“ war die Antwort.

„Du kannst, du darfst nicht gehen — wenigstens jetzt nicht, Mutter. Warte noch.“

„Worauf sollte ich warten, Edward?“

„Ich kann, ich muß etwas verdienen. Ich muß dich unterstützen, nicht du mich. Meine Hände sind bereit und mein Herz ist willig zur Arbeit. Nein, nein, du darfst nicht gehen.“



„Aber Mr. Lee kann dir jetzt keinen Gehalt zahlen und ich wünsche nicht, daß du ihn verlässest," sagte die Mutter.

„Trotzdem muß ich etwas thun, ich kann nicht länger umsonst arbeiten," sagte Edward bitter.

„Beruhige dich, mein Sohn," entgegnete Mrs. Bradford den heftigen Aeußerungen Edwards. „Vertraue auf Gott und traue auch meiner Entscheidung ein wenig. Die Zeit wird lehren, daß das, was ich zu thun im Begriffe bin, recht war."

„Ist es recht, mir meine Heimath zu nehmen?" fragte Edward traurig, und die Worte schnitten seiner Mutter durchs Herz. Ja, es war im Grunde nichts anders. Sollte sie andern Kindern eine Mutter werden und ihren eigenen, einzigen Sohn in der freundlosen Welt allein lassen, ohne zu wissen, in welche Gefahren ihn die Verhältnisse bringen möchten? Ihr Vorsatz, die Stelle im Waisenhause anzutreten, hing an zu wanken.

„Du hast doch deine endgültige Zustimmung noch nicht gegeben, Mutter?" fragte Edward mit etwas ruhigerer Stimme.

„Nein, aber ich soll mich sofort entscheiden."

„Kann es bis übermorgen verschoben werden?"

„Vielleicht."

„Nun, dann versprich mir, wenigstens so lange mit der Antwort zu zögern," bat Edward eindringlich, worauf ihm seine Mutter das Versprechen gab, so lange zu warten.

Edward blieb den ganzen Abend in sich gekehrt und mit allerlei Gedanken und Plänen beschäftigt. Am nächsten Morgen schien er etwas ruhiger zu sein. Er hatte den Entschluß gefaßt, Mr. Lee ihre traurige Lage vorzustellen und denselben zu ersuchen, ihm entweder einen gewissen Lohn oder seine Entlassung zu geben.

Mr. Lee hörte Edward geduldig an und dessen Begeisterung machte einen sehr günstigen Eindruck auf ihn, denn er war ein wackerer, menschenfreundlicher Mann. Aber die Frage mit Rücksicht auf Gehalt ließ sich nicht so leicht befriedigend beantworten. Mr. Lee hatte zwar den besten Willen, aber er hatte sein Geschäft mit geringem Capital erst begonnen und mußte sich überall einschränken. Zudem hatte er versprochen, Edward alle Gelegenheit und Anleitung zu geben, um sich zum Kaufmanne heranzubilden, welches mit einem entsprechenden Gehalt als gleichbedeutend betrachtet wurde. Dann betrieb er als nüchternen, umsichtiger Kaufmann sein Geschäft nach dem Grundsatz: „Kleine Käbne dürfen sich nicht weit vom Ufer wagen, und richtete seine Unternehmungen nach seinen Mitteln ein.

„Ich will über die Sache nachdenken, Edward," sagte er freundlich, als der Knabe fertig war, „und sehen, was sich thun läßt. Deine wackere Gesinnung und die edlen Gefühle deiner Mutter gegenüber gefallen mir."

Es lag etwas so Ermuthigendes in diesen Worten, daß das Herz des Jünglings mit den schönsten Hoffnungen erfüllt wurde. So kam endlich der Abend. Als Edward eben im Begriffe war, das Comptoir zu verlassen, sagte Mr. Lee zu ihm:

„Ich habe über das, was du mir diesen Morgen gesagt hast, nachgedacht, und habe allen Willen, deinen Wünschen zu entsprechen. Du weißt, mein Geschäft ist noch klein und das Einkommen gering. Aber ich habe gerade heute ziemlich ausgedehnte Aufträge von einem großen Etablissement erhalten, mit dem Versprechen, noch andere nachzusenden. Gestern wäre ich wohl noch kaum im Stande gewesen, dir eine günstige Antwort zu geben, heute darf ich es wagen, dir ein Gehalt von \$150 für dieses Jahr auszusprechen."

Thränen traten bei diesen Worten in Edwards Augen; hastig erfaßte er Mr. Lees Hand und sagte: „O, wie freue ich mich!" während es wie ein Sonnenschein über sein Antlitz leuchtete.

„Aber diese Summe wird nicht ausreichen dich und deine Mutter zu unterhalten," fuhr Mr. Lee fort.

„Mutter hat ein kleines Einkommen und dieses hilft auch; ich denke, es läßt sich jetzt schon machen," entgegnete Edward.

Mr. Lee sann einen Augenblick, dann sagte er: „Ich habe über die Sache gedacht, seitdem du heute Morgen mit mir sprachst, und es ist mir eingefallen, ob du nicht nebenbei noch etwas für dich selbst thun könntest."

Edwards Auge leuchtete erwartungsvoll auf.

„Es gibt allerlei Sachen, womit du einen kleinen, sicheren Handel treiben könntest. Wenn z. B. Waarenballen geöffnet werden, so gibt es Häufen von Stricken und Packleinwand. Dafür finden sich Käufer. Ich weiß verschiedene Häuser, wo du diese Sachen kaufen und sie dann mit einem kleinen Profit wieder verkaufen könntest. Es wird so wenig von deiner Zeit in Anspruch nehmen, daß ich dagegen gar nichts einzuwenden finde."

„Aber ich habe kein Geld, um einen Anfang zu machen," sagte der Knabe etwas kleinlaut.

„O, was das angeht," entgegnete Mr. Lee lächelnd, „da bedarf es kein großes Capital; zehn bis fünfzehn Dollars sind hinreichend und die will ich dir gerne vorstrecken."

„Ich danke Ihnen, Sie sind sehr gütig, Mr. Lee!" sagte Edward aus tiefstem Herzensgrunde. Dann eilte er spornstreichs nach Hause, um seiner Mutter die frohe Botschaft mitzutheilen. Als er auf die Treppe ihrer Wohnung trat, hörte er im Zimmer eine Männerstimme und als er eintrat, fiel sein Auge auf das harte Gesicht seines Onkels Bradford. Eine etwas kaltblütige Begrüßung erfolgte, und dann sagte Onkel Bradford zu Edwards Mutter:

„Der Gehalt ist gut und hilft Euch auf die Beine. Ich bin froh, daß du die Anstellung bekommen hast, Schwägerin. Das hast du mir zu verdanken. Ich habe ein gutes Wort für dich eingelegt."

„Die Mutter geht nicht hin," sagte Edward kurz. Er war kaum im Stande, den Worten zu gebieten, welche ihm auf die Zunge sprangen.

„Sie geht nicht wohin?" fragte der Onkel finstern.

„Sie geht nicht nach dem Waisenhause."

„Also nicht, heh?" entgegnete Onkel Bradford mit schlecht verhaltenem Ingrimme, während er einen eigenthümlichen Blick zuerst auf Edward und dann auf dessen Mutter richtete.

„Nein, sie geht nicht, Onkel; sie wird hier bleiben." Und während Edward dies sagte, richtete er sich hoch empor, und sah dem Bruder seines Vaters so offen ins Auge, als ob er sagen wollte: „Ich werde die Mutter versorgen."

„O, gut denn," knurrte der Onkel bißig; „wenn hier die Buben Herr sind, dann kann ich mich ja wohl empfehlen." Mit diesen Worten stand er hastig auf und schritt auf die Thüre zu. Mrs. Bradford wußte kaum, was sie zu diesem unerwarteten Scharmügel zwischen ihrem Sohne und Schwager sagen sollte. Schon in der Thüre stehend, sagte der Letztere scharf: „Ich sehe, es ist überflüssig, daß ich versuche etwas für dich zu thun. Mein Rath wird ja doch nicht beachtet. Zuerst warst du so einfältig Mr. Garbiner deinen Buben zu verweigern und ich bin überzeugt, einen so guten Platz bekommt er in der ganzen Stadt nicht mehr. Nun kommt dieses. Doch gehe deinen Weg, ich werde dasselbe thun. Aber merke dies: Wenn dich

beine Dummheiten in Noth und Elend getrieben haben, dann sprich mich ja nicht um Hülfe an.“ Mit diesen Worten schlug er die Thüre zu und war verschwunden.

„Weine nicht, liebe Mutter,“ sagte Edward zärtlich, indem er zu derselben hintrat und seine Wange sanft an die ihrige legte, „wir werden uns nicht trennen, liebe Mutter. Mr. Lee hat mir heute \$150 fürs erste Jahr ausgesetzt und das ist so viel als mir Mr. Gardiner geben wollte. Dazu hat er mir versprochen behülflich zu sein, einen kleinen Handel für mich anzufangen, womit ich noch nebenbei etwas verdienen könnte. Er war sehr freundlich gegen mich. O Mutter, mir ist eine schwere Last vom Herzen genommen.“

Mrs. Bradford war nicht im Stande ihren Gefühlen in Worten Luft zu machen; sie zog ihren Knaben an ihr heftig klopfendes Herz und bedeckte seine weiße Stirn mit heißen Küffen. Als die Rührung soweit vorüber war, daß sie wieder über ihre Stimme zu gebieten vermochte, sagte sie: „Mr. Lee ist ein zuverlässiger, großmüthiger Mann. Sein Vermögen ist zwar nicht so groß, wie das des Mr. Gardiner, aber er hat ein größeres Herz.“

„Ja, er hat ein gutes, treues Herz,“ sagte Edward halb wie zu sich selbst.

„Das habe ich gewußt,“ antwortete die Mutter, „und er hat eben so ehrenhafte Grundsätze, wie er ein treues Herz hat. Gerade das war die Ursache, daß ich die Stelle in seinem Comptoir der in Mr. Gardiners Geschäft für dich vorzog. Und ich denke, du fängst bereits an, die Richtigkeit meiner Entscheidung einzusehen.“

Mrs. Bradford sah sich nun genöthigt, mit Rücksicht auf die Annahme der Stelle im Waisenhaus zu einer Entscheidung zu kommen. Durfte sie die gute Gelegenheit ausschlagen? Durfte sie Edward allein lassen? Diese beiden Fragen waren für sie nicht leicht zu beantworten. Da aber nun Edward als Antwort auf alle ihre Bedenken sagte, er wolle mit ihr lieber in einem elenden Dachstübchen wohnen und sich nur halb satt essen, als sich von ihr trennen, fühlte sie doch, daß sie ihm Heimath und Erziehung schuldig sei, zumal da sich nun auch die Aussichten für ihre Zukunft günstiger gestaltet hatten.

„Nein, mein Sohn, wir werden uns nicht trennen,“ sagte sie jetzt. Und wenn wir auch kümmerlich leben müssen, so wollen wir doch Gott danken, daß er uns die schlimmste Entbehrung erspart und es so gelenkt hat, daß wir bei einander bleiben können.“ Beide, Mutter und Sohn, hatten in diesen Tagen eine Feuerprobe zu bestehen gehabt; aber sie fühlten sich jetzt desto stärker ihre Pflichten, nicht nach ihren Wünschen, sondern nach ihrem Gewissen zu erfüllen.

Als Mrs. Bradford's Entschluß, die Stelle als Matrone nicht anzunehmen unter ihren Verwandten bekannt wurde, begegneten ihr dieselben natürlich mit Vorwürfen und bitterem Tadel. Sie sahen nur auf die schöne Summe, welche sie nun wegen ihrer „Einfältigkeit“ entbehren mußte; die Gefühle des Mutterherzens hingegen kamen bei ihnen nicht in Betracht. Still und geduldig jedoch trug die Wittve dies Alles im Vertrauen auf Gott und dem Bewußtsein, den Weg der Pflicht gewandelt zu sein. Freilich ging es in der Haushaltung oft recht knapp her, doch es ging. Sie freute sich aber, daß Edward Mr. Lee's ehrenvollen Charakter immer mehr schätzen lernte. Dabei machte er gute Fortschritte in der Aneignung der Kenntnisse, welche für einen Kaufmann nöthig sind, und von seinem Nebengeschäften erzielte er auch einen monatlichen Gewinn von etwa sechs Dollars.

Eines Abends sagte Edward zu seiner Mutter: „Henry Long sagte mir heute etwas von Mr. Gardiner, welches mir nicht ganz sauber vorkommt. Ich bin überzeugt, Mr. Lee hätte nichts derart gethan.“

„Was ist es denn, mein Sohn?“ fragte Mrs. Bradford.

„Henry entdeckte in der soeben abgeschlossenen Rechnung mit einem Kaufmann vom Lande einen Irrthum von hundert Dollars zu Gunsten Mr. Gardiners. Er machte seinen Prinzipal auf den Irrthum aufmerksam und fragte, ob er den Kaufmann, welcher sich jedenfalls noch in der Stadt befände, davon in Kenntniß setzen solle. Aber Mr. Gardiner sagte, derselbe werde den Fehler in der Rechnung schon selbst entdecken, wenn er „scharf“ sei, und sei dies nicht der Fall, so verdiene er schon das Geld zu verlieren.“

„Das ist ja unehrlich,“ sagte Mrs. Bradford entrüstet.

„Das sagte ich auch zu Henry; aber der lachte darüber und meinte, Mr. Gardiner sei nicht auf den Kopf gefallen. Er wisse auf seinen Vortheil auszuweichen.“

„Und nahm Henry diese südländische Sache so leicht?“

„Ich bin überzeugt, daß er dies nicht gethan haben würde, als wir noch zusammen in die Schule gingen,“ entgegnete Edward auf die Bemerkung seiner Mutter.

„Ja, böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten. Wenn z. B. ein Mann wie Mr. Gardiner leichtfertig über solche ernste Dinge hingehet, welchen Einfluß muß das auf die jungen Leute in seinem Geschäft haben? Glaube mir, Edward, es ist große Gefahr dabei, in eines solchen Mannes Diensten zu stehen.“ Edward erkannte dies ebenfalls und fing nun an, deutlich einzusehen, welche Beweggründe seine Mutter bei der Wahl seiner Anstellung geleitet hatten und war recht dankbar. Auf Mrs. Bradford hätte wohl kaum etwas einen beglückenderen Einfluß haben können als gerade diese Anerkennung auf Seiten ihres Sohnes.

Die Zeit verging. Allmählig und sicher hob sich Mr. Lee's Geschäft. Am Schlusse des ersten Jahres konnte er Edward schon ein Gehalt von \$300 fürs nächste Jahr in Aussicht stellen. Damit und mit dem was er durch seinen kleinen Handel nebenbei verdiente, konnten sie schon ganz ordentlich leben. Mrs. Bradford dankte Gott von Herzen für diese Segnung und fühlte sich recht glücklich, trotzdem sich alle ihre Verwandten von ihr fern hielten. Aber sie vertraute dem Herrn, und jedes Jahr brachte ihr und ihrem Sohne neue Segnungen und schönere Hoffnungen für die Zukunft.

Es waren nun gerade sieben Jahre seit jener Zeit verfloßen, daß die Wittve Bradford Mr. Gardiner's Anerbieten mit Rücksicht auf die Anstellung ihres Sohnes abgelehnt hatte. Die Verhältnisse hatten sich seither bedeutend geändert. Mr. Lee war ihnen allezeit ein treuer Freund und Rathgeber gewesen. Sein Geschäft hatte sich beständig ausgedehnt und war endlich groß geworden. Edward bekam ein gutes Gehalt und konnte seine Mutter nicht nur anständig versorgen, sondern ihr auch ihre gewohnten Bequemlichkeiten wieder verschaffen. Jetzt gingen auch manche der früheren Freunde, welche sie in der Zeit ihrer Prüfung nicht mehr zu kennen schienen, wieder an, sich bei ihnen einzufinden. Unter diesen war auch Henry Long's Mutter. Ihr Sohn Henry war ein feiner, nach der neuesten Mode zugeschnittener junger Herr geworden, doch munkelte man im Geheimen, daß er im Umgang mit der lustigen Welt seine Kleider nicht unbeslekt erhalten habe.

Da Mrs. Long die Wittve Bradford schon einigemal besucht hatte, so hielt diese es für ihre Pflicht, die Höflichkeit zu erwidern. Sie klopfte deshalb an einem schönen Nachmitt-



tage an Mrs. Long's Thüre. Das Dienstmädchen öffnete dieselbe, starrte mit einem verstörten Gesichte auf die Besucherin und rief dann, als es Mrs. Bradford gewahrte: „O, gehen Sie doch schnell zu Mrs. Long, ich weiß nicht was ihr fehlt!“

„Ist sie denn krank?“ fragte die Wittve erschreckt.

„Ich weiß nicht, was es ist; aber es muß etwas Schreckliches sein. Es überbrachte ihr Jemaud einen Brief, und während sie denselben las, wurde sie leichenblaß und fiel ohnmächtig nieder. Jetzt jammert und stöhnt sie entsetzlich auf ihrem Lager. Gehen Sie doch schnell zu ihr hinein.“

Mrs. Bradford eilte nach dem Zimmer der Unglücklichen. Zusammengekauert lag die arme Frau auf dem Bette und schüttelte wie in einem heftigen Fieber. Die Besucherin ergriff die Hand der Unglücklichen und rief ihren Namen, aber sie schien nichts wahrzunehmen. Endlich, nach wiederholtem Anreden und Rufen, machte sie nur abwehrende Bewegungen mit der Hand. Mrs. Bradford versicherte sie ihrer Freundschaft und erbot sich, Alles für sie zu thun, was in ihren Kräften stehe, wenn sie ihr nur ihren Kummer mittheilen wolle. Aber Alles umsonst. Sie machte nur abwehrende Bewegungen und hauchte endlich: „Meine Mutter holen.“ Jetzt hielt es die Wittve nicht länger für rathsam sich aufzudrängen. Sie ließ Mrs. Long's Mutter rufen und ging dann gedankenvoll nach Hause.

Als Edward am Abend heim kam, sagte er, sobald er ins Zimmer trat: „Mutter, heute hat sich etwas Trauriges hier zugetragen.“

„Was denn, mein Sohn?“ fragte die Angeredete bestürzt.

„Henry Long ist heute mit einem englischen Dampfschiff abgesegelt, nachdem er seinen Prinzipal um eine ungeheure Summe beraubt hat.“

„Ach Edward! Unmöglich! Wie konnte er auf einmal zu einer ungeheuren Summe kommen?“

„Nein, der Raub ist nicht auf einmal geschehen; sondern die Betrügereien gehen schon seit längerer Zeit vor sich, ohne entdeckt worden zu sein. Aber heute hat ihn sein Herr beauftragt bedeutende Summen zu deponiren. Anstatt dieses aber zu thun, hat er die Gelegenheit wahr genommen und ist mit dem Ganzen durchgebrannt.“

„Schrecklich! Schrecklich!“

„In Folge dieses Raubes war nun Mr. Gardiner nicht im Stande, gewisse fällige Zahlungen zu machen, und er berief deshalb schnell eine Zusammenkunft seiner Gläubiger. Wir hatten ihm etwas Waare verkauft und Mr. Lee war in Folge dessen auch anwesend. Und was denkst du, daß er sagt? Er meint, es sei die Ansicht aller Creditoren, daß Gardiner selbst seine Hand in dem Verbrechen seines Buchhalters habe, um, wenn möglich, vor dem kommenden Sturm noch etwas unter Dach zu bringen.“

„O Edward! Edward!“ Ein dunkler Schatten des Schreckens glitt über Mrs. Bradford's Antlitz, während sie diese Worte sprach, denn sie bedachte gerade, wie nahe sie daran gewesen war, ihren Sohn in Gardiner's Geschäft eintreten zu lassen, und daß er vielleicht heute an Henry Long's Stelle stehen könne. „Dank dir, du guter, treuer Gott und Vater, daß du mich und mein Kind vor diesem schrecklichen Unglück bewahrt hast,“ betete sie aus innerstem Seelengrunde.

„Das Fallissement, welches in Folge von Henry's Flucht kommen muß, ist in der That ein schweres. Falsche Einträge von bedeutenden Summen sind—für Manche vielleicht zu früh—entdeckt worden, so daß nebst der schweren Summe, welche heute abhanden gekommen ist, schon \$60,000, wer weiß wohin? gegangen sind. Es ist die Frage, ob die Gläubiger noch dreißig Prozent bekommen werden.“

„Dann ist Gardiner am Ende eben so schlecht als sein entflohener Buchhalter?“

„Ohne Zweifel, Mutter. Er hat sich schon längst keines ehrenhaften Rufes mehr erfreut, und ich habe ihn von Kaufleuten mit den allgeringsten Titeln bezeichnen hören.“

„O, wie dankbar fühle ich, Edward,“ sagte Mrs. Bradford unter Thränen, „daß du nicht die Stelle erzieltest, anstatt des armen Henry Long.“

„Du kannst kaum dankbarer dafür sein, als ich,“ war Edwards Antwort. „Schon seit Jahren habe ich eingesehen, wie weise du damals handeltest, und mich, trotz alles Widerstandes, den Händen jenes weltlich gesinnten Mannes nicht anvertrautest, der mir nur scheinbare Vortheile zu bieten hatte. Wo ich jetzt stände, wenn ich an Henry's Stelle gewesen wäre, wer weiß es?—aber es schaudert mich, wenn ich nur daran denke.“

Nach einigen Minuten ernstern Nachdenkens, fing Edward wieder an, während sein Auge freudig aufleuchtete: „Aber ich habe nicht bloß eine Nothpost, sondern auch eine Freudenbotschaft mitzutheilen, Mutter. Mr. Lee hat mir heute unter sehr günstigen Bedingungen Antheil an seinem Geschäft angeboten, und ich habe dasselbe natürlich froh und dankbar angenommen.“

Freude und innige Dankbarkeit spiegelten sich bei dieser Nachricht in Mrs. Bradford's Antlitz. Sie faltete ihre Hände und sagte: „Nun sehe ich die Tage meiner Prüfung reichlich belohnt, und zwar schneller als ich es erwartet hatte. Meine höchste Hoffnung war, daß du ein großmüthiger, ehrenhafter, christlicher Mann werden möchtest, Edward. Diese Hoffnung ist, Gottlob! erfüllt. Nun gibt uns der Herr noch oben drein die Fülle irdischer Segnungen. Durch die Feuerprobe hat er uns auf fette Fluren seines Segens geführt. Wahrlich, es kann im ganzen Lande keine glücklichere Mutter sein, als ich es heute bin. Gott sei Dank in alle Ewigkeit!“

## Gedanken.

Von W. Huber, jr.

**O**n ferne wohl erscheint das Glück uns schön,  
Wie Regenbogen auf den Bergeshöhen,  
Doch in der Nähe schwinden die Gestalten,  
Die sich so farbig unserm Blick entfalten.  
Ach, eine Blume von dem Stiel getrennt  
Ist Alles, was der Mensch sein eigen nennt.  
Nag auch das Meer in steter Fülle liegen,

Wir schöpfen draus nur Wellen, die versiegen.  
Was eine Menschenhand erfassen kann,  
Das nimmt das enge Raß des Raumes an,  
Nur Unerreichtes glänzt im Sternensirahel,  
Erhaben über alle Macht und Zeit:  
Was uns zu eigen wird vom Ideale,  
Das hält auch Schritt mit der Vergänglichkeit.

## Die Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth.

Unter Bonn nehmen die Rheinufer einen andern Charakter an, sie werden niedrig und flach. Auf einem dieser flachen Rheinufer unweit Düsseldorf erhebt sich das Städtchen Kaiserswerth. Hier ist es, wo der Pastor der Evangelischen Gemeinde, Dr. Fliedner, mit seiner Gattin eine Anstalt zur Ausbildung guter Krankenwärterinnen unter dem in der christlichen Gemeinde gebräuchlichen Namen von Diakonissinnen stiftete. Junge Frauenzimmer aus allen Ständen mit Lust und Liebe zur Sache wurden dazu berufen. Zunächst wurde ein Asyl angelegt, in welches für Verbrechen bestrafte Frauenzimmer bei ihrer Entlassung aus dem Gefängnisse aufgenommen und wo sie von Neuem erzogen wurden, um sie geheilt und verbessert der Gesellschaft zurückzugeben; dann ein bedeutendes Krankenhaus, später eine Kleinkinderschule, ein Waisenhaus, ein Seminar für Lehrerinnen in Kleinkinderschulen.

Rasch kam diese Anstalt zur Blüthe und erfreute sich einer allgemeinen Theilnahme,

welchen die Diakonissin das Recht hat, nach Gefallen auszutreten, oder sich aufs Neue zu verbinden. Auch während der fünf Jahre kann sie, wenn wichtige Gründe da sind, von ihrer Verbindlichkeit frei werden. Jährlich steigt die Anzahl der Diakonissinnen — „Schwestern“ werden sie in der Anstalt genannt —; aber wie sie auch steigt, so steigt auch das Bedürfnis noch weit mehr, und ihre Wirksamkeit wird selbst nach fremden Ländern hin in Anspruch genommen. Sind doch von Fliedner gegründete Anstalten in Paris, London, Pittsburg, Jerusalem, Smyrna, Alexandrien, Florenz &c.

Jerusalem, Smyrna, Alexandrien, Florenz &c.

Die Schriftstellerin Friederika Bremer erzählt von einem Besuch bei einer Freundin in Kaiserswerth Folgendes: Gegen dieses Amt und dieses Leben einer Diakonissin hatte Fräulein L. noch in ihren besten Jahren, voller Anmuth und gesucht in der Welt, alle Annehmlichkeiten vertauscht, welche Vermögen und Ansehen ihr in der großen Stadt, in der sie lebte, verschaffen konnten. Man führte uns



Gebäulichkeiten der Diakonissenanstalt.

die unaufhörlich im Steigen begriffen scheint. Schon während des ersten Jahres ihres Bestehens bildeten sich an fünfzehn verschiedenen Orten in Deutschland weibliche Hülfsvereine; allmählig entstanden ähnliche auch in der Schweiz, Frankreich, Holland, England, alle innerhalb der evangelischen Kirche.

Nicht weit von hier, in Duisburg, ist unter Fliedner's Einwirkung auch eine Anstalt für Diakonen zu Bildung christlicher Krankenwärter entstanden. Das Diakonissenhaus zu Kaiserswerth erhielt bald Mitglieder aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft. Nach ihren verschiedenen Gaben und Anlagen werden sie daselbst nicht bloß für die Hospitäler ausgebildet, sondern auch für die Pflege Gefangener und Kinder. Die Einkleidung der Diakonissinnen geschieht nach einer Prüfungszeit von sechs bis acht Monaten und gilt für fünf Jahre, nach

in ein Haus des Städtchens, wo eine Wohnung für uns bereitet war. Wir wurden also erwartet, und Fräulein L. war in Kaiserswerth. Wir fanden für uns ein kleines, freundliches Zimmer, wo Alles weiß erglänzte, die Wände, die aufgeschlagenen Betten mit ihren Vorhängen, Alles weiß wie Schnee, sonst kein Zierath. „Das ist Kaiserswerther Stil!“ dachte ich und fühlte mich sehr froh. Eben saßen wir den Entschluß, auf eine Entdeckungsreise in die Stadt zu gehen, da hörten wir leichte Schritte auf der Treppe, die Thür öffnete sich, eine hohe Gestalt in einer langen, schwarzen Tracht zeigte sich; meine Freundin schrie laut auf, sprang in die Höhe; die Eintretende und sie schlossen sich herzlich in die Arme. Es war Fräulein L. Ich erinnere mich kaum, jemals ein angenehmeres, freundlicheres, offeneres Wesen gesehen zu haben. Nach einer kurzen Weile zeigte sie uns den Weg zur Fliedner-



schen Anstalt. Fiebnier war diesen Abend abwesend und seine Frau schwer krank; wir kamen unter keinen günstigen Verhältnissen nach Kaiserswerth.

Den Tag darauf brachten wir damit hin, die ganze Anstalt mit ihren vielen Unterabtheilungen in Augenschein zu nehmen. Ueberall fanden wir Ordnung und Sauberkeit, überall begegneten wir heitern und freundlichen Gesichtern unter den Schwestern. Den freundlichsten Eindruck machte das Kinderkrankenhaus auf mich; denn es war eine Freude, diese kleinen, an so vielen verschiedenen, schweren Schäden leidenden Kinder zu sehen, wie sie demnach alle heiter und beschäftigt waren, sie zu hören, wie sie Lieder singen, wie sie alle trotz verküppelter und kranker Gliedmaßen augenscheinlich an Herz und Gemüth gesund und glücklich sind. — Die Schwester, welche dieselben gerade unter ihrer Pflege hatte, war ein junges Frauenzimmer mit tiefen, wenigstens freundlich blickenden Augen und kränklichem Aussehen. Sie war, bevor sie hierher gekommen, sehr kränzlich gewesen, während ihrer hiesigen Wirksamkeit war sie nach ihrer eigenen Aussage bedeutend gesunder geworden.

In dem evangelischen Asyl befanden sich jetzt elf aus dem Gefängniß entlassene Frauen. Jede wohnt in ihrer eigenen Zelle auf einem besondern Gange; zwei Schwestern wohnen dort mit ihnen, eine auf jeder Seite ihrer Zellen. Am Tage arbeiten sie zusammen unter Leitung und Aufsicht der Schwestern, wo sie in verschiedenen Arbeiten unterwiesen werden. Das Diaconissen-Mutterhaus ist die gemeinschaftliche Wohnung der Schwestern, sie wohnen hier zu Zweien, in kleinen zellenähnlichen Zimmern, ohne allen Schmuck als die größte Sauberkeit. In diese Mutterheimath können sie zurückkehren von fremden Orten, wenn sie der Ruhe bedürfen oder krank werden; hier erhalten sie Wohnung und Pflege, wenn ihr Alter sie außer Stand setzt, zu arbeiten und zu dienen. Die Schwestern tragen alle dieselbe Kleidung, bestehend in einem dunkelblauen Baumwollenzeuge, einem schlichten weißen Kragen und einer einfachen, weißen Mütze. Eine kleine Spitze an der Mütze unterscheidet die noch uneingekleideten Schwestern von den eingekleideten, den eigentlichen Diaconissinnen.

Nachmittags kam Fiebnier zurück. Es ist ein Mann von mittlern Jahren, dessen Aeußeres einen Grad von Festigkeit und Ausdauer zu erkennen gibt. Sein Wesen ist ernst, gerade und einfach. Gegen Abend wohnte ich dem Unterricht bei, den er jungen Mädchen gab, die hier zu Lehrerinnen für Kleinkinderschulen gebildet werden. Es sind fast alle Töchter untermittelter Prediger und Schullehrer, und sie werden hier zum Durchmachen eines Lehrcurus aufgenommen, nach dessen Beendigung sie gewöhnlich leicht Plätze finden, die ihnen bei einem nutzbringenden Leben das nöthige Auskommen bieten. Es waren jetzt einige dreißig da.

Der folgende Tag wurde wieder dem Betrachten der Anstalt gewidmet; in den Krankenzimmern sprachen wir mit den Schwestern. Ich richtete meine gewöhnliche Frage an sie und bekam gewöhnlich die aufrichtige Antwort: „Ja, wir sind glücklich! Freilich kommen wohl schwere Augenblicke, ja recht schwere; aber der Herr hilft uns hindurch. Wir sind zufrieden, wir begehren Nichts mehr.“

Die Vorsteherin eines Krankenhauses in Frankfurt kam zum Besuche nach Kaiserswerth, und es war rührend, der Schwestern lebhafteste, herzlichste Fragen zu hören nach den „Schwestern“, die von Kaiserswerth nach Frankfurt geschickt waren. Auch andere Reisende kamen an, englische Ladies, deutsche Fürsten, Amerikaner, und Alle mußten durch die Anstalt geführt wer-

den. Diese beständige Strömung der Reisenden scheint mir eine der größten Plagen daselbst zu sein, und es wundert mich, daß man für sie nicht einen oder zwei bestimmte Tage in jeder Woche festgesetzt hat.

Wieder und wieder kamen wir an diesem Tage in den Krankenzimmern oder bei den Fremden mit Fräulein L. zusammen und fanden sie immer dieselbe, immer getragen von denselben unsichtbaren Flügeln, alle Bewegungen, Worte, Blicke durchathmet von froher und erhebender Harmonie. Hier konnte ich mich nicht täuschen; ich hatte in ihr wirklich den glücklichen Menschen gefunden. Sie hatte nicht Worte für das Gefühl von Freiheit, Frieden und Glückseligkeit, das sie erfüllte, seitdem sie hierher gekommen, seitdem sie für immer Abschied genommen von allen Vortheilen und Vergnügungen der Welt, seitdem sie ihren Wirkungskreis, ihr Leben für die Zukunft bestimmt hatte.

Die große und jährlich anwachsende Stiftung, die ganz und gar auf freiwillige Gaben und Beiträge gegründet ist, legt ein großes Zeugniß ab für die Tüchtigkeit des Vorlesers und den Geist, der die Anstalt hält und trägt. Dieser Geist und solche Bethätigungen desselben zeugen dafür, daß das Christenthum nicht bloß Lehre, nicht bloß Tradition und Geschichte, sondern daß es vor Allem ein Leben ist, ein lebendiges, lebensstarkes Leben. Hier tritt uns eine Schaar Männer und Frauen entgegen, die Anstalten gestiftet haben zur Aufrichtung der Gefallenen, zur Erziehung heimath- und elternloser Kinder, zum Troste für die Gefangenen und Kranken, Handwerker, Arbeiter, reich an Frömmigkeit und Kraft, ein Corps von Diaconissinnen, welche die Werke barmherziger Schwestern verrichteten, ohne bindende Gelübde, in voller evangelischer Freiheit und Kraft, der freien, weil dankbaren Liebe. Wer bedenkt, daß die Diaconie in der ersten Kirche unterging, weil sie zu ihrer vollständigen Entwicklung eine vollständige Gemeinschaft der Geistlichkeit und Laien und das vollständige Bewußtsein von dem allgemeinen Priestertum fordert, dasjenige, wovon Petrus in seinem Briefe 2, 9 redet, der wird leicht die welthistorische Bedeutung einsehen, welche in dem Factum liegt, daß unter allen lebenskräftigen Erscheinungen des kirchlichen Lebens vor Allem die Diaconie (das Diaconenamt) kräftig erblüht. Dies ist das Amt der Liebe und vor Allem das Amt der Kirche der Zukunft. Hier ist das erhaltende Element der künftigen Kirche, deren Geburtschmerzen wir Alle erfahren; hier ist das Amt, das offen steht für Alle; hier die Beträchtigung des Glaubens, zu dem Jeder berufen ist; hier die Ausübung des Priestertums, zu dem jede Kirchenverfassung die Freiheit gibt; hier ist der Mittelpunkt, aus dem allein die Verfassung der Kirche der Zukunft, ihrem Innern nach, hervorgehen kann.

Hier ist die Heimath, der Wirkungskreis, wo der Arme und Geringe in der Welt ein geachtetes, edles und nütliches Mitglied der Gesellschaft werden kann. Aber nicht allein die Arbeitslosen in dieser geringen Klasse, nein, die in einer höheren, „unsere armen reichen, unsere armen vornehmen Frauenzimmer,“ wie Amalie Siebeking sagte, finden hier Gelegenheit zu einer wohlthätigen Wirksamkeit für die Gesellschaft, für die Menschheit, zu der sie sonst nicht gelangen könnten. Die Arbeitslose ist überall zum Ueberfluß, auch auf den Höhen der Gesellschaft. Aber indem sie hier Dienerin wird, erhebt sie sich zu einer Freigebornen im Reiche Gottes und zugleich vor dem Urtheil der Welt; denn die Welt belächelt und tadelt wohl, was ihr in dieser Richtung eigentümlich erscheint; heimlich aber verehrt sie es immer.

## „Die Schwester der Wartburg.“

Von Dr. C. W. Super.



Ingenfähr fiebzehn deutsche Meilen, an der Werrabahn, in südöflicher Richtung von Eisenach, in dessen Nähe sich die allbekannte Wartburg befindet, liegt die Stadt Koburg, und dabei eine Feste, oft die „Schwester der Wartburg“ genannt, welche in ihrer Beziehung zum großen Heiden der Reformation kaum weniger Interessantes als jene zu bieten hat. Sie liegt so ziemlich in der Mitte Deutschlands und ist abwechselnd mit Gotha, Residenz der sächsischen Herzoge von Koburg-Gotha. In ihrer Zeit war sie nicht ohne militärische Bedeutung, da Wallenstein sie im 30jährigen Kriege eine Zeit lang belagerte, ohne sie jedoch einzunehmen.

Die frühere Geschichte der Feste hat für unsere Leser wohl geringes Interesse, weshalb wir sogleich mit dem Reformationszeitalter anfangen, einer Zeit, wo die Glanzperiode der Wartburg schon sehr verbunkelt war. In dieser Zeit der allgemeinen Säkularisation, in welcher alle Schichten der Gesellschaft bemüht waren das Alte abzuschütteln und nach Neuem und Besserem trachteten, als die Bauern in fast allen Theilen Deutschlands in Folge von unerträglich gewordenen Lasten und Unterdrückungen sich in einem förmlichen Krieg gegen ihre Fürsten erhoben hatten — im sogenannten Bauernkriege — finden wir im Jahre 1525 ihrer 14,000 in feindlicher Stellung um diese Feste, in welche fast der gesammte Adel des Landes sich geflüchtet hatte. Die Noth der Bedrängten war groß, und keine Rettung von irgendwoher in Aussicht. Am Rande der Verzweiflung angelangt, glaubten sie sich auf Gnade und Ungnade den erzürnten Bauern ergeben zu müssen, als der Herzog Johann mit seinem Heere erschien, die Belagerer in die Flucht jagte und den arg Bedrängten die Freiheit wieder gab. Und so begegnen wir einem der edelsten Fürsten, der je ein Land regiert hat, einem von den äußerst seltenen Machthabern, denen es ernstlich angelegen war, ihren Unterthanen Recht zu verschaffen, ohne dazu gezwungen zu sein. Dieser Johann, von der Mit- und Nachwelt mit dem Ehrennamen „der Beständige“ bedacht, war, wie sein älterer Bruder Friedrich der Weise, ein treuer Freund Luthers und Beförderer seiner Pläne. Von Jugend auf gutmüthig und treuherzig, ohne alles Falsch, aber dabei doch erfüllt vom tiefsten sittlichen Ernst. Es war ihm Vergnügen sich die heil. Schrift in den Abendstunden vorlesen zu lassen. Er führte die erste evangelische Kirchenreform in Deutschland ein, die allen andern mehr oder minder zum Muster gebient hat. Die Geschichte hat manche edle Worte von ihm aufbewahrt, und seinem Wahlspruch: „Gerade aus macht einen guten Kenner,“ scheint er in seinem ganzen Leben nie untreu gewesen zu sein. Einst als er im Begriff war einen in politischer Hinsicht sehr bedenklichen Schritt zu thun, sagte er: „Entweder Gott verleugnen oder die Welt, wer kann zweifeln, was das Beste sei?“

Im Gefolge dieses Mannes, als er im Frühling des Jahres 1530 dem Augsburger Reichstag zureiste, war Luther, den aber, weil in der Reichssacht, der Herzog nicht aus seinem Lande hinaus nehmen durfte. Luther mußte also hier an der Grenze des sächsischen Herzogthums zurückbleiben und er ist's, welcher der Feste ihren Platz in der Geschichte der religiösen Aufklärung Deutschlands auf immer gesichert hat. Für ihn waren es schwere Tage, die er hier verlebt hat, und vielleicht niemals in seinem Leben war die Sache, die seinem Herzen am

nächsten lag, so nahe am Untergang. Dieser Reichstag war ein Wendepunkt für die Protestanten, doch durfte er, der ihr Haupt und Seele war, nicht zugegen sein ihre Forderungen dem Kaiser vorzulegen und zu vertheidigen; aber er that durch Botschaften und Briefe sein Möglichstes, und obgleich kränkelnd, war er unermüdet thätig. In den drei Monaten, die er hier zubrachte, schrieb er über hundert Briefe, übersehte die Propheten und Psalmen, und dichtete das wohl bekannteste unter allen deutschen geistlichen Liedern: „Ein feste Burg ist unser Gott.“ Das Lied erinnert stark an den 16. Psalm. „Es ist ganz das Product des Moments, wo man im Kampf mit einer Welt voller Feinde sich auf das Bewußtsein zurückzieht, daß man eine göttliche Sache vertheidigt, die nicht untergehen kann. Es scheint als lege man die Waffen nieder, aber es ist die männliche Verzichtleistung nur auf den momentanen Erfolg: des ewigen ist man gewiß. Wie erhebt sich die Melodie so freudig und muthvoll, treuherzig in ihrer Sicherheit, gottinnig und weltberachtend, sie ist identisch mit dem Texte: in den Stürmen jener Tage entstanden sie mit einander.“ Zur selben Zeit hörte unbemerkt Ananias Luther mit Gott im Gebet sprechen, als sei er in unmittelbarer und persönlicher Gegenwart. „Ich weiß, daß du unser Gott bist, daß du die Verfolger der Deinen zerstreust; thätest du es nicht, so gäbest du deine eigne Sache auf; sie ist nicht unser, wir sind nur gezwungen dazugetreten; du mußt sie auch vertheidigen.“ Geschichtsschreiber jener Zeiten versichern uns, daß nie in seinem ganzen Leben Luther von dem Gefühl der Unmittelbarkeit des göttlichen Wesens lebendiger durchdrungen war, als in den Tagen, die er auf der Feste Koburg zubrachte. Natürlich befindet sich heute noch in der Feste ein Lutherszimmer in ganz seiner alten Gestalt; da sind Ueberreste von Luthers Bettstelle, da ist sein Stuhl und Anderes, das an ihn erinnert. Im sogenannten Reformationszimmer ist ein Bild den Augsburger Reichstag darstellend, ein Bildniß von Luther in ganzer Figur, neben ihm seine Frau und diejenigen Freunde, mit denen er am meisten verkehrte während seines Aufenthalts daselbst. Hier sind auch die Wappen der sechzehn Reichsstädte, welche zuerst der Reformation beitraten. Eine traurige Episode rückt das Gefängnißleben der unglücklichen Herzogin Anna, Gemahlin Johann Casimirs von Sachsen, in die Geschichte der Feste ein. Wir bemerken hier nur, daß sie wegen Ehebruchs vom Schöppenstuhl zu Jena zum Tode verurtheilt war; das Urtheil wurde aber von ihrem Gemahl in Gefängnißstrafe auf Lebenszeit verwandelt, und daß sie ihre letzten zehn Jahre bis zu ihrem anno 1613 erfolgten Tode hier zubrachte.

Gerade hundert Jahre nach Luthers Aufenthalt in Koburg kam der Gräuel der Verwüstung über diese Gegend vom unglücklichen Deutschland, eine Zeit, die dem Lande einen solchen Schaden verursachte, daß zwei Jahrhunderte ihn nicht völlig gut machen konnten. Es ist sehr zu bezweifeln, ob je in der Geschichte der Menschheit ein solches Uebermaß von Unheil Land und Leute heimsuchte, wie es im dreißigjährigen Krieg das alte Vaterland betraf. Während des ersten Decenniums dieses Krieges hatte der Herzog Johann Casimir gewußt sein Land durch den Schutz der Neutralität zu erhalten; als er sich aber im Jahre 1630 zu einem Bündniß mit Schweden genö-



thigt sah, und schwedische Besatzung in die Feste Koburg aufnahm, brachen alle Schrecken mit einem Male über das Land herein.

Wir stehen auf der hohen Feste und überblicken das in so mancher Beziehung segnete Ländchen, wir sehen das schöne Panorama vor uns sich entfalten; im Norden zum Thüringerwaldkamm hin bis zu seinen südöstlichen Ausläufern und den fernen Kuppen des Fichtelgebirges; nach Westen zum heiligen Kreuzberg, und in langen Zügen das Rhöngebirge; nach Süden die Gebirge der fränkischen Schweiz — überall ein prächtiges, grünes, waldburchwachsenes Hügelland mit vielen Dörfern, Schlössern und Kapellen. Während wir alles dieses betrachten, können wir uns einigermaßen den Contrast vorstellen. Im Jahre 1635, berichtet die Chronik, war das Glend aufs Höchste gestiegen und außerhalb Koburg, war im ganzen Land kein unbeschädigtes Haus mehr zu finden, und „sind damals mehr als 500 Kinder auf den Gassen todt gefunden worden, ohne die alten Leute, die der Hunger getroffen.“ Es steht urkundlich fest, daß hier in der Umgegend, wo jetzt gegen 12,000 Menschen leben, die Zahl im Jahre 1636 bis auf weniger als 500 arme, halbverhungerte Seelen gesunken war; denn die Feste hat sich zwar gegen Wallenstein gehalten, aber wurde später von einem Deserteur v. Lamboy vom October

1634 bis zum folgenden März belagert und auch eingenommen. Die Belagerer vertrieben oder tödteten die Menschen, benutzten die Scheunen zu Brennholz und schlachteten das Vieh.

Doch glücklichere Zeiten und fröhlichere Scenen kamen wieder. Seit den letzten zwei Decennien findet fast jedes Jahr ein Fest irgend welcher Art auf dieser Feste statt. Eins der freudvollsten Feste war das im Schloßhof 1862 gehaltene Bauern-Sängerfest, welches auch später wiederholt wurde, eine Vereinigung der Koburger Land-Liebertafeln. Zugleich sollte dies auch ein Erinnerungsfest an Deutschlands schlimmste und größte Zeit sein, weßhalb in jenem Zuge als er der Feste zu sich beivogt, die etwa vierzig Alten mit Krücken und Stöcken nachhumpeln, und so gut es geht den „Tact des Marsches von Anno 1813, den ihnen zu Ehren die Festmusik spielt,“ halten. Die Anwesenheit dieser Veteranen war zwar zum Theil Nebensache, doch da der Zweck dieses neuen Festes echte deutsche Gesinnung, treue Vaterlandsliebe und männliche Freiheitsliebe zu wecken war, war es ganz am Platze, daß auch sie dem Patriotismus nach ihrer Art beisteuern sollten. Die Begeisterung kann keine geringe gewesen sein, denn trotz Wind und Regen sollen alle Anwesende, Jung wie Alt, einen höchst fröhlichen Tag genossen haben.

## Die Ausgestoßenen.

Von R. Matt.

Der Zigeuner wandelt arm und heiter  
In die Ferne, Fremde fort und weiter;  
Wenn er auch am Wohlgeschmack der Erde  
Karg und selten nur sich weiset,  
Ist ihm jeder Ort doch bald entleibet,  
Und, was heimlich, wird ihm zur Beschwerde;  
Wenig brauchend, kommt und geht  
Dieser fiedelnde Astet. (Renau.)



Dort an jenem Vergesabhang, am Saume des Waldes nahe der Straße entlang erhebt sich seit einigen Stunden eine Gruppe von Zelten. Pferde von zweifelhaftem Rufe grasen im Walde, und eine Menge klaffender Röder balgen sich zwischen ihnen herum. Wer baut die Zelte, und wer ist das Volk das sich also umhertreibt? Laßt uns näher treten. Dort im Grase liegen die Männer und thun sich gütlich, indem sie ein Pfeifchen schmauchen und Schnapps dazu trinken; die geht es nichts an, daß einst gesagt wurde: „Im Schweife deines Angesichtes sollst du dein Brod essen.“ Zwischen den Zelten bewegen sich die Weiber und Kinder in buntem Gemisch; ihre Gesichter sind kastanienbraun und ungewaschen, ihre Haare leben in Feindschaft mit Kämmen, sie haben denselben nie; die Kleider sind frazenhaft orientalisches und aus aller Herren Länder Moden zusammengelesen; auch die gelbstlichen Kinder scheinen Furcht vor dem Wasser zu haben, nur dort drüben sitzt ein „Dinzel“, das seinem gelben Gesichtchen einen frischen Glanz zu geben weiß, auch in seiner Kleidung sieht es reinlich aus, und eben reicht ihm ein junger Bursche einen Blumenstrauß; entweder ist sie ein Schooßkind, oder, was eher möglich ist, eine Braut. Wer ist denn dieses Volk und was treiben sie hier? Es sind Zigeuner.

Wer hätte sie noch nie gesehen und gefragt, woher sie kamen und wohin sie gingen? Märchenhaft klingen die Sagen aus unserer Kindheit herauf, und heute bezweifeln wir deren Richtigkeit, aber wissen wir etwas Besseres über diese Menschen

und ihre Geschichte? Unflät ziehen sie unter uns herum, nur der Handel, den sie treiben, bringt sie uns nahe, und selten sind sie lange an einem Ort. War es immer so, oder was weiß man überhaupt Näheres von diesem Volkstamm? Diese letztere Frage zu beantworten ist der Zweck dieses Artikels.

Es war ums Jahr 1417 als der erste Trupp dieser Leute in Deutschland, oder überhaupt im westlichen Europa erschien. Zwei Anführer, die sich „Fürsten aus Egypten“ nannten, leiteten den Zug und regierten das Volk, das sie „Secans“ hießen, woraus der Deutsche dem Tone nach bald das „Zeganner“ und „Zigeuner“ hatte. Ueber ihr Herkommen und ihren Zweck erfuhr man bloß, was sie auf den Polizeigerichten schriftlich zeigten; das war aber nichts weniger, als ein von Kaiser Sigismund eigenhändig unterschriebener, und mit dem Siegel des heiligen römischen Reiches versehener Geleitsbrief, angeblich zu Lindau geschrieben und gesiegelt, denn Sigismund war damals tief verwickelt im Concilium zu Constanz am Bodensee. „Fürst Andreas und Michael,“ so lautete es, „sind auf sieben-jähriger schwerer Bußfahrt begriffen, um abzubüßen ihrer Väter harte Schuld, die vom allerheiligsten Glauben abgewichen waren, denn so forderte es ihr Bischof von ihnen. Die Gläubigen unseres heiligen römischen Reiches sind aufgefordert, den Bußfahrern Hülfe und Vorschub zu leisten.“ Mit diesem Schreiben durchzogen sie das Land; ihre Zelte auf freiem Felde, in der Nähe der Städte errichtend; ihr Dasein fristeten sie mit Pferdehandel, Wahrsagen, Diebstahl und Betrug. Ihre Hunde, deren sie eine Anzahl hatten, waren eher auf friedliches Hausgeflügel abgerichtet, als auf das Wild der Wälder.

In kurzer Zeit fing man an zu wünschen, die sieben Buß-



jahre wären zu Ende, denn nirgendß war das Eigenthum mehr sicher vor diesen Btßenden. Die Fñhrer sahen auch bald genug ein, daß sie es so nicht mehr lange treiben konnten, und neue Maßregeln mußten ergriffen werden. Bald hörte man, die Zigeunerfürsten Andreas und Michael seien nach Rom gegangen, um am St. Peter einen Fußfall zu thun für die Erlassung ihrer Schulb. Von ihrer Ankunft in Rom wird leider nirgendß etwas Schriftliches gefunden; bloß von ihrer Reise durch Italien melden die Chroniken der Städte Bologna, Forlì und Girolama, daß eine Anzahl Männer und Weiber, angeblich „Egyptier“, durch die Gegend zogen auf dem Weg nach Rom. „Sie haben gestohlen was nicht nieth und nagelfest war, nur heißes Eisen und Mühlsteine waren sicher vor ihnen; solches Volk war nie zuvor in unsern Landen,“ schreibt Ciner.

vermehrten sich auch die Geschichten und Märgen ihrer Herkunft. Bald sind es wandernde Verehrer der Isis, dann „die gemischte Menge“, die mit Israel aus Egypten zog. So mehrten sich die Ansichten, und je graufiger die Geschichte, desto mehr flößte es eine heilloße Ehrfurcht vor den „Tartaren“, die solches auszubeuten wußten, ein. Für all diese Geschichten ist aber auch nicht ein Zota von Beweis, an welchen man eine Forschung anknüpfen könnte, vorhanden. Soviel steht fest, die Zigeuner waren schon ein ganzes Jahrhundert früher im östlichen Europa als im westlichen, und von dort aus muß ihre Geschichte gesucht werden. Im Jahre 1322 schreibt ein reisender Mönch, Simeon Simeonis, wie folgt: „Wir haben auf dieser Reise ein Volk gesehen außerhalb der Stadt (Candia), das in Zelten wohnt und Gott verehrt nach dem Ritus der Griechen. Sie geben vor, von Ham abzustammen und sind



Ein Zigeunerlager.

Als sie zurüßkamen, um, wie man hoffte, in ihre Heimath zu ziehen, brachten sie ein mit päpstlichem Siegel versehenes Schreiben mit sich, das ihnen gestattete zu gehen und zu bleiben, wo sie wollten in allen Landen; den Gläubigen aber empfahl es diese Leute aufs wärmste, ihnen Handreichung zu thun mit allerlei Gaben u. s. w. Wie diese Menschen zu dem Schreiben kamen, ist ein Geheimniß und wird es auch bleiben; denn es mangelt Berichte.

Kamen die Zigeuner 1407 zu Hunderten nach dem westlichen Europa, so geschah dieses etwa zwanzig Jahre später zu Taufenden. Erst hatten sie „Fürsten“ als Führer, jetzt brachten sie ihren König mit, dessen Namen sie „Zindl“ nannten, woraus in kurzer Zeit der Deutsche sich „Gefindel“ machte und zwar nicht ohne Ursache. So wie das Volk sich mehrte, so

unstät; selten bleiben sie länger als einen Monat auf einem Fleck, sondern ziehen umher als rastete des Himmels Fluch auf ihnen. Es ist unmöglich bei ihnen zu wohnen, denn sie sind unsäthig und wimmeln von Ungeziefer.“ So haben wir also die Zigeuner schon in Europa im vierzehnten Jahrhundert, wie kann man ihrer Geschichte auf den Grund kommen, um ihren Ursprung zu finden?

Dr. Franz Miklosich berichtet der Akademie der Wissenschaften zu Wien aus den Jahren 1872 bis 1877, über den Gegenstand, und daraus entnehme ich Folgendes: Obwohl Viele glaubten, die Zigeuner stammten irgendwie aus Egypten, so ist dessenungeachtet kein Beweis dafür zu finden; nehmen wir die einzigen sichern Data dieses Volkes mit den besten Beweisen, nemlich die philologischen, dann sehen wir sehr bald, daß



sie nie in näherer Verbindung standen mit dem Lande der Pharaos, als höchstens mit andern Ländern auch, denn die Sprache dieses Volkes und die Sprache der Egyptier haben auch nicht das geringste Verhältniß zu einander aufzuweisen. Nur philologisch können wir sichern Grund und Haltpunkt zur frühern Geschichte der Zigeuner finden.

Ihre Sprache mag richtig Romany genannt werden, sie ist vermischt mit allen Sprachen mit denen das Volk in Berührung kam, je nach der Länge der Zeit, die sie in verschiedenen Ländern zubrachten; überall haben sie geborgt, und, wie es noch Andere machen, nirgends etwas zurückgegeben. So wie ihre Tracht, ist auch ihre Sprache, eine zusammengelesene. Daß sie lange auf der griechischen Halbinsel gewesen sein mußten, beweist die Thatfache, daß ihre Sprache fast den griechischen Ausdruck und sehr viele griechische Wörter annahm. Indem aber die Sprache der Zigeuner größtentheils persisch und armenisch ist, läßt sich schließen, daß sie aus Asien kamen, und zwar der Zunge nach aus indischer Abstammung; auch deutet die Sprache deutlich an, daß sie lange Zeit in dem Flachlande Indiens gehaust haben mußten und von dort nach der griechischen Halbinsel zogen, denn die Zigeunersprache in ihrem Grunde ist größtentheils persisch und griechisch. Der Romany Dialekt (Zigeunersp.) steht mit dem Sanskrit im nemlichen Verhältniß, wie die Sprache der Indier südlich des Himalaiagebirges; sie stammen vom nemlichen Ursprung und der kann nur auf der Halbinsel Hindustan gewesen sein. Nun bliebe also noch die Untersuchung übrig, wann die Wanderung stattfand, und was deren Ursache gewesen sein möchte? Darüber berichtet Dr. Miklosich weiter, daß nach einem Vergleich der Romany- und Neu-Indiersprache ein übereinstimmendes Verhältniß stattfindet, folglich sei nach eingehender Forschung die Wanderung ins Jahr 1000 n. Chr. zu stellen.

Ueber den Volkess Stamm und die Ursache der Wanderung berichtete Prof. Pott einige Schriftstücke aus dem persischen Mittelalter bezüglich dieses Volkes. Leipzig 1849. In dem großen Heldenliede "Shahuameh" oder "Buch der Könige" ist folgende Tradition. „Um's Jahr 420 fand Behram Gur, der König, ein sehr weiser Fürst, daß seine ärmeren Unterthanen in Noth und Mangel waren, und daß sie vor lauter Mühe gar keine Erholung hatten noch Vergnügen kannten; er besann sich, wie wohl den Armen zu helfen sei in ihrer Trübsal und kam auf folgenden Gedanken. Er sandte Boten nach Canoh und Maharajah zum König Schankal, welcher regierte in Indien; mit ihm schloß er einen treuen Bund des Friedens und bat ihn, er möge kommen und sich von seinen Unterthanen aussuchen, solche Personen, die ihm gefielen und die er in seinem eignen Lande nützlich verwenden könne zur Arbeit und zum Vergnügen.“ Das Resultat war eine Ueberfiedlung von 12,000 Personen beiderlei Geschlechtes, Minnesänger, die sich auf Musik und muntere Spiele verstanden; damit sie ein sicheres Unterkommen haben möchten, gab ihnen der König Land, Korn und Vieh, dafür mußten sie aber sein Volk mit allerlei Spiel und Musik ergötzen. Indem aber diese eingewanderten Menschen ein faules Volk waren, kamen sie bald wieder in die größte Noth, so daß der König sie verbannte, d. h. er nöthigte sie sich ihren Unterhalt zu suchen in den umliegenden Ländern und Gebieten. Der Poet schließt seine Heldenlage auf folgende Weise: „Seit jener Zeit wandern die ‚Lury‘ (Straßensänger) durch die Welt und suchen ihren Unterhalt; in Gesellschaft mit Hunden und Wölfen stehlen sie bei Tag und Nacht, wo sie gehen.“

Später finden wir noch einen Bericht über diese „Lury“ in Sir Henry Pottinger's Beschreibung, wie folgt: „Sie sind eine Klasse von Bagabunden, die keine feste Wohnung haben und in allen Hinsichten unjern Zigeunern gleich sind; sie sprechen ihre eigene Sprache und jeder Trupp hat seinen eigenen König, sie sind berühmt und gefürchtet wegen ihrer Diebereien und Entführungen von Kindern. Der liebste Zeitvertreib dieser Menschen ist Tanzen, Saufen, Musik und Spiel; ihre Instrumente haben sie stets bei sich, so wie auch eine Anzahl dressirter Hunde, Affen und Bären, welche allerhand Possen machen. Jeder Trupp hat auch etliche Mitglieder, die in die Geheimnisse ‚Kummel‘ und ‚Duorua‘ eingeweiht sind, diese können wahr sagen und aus der Hand lesen.“

Wenigstens fünf persische Schriftsteller geben obige Auswanderung, alle stimmen darin überein, daß jene 12,000 diese „Lury“ und deren Nachkommen waren; so reden auch arabische Schriften, daß man aus diesen „Lury“ deutlich unsere Zigeuner schließen kann. Nun könnte man auch noch Beweise anführen von jener Zeit bis zur Zeit, da sie den Osten Europas erreichten, ist aber überflüssig, daß sie aber das östliche Europa verlassen mußten, kam so: Durch die Kriege und Verheerungen, durch ihre eigenen Handlungen und andere Verhältnisse waren sie genöthigt sich zu zerstreuen und in dem dicht bevölkerten Osten erwarteten sie ein leichtes Unterkommen. Es unterliegt keinem Zweifel, die Völker haben gelitten und die menschliche Gesellschaft wurde nicht gebessert durch ihre Erscheinung, aber auch an ihnen wurde gesündigt; in England war es unter der Regierung Elisabeths ein schweres Verbrechen in Gesellschaft der Zigeuner gefunden zu werden; in Frankreich wurde im Jahr 1561 Befehl erlassen, mit Feuer und Schwert gegen sie einzuschreiten. Spanien verbannte sie aus dem Reich; Italien erlaubte ihnen nicht, länger als zwei Nächte an einem Orte zu bleiben und in Deutschland wurden sie wie wilde Thiere zusammen geschossen. In England sah man sie als Werkzeuge der Jesuiten an, in Deutschland als türkische Spionen, während die Türken sie für Menschenfresser hielten. Beweise waren keine da und doch wurde fast Alles geglaubt; aber umsonst; jedes neue Geschlecht erbt von seinen Vorfahren eine gewisse Antipathie gegen ein festes Leben und einen tieferen Haß gegen ihre Vorfolger. Alles wurde schon probirt mit ihnen. Alles—nur das Christenthum—die Religion Jesu nicht. Und wie Göthe einen Liebetraut sagen läßt: „Alle Dinge haben ein Paar Ursachen,“ so kann man auch hier einige aufzählen, warum die Civilisirung nicht gelang.

Trotz all dem finden wir ihre Zelte über die ganze civilisirte Welt zerstreut und endlich wird die Zeit kommen, wo auch diese Nachkömmlinge alter Indierstämme das Heil in Christo annehmen werden. Daß sie vermögend sind sich höherer Cultur zu freuen und höheres Leben zu genießen, dafür zeugen Männer wie John Bunyan, Antonio Solario und die Quentín Metijs des Südens.

Die Zeit wird kommen, da der Zigeuner nur noch in der Sage lebt, und unseren Nachkommen wird es fast unglaublich erscheinen, daß ein solches Volk mitten unter andern Völkern existirte.

Die Zigeuner leeren ihre Neige:  
Gute Nacht!“—Früh sieht ein Hirtentknaß  
Mischla stehn an seiner Kinder Grab  
Und hinein verscharren seine Geige.  
Meisterlos zerstreut sich seine Bande—  
Und fortan sah Niemand sie im Lande.

## Der Traum

und seine Bedeutung für das Seelenleben der Menschen.

Nach Dr. Karl Pilz von W. S.

**I**ch habe letzte Nacht einen sonderbaren Traum gehabt. Wie oft hört man diese Bemerkung. Aber sind nicht alle Träume an sich sonderbar? Welch eine Rolle spielt der Traum schon in der alten Geschichte! Traumbedeutungen finden wir zur Zeit des Pharao in Egypten und so durch alle Zeiten hindurch bis in die Gegenwart, in welcher es noch Tausende von Menschen gibt, die, wie sie sagen, „an Träume glauben.“ Aber wenn wir auch von allen lächerlichen „Träumereien“ absehen, so bleibt immer noch viel an dem Traum hängen, was auch dem hellsehenden Menschen interessant sein muß.

Was ist der Traum? Das ist wohl die erste Frage, die man sich vorlegt und sie ist eigentlich leicht zu beantworten. Es ist eine beschränkte Anregung des Bewußtseins, die durch leibliche Entwickelungen und Reize vor sich geht. Daß ein solch beschränktes Bewußtsein auch bei wachem Zustande vorkommt, weiß Jeder recht wohl, welcher sich in etwas so vertieft, daß die ganze Welt sozusagen für ihn nicht da ist, oder Der, welcher in großer Zerstreuung sich befindet und durch seine räthselhaften, urkomischen Handlungen seine Umgebung belustigt. So laufen Menschen in ihre alte Wohnung, nachdem sie schon die neue bezogen haben; oder sie gehen weit über das Ziel ihrer Wanderung, die sie vorzunehmen haben, hinaus. Sie sagen dann: „Ich dachte nicht daran!“ und das ist eben der Zustand, in welchem einzelne Gedanken nicht zum Bewußtsein kommen. So ist es auch im Traum.

Nun laßt uns einen Blick auf die Dinge und Zustände werfen, von welchen man träumt, und die natürlich eng mit den Reizen zusammenhängen, die für die Sinne noch vorhanden sind. Hat man z. B. das Deckbett abgeworfen, so friert man, und man träumt, auf dem Eise einher zu spazieren. Ueberhaupt sind die Blutzustände sehr einflußreich auf das Träumen. Hat man Andrang des Blutes, oder irgend welche Störungen und Beängstigungen, so träumt man, man müsse durch eine enge Schlucht oder unter einem Thore weg kriechen; mitunter verbinden sich mit ängstlichen Gefühlen auch ganz schaurige Träume. Der Träumer sieht Räuber und Mörder, oder stürzt ins Wasser, oder wird durch irgend ein anderes Unglück bedroht. Viele sagen: Schlimme Träume kommen aus dem Magen! Und das ist in einer Hinsicht wohl richtig. Wenn ein Mensch vor dem Schlafen schwer verdauliche Speisen isst, oder bei der Mahlzeit des Guten zu viel thut, der darf sich nicht wundern, wenn er Alpdrücken bekommt, d. h. wenn ihm ist, als wenn zehn Männer sich auf ihn würfen und ihn erdrücken wollten. Das Gefühl des Magendrückens ruft auch hier das Traumbild ins Bewußtsein.

Ein Mann klagte einst einem Arzte, daß er schaurige Träume habe und namentlich, daß er fast jede Nacht seinen verstorbenen Vater im Traume sehe. Der Doktor fragte ihn dann nach seiner Lebensweise und erfuhr, daß der Träumer jeden Abend vor dem Schlafengehen noch eine halbe Pastete (Pie) vertilge. „Essen Sie die Pastete in Zukunft ganz auf,“ sagte ihm darauf der Arzt, „so werden Sie nicht nur Ihren Vater, sondern auch Ihren Großvater im Traume sehen.“

Zu den gewöhnlichen Träumen gehört das Fliegen, das

Schwimmen im Meere, das Herunterstürzen von ungeheurer Höhe, der Aufenthalt an fremden Plätzen, in romantischen Gegenden zc. Lächerliche Träume bestehen darin, daß man eine Person eine Handlung verrichten sieht, die nicht zu derselben paßt. So träumte einer unserer Bekannten immer, daß er Napoleon III. im Kindergarten fände und mit ihm die Kleintierpflege bespräche; ein Anderer träumt, daß er zu einem hohen Herrn eingeladen ist, wenn er aber hinkommt, ist es plötzlich nicht der hohe Herr, sondern sein Schuhmacher, der ihn eingeladen hat. Manche träumen wohl gar, daß sie andere Personen sind, oder einem andern Stande angehören. Das Bewußtsein ist beschränkt und deshalb wird auch selten ein Traum zu Ende geführt. Da nun in Folge der geringen Bewußtseins Elemente die Bilder sehr wechseln, so drängen sich oft unpassende aneinander. Wenn in einen Traum von einem Polizeiscandal sich das Bild des Richters drängt, so träumt der Mensch, der Richter sei Polizeidiener geworden. Das ist sehr klar; das Bild des Richters wird mit dem Scandal ins Bewußtsein gerufen, und da im Traume jede genaue Unterscheidung in der Regel fehlt, so vermischte sich das Bild des Richters mit dem des Polizeidieners. Oft sagen wir, mir träumte, mein Bruder war bei mir; später war es nicht mein Bruder, sondern ein ganz Anderer. Mitunter jagen sich die Bilder förmlich, und es werden dadurch natürlich schreckliche Zerrbilder geschaffen.

Deshalb sind wir auch für die Träume in keiner Weise sittlich verantwortlich zu machen. Mancher verheirathete Mann heirathet im Traume noch einmal, bringt die Frau auch ins Haus und verpißt wenig Neue darüber. Im Traume schläft die sittliche Controale der Vernunft vollständig, daher begehen wir auch im Traume Handlungen, die wir im Wachen tief verabscheuen. Wir sind aber dafür ebenjowenig verantwortlich zu machen, als der Schlafredner, welcher im Schlafe sonderbare Laute und Worte hören läßt.

Einer unserer Freunde, ein Prediger unserer Kirche, welcher sehr jung ins Amt trat und vielleicht in seinem ganzen Leben kaum einen Tanzsaal betreten hatte, erzählte uns, daß er, als er an den Blattern lag, im Fiebertraume getanzet habe, was nur das Zeug halten wollte. Die Veranlassung zu solchem Traum war, daß seine Wärterin singend mit ihrem Kinde in der Stube herumtänzelte, um dasselbe in Schlaf zu bringen.

Die Träume sind auch hinsichtlich ihres Beharrens in der Seele sehr verschieden. Manche Träume vergessen wir ganz, manche halb, manche stehen uns am Morgen noch klar vor der Seele. Daß wir sie überhaupt nicht gut behalten, liegt daran, daß die Begleitung der Nerventhätigkeit, des Blutumschlags zc. im Schlafe ein ganz anderer ist, als im Wachen. Wenn aber die körperlichen Umstände, welche das Seelische begleiten, verschieden sind, so wird die Erinnerung, die sich an diese Zustände knüpft, auch sehr verschieden sein. Die Träume, welche wir früh haben, wo sich also die körperlichen Zustände mehr denjenigen nähern, sind ungleich klarer, behaltlicher als die, welche wir mitten in der Nacht haben. Nicht verschieden sind auch die Gefühle hinsichtlich der Träume beim Erwachen. Wer geträumt hat, daß er alle Risten und Kasten



voll Geld habe und sich beim Erwachen als armer Mann fühlt, der ist ärgerlich; wer aber träumt, daß er alle Zähne verloren habe und früh findet, daß er den Mund noch voll davon hat, der ist froh. Wie Mancher gewinnt im Traume das hohe Loos und erwacht nur zu neuem Elende; wie Mancher wird im Traume vom Blitz erschlagen und ist früh seelenvergnügt, daß er noch lebt!

Interessant sind die Träume als Propheten. Können wir uns aber auf ihre Prophezeiungen verlassen? Nein, Alles, was sie uns voraus verkündigen, ist durch zufälliges Zusammenstellen von Thatfachen oder auch dadurch entstanden, daß ein Gedanke, mit dem sich der Träumer am Tage oder kurz vor dem Einschlafen beschäftigt, (von welcher Beschäftigung er oft den andern Tag nichts mehr weiß) noch einmal ins leise angeregte Bewußtsein tritt und den Traum bildet. Ausnahmefälle sind natürlich die, wenn Gott es für gut ansieht, Jemand durch einen Traum etwas zu offenbaren.

Ein Kind, welches die verreiste Mutter sehnüchlig herbeiwünscht, träumt, daß sie kommt; und es trifft sich, daß sie wirklich kommt. Ein Paar Träume aus meinem Leben sind mir unübergeßlich geblieben, weil sie in der That dazu angethan waren, mich abergläubisch zu machen. Als ich zu einem Feste wanderte, träumte ich Abends zuvor, daß ich in einen Gasthof eintrete, daß ich dort von einer Dame abgeholt und in ein Zimmer mit blaustreifigen Tapeten zu einer Anzahl Freunde geführt werde, die mich auf das Herzlichste empfangen und mich nöthigten, an dem mit Speisen besetzten Tisch Platz zu nehmen. Als ich am andern Tage nach langem Suchen einen passenden Gasthof fand und sehr bald darauf wirklich von einer bekannten Dame in ein blaugestreiftes Zimmer zu Freunden an die Tafel geführt wurde, erschraf ich fast und konnte nicht umhin, den Traum zu erzählen, der natürlich Viele in dem Glauben an Träume befestigte. Jedoch solche Fälle dürfen uns nicht irre machen; sie bestätigen bloß, daß der Traum mit seinem Durcheinanderwerfen der verschiedensten Bilder auch manchmal das später im Wachen sich aufrollende Bild trifft.


Aber hinsichtlich des Körpers ist der Traum oft ein sehr zuverlässiger Prophet. Es kann eine Krankheit durch eine Stimmung sich ankündigen, die im Wachen nicht sehr beachtet wird, im Schlaf aber sich schärfer ausprägt. Deshalb kann es vorkommen, daß die im Schlafe gefühlte Unpäßlichkeit den nächsten Tag wirklich vorhanden ist. Ein Bekannter von uns träumte, er käme ins Irrenhaus, und litt in der Folge wirklich an tiefer Melancholie, die indeß wieder glücklich gehoben wurde.

Daß der Traum bei den Dichtern und Schriftstellern überhaupt eine große Rolle spielt, ist bekannt; aber selbst vor Gericht kann er mitunter in Frage kommen. Im Jahre 1849 stand ein Redacteur vor Gericht, der in seinem Blatte einen Traum veröffentlicht hatte, welcher sich auf die Vertreibung sämmtlicher Fürsten aus Deutschland bezog. Der Vertheidiger, Dr. Schaffrath, welcher alle Hebel in Bewegung setzte (und unter Anderem nachwies, daß man Jemanden, der vom jüngsten Tage geträumt und seinen Traum erzählt, gewiß nicht bestrafen könne) hatte Noth, den Träumer von der Strafe zu befreien. Auf einem sächsischen Dorfe erzählte ein Bauer dem Pfarrer einen Traum, in welchem der Letztere eine traurige Rolle spielte. Der Pfarrer klagte, und so viel wir wissen, mußte der Bauer bezahlen. Er hätte anders träumen sollen.

Welche Bedeutung man den Träumen beilegt, ist nicht ganz uninteressant. Wenn die Frauen von Wäsche träumen, werden sie in großen Klatsch verwickelt; wenn man von Feuer träumt, hat man Glück; wenn man Schnee im Traume sieht, erfährt man etwas Neues; wenn einem im Traume ein Zahn ausfällt, stirbt ihm Jemand; wenn man von Läusen träumt, erhält man viel Geld &c. Merkwürdig, aber leicht erklärlich ist es, daß viele Träume, namentlich unangenehme, sich wiederholen. So kommt es nicht selten vor, daß Träume aus den Kinderjahren im späteren Leben wieder erscheinen. Ein Freund von uns, der Orgelspieler ist, träumt fortwährend, daß er spielen soll und ihm das Choralbuch fehlt, daß die Tasten hängen bleiben, daß er das Lied nicht findet &c. Daß der Traum mitunter etwas Erhebendes für den Menschen hat, namentlich, wenn er ihm die Bilder seiner Sehnsucht vorführt, sagen schon die Worte: Süßer Traum, holdes Traum, seliger Traum, Jugendtraum. Auch diese wiederholen sich jedoch, wie es wohl Manchen von uns schon begegnet ist, daß sie im Traume mehrmals die gleichen angenehmen Begebenheiten durchleben, welche mit den Gestalten längst geschiedener Lieben und Freunde verknüpft waren und mit Letzteren verkehren, als seien die ihnen theuren Personen noch lebendig und bei ihnen, wie in alten glücklichen Tagen. Solche und andere beglückende Träume, die uns mindestens auf eine Nacht den Bebrängnissen des irdischen Daseins und den Sorgen des Lebens entrücken, Traumbilder der lieblichsten Art sind es, die wir zum Schlusse unseres gegenwärtigen Artikels allen unsern Lesern wünschen, denen dazwischen jene bösen, beängstigenden Traumtölpel fern bleiben mögen, von denen wir oben sprachen. Daß dieses geschieht, dafür kann der Mensch wenigstens in etwa beitragen, indem er sich Leib und Seele, Gedanken und Streben und — den Magen gesund zu erhalten sucht.

## Juditha; oder die ersten englischen Ansiedler in Nord-Amerika.

(Fortsetzung.)

ast bis zur Raserei artete die Wuth des ränkesüchtigen Wilden aus. Mehrere Tage hindurch hatte er den Mord des Jägers unter seinen Gefährten verschwiegen. Aber eines Tages kehrte er, die Kopfhaut desselben mit sich führend, und nachdem er sich selbst einige Wunden beigebracht hatte, ins Lager zurück und theilte mit, daß der Jäger ohne jegliche Veranlassung von seiner Seite ihn meuchlings überfallen habe, dann aber von Walkan im Kampfe erschlagen worden sei. Dieser Friedensbruch, dessen sich die Weißen schuldig gemacht, erfordere, so meinte er, die unerläßliche

Wiedervergeltung. Ein wüßtes, zustimmendes Geheul aus dem Munde der lauschenden Menge war die Antwort auf den Bericht des lügenhaften Wilden. Das Getöse rief ein tausendfaches Echo in den Wäldern nach. Wie ein kaltes Rieseln fuhr es durch die Glieder Juditha's, die in ihrer Hütte beschäftigt, die Bedeutung des Geheuls nur zu gut errieth. Hastig eilte sie nach außen; und die wilden, leidenschaftlich erregten Gesichter, sowie die zum Aufruhr aufstachelnden Reden Walkan's überzeugten sie völlig, daß der ausgebrochene Strom durch keine menschliche Macht mehr zurück zu halten sei. Alle erhoben ihre Hände zu einem furchtbaren Eid, indem man sich

gegenseitig verpflichtete, die Eindringlinge mit Stumpf und Stiel auszurotten. Eine namenlose Angst bemächtigte sich des armen Kindes bei dem Anblick dieser Schreckensscene. Langsam Schrittes kehrte sie in die Hütte zurück, um zu überlegen, was zu thun sei. „Eins ist nur zu gewiß,“ flüsterte sie vor sich hin. „Wenn der Bericht des blutdürstigen Walkan keine Erdichtung ist, so ist die gänzliche Ausrottung der weißen Männer eine beschlossene Sache. Und vielleicht ahnt der edelmüthige Anführer derselben nicht einmal sein entsetzliches Loos. Aber nein,“ fügte sie fest entschlossen hinzu, „ohne Warnung soll das Blut dieser unschuldigen Menschen nicht fließen.“ Und kaum hatten diese Worte einen Weg über ihre Lippen gefunden, so erhob sich das muthige Mädchen, schlich sich aus der Hütte, und war im nächsten Augenblicke im Dunkel der Nacht verschwunden.

Unterdeß wurden in dieser Nacht die nöthigsten Vorbereitungen zu einem unerwarteten Ueberfall der arglosen Europäer in Jamestown getroffen. Bei dem Berathungsfeuer, um welches die Veste des Stammes Platz genommen hatten, wurde sowohl die Zeit, als auch die Art und Weise des Angriffs festgestellt. Aller Blick waren auf das ernste Gesicht des alten Häuptlings gerichtet, der den Ausschlag zu geben hatte. Endlich erhob er sein zu Boden gesenktes Auge. Seine Lippen öffneten sich, und in der bildreichen Sprache der Indianer schilderte er zunächst die Tapferkeit und den Muth Walkans in allen seitherigen Kämpfen. Und bei diesen Schilderungen nahm seine Stimme von Minute zu Minute an Heftigkeit und Leidenschaft zu, ganz geeignet in den Herzen der Umstehenden das Verlangen nach Rache und Mord wach zu rufen. Schließlich hob er die Treulosigkeit der Weißen hervor, beschuldigte sie des Bundesbruchs und schrie mit zorniger Geberde:

„Haben die Blassegesichter nicht von dem Fleische unserer Heerden gegessen? Hat der Häuptling der Weißen nicht aus meinem Becher getrunken und auf meinem Lager geruht? Und dennoch hat er das heilige Friedensbündniß gebrochen. Drum Tod dem Verräther und seinem Volke!“

„Tod dem Verräther und seinem Volke!“ tönte es in entsetzlichem Echo in den dunkeln Reihen.

Nach Verlauf einer Stunde war es zu einem unabänderlichen, einstimmigen Beschlusse erhoben, beim vollen Lichte des Mondes den Kriegszug zu beginnen, sich bis zur Morgendämmerung an dem rechten Ufer des großen Stromes zu verbergen, dann den Strom zu durchschwimmen, sich der Schiffe der Pflanzler zu bemächtigen und dann schließlich Alt und Jung ohne Erbarmen zu vertilgen. Dieser Kriegsplan wurde von Allen gutgeheißen; und ohne ferner einen Augenblick zu ver-

lieren, begaben sich alle streitbaren Männer auf die Kriegsfuhr. Die Sorge um das Leben der Weißen, deren gütigen Worte sie nimmer aus dem Gedächtnisse verloren hatte, beflügelte unterdeß die Schritte Jubitah's. Gleich einer vor dem Geschoße des Jägers fliehenden Hindin schnellte sie durch das Buschwerk, während ihr leichter Fuß in dem weichen Pfade kaum eine Spur zurückließ. Und ehe noch die Berathung der Indianer im Lager beendet war, hatte sie bereits die Ebene erreicht, wo auf dem entgegen gesehten Ufer des Stromes die neue Ansiedlung, in Nebel gehüllt, ihre Dächer erhob. Die Vorposten des Capitäns hatte indeß sowohl auf der Landseite, als auch an der Stromseite Wachtposten aufgestellt, um die Pflanzler gegen einen plötzlichen Ueberfall zu sichern. Der größte Theil der Lebensmittel war auf dem Schiffe untergebracht, welches in einer kleinen Bucht vor Anker lag. Erst später sollten sichere und wohlzuverschließende Magazine angelegt werden.

Thornton führte den Befehl auf diesem Punkte. Der besorgte Greis hatte, als hätte ein Vorgefühl der herannahen-



Ein blutiges Handgemenge.

den Gefahr ihn dazu bestimmt, ohne von dem Gouverneur dazu beauftragt worden zu sein, die Schiffskanonen aufstellen und laben lassen und überhaupt alle nöthigen Vorkehrungen zur Abwehr eines etwaigen Anfalls getroffen, der, davon war er überzeugt, früher oder später stattfinden würde. Der Mond verführte bereits die sich kräuselnden Wellen des Stromes, als Sir Edward, nachdem er seine Abendrunde gemacht, in sein Blockhaus trat und sein

ihm schloß. In demselben Augenblicke stand, in einiger Entfernung von dem Strom, ein anderer Wächter auf einem hervorspringenden Felsen und richtete, ein Viehchen vor sich hinstreifend, seine spähende Blicke von Zeit zu Zeit dem jenseitigen Ufer zu, wo Alles die tiefste Ruhe und Stille athmete.

Plötzlich glaubte der Wächter ein fernes Geräusch zu vernehmen; und in der That bemerkte er eine dunkle Gestalt, die einen Augenblick ins Wasser sprang und dann bald an dem andern Ufer wieder zum Vorschein kam. Er sah sein Gewehr und verfolgte mit seinen Blicken aufmerksam die Bewegungen der seltsamen Erscheinung, indem er die Meinung hegte, ein durch den Hunger herbeigezogenes Wild vor sich zu haben, welches auf Beute aussehe. Vielleicht war es gar ein Firsch, den man irgendwo aufgejagt hatte. Er schärfte sein Auge, um den Gegenstand seiner Beobachtung besser unterscheiden zu können. Aber in diesem Augenblicke trat der Mond hinter eine Wolke, und die ganze Landschaft war in tiefes Dunkel gehüllt, während das regelmäßige und eintönige Plätschern im



Wasser fortbauend an sein Ohr schlug. Zeise kletterte er daher das felsige Ufer entlang, um jene Stelle zu erreichen, wo nach seiner Berechnung die fremde Gestalt landen mußte. Das Gewehr lag bereits im Anschlag; aber während das Auge des Wächters mit großer Genauigkeit jeden Strauch und Busch in dem Licht des Mondes untersuchte, der eben wieder hinter der Wolke zum Vorschein kam, erhob sich vor seinen überraschten Blicken eine Gestalt, deren Gegenwart er sicher um diese Zeit nicht erwartet hatte. Es war ein vom Wasser träufelndes indianisches Mädchen, das einen Friedenszweig in ihrer Hand trug. Meine jungen Leser werden schon den Namen der Indianerin errathen.

„Still!“ flüsterte sie, indem sie den Finger auf ihre Lippen legte und zugleich nach dem jenseitigen Ufer hinzeigte. „Wo ist der Häuptling? Juditha überbringt ihm böse Nachrichten.“

Mit eiligen Schritten geleitete der Wächter das Mädchen dem Blockhause des Gouverneurs zu. Seit dem Meuchelmorde, der an dem jungen Jäger verübt worden war, hatte sich Sir Edward stets, ohne sich zu entkleiden, zur Nachtruhe begeben, um im Augenblicke der Gefahr schnell auf seinem Posten sein zu können. Wie groß war sein Erstaunen, als ihm gemeldet wurde, daß eine Indianerin ihn zu sprechen wünsche! Augenblicklich erkannte er die edelmüthige Tochter des alten Häuptlings Powhattan; und aus ihrem Munde erfuhr er nun, welch' eine große Gefahr über seinem Haupte schwebte. Anfangs war die Jungfrau jedoch so sehr von Angst und Freude überwältigt, daß es ihr große Mühe kostete, ein Wort hervor zu bringen. Doch endlich sammelte sie sich und schilderte nun ihren fast tödtlichen Schrecken, als sie den Entschluß ihrer Landsleute erfaßte, sowie ihre große Eile, um die weißen Männer noch frühzeitig zu warnen.

„Aber was wird nun aus Dir werden, mein armes Kind, wenn Powhattan, Dein Vater, Deine Handlungsweise entdeckt?“ fragte Sir Edward mit großer Besorgniß. Denn sowohl er, wie auch seine Gefährten waren sichtlich durch die Zuneigung der Jungfrau betroffen, welche dieselbe in einer solch' edelmüthigen und aufopfernden Weise an den Tag legte.

„Er wird es nimmer erfahren,“ antwortete das Mädchen lächelnd. „Wenn die Krieger, meine Brüder, ins Lager zurückkehren, werde ich längst schon in der Hütte sein. Und“—fügte sie lebhaft hinzu, —„wird sich Juditha darum kümmern, wenn er es entdeckt und sie mißhandelt wird? Wird sie sich nicht noch größerer Gefahr aussetzen, um die weißen Männer zu retten, die ihr von dem ‚guten Geist‘ erzählt haben, der die Menschen liebt und sie in den Himmel bringen will?“

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so erhob sie sich langsam; und ehe man noch hätte errathen können, daß sie die Absicht habe, sich zu entfernen, war sie bereits mit jener bewundernswürdigen Schnelligkeit, die nur den Indianern eigen ist, aus der Mitte ihrer Umgebung geschlüpft.

Sir Edward hatte indeß keine Zeit, um über eine so edelmüthige Handlung längere Betrachtungen anstellen zu können, denn die nahe Gefahr, worin er und die Seinigen schwebte, mahnte dringend zur Eile. Nur einige wenige Augenblicke sann er über die Maßregeln nach, die zur Vertheidigung getroffen werden mußten, und dann befahl er, die schlummernden Bewohner von Jamestown zu wecken und sie mit der nahenden Gefahr vertraut zu machen.

Nur weniger Minuten bedurfte es, und Alles war auf den Beinen. Man versammelte sich wie gewöhnlich unter den Zweigen des Pfingstbaumes und ein Jeder horchte auf die Verhaltensmaßregeln, die der Gouverneur anbefahl. Wei-

ber und Kinder wurden ohne Weilen nach dem Schiffe geschafft, während die streitbaren Männer sich zur Gegenwehr rüsteten und sich unter dem dichten Strauchwerk am Ufer des Stromes verbargen. Eine Stunde später herrschte in Jamestown die Stille des Todes, als ob die ganze Einwohnerschaft im tiefsten Schlummer liege.

Doch plötzlich änderte sich diese Scene. Bald hier, bald dort tauchten dunkle Gestalten am jenseitigen Ufer im Dickicht auf. Sie näherten sich einander und berietben sich augenscheinlich über einen Plan, der sich auf die Vernichtung der Weißen bezog; und nach Verlauf einer halben Stunde stießen sie ihr furchtbares Kriegsgeschrei aus, stürzten sich in den Strom und begannen dem diesseitigen Ufer entgegen zu schwimmen. Indesß hatten sie ihr Ziel noch nicht erreicht, als sie mit einer donnernden Salve aus dem Schiffe begrüßt wurden, wodurch Tod und Entsetzen sich unter den Kindern der Wüste verbreitete. Etliche von ihnen tauchten gleich Fischottern flugs unter das Wasser und kamen, ein markerschütterndes Geheul ausstoßend, erst in einer bedeutenden Entfernung wieder zum Vorschein; aber von Neuem von einem Regnen der Engländer überströmt, sanken ganze Haufen am Ufer nieder, um ihre armen Seelen auszuhauchen.

Wie sehr jedoch auf diese Weise ihre Reihen auch zusehends gelichtet wurden, so schien dennoch sich ihre Wuth bis zur Raserei gesteigert zu haben; ein entsetzlicher Kampf, Mann gegen Mann, auf beiden Seiten floß das Blut in Strömen, aber endlich neigte sich der Sieg doch auf die Seite der Weißen, die aus dem nahegelegenen Schiffe immer mehr Verstärkung erhielten.—Da mit einem Male schlugen die Flammen lichterloh aus den Dächern der Blockhäuser in Jamestown. Ein Jubelgeschrei, hervorbringend aus den Reihen der kämpfenden Indianer, erschütterte die Luft; und mit dem Muth der Verzweiflung setzte die wilde Schaar ihren Kampf fort.

„Ueberlaßt die Häuser den Flammen,“ rief Sir Edward. „Laßt uns nur auf die Vertheidigung unserer Weiber und Kinder bedacht sein.“

Dieser Aufmunterung hätte es kaum bedurft, denn die Ansiedler fühlten nur zu lebhaft, wie schrecklich ihr Loos sein würde, falls sie in die Hände ihrer unmenlichen Feinde fallen würden. Und ununterbrochen wurde das Gemüel fortgesetzt. In diesem Augenblicke standen sich Sir Edward und der Häuptling Powhattan gegenüber. Der rascheschnaubende Wilde stieß ein furchtbares Geheul aus, erhob seine mit Blut besleckte Keule, um sie mit einer schrecklichen Wucht auf das Haupt seines Gegners niederfallen zu lassen. Und sicher würde Sir Edward im nächsten Augenblicke zu Boden gestreckt worden sein, wenn er nicht plötzlich durch eine geschickte Wendung dem Giebel ausgewichen wäre und diesen Moment benutzt hätte, den Häuptling, der zufolge des schweren Gewichtes seiner Waffe das Gleichgewicht verlor, seinerseits zur Erde zu werfen. Ja, der seinem Herrn nicht von der Seite gewichen war, sah den Sturz des Wilden und beraubte denselben sofort seiner Keule, indem er zu gleicher Zeit einen lauten Freudenschrei ausstieß und dadurch die Indianer für etliche Augenblicke in Verwirrung brachte. Der Kampf war jetzt entschieden. Mit neuem Muth drangen die Engländer vor; die Wilden, ihres Anführers beraubt, stugten, ergriffen in namenloser Angst die Flucht und stürzten sich unter wildem Geheul in den Strom.

Allerdings waren die Ansiedler Herren des Schlachtfeldes geblieben; aber mit wie vielen Opfern war dieser Sieg erkauft worden! An jener Stätte, wo bisher emsige Hände sich der frieblichen Bearbeitung des Bodens gewidmet hatten, lagen



jetzt die Leichen der Feinde und Freunde; und die Seufzer der Verwundeten und Sterbenden mischten sich in dieser frühen Morgenstunde mit den Klagelauten der Wittwen und Waisen. Ach, wie entsetzlich ist doch der Krieg, selbst wenn er in kleinem Maßstabe geführt wird!

Sir Edward behandelte den gefangenen Häuptling, sowie die übrigen Mitgefangenen desselben mit der größten Milde

ten wurde, wies er dieses Anerbieten mit stolzem Troste zurück. Der Gouverneur wußte in der That nicht, was er mit diesem hartnäckigen Charakter anfangen sollte. Gern würde er ihm ohne Weiteres die Freiheit geschenkt haben; aber die Vorsicht gebot es, ihm vor der Hand Fesseln anzulegen.

Es konnte auch in der That nicht verborgen bleiben, daß die unerwartete Milde, die Powhattan zu Theil wurde, denselben



Auf der Flucht.

und Sanftmuth. Powhattan, der nichts weniger als einen gewaltsamen, schrecklichen Tod von der Hand seines Siegers erwartet hatte, legte einen unbeweglichen Gleichmuth an den Tag.

Oft versuchte Sir Edward mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen, aber Alles war vergeblich. Nichts vermochte den Wilden zu bewegen, das düstere Schweigen zu brechen; und selbst als ihm unter gewissen Bedingungen eine völlige Freiheit angebo-

mit nicht geringer Verwunderung erfüllte. Er hatte nichts als einen gewaltsamen Tod erwartet, aber statt dessen behandelte man ihn mit der größten Freundlichkeit, während man ihm zugleich die Freiheit anbot. Der alte Häuptling fing nachgerade an, das Betragen der Pflanzer Dem gegenüber zu stellen, was Wallan über sie ausgestreut hatte; und allmählig begannen Zweifel in Betreff der Wahrheitsliebe seines jungen Gefährten in ihm aufzusteigen. Allein in dem Herzen



eines Indianers haben Argwohn und Mißtrauen nur zu tief Wurzel gefaßt; drum erblickte er in der Freundlichkeit des Gouverneurs nichts als eine verdeckte List. — So schwanden acht Tage. Alles schien wieder in ein ruhiges Geleise getreten zu sein; nur der Gouverneur war eifrig damit beschäftigt, durch das Aufwerfen eines Erdwallcs die neuerbaute Stadt in einen bessern Bertheidigungszustand zu setzen.

## 3.

Ermüdet von seinem Tagewerk, saß Sir Edward eines Abends unter dem breitwipfeligen Pisanngaume in der Nähe seines Blockhauses. Der Himmel zeigte dunkle Wolken; und vergeblich versuchte es der Mond, durch den schwarzen Schleier seinen bleichen Strahl bringen zu lassen. Seine Gedanken schwebten unwillkürlich hinüber nach den Ufern der theuren Heimath, wo, das wußte er gewiß, ein mit denselben Gefühlen der Liebe erfülltes Herz mit ihm verbunden war. Und wie lange hatte er nichts vernommen von der theuren Gattin und dem einzigen Kinde! In tiefes Sinnen versunken gewahrte er nicht, daß die dunkle Gestalt einer weiblichen Person sich näherte und sich, wie von großer Ermüdung ausruhend, an den mächtigen Stamm des Baumes lehnte und ihren Blick auf den Gouverneur senkte. Es war Juditha. Das edle Mädchen, gefoltert von Schmerzen, die nur eine Waise fühlen kann, war gekommen, um das Grab ihres Vaters aufzusuchen und dort, nach den Gebräuchen ihres Volkes, ihre Todtenklage anzustimmen. Aber während sie unbeweglich ihren Blick auf der Gestalt des vor ihr sitzenden Mannes ruhen ließ, drängten sich noch andere Gedanken in ihr Herz. Denn hatte nicht der Gouverneur ihren Vater verrätherisch ermordet? Die Männer ihres Stammes und namentlich Waskan hatten dieses ausgesagt. Und sollte sie nicht Rache nehmen an dem Mörder ihres Vaters?

Lange stand sie, wie an den Boden gewurzelt, auf ihrem Plage; ein furchtbarer Kampf war in ihrem Innern entbrannt. Wie gern hätte sie ihn nach dem Grabe des Vaters gefragt; und doch war es ihr unmöglich, ihre Lippen gegen einen Mann zu öffnen, dessen Todeswaffe sie zu einer Waise gemacht hatte. Ein tiefer Seufzer, den sie nicht länger zurück halten konnte, preßte sich aus ihrer Brust hervor. Der Gouverneur vernahm es und fuhr plötzlich aus seinen Träumereien auf. Und da sein Blick auf die dunkle Gestalt der Indianerin fiel, war sein erster Gedanke, daß man einen neuen Anschlag auf sein Leben geschmiedet haben müsse. Doch diese Vermuthung schwand, sobald er, wenn auch in unsichern Umrissen, jene Jungfrau wieder erkannte, welcher er und seine Gefährten das Leben zu verdanken hatten. Freundlich reichte er ihr die Hand. Aber Juditha schien kaum darauf zu achten, in dumpfem Tone und mit abgewandtem Gesichte fragte sie:

„Wo ist mein Vater, den Du getödtet hast? Wo ist sein Grab?“

Sir Edward begriff jetzt ihre Gefühle und ihren abstoßenden Blick.

„Komm, folge mir, mein Kind, ich werde Dich hinführen.“

Ein Strom von Thränen ergoß sich jetzt über die dunkeln Wangen der indianischen Jungfrau; und ohne ein Wort weiter zu verlieren, folgte sie ihrem Führer. Sie durchkreuzten die stillen Straßen der Stadt, in welcher das Feuer nur geringen Schaden angerichtet hatte, und gelangten endlich an ein Blockhaus, vor welchem eine Schildwache auf und ab schritt. Leise wurde die Thür geöffnet. Vor dem knisternden Heerdefeuer saß, in der Weise der Indianer, der bejahrte Häuptling,

ohne den zu Boden gesenkten Blick auch nur in etwa zu heben. Als aber Juditha freudig auf ihn zuschnellte, da glitt zum ersten Mal ein Freudenstrahl über die finstern Züge des Gefangenen. Doch nur ein Augenblick verging; und wieder brühten seine Mienen, Schmerz und tiefe Trauer aus; denn durch sein Herz zuckte der Gedanke, daß auch Juditha eine Gefangene sei und dasselbe schreckliche Loos eines gewaltsamen Todes zu erwarten habe. Ein wüthender Blick traf den neben ihm stehenden Gouverneur. Doch Juditha erfaßte die Hand des wohlwollenden Weißen; und sanfte, beschwichtigende Worte flossen, gleich dem Nieseln eines Bächleins, über ihre Lippen. Sie theilte dem Vater mit, daß Waskan Lügen geredet und den Stamm durch seine Verrätherie gegen die weißen Männer gekehrt habe; und sie sprach mit ihm über seine Befreiung aus der Gefangenschaft, wie über eine Sache, die sich von selbst verstehe.

„Nicht wahr, Du weißer Mann,“ fuhr sie, sich an den Gouverneur wendend, in sanftem Tone fort; „Du wirst meinen Vater nicht tödten. Du würdest ja erzürnen den guten Geist, der Seinen Sohn in die Welt gesandt hat. Du wirst ihm die Freiheit wieder geben, nicht wahr?“

„Ihr seid Beide frei,“ erwiderte Sir Edward, ihre Hand erfassend. „Aber ich beschwöre Euch, laßt uns den Frieden wieder herstellen zwischen Eurem Stamm und dem meinigen. Laßt uns als Freunde mit einander leben; wir werden nimmer Eure Ruhe stören, wenn Ihr nur uns in Ruhe laßt. Wollt Ihr diesen meinen Wunsch erfüllen, Powhattan, dann seid Ihr frei.“

Der Häuptling senkte das Haupt auf die Brust herab; er war weich geworden. Dann erhob er sich; und während er die Hand des Gouverneurs faßte, legte er seinen linken Arm um dessen Hals und drückte, zum Zeichen seiner innigsten Freundschaft, seine Nase gegen diejenige seines einstigen Feindes. Auf Befehl des Letztern wurden jetzt die Gefangenen in Freiheit gesetzt; die Blicke Juditha's glänzten vor Freude. Sie sank vor ihrem Befreier auf die Kniee und umklammerte seine Füße, während Freuden- und Dankesthränen ihre dunkeln Wangen benetzten. Aber Sir Edward hob das weinende Kind vom Boden auf und sagte in zärtlichem Tone:

„Wenn ich deinem Vater die Freiheit geschenkt habe, so ist dieses nur eine geringe Vergeltung für das, was Du an uns gethan hast.“

Früh am folgenden Morgen verließen Vater und Tochter die Stadt. Schon am Abend erreichten sie das Lager ihres Stammes. Welch ein freudiges Erstaunen herrschte hier, als der als todt beklagte Powhattan wieder in die Mitte seiner Gefährten trat! Die Art und Weise, in welcher der englische Gouverneur seine Gefangenen, an denen er seine Rache hätte fühlen können, behandelt und ihnen sogar die Freiheit wieder geschenkt hatte, überstieg aller Begriffe; aber augenscheinlich machte diese edelmüthige Handlung einen lebendigen Eindruck auf sie; und der geschlossene Freundschaftsbund wurde an dem Rathsefeuer des Oneida-Stammes feierlich bestätigt. Nur die Blicke Waskans schossen Blitze der Wuth und der Rache. Er sah jetzt alle seine Pläne vereitelt. Wie groß bisher auch das allgemeine Ansehen, das er von allen Seiten genossen hatte, gewesen war, so hatte doch seine letzte Handlungsweise seinen Ruf gänzlich vernichtet. Ueberall begegnete er den mißtrauischen Blicken Derer, die früher stets unverhohlen seinen Worten und Plänen zusauchzten. Das war dem stolzen Manne unerträglich. Voll Wuth und in halber Verzweiflung verließ er den Stamm und eilte fort in

die undurchdringlichen Wälder des Westens. — Die lebenswürdige Juditha fühlte sich durch seine Trennung sehr erleichtert; denn so lange er sich noch im Lager befand, fürchtete sie, daß es seinem Einflusse doch noch gelingen möchte, die alte Feindschaft gegen die Weißen wieder wach zu rufen. Der Delzweig des Friedens grünte und blühte. Die englischen Ansiedler regten ihre Hände; und der allgemeine Wohlstand erhob sich zusehends. Ihre Magazine füllten sich mehr und mehr mit den Erzeugnissen des amerikanischen Bodens; und besonders wurde die Biberjagd zu einer Quelle großer Reichthümer. Die Colonisten begannen mit den Oneida-Indianern, die in der Umgegend des Niagarafalles ihre Wohnungen aufgeschlagen hatten, Handel zu treiben und kehrten stets mit großem Gewinn von ihren Handelsreisen zurück.

Unterdeß machte Juditha oft Besuche in Jamestown. Das häusliche Wesen der weißen Frauen schien sie mächtig anzuziehen. Ein Jeder betrachtete sie als die Retterin aus großer

Gefahr; und gern war die Jugend in ihrer Nähe. Augen- scheinlich aber war durch die Gnade in ihrem Herzen ein Be- dürfniß geweckt, welches je länger je mehr eine Befriedigung suchte, die sie nimmer unter ihrem Volke finden konnte; und mit einer Aufmerksamkeit, die Vielen, welche sich Christen nannten, zur Beschämung diente, lauschte sie auf die Stimme des alten Jach, wenn er aus dem Munde Gottes den ihn um- ringenden Kleinen und Großen einen Abschnitt vorlas und mit einfachen Worten erklärte. Wie anziehend war für sie die Jugendgeschichte des Herrn! Welch' tiefen Eindruck machte sein liebensvolles Verhalten gegen Kranke und Hülfbedürftige auf ihr Gemüth! Und wie leuchteten ihre Blicke, wenn der Greis sprach von dem Leiden und Sterben des Herrn zur Er- lösung des sündigen, gottlosen Menschen! In ihrem Auge zitterte dann gewöhnlich eine Thräne; und es war, als wollte ihr Herz gegenüber einer solchen Liebe zerschmelzen in niege- ahnter Freude und Seligkeit.

(Schluß folgt).

## Die Wunder des Meeres.

Nach Quellen bearbeitet von J. Jauch.

### II. Die Pflanzen des Meeres.

„Bist du in den Grund des Meeres ge- kommen, und hast in den Fuhrkapsen der Tiefen gewandelt?“ Job 38, 16.

Du heiliges und weites Meer,  
Wie ist dein Anblick mir so hehr!  
Sei mir im frühen Strahl gegrüßt,  
Der zitternd deine Lippen küßt.

Ich lausche dir mit trunkenem Ohr;  
Es steigt mein Geist mit dir empor  
Und senket sich mit dir hinab  
In der Natur geheimes Grab.

Fr. Leopold.

Betrachten wir nun zunächst den Reichthum des Meeres. Es ist in seinen Räumen belebt von Millionen und aber Millionen Geschöpfen der verschiedensten Art, so gut wie das Land. Vom riesigen Walfisch an, der gleich einem Schiffe seine gewaltige Masse durch die Fluthen wälzt, bis zum niedrigsten Aufguthierchen herab werden die Ozeane von einer unendlichen Anzahl Gestalten und Wesen erfüllt.

Auch mineralische Stoffe und Pflanzen gehen dem Meere nicht ab, so daß wir alle drei Reiche der Natur: das Thier- das Mineral- und Pflanzenreich in demselben vielgestaltig vertre- ten finden. Diesem Lektoren soll nun zunächst unsere Be- trachtung gelten.

Wie das feste Land, so hat also auch der Ocean seine prach- tigen Auen, seine ungeheuren Wäldungen. Ja, mancher Urwald verschwindet vor dem Pflanzenleben des Meeres. Die Abhänge seiner Berge, die Wände seiner Thäler ernähren eine Menge Pflanzen von großer Mannigfaltigkeit, deren jede wieder ihren eigenen Himmelsstrich haben will. Hier wählen

sich gewisse Gattungen eine Zone, eine Brücke vom Aequator— aber gerade unter umgekehrten Verhältnissen, wie auf der Erd- oberfläche. Wenn man zu Lande einen hohen Berg ersteigt, so sieht man, wie die Vegetation abnimmt, je höher man steigt, wie sie ein schwächliches, krankes Ansehen hat und end- lich ganz aufhört, um dem ewigen Schnee Platz zu machen. Eine ganz entgegengesetzte Erscheinung läßt sich mitten in den Gewässern des Meeres wahrnehmen. Je mehr man in die Tiefen der Thäler hinab steigt, desto weniger zahlreich werden

die Pflanzen, und aus einer Tiefe von neuntausend Fuß hat das Sentklei noch niemals Theile von Pflanzen heraufgebracht, so daß man mit Gewißheit annehmen kann, die tiefsten unterseeischen Abgründe sind von aller Be- getation gänzlich entblößt.

Sowie die Landpflanzen die Grenzen des ewigen Schnees nicht übertreten, so erreichen die Meeresgewächse die bet- u- tenderen Tiefen nicht. Die Si- nen lieben einen ruhigen Standort, wo sie keine Meeres- strömung zu erreichen vermag und breiten ihre weitlästigen Arme im Schooße des stillen Gewässers aus, dessen ewige Ruhe kein äußerer Windhauch



Ein Körbchen mit Seepflanzen.

jemals stört; andere dagegen klammern sich mit Gewalt an Felsen an, die stets von den Meereswogen gepeitscht wer- den und scheinen nur im stürmenden Wogengekraus zu ge- deihen. In den durchsichtigen Gewässern des stillen Oceans entfaltet die Meeresvegetation ihre größten Reichthümer. Moose von der äußersten Zartheit und dem prachtvollsten Farbenschmelz breiten sich wie ungeheure Teppiche aus. An den Abhängen der Meereshöhen sieht man die seidenartige



Anserina mit ihrem gerippten Stengel, der einer Seidenborde gleicht, dann wieder purpurfarbene, kleine Algen, die, wo sie zahlreich zusammenstehen, dem Meere einen blutrothen Schein verleihen. Die Pflanzen des Meeres sind oft, mit Bezug auf ihre Größe, im Einzelnen dem bloßen Auge nicht bemerkbar, und nur durch ihre dichten Massen läßt sich ihr Vorhandensein an ihrer Färbung der Meeresfläche erkennen.

Trechinet und Turrel erblickten vom Verdeck des Rennschiffes La Creole, in der Gegend von Tajo, auf der Insel Luzon aus, wie der Wasserspiegel auf eine Strecke von etwa fünf und dreißig Quadratmeilen hin eine röthliche Färbung hatte. Nach genauer Untersuchung stellte sich die Erscheinung als eine Ursache des Vorhandenseins einer Gattung winziger Pflanzen heraus, so klein, daß auf einem Quadrat Zoll fünf und zwanzig Millionen derselben Platz hätten.

Das Nothe Meer, woselbst diese Pflanze im ausgebreitetsten Maße vorkommt, verdankt derselben seinen Namen. „Am einem Decembertage,“ sagt Ehrenberg, „sah ich von Tor, nahe dem Berge Sinai aus, die ganze Bai blutroth vor mir liegen. Die offene See innerhalb des Korallenriffs, der das ganze Seeufer bekränzt, hatte seine natürliche Farbe. Während der größten Hitze des Tages trugen die kleinen Wellen eine purpurrothe, schleimige Masse dem sandigen Ufer zu, so daß etwa während einer halben Stunde die ganze Bai mit einer rothen Franse umgeben war. Ich that etwas von diesem Wasser in ein Glas, und fand nach genauer Untersuchung mittelst meines Mikroskops, unzählige Bündel von Fibern umherschweben, von welchen Büschelchen wohl keines über einen zwölftel Zoll lang war.“

Werfen wir nun zunächst einen Blick auf die Algen, welche sich durch Theilung fortpflanzen, mannigfach verästeln und gleich Flachs im Wasser schwimmen, aber auch zu riesigen Formen übergehend, an Ausdehnung oft selbst die höchsten Palmen übertreffen. So fand Capitän Smith von dem englischen Schiff „Beking“ im hinterindischen Meere unweit Malman eine Alge von 95 Fuß Länge und vier Fuß Durchmesser, die ganz mit Weichthieren bedeckt war, und täuschend der sogenannten Seeschlange gleich. Vermuthlich ist auch schon oft eine solche Alge aus der Ferne gesehen,

für ein Seeungeheuer gehalten und als ein solches in der Welt ausposaunt geworden.

An den Küsten der Festländer und an den Rändern verschiedener Inseln in den tropischen Ozeanen wachsen Algen und Tangen, welche oft in so riesenmäßiger Größe und Dichtigkeit auftreten, daß sie der Schifffahrt sogar hinderlich werden.



Laminaria-Tange.

Letztere bilden wieder eine besondere Art Algen und sind nur Meeresbewohner, oft von so großer Schönheit und Fülle, daß man wohl von unterirdischen Wäldern reden kann. Grün, braun und roth sind die vornehmsten ihrer Farben; eine bandartige oder webelartige Ausdehnung ihres Laubes, das oft palmenartig auf riesigen Stöcken haftet, ist der allgemeine Ausdruck ihres Wuchses. Humboldt und Bonpland zogen in der Nähe der Kanarischen Insel eine Pflanze aus einer Tiefe von zweihundert Fuß empor. Dieselbe hatte rebenartiges Laub von prächtig grüner Farbe. Sargassumtange wurden schon aus einer Tiefe von sechshundert und fünfzig Fuß herauf gebracht. Die Bedeutung der Algen soll in mehrfacher Beziehung auch für den Menschen sehr groß sein. Viele liefern ein eßbares Laub, daß sogar zuckerhaltig sein kann. Dies gilt besonders von der „Laminaria,“ (s. Abbild.) Manche dienen gekocht als Viehfutter; andere dienen als Dünger; wiederum aus andern gewinnt man Färbestoffe und noch aus andern Stärkemehl, Gummizucker und Metallsalze.



Agarum Tang.

Eine der merkwürdigsten Pflanzen ist wohl der Kieseltang. Wie man die Ceber die Kiesel des Gebirges nennt, so ist dieser der König des Meeres. Er steigt aus einer Tiefe von dreihundert Fuß bis zur Oberfläche hinauf; ungeheure Massen davon treiben auf den Wellen umher, die wirklich schwimmenden Inseln gleichen; Robben und Seemöven halten sich auf ihnen auf, um sich zu sonnen und bequem zu schlafen. Die Seefahrer scheuen diese Tanginseln beinahe wie Klippen. Wenn unter dem Aequator, wo das Meer fast immer ruhig ist und der Wind sich nur selten erhebt, ein Schiff sich in den ungeheuren, umflutenden Regen von schwimmendem Kiesel tang verwickelt, so muß es oft Monate lang ruhig liegen, bis ein stärkerer Wind es endlich flott macht. — In den Meeren nahe dem Aequator trifft man auch Pflanzen aus der zierlichen Familie der Florideen, von glänzend rother und gelber Farbe, welche



ihre Samengehäuse weit von sich weg schleudern, welche dann aufspringen und ihre Körper der Willkür der Wogen überlassen.

Durch Auslaugen der Asche von gewissen stacheligen Algen, die auf allen Küsten Europas in großer Menge ausgeworfen werden, gewinnt man die Soda, welche einen Hauptbestandtheil der Seife bildet und sonst noch vielfach verwendet wird. An manchen Ufern befanden sich schon so hoch als dreihigtaufend Personen, Seetange und andere Seegräser zu sammeln, die durch die Wellen zur Fluthzeit ans Ufer gespült und dann durch die Ebbe bloßgelegt worden. Indem bei solchem massenhaften Ausrücken der Küstenbewohner die Reichen die meisten Fuhrwerke und Arbeitskräfte aufreiben konnten, und somit die Haupternte erhielten, so erließ die katholische Geistlichkeit des Mittelalters ein Gesetz dahinlautend, daß die Armen den ersten Tag der Einheimung des Seegrases für sich allein haben sollten. Eine mit Schwamm bedeckte Seepflanze.



althertümlich „der Tag der Armen“ genannt. — Die unterseeische Vegetation, wobei wir uns in diesem Artikel durchaus nicht in Einzelheiten einlassen können, sondern mit bloßen Andeutungen begnügen müssen, hat uns bei Weitem noch nicht alle ihre Wunder enthüllt; die unablässigen Nachforschungen solcher Männer, die sich diesem Studium ausschließlich widmen, werden zu um so größeren Entdeckungen auf diesem Felde führen, je weniger man sich früher damit beschäftigt hat.

Ob es aber in den Gewässern des Meeres auch Blumen gebe? fragst du vielleicht, lieber Leser! Allerdings, und zwar von solcher Pracht, daß sie gewiß keinen Blumen des trockenen Landes nachstehen. Das Merkwürdigste aber dabei ist, daß eben diese Meereswunder, die den Beobachter geradezu in Erstaunen setzen, nicht zur Vegetation des Meeres, sondern zum Thierreich gehören, denn es sind lebendige Wesen, ersehen aber die in der Pflanzenwelt des trockenen Landes so lieblichen Erscheinungen, die Blumen, in reichlicher Fülle.

Die Ähnlichkeit dieser Blumenthiere mit wirklichen Blumen ist so groß, daß ein englischer Beobachter erzählt: er habe einst gesehen, daß eine Biene sich auf eine eben bloßgelegte Seeanemone niedergelassen habe, um dort zu saugen. Das getäuschte Insekt sei aber sofort von den verrätherischen Fangarmen gefaßt, getödtet und in den Mund practicirt worden.

Als Blumenthiere muß aber deren nähere Betrachtung einem späteren Artikel vorbehalten werden. Ein eigenthümlicher Umstand ist es, daß diese „Herrlichkeit der Tiefe“ im Verborgenen blüht. Doch blüht sie im Verborgenen? Ist sie nicht offenbar vor den Augen Dessen, der sie geschaffen hat, und der in die Tiefen schauet?

## Die Blizkur.

Es sind noch keine zehn Jahre her, da passirte einem Hamburger Kaufmann Folgendes: Sein Geschäft führte ihn alljährlich zweimal nach Norwegen, woselbst er Wochen lang im Lande umherzureisen hatte, was mit vielen und großen Beschwerden verbunden war. Denn in Norwegen sind die Eisenbahnen noch äußerst wenig in Mode, und so schön das Land ist mit seinen Felsgebirgen, Wäldern und Seen, hat es doch die üble Gewohnheit, zur Winterszeit grimmig kalt zu sein. Und der Winter bricht dort früh herein, und oft, wenn bei uns die Wälder ihr buntes Laub noch nicht verloren haben und manche Sonnentunde uns erquickt, liegt

dort schon hoher Schnee in Bergen und Thälern, und wer auf den Gebirgsstraßen nichts zu suchen hat, der bleibt hübsch zu Hause. Der Hamburger Kaufmann aber hatte dort viel zu suchen, denn er machte eben seine Geschäftsreise, und der Schnee sollte ihn nicht hindern. Auf einem Schlitten tuschirte er, wie es dort Gebrauch ist, mutterseelenallein seine Straße, und der Gaul kam langsam vorwärts, denn der Schnee lag hoch und fiel in dichten Flocken so unaufhaltsam vom Himmel, daß man kaum die Hand vor Augen sehen konnte. Da es nun in ein Thal hinabging, in dem der Wind den Schnee in Haufen zusammengeblasen hatte, wartete der Gaul immer



langsamer, konnte nicht weiter, wurde angetrieben, keuchte mühsam noch eine kurze Strecke und blieb dann unweigerlich stehen, denn der Schlitten war im Schnee halb begraben. Unser Kaufmann steigt ab, um ihn wieder flott zu machen, versinkt aber bis an den Leib im Schnee. Er sucht sich herauszuarbeiten, aber sinkt immer aufs Neue und immer tiefer. Eine Eiseskälte durchschauert seine Gebeine und ihn erfasst ein Schrecken. Da raßt er alle Kraft und Besonnenheit zusammen, denn sein Leben steht auf dem Spiele. Vorwärts kann er nicht mehr; er muß zurück. Der Schlitten, der sammt dem Pferde im Schnee halb begraben ist, muß also gewendet werden, aber er selbst, der ihn wenden soll, ist ein halb Begrabener und kaum einer Bewegung mächtig. Nach halbstündigem Kampfe mit der Schneemasse, die um ihn sich aufgethürmt, gelingt es ihm endlich. Erstarrt und mehr todt als lebendig erreicht er das nächste Dorf, läßt sich im Krüge ein Bett anweisen, sinkt erschöpft nieder und liegt zwei Tage im Fieber. Dann reißt er sich empor und schlägt den Heimweg ein. Nach einer Woche ist er in Hamburg, aber so traurig ist das Wiedersehen von Weib und Kindern noch nie gewesen. Ein Gesunder war fortgegangen, ein Schwerkranker ist zurückgekehrt. Der Arzt wird gerufen und schüttelt den Kopf. Der Kranke leidet auf seinem Schmerzenslager; es ist, als ob der Quell seiner Lebenskräfte im Versiegen sei. Alle Arzneien bleiben fruchtlos; nach einigen Wochen stellt sich Lähmung ein; der Kranke kann sich weder aufrichten, noch einen Fuß bewegen, und um den Jammer voll zu machen, kommen noch krampfartige Zufälle hinzu. Nun vertröstet der Arzt auf den nächsten Frühling; dann solle er in ein Bad, das werde helfen. Unter Schmerzen und Herzeleid wird der Winter durchlebt und durchlitten, und kaum ist die Welt wieder grün geworden, da wird der Gelähmte in Kissen gepackt und seine Frau reist mit ihm in das lange ersuchte Bad. Ein Monat wird da verbracht und dann ein zweiter Monat, und hierauf folgt eine Nachkur im Gebirge, und als schon die Blätter sich färben und der Herbstwind durch die Felder streicht, wird der Kranke nach Hamburg zurückgeführt. „Der Erfolg der Kur wird nachkommen!“ hatte der Arzt gesagt, als der Arme, gelähmt wie vorher, den Heimgang antrat. Aber die Abventzeit kam, und Weihnachten kam, und der Frühling meldete sich wieder, und der Erfolg von Badekur und Nachkur blieb aus. Da sprach der Arzt: Das im vorigen Jahre gebrauchte Bad mag zu schwach gewesen sein! wir müssen ein stärkeres wählen. Und er verordnete ein stärkeres. Und als kaum der Juni angebrochen war, ward der Kranke, ein Bild des Jammers, abermals in den Eisenbahnwagen gehoben, und die treue Frau, die ihre Kinder daheim lieben Händen überlassen konnte, geleitete ihn in ein südliches Bad. Von diesem süßlichen Bade ging es wieder nach der See, damit die Meeresluft den Gelähmten stärke. Doch Alles vergebens! Nach wie vor mußte der Kranke gehoben und getragen werden wie ein Kind; zwei Menschen mußten ihn unterstützen, wenn er einmal Verlangen hatte, durch das Zimmer zu wandeln, und wollte er freie Luft athmen, so wurde er in einem Kollwagen hinausgeführt, und seine Frau ging ihm zur Seite. Die Nachbarn, die ihn vorüberfahren sahen, schauten ihm theilnehmend nach und beklagten den armen Mann, der in der Blüthe der Jahre, wie es schien, für sein Lebenlang so hart geschlagen war.

Noch einen Versuch wollte der Arzt machen. Im nächsten Sommer sollte der Kranke ein Kaltwasserbad gebrauchen; denn solch ein Kaltwasserbad, sagte er, mit seinen Douchen

und Einwickelungen thut manchmal Wunder. Versuchen Sie es! rebete er ihm zu. Und so trat der Kranke im nächsten Jahre die Wallfahrt aufs Neue an, um aus dem absonderlichen Heiligthum des Kaltwasserbades das himmlische Gut der Gesundheit zu holen. Und wenn ein Lazarus also Jahr aus Jahr ein von den gelehrten Herren Doktoren von Pontius zu Pilatus geschickt wird, und für Mixturen und Baderreisen ein ganz Capital zum Fenster hinauswirft, muß ihm wohl ein Licht darüber aufgehen, daß auch die ärztliche, wie alle Menschenkunst im Dunkeln tappt, und daß die Geheimnisse des Lebens und der Genesung der liebe Gott sich vorbehalten hat. Ob in solcher Erkenntniß das Herz des Kaufmanns sich auf diesen Herrn gerichtet und bei ihm Leben und Genesung gesucht und sonst noch seine Rechnung mit ihm in Richtigkeit gebracht, weiß ich nicht, will's aber gern glauben. Doch das weiß ich, daß er ohne sonderliche Zuersticht in das Kaltwasserbad gerieft und in stiller Ergebung alle Abreibungen und Einwickelungen und Douchen sich hat gefallen lassen, und daß er eben so elend wie er gekommen, abermals nach Hamburg zurückgekehrt ist. Da mußte er sich wohl an den Gedanken zu gewöhnen suchen, daß sein Leben—wie einst im nordwestlichen Schnee,—so jetzt in Schmerzen und Jammer werde begraben bleiben müssen, bis Gott ihn erlösen werde. Und für das Erdenleben alle Hoffnung aufgeben, wenn Weib und Kinder klagend dabei stehen, das ist ein großes und schweres Stück Arbeit, unter dem das Herz in Seufzern ersticken kann.

Es war in jenem Jahre, nach eben überstandener Kaltwasserkur, als der Kranke an einem warmen Augusttage, wie er es täglich am Vormittag pflegte, in seinem Kollwagen sich in den seinem Hause nahen Alleen umherfahren ließ. Mancher Bekannte, der ihm begegnete und ihn seit Monaten nicht gesehen, grüßte theilnehmend und fragte, wie ihm die Kur bekommen. „Sie sehen,“ antwortete der Kranke, „wie sie mir bekommen ist; ich bin so elend, wie ich gewesen.“—

Nachmittags ging es im Hause des Kaufmanns lebhafter her als sonst. Eines seiner Kinder feierte Geburtstag, und aus der Verwandtschaft war allerlei kleines Volk zum Kaffee geladen, und spielte in jugendlichem Frohsinn. Der Kranke saß in seinem Lehnstuhl dabei und freute sich der Jugend, und ein wehmüthig Lächeln lag auf seinem Angesicht, wenn das Kindervolk seine Scherze trieb und jauchzte. Darüber wurde es heiß und schwül im Zimmer, denn der Augusttag war drückend, und saßles Gerölz, das am Himmel sich sammelte, kündete ein nahe Gewitter an. Bald rollte der Donner und das Rauschen des Regens ließ eine baldige Erquickung hoffen. Den Kranken verlangte es aus der Schwüle des Zimmers hinaus und nach frischem Athemholen. „Führe mich auf die Veranda!“ sagte er zu seiner Frau. Und von ihr gehalten und auf seinen Stod gestützt, schleppete er sich auf die Veranda, die unmittelbar von dem Zimmer aus, wie ein Balkon, ins Freie führte. Sie war überdacht und das Dach ruhte auf zierlichen Eisenstäben, die von wilhem Wein umrankt waren, wie man das vielfach an den Häusern Hamburgs, und zumal an den Landhäusern der Wohlhabenden sieht. Hier steht er einen Augenblick, an das Gitter gelehnt und an einen der Stäbe sich klammern, und leht sich an der erfrischenden Luft. Mit einem Mal zuckt ein Blitz und ein furchtbarer Donnerschlag kracht, der Alle erbeben macht. Wehe, der Kranke ist niedergestürzt! Man springt zu; haben die alten Krämpfe ihn befallen? Schnell wird er von den Erschrockenen aufgehoben und aufs Sopha getragen. Da liegt er mit geschlossenen Augen. Nein, der Krampf ist es nicht! denkt die Frau; im Krampfe

sind seine Züge anders. Schon ist Wasser und Essig bei der Hand, man wäscht ihm Stirn und Schläfe. Da schlägt er die Augen auf und sieht sich um. Und dann bewegt er sich und erhebt sich, und steht, und setzt die Füße und geht! Die Frau will ihn vor dem Fallen bewahren; aber er wehrt sie ab, denn er fühlt, daß er ihrer Hilfe nicht bedarf. Da liegt sie ihm in den Armen, und Beiden stürzen die Thränen aus den Augen, und die Kinder brechen in Thränen aus und dann jauchzen sie: „Der Vater ist gesund! der Vater ist gesund!“

Ja, der Vater war gesund. In einem Augenblick hat der barmherzige Gott gethan was alle Ärzte mit ihrer Kunst in Jahren nicht vermocht hatten. Ein Blitzstrahl hatte das Eisengitter getroffen, an das der Kranke sich gelehnt, und den Eisenstab, an den er sich geklammert hatte, und die elektrische Kraft, die sonst wohl in kleiner Nachahmung von der Stimperei menschlicher Kunst als Arznei gebraucht wird, hatte im Blitz—diesmal nicht tödtend, sondern vom Himmel herab die Quellen der Lebenskraft in das geschwächte Gebein ergießend,

den Gelähmten durchströmt und ihm die Vollkraft der Gesundheit wiedergegeben.

An demselben Abend ging er mit seiner Frau, der schwer geprüften, der treuen Pflegerin, Arm in Arm in derselben Straße spazieren, durch die er wenige Stunden vorher als ein Krüppel im Kollwagen gefahren war. Die Leute standen voll Staunen, als sie ihn sahen, und die Freunde eilten herbei, das Wunder zu sehen und den Glücklichen Glück zu wünschen. Und das Gerücht davon erscholl ins ganze Land, und Briefe kamen von nah und fern aus Familien, in denen auch ein Gelähmter war, und fragten, wie die Heilung geschehen sei. — „Der Herr ist mein Arzt,“ — wie kann dies Wort herrlicher ge- deutet werden, als durch solche Geschichte?

Der sie erzählt, hat sie aus dem eigenen Munde des Geheilten und aus dem Munde seiner Frau gehört. Jahre sind seitdem vergangen, aber nie werde ich den Geheilten vergessen und die Blyktur, durch die er gesund geworden ist.



## Das Patentwesen.

Von W. G.



viel Gutes und viel Schlimmes ist schon durch die Patenteinrichtung entstanden. Aber Alles muß heutzutage patentirt sein, vom kleinsten Kinderpielzeug bis zum „Kochstöckel“, mit welchem die Großmutter die Suppe einrührt, es mag wollen oder nicht. Bekommt irgend Jemand von einem wandernden Quacksalber ein Rezept für ein Bургir-mittel oder ein anderes Pegenbräu, flugs läßt er sich ein Patent darauf geben, und nun wird die leidende Menschheit mit dem „Universalmittel gegen jegliches Gebreche“ weidlich eingetränkt. Ehe diese Wunderdoctoren anzeigten, welche Leiden ihre Medicinen alle heilten, wußten viele Leute glücklicherweise noch nicht, daß es so viele Krankheiten überhaupt gäbe. Man mag irgend eine Schmierage gebrauchen — irgend eine Pille, ein Del oder einen Tropfen einnehmen, so schluckt man gleich ein Stück vom Patent mit; und das muß ja helfen. — Da wir nun gerade bei den Patentmedicinen sind,

wollen wir ihnen zu Ehren das Produkt eines Reimschmieds hierher setzen:

„Man nimmt ein Zeitungsblatt zur Hand,  
Gleichviel an welchem Orte,  
Da werden Lobend sie genannt —  
Für Geld und gute Worte.

Da heißt's vom Doctor So und So,  
Deß Pillen und Mixturen,  
Bald hie, bald da, bald anderswo  
Benirkt viel Wunderthuren.

Ja, manche Zeitung sagt fast gar,  
Selbst Todte sei'n genesen;  
Bei mir die Wirkung anders war,  
Ich ward schon trant — vom Lesen.“

Die meisten Patentgesuche jedoch, welche in Washington eingereicht werden, betreffen Erfindungen, die dem Haushalt und der Landwirtschaft zu Gute kommen, weil? — weil sich dieselben am besten lohnen. So erhielten in einem einzigen Jahre 175 Waschmaschinen ihren Schutzbrief, während in derselben



Zeit 154 Nähmaschinen, 183 Butterapparate, 212 Pflüge 72 Kornpflanzler, und neben einer Legion von Näh- und Erntemaschinen 140 neue Arten von Garten- und Hofthüren patentirt wurden. Die Erfindung von Nähmaschinen und deren Verbesserungen allein haben zur Ertheilung von Tausenden Patenten geführt. Die Entdeckung des Petroleum fand ihre praktische Bethätigung in etwa 500 Brennapparaten, deren Modelle dem Patentamt eingesandt wurden. Das erste Velociped aber führte in fünf Monaten zu 400 Patentgesuchen, welche alle eine Verbesserung des neuen Beförderungsmittels bezweckten.

Welch eine großartige Ausdehnung das Patentwesen in den Ver. Staaten gewonnen hat, davon liefert schon das Gebäude des Patentamtes in Washington (s. Bild) einen Beweis. Dasselbe hat gegen \$5,000,000 gekostet und bildet eine der vornehmsten, monumentalen Zierden der Bundeshauptstadt. In Dorischem Stil gehalten und in Marmor ausgeführt, bedeckt es mit seinen einen großen quadratischen Hofraum umgebenden Flügeln einen Flächenraum von nahezu zwei und einem halben Acker. In den Sälen des oberen Geschosses sind die Modelle in langen Reihen von Glaskästen, die, mit sinnreichster Benützung des Raumes aufgestellt, ein eben so übersichtliches als vollständiges Bild von Allem, was der erfinderische Geist Amerikas bisher geplant und Gestalt hat gewinnen lassen.

Der oberste Beamte des Patentwesens ist der Patent-Commissär, welcher durch eine Anzahl von Examinatoren unterstützt wird, an welche die Gesuche um Ertheilung von Schutzbriefen zu richten sind. Das Patentgesetz selbst beruht auf dem System, daß die aus den Examinatoren bestehende Behörde die Erfindung, für welche um ein Patent nachgesucht wird, einer sorgfältigen Prüfung unterwirft und festzustellen hat, ob die Erfindung neu und nützlich sei. In Frankreich wie in den meisten übrigen Staaten, erfolgt die Patenterteilung dagegen ohne Weiteres auf eine Anmeldung, sofern diese den Forderungen des Gesetzes gemäß erfolgt war. In England wird das Patentgesuch vor der Ertheilung veröffentlicht mit der Aufforderung etwaige Einreden binnen 21 Tagen bei dem Patentamt geltend zu machen. Das Gesetz der Ver. Staaten bestimmt, daß die Erfindung nicht vorher patentirt, oder im In- oder Auslande im Druck beschrieben, oder im Inland bereits gemacht sein darf. Wird das Patent als begründet gefunden, so wird dasselbe ohne Weiteres gewährt, findet sich dagegen, daß die Erfindung zum Theil bereits bekannt, oder daß das Gesuch nicht forngerecht ausgefertigt ist, so hat der


Patentsucher das Recht, sein Gesuch nach der ersten Zurückweisung zu verbessern. Will sich der Erfinder hiermit nicht beruhigen, so steht ihm eine Berufung an den Rath der Oberexaminatoren offen; gegen eine Entscheidung der Letzteren kann noch eine Berufung an den Patentcommissär in Person stattfinden. Ausländer wie Bürger der Ver. Staaten haben vor dem Patentamt gleiche Rechte.

Die Ansichten über die Zweckmäßigkeit des Patentwesens sind außerordentlich getheilt. Rechtlich begründen lassen sich Patente nur dann, wenn man ein „geistiges Eigenthumsrecht“ für begründet hält. Das Letztere ist eben so energisch vertheidigt, wie lebhaft angefochten worden, indessen fassen die modernen Anschauungen mehr und mehr den Umstand ins Auge, daß ein freiwilliger Contract, den Derjenige eingeht, welcher die Leistung eines Andern für seine Zwecke sich anmaßt, zu einer Gegenleistung verbunden ist. Hat der Urheber eines Kunstwerks, oder der Erfinder eines nützlichen Apparats es sich Zeit und Mühe und Geld kosten lassen, die Erfindung zu vollenden, so ist es wohl nicht mehr als recht, daß er gegen unbefugte Nachbildung desselben gesetzlich geschützt werde. Und das geschieht durch das Patent, welches dem Urheber die Ausbeutung seiner Erfindung auf gewisse Zeit garantirt. Das Gegentheil, bei welchem ein solcher Schutz wegfällt, muß dahin führen, daß zuletzt Niemand sich bemühen wird, Fortschritte zu erfinden, da ihm zwar die damit verbundenen Opfer und Mühen zufallen, aber nicht der daraus möglicherweise entspringende Ertrag. Die Praxis bestätigt dies auch insofern, als diejenigen Staaten, in denen das Patentwesen und der Patentschutz im weitesten Umfange zur Anwendung gelangt sind, Nordamerika, Frankreich, England, in industrieller Beziehung die schnellste Entwicklung genommen haben, während die andern Länder, in denen, wie früher in Deutschland, die Patentgesetzgebung der Kleinstaaterei wegen eine höchst unwirksame war, oder wo, wie in der Schweiz, ein Patentschutz gar nicht existirt, in dem allseitigen industriellen Aufschwunge zurückgeblieben sind und es immer und immer haben mit ansehen müssen, wie ihnen die erfinderischen Landeskiner den Rücken gekehrt haben, um ihre Gedanken in andern Ländern zu verwerthen, wo ihnen der Ertrag derselben durch Patente erfolgreich geschützt war. Nur sollten bei solcher Schutzverleihung die Behörden auch nach der andern Seite gewisse Beschränkungen feststellen, damit nicht die Inhaber des Patents den armen Käufern eines nützlichen Artikels das Fell über die Ohren ziehen, wie dies z. B. bei Nähmaschinen, musikalischen Instrumenten 2c. schon oft der Fall war.

## Das Wunderkind.

(Eine Weihnachtsgeschichte von August Schrader.)

(Schluß.)

eute war es zwar empfindlich kalt, aber es fiel kein Schnee und nur von Zeit zu Zeit machte sich ein Windstoß bemerkbar, der den Staub des trockenen Bodens aufwirbelte. Die Sterne blühten hell hernieder, mildes Licht verbreitend. In den Straßen herrschte wiederum reges Leben und durch die mit einer dünnen Eiskruste überzogenen Fenster der Häuser strahlten die Kerzen der Weihnachtsbäume. Der Gottesdienst war schon beendet, als Vorsteher den Dom erreichte. Eilig stieg er die Stufen der Treppe hin-

an. Da stand der Fremde, eingehüllt in den Pelz, dessen emporstehender Kragen sein Gesicht bedeckte.

„Meister Vorsteher!“ rief er mit bebender Stimme.

„Da bin ich, lieber Herr.“

„Sie kommen spät.“

„Verzeihung, es war nicht meine Absicht... Der zweite Weg, das Gedränge in den Straßen...“

Der Fremde seufzte:

„Ach ja, es ist heiliger Christabend und alle Menschen freuen sich des schönen Festes; nur ich muß trauern, muß mit

feuchten Augen das Glück Anderer sehen . . . Wie befindet sich unser Mag?"

Der Meister berichtete und schilderte das Zimmer, in welchem Mag den Christabend verbrachte.

„Betet er auch?“ fragte gerührt der Fremde.

„Wir sind einfache Leute, lieber Herr, und halten auf Religion und Gottesfurcht!“

„Ich glaube Ihnen, daß Sie ein braver Mann sind; Sie werden den Schwur halten, den ich jetzt von Ihnen fordere.“

„Was soll ich schwören?“

„Daß Sie nie Ihre Hand zurückziehen von meinem Sohne.“

„Ich gelobe es bei Gott, der uns sieht und hört!“ rief Vorsmann. „Habe ich doch den Knaben so fest in mein Herz geschlossen, daß ich elend sein würde, wenn ich mich von ihm trennen müßte.“

Der Fremde schwankte, er mußte sich auf die Steinstufe setzen.

„Das Fieber ist heute ungewöhnlich stark!“ murmelte er. „Sehen Sie sich zu mir, daß ich Abschied von Ihnen nehme. Im nächsten Jahre werden Sie mich nicht wiedersehen, ich fühle es, der Tod reißt mich hinweg . . . Mein Sohn soll bürgerlich erzogen werden . . . er mag Ihre Profession erlernen . . . Das will ich, das befehle ich!“ rief hastig der kranke Herr. „In dieser Mappe befindet sich ein kleines Vermögen . . . benutzen Sie es zur Ausdehnung Ihres Geschäfts . . . Neben dem Gelde liegt ein versiegeltes Papier . . . öffnen Sie es, sobald Sie mich an dem Weihnachts-Abende hier nicht getroffen haben . . . Dann werde ich todt sein! Nun scharfe ich Ihnen noch ein, das goldene Kreuz zu bewahren . . . man wird es Ihnen vielleicht rauben wollen . . . halten Sie es fest . . . ohne das Kreuz wird unser Sohn unglücklich . . . Nehmen Sie doch die Mappe . . . hier, hier!“

Seine Hände zitterten so heftig, daß Vorsmann die Mappe rasch ergreifen mußte, um sie vor dem Hinabfallen zu bewahren.

„Fort, fort!“ rief der arme Mann.

„Wo hin?“

„Mein Wagen muß angekommen sein.“

Der Meister führte den Kranken die Stufen hinab. In diesem Augenblicke fuhr ein eleganter Wagen vor. Ein Bedienter öffnete den Schlag und hob den Kranken hinein. Der Kutscher trieb die Pferde an, der Wagen rollte davon.

„Mir kommt Alles wie ein Traum vor!“ dachte der nachblickende Meister. „Hui, wie die Pferde laufen müssen . . . man will nicht, daß ich folge. Gut, ich trete den Heimweg an, um in meiner Familie froh zu sein. Dieser Herr ist nun vornehm und reich; ach, ich beneide ihn nicht darum!“

Er ging quer über den Platz und wählte die Straße, die zu dem Thore führte. Wäre der Meister nicht so tief in Gedanken versunken gewesen, so hätte er einen Mann sehen müssen, der ihm wie sein Schatten folgte. In der Straße theilte er das Gedränge mit starken Armen, um stets in der Nähe dessen zu bleiben, der für ihn ein besonderes Interesse zu haben schien. Vorsmann bemerkte es nicht, da so viele Leute desselben Weges gingen. Nach einer Viertelstunde öffnete er die Thür seines Hauses und trat ein. Der Mann, der einen kurzen Mantel und einen sein Gesicht bedeckenden runden Hut mit breiter Krämpfe trug, ging ruhig vorüber. Als er hörte, daß die Thür geschlossen wurde, blieb er stehen.

„Also hier wohnt der Meister!“ murmelte er. „Da hätte ich lange suchen können und würde die Spur doch nicht gefun-

den haben. Nun weiß ich, wo das Kreuz und die Mappe aufbewahrt wird. Das Gespräch, das ich am Portale des Doms belauschte, hat für mich besondere Wichtigkeit . . . Wir werden bald abrechnen, Herr Graf, denn der nächste Weihnachtsabend findet Sie nicht wieder auf den Stufen des Doms. Mit diesem Meister will ich schon fertig werden . . . Den Knaben mag er behalten, wenn nur das Kreuz in meine Hände gelangt.“ Er betrachtete nun das Haus und den Garten näher, um Merkmale zu finden, die er dem Gedächtnisse einprägen konnte. Dann ging er nach der Stadt zurück, nahm die erste Droschke, die ihm begegnete, und ließ sich nach dem größten Hotel fahren, das die Stadt aufzuweisen hatte. Meister Vorsmann saß in seiner Arbeitsstube und starrte in die geöffnete Mappe, die vor ihm auf dem Tische lag.

„Zwanzigtausend Thaler!“ murmelte er vor sich hin. „Diese soll ich verwenden . . . Das versiegelte Papier wird mir heilig bleiben, ich werde es nur dann öffnen, wenn die daran geknüpften Bedingungen erfüllt sind. Der kranke Herr ist des Knaben Vater, er sorgt ja väterlich für ihn; die beiden Anderen aber sind Feinde, ich werde mich vor ihnen zu hüten wissen.“

Nun verbarg er die Mappe mit dem goldenen Kreuze, das er in einer Kassette von schwerem Eisen aufbewahrte.

### 3. Im Laufe der Zeit.

Wiederum war ein Jahr verflossen. Meister Vorsmann stand am Christabende auf den Stufen der Treppe des Doms und wartete, aber er wartete vergebens. Die Undächtigen hatten längst das Gotteshaus verlassen, dessen Thüren schon geschlossen . . . Der fremde Herr, der sonst so pünktlich zu erscheinen pflegte, blieb aus. Heute war das Wetter nakalt, ein dichter, fast greifbarer Nebel lag über der Stadt, so daß die Gasflammen beinahe wie schwache Glühwürmchen erschienen. Bis neun Uhr harrete der Meister aus, dann schickte er sich zur Heimkehr nach seiner Wohnung an.

„Der arme Mann wird gestorben sein!“ dachte er. „Gott gebe seiner Seele Frieden.“

Indem er den Platz überschreiten wollte, trat ihm ein Mann entgegen.

„Meister Vorsmann!“ rief eine Stimme.

„Der bin ich.“

„Dann preise ich mich glücklich, daß ich zur rechten Zeit komme.“

Der Unbekannte hatte ihm vertraulich die Hand gereicht.

„Warum suchen Sie mich hier auf?“

„Weil mein Freund, der Sie sonst um diese Zeit am Dom zu sprechen pflegte, mir einen andern Ort nicht angeben konnte.“

„Und was läßt mir Ihr Freund sagen?“

„Er könne das Bett nicht verlassen, Sie möchten zu ihm kommen.“

Der Meister schöpfte schon wieder Verdacht.

„Jetzt?“ fragte er.

„Dort steht der Wagen, in dem Sie fahren sollen.“

In kurzer Entfernung tauchten zwei hellleuchtende Laternen auf, die sich durch den Nebel dem Dome langsam näherten. Der Wagen kam heran und hielt, wo er im Jahre zuvor den Fremden aufgenommen hatte. Zwischen den beiden Laternen saß der Kutscher mit dem großen Barke, genau so, wie der Meister ihn schon gesehen hatte. Auch der Wagen war derselbe.



„Sie müssen mich kennen,“ redete der Mann ihn an; „vor einem Jahre öffnete ich meinem Freunde den Schlag dieses Wagens . . . Sie führten den armen kranken Mann . . . ich empfing ihn aus Ihren Händen.“

„Wohl wahr,“ entgegnete Vorsmann; „das Ansuchen des fremden Herrn ist aber ganz gegen die Abrede.“

„Auch das ist mir bekannt; mein Freund lebt aber noch und wünscht sehnlichst, Sie zu sprechen. Ich muß Ihnen sagen, daß Sie den letzten Wunsch eines Sterbenden erfüllen, wenn Sie mir folgen. Zögern Sie nicht, dem Leidenden sind die Minuten gezählt . . . Ich verbürge mit meinem grauen Haupte, daß Ihnen keine Unannehmlichkeit begegnet und daß Sie nach einer Stunde in Ihrer Wohnung sein werden.“

Der Mann hatte seinen Hut abgenommen; das Licht der Laternen beschien ein ehrwürdiges, weißes Haupt und ein treuherziges, von tausend Furchen durchzogenes Gesicht.

„Halten Sie mich für fähig,“ fragte er bebend, „einen tüdtlichen Streich an dem zu begehen, der meinem leidenden Freunde den wichtigsten Dienst auf der Erde geleistet hat? Wüßten Sie Alles, Sie würden anders urtheilen . . . Ihr Mißtrauen finde ich vollkommen gerechtfertigt; aber lassen Sie es schwinden, Sie haben nur mit guten, wenn auch unglücklichen Menschen zu thun. Bei Allem, was mir heilig ist, schwöre ich, daß Ihnen nicht ein Haar gekrümmt werden soll. Der Sterbende kann nicht aus dem Leben scheiden, ohne zuvor Sie noch einmal gesprochen zu haben . . . Im Namen Gottes flehe ich Sie an, folgen Sie mir. Sie begehen eine Sünde, wenn Sie sich weigern. Noch mehr: Sie gefährden das Leben des Knaben, der Ihrer Obhut anvertraut ist. Handeln Sie für sich und Max . . .“

Vorsmann hatte einige Augenblicke überlegt. Nach Allem, was vorlag, glaubte er annehmen zu dürfen, daß er es mit Leuten zu thun habe, die dem verlassenen Knaben freundlich gesinnt seien. Außerdem wünschte er Aufklärung über die seltsamen Verhältnisse, und diese zu erlangen stand jetzt in naher Aussicht. Was auch konnte ihm geschehen, da er stets als rechtlicher Mann gehandelt und sich um die Familie des Knaben verdient gemacht hatte?

„Mein Herr,“ sagte er, „ich will Ihnen folgen; führen Sie jedoch irgend einen Streich gegen mich aus, so fürchten Sie das Aeußerste . . . ich bin bewaffnet und nehme es mit Jedem auf, der mich angreift.“

Der Greis reichte ihm die Hand.

„Schießen Sie mich nieder, wenn ich ein unwahres Wort gesprochen habe!“ rief er bewegt.

Beide stiegen in den Wagen, der rasch davon fuhr. Vorsmann hatte in seinem Leben nicht so weich geseffen als in den Seidentissen der Equipage, die federleicht über das Pflaster rollte. Kein Stoß war fühlbar, kein Regentropfen drang durch das Verdeck. Wie glücklich hätte der Mann sein können, der sich solcher Bequemlichkeiten erfreute; da lag er krank darnieder, dem Tode nahe. Ach, wie Manchen beiderseits war seines Reichthums wegen, und doch ist er oft mehr zu beklagen als der ärmste Mann, der im Schweiß des Angesichts sein Brod verdienen muß. Zu dieser Ansicht sollte auch Meister Vorsmann gelangen, der in seiner Jugend mit Elend und Noth zu kämpfen gehabt hatte.

Der Wagen fuhr aus dem Stadthore. Der Meister und sein Begleiter sprachen kein Wort, Jeder hing seinem Gedanken nach. Es mochte kaum eine Viertelstunde verflossen sein, als die Pferde still standen. Der Schlag wurde geöffnet und die Männer stiegen aus. Vorsmann erblickte ein Landhaus, des-

sen untere Fenster erleuchtet waren. Die blätterlosen Zweige hoher Bäume neigten sich wie schützende Arme über das Dach. Nicht weit von dem Hause erhob sich ein Steinbassin, das wahrscheinlich zur Aufnahme des Wassers einer Fontäne diente.

„Ich bitte, folgen Sie mir!“ sagte traurig der Greis.

„Der Wagen mag warten, bis Sie zurückkehren.“

In diesen Worten lag der Ermuthigung so viel, daß Vorsmann durchaus keine Befürchtung mehr hegte. Sie gingen über eine geräumige Hausflur und betraten ein angrenzendes Zimmer, in welchem tiefe Stille herrschte. Ach, wie anders war es in der Stadt, wo das Weihnachtsfest alle Herzen zur Freude stimmte! Hier brannte kein Tannenbaum, hier jauchzten nicht frohe Kinder. Der Luxus, der sich erkennen ließ, hatte etwas Drückendes; es schien ein unheimlicher Geist in diesen glänzenden Räumen zu walten.

„Kommen Sie!“ flüsterte der Alte, der zurückgekehrt war.

Man trat in einen prachtvollen Saal. Die große Alstramp-Lampe, die auf dem Tische brannte, war mit einem grünen Schirme bedeckt. Gardinen von schwerer Seide verhüllten die Fenster. Der Fuß berührte einen weichen Teppich, der über dem ganzen Fußboden ausgebreitet lag. Neben dem Ofen in einem großen Lehnstuhl saß der Kranke, der den Meister zu sich beschieden hatte. Der Greis meldete in wehmüthigem Tone:

„Gnädiger Herr, Meister Vorsmann steht vor Ihnen!“

Der Kranke richtete mühsam das Haupt empor. Ach, wie bleich sah sein Gesicht aus, wie fieberhaft glänzten seine durch die Krankheit vergrößerten Augen. Dennoch belebte ein Rächeln seine bleichen Züge, als er bat: „Sprechen Sie, lieber Freund, daß ich Ihre Stimme höre!“

„Ich bin Meister Vorsmann, der über Ihren Sohn wacht; Sie dürfen es glauben. Als ich vergebens am Dome Sie erwartete, ward mir recht bange . . .“

„Sie sehen, daß ich nicht kommen konnte.“

„Ich bin da, bestimmen Sie über mich.“

„Wie befindet sich mein Max?“ fragte der Kranke.

„Er ist gesund an Leib und Seele.“

Vorsmann rühmte nun, wie der Knabe die Freude seiner Lehrer sei, und sprach auch vom Emporblühen seines Geschäftes, zu dem Max große Vorliebe zeige.

„Gut,“ stöhnte der Kranke, „mein Sohn soll Fabrikant werden. Das beruhigt mich . . . Gott sei Dank, er ist doch kein Wunderkind . . . Nun kann ich sorglos sterben . . . Ich habe den Eid gehalten, den ich Lenoren geleistet . . . Die Christnacht ist angebrochen, Lenore starb in der Christnacht . . . auch ich werde heimgehen. Deffnen Sie nach meinem Tode das versiegelte Papier . . . Besitzen Sie das Kreuz noch?“ — „Ja, gnädiger Herr!“

„Es wird Max als meinen Sohn legitimiren; die habgütigen Verwandten werden leer ausgehen. Ach Gott, es wird düster vor meinen Blicken.“

Christian trat hinzu und legte das Haupt des Sterbenden in seinen Arm. Der Kranke röchelte einige Minuten, dann verschied er.

„Der brave Mann hat ausgelitten!“ sagte der Greis.

„Sie werden nicht Alles begreifen, Meister Vorsmann, was in der Familie des Grafen Braunau vorgegangen; nur so viel will ich Ihnen mittheilen: es hatte sich des Grafen eine so tiefe Schwermuth bemächtigt, nachdem sein geliebtes Weib gestorben war, daß sein sonst so heller Geist getrübt ward.“

Die Idee setzte sich bei ihm fest, auch Max müsse ihm zeitig durch den Tod geraubt werden, da der aufgeweckte Knabe ein Wunderkind sei. Max war in der Christnacht geboren und in derselben Nacht starb die Mutter. Die Schwester der Mutter, ein gewissenloses Weib, übernahm die Erziehung; sie benutzte das Talent des Knaben zum Klavierspiel und suchte den unglücklichen Vater zu überzeugen, daß sein Sohn wirklich ein Wunderkind sei. Der kranke Geist entwarf tausend Pläne zur Erziehung des Kindes, das man Max Frost nannte. Der Vater wollte das unschuldige Kind nicht mehr sehen, er betrachtete es schon als gestorben. Franziska wohnte hier mit ihm; sie mißhandelte ihn, um den Erben des gräßlichen Vermögens aus der Welt zu schaffen. Den Tumult in dem Industriepalaste benutzte sie, den Knaben der äußersten Gefahr auszuweichen. Sie zeigte dem Vater an, Max sei in dem Gedränge erbrüht. Wir erfuhren aus der öffentlichen Bekanntmachung den Aufenthalt des Knaben. Der Graf faßte eine neue Idee: Max sollte bei dem schlichten Fabrikanten bleiben und so einfach erzogen werden, daß seine schlummernden Talente nicht geweckt würden. Ich ging darauf ein, um meinen Herrn zu beruhigen, der dieses Landhaus bezog, weil er den Knaben beobachten wollte. Das Uebrige wissen Sie. Han-

deln Sie nun, wie Sie es dem Verstorbenen gelobt haben."

Der Greis trocknete eine Thräne und drückte dem Meister die Hand, der sich entfernte, den Wagen bestieg und nach der Stadt zurückfuhr. Zu Hause öffnete er das versiegelte Papier und erfuhr nun, daß er der Vormund des Max werden und das hinterlassene Vermögen des Grafen verwalten solle. Unter Vorzeigung des Kreuzes sollte er sich beim Staatsanwalt melden, der bereits seine Weisungen erhalten hatte. — Der Meister zögerte nicht, sich dem Anwalte vorzustellen. Das Ordnen der Erbschaftsangelegenheit bot zwar Schwierigkeiten, da die Identität des Knaben festgestellt und der Einspruch eines Seitenverwandten abgewiesen werden mußte. Dem klugen Advokaten gelang es aber, die Sache des Rechts durchzuführen und den Knaben in den Besitz des väterlichen Vermögens zu bringen.

Max Frost blieb bei seinem Pflegevater; er erlernte die Pianoforte-Kunst, machte wichtige Erfindungen auf diesem Gebiete und erseute sich eines Weltrufs, nachdem er sich auf der Welt-Ausstellung in Paris die große Medaille erworben hat. An Stelle des Landhauses prangen die stattlichen Gebäude eines umfangreichen Etablissements, das Hunderte von Arbeitern beschäftigt.

## Sonntagschul - Artikel.

### Ein gutes Wort für eine gute Sache.

Die „Verbesserungen“ sind auf allen Gebieten an der Tagesordnung. Bei irgend einer Sache, „die zieht“, schießen die „Improvements“ hervor wie Pilze. Warum sollte es auf dem Gebiet der Sonntagschulsache anders sein? Es ist deshalb auch nicht anzurathen, all die neuen Säckelchen, welche Geld kosten und am Ende nichts einbringen, so mir nichts, dir nichts anzuschaffen und einzuführen. Erst prüfe man, ob die Sache wirklich einen praktischen Werth für die Schule hat, welcher den Kostenpreis desselben übersteigt. Wir sind deshalb auch immer sehr vorsichtig gewesen, die neuen Erfindungen für die S.-Schule nicht so ins tolle Hundert hinein anzupreisen. Wenn man aber den Werth einer guten Sache einmal praktisch geprüft hat, so ist es Pflicht, Anderen darüber Mittheilung zu machen. Eine solche gute Sache ist wirklich Die Wandtafel, welche seit Neujahr hier in unserem Verlage erscheint.

Wir haben die Wandtafel seiner Zeit freilich unter unseren literarischen Notizen angezeigt, eine weitere Besprechung jedoch wollten wir erst nach dem praktischen Gebrauche derselben geben. Wir haben dieselbe nun verschiedene Male in unserer S.-Schule gebraucht und als sehr nützlich befunden. Die Wandtafel wird auf starkes Papier gedruckt, verpackt und versandt wie eine Zeitung und kostet jährlich \$3; vierteljährlich \$1. Auf derselben befindet sich die auf den bestimmten Sonntag vorkommende Lektion groß illustriert. Man kann die Wandtafel mit deutscher oder englischer Schrift haben. Auf der Deutschen befinden sich die Illustrationen, wie sie im Magazin bei den Lektionen sind; nur natürlich sehr groß, so daß man sie im größten Zimmer überall deutlich sehen und lesen kann. Deshalb kann man auch gleich die „Erklärung der Wandtafel“ im Magazin benützen, weils dieselben Bilder sind.

Diese Wandtafel hat zum ersten den Vorzug, daß man die

Schrift 2c. viel weiter und deutlicher sehen kann, als auf einer gewöhnlichen schwarzen Tafel, weil die schneeweißen Buchstaben sich aus dem kohlschwarzen Grunde sehr augenfällig hervorheben. Zum Andern ist sie äußerst bequem. Man braucht dabei keine schwere Tafel zu heben, man braucht keine Kreide, keinen Wischer 2c., weil man überhaupt gar nicht zu schreiben oder zeichnen braucht. Man schlägt einfach drei bis vier dünne Stiften schräg in die Wand, steckt die Tafelkarte Sonntagmorgens in die Tasche, entfaltet sie in der Schule und hängt sie an die Stiften — das ist Alles. Alles? Ja, mit Ausnahme der \$3 jährlich, die kostet's freilich.

Daß die Tafel so billig hergestellt werden kann, kommt daher, weil der Erfinder, Bruder S. Thompson, ein neues Verfahren entdeckt hat und statt in Holz in Gummi schneidet, weshalb er die Schnitte billig herzustellen vermag. Er ist auch Künstler und kann deshalb die Zeichnungen selbst sehr geschmackvoll herstellen; sogar die deutsche Schrift war auf der Lektionstafel für den zweiten Sonntag im Januar schon ausgezeichnet, obgleich Br. T. erst daran ist, Deutsch zu lernen. Wir werden uns bestreben, die Zeichnungen für das Magazin so einfach und praktisch zu machen, als nur thunlich ist, damit die Wandtafel Denen, welche sie gebrauchen, zum möglichst großen Nutzen werde. Es hat nun, da die Mühe der Zeichnung hiedurch wegfällt, kaum noch eine Schule genügende Entschuldigun, die Wandtafel nicht zu gebrauchen, denn bei den deutlichen Zeichnungen und Erklärungen ist wohl jeder Superintendent im Stande, die Illustration mit Nutzen zu lehren.

### Die Beförderung der Schüler in der Sonntagschule.

Wenn ich in eine der öffentlichen Schulen unserer Stadt trete, so nehme ich da die schönste Ordnung wahr; das gerade Gegentheil von manchen unserer S. Schulen. Da sind die Schüler in verschiedene Klassen, und diese in verschiedene



Grade eingetheilt, je nach ihren Kenntnissen und Fähigkeiten. Am Ende eines jeden Schultermins wird eine öffentliche Prüfung abgehalten, und alle diejenigen Schüler, welche ihr Examen gut bestehen, werden in eine höhere Klasse befördert. Diese Einrichtung ist sehr gut und dient hauptsächlich dazu, die Schüler zu ernsterem und erfolgreicherem Studium anzu-spornen. Wenn sie ihr Examen nicht bestehen, wissen sie, daß sie nicht befördert werden. Da darf man nur die Sorgfalt beobachten, mit welcher sie ihren Studien obliegen, sowie auch die schambollen Angesichter, wenn sie bei dem Examen durchgefallen sind. Wohl erinnere ich mich an meine Schuljahre, während dem ich dieses schreibe. Diese Verfahrungsweise habe ich nun noch in keiner S. Schule gesehen. Und mich dünkt, was gut und nützlich ist in den öffentlichen Schulen, das sollte unter denselben Verhältnissen ebenfalls gut sein in der S. Schule. So viel ich beobachten konnte, finde ich fast in allen unseren S. Schulen das Gleiche; d. h. da sitzen Knaben und Mädchen Jahr aus und Jahr ein in einer und derselben Klasse. Da findet man Schüler, die gut lesen können, und aber auch solche, die kaum das A B C hersagen können. Daß dieses nicht nur nicht gut, sondern auch höchst nachtheilig, beides für Lehrer und Schüler, muß jedem Beobachter klar sein.

Aber was ist da zu machen? Ich glaube, daß es überhaupt einen neuen Impuls in die S. Schule bringen würde, wenn die Klassen mehr systematisch eingetheilt würden. Entweder dem Alphabet nach oder Zahlen, und daß die A B C-Schützen Klasse Nr. 1 bilden, und so fort, je nach den Fähigkeiten der Schüler bis zur Bibelklasse. Und dann, wenn der eine oder andere der Schüler gute Fortschritte macht, sollte er in eine höhere Klasse befördert werden; wenn aber Einer träge ist und zu weit zurück bleibt, der sollte zurück gesetzt werden. Dieses kann geschehen durch den betreffenden Lehrer in Berathung mit dem Superintendenten, oder es kann eine jährliche oder noch öftere Examination vorgenommen werden, bei welcher Gelegenheit die Schüler Reden halten und singen sollen, nebst Beantwortung verschiedener Fragen, die von Seiten des Superintendenten oder Predigers an einen jeden Schüler persönlich gerichtet werden.

Wenn auch etwas derart in den meisten unserer S. S. jedes Jahr auf Weihnachten vorgenommen wird, so ist das doch nicht zureichend. Zudem würde es auch viel dazu beitragen, die jetzige fast allgemein eingeführte Art und Weise der Feier des Weihnachtsfestes zu verdrängen. Wenn man die Zeit und Kräfte nimmt, die jedes Jahr vor Weihnachten aufgeopfert werden, und sieht auf die Früchte, die da zum Vorschein kommen, so muß man es „Zeit-Verschwendung“ nennen. Viel besser wäre es sicherlich, zu einer andern Zeit im Jahre ein Fest zu begehen, wobei die Schüler geprüft und wenn nöthig, mit Geschenken besetzt werden.

Wenn aber nun ein Schüler in der Bibelklasse ist, hat er dann das höchste Ziel erreicht? Sollte dann die Beförderung aufhören? Nein. In manchen S. Schulen ist man auf die Idee gekommen, daß ein Schüler, wenn er einmal in der Bibelklasse ist, fähig sei, als Lehrer angestellt zu werden. Aber nach genauer Beobachtung findet man, daß die meisten nichts weniger als fähig sind, einer Klasse vorzustehen.

Sollte es nicht möglich sein unter uns, sowohl als unter anderen, eine Normal-Klasse zu bilden in jeder Schule aus den Lehrern und solchen Schülern der Bibelklassen, die ein besonderes Talent entwickeln? Dieselbe könnte unter der Leitung des Predigers stehen, und sollte ein gründliches Studium

durchmachen in den Wissenschaften, die sich auf die heil. Schrift beziehen, als Sprache, Geographie, Geschichte u. s. w. Durch ein solches Verfahren würden nicht nur tüchtige Lehrer herangebildet werden, denen man mit gutem Gewissen eine Klasse anvertrauen könnte, sondern es würde den Predigern selbst ein Sporn sein zu einem Studium, das ihnen von unberechenbarem Nutzen wäre.

Freilich sollten dann solche Klassen im Allgemeinen ein Haupt haben. Darunter verstehen wir den General-Superintendenten, auf welchen schon von verschiedenen S. S. Männern im Magazin hingewiesen wurde. Aber dieser fehlt, und es ist wirklich der Mühe werth und hohe Zeit, daß diese Sache in Anregung gebracht und von unserer nächsten General-Conferenz ausgeführt werde. Es würde von unbeschreiblichem Nutzen sein für unsere S. S. Sache, wenn unter der Leitung eines fähigen Mannes an allen Orten solche Normal-Klassen gebildet würden, die sich dann jährlich versammeln und ihr Examen durchmachen, und so für die S. S. Arbeit vorbereitet wären.—Ich hoffe, daß eine allgemeine Besprechung dieses Gegenstandes stattfinden möge und zur Folge habe: „Einen allgemeinen Aufschwung in dieser Richtung in unseren S. Schulen.“ A. B.

### Zur Erziehungsfrage.

#### IV.

„Ein nährlicher Sohn ist seines Vaters Herzeleid.  
Ein weiser Sohn erfreuet den Vater.“

Ein weiterer Schatz, der gleichsam aus jenem sich interessent-mäßig entwickelt, ist eine christliche Erziehung. Auch den sollen Eltern den Kindern sammeln, nicht Kinder den Eltern. Unter christlicher Erziehung verstehe ich gerade, was das Wort besagt. Nicht Erziehung nach rein weltlichen Begriffen, die meistens zu ihrem höchsten Ziele nur die graciösen weltlich-anerkannten Verhaltensregeln in hohen gesellschaftlichen Kreisen, mitammt dem nöthigen Bekanntsein in den gangbaren Wissenszweigen und oft leichter Literatur, hat. Die ist wahrlich kein „Schatz“, sondern eine „Schuld“, die Interessen kostet, anstatt, daß man davon einnimmt. Wie oft haben weltliche Eltern ihre Kinder in obiger Weise erzogen, und hatten später nicht es hinaus zu führen und gingen zu Grund für sich und die Gesellschaft. Weltmodische Erziehung kostet ungemein viel, um sie nach ihrem Narrenziel je und je auszuführen; denn der Weg der Uebertreter ist hart.

Literarisch-wissenschaftliche, oder selbst bloß moralisch-sittliche Bildung reicht nicht aus; soll sie ein wirklicher „Schatz“ sein, so muß sie christlich sein. Ist in der Kinder- und Jugend-erziehung kein Christus, so ist sie einfach im Grunde wenig und im Hinblick auf die Bedingungen zum Himmel, zum ewigen Erbtheil zu gelangen, gar nichts werth. Nur Christus bildet, er ist das allseitig gefällige, gütige Vorbild, dem der Mensch sich nachbilden soll. Nur wer ihn zum heiligen Muster wählt, erlangt das wahre Wesen, den Kern und Stern und auch den vollkommenen Höhepunkt christlicher Bildung. Das Christenthum in seiner im Leben und Charakter ausgeprägten Wahrhaftigkeit ist des Menschen einziger und größter Schatz auf Erden, nur sie führt uns zu unserem Ursprung und Urelement, zu Gott zurück und wirkt und entwickelt für uns die reinsten Lebensfreuden. Eltern können zwar ihre Kinder nicht zu Christen machen, wie man etwa Gold zu Geld macht, allein sie können doch, wenn die Erziehung in guter Zeit begonnen und vorsichtig fortgeführt wird, die nöthige Anleitung

zur Erkenntniß und Erfahrung der Religion ihnen übermitteln. Die kirchlichen Vorrechte und sonstige Hülfquellen aller Art stehen in unsern bevorzugten Tagen Jedem kräftig zur Seite. So wie so ist das Kind, das nach rein christlichen Anschauungen erzogen ist, fähig für sich selbst zu wählen, und wer von dem überlieferten Erziehungsschatz keinen guten Gebrauch macht, was leider auch oft genug der Fall ist, der muß die Verantwortung tragen und die resp. Eltern sind frei vor Gott, und die Kinder können an jenem Tage dann keine feurige Hölle gegen sie aufheben. Daß nun leider viele, selbst christliche Eltern diesem äußerst wichtigen Umstande nur die spärlichste Aufmerksamkeit zuwenden, mein Gott! das ist nur zu offenkundig. Man hängt am Geld, an der Welt, am Land, an der Creatur, man vergeudet Zeit in allerlei Sachen — geht in Agricultur- und Manufacturinteressen vielleicht nach Paris — aber den reinen, edlen, unübertrefflichen Erziehungsfragen und Erziehungsanstalten aller Art: den Kirchen und Schulen z. B. widmet man wenig Zeit und Mittel, was nach göttlichen und menschlichen Gesetzen nicht so sein sollte. Ich sage es hier frei: Manche sehen mit mehr Zeit- und Müheaufwand und zu hoffendem (weltlichem) Vortheil auf die Bierfüßler des Stalles und Felsens, als auf das leibensprossende Ebenbild. Was ist doch das? Nur eine echt christliche Erziehung kann die Vortheile im Leben bieten, die uns zu beglücken im Stande sind; in ihr liegen Capitalien und Schätze, die elterliche Nachlasse, welche sich zu Tausenden zählen, weit, weit übertreffen. O ihr Eltern aller Lande, sammelt euren Kindern dieses Besitztum, sammelt es euch selbst!

## V.

„Des Vaters Segen bauet der Kinder Häuser, aber der Mutter Fluch reisst sie um.“ — „Und habe ihn gesegnet, er wird auch gesegnet bleiben.“

Sei es mir vergönnt, endlich noch ein Schlusswort beizufügen betreffs väterlichen, elterlichen Segen. O, welch ein hoher „Schatz“! Wenn ein junger Mensch in die Welt hinein geht, um sich selbst zu unterhalten und geht nicht mit dem Segen seiner lieben Eltern, so sehe ich nicht, wie er auf Grund des fünften Gebotes: „Ehre Vater und Mutter, auf daß dir wohl gehe und du lange lebest im Lande, das dir der Herr dein Gott gibt,“ Glück und Fortkommen haben kann; denn jener Vaters Segen ist ein unbedingt nöthiges Anlagecapital und übertrefft alle andern Schätze, was sie auch sein mögen. Und daß es allen guten, christlichen Eltern möglich ist, ihren Nachkommen den Segen des Himmels zu sichern, liegt zum Theil schon

in dem nahen gegenseitigen Verhältniß, dann auch ist die Thatsache oft und oft in der Welt- und Menschengeschichte verwirklicht worden; und über all diesen Beweisen steht noch die Bibel mit ihren Beispielen hellstrahlend und überzeugend da. Gewiß müssen Kinder zur persönlichen Erlangung dieses großen Erbgesetzes beitragen, indem sie ihre Eltern durch kindlichen Gehorsam ehren. Ungehorsam ist eine Zauberei sünde und muß Fluch auf das Haupt des Thäters gleich Blitzen herabsenden. Jener jüngste Sohn im Evangelium ging gewiß nicht mit väterlicher Zulassung und mithin nicht im Befolge seines hohen Segens. Man blicke in die Geschichte der Patriarchen und alten Frommen der grauen Vorzeit, wie sie ihre Kinder und Kindeskinde segnend die Welt verlassen. Der Segenschatz folgt ihnen auch mit dem Willen Gottes sichtlich nach auf allen Lebensspuren. Wir als Eltern schulden unsern Kindern unsern Segen, unsere Gebetswünsche. Sind wir, was wir sein sollen, so kann diese Mitgift des Himmels den Kindern mit auf ihren (vielleicht harten) Lebensweg gegeben werden. Letzten Sommer war ich in der Gegend des großen Niagara auf Besuch. Da kamen wir gelegentlich auch auf Erziehung und elterlichen Segen zu sprechen. Der Vater sagte: „Diejenigen meiner Kinder, die mich in nöthigen Fällen um Rath fragten und mir folgten, die haben meinen Segen und es geht ihnen wohl, solche indessen, die mehr ihre eigenen Wege vorzogen, machen mir viel Kummer und es geht ihnen hinderlich.“ Gestern (Nov. 20.) erhielt ich die Kunde durch den hiesigen Lehrer, daß der junge G. G. (29 Jahre) gestorben sei im Irrenhause. Er war einer meiner Jugendgenossen, den ich von Kind auf kannte. Seine Eltern sind Glieder unserer Kirche. Der junge G. war früher ein Sonntagschüler und genoß alle Vorrechte unserer Kirche. Der Vater starb vor mehreren Jahren selig; aber leider ging dieser Jüngling ohne seines Vaters Segen in die arge Welt hinein. Er folgte nicht und deshalb seufzten ihm die Eltern nach. Er studirte als Arzt, practicirte später, war aber nicht ehrlich, heirathete früh, machte Schulden, brannte durch, lebte im Streit mit seiner Gattin, kümmerte sich, wurde melancholisch und starb kurz darauf im Irrenhaus. — Ungehorsam macht den milden Segensschau zu verheerendem Reif. — Auf denn, Freunde! zu erneuerten Ver suchen, zu gründlicher Bildung und christlicher Jugend erziehung, denn das gebildetste und christlichste Volk ist das stärkste und glücklichste und lebt in der Geschichte am längsten im Segen fort. —

G. A. Thomas.

## Sonntagschul - Lectionen.

### Dauids Bußgebet.

#### 9. Lection: Psalm 51, 1—13. — Sonntag den 2. März 1879.

1. Ein Psalm Davids, vorzusingen;
2. Da (1) der Prophet Nathan zu ihm kam, als er war zu Bath-Saba eingegangen.
3. Gott, (2) sei mir gnädig nach deiner Güte, und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit. (3)
4. Wasche (4) mich wohl von meiner Missethat, und reinige mich von meiner Sünde.
5. Denn (5) ich erkenne meine Missethat, und meine Sünde ist immer vor mir.
6. An dir (6) allein habe ich gesündigt, und übel vor dir gethan, (7) auf daß du Recht behaltest in deinen Worten, und rein bleibest, wenn du gerichtet wirst.
7. Siehe, (8) ich bin aus sündlichem Samen gezeugt, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen.

8. Siehe, du hast Lust zur Wahrheit, die im Verborgenen liegt; du lässest mich wissen die heimliche Weisheit.
9. Entsündige (9) mich mit Aßop, daß ich rein werde; wasche mich, (10) daß ich schneeweiß werde.
10. Daß mich hören bören Freude und Bönne, daß die Gebeine fröhlich (11) werden, die du erschlagen hast.
11. Verbirg (12) dein Antlitz von meinen Sünden, und tilge alle meine Missethat.
12. Schaffe (13) in mir, Gott, ein rein Herz, und gib mir einen neuen gewissen Geist.
13. Wer wirf mich nicht von deinem Angesicht, und nimm deinen heiligen Geist (14) nicht von mir.



## Parallelen und Anmerkungen.

(1) 2. Sam. 12, 1. 7. (2) Psalm 56, 2. (3) Jes. 43, 25.; 44, 22.; Apg. 3, 19. (4) Offb. 1, 5. (5) Psalm 32, 5.; Spr. 28, 13. (6) 2. Sam. 12, 13. (7) Luf. 15, 21.; Röm. 3, 4. 19. (8) Eph. 2, 3. (9) 3. Mose 14, 4—9.; 4. Mose 19, 18.; Ebr. 9, 19. (10) Jes. 1, 18. (11) Matth. 5, 4.

**Haupttext:** Gott sei mir gnädig nach deiner Güte, und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit.—Ps. 51, 3.

## I.

Das Königreich Israel war gegründet und in seiner Blüthe. Zu Thrus regierte Siram und das ganze übrige westliche Asien war unter Assyriens Botmäßigkeit. David hatte die größte Sünde seines Lebens begangen, aber unter Nathans Rede war er zur Einsicht gekommen, und that Buße in Sack und Asche. Dieser Psalm zeigt Jedem, der Davids Sünde kennt, auch seine Buße, die Tiefe seiner Reue und seine Umkehr zu einem reinen, besseren Leben, und wird darum auch einer von Davids sieben Bußpsalmen genannt. „Der 51. Psalm ist das hellste und glänzendste Kleinod im ganzen Psalmbuch; seine Lehre und Unterweisung ist so köstlich, daß die Zunge eines Engels ihn nicht völlig entfalten könnte.“—Strigelius. Dieser Psalm wird oft „des Sünders Richtschnur“ genannt.“ Luther sagt: „Es ist kein anderer Psalm, der öfter gesungen und gebetet wird in der Kirche.“

David war nicht zu entschuldigen; jedoch muß man bedenken: er war leidenschaftlich, er war Solbat und dabei ein orientalischer Despot mit unumschränkter Macht. Er selbst aber führt nicht eine einzige Entschuldigung an, sondern wirft sich ganz in die Arme der göttlichen Barmherzigkeit. „Wer an Davids Sünde denken will, der vergesse ja auch Davids bittere Buße nicht, und all die Leiden und Trübsale, die seinem späteren Leben daraus entsprossen.“—Spurgeon.

Die Lektion ist schön abgetheilt: Zwei Verse bitten um Gnade; drei sind ein Sündenbekenntniß und vier bitten um Vergebung. Vers 1—9. Dann folgen vier Verse, die um Erneuerung des Herzens sehen; vier, die ein Leben des Preises und Lobes versprechen und zwei, die an Zion gedenken. Der ganze Psalm ist ein Bußpiegel genannt, den wohl Jesaias der Prophet dem Volke öfters vorhielt, und in dem auch wir uns oft betrachten dürfen zu unserem Nutzen.

## II.

Davids Sünde wird uns vorgestellt und ist niedergeschrieben als eine Warnung für Alle, damit: Wer da meint, er stehe, zusehe, daß er nicht falle. Seine Buße kam zu Stande durch Nathans Predigt, den Gott sandte, ihn zu überzeugen. David schämte sich nicht zu sündigen, nun schämt er sich aber auch nicht Buße zu thun. Hier haben wir:

1. Sein demüthiges Bußgebet. Vers 1. 2. Fast das nemliche Gebet, das später ein gewisser Böhmer auch betete. Luf. 18, 13. Nun beachte: David macht Anspruch auf Barmherzigkeit; nicht weil er ein König ist, nicht weil er ein großer Mann war, oder nur einmal gesündigt hatte; sondern wie jeder andere arme Sünder auch; a. um der großen Barmherzigkeit Gottes willen und b. um der Güte Gottes willen. Wenn die Sünde mächtig ist, ist Gnade doch noch viel mächtiger, an Denen, die ernstlich bußfertig sind.

2. Die besondere Gnade, die er erfleht: „Wasche mich von meiner Missethat und reinige mich von meiner Sünde.“ damit die Schuld nicht gegen ihn offen stehe. Die Sünde verunreinigt den Menschen, wenn Gott Sünden vergibt, dann reinigt er auch. Vergebung folgt aber nur auf wahre Buße. David fühlte als könnte er unmöglich je wieder zufrieden werden, es sei denn er würde, wie Luther einmal so schön übersezt, „entsündigt.“ Dann folgt:

3. Sein reumüthiges Bekenntniß. Vers 3—5. a. Er bekannte seine Sünde frei, denn er wußte, daß dieses nothwendig war. b. Er fühlte die Last derselben so sehr, daß er immer mit Scham daran dachte. c. Es war nicht bloß ein vorübergehendes Gefühl, sondern ein fortwährender Schmerz. Er bekannte sein Uebel in der ganzen Schwere, V. 6, und zeigt dadurch deutlich, daß seine Buße aufrichtig war. Er beklagt den Zustand seines Herzens und gibt Gott die Ehre. David war aufrichtig und das ist der erste Schritt zur Buße, darum zweifelte er auch nicht an Gottes Barmherzigkeit. Er hatte Hoffnung und Vertrauen, daß Gott ihm helfen werde seine guten

(12) Jer. 16, 17. (13) Apg. 15, 9. (14) Luf. 11, 13.—Autor dieses Psalms: David, nachdem er schon über 20 Jahre König war; ungefähr um 1084 v. Chr.—Correspondirende Geschichte: Das 11. und 12. Capitel des 2. B. Samuels.

Vorfälle auszuführen. Wo Wahrheit ist, da gibt Gott Weisheit und Gnade. Den Aufrichtigen läßt er es gelingen.

4. Seine besondere Bitte. Herzensreinigung und Erneuerung. Er weiß, daß nur darin bleibender Friede zu hoffen ist. Jhsop war eine Pflanze, die gebraucht wurde, um damit das Blut der Opfer auf den Altar zu spritzen; d. h. denselben zu besprengen. David bat um eine Reinigung, von welcher das Besprengen mit Jhsop ein Bild war. Er verlangte aber auch ein Zeugniß der Vergebung; er will überzeugt sein, daß er im Besitz von Gottes Wohlgefallen ist. Die Freude einer Seele, unter dem Gefühl göttlichen Friedens ist unbeschreiblich, und dieses Gefühl, diese Gewisheit, verlangt David.

So lange Zweifel das Herz noch quält, kann von vollem Frieden nicht die Rede sein; wer aber Vergebung und Erneuerung seines Herzens hat, der hat den höchsten Adel den ein Mensch erwerben kann; er ist Gottes Kind. Dann kann man auch Andern den Weg zeigen und sie einladen, dann kann man aus Erfahrung vom Heil in Christo reden und predigen.

**Praktische Anwendung.**—1. Wir sollen nicht bloß auf den Fall eines Menschen schauen, sondern auf seine Buße, und uns derselben freuen. Der Wohlgefallen am Fall seiner Mitmenschen hat, ist nicht in dem Gnadenstand, in dem er sein sollte.

2. Gottes Barmherzigkeit ist groß gegen alle reumüthigen Sünder um Christi willen.

3. Die Nothwendigkeit eines neuen Herzens und eines gewissen Geistes fühlt Jeder, der sich selbst kennt.

4. Buße ist der Weg, auf welchem man Gnade, Leben und Seligkeit findet, darum ladet Jesus auch alle Menschen zur Buße ein.

5. Die Folgen wahrer Buße sind: 1) Vergebung der Sünden; 2) Erneuerung des Herzens; 3) Der Besitz des heiligen Geistes und 4) Erfüllest sein mit Freude im heiligen Geiste.

6. Wenn wir Jesum lieb haben, werden wir suchen, auch Andere zu ihm zu bringen, und wenn die Kirche erfüllt ist mit aller Freude in Gott, dann werden sich auch Sünder bekehren.



**Erklärung der Wandtafel.**—Im oberen Theile des S ist ein schwarzes Herz: Ein Bild, wie es von Finsterniß umnachtet und Sünde erfüllt ist. Nun ruft aber der bußfertige Sünder Gott an, durch seine Gnade ein neues Herz in ihm zu schaffen. Da tritt Christus ins Mittel, welcher durch die Kraft seines Geistes ein neues Herz gibt. Dies ist der Wendepunkt. Wo früher Sünde war, ist nun Segen der vergehenden Gnade, Sieg über die Sünde und Seligkeit. Das Herz ist gewaschen, weiß wie der Schnee, im Blute des Lammes. Das stellt das zweite Herz im unteren Theile des S vor.

**Kleinfinderklasse.**—1. Lehre wer David war, was er von Gott verlangt und warum er's verlangt. David war ein mächtiger, reicher, kluger und sonst frommer Mann, doch muß



er Buße thun. Alle sind Sünder, alle müssen Buße thun. 2. In der Sünde kann Niemand glücklich sein. Illustrire an einem Kind, wenn es unrecht gethan, wie unglücklich es dann seinen Eltern gegenüber fühlt. 3. Die Sünde bringt ewigen Tod. 4. Wir müssen von der Sünde rein werden. Wie? Was unrein ist, muß gewaschen werden. Unser Herz ist unrein. Es muß mit dem Blute Christi gewaschen werden. Er will es thun, wenn wir wollen.

**Illustrationen.—Reinigung.** So wie man in einem finsternen Zimmer den Unrath nicht sieht, so sieht auch der Mensch seine Sünde nicht ein, bis das Licht des göttlichen Wortes und Geistes hineinstrahlt. Aber Manche gefallen sich im Unrath und wollen ihr Herz eben so wenig reinigen lassen als ihr Zimmer. — So wie sich Naaman im Jordan

badete und von seinem Aussatz rein wurde, so sollen wir uns mit dem Blute Christi von dem Aussatz unserer Sünde reinigen lassen.

**Vergebung.** — Ludwig XII., König von Frankreich, hatte sich bei seiner Thronbesteigung ein Verzeichniß aller Diener seines Vorfahren, Karl VIII., geben lassen. Die Namen seiner bestigsten Gegner bezeichnete er darauf mit einem Kreuze. Als dies bekannt wurde, flohen diese, denn sie dachten, das sei zum Zeichen der Rache, die er an ihnen nehmen wolle. Er ließ sie aber alle zurückrufen, und sagte: „Das Kreuz soll euch nicht ein Zeichen der Rache, sondern ähnlich dem Kreuze unseres Erlösers, ein Zeichen der Vergebung sein.“

## Die Freude der Sündenvergebung.

### 10. Portion: Psalm 32, 1–11.—Sonntag den 9. März 1879.

1. Eine Unterweisung Davids.—Wohl (1) dem, dem die Uebertretungen vergeben sind, dem die Sünde bedeckt ist.

2. Wohl dem Menschen, (2) dem der Herr die Missethat nicht (3) zurechnet, in des Geists kein Falsch ist.

3. Denn da ich es wollte (4) verschweigen, (5) verschmachteten meine Gebeine, durch mein täglich Schweigen.

4. Denn deine Hand war Tag und Nacht schwer auf mir, daß (6) mein Saft vertrocknete, wie es im Sommer dürrer wird. Sela.

5. Darum (7) bekenne ich dir meine Sünde, und verhehle meine Missethat nicht. Ich sprach: Ich will (8) dem Herrn meine Uebertretung bekennen. Da vergabest du mir die Missethat meiner Sünde. Sela.

6. Dafür (9) werden dich alle Heiligen bitten zur (10) rechten

Zeit; darum, wenn große Wasserfluthen (11) kommen, werden sie nicht an dieselben gelangen.

7. (12) Du bist mein Schirm; du wollest mich vor Angst behüten, daß ich errettet ganz fröhlich (13) rühmen könne. Sela.

8. Ich (14) will dich unterweisen, und dir den Weg zeigen, den du wandeln sollst; ich will dich mit meinen Augen leiten.

9. Seid nicht wie Kasse und Maulthiere, die nicht verständig sind, welchen (15) man Jaum und Gebiß muß in das Maul legen, wenn sie nicht zu dir wollen.

10. Der (16) Gottlose hat viele Plage; wer aber auf den Herrn hoffet, (17) den wird die Güte umfassen.

11. Freuet (18) euch des Herrn, und seid fröhlich, ihr Gerechten, und rühmet alle, ihr Frommen.

#### Parallelen und Anmerkungen.

(1) Röm. 4, 6–8. (2) Jes. 38, 17. (3) 2. Cor. 5, 19; 1. Moje 15, 6. (4) Hiob 31, 33. (5) Ps. 31, 11. (6) 1. Sam. 5, 7. (7) Ps. 38, 19; Neh. 1, 6; Spr. 28, 13. (8) 1. Joh. 1, 9. (9) 1. Tim. 1, 16. (10) Jes. 55, 6. (11) Jes. 43, 2. (12) Psalm 27, 5; 143, 9. (13) 2. Moje 15, 1.

2c.; Offb. 15, 2. 3. (14) Ps. 25, 12. (15) Spr. 26, 3. (16) Ps. 16, 4; 34, 22; 1. Tim. 6, 10. (17) Jer. 17, 7. 8. (18) Ps. 33, 1.—Daß dieses ein Psalm Davids ist, unterliegt keinem Zweifel, wie auch Röm. 4, 6. bestätigt wird. Er folgt unmittelbar auf Psalm 51.

**Haupttext:** Wohl dem, dem die Uebertretungen vergeben sind, dem die Sünde bedeckt ist.—Ps. 32, 1.

#### I.

Nachdem David gesündigt hatte, und sich in öffentlicher, tiefer Buße gebeugt, erzählt er nun hier die Freude seines Herzens über die Vergebung seiner Sünden. Wir sollen aber nicht bloß Davids Gefühle betrachten, sondern vielmehr eine allgemeine Anwendung machen über das Elend der Sünde und das Glück, welches dem bußfertigen Bekenntniß und der Vergebung folgt.

Dieses ist der zweite von den sieben Bußpsalmen, und wurde gesungen von den Juden an ihrem großen Versöhnungstage, wann sie ihr allgemeines Bekenntniß abgelegt hatten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Davids Freudengefühl seinem Schmerz vollkommen gleich kam, und in fröhlichem Lob und Gesang drückt er dieses Gefühl aus.

Der Psalm enthält vier Theile: Zwei Verse beschreiben das Glück der Vergebung; zwei beschreiben das Elend vor der Vergebung; drei geben den Nutzen des Bekenntnisses, und vier die Thorheit des Starrsinnes und die Weisheit eines kindlichen Geistes. Luther nennt diesen Psalm einen Lehrpsalm, der uns zeigt, was die Sünde ist, wie wir von derselben befreit und vor Gott gerechtfertigt werden können. Diesen Weg, den David ging, müssen alle Sünder gehen, denn es ist der einzige, der zum Frieden führt. Deltzig sagt: „David war nach seinem Sündenfall ein ganzes Jahr lang in einer Hölle, Ps. 51.; dieselbe wurde aber umgewandelt in Ps. 32., als er das Zeugniß seines Gnadenstandes erlangte.“

#### II.

Dieser Psalm gibt mancherlei Unterricht, besonders aber, daß unser Glück darin besteht, daß wir Gottes Wohlgefallen besitzen und in seiner vergebenden Gnade leben. Wir haben aber hier noch ganz besonders:

1. Die Natur der Vergebung; welches ist a. die Befreiung von Sünden. Durch die Uebertretung ist der Sünder dem

Gesetz verfallen und strafwürdig; in reumüthiger Buße und Bekenntniß vor Gott aber, wird die Sünde vergeben, die Strafe erlassen und die Last des Gewissens entfernt. Dazu ladet Jesus ein in Matth. 11, 28.

2. Die Vergebung ist ein Bedecken der Sünde. Scham ist die erste Folge der Sünde, das lernen wir aus der Geschichte unserer ersten Eltern; nun deckt Gott diese Sünde, nicht vor ihm, auch nicht vor uns, aber vor dem zürnenden Gesetz; er gebet ihrer nicht mehr, sie sind vergeben, und die Missethat wird ihnen nicht zugerechnet, dadurch, daß man also Buße thut und bekennet, erlangt man Vergebung und der Geist, das Herz ist ohne Falsch. Die Vergebung der Sünden macht den Menschen glücklich und frei, da er doch zuvor unglücklich und elend war.

3. Die untröstliche Lage Dessen, der diese Vergebung nicht besitzt. Vers 3, 4. Dieses ist ein harter Stand, denn obgleich das Herz die Schuld kennt und fühlt, wird doch die Ueberzeugung unterdrückt und die Seele schmachtet in diesem Elend. Sie fühlt die Hand der Gerechtigkeit schwer auf sich liegen und lebt in einem beständigen Kampf, der an Leib und Seele zehrt und nagt.

4. Der einzige wahre Weg, der zum Frieden und zur Vergebung führt. Vers 5, 6: Auf das Bekenntniß, das reumüthig geschieht, folgt Vergebung, Rechtfertigung, göttlicher Trost und Friede. Nicht bekennen den Menschen, sondern Gott, gegen den man gesündigt hat. Nur wenn wir Jemand Unrecht gethan, sollen wir ihm auch bekennen. Entschuldigungen darf man keine vorbringen und vor Gott auch nichts verschleiern, dann erlangt man Vergebung und Gnade.

5. Davids nachmaliges Verhalten: a. Er war nun sicher; durch die Vergebung wurde sein Glaube dermaßen gestärkt, daß er sich ganz auf Gott verließ. b. Er hatte Freude; er konnte nun fröhlich rühmen von der Güte des Herrn. c. Er belehrte nun Andere und unterwies sie; dieses versprach er auch schon



zum Voraus, daß er es thun wolle Ps. 51, 12—13. Wer also diese Erfahrung gemacht hat, der soll Andere zu dieser Heilquelle führen, damit alle Welt ihn, den Vater und vergebenden Heiland kennen lerne.

6. Dann folgt ein Wort der Warnung für unbussfertige Sünder. Vers 9, 10. und eine Ermahnung für die Gerechten. Vers 10, 11: Seid nicht widerspenstig und unbändig wie Thiere. Das ist des Menschen hohes Vorrecht, Vernunft zu besitzen; aber er ist auch verantwortlich dafür. Der Weg der Sünde endet in Elend und Verderben, da kein Ausweg mehr ist. Der Gerechte aber hat die Versicherung: a. daß Gnade ihn umgeben wird, wenn er am Herrn hängt; b. daß er Ursache hat sich zu freuen und sehr fröhlich zu sein. „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“

**Praktische Anwendung.**—1. Der Mensch kann kein wahres Glück, keine bleibende Freude haben, so lange er nicht Vergebung seiner Sünden hat.

2. Das Gewissen ist ein harter Zuchtmeister, es beschuldigt Alle.

3. Bekenntniß seiner Sünden ist nicht bloß eine Pflicht, es ist auch der einzige mögliche Weg zum Frieden.

4. Das Bekenntniß sollte denen gegenüber gemacht werden, gegen welche man gesündigt hat, und sollte bekannt sein, so weit als die Sünde bekannt ist.

5. Wer Jesum durch die Vergebung kennen gelernt hat, der hat ein Verlangen ihn aller Welt anzupreisen, und Alle zu ihm zu bringen.

6. Es ist nur ein Weg möglich zu des Menschen Sicherheit: Glaube an Gott durch Glauben an seinen Sohn Jesum Christum.

7. Die Freude wahrer Religion übertrifft alle anderen Freuden.

**Kleinfinderklasse.**—Erzähle den Schülern die Erfahrungen des Psalmisten: Bekenntniß der Sünde, Bitte um Vergebung, Freude der Vergebung. Zeige wie notwendig die Vergebung ist—die Sünde macht uns unglücklich in Zeit und Ewigkeit. Illustriere die Freude der Vergebung: Wenn ein Kind sich gegen das Gebot der Eltern vergangen hat, wie schwer und unglücklich fühlt es. Je länger es sein Unrecht verschweigt oder gar leugnet, desto unglücklicher wird's. Wenn es aber bekennt, um Verzeihung bittet und dann Vergebung erhält, wie dankbar und glücklich ist es dann. So ist es gerade mit unserem Unrecht Gott gegenüber. Wehe Dem, der sich in der Sünde freut; wohl Dem, der sich der Vergebung der Sünden erfreuen kann!

**Illustrationen.**—Schriftbilder: Zachäus, Maria Magdalena, der verlorne Sohn zc. zc.

Als Präsident Lincoln die Emancipations-Proklamation erließ, erregte das ein Aufsehen fast in der ganzen Welt. Alle

Sklaven in den Ver. Staaten waren nun frei. Manche hatten grausame Herren gehabt und schrecklich gelitten. Sie waren nun frei. Manche geberdeten sich ganz auffallend in ihrer großen Freude. Sie konnten das Glück kaum begreifen. Sie waren „wie Träumende.“ So hat Christus für die Sklaven in der Sünde eine Befreiungserklärung erlassen. Er will die Sünde vergeben. Er hat die Schuld bezahlt. Er erlöst vom Dienst der Sünde und des Teufels. Wie froh muß dann der Sünder sein, der Vergebung erlangt hat! Wenn aber nun trotzdem ein Mensch so verblendet ist, daß er in der Sünde hartem Dienste bleibt, welch ein großer Thor ist der.

Kaplan Speare vom Charleston Staatsgefängniß erzählt, daß auf einen gewissen Danksagungstag fünf gebesserte Verbrecher begnadigt wurden. Dieselben waren so von Freude erfüllt, daß sie kaum wußten, wie sie dieselbe an den Tag legen sollten. Man hatte ihnen vergeben. So ist der begnadigte Sünder.



**Erklärung der Wandtafel.**—Bei genauer Beobachtung wird man hinter dem Kreuze das Wort „Sünde“ wahrnehmen, es ist aber mit dem Kreuze bedeckt. Dieses soll sinnbildlich die Vergebung (oder Bedeckung) unserer Sünden durch das Verdienst Christi vorstellen, wenn wir dieselben „bekennen, bereuen, hassen, lassen.“ In dem Kreuze ist die Inschrift: „In diesem Zeichen wirst du siegen.“ Bekanntlich berichtet Eusebius, daß Konstantin der Große, als er nach Italien zog, um gegen Maxentius Krieg zu führen, am Mittag vor der Schlacht ein flammendes Kreuz am Himmel gesehen habe, und in der Nacht darauf sei ihm Christus erschienen und habe ihm befohlen, eine Fahne mit einem Kreuze und der Inschrift „In Hoc Signo Vinces,“ d. h. in diesem Zeichen wirst du siegen, anfertigen zu lassen. Dieses that er und siegte.

## Freude am Hause des Herrn.

### 11. Section: Psalm 84, 1—13.—Sonntag den 16. März 1879.

1. Ein Psalm der Kinder Korahs, auf der Gittith vorzusingen.
2. Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth!
3. Meine (1) Seele verlangt und sehneth sich nach den Vorhöfen des Herrn; (2) mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott.
4. Denn der Vogel hat ein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge heften nemlich deine Altäre, Herr Zebaoth, (3) mein König und mein Gott.
5. Wohl (4) denen, die in deinem Hause wohnen; die loben dich immerdar. Sela.
6. Wohl den Menschen, die dich für ihre (5) Stärke halten, und von Herzen dir nachwandeln,
7. Die durch das Jammerthal gehen, und machen daselbst Brunnen. (6) Und die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt.

8. Sie (7) erhalten einen Sieg nach dem andern, daß man sehen muß, (8) der rechte Gott sei zu Zion.
9. Herr, Gott Zebaoth, höre mein Gebet; vernimm es, Gott Sabaß! Sela.
10. Gott, unser Schild, (9) schaue doch; siehe an das Reich deines Gesalbten!
11. Denn ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser, denn sonst tausend. Ich will lieber der Thür hüten in meines Gottes Hause, denn lange wohnen in der Gottlosen Hütten.
12. Denn Gott, der Herr, ist Sonne (10) und Schild, der Herr gibt Gnade und Ehre; er wird kein Gutes (11) mangeln lassen den Frommen.
13. Herr Zebaoth, wohl dem Menschen, der sich auf dich verläßt!

### Parallelen und Anmerkungen.

- (1) Ps. 27, 4. (2) Jes. 61, 10. (3) Ps. 5, 3. (4) Ps. 65, 4. (5) Ps. 18, 2. 3. (6) 2. Sam. 5, 23. (7) Job 17, 9; Spr. 4, 18. (8) Joh. 10, 28. (9) 1. Mose 15, 1. (10)

Jes. 60, 19. (11) Phil. 4, 19.—Autor und Zeit der Verfasser dieses Psalms sind unbekannt; doch ist derselbe wahrscheinlich dem heiligen Sänger David zuzuschreiben.

**Haupttext:** Denn der Vogel hat ein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge heften, nemlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott. Ps. 84, 4. (oder auch V. 5 oder 3).



## I.

„Die Kinder Korah's“ gehörten zu Davids Singchor. Korah war ein Enkel von Kohath und deshalb ein Geschwisterkind von Moses. 2. Mos. 6, 16–21. Heman, Davids erster Meistersänger, war ein Nachkommen Korah's, und von den 24 Abtheilungen oder Ordnungen der Sänger im Tempel, waren 14 von seinen Söhnen geleitet. Ihnen sind 12 Psalmen gewidmet, wie auch Asaph.

Spurgeon sagt: „Es ist ein milder Glanz in diesem Psalm, der ihm den Titel „Perle der Psalmen“ gibt. Wenn der 23. der populärste, der 123. der fröhlichste, der 51. der klagendste ist, dann ist der 84. der süßeste Psalm.“

Zu singen auf der Sittith. Dieses war ein musikalisches Instrument mit Saiten, welches die Männer von Gath gebrauchten. Der Targum sagt: „Die Harfe, welche David von Gath mitbrachte.“ David entreißt den Feinden ein Instrument, damit er Loblieder Zions darauf spielen möge; daran möchten Manche heutiges Tages noch Weisheit lernen. Die Sünde besteht also nicht in dem Instrument, sondern in dem Gebrauch, den man davon macht.

Dieser Psalm zerfällt in drei Abschnitte, welche schon bezeichnet sind mit „Sela“—eine Unterbrechung—I. Vers 1–5, die Verehrung Gottes; II. Vers 6–9, Kraft vom Herrn; III. Vers 10–13, der Lohn des Herrn. Der Psalmist hatte seine Lust und seine Freude am Hause Gottes und schämt sich nicht, dieselbe auszubringen und zu besingen. In der Betrachtung dieses Psalmes, sollten wir vom nemlichen Geiste beseelt sein, welcher den Psalmisten beseelte.

## II.

1. Die Verehrung Gottes. Das Haus, der Tempel wird Gottes Wohnung genannt, und er war es auch, denn daselbst offenbarte Gott seine Gegenwart. Aber auch heute noch kann man jedes Haus, jede Kirche, da man Gott im Geist und in der Wahrheit anbetet, eine Wohnung des Allerhöchsten nennen. Die wahre Schönheit und Lieblichkeit kann aber nur eine Seele sehen, fühlen und begreifen, die ihre Lust und Freude am Herrn hat, denn sie besteht nicht in äußerlicher Fierde, sondern im Schmucke der Herrlichkeit, Heiligkeit, Liebe und Barmherzigkeit. Durch seinen Naturtrieb—Instinkt—hat der Vogel sich eine Wohnung gefunden und die Schwalbe einen Ort, da sie bauen kann. Manche meinen hier, David habe Bezug gehabt auf die Nester dieser Vögel im Tempel und an demselben; so hatte auch er ein Verlangen nahe bei den Altären des Höchsten zu wohnen. Er benedixte diese Vögelein, weil sie um und über den Altar fliegen konnten, denn auch er hatte ein Verlangen immer daselbst zu sein.

2. Das Glück Derer, die Gott dienen. Kraft vom Herrn. Vers 6–9. a. Wohl Denen, die in deinem Hause wohnen; das sind die Priester und Leviten; sie haben ihre Heimath daselbst, sie sind glücklich, weil sie im Hause Gottes dienen. b. Die Menschen, die im Lande wohnen, sie sind nicht immer im Tempel, haben aber doch freien Zutritt. Diese zwei Klassen schätzt er glücklich, weil in ihnen ein göttliches Prinzip herrscht, durch welches sie ihre Lust am Herrn haben. Zum Andern, weil sie eine Vorliebe zum Gottesdienste haben, denn sie werden Gnade um Gnade nehmen; d. h. von Stufe zu Stufe steigen, bis sie den Herrn in seiner Herrlichkeit schauen werden. David hat ein Verlangen sich also zu erfreuen, denn er schauet im Glauben aufwärts und sieht, daß sie Siege feiern einen nach dem andern und man erkennt, daß zu Zion der wahre Gott ist. Im Hause Gottes, unter dem Schalle des Evangeliums und im Genuß der Gnadenmittel erhält der Gläubige Kraft und Weisheit, und Gott dienen ist ihm eine wahre Lust und Freude.

3. Der Lohn vom Herrn. Vers 10–13. Der Psalmist bittet um einen und erzählt dann was Gott Denen ist, die ihm dienen. a. Sonne und Schild. Sind sie in Finsterniß, so ist Gott ihr Licht und leitet sie; sind sie in Gefahr, dann ist er ein Schild, sie zu bedecken und zu beschützen. Von der Sonne kommt alles Gute und der Schild wendet alles Böse ab. b. Was er für sie thun will: Er will kein Gutes von ihnen halten; was Gottes Wort verheißt, soll ihnen werden als eine natürliche Folge ihres aufrichtigen Wandels; sie sollen segnet sein immerdar. c. Was er ihnen geben will: „Gnade und Ehre.“ In dem Wort Gnade ist alles Gute eingewickelt, und in dem Wort Ehre alle zukünftige Herrlichkeit

enthalten. Gnade ist göttliches Wohlgefallen und Ehre faßt alle Früchte desselben in sich. Alles ist euer, so ihr Christ! seid! Das ist die Bedingung.

**Praktische Anwendung.** 1. Hier lernen wir was guter Gesang und schöne Musik sind im öffentlichen Gottesdienst. Sie erheben, leiten und fördern die Feierlichkeit.

2. Wir sehen den Werth des gemeinschaftlichen Gottesdienstes und die Segnungen, die man im Hause Gottes findet.

3. Diejenigen, welche das innigste und herzlichste Verlangen nach dem Hause Gottes haben, erlangen auch die größten Segnungen.

4. Die Kirche soll eine Wohnung sein, und soll daher anziehend, reizend und geschmackvoll gemacht werden, so daß auch Kinder Lust und Freude darin finden.

5. Wer gerne Gott preist, dem gibt Gott auch immer gerne Etwas, wofür er ihn preisen kann.

6. Gott ist in Christo, Sonne und Schild, Gnade und Ehre.

An einer Lagerversammlung sagte ein Mann in seinem Bekenntniß, er habe schon etliche Jahre in „Murr Alley“ gewohnt; kürzlich sei er aber an die „Danklagungs Straße“ gezogen, und er finde, daß dort die Luft viel reiner, die Kost besser und auch die Gesellschaft freundlicher sei. Wer im Hause Gottes wohnt, der wohnt an der rechten Straße.



**Erklärung der Wandtafel.**—„Der Herr ist Sonne und Schild.“ B. 12. Dieses Sinnbild ist als Grundplan der Zeichnung gewählt. Unten steht eine Kirche, wo die Frommen anbeten und ihre Lust haben an dem Herrn. Von oben strahlt die Sonne der Gnaden—Christus—segnend auf sie herab. Die Illustration ist sehr faßlich und erklärt sich aus dem Texte der Section von selbst. Es ist die Verbindung Christi und seiner Kirche durch sein Licht und seine Kraft.

**Kleinkinderklasse.**—Die Freude Davids an Gottes Haus und Gottes Gegenwart. 1. Im Hause Gottes wird gesungen, gebetet, Gottes Wort gelesen und gepredigt, wen sollte das nicht freuen? 2. Im Hause Gottes sollen wir mit Freuden und im wahren Glauben Gott dienen, dann wird uns Gott durch seine Gnade stärken und erquicken. 3. Wer so Gott dient, dem ist der Herr Sonne und Schild. Die Sonne erleuchtet, erwärmt und macht schön und fruchtbar. Mit einem Schild deckt man sich gegen die Geschosse der Feinde. So ist der Herr dem Gerechten Licht, Wachsthum, Schutz und Sicherheit.

**Illustrationen.**—Freude an Gottes Haus. Als wir noch im Westen reisten, gaben wir eines Tages einem Bekannten eine Predigtbestellung an einen Platz mit. Die Verammlung sollte Nachmittags um 2 Uhr in einem Blockhause gehalten werden. Der Bote machte jedoch einen Irrthum und bestellte dieselbe auf 10 Uhr Vormittags. Da die Leute nun zusammen kamen, fehlte natürlich der Prediger. Doch als wir bald nach dem Mittage hin kamen, saßen die Leute noch so ruhig da und warteten, als ob sie soeben zusammen gekommen wären. Das zeigt auch Liebe zu Gottes Haus, wenn's auch nur ein Blockhaus ist. Wenn nur der Herr darin wohnt.

**Im Hause Gottes wohnen.**—Moody sagt, daß ein Freund ihm erzählt habe, er könne, wenn er in ein neues Kosthaus komme, sogleich sagen, welche die Kostgänger und welche die Hausgenossen seien. Der Kostgänger rede von den allge-



meinen Vorgängen außer dem Hause. Sobald aber der Sohn des Hauses eintrete, frage er, ob Briefe angekommen seien, erkundige sich nach dem Wohlergehen der Familie etc. „So,“ fährt Moody fort, „ist es vielfach in den Kirchen heutzutage.“

Es gibt so viele Kostgänger, welche nur kommen, um zu kritisiren und weiter kein Interesse für die Sache haben. O, daß wir mehr „Hausgenossen“ und weniger Kostgänger in den Kirchen hätten!“

## Gottes Allgegenwart.

### 12. Section: Psalm 139, 1–12. — Sonntag den 23. März 1879.

1. Ein Psalm Davids, vorzusingen. — Herr, du erforschest (1) mich, und kennest mich.
2. Ich sitze oder stehe auf, so weißt (2) du es; du (3) verstehst meine Gedanken von ferne.
3. Ich gehe oder liege, so bist du um mich, und siehst alle meine Wege.
4. Denn stehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, (4) Herr, nicht alles wissest.
5. Du schaffest es, was ich vor oder hernach thue, und hältst deine Hand über mir.
6. Solches Erkenntniß ist mir zu wunderbar und zu hoch, ich kann es nicht begreifen.

7. Wo (5) soll ich hingehen vor deinem Geiste? Und wo soll ich hinknieen vor deinem Angesicht?
8. Führe (6) ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, stehe, (7) so bist du auch da.
9. Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meer;
10. So würde mich doch deine Hand daselbst führen, und deine Rechte mich halten.
11. Spräche ich: Finsterniß möge mich decken; so muß die Nacht auch Licht um mich sein. (8)
12. Denn auch Finsterniß nicht finster ist bei dir, (2) und die Nacht leuchtet wie der Tag, Finsterniß ist wie das Licht.

### Parallelen und Anmerkungen.

(1) Jer. 17, 10; Dffb. 2, 23; Ps. 7, 10. (2) 2. Kön. 6, 12; 19, 27; Jer. 17, 10. (3) Matth. 9, 4; Joh. 2, 24, 25. (4) Ebr. 4, 13. (5) Jer. 23, 24; Zona 1, 3. (6) Amos 9, 2–4. (7) Hiob 26, 6; Spr. 15, 11. (8) Hiob 34, 22. (9) Dan. 2, 22; Jat. 1, 17. — Die Ueberschrift schreibt diesen

Psalm David zu; doch sind die Gelehrten nicht einig darüber, wer ihn verfaßt hat. Für uns macht das auch am Ende wenig Unterschied; es genügt uns zu wissen, daß der heil. Geist denselben diktiert hat.

**Haupttext:** Und sie hieß den Namen des Herrn, der mit ihr redete: Du Gott siehest mich.—1. Mose 16, 13.

#### I.

Der Zweck dieses Psalmes ist, die geistige Natur und Vollkommenheit Gottes zu lehren, besonders aber seine Allgegenwart und Allwissenheit darzutun. Der Psalm theilt sich dem Inhalte nach in zwei Theile von je 12 Versen; der erste Theil hat 6 Verse über Allwissenheit und 6 über Allgegenwart. Dieses ist ein herrlicher Psalm. Men-Ena nennt ihn die Krone aller Psalmen. Nirgend finden wir die herrlichen Eigenschaften Gottes—seine Allgegenwart, seine Allwissenheit, und seine Allmacht so deutlich hervorgehoben und geschildert als in diesem Psalm. Nirgend finden wir die Thatfache, daß der Mensch immer in Gottes Gegenwart ist, so nachdrucksvoll aufgestellt, als hier. Die Macht des Gewissens, das Gefühl der Sünde und der Verantwortlichkeit werden gefühlt und zugestanden. Gebete steigen auf zu Einem, der nicht bloß Richter, sondern auch Freund ist. Einen, den man fürchtet, wie sonst Keinen. Einen, den man liebt, wie sonst Keinen.

#### II.

1. Die Allwissenheit Gottes.—Diese Eigenschaft wird hier gelehrt, nicht als theologischer Lehrsatz, sondern aus persönlicher Ueberzeugung im Einzelnen. Das ist eben die wahre Größe Gottes, daß es bei ihm keine Kleinigkeiten gibt. Luther sagte öfters: „Mich, mein, du, dein, wir und uns sind die herrlichsten Wörter im Erlösungsplan.“ Der Psalmist schildert Einzelheiten, er sagt: a. Gott kennt alle seine Bewegungen; ob er sitzt oder steht, kommt oder geht, es ist Alles offenbar vor Gott. b. Nicht nur seine Bewegungen, sondern sogar seine Gedanken kennt Gott. Gedanken gehen oft so schnell, daß wir ihnen selbst nicht folgen können; Gott kennt sie von Weitem, d. h. ehe sie noch gedacht sind und nachdem sie wieder vergessen sind, bei ihm findet kein Vergessen statt in dem Sinne, wie wir das Wort verstehen. c. Gott kennt alles Vorhaben der Menschen; als wie in einem Siebe unterscheidet er das Korn von der Spreu unseres Unternehmens. d. Ueberflüssig: Der Mensch denkt, will, unternimmt und vollbringt nichts, das nicht offenbar wäre vor Gott. Sagt ein Dichter:

„Wo ich bin und was ich thu,  
Sieht mir Gott, mein Vater, zu.“

Dieses ist für den Psalmisten und Menschen überhaupt zu wundervoll. a. Gott kennt uns weit besser, als wir uns selbst kennen, er kann uns beurtheilen, wie wir es selbst nicht thun können. b. Seine Erkenntniß ist der Art, daß wir sie nicht begreifen, viel weniger beschreiben oder erklären können.

„Daß Gott Alles weiß, ist klar wie Licht,  
Aber wie es ist, weiß ich nicht.“

2. Gottes Allgegenwart.—Ps. 7–12. Es ist von großer Wichtigkeit für uns, die Gewißheit von Dem, das wir gelernt haben, zu besitzen; aber wir sollen auch wissen, warum wir es glauben und vermögend sein, Grund zu geben von der Hoffnung, die in uns ist. Der Psalmist ist ganz gewiß, daß Gott ihn kennt, und als Grund führt er an: a. Weil er immer unter Gottes Auge ist. Wenn Gott allwissend ist, dann muß er allgegenwärtig sein. Die ganze Schöpfung Gottes ist unter seinem unmittelbaren Einfluß; er erfüllt und umfängt sie; darum sagt auch der Psalmist, daß es keinen Ort gibt, da man sich vor Gott verbergen könnte. Weber im Himmel, noch an den äußersten Grenzen der Welt, noch in der Hölle. Gottes Hand ist über uns, damit wir ihm nicht entziehen. Jonas probirte es einmal und es kam ihm theuer zu stehen. b. Weil Nichts uns decken kann. Die Nacht hat schon manchem Dieb und Mörder Vorstuh geleistet, dem Arm der Menschen zu entziehen; aber vor Gott gibt es keine Finsterniß. Als Gott Finsterniß und Licht von einander trennte, behielt er sich dieses vor, daß bei ihm kein Unterschied sein solle. Weber die Maske des Heuchlers noch die verborgenen Winkel der Verbrecher sind ihm verborgen. c. Weil der Schöpfer sein ganzes Werk kennt. Der die Maschine in den Gang gesetzt, der kennt auch die verborgenste Kraft und Wirkung derselben. Er ist Herr! Er hat uns bedeckt, und er kann uns entdecken, wenn er uns will. Die nämliche Macht also, die uns antreibt, das Böse zu meiden und zu fliehen, sollte uns auch antreiben und bewegen, das Gute zu thun. Die Frömmigkeit und Liebe in der ärmsten Hütte; die Tyrannei und Mißhandlung im Armenhaus oder im Gefängniß, sowohl als die Sünde in Palästen sind ihm bekannt, und er hat sich einen Tag der Rechnung vorbehalten.

**Praktische Anwendung.**—„1. Du Gott siehest mich!“

2. Alle unsere Pläne, Wünsche und verborgenen Hoffnungen kennet er.

3. Hüte dich, damit deine Motive, Gedanken, Worte und Werke rein sind, denn Gott kennt sie.

4. Gott achtet nicht bloß auf Das, was wir thun, sondern auch auf Das, was wir gerne thun möchten, wenn wir uns getrauten.

5. Der Christ braucht nie zu verzagen, er ist immer sicher, denn er kann nie über die Grenzen der Gegenwart Gottes kommen.

6. Der Sünder ist nie sicher, denn er kann seinem Richter nicht entinnen, noch sich verbergen.

7. Ein Zeugniß für Sünder—sie wollen Gott entfliehen.

8. Ein Zeugniß für Christen—die Liebe Gottes gegenwärtig im Herzen.

9. Die Lection lehrt, wie nothwendig es ist, Frieden mit Gott zu haben, denn nur Der ist wahrhaft glücklich, welcher in der Gegenwart Gottes froh ist.

**Kleinkinderklasse.**—In dieser Lection von Gottes Allgegenwart sollte man den Kleinen drei Dinge zu erklären suchen: 1. Gott sieht euch immer, darum könnt ihr ihn allezeit bitten, euch beizustehen, Gutes zu thun. 2. Gott sieht euch immer, darum meidet das Böse. 3. Gott sieht Alles, auch wenn ihr unrecht leidet, darum vergebet gerne, denn Gott wird eure Sache richten. Gott ist immer nahe, darum fürchte dich vor nichts als vor der Sünde. Illustrire mit biblischen Bildern: Gott sah den Achan und den Gehazi bei ihren gottlosen Handlungen. Die Strafe blieb nicht aus. Gott war bei Joseph, Daniel, den drei Männern im Feuerofen, den Aposteln zc. in ihrer Trübsal und schützte und segnete sie.

**Illustrationen.**—Von einem Mädchen wird erzählt, daß es sich in das Zimmer ihres Herrn schlich, um zu stehlen. Es hing aber ein Portrait in dem Zimmer, dessen Augen die Diebin überall zu verfolgen schienen. Dieses beunruhigte das Mädchen dermaßen, daß es das Bild herunter nahm und demselben die Augen auschnitt. Das thörichte Kind! Die Augen des Portraits sahen es nicht, aber Gottes Auge, an welches es nicht dachte, verfolgten es überall.

Milton, der berühmte englische Dichter, machte in seiner Jugend ausgedehnte Reisen. Nach Jahren sagte er davon: „Ich kann Gott zum Zeugen anrufen, daß ich auf allen meinen Reisen die Ueppigkeit und Eitelkeit der Welt, welche im Allgemeinen für erlaubt gilt, gemieden habe. Und wenn ich mich im weltlichen Genuß auch den Augen der Welt hätte ent-

ziehen können, so wußte ich doch, daß Gottes Auge auf mir ruhte.“

Der Anführer einer schottischen Heeresabtheilung wurde bei der Schlacht von Preston Pans durch eine englische Kugel verwundet. Als die Krieger ihren Führer fallen sahen, fingen sie an zu wanken. Dieser aber richtete sich auf und rief: „Ich bin nicht todt, Kinder; ich schaue auf euch, ob ein Jeder seine Pflicht thut!“ Der lebendige Gott schaut auch auf seine Kämpfer, ob ein jeder seine Pflicht thut.



**Erklärung der Wandtafel.**—Die Illustration braucht kaum einer Erklärung. Da ist ein Auge, dessen Blick das ganze Feld beherrscht. Nirgendß kann man sich vor dem Blick verbergen. Das soll das Auge Gottes vorstellen, welches uns überall sieht. Gott weiß wer, wie und wo wir sind; er kennt unsere Gedanken, Wünsche und Absichten von ferne. So soll diese Wandtafel uns Gottes Allwissenheit und Allgegenwart versinnbildlichen.

## Vierteljährliche Uebersicht.—Sonntag den 30. März.

### Wiederherstellung

#### Des Gottesdienstes.

(Geschichte.)

1. Der zweite Tempel—Altar—Opfer—Fundament.  
L e h r e: Opfere Gott Dank!
2. Die Einweihung—Vollendung—Weihe—Passah.  
L e h r e: Weihe Gott dein Herz als Tempel.
3. Nehemias Auftrag—Nehemias Bitte—Königs Antwort.  
L e h r e: Liebe das Wort und Volk Gottes.
4. Störung im Bau—Feinde—Hindernisse—Sieg.  
L e h r e: Ueberwinde Feinde und Schwierigkeiten.
5. Vorl. des Gesetzes—Versammlung—Lesen—Erklären.  
L e h r e: Suchet in der Schrift!
6. Die Sabbathheiligung—Volkessünde—Neh. Eifer.  
L e h r e: Haltet Gottes Gebote.

#### Des Menschen.

(Psalmen.)

7. Der Gottl. u. Fr.—Der Weg—Das Ende.  
L e h r e: Bleibe fromm und halte dich recht!
8. Der K. zu Z.—D. Menschen toben—Gottes Macht u. Rath.  
L e h r e: Gehorche dem König aller Könige!
9. Das Bußgebet—Bekentniß—Neue—Bitte.  
L e h r e: Thut rechtthaffene Früchte der Buße.
10. Freude der Vergeb.—Vergebung—Bekentniß—Freude.  
L e h r e: Wer suchet, der findet.
11. Freude am Hause Gottes—Freude—Trost—Sicherheit.  
L e h r e: Wie lieblich sind Gottes Wohnungen.
12. Gottes Allgegenwart—Gottes Auge Gottes Gegenwart.  
L e h r e: Vor Gott kann sich Niemand verbergen.

**Fragen:** Wer baute und wer zerstörte den ersten Tempel? Wer baute den zweiten Tempel? Wann? Welche beiden Könige unterstützten die Juden bei dem Bau? Wer reiste mit einem „Auftrag“ von Babel nach Jerusalem? Was that er hier? Beschreibe die Art und Weise des Bauens? Wer las

das Gesetz vor? Wer bemühte sich um die Sabbathheiligung? Wer schrieb die meisten Psalmen? Wie unterschieden sich Gerechte und Gottlose? Wer ist der König zu Zion? Welche Gebete erhört Gott? Welche Gefühle veranlaßt die Sündenvergebung? Wie sollen wir das Haus Gottes achten? Wozu soll uns Gottes Allgegenwart veranlassen?

**Entschlossene Antwort.**—Aus dem Leben des wegen seiner Grausamkeit berühmten Tyrannen von Persien, Schah Nadir, der bei der Eroberung von Delhi 200.000 Einwohner niedermetzeln ließ und am 20. Juni 1747 selbst ermordet wurde, erzählt man folgende Anekdote: „Welches Gebet hältst du für das kräftigste?“ fragte der Schah einst einen Dervisch, „zwanzigmal will ich es jeden Nachmittag beten.“—„Großer Schah,“ entgegnete der Gefragte, „dein Schlaf ist dem Herrn des Himmels und der Erde angenehmer, als alle Gebete. Schlafe den ganzen Nachmittag und die Nacht hin-

burch, bis die Sonne auf dein Lager scheint, und du hast mehr gethan als gebetet.“—Erstaunt über diese Reden, forderte der Tyrann Erklärung. Da erhob der kühne Dervisch die rechte Hand himmelan und sagte: „Wenn du die volle Wahrheit hören willst, so höre. Dein Schlaf bannt wenigstens eine Zeit lang dein Schwert in die Scheide und gönnt deinen Unterthanen Stunden der Ruhe. Schlafe, schlafe, so lange du willst, und dein Volk wird für dich beten, so lange, bis du schlafend in die Arme der ewigen Vergeltung fällst.“—Nadir erbehte und der Dervisch durfte sich ungestraft entfernen.



## Hinterstübchen.



Die Stiefmutter.

**Gegen den Schwindel.**—Daß die „Hamburger Tropfen“ für „Alles“ gut sind, wußten wir schon, daß sie aber auch gegen „Schwindel“ helfen, das ist mehr als Alles. Welch ein Segen für Amerika! So laßt uns, geehrte Mitbürger! der Schwindelei mit Hamburger Tropfen zu Leibe gehen—ach! beinahe hätten wir eine politische Rede gehalten. Doch Scherz beiseite: Alle Menschenfreunde sind hiermit dringend gebeten, an den Hamburger-Tropfen-König in Baltimore milde Beiträge einzusenden, damit namentlich in Washington, New York und andern Plätzen, besonders auch in Courthäusern etc., wo viel Schwindelgefahr ist, die Tropfen als politisches Weihwasser gratis verabreicht werden können. Hilft das nicht, so ist wohl nicht zu helfen, es sei denn mit St. Jakobs Del.

**Ein verhängnißvoller Husten.**—Der nachmals so berühmte Dichter Scheridan saß nicht immer dem Glück im Schoße, sondern ward vielmehr in den ersten Jahren seiner dichterischen Laufbahn so von Schulden gebrückt, daß er einst, von seinen Gläubigern in die Enge getrieben, um dem Schulthurm zu entgehen, sich genöthigt sah, sich in seinem Hause zu verschließen, das von Gerichtsdienern belagert wurde. Nach drei Tagen der Einschliefung war der kargliche Proviant der Speisekammer aufgezehrt, und der arme Dichter sah sich gezwungen, seine Wagg nach Brod auszuscheiden. Allein darauf hatten die Gerichtsdienner nur gelauert, denn kaum war die Hausthüre geöffnet, so buchten sie eilia herein, daß der Dichter nur just noch Zeit fand, auf den Boden zu flüchten und dort in einen alten, seit Jahren schon leerstehenden Uhrenschrank zu kriechen und dessen Thüre fest hinter sich zuzuziehen. Nachdem die Gerichtsdienner alle Zimmer im Hause vergebens durchsucht hatten, kamen sie auch auf den Boden, und der Dichter, um die Spürhunde wegen seines Versteckes um so sicherer zu täuschen, ahmte mit seiner stets gewandten Junge den Gang einer Uhr nach und wiederholte in regelmäßigen Zwischenräumen ihr Tik-tak, Tik-tak! Schon wollten die Häfcher den Boden wieder verlassen, als es zum Unglück den armen Dichter so unwiderstehlich empfindlich im Halse kitzelte, daß er nothgedrungen husten mußte. „Was!“ riefen dann die Gerichtsdienner, „die Uhr hat's ja auf der Brust!“ Und zugleich traten sie näher, öffneten den Schrank und zogen den armen

Schuldner hervor, der nun die Stunden im Schulthurm zählen mußte.

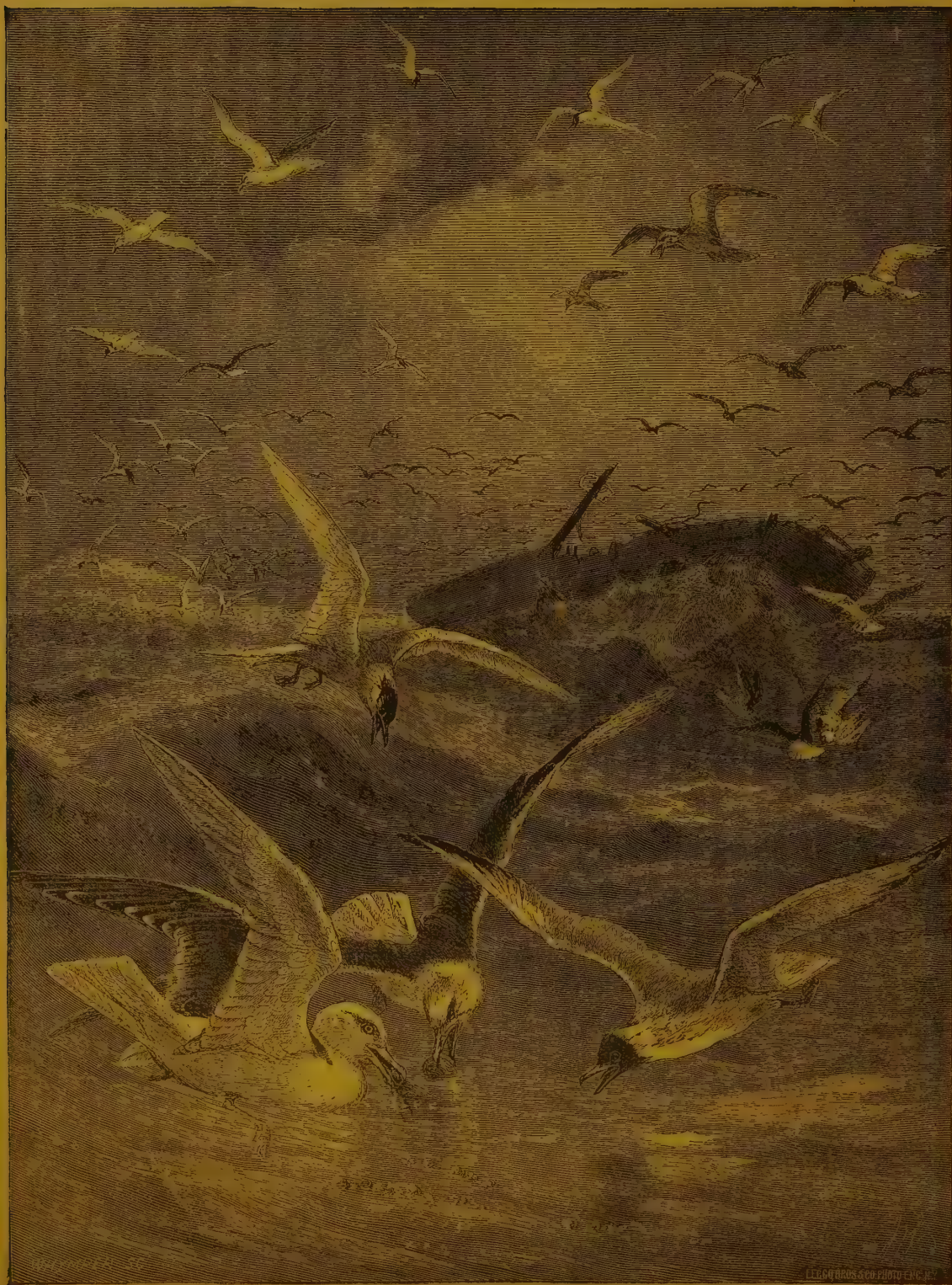
**Eine Künstlerlaufbahn.**—Der berühmte Seiltänzer Blondin, mit eigentlichem Namen Grabelet, wurde 1824 zu Hesdin im Departement Pas-de-Calais geboren. Seit dem Alter von vier Jahren hat er gymnastische Uebungen getrieben, bis er es darin zu einer wunderbaren Kunstfertigkeit brachte. 1855 war er in Amerika als Mitglied der Truppe Navel. Das hohe Seil, auf dem er sich zu produziren pflegte, war gewöhnlich 1000 Meter lang, und er paßte es bei jedem Auftreten achtmal, oft mit sehr großen Lasten beladen. Als er am 30. Juni 1859 zum ersten Mal den Niagara überschritt, war das Seil zwischen zwei Felsen gespannt, von denen der eine etwa 50 Meter, der andere circa 55 Meter über der Wasserfläche sich befand. Blondin hat dieses kühne Wagniß mehrmals mit verschiedenen Variationen wiederholt. Er ist mit verbundenen Augen über das Seil gegangen, ein andermal trug er einen Mann, der schwerer war als er selbst, wobei er jedoch öfter anhalten mußte, um sich auszuruhen. Der Gang nahm 45 Minuten in Anspruch. Acht Tage darauf überschritt er abermals den Niagara, diesmal mit gebundenen Händen und Füßen. Später hat er die gefährliche Wanderung sogar auf Stelzen ausgeführt. Nachdem er sich mit einer Amerikanerin verheirathet hatte, ließ Blondin sich in Amerika naturalisiren und zog sich auf seine im Süden erworbenen Besitzungen zurück. Nach einigen Jahren war er ruirirt, nahm seinen alten Beruf wieder auf, erwarb ein neues Vermögen und siedelte nach England über. Seine Frau und seine fünf Kinder leben in London.

**Ein kluger Jagdhund.**—Der Jagdhund eines Pfarrers in bayrisch-Schwaben zeigte, wie der berühmte Jugendchriftsteller Christoph von Schmid in seinen „Erinnerungen“ mittheilt, eine Art Ueberlegung, die an Verstand zu grenzen schien. Wenn der Hund etwa im Dorfe herumließ und wieder nach Hause kam und der Pfarrrer indessen ausgegangen war, so blickte der Hund—Grünwaderl hieß er—soaleich an die Wand. Fehlte eine Klinte, so kratzte er an der Stubenthüre, bellte und sprang, sobald man ihm öffnete, nach in den Wald. Ging der Pfarrrer auf die Jagd, ohne den Hund mitzunehmen,









Sturmvögel.



# Das Evangelische Magazin.

Band 11.

April 1879.

Nr. 4.



**D**ie Erde erwacht aus dem starrenden Traum,  
Sie schmückt ihr Gewand an dem untersten Saum  
Mit den Beilchen, so blau,  
Mit den schneeigen Blüten, den Glöcknern der Au'.

Es regt sich mit Macht und der Tiefe entringt  
Sich der grüne Halm von der Sonne beschwingt;  
Und die Knospe am Strauch,  
Sie entfaltet sich sacht in dem mildernden Hauch.

Der Frühling ist nahe, die liebliche Zeit,  
Wo von eisigem Banne sich Alles befreit;  
Und, von neuem belebt,  
Zu der leuchtenden Sonne sich sehnend erhebt.

Vom Herzen auch schwindet der fesselnde Zwang,  
Es folget dem mächtigen inneren Drang,  
Es entsendet ein Lied,  
Das wie Rauch eines Dantopfers himmelan zieht.

Was verkündet das Wiedererwachen der Flur?  
Was verheißet des Lenzes holdselige Spur?  
Jene herrliche Zeit,  
Da der andere Frühling vom Banne befreit.

Sie kommt, wenn der Winter hienieden verging,  
Die Ruhe des Grabes die Müden umfing.  
Ein gewaltiges Wehn—  
Und die Schlummernden feiern ein selig Erstehn!

Der ewigen Sonne belebende Macht  
Besieget die starrende Ruhe der Nacht,  
Und ein Leben beginnt,  
Das ohn' Ende in Freude und Wonne zerrinnt.

Drum jauchzet ihr Welten! Mit fröhlichem Klang  
Entsendet gen Himmel den Ostergesang:  
Wo dein Stachel, du Tod?  
Wo, du Hölle, dein Sieg? O gelobet sei Gott!

D. Molitor.

## Wege der Vorsehung.

Bearbeitet von Schwarzwälder.



or dem Gasthof „Zum weißen Hirsch“ in Schwarzburg stand ein sehr ernster Mann und schaute zu der schönen Pyramide des Trippsteins empor, die aus den schäumenden Wellen der Schwarza in rauhen Niesenstufen aufstieg. Den dicken Wirth, der hinter ihm aus der Hausthür trat, frug er kurz nach dem Weg dort hinauf und verschwand alsbald im Dunkel des Waldes, durch den die Straße führt.

„Ein sonderbarer Kauz!“ murmelte der Gastgeber vor sich hin, „kurz angebunden, trocken wie ein Engländer, ernst wie ein Türke, stolz wie ein Spanier und redlich wie ein Deutscher. Aber er zählt jeden Abend honett—also kann er machen, was er will:—nur möchte ich wissen, wer und was er ist; doch, den mag ein Anderer drum fragen.“

Der Fremde war gemächlich Schrittes den Weg fortgewandelt, der ihn mit geringer Steigung zu der Einsenkung brachte, die das Tännig mit der Spitze des Trippsteins verbindet, und blickte jetzt nach Bachstädt hinab über gut angebaute Felder, auf denen der Roggen gelbend wogte; doch schnell wandte er sich rechts in den Hochwald. Auf dem schwellenden Moose hörte er fast den eigenen Tritt nicht; der leise Hauch, der die weißen Wölkchen schier unmerklich am blauen Himmel fortstob, konnte in den Wipfeln der ersten Fichten nicht die gewaltigen, brauenden Harmonien wecken, die ein kräftiger Wind ihnen entlockt, nur ein flüchtendes Sichhorn, nur der klatschende Flügelschlag der abfliegenden Hohltaube war zu hören, sonst war Alles still.

Hier schien es dem ersten Fremdling wohl zu werden; in seine Träume versunken, schritt er mechanisch fort. Längst war er, die Fels Spitze, die er ersteigen wollte, vorbei in die Tiefe des Waldes gerathen; nach einem herabhängenden Flechtenbart hatte er sich rechts gewendet, den trommelnden Schwarzspecht zu beobachten, war er links geschlichen; lächelnd bemerkte er jetzt, daß er völlig die Richtung verloren hatte, er war verirrt und—es freute ihn. Er hob die breite Brust und blickte umher—nur Wald und ringsum Stille—endlich hörte er ferneh der heißen Laut eines gesprungenen Glöckleins, den er sich nicht entsann, je gehört zu haben; er wollte sich diesen Compaßstrich merken, um später, wenn nöthig, zu Menschen zu kommen, doch nach fünf Minuten hatte er wieder Alles vergessen. Auf einen dicht mit Bärlappmoos überwachsenen Schieferblock setzte er sich rastend nieder, denn schon der ziemlich breitfüßige Schritt zeigte dem Kundigen, daß der Herr eigentlich kein Fußgänger sei, und Bergsteigen fordert Gewöhnung. Vor seinen Füßen lief eine Straße der großen schwarzen Waldbäumeisen, und mit lebhaftem Interesse beobachtete er deren Gewimmel. Eine hatte ein hartgetrocknetes Harztröpfchen gefunden und schleppte es mit Anstrengung dem Haufen zu, in dem die Ameisen säure es zu Weichrauch verwandeln wird. Leicht er nicht hat es eine andere, die einen Splitter Rien von der Wurzel einer Föhre rückgewendet zieht. Mit den scharfen Zangen hat sie die Spitze des Balkens gefaßt; die Vorderfüße stemmen sich an einen Schieferfelsen von Erbsengröße, die hintern haben den mächtigen Stamm eines Grashalmes umklammert, und dennoch will das Baustück sich nicht regen. Die Arbeiterin läßt endlich nach und untersucht die Sache. Aha, da steckt's! Der Klotz ist gespalten und ein

Splitter, fast so dick wie ihr Bein, hat sich an die Haartwurzel eines Mooßes gehängt; da war's freilich nicht möglich! Aber wie nun? Die Wurzel abbeißen? Das hilft nur für den Augenblick! Den widerspenstigen Splitter abnagen? Dann ginge er verloren, oder es gebe nochmals eine Schlepperei, und—time is money! Sie faßt jetzt den Block am andern Ende, er wird umgedreht, und „Holz her!“ rufen die Zimmerleute im Badischen; es geht weiter, jeder Ruck eine Viertelstunde. Da kommt eine Raupe getrocknet, die ungeschickter Weise von einem niedrigen Aste fiel. Rücksichtslos will der Fresser quer über die Ameisenhaufsee tapfen, und wirft augenblicklich drei, vier Lastträger über den Haufen. Wer ließe sich das gefallen?—Die Beleidigten stürmen auf das Niesenthier los, welches glaubt, einem solchen Koloss könne man nichts anhaben. Ihre scharfen Zangen reißen ihm weit die grüne, braun geringelte Haut auf, und dann spritzen sie scharfe, äzende Säure in die klaffenden Wunden. Schmerzlich zuckt der ungeheure Wurm und wälzt sich wild auf der Straße, deren friedliche Arbeiter alle wuthentflammt daherstürmen. Von jeder Seite fallen sie das Ungeheuer an, das ihren ruhigen Verkehr zu stören wagte. Endlich streckt es sich im Todeskampf, von zahllosen Wunden zerrissen flieht das zähe Leben. Mühsig fassen Hunderte an; andere zwingen sich unter die große Fleischmasse; getragen, gezogen und geschoben, wird sie dem sichern Haufen zugeführt und dort für Alle zum leckeren Mahle. Nicht bloß die Kämpfer wollten es genießen; nein, auch die Mitbürger sollten Theil daran haben, die unterbeß die Puppen gesamt und die jarten Jungen gepflegt hatten.

Des Fremden wetterbraune Stirn verschönte ein Lächeln inniger Zufriedenheit. Die Thiercene hatte ihn so freundlich berührt, und der scharfe, forschende Blick, den er umher sandte, schien weit eher nach Aehnlichem, als nach einem gebahnten Pfade zu suchen. Hoch oben auf einer Gruppe rauher Schieferblöcke, die aneinander gereiht, wie Bauhölzer eines Niesenkindes aussahen, stand ein kleiner barfüßiger Junge und betrachtete den Spaziergänger mit scharfer Neugierde; um ihn her kletterten einige feste Ziegen und rupften hastig die würrigen Büsche des Steinbrech und der Pimpinelle.—„He, du junger Hirt,“ scholl es herüber, „wohntaus liegt Schwarzburg?“

Der Frage streckte schweigend Arm und Stab nach dem dicksten Wald hinaus.

„Serum mit dem Steuer!“ murrte der Frager und wollte in der geeigneten Richtung fort.

„Wenn Ihr nach Schwarzburg wollt,“ rief hell der Bube, „so müßt Ihr dort hingehen.“ Er deutete in anderer Richtung.

„Warum, du kleiner Meerrasse, soll ich nicht gerade drauf los?“

„Weil ein tiefes, sumpfiges Thal dazwischen liegt,“ kam die Antwort zurück.

„Om—kein klares Fahrwasser! Ueberall krumme Wege auf dem Lande!“

„Wenn Ihr eine halbe Stunde gegangen, dann seht Ihr links den Aker, wo wir voriges Jahr Kartoffeln hatten, dort müßt Ihr wieder fragen.“

„Wen denn, du Eulenspiegel, etwa ein Eichhörnchen?“



„Warum nicht gar!—einen Köhler! Dort riecht Ihr gleich den Meiler.“

„Nun heim St. Gregor!“ lachte der Berirrte, „nach deinem Log mag ein Anderer segeln.—Doch sag einmal, gibt es hier nicht in der Nähe ein ordentliches Wirthshaus?“

Der Knabe schüttelte ernsthaft den Kopf—„in unserem Dorf nicht,“ versicherte er.

„Na, was trinkt ihr denn?“

„Die Bauern trinken Wasser; aber der Pfarrer hat einen Pumpbrunnen?“

„Ja, so, bei meiner Flagge!“ höhnte der Fragende, „das ist ein Weltsunterschied, aber durstig sein nach hellem Wasser—nun ja!“

„Wenn Ihr Durst habt,“ tröstete mißverstehend der Kleine, „dahinten stehen reife Erdbeeren genug—dann will ich Euch auf den rechten Weg bringen.“

„Beeren—Erdbeeren? Nun ja, meinethalb, so kommt herab und wir wollen zusammen ein Bißchen grasen. Die Khele ist mir zu trocken.“

Der Kleine gehorchte gar hurtig der Aufforderung, und blickte so treu und gewinnend aus seinen großen Blauaugen zu dem fremden Manne auf, daß dieser, trotz seines Durstes, ihm wohlgefällig die Locken strich. Mit ganz freundlichem Geplauder leitete er den Fremden, der Mühe hatte, ihn zu verstehen, an die Südseite des Felsens, wo wirklich die winzig rothen Beeren in Menge waren. Hier war er unermüdet, Sträuschen mit den rothesten Früchten zu pflücken und dem Herrn zu bringen, der, wie an ensiges Bedientwerden gewöhnt, sie ihm abnahm und behaglich naschte. Er hatte sich bequem gelagert und stützte den Kopf in die nervige Hand, als plötzlich der Knabe laut aufschrie und mit einem daliegenden dünnen Ast gegen ihn her sprang. Der Mann raffte sich hurtig auf und sah, wie der Kleine nach einer Kreuzgatter schlug, die dicht an seiner Lagerstelle unter dem Felsen sich gesonnt hatte. Er traf das Thier mit dem rauen, gekrümmten Aste nur schlecht. Bänglich richtete die Ratter sich auf, die kleinen Augen sprühten Feuer, dann schoß sie wie ein Pfeil vorwärts—zwei—dreimal grub sie die nadelspizigen Gifzähne in den nackten Fuß des Kindes, und glitt unter die Schieferblöcke.

Der Fremde stand einen Augenblick wie betäubt; dann raffte er den Wimmernden vom Boden auf. „Sie hat mich gebissen,“ ächzte das Kind, „nun muß ich sterben.“

„Warum nicht gar, hier gibt's keine giftigen Schlangen,“ wollte der Reisende trösten; doch die unheimlichen blauen und bleigrauen Ringe, die sich, jeden Augenblick wachsend, um die feinen Wunden breiteten, die tiefe Mattigkeit, die den Kleinen schon befiel, schlossen ihm den Mund. Er knüpfte sein Seidentuch um den Knöchel so fest er es vermochte, um das Eindringen des Giftes mit dem Blutumlauf zu hemmen, nahm den Ohnmächtigen in seine Arme und eilte so stark es ging, nach dessen Weisung nach Schwarzburg hinab.

Herr Hübner stand—das personifizierte, gasthaltende Pflagma—unter seinem Schilde. „Ein Doktor!“ stieß der keuchende Fremde heraus, „einen Doktor — und ein Paar Flaschen Wein!“ Damit legte er einem Subjekte, das ziemlich präntend herzutrat, den verwundeten Knaben in die Arme, und kommandirte: „Vorwärts, in meine Kajüte, rasch!“ Der Belastete wollte den zweiten Mund zur Gegenrede öffnen, doch die Stellung des Befehlenden imponirte ihn dermaßen, daß er eilig gehorchte. „Sieher auf mein Bett,“ rief oben im Zimmer angelangt sein Bewohner.—„Sie haben doch nach dem Doktor geschickt?—Wo ist Wein?“

Mit gewandtem Griff schlug er einer Flasche den Hals ab und goß dem schlaff daliegenden Knaben ein Glas Wein hinunter, welcher sich dann auch wirklich sogleich erholte; eben als er ihm ein zweites reichen wollte, trat der Arzt herein. Der Fremde, welcher den Knaben herauftragen mußte, sprang auf, ihm entgegen, und als Beide etwas für sich geflüstert hatten, sprach der Doktor: „Ehe ich mich Ihnen widmen kann, wünscht dieser Herr hier, mit mir, zu wissen, wer Sie eigentlich sind?“

Der Fremde zog die Brieftasche und warf eine Karte auf den Tisch, nach welcher der vorige Lastenträger hastig griff, und las: „Capitän Gregor MacDallin von Sr. Britischen Majestät Fregatte *Melpomene*.“—„Jetzt Doktor, sind Sie so gut, hier anzugreifen,“ grollte die tiefe Stimme des Capitäns, „zeigen Sie mir durch die That, wer Sie sind—wer Jener ist, bin ich gar nicht neugierig zu wissen,“ mit dem Finger auf den andern Herrn deutend.

Trotz der Gewandtheit, mit welcher der Wundarzt die Wunde erweiterte und äzte, verlangte der Capitän doch, daß man nach einem andern Arzt von Königssee schickte, welcher auch ehe lange kam, und sich bald mit dem Capitän befreundete.

Die Eltern des verwundeten Knaben waren arme Tagelöhner, die, als sie den Knaben so wohl gepflegt sahen, sich gemüthlich, des ansehnlichen Geschenkes, welches der Capitän ihnen sandte, freuten, und sich sonst wenig um ihn bekümmerten; nur seine Schwester kam täglich, ihm eine Stunde die Zeit zu vertreiben, indem sie ihm von seinen Ziegen erzählte. War sie beim Kranken, so ging der Fremde wohl so lange spazieren; sonst wich er nicht vom Bette seines kleinen Lebensretters, wie er ihn nannte.

\* \* \*

Nach drei langen Wochen war endlich Georg genesen, aber dem Capitän auch das romantische Schwarzburg, ja der ganze Thüringerwald, herzlich verleidet. Er machte in Gegenwart des Pfarrers und des Arztes den Eltern Georgs den Vorschlag, den Knaben mit sich zu nehmen und für sein Fortkommen zu sorgen, was von Herzen gerne angenommen wurde. Mit dem Kinde selbst war er längst im Reinen und fest entschlossen, seine herrlichen Fähigkeiten ganz nach dessen Neigung auszubilden. Nach acht Tagen, die zur Equipirung des Erziehungsirten nöthig waren, fuhren Beide das Thal hinab; und als am Kirchfelsen der Walb, in dem sie sich fanden, erschien, um schnell von der riesigen Felsgruppe bedeckt zu werden, glänzten in den Augen des Kindes ein Paar große Thränen. Der Capitän reichte ihm schweigend die Hand hin, und er wurde verstanden.

Es war Singstunde im Seminar; „des Schäfers Sonntagsmorgen“ von Uhland sollte eingeübt werden, aber der fugenartige Satz der herrlichen Komposition, bei gutem Vortrag so innig ergreifend, so mild beruhigend, war für den würdigen Dirigenten, sowohl wie für die jungen Zöglinge, die nie richtig zählten und einsielen, eine wahre Marter, die Aller Geduld bereits erschöpft hatte.—„Na, jetzt noch einmal—aber gebt um des königlichen Kameralamts willen, das hier neben an mit allen Fins- und Rauchpfeifern von dem Geschrei Krämpfe kriegt—gebt einmal Acht!“ murmelte der alte Meister und schwang den Tactstock.

„Das ist der Tag des Herrn!“

intonirte der volle Chor, und befriedigend nickte der Alte. Nun begann der Bass sein Solo:

„Ich bin allein auf weiter Flur.“

—aber viel zu früh, die andern Stimmen kamen nicht—, freilich bist du allein, Marzhas! wetterte der Greis; „hättest du ordentlich gegählt, so wären die Andern auch bei dir!“

„Der Herr Direktor möchten den Alumnus Matkeidt heraus-schicken,“ verlangte ein Diener, sehr zu rechter Zeit; und auf das rauhe: „Nur fort!“ des Jörnigen, sprang ein hübscher brauner Bursche rasch zur Thür. Im Bogen der düstern Einfahrt stand eine hohe Gestalt im blauen Oberrock, und mit lautem Freudengeschrei stürzte Georg darauf zu. Es war Capitän MacDallin, noch ganz so, wie er einst vor dem Hirsch in Schwarzburg zu der Bergspitze aufsaß. Wohlgefallig betrachtete er den Pflegesohn und wollte ihn ohne Weiteres mit sich fortziehen; doch Georg bedeutete ihm, dazu sei die Erlaubniß des Dirigenten durchaus nöthig. „Ganz recht,“ nickte der Seemann, „Schiffsordnung—Subordination muß sein. Ich dachte nicht, daß ihr Landratten auch davon wüßtet—oder vielmehr—ich dachte an gar nichts, du mein lieber Bursche!“ Bald war die kleine Förmlichkeit erledigt, und beide gingen dem Gasthof zu, vor dem des Capitäns Equipage noch angespannt hielt. „Abtaten!“ winkte er, und nun erst, allein mit seinem Liebling im Zimmer, schien er seiner froh zu werden.

„Ich habe von Zeit zu Zeit gute Nachrichten durch meinen Correspondenten von dir erhalten,“ begann er, „wie ich es auch nur erwartete. Auch der ganze Bau gefällt mir; schlank und fest, wie ein Norweger Mast, aber—wie abgeschmactt bist du getakelt!“

„So ist's vorgeschriebene Hausordnung, Herr Capitän.“

„Du gehörst eigentlich nicht zur Heerde, du bist freier Passagier, und solltest deshalb auch keine Uniform tragen. Doch wahrscheinlich hat's der Doktor so für gut gefunden, und dann bin ich auch einverstanden.“

„Der Herr Doktor sagte mir, ich habe mich ganz der Ordnung des Hauses zu fügen; und ich habe es gerne gethan.“

„Recht, mein Lieber. Du hast nun, wie ich höre, einen guten Grund gelegt. Tüchtige Schulbildung, neue und alte Sprachen, Mathematik, Natur- und Völlergeschichte, Geographie und Physik lassen sich nirgends entbehren im Leben; und in diesen Dingen sollst du das Nöthige leisten, wie ich höre. Es ist also die weitere Frage, welchem Beruf willst du dich widmen?“

„Bestimmen Sie ganz über mich, mein theurer Vater und Wohlthäter!“

„Halt! ins Lee mit dem Unsinn! Was willst du werden? Du bist jetzt sechzehn Jahre alt und hast Zeit genug gehabt, darüber nachzudenken.“

„Am liebsten möchte ich Forstmann werden.“

„Kannst das Walbleben nicht vergessen,“ lächelte der Capitän; „nun, ich will mit dem Doktor darüber reden. Ich, für mein Theil hab immer geglaubt, der liebe Gott ließe die Bäume wachsen, wie es ihm gefällt, und ohne Menschen Zuthun. Nur um arme Goldbiebe zu fangen, willst du doch gewiß nicht Förster werden?“

„Nein, wahrlich nicht,“ versicherte Georg, „ein Forstmann hat viel zu lernen, und einen wichtigen, schweren Beruf. Aber Sie haben wohl Recht, der Wald zieht mich mächtig an.“

„Nun, der Doktor wird Rath wissen! Wir werden ihn sehen.“

Nach acht Tagen sahen Beide die Höhen des Thüringer Waldes blau am Horizont sich abheben und traten am folgenden Abend in die Studirstube des freudig erstaunten Doktors

zu Königssee. Die alten Freunde maßen sich mit langem, sinnendem Blick, bis der Seemann die Sprache wieder fand. „S ist mir,“ hob er an, „alter Kumpen, als ob Ihr Euer Schiff frisch theeren und malen lassen solltet—Euer Gallionsbild hat in den acht Jahren, die ich Euch nicht sah, etwas Havarie gelitten.“

„Sie haben sich sehr gut conservirt, Capitän MacDallin,“ entgegnete der Arzt, „doch ist einiges Silber in das Braun Ihrer Locken geprenzt; auch scheint die Hand nicht mehr die frühere Festigkeit zu haben.“

„Ja, Freund, das mag wohl sein; es kommt aber nicht vom Alter, sondern von den Winden und Stürmen des Equators. Das ist mir schädlich gewesen, wie meinem guten alten Schiffe die Würmer. Doktor, ich meine aber doch ihr Landratten solltet etwas Ordentliches gegen die Würmer ausfindig machen; ihr habt ja Zeit genug!“

Der Arzt nahm eine starke Piße. Eben wollte er von den Tugenden des Salomels, des Santonius, der Farrenkrautwurzel u. dgl. zu reden beginnen, als ihm noch zu rechter Zeit einfiel, daß sein Freund von den Bohrwürmern seines Schiffes sprach, und schwieg daher klüglich.

„In Gosport liegt sie,“ fuhr der Seemann fort, „wir mußten sie abtaten und ins Trockene bugstren, sie, die so manchen Bö abweterte, die sich im Gefecht drehte, wie eine Jungfrau im Tanz, die so stolz und hehr die Flagge trug, wie die Königin—Gott segne sie—ihren Spitzenschleier.“

Seine Stimme bebte von innerer Bewegung, und er wandte sich, sie zu verbergen, ans Fenster. — „Ich habe jetzt nichts mehr lieb, wie den Jungen da,“ hob er nach einer Pause wieder an; „und der will ein Forstmann werden! Doktor, würden Sie so gütig sein, mir auch hiezu die Hand zu bieten? Er soll etwas Gehöriges gelernt haben,“ fuhr er fort, „ist nett von Bau, und besonders der Kliber ist gut gepauert; er ist nur jetzt gemalt wie eine Eister, hinten schwarz und vorne weiß—Kyrie eleison!—Nun, das wird in einigen Tagen anders sein!“

Die Praxis führte den Arzt in manches Forsthaus, und er ließ sie im Stillen Revue passiren. Schnell doch war seine Wahl getroffen. „Nach Paulinenzelle soll Georg,“ rief er lebhaft; „da hoffe ich von beiden Seiten mir Dank zu ernten. Der alte Landrevier ist rauh, gutmüthig und ein ausgezeichnete Mathematiker; sein Sohn, der Assistent, ist in Tharand und Dreißigacker gebildet, solid und jovial; die Frau eine stille, milde Hausmutter alten Schlags—dorthin muß der Bursche.“

Mit der gewohnten Hast des Capitäns, bei dem stets die That dem Entschluß augenblicks folgte, war auch dieser Plan ins Werk gesetzt. Georgs Kostüm mußte durchaus geändert werden; das Kliberliche des Seminars wurde völlig zurückgeworfen und die neue Tracht dem erwählten Beruf gemäß eingerichtet; jedoch kam durch des Capitäns Einmischung etwas Seemannisches dazu, welches auch gar nicht übel ließ. Endlich fuhren die Freunde ab und erreichten zu Mittag die Förstertwohnung, welche in dem wohlerhaltenen Flügel des alten Eisterzienklosters eingerichtet war. Einige Hunde fuhren den Aussteigenden bellend entgegen, die eine tiefe Stimme mit etlichen guten Wünschen schnell zum Verstummen brachte. Jetzt wurde der alte Förster im gothischen Portal sichtbar. Ueber sechs Fuß hoch, Bebertamaßchen bis über die Kniee, und einen grauen Ueberrock mit grünen Aufschlägen und Rabatten geknüpft, die Pfeife mit braunem Maserkopf in der Hand, rief er dem Doktor ein lautes „Willkommen“ entgegen.



„So ist mir Euer Besuch lieber,“ fuhr er, ihm die Hand drückend, fort, „als wenn Ihr kämet, nach Kranken zu sehen!— Was bringt Ihr mir da für Besuch? Das ist hier kein Standwirth, wie ich sehe—die sind auf dem Wechsel!“

„Dabt recht,“ entgegnete der Arzt; „Herr Capitän Mac Osallin, in englischem Seebienste, mein vertrauter Freund, möchte seinen Pflegesohn, der gar nicht weit her ist—von Schwarzburg nemlich—zu einem hirschgerechten Waidmann machen; darum bringe ich Beide daher zu Euch.“

Der Förster sah dem Capitän voll ins Gesicht—dann machte er einen gar gewaltigen Kagenbuckel und scharrte mächtig mit dem Fuß. „Dab's mir lange gewünscht,“ versicherte er dann, „solch einen zu sehen; dazu gehört mehr Courage, als zum Landdienste, da gilt kein Durchgehen. Vogel friß oder stirb, heißt es da. Willkommen im Forsthaus.“

Der Seemann brummte, nahm aber doch gern die dargebotene Hand. Er hatte zwar von der Anrede sehr wenig verstanden, doch gefiel ihm die herzliche Manier des alten Herrn.

Nun unterhielt man sich über den „Frischling“, wie ihn der Förster nannte, nemlich Georg; dabei gebrauchte nun der Waidmann seine Förstersprache, der Capitän aber natürlich seine Seemannsausdrücke; keiner verstand des Andern Schlagwörter, und beinahe wäre es zu einem Bruch gekommen, so daß der Arzt einschreiten und erklären mußte. „Ihr Beide seid wie Del und Wasser und werdet ohne vermittelndes Gummiarabicum nie eine genießbare Emulsion geben,“ sagte er.

„So will ich auf einen andern Gang umlegen,“ versprach der Schiffer, „und alle Schiffsausdrücke ins Lee werfen,“ als eben Albert, der Adjunkt seines Vaters, eintrat. Eine schöne, schlankte Gestalt, deren edler Anstand den Capitän sogleich gewann und fesselte. Auch Georg fühlte sich innig von seiner Freundlichkeit angezogen. Gleich nach Mittag wurde der Lehrkontrakt abgeschlossen. Abends schon reiste der Capitän ab, nachdem er Georg noch einen Urlaub von acht Tagen ertwinkt hatte, um seine Eltern in Schwarzburg zu besuchen, die er seit acht Jahren nicht mehr gesehen hatte.

Ehe diese Zeit abgelaufen war, kam Georg ins Forsthaus zurück. Seine Mutter war schon seit zwei Jahren todt, sein

Vater ihm fremd geworden. Mit der Schwester suchte er die einsamen Fleden auf im tiefen Walde, an denen seine Erinnerungen haften; zuerst den Felsen, an dem die Kreuznatter ihn biß; dann die Quelle am Riegel des Tännig, wo er Mittags sein Brod zu essen pflegte u. a. m. Vergebens suchte er die alten Gespielen—sie waren ganz Andere geworden, als sie in seiner Erinnerung lebten; und auch ihn blickten sie befremdend an; auch er schien den alten Kameraden nicht mehr derselbe. Im frühen Morgenstrahl begleitete Schwester Christine, das einzige Herz, das in der Heimath ihm eigen geblieben war, den Scheidenden bis an die Mauer der Fasanerie. An der Ecke, wo es zum Maaßterbruch hinabgeht, schieden sie. „Dab du mir nicht lange nachsehen kannst,“ flüsterte sie, „es thut so weh!“ Sie sprang schluchzend davon, und Georg schritt langsam bergab. Auf einem moosigen Felsblock setzte er sich und weinte sich aus, dann zog er seine Brieftasche hervor und schrieb:

Wie anders doch geworden  
Sind Menschen, Dorf und Haus!  
Ein stiller froher Knabe  
Zog ich das Thal hinaus.  
Fern blieb es stets mein Sehnen:  
Dort wohnt, so wohnt' ich mein Glück—  
Mit bitterm Wehmuthsthränen  
Rehr ich aus ihm zurück.—

Nur Bach und Wald und Felsen,  
Sie blieben treu und gleich;  
Die Menschen und ihr Treiben  
Gehören des Todes Reich;  
Dem sinken sie entgegen,  
Dem Wechsel verfällt ihr Geschick;  
Drum sind sie fremd geworden  
Des Heimgekehrten Blick.

Du Bach mit munterm Plauschen,  
Du Wald, so hehr, so grün,  
Du Fels, geschmückt mit Moose,  
Wo Rebe traulich zieh'n—  
Ihr seid euch treu geblieben:  
Drum will ich treueigen euch sein;  
Euch schenkt ich all mein Lieben,  
Bei euch einst, schlumm'r ich ein!—

(Schluß folgt.)

## Die Wunder des Meeres.

Nach Quellen bearbeitet von J. J a u c h.

### III. Infusorien und Korallen.

„Das Meer, das so groß und weit ist, da wimmelt es ohne Zahl, beide große und kleine Thiere.“—H. 104, 25.

Was ist und war  
Im Himmel, Erd' und Meere,  
Das kennet Gott, und seiner Werke Heere  
Sind ewig vor ihm offenbar.



Un kommen wir, lieber Leser, auf die Thiere des Meeres zu sprechen. In demselben Meere, das so mancherlei Arten von Gewächse in sich schließt, da befinden sich auch Geschöpfe, die leben und unter einander in Verbindung stehen, und zwar so viele Arten, daß wir sie noch lange nicht einmal alle kennen, geschweige, daß wir wissen sollten, wie viele zu einer jeden einzelnen Gattung gehören. Alle haben aber ihren eigenen Ursprung, ihre eigene Nahrung, ihre eigenen Triebe, Geschäfte und Verrichtungen. Alles grenzt da, eben so wie auf der Erde, an einander. Wo

das eine aufhört, da fängt das andere an. Die Natur arbeitet auch hier von dem Geringeren zum Größeren, bildet Alles nach und nach aus und vereinigt Alles in eine Kette, in welcher nirgends ein Glied fehlt.

Alle diese Geschöpfe, wie unzählbar sind sie nicht! wie mannigfaltig von Gestalt und Größe. Einige sind von solch einem enormen Umfang, daß man sich entsetzt, wenn man den ungeheuren Bau ihres Körpers betrachtet. Andere hingegen sind so klein, daß man sie nur mit bewaffnetem Auge wahrnehmen kann.

Mitteltst der merkwürdigen Erfindung des Mikroskops durch Zansen zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wurde der Menschheit auf einmal eine neue Schöpfung Gottes entdeckt. Man hat dieses unschätzbare Instrument schon als den sechsten der menschlichen Sinne bezeichnet. Vorübergehend sei hier nur daran erinnert, welche Wunder im Allgemeinen sich mit Hülfe des Mikroskops dem menschlichen Auge enthüllen.

Leuwenhoef, einer der unermülichsten Forscher der mikroskopischen Natur, berichtet von einem Insekt, von welchem sieben und zwanzig Millionen nicht mehr Raum einnehmen als einen Stednabelkopf. Tausende von Insekten haben Raum genug in der Höhlung eines Sandkörnleins. Der Schimmel, wie man ihn zuweilen am Brod sieht, ist ein schöner Wald mit prächtigen Bäumen im schönsten Grün. Schmetterlinge sind in Federn gekleidet. Haare sind offene Röhren. Die menschliche Haut ist mit Schuppen bedeckt, ähnlich denen der Fische; ein Sandkörnlein kann einhundert und fünfzig dieser Schuppen bedecken; doch bedeckt eine jede dieser Schuppen fünf- hundert Schweißporen. Durch diese Poren dringt der Schweiß wie Wasser durchs Sieb. Jedes Blatt am Baum ist der Weidegrund großer Colonien von Insekten, ähnlich wie die Wiesen für Schafe und Rinder. Jeder Tropfen faulen Wassers ist eine Welt lebendiger Geschöpfe, welche mit eben so viel Behagen darin

herumschwimmen, wie die Wallfische im Weltmeer.—Im Jahre 1686 brachte Leuwenhoef einen Tropfen Regenwasser unter das Mikroskop und—Wunder über Wunder!—der ganze Tropfen lebte! In dem klaren Wasser wimmelte es von Thierchen! Er wiederholte den Versuch,—immer derselbe Erfolg! Und je schärfer das Mikroskop, desto größer die Zahl der winzigen kleinen Bestien, von welchen natürlich nicht eine einzige mit bloßem Auge wahrzunehmen war. Ledenmiller nannte

diese Thierchen zuerst Aufguss- oder Infusionsthierchen. Man nennt sie auch Infusorien. Ihr Körper läßt eine halbflüssige Marksubstanz und eine diese umhüllende Rindensubstanz unterscheiden. Ihre Vermehrung geschieht theils pflanzenmäßig durch Knospung oder

wirbelnder Körperfortsätze im Wasser fortbewegen. 2. Wurzelfüßer—ohne Blase und Wimpehaare. 3. Gitterthierchen. 4. Schwämme.

Zu den Aufgusthierchen gehören auch die Monaden, welche bereits in einem früheren Artikel in Verbindung mit der merkwürdigen Erscheinung des Meerleuchtens in Erwähnung gebracht wurden, und welche als die kleinsten aller Thiere betrachtet werden. Unter ihnen sind wieder die winzigsten aller bis jetzt unterschiedenen Thierchen die Wundermomade und das Punktthierchen, nur den achttausend-

sten Theil einer Linie groß. Die Monaden sind kugelig, eiförmig oder länglich und haben als Mund ein haarförmiges Rüsselchen.—Die Wurzelfüßer zeichnen sich dadurch aus, daß man an ihnen noch gar kein Organ entdeckt hat. Man denke sich dabei ein Kügelchen gallertartiger Masse, an welchem weder Kopf, noch Schwanz, noch Beine zu sehen sind, nicht einmal ein

Mund ist vorhanden, vielweniger also ein Auge. Aber ganz nach Belieben streckt das Thier, wo es will, ein Bein hervor und rubert damit weiter. Und wo es will, streckt es einen Arm heraus, faßt etwas Eßbares, das es entdeckt, und steckt es in seine Masse, wo es alsdann verdaut wird. Diese Wurzelfüßer haben genau so viele Arme und Beine, als sie gerade brauchen. Die Gitterthierchen sind meist in ein gegittertes Gehäuse eingeschlossen und scheinen willenlos im Meer

umherzutreiben, haben daher auch noch wenig die Beobachtung auf sich gelenkt. Die vierte Klasse sind die Schwämme, von welchen man lange nicht wußte, was man aus ihnen machen und wohin man sie stellen sollte. Sie haben aber nach den genau-



Rotifera oder Rädertierchen tausendfach vergrößert.



Infusorien in einem Wassertropfen.

Theilung, und theils geschlechtlich. Sie schwimmen meist frei herum, nur wenige sind festgewachsen. Sie sind so klein, daß ein einziger Tropfen Wasser gehntausend Millionen derselben bergen kann. Und so weit sind die Gelehrten mit diesen Geschöpfen in ihren Untersuchungen, daß man sie bereits in verschiedene Ordnungen zu bringen verstanden hat. Man unterscheidet folgende vier Ordnungen. 1. Aufgusthierchen, mit zusammenziehbaren Blasen und einer Verdauungshöhle, die sich mittels „Wimpern“, „Geißeln“, oder anderer

umherzutreiben, haben daher auch noch wenig die Beobachtung auf sich gelenkt. Die vierte Klasse sind die Schwämme, von welchen man lange nicht wußte, was man aus ihnen machen und wohin man sie stellen sollte. Sie haben aber nach den genau-



Letzteren gibt den Schein drehender Räder, daher der Name. Schwämme sind das Fabrikat eines formlosen Wasserthieres, das aus nur losen vereinigten Zellen besteht, die in ihrer Gemeinsamkeit die Lebensthätigkeit verrichten, ohne irgend welche Organe dazu zu besitzen. Das gallertartige Thier kann seine Gestalt verändern, Lappen und Fortsätze ausstrecken, wieder einziehen und fremde Körper einschließen. Wie es aber bei dem Entstehen eines solchen nebartig verwebten Fasergestüts, wie wir es in der Gestalt des Schwammes sehen, zugeht, ist beinahe unglaublich wunderbar, und eine vollständige wissenschaftliche Auseinandersetzung wäre wohl hier auch zu weitläufig und ermüdend. Aber es geht dabei so zu: Die Schwämme entstehen aus Eiern. Die daraus hervorkriechenden noch unentwickelten aber mit Wimpern besetzten Thiere schwärmen im Wasser umher, setzen sich fest und wachsen mit Verlust ihrer Wimpern zur Spongie (Schwamm) aus, die sich bei der Mehrzahl durch Knospung, Sprossung und unvollständige Theilung zu einem Stocke vergrößert. Es gibt verschiedene Arten dieser Thierchen, von welchen jede auch wieder ihre besondere Art Schwämme bilden, und so gibt es dreihundert verschiedene Schwammarten, welche man, je nach der Beschaffenheit ihres Gerüsts, in folgende Ordnungen eingetheilt hat: Gallert-, Leder-, Horn-, Kiesel-, Rinden-, Glas- und Kalkschwämme. — Schwammfischer haben auch noch folgende eigenthümliche Namen, wie: Fächer-, Feder-, Leier-, Pfauenschwanz- und Trompetenschwamm, sowie auch Neptun's Handschuh (siehe Abb.).



Neptun's Handschuh.

Die Schwammfischerei wird von den Küstenbewohnern des Adriatischen und Mittelmeeres an mehreren Orten als Gewerbe betrieben. Hierbei bedienen sich die Fischer entweder einer langstielfigen Gabel, mit der sie den am Meeresboden festgewachsenen Schwamm vom Rahne aus von seiner Unterlage losreißen; theils tauchen sie zu diesem Zwecke selbst ins Meer. Im rothen Meere werden ebenfalls Schwämme gefischt. Auch in Amerika (Bahama, Golf von Mexiko) wird Schwammfischerei betrieben.

Sobiel über die verschiedenen Ordnungen der Infusorienthierchen. Nun geben sich aber in dieser Infusorienwelt dem aufmerksamen Beobachter noch mancherlei Merkwürdigkeiten zu erkennen. Da fällt denn z. B. vor Allem auch die Zahllosigkeit und unendlich starke Vermehrung auf.

Eine Berechnung, welche aber am Ende in das Unberechenbare hinausläuft, mag darum hier nicht am unrichtigen Orte sein.

Mit Bezug auf die Fortpflanzung der Infusorien durch Theilung oder Knospung lesen wir z. B. in einem Werke wie folgt: Sobald jedes der Thiere selbstständig geworden ist, wächst es sichtbarlich, und nach einer Stunde, oder auch nach zwei Stunden, ist es so weit, daß es sich wieder theilt. Und jetzt machen wir ein kleines Rechenexempel. Nehmen wir an,

daß sich ein solches Thierlein regelmäßig in jeder Stunde theilt, so werden aus dem einen

nach 1 Stunde	2 Thierchen.
" 2 Stunden	4 "
" 3 "	8 "
" 10 "	1024 "
" 17 "	131 Tausend.
" 24 " schon	10 Millionen.
" 2 Tagen	256 Billionen.
" 4 "	65536 Quadrillionen.
" 8 "	4225 Romillionen.

Weiter wollen wir das Rechenexempel nicht verfolgen, da ja doch Niemand einen Begriff von weiteren Zahlen hat. Nehmen wir nur an, alle Menschen auf der ganzen Erde könnten zugleich an dieser Infusoriengesellschaft zählen und zählten Tag und Nacht ununterbrochen fort, so hätten sie tausend Jahre zu thun, um eine einundzwanzigstellige Zahl fertig zu bringen.

Besonders sind stehende Wasser eine fruchtbare Heimath für die Aufguthiere, und die schleimigen, mannigfach gefärbten Ueberzüge vieler Wasserpflanzen und anderer unter dem Wasserpiegel befindlichen Dinge bestehen fast immer aus Infusorien. Ein Mikroskop ist jetzt überall zu haben — wohlan, so mache einmal den Versuch und thue einen Blick in die Welt des kleinsten Lebens. Aber vielleicht geht es dir, lieber Leser, dabei, wie jenem Türken. Als Professor Ehrenberg nemlich in Egypten war und eines Tages in Gegenwart eines Tür-

ken in der Untersuchung eines Wassertropfens begriffen war, konnte Letzterer gar nicht begreifen, was eigentlich in dem Mikrowasser zu sehen sei; es war doch ganz klar und schmeckte so gut. Da gab ihm der deutsche Gelehrte eine kurze Erklä-

rung und ließ ihn dann zur Bestätigung des Gesagten durch das Mikroskop schauen. Aber der Türke entsetzte sich, schlug die Hände zusammen und rief: „O mein Freund, du hast mich sehr unglücklich gemacht!“ Er glaubte nemlich, daß er es fernher nicht über sich gewinnen werde, mit jedem Schluck Wassers solche Scharen lebender Wesen zu verschlingen, und — ohne Wasser mußte er doch sterben.

Gegen Hitze und Kälte, und sonstige Einflüsse des Klimas, sind die Infusorien abgehärtet; mehrere Gattungen sollen die strengste Kälte und zugleich eine bedeutende Hitze des Wassers ertragen. Wenn man Stärkemehl mit Wasser flüssig macht, so entwickeln sich darin kleine fadenartige Thiere, die man Kleiferätschen nennt. So wie das Wasser anfängt zu vertrocknen, drängen sie sich alle dahin, wo noch ein Tröpfchen ist; verbunsten auch dies, so bekommen sie Zuckungen und sterben. Dessenungeachtet kann man sie nach mehr als zwanzig Jahren durch einen Aufguß wieder zum Leben bringen. Daher der Name Aufguthierchen. Wir stehen bewundernd vor diesen ersten Anfängen des thierischen Lebens, das wir wohl anschauen und betrachten, dessen Entstehung und Wesen wir aber niemals ergründen können.

Wenden wir nun unsern Blick einer anderen Gattung der Meerrunder zu, nemlich den Korallen. Die Koralle ist ein



Polypengewächs; sie gehört, ausschließlich im Wasser lebend, zu den sogenannten „Weichthieren“ und bildet unter diesen den Uebergang vom Pflanzen- zum Thierreich — welches, obwohl der thierischen beizuzählen, doch einem Miniaturbaum täuschend ähnlich sieht. Da sind Aeste, Zweige, ja selbst Blüten; und um die Täuschung vollständig zu machen, ist der ganze Stamm des Zwergbaums mit einer (meist röthlichen) Rinde bedeckt, welche viel weicher als dieser selbst ist. In dieser Rinde nun befinden sich die Höhlen, in denen die eigentlichen Polypen sitzen, welche das Ganze aufbauen. Es sind kleine (meist weniger als einen halben Zoll, mitunter auch mehrere Zoll lange) Geschöpfe mit galertartigem Körper. Diese Geschöpfchen nun sind es, die — indem sie kalkige Substanzen aus sich absondern, und indem sie ihre Zungen wie eine Knospe aus dem mitterlichen Leibe herbertreiben — sich verästelnd tief unten auf dem Grunde des Meeres jene Zwergbäume und Zwergsträucher bilden, welche man „Polypen“ oder „Korallenstöcke“ nennt, und die mit Recht ebenso sehr die Aufmerksamkeit des Naturforschers,

ein Umstand, welcher bis in die neue Zeit manche Naturforscher veranlaßt hat, die Korallen dem Pflanzenreiche beizuzählen. Erst im gegenwärtigen Jahrhundert hat man, Dank den Forschungen ausgezeichneter französischer, deutscher und englischer Gelehrten, ihre thierische Natur erkannt. Da sie aber an der Grenze des Pflanzenreichs stehen und manche Eigenschaften der Pflanze mit denen des Thieres verbinden, nennt man sie auch Pflanzenthiere. In den naturwissenschaftlichen Sammlungen findet man übrigens nur die todtten, kalkigen Stöcke, denn die Tausende von Thieren, welche jeder einzelne Stock herbergt, zerfließen wenige Augenblicke nach seinem Herausnehmen aus dem Wasser zu Schleim.

Die zur Familie der „Niederpolypen“ gehörige Koralle wird ausschließlich im westlichen Theile des Mittelländischen Meeres, in der Nähe der Insel Sardinien, der Ostküste Spaniens, der Westküste Italiens und an der Nordküste Algeriens angetroffen. Sie ist's, die allein zu Schmucksachen verarbeitet wird, während die Gehäuse anderer Korallen nur zum Kalkbrennen, zu



Rosafarbige oder „Eidekoralle“ abwärts gerichtet.



Ein mikroskopisch vergrößerter Theil eines Korallenstockes.

als das Interesse des in der Naturkunde weniger Bewanderten erregen. Sie nehmen, obwohl sie entschiedene Thiere sind, doch, wenn sie sterben (und ihre Lebensdauer ist jedenfalls eine kurze), den Anschein von weißen, achtförmigen Blumen an; Mörtel und auf verschiedenen Südsee-Inseln, an deren Küsten sie sehr häufig sind, auch ohne weitere Zubereitung zum Baue der Hütten der Eingebornen verwendet werden. Die Kalkkorallen gelangen in den tropischen Meeren zu einer solchen Ent-



wickelung, daß sie Korallenstöck auf Korallenstöck auf einander gehäuft Küstenränder oder Inseln und Klippen in großen zusammenhängenden Massen, oft in mehreren Arten, überziehen, und also Korallenriffe bilden. Früher glaubte man, die Korallen bauten aus unergründlichen Tiefen herauf. Dem ist jedoch nicht so, vielmehr können sie nur in ganz bestimmter Tiefe leben. Die Entstehung von sogenannten Ringinseln (siehe Abbildung) erfolgt in der Weise, daß Korallen rings um eine Insel herum bauten, welches dann durch Senkung des Inselbodens zum Ringe wurde. Die Korallenfischerei, wie man die Gewinnung der Korallen nennt, geschieht durch Taucher, welche nebst dem Taucherapparat, mit einer Hacke zur Auflockerung des Meeresgrundes und einer an dem Gürtel befestigten langen Signalleine versehen, in die Tiefe hinab sich begeben und zwar mittelst einer Strickleiter dahin, wo die Polypen ihren Sitz aufgeschlagen haben. Noch eine andere Art der Gewinnung der Korallenstöcke ist folgende: An der Unterseite eines Balkens befestigt man von einem Ende bis



Eine Koralleninsel.

zum andern weitmächtige Reke oder drahtgeflochtene Körbe, hängt eine Kanonenkugel an die Mitte des Balkens, läßt diesen so in das Meer hinab, zieht ihn hin und her, daß die Korallen dadurch in die Maschen verwickelt werden und abbrechen, und nach einiger Zeit windet man den Balken wieder herauf. Ob nun die gemachte Ausbeute der auf sie verwendeten Mühe entspricht, hängt weniger von der Menge als von der Beschaffenheit der heraufgebrachten Korallen ab. Von diesen stehen die rosafarbenen (siehe Abbildung), die man auch die „Edelkoralle“ nennt, im Werthe am höchsten; von minderem Werthe sind die zinnoberfarbenen; fast gänzlich werthlos die schwärzlich-rothen. Nur die beiden erstern werden zu Schmucksachen verarbeitet. Von den rosafarbenen Korallen wird das Pfund von den Juwelieren im rohen Zustand mit zehn bis zwölf Dollars, von den zinnoberrothen mit etwa der Hälfte des Preises bezahlt. Geschnitten ist der Preis ein erheblich höherer, und zwar um so höher, je kunstreicher der Schnitt der Koralle ist.

## Skizzen von Japan.

Von Ad. Salmhuber.

### Ueber die Abstammung der Japanesen.

Wenn ich es unternehme, über diesen Gegenstand etwas zu schreiben, so muß ich mir gleich von vornherein eingestehen, daß mir die nöthigen historischen, geologischen und philologischen Quellen abgehen, welche nöthig sind, denselben in seinem ganzen Umfange zu behandeln. Die Abstammung der Japanesen ist bis jetzt aber überhaupt noch nicht endgültig festgestellt, so daß es mir wohl gestattet sein wird, mit Andern über dieselbe zu muthmaßen. In dem neuen Werke „Am die Erde“ (Wien 1878), welches unter Anderem auch die Anschauungen des gewissen amerikanischen Ministerresidenten für Japan, Mr. De Long, wiedergibt, finde ich manchen Aufschluß; und die eigene Bekanntschaft mit Japan läßt mir noch weitere Untersuchungen zu.

Am nächsten liegt die Vermuthung, Japan sei vom nahen asiatischen Continent, also von China oder Korea aus bevölkert worden. Wäre dies aber der Fall, so müßte es leicht zu beweisen sein; es ist aber durchaus keine Sprachverwandtschaft zwischen Japanesen und Chinesen vorhanden, und auch die Sitten und die Religion der Ureinwohner dieses Landes stehen in gar keiner Verbindung mit dem Continent. Die Japanesen traten erst im siebenten Jahrhundert nach Christus in nähere Beziehung zu China und Korea, und erhielten erst seit jener Zeit eine Schriftsprache und eine Verbindung ihrer Sprache mit der chinesischen. Bis heute noch kann das rein japanische Element der Sprache leicht ausgeschieden werden, und der

Sprachbau des Japanischen hat sich gar nie dem des Chinesischen anbequemt, was zu dem bekannten Ueberspringen und Nachholen der Worte führt, unter welchem der Japanese ein chinesisches Buch lieft.

Wir müssen noch weiter gehen. Die heutigen Japanesen sind gar nicht die Ureinwohner dieses Landes; letztere sind die Ainos, welche einst den ganzen japanischen Inselcomplex von Biju-kiu an bis nach Jesso hinauf bewohnten, nun aber nach Jesso allein verdrängt sind. Somit theilt sich unsere Nachforschung in zwei Theile; wir müssen fragen: Wer sind die Ainos, und wer ist das Volk, das diese Ainos verdrängte und sich als Japanesen hier acclimatisirte?

Die Ainos sind ein interessantes Volk, dessen Name „behaarte Menschen“ bedeutet und das jetzt im Aussterben begriffen ist. Spangenberg, welcher 1739 die südlichen Kurilen, Jesso und Krasno besuchte, nannte sie „behaarte Kurilen“, indem er die irrige Meinung aussprach, ihre Haut gliche am ganzen Körper einem Pelze; offenbar gab hierzu ihr buschiger Bart und das lang herabhängende Kopfhaar beider Geschlechter die Veranlassung. Nach Siebold's Meinung sollen die Ainos in vorgeschichtlicher Zeit aus den innerasiatischen Gebieten des Amurstromes an die Küste und dann auf die Inseln herübergekommen sein. Dafür spräche ihre dunkle Gesichtsfarbe und das schwarze struppige Haar, welche Eigenschaften sie den Kamtschadalen ähnlich machen, wenn auch ihre Züge weit regelmäßiger sind als jene des letztgenannten Stammes. Die Frauen der Ainos sind häßlich, färben die Lippen und

Mundränder blau und tätowiren sich die Hände. Das Volk wird als still, gutmüthig und bescheiden geschildert. Lageroufe sagt von diesem Volke: „Wenn sie Hirten wären und Heerden besäßen, so würde ich mir von den Sitten und Gebräuchen der Patriarchen keine andere Vorstellung machen können.“ Die Ainos leben meist nur von der Jagd, welche ihnen die Pelzkleidung liefert, und vom Fischfang, der das Hauptnahrungsmittel gibt. Die Unreinlichkeit dieses Volkes ist unbeschreiblich; man kann sagen, daß Wasser niemals ihre Haut berührte, wenn sie nicht zuweilen vom Regen oder beim Fischen naß würden. Ihr Wuchs ist im Durchschnitte klein; sie erreichen 1,65 bis 1,75 Meter Höhe. Im Ganzen stellen die Ainos ein geistig sehr tieffstehendes Volk dar; sie haben weder eine Vorstellung von der Zeit, noch Kenntniß vom Werthe und von der Bedeutung des Geldes; sie besitzen keine Eigennamen, sondern nennen und rufen ihre Kinder mit „Eins“, „Zwei“, „Drei“ u. s. w. Hingegen sind Verbrechen bei ihnen völlig unbekannt, natürlich nicht in Folge einer höheren Cultur, sondern nur der Gutmüthigkeit des Volkes entsprechend.

Die Art und Weise, auf welche die Ainos einen Höheren begrüßen, besteht darin, daß sie sich mit übergeschlagenen Beinen niedersetzen, den Kopf niederbeugen, dann ihre Hände mit der Fläche nach aufwärts gewendet aneinanderschließen und sie drei Mal zum Gesichte in der Art führen, als wollten sie sich dasselbe mit Wasser bespritzen — worauf sie sich den Bart wohlbehaglich mit beiden Händen drei Mal streicheln.

Der französische Missionar Mermet de Cachon lebte längere Zeit unter den Ainos; nach ihm scheinen die Ainos auf dem weiten Inselgürtel, der von den Riukiu-Inseln bis nahe Kamtschatka reicht, die Urbewohner gewesen zu sein. Die Annahme jedoch, daß die Japaner aus einer Mischung von Chinesen und Ainos entstanden sein sollen, gehört unter die Phantasien. Schrift und Literatur ist bei den Ainos nicht vorhanden, aber die mündliche Uebersieferung hat einen ausgedehnten Umfang. Der Dichter oder Barde ist zugleich Priester, Historiker und Gelehrter, gilt für inspirirt, weiß die Thaten der Vorfahren zu erzählen und seine Meinung gibt in weltlichen und heiligen Dingen den Ausschlag; er ist immer von einer Schaar junger und alter Leute umgeben, wenn er seine Gesänge anstimmt.

Mermet de Cachon stand mit den Ainos auf dem besten Fuße. Als er einmal einige Fragen über geschichtliche Dinge und namentlich über die Abstammung des Volkes an einige Aelteste richtete, fingen die Leute zu zittern an, schüttelten bedenklich den Kopf und wiesen den Fragenden an den Barben; der wisse Alles und könne Sachen erzählen, worüber Einem Essen und Trinken vergehe. Der Barde erzählte dann, daß die Ainos von einem Hunde abstammen. Diese Sage kennen auch die Japaner. Dieselben sagen: „Drehen sich die Ainos nicht mehrmals erst herum, ehe sie sich setzen, gerade so wie die Hunde es machen? Sieht ihre Nase nicht aus wie eine Hundsnase?!“

Die Sprache der Ainos ist einfach und leicht zu erlernen. Sie hat kein schriftliches Alphabet und erscheint arm, aber bilderreich. Besonders oft werden das Meer, ein Vulcan, ein Bär, ein Fisch zu Vergleichen herbeigezogen. Der gewöhnliche Gruß lautet ungefähr: „Der Geist und die Stärke des Bären mögen mit dir sein.“ Ueberhaupt spielt der Bär eine hervorragende Rolle; als Gott zählt er weit mehr Verehrer als Meer und Berge, Vulcane, Ströme oder die Geister der vier Elemente.

Die Religion der Ainos besteht im sogenannten Kami- oder Geisterdienst. Sie haben, wie es scheint, keine Priester, welche ausschließlich als solche dienten, und auch keine Tempel. Dagegen halten sie einige Feiertage zur Erinnerung an gewisse Ereignisse der Vorzeit; auch beten sie den Geist eines japanischen Helben an, der im zwölften Jahrhundert unter ihnen gelebt und sie die Anfangsgründe der Civilisation gelehrt haben soll. Prof. Griffis belehrt uns auch über einige äußere Zeichen des Cultus der Ainos. Besondere äußere Zeichen ihrer Religion sind dünne zwei bis drei Fuß lange Holzstäbe, an denen sie berart schaben und schnitzen, daß zuletzt nur noch eine zarte Gerte übrig bleibt, die aber auf allen Seiten von lockenförmig aufgerollten Spänen und Schnitzeln umgeben ist. An gewissen heiligen Orten werden dann mehrere dieser Stäbe in den Boden gesteckt; ihre Hauptverwendung finden sie jedoch zur Abwendung von Gefahr, z. B. an Bergabhängen, Flußübergängen und Engpässen. Wenn man auf der Insel Jesso, wo die Ainos ihre Hauptitze haben, eine der häufigen Stromschnellen hinunterfährt, so sieht man nicht selten die Bootleute an besonders reißenden Stellen oder bei plötzlichen Biegungen des Flusses solche Stäbe ins Wasser werfen. Sonst vergöttern sie das Meer, welches ihnen ihre tägliche Nahrung gibt, Berge, Wälder, Bären und andere Naturgegenstände, die sie aber alle für vernünftige Wesen halten. Beim Gebet heben sie die Hände in die Höhe und bringen ihren Geistern oder den eben genannten Gegenständen ihrer Verehrung einfache Gesänge dar, z. B.: „Die See, die uns nährt, dem Walde, der uns schützt, bringen wir unseren Dank. See und Wald sind zwei Mütter, die ein und dasselbe Kind ernähren; seid nicht böse; wenn wir die Eine verlassen, um zur Andern zu gehen.“ „Die Ainos werden immer der Stolz des Meeres wie des Waldes sein.“ u. s. w. Dies geschieht namentlich bei besonders wichtigen Gelegenheiten, wie zum Schluß der Jagdzeit oder des Fischfangs.

Einige Reisende wollen in den Dörfern der Ainos auch die unzünftigen Darstellungen gesehen haben, welche dem alten Phallus- und dem indischen Lingadienst eigenthümlich sind. Unwahrscheinlich ist dies keineswegs, denn dieselben Bilder und Symbole finden sich in ganz Japan, und es wäre leicht möglich, daß die jetzigen Japaner diesen unschönen Cultus von den Ainos übernommen haben. Männer und Frauen, die keine Kinder haben, beten diese Bilder an und bringen ihnen Gelübde.

(Schluß folgt.)

## Sp r ü c h e.

Woll' dich an kleinen Töpfen nicht stoßen,  
Rothen oft besser als die Großen.

Bolle Schiffe fahren tief,  
Leere hoch und öfter schief.

Duäle nie dich selbst, mein Herz,  
Eigenqual ist auch ein Schmerz.

Geld erhalten ist nicht schwer,  
Aber es verwalten — sehr.



## Ein Besuch in Sanssouci.

Von D. B. Super.



Sanssouci, die ehemalige Wohnung des weltberühmten Königs von Preußen, Friedrichs II., zu besuchen, ist etwas, das kein Reisender in Nord-Deutschland unterlassen sollte, denn ein solcher Besuch bietet nicht nur viel Interessantes an sich dar, sondern ist sehr lehrreich für Jedermann, der sich im Geringsten für die Geschichte Deutschlands interessirt. Das Geschlecht der Hohenzollern hat dem Königreich Preußen mehrere Könige gegeben, deren Namen unauslöschlich in der Geschichte Europas niedergeschrieben sind; unter diesen allen war Friedrich II. unstreitig der vornehmste. Als er den preussischen Thron bestieg, war sein Land ein unbedeutendes Fleckchen auf der Karte Europas; zur Zeit seines Todes, im Jahre 1786, hatte es sich zu einem der „Fünf Mächte“ emporgeschwungen und sich in Stand gesetzt, sich nicht nur mit Oestreich und Rußland, sondern auch mit Frankreich zu messen; ja, während des siebenjährigen Krieges vertheiligte sich Friedrich mit Erfolg gegen alle drei.

Wir hatten vor Kurzem das Vergnügen Sanssouci zu besuchen und beabsichtigen den werthen Lesern des „Evangelischen Magazins“ nun Einiges über die in diesem Palast befindlichen Sehenswürdigkeiten mitzutheilen. Zuerst wäre zu bemerken, daß in Betreff der Größe dies Gebäude im Vergleich mit den meisten königlichen Residenzen, einen schroffen Contrast bildet, denn es ist verhältnismäßig klein. Man findet in Europa und auch in Amerika viele Privatwohnungen, die größer sind, als Sanssouci, da es nur ein einstöckiges Gebäude von mäßigem Umfang ist. Zuerst wurden wir von dem freundlichen Castellan auf die hintere Terrasse geführt, wo wir eine prächtige Aussicht auf den „Ruinenberg“ hatten. Dies ist ein mit Fichten und Föhren bewachsener Berg, um dessen Abhänge annuthige Spaziergänge sich winden; oben sind schöne, künstliche Ruinen, in deren Mitte das große Bassin, welches die Wasserkünste in dem königlichen Garten speist. Beim Eintreten gelangt man in die Rotunda, die nichts von Bedeutung enthält, doch sind bemerkenswerth die prächtigen Säulen, deren jede aus einem einzigen Stück Marmor gehauen ist. Von hier wird man in den Speisesaal geführt, der die Mitte der vorderen Seite des Gebäudes bildet; dieser Raum ist auch fast gänzlich leer, außer einigen schönen Bildsäulen und Büsten, unter denen eine vom Schwedenkönig Karl XII., von dem Friedrich ein großer Verehrer war, was sich aus dem Wesen des Mannes leicht erklärt. Sodann tritt man in den östlichen Flügel des Gebäudes, der gegen vierzig Jahre von Friedrich bewohnt war, und wo noch Alles sich beinahe in derselben Lage findet, wie es sich während seiner Lebenszeit fand. Das erste ist das Empfangszimmer, und hier sind viele werthvolle Gemälde, die von Friedrich gesammelt wurden; dann folgt der Concertsaal, in dem der König, der nicht nur ein großer Liebhaber von Musik, sondern auch ein leidlicher Flötenspieler war, seine musikalischen Soireen zu halten pflegte. Hier ist noch zu sehen, das alte Klavier, welches bei diesen Gelegenheiten benutzt wurde, so wie des Königs Notenpult und darauf ein Musikstück, welches er kurz vor seinem Tode geübt hatte. Auf einem Tische steht eine kleine Uhr, die er immer selbst aufzog; die Zeiger deuten auf 2 Uhr 20 Minuten, zu welcher Zeit Friedrich am 17. August 1786 verschied. Man

sagt, die Uhr sei von selbst da stehen geblieben, wie sie heute noch steht.

Man erklärt diese Thatsache—wenn es überhaupt eine ist—dadurch, daß der König wegen seines Unwohlseins die Uhr vergessen habe, und daß das Stehenbleiben zur Zeit seines Sterbens, reiner Zufall gewesen sei, was auch sehr wahrscheinlich klingt; sein Ableben wird auch kaum so ganz genau mit der angegebenen Minute zusammengebrochen haben.

Nun folgt des Königs Wohnzimmer. Hier sieht man auch noch Alles im alten Zustand, unter anderem den Stuhl, in dem er starb durch einen Ueberlaß, den er in seinen letzten Zügen noch aushalten mußte, mit Blut besetzt. Am Ende dieses Flügels befindet sich die Bibliothek, welche nur französische Bücher enthält, denn Friedrich war bekanntlich ein sonderbarer Verehrer von Allem, was Französisch war, und die Literatur seines Vaterlands hatte er in der größten Verachtung. Es sollte jedoch erwähnt werden, daß die deutsche Literatur zu jener Zeit noch in ihrer Kindheit war. Er schrieb mit Vorliebe französisch, und seine vorhandenen Schriften sind größtentheils in dieser Sprache verfaßt. An der Nordseite des Palasts findet sich ein langer Gang, wo der König bei unangenehmem Wetter auf und ab zu gehen pflegte, indem er die Flöte spielte. Längs den Wänden stehen mehrere kleine Sofas, von denen man erzählt, Friedrich habe sie absichtlich so schmal machen lassen, damit die Bedienten, die gewöhnlich ihren Platz da hatten, nicht auf dem Dienste einschlafen konnten, ohne zugleich von den Sitzen herunter zu fallen. Hier stehen auch viele Proben der Bildhauerkunst, von denen die meisten mehr eigenthümlich als schön sind.

Der westliche Flügel ward hauptsächlich als Gastwohnung benutzt; später ward er von Friedrich Wilhelm IV., der auch 1861 hier starb, bewohnt. Das Zimmer am Ende dieses Flügels ist von besonderem Interesse, weil es von Voltaire während seines Aufenthalts am preussischen Hofe, von 1750 bis 1752, bewohnt wurde. Trotz der Achtung die Friedrich für Voltaire hegte, konnte er nicht umhin, ihn bisweilen zu necken, denn man sagt ja: „Was sich liebt, neckt sich auch.“ Er ließ dieses Zimmer schmücken mit vielerlei Bögen, welche die Vielseitigkeit der Talente des Franzosen darstellen sollten. Da sind z. B. Storch und andere Zugvögel, weil Voltaire seine Wohnung oft wechselte—ging oft plötzlich fort und kam eben so plötzlich wieder; Papageien, die Voltaire's Gesprächigkeit sinnbildlich vorstellten; Eichhörnchen, seine Neugier; Affen, seinen Humor u. s. w. Weil Voltaire La Fontaines Fabeln durchaus nicht leiden konnte, ließ Friedrich die Möbeln seines Zimmers mit Bildern aus diesen Fabeln verzieren. Der witzige Franzose, als er dies Alles wahrnahm, machte natürlich einige Einwendungen dagegen und weigerte sich, ein solches Zimmer zu bewohnen. Friedrich aber ermahnte ihn, daß ein Philosoph sich durch solche Kleinigkeiten nicht rühren lassen sollte, und überredete ihn endlich, sich mit diesen ihm wenig anständigen Umgebungen zufrieden zu geben.

Es ist wohl bekannt, daß Friedrich nicht nur in der Staatsverwaltung, sondern auch in Privat-Geschäften eine Sparsamkeit, die hart an Rargheit streifte, zu üben pflegte. Dieser Eigenschaft des Königs verdanken wir wahrscheinlich das

französische Sprichwort: „Für den König von Preußen arbeiten,“ welches Voltaire zuerst in Umlauf gesetzt haben soll, und so viel wie umsonst arbeiten bedeutet. Voltaire klagte oft, daß die Zeit, die er am preussischen Hofe zubrachte, so gut wie verloren gewesen, weil sein Honorar nicht im Verhältniß zum Verdienst gewesen sei, denn dem Franzosen war das Geld eben so lieb wie dem Preußen. Als Voltaire dem König klagte, daß die Dienerschaft ihm sehr schlecht aufwarte, bekam er zur Antwort: „Es thut mir unendlich leid, daß die Sache sich so verhält, aber was kann ich dafür? Ich habe es den Dienern besonders eingeschärft, daß sie Monsieur nicht vernachlässigen sollen, aber die Schurken verlassen sich auf meine Gutmüthigkeit, daß ich sie für solche Kleinigkeiten nicht aufhängen werde, und statt mir zu gehorchen, lachen sie mich nur aus; es thut mir aber am meisten leid zu sehen, daß Monsieur de Voltaire seine erhabenen Gedanken an solchen Bagatellen verschwendet; widmen wir lieber unsere Zeit der Freundschaft und den Mufen.“ Voltaire konnte nichts weiter einwenden und schwieg wiederum still. Wenn man aber Friedrich's tyrannischer Natur gedenkt, klingt diese Rede von Gutmüthigkeit sehr komisch.

Man erzählt ferner, daß bei der Erbauung einer Kirche in Berlin der Baurath Friedrich vorstellte, daß nach den ihm gegebenen Plänen, die Kirche zu finstern sein würde, und bat um Erlaubniß, noch einige Fenster hinzuzufügen. Friedrich nahm die Bittschrift und schrieb darauf: „Selig sind Die, die

nicht sehen und doch glauben,“ sandte sie dem Baumeister zurück und dabei blieb die Sache.

Beim Herausstreiten aus Sanssouci fällt dem Zuschauer eine Landschaft von wunderbarer Schönheit ins Auge; fast unmittelbar vor den Füßen streckt sich eine mit Blumen und Sträuchern bedeckte Terrasse in mehreren Stufen bis zur großen Fontäne hinab. Diese Fontäne ist aus Marmorfiguren, die den ganzen olympischen Götterkreis darstellen, umgeben. Der prächtige königliche Garten streckt sich dann bis an die Havel, die sich hier in einen großen See ausbreitet, und darüber hinweg sieht man anmuthige, waldbewachsene Hügel. An der westlichen Seite des Palasts und nur wenige Schritte davon steht die alte holländische Windmühle, die einen dauernden Ruhm dadurch erlangt hat, daß der Besitzer derselben dem Großen Friedrich den Verkauf verweigerte, wovon aber die Geschichte so gut bekannt ist, daß sie hier keiner Erwähnung bedarf.

Am gegenüberliegenden Ende der Terrasse war, so oft das Wetter es gestattete, Friedrich's Lieblingsaufenthalt. Hier liegen seine Jagdhunde und sein vorzüglich geliebtes Streitmäh begraben, und hier wollte er selbst nach seinem Tode ruhen. Bei der Aeußerung dieses Wunsches, fügte er hinzu: „Sobald ich einst hier liege, werde ich endlich Sanssouci (ohne Sorgen) sein,“ und so entstand der Name des Palasts, der früher „Weinberg“ geheißen hatte. Man gewährte dem König diese Bitte nicht, und nach seinem Ableben wurde er in der Garnisonskirche zu Potsdam beigesetzt.

## neuf Französischer Dhrif, Deufch von B. L.

### Entzückung.

Ich war allein am Strand umspielt von hellen Sternen,  
Kein Wölkchen über mir, kein Segel auf dem Meer,  
Mein Blick versenkte sich in überird'iche Fernen,  
Gebirge, Wald und Flur und Alles rings umher  
Schien zögernd stehen und murmelnd sich zu fragen,  
Und freundlich blinkten wie im Antwortlagen  
Die Himmelsfeuer und die Meeresfluth.

Und der Gestirne Heer unzählige Millionen,  
Sie sprachen leis und laut in tausend Harmonien;  
Sie neigten grüßend sich in ihren Feuerkronen,  
Im blauen Wogenschwalm erlang's wie Melobien;  
Es schwall der Rämme weißes Schaumgekräusel  
Und sank zurück in lieblichem Gefäusel:  
Das ist der Herr, das ist der Herr dein Gott.

B. Hugo.

### Weine nicht.

Weißt du, wie dir oftmals Wolken  
Seltner Sterne Licht gedämpft?  
Weißt du, wie manch glücklich Segel  
Gegen Fluth und Sturm gedämpft?  
Weißt du, wie oft zwischen Klippen  
Eine Perlenlaute gediebt?  
Zähltest du, wie viele Rippen  
Schmerz zu heil'gen Seufzern weicht?

Einer weiß es — dessen Auge  
Nimmer schlummert Tag und Nacht,  
Der den Aar auf hohem Horste  
Und den Wurm im Staub bewacht;  
Und dir will der Muth entfallen!  
Hörtest du noch nie im Hain  
Morgens früh sein Lob erschallen?  
Geh' und hörch' und stimme ein.

## Ein Engel der Barmherzigkeit.



„Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht.“ Matth. 25, 36.

In dem Namensverzeichnis der englischen Frauen strahlt wohl kaum ein Name heller als der von Florence Nightingale. Und was hat demselben solchen Glanz verliehen? Nicht alter Adel oder körperliche Schönheit, oder neue Schöpfungen auf dem Gebiete der Kunst, sondern selbstaufopfernde, unermüdete Liebesthätigkeit.

Florence war die Tochter eines wohlhabenden Gutsbesizers, William Shore Nightingale, von Leigh Hurst-Downshire und

wurde im Jahre 1823 in Florenz geboren. Frühe schon offenbarte das Kind eine besondere Neigung durch liebendes Wort und helfende That, die Leiden seiner Mitmenschen zu lindern. Nachdem Florence eine gründliche Erziehung genossen und zu einer sehr gebildeten jungen Dame herangewachsen war, wählte sie, anstatt den lockenden Bildern eines bequemen Lebens zu folgen, den schweren Beruf der freiwilligen Krankenpflege, und besuchte zu diesem Zwecke fast alle militärischen Hospitäler in Europa, lernte dann bei den barmherzigen Schwestern in Paris die Krankenpflege und ging im Jahre



1851 in die Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth am Rhein, um auch die Vortheile dieser Anstalt kennen zu lernen. Bei ihrer Rückkehr nach England widmete sie sich ganz der Heranbildung von Gouvernanten und Krankenpflegerinnen.

In 1854 wurde der sogenannte Krimkrieg erklärt und 25,000 englische Krieger segelten nach dem Kriegsschauplatz ab. Nach der Schlacht vom 20. September wurden die nothdürftig hergerichteten Hospitäler am Bosphorus mit Verwundeten angefüllt, und jedes Gefecht lieferte neue Bewohner für diese „Baracken des Todes“, wie sie wegen der schlechten Verwaltung mit Recht genannt werden konnten. Unparteiische Augenzeugen konnten damals kaum Worte finden, um die Gleichgültigkeit und Engherzigkeit in der Verpflegung der Kranken und Verwundeten zu schildern. Da erschien, wie ein Engel der Barmherzigkeit, Florence Nightingale mit siebenunddreißig Krankenpflegerinnen an den Ufern des Bosphorus, welchen später noch mehrere folgten.

Obgleich Miß Nightingale selbst schwächlich und leidend war, scheute sie doch keine Anstrengung, um die Lage der armen Leidenden zu verbessern. Tag und Nacht war sie thätig und gönnte sich selbst nicht einmal die nöthige Ruhe, so daß sie endlich in Folge ihrer Aufopferung selbst aufs Krankenzimmer geworfen wurde, welches bei ihren Freunden die ernstesten Besorgnisse erregte. Doch sie genas wieder, und kaum konnte sie ihr Lager verlassen, so erschien sie auch schon wieder im Hospital, um selbst alle Anordnungen zu treffen und wie ein Engel der Liebe von einem Lager zum andern Trost, Aufmunterung und Hülfe zu tragen.

Daß die Helferin in der Noth von den armen Kranken mit der innigsten Liebe und Dankbarkeit verehrt wurde, läßt sich leicht denken. Ein Soldat schreibt von ihr: „Sie sprach liebevoll zu Einem und dem Andern, und nickte Diesem und Jenem freundlich zu; zu jedem Einzelnen konnte sie selbst nicht immer kommen, denn wir lagen zu Hunderten da, wie ihr wißt, aber wir küßten ihren Schatten, wenn er auf uns fiel, und zufrieden

legten wir unser Haupt aufs Kissen nieder.“ Mit sanfter Hand streichelte sie die gefurchte Stirn der rauhen Krieger, als wollte sie deren Sorgen hinwegstreichen und nicht selten that sie das auch; sie las ihnen vor, erzählte ihnen von der Heimath, schrieb an ihre Lieben, verband die Verwundeten, munterte die Niedergeschlagenen auf und drückte mit liebender Hand den Sterbenden die Augen zu.

Sollte man es meinen, daß sich an ein solches Werkzeug der Liebe und Selbstaufopferung, wie Miß Nightingale es war, auch der Neid und die Verleumdung gewagt hätte? Und doch war dies der Fall. Niedrige Menschen, deren Absichten sie durch ihre Vorsicht und Thätigkeit vereitelte,

verleumdeten sie und schoben ihrer segensreichen Thätigkeit allerlei unlautere Beweggründe unter.

Doch sie ließ sich das nicht ansechten und verfolgte ruhig den Weg ihrer Pflicht, welchen ihr die Liebe zu ihren Mitmenschen bezeichnete. Als ihre Wirksamkeit in der Krim zu Ende war, schiffte sie sich in aller Stille nach England ein, und hielt ihre Ankunft daselbst mit Fleiß geheim, um ja alle öffentlichen Demonstrationen zu vermeiden, welche ihr in ihrer Demuth und Bescheidenheit durchaus unangenehm waren.

Bei ihren Eltern in Leigh Hurst suchte sie die nöthige Ruhe und — fand sie nicht, denn sie wurde bald wieder in die öffentli-

che Wirksamkeit hineingezogen. Sie übernahm später die Leitung eines großen Hospitals in London und ihre Wirksamkeit kann nur segensreich sein. Miß Nightingale hat neben ihrer Thätigkeit an den Krankenbetten auch noch verschiedene werthvolle Werke über Hospitäler, Krankenpflege u. geschrieben.

Ihr Name wird allezeit mit Liebe genannt und ihre Wirksamkeit in gesegnetem Andenken bleiben. Uns aber soll ihr Vorbild zur Nachfolge im Wirken für unsere leidenden Brüder reizen, eingedenk des Wortes: „Was ihr gethan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.“



Florence Nightingale.

## Feindes list.

Von W. H. v. S.



Es war's als wie ein Traum. Ich stand auf einem Berge und meine Blicke schweiften umher. Da sah ich, wie das Heer des Herrn durch das Thal dahinzog wider die Feinde. Ich hörte Krieg und Kriegsgeschrei, aber sie konnten nicht siegen. Das that mir wehe. Ich verhüllte mein Angesicht, und weinete und sprach: „Ach Herr, hilf! Soll denn der Feind siegen und frohlocken über dein Volk? Willst du nicht den Sieg geben deinen Kindern, damit dein Name verherrlicht und dein Reich gebauet werde?“

Als ich also trauerte und betete, trat einer zu mir, auf dessen Schild stand die Inschrift: „Immanuel.“ Der sprach zu mir: „Warum weinest du?“

Ich aber sprach: „Sollte ich nicht weinen und trauern, da kein Sieg in Israel ist und der Feind frohlocket? Ist denn die Hand des Herrn von seinem Volke gewichen?“

„Nein,“ sagte er zu mir, „die Hand des Herrn ist nicht zu kurz, daß er nicht helfen könne, aber sein Volk kann nur siegen, wenn es im Glauben stehet und wie ein Herz und eine Seele ist. Komm mit mir, ich will dir den Schaden Israels zeigen.“

Und der Mann führte mich hinab ins Thal, durch welches ein Bach träge dahinsfloß. Als ich meine Augen aufhob, sah ich zur Rechten des Baches lieblichen Sonnenschein, auf der andern Seite aber eitel Schatten und Dunkel. Auf der Seite aber, da die Sonne schien, standen weiße Krieger, einer an andern, wie ein Heer gerüstet zum Streit. Ihre Fahnen wehten im Morgenwinde, und waren weiß und roth mit dem Zeichen des Kreuzes darinnen. Auch hörte ich sie singen die Lieder Zions, daß es wiederhallte in den grünenden Bergen weit umher.

Aber auch auf der andern Seite regten sich Gestalten. Dunkel waren ihre Gesichter und schrecklich ihr Aussehen, denn sie huschten unheimlich durch die Dämmerung. Sie waren auch gerüstet zum Streit und hatten schwarze Fahnen. Aber einer unter ihnen war ihr Meister. Derselbige hatte das Vermögen sich zu verstellen, je nachdem es ihn gelüstete und er trug eine Maske. Auch hatte er noch andere Masken und legte dieselbigen an, je nachdem ihn gut dünkte. Er konnte auch lachen oder weinen nach Gefallen, so wie es denen, die er fangen wollte, Freude machte. Denn sein Sinn war zu verderben.

Es begab sich aber, daß die weißen Männer zum Bache hinabstiegen, und sie legten sich nieder, um zu ruhen. Da sprach einer von den Männern jenseit des Baches: „Auf, laßt uns über den Bach ziehen, daß wir die Weißen schlagen mit der Schärfe des Schwerts, denn siehe, sie ruhen im Grunde!“ Aber der Anführer antwortete und sprach: „Wir wollen das nicht thun, auf daß sie sich nicht ermannen und ihren Herrn

anrufen und sich gegen uns aufmachen und uns gar erwidern. Sondern wir wollen sie mit List dämpfen.“

Und er ließ einen Nebel aufsteigen aus seinem Lager, der zog herauf und bedeckte umher die ganze Gegend also, daß die Leute schwer athmeten und beklommen fühlten und schläfrig wurden. Dann legte er eine freundliche Maske an, damit ihn nicht etwa Jemand erkannte und zog herab zum Bache. Dasselbst stellte er sich als wolle er fischen, er fischte aber im Trüben. Und es begab sich, da er fischte, stampfte er im Wasser, daß es den weißen Männern ringsumher auf die Kleider spritzte. Es spritzte ihnen aber auch ins Gesicht, und sie thaten die Augen auf. Nun sahen sie, wie ihre Kleider bespuckt waren von dem Wasser aus dem Bache. Sie vermeinten aber, ihre Genossen hätten ihnen das zum Spott gethan, denn sie wußten nicht, daß es der Feind war. Da wurden sie zornig und fielen übereinander her, und schlugen sich als wollten sie sich gar erwidern. Und der Feind sprach: „Wohlan, strafet die Mißethäter scharf, denn es ziemet nicht einem freitbaren Manne, daß er den Hohn trage von seinen Genossen.“ Sie wußten aber nicht, daß es der Feind war, der also sagte, und sie bekämpften sich viel mehr, daß der Verwundeten und Erschlagenen nicht wenige waren umher. Aber hinter einem Baum stand der Feind und lachte, wie die Teufel zu lachen pflegen.

Endlich jedoch verzog sich der Nebel und die Männer kamen zu klarer Besinnung. Da stand einer unter ihnen auf, der das Ansehen hatte und sprach:

„Ihr Männer, lieben Brüder, höret mir zu! Wir sind vom Feinde betrogen worden, weil wir träge waren und schliefen. Nicht unsere Brüder, sondern der Feind, hat unsere Kleider bespuckt. Wir aber waren bethört und haben uns unter einander geschlagen. Sätten wir unsere Waffen und unsere Kräfte, die wir zu unserem Schaden vergeudet haben, gegen den Feind gekehrt, so hätten wir ihn auf's Haupt geschlagen mit der Schärfe des Schwerts. So laßt uns nun erkennen unsere Sünde und Buße thun vor dem Herrn. Laßt uns unter einander lieben und wachsam sein gegen den Feind und ihn bekämpfen.“ Also sprach Der, der das Ansehen hatte.

Da sahen auch die Andern ihre Fehler ein, und sprachen wie ein Mann: „Ja, so sei es. Laßt uns Buße thun und uns zum Herrn wenden, damit er uns vergebe unsere Missethat, womit wir gegen ihn und die Brüder gesündigt haben, und laßt uns ihm dienen von ganzem Herzen.“

Als sie aber dies sagten, da strahlte die Sonne in neuem Glanze und es rauschte umher, als seien es die Flügel des Allmächtigen. Und sie beteten an vor dem Herrn.

## Juditha; oder die ersten englischen Ansiedler in Nord-Amerika.

(Schluß.)



Es wird indeß den Lesern erwünscht sein, etwas von dem feindseligen Wilden, Walkan, dem Urheber des letzten Ueberfalls, zu hören. Wie wir wissen, hatte er sich von seinem Stamme entfernt. Aber die Flammen der Rache loderten in seinem finstern Herzen fort. Wie der

Sabicht hoch über dem Haupte seiner Beute anfangs in weiten und dann in immer engeren Kreisen umherflattert und den Augenblick erlauert, um das unwachsamen Schlachtopfer mit seinen fürchterlichen Klauen umklammern zu können, so richtete Walkan seinen Späherblick auf Jamestown und wartete, gleich einer blutdürstigen Hyäne, auf seinen Feind, um ihn bei



Gelegenheit mit seinem tödtlichen Pfeile zu durchbohren. Er ermüdete dabei nicht. Und ob auch Wochen und Monden vergingen, ohne daß sich ein Augenblick gefunden hätte, seinen Rachebursst stillen zu können, so gab er dennoch die Hoffnung nicht auf, mit seinem Todgegner einmal abrechnen zu können. Seine vornehmsten Erwartungen setzte er auf die Zeit der Herbstjagd; und diese Zeit war endlich herangerückt. Die Pflanze, die sich so vielen Vorrath an Wildpret als möglich für den Winter zu verschaffen trachteten, gingen Tag für Tag auf die Jagd. Oft begegneten sie den Indianern auf ihren Zügen; aber diese legten ihnen auf keinerlei Weise irgend etwas in den Weg.

Eines Tages warf Sir Edward sein Gewehr über die Schulter und machte sich bereit, etliche seiner ausgezeichnetsten Schützen auf der Hirschjagd zu begleiten. Man erreichte bald die dichten Wäldungen, und die Jäger begannen ihre Arbeit. Die Ausbeute war dieses Mal eine ganz außergewöhnlich große; und ein Jeder der Betheiligten war in der gehobenen Stimmung. In diesem Augenblicke fiel, während man die geschossenen Hirsche zusammen trug, einem der Jäger ein hübsches Reh in die Augen. Die ganze Gesellschaft setzte sich in Bewegung, um das herrliche Wild zu verfolgen. Jedoch kaum hatte man das Dicht des Waldes erreicht, als ein Pfeil durch die Luft zischte, und Sir Edward in der Seite verwundet wurde. Von einem brennenden Schmerz überwältigt, stürzte er sich in die Arme des alten Thornton und sank dann bewußtlos zu Boden. Alle Anwesenden stukten. Die allgemeine Freude war plötzlich in Schmerz und Trauer umgewandelt; denn Jeder glaubte, daß der Verwundete bereits seinen Geist ausgegeben habe. Dann aber kühlten sich fast Alle in die größte Aufregung versetzt. Nach Rache dürstend sahen sie sich nach dem Mordmörder um; und leidenschaftlich und mit steigender Wuth stürzten sie sich, nach Blut ledgenden Tigern gleich, in des Waldes Dicht, um den Thäter zu verfolgen. Während einer geraumen Zeit waren jedoch alle ihre Anstrengungen fruchtlos; nirgends verrieth die geringste Spur das Vorhandensein eines menschlichen Wesens; und nach langem, vergeblichem Suchen kehrte man zu der Stätte zurück, wo der Verwundete lag. Man war allgemein höchst erstaunt darüber, daß man nirgends die Spur des Mörders entdeckt habe. Der alte Thornton, der bei dem Verwundeten zurück geblieben war, schüttelte den Kopf und während er mit seiner Hand eine gewisse Richtung bezeichnete, sagte er:

„Kennt Ihr denn die List und Schlaueit der Indianer noch so wenig? Der Pfeil kam von dieser Seite; und ich will mein ganzes Vermögen aufs Spiel setzen, wenn der Glende, der die schreckliche That vollbrachte, sich dort nicht versteckt hat.“

Aufs Neue schnellten die Jäger der bezeichneten Richtung zu; und nur wenige Minuten verflossen, so kündete ein Hurrah aus vielen Kehlen, daß dieses Mal der Fang gelungen war. Man hatte den Mörder in der That entdeckt. Ein verdorrtes Getöse erscholl, die Luft erschütternd, durch das Dicht. Mehrere Schüsse fielen; und die darauf folgenden Zurufe verriethen, daß die Kugel ihr Ziel erreicht und der Thäter den verdienten Lohn empfangen habe. Einige Augenblicke später trugen die Jäger den Leichnam eines jungen Indianers herbei, in welchem man augenblicklich den rachesüchtigen Waskan wieder erkannte. Ach, wie schrecklich, wenn die Leidenschaften des Menschen erregt sind!

Jetzt beschäftigte man sich angelegentlichst mit dem verwundeten Gouverneur. Man untersuchte die Wunde; und zur

Freude Aller stellte sich bald heraus, daß dieselbe nicht tödtlich war. Nach kurzen Versuchen kehrte das Bewußtsein zurück; und auf einer Tragbahre trug man ihn nach Jamestown. — Etliche Tage später machte Juditha ihren gewöhnlichen Besuch bei ihren weißen Freunden. Es entging jedoch weder dem Gouverneur, noch seiner Umgebung, daß eine nicht zu verbergende Unruhe das arme Mädchen zu Boden drückte. Sorge und Trauer färbten ihre Züge; und nicht selten war ihr Auge mit Thränen beneht. Endlich löste sich das Räthsel. In tiefer Gemüthserschütterung theilte sie mit, daß die Tödtung des wilden Waskan unter ihrem Stamme bekannt geworden sei, und daß der in der Asche glimmende Haß der Wilden bald wieder zu hellen, verderblichen Flammen auflodern werde.

„Ich habe mir seit langer Zeit die äußerste Mühe gegeben,“ berichtete sie, „den in dem Herzen meines Vaters genährten Haß gegen die weißen Männer zu dämpfen; aber jezt scheint es mir nicht länger möglich zu sein. Ich fürchte das Schlimmste, denn in der Ermordung des blutdürstigen Waskan sieht sich der ganze Stamm gekränkt und beschimpft.“

Kurz nachher verließ Juditha ihre Freunde und kehrte ins Lager ihres Stammes zurück. Der Gouverneur, der völlig wieder hergestellt war, unterschätzte keineswegs die Größe der heranrückenden Gefahr und traf mit seinen Leuten die schleunigsten Maßregeln zur Vertheidigung. Der alte Häuptling Pomhattan, der aus einer Aeußerung seiner Tochter die Vermuthung geschöpft, daß sie den Weißen den frühern Ueberfall verrathen habe, hatte sich unterdeß vorgenommen, höchst vorsichtig dieses Mal zu Werke zu gehen und ganz im Geheimen seine Vorkehrungen zu einem neuen Angriff zu treffen; und daher vermuthete Juditha nicht im Geringsten, daß der Ausbruch der Feindseligkeit, vor welcher sie gewarnt hatte, so nahe bevorstehe. Ganz im Verborgenen wurde der Plan ins Werk gesetzt; und erst kurz vor der Ausführung des Ueberfalls wurden die, welche nicht in das Geheimniß eingeweiht waren, mit der Eröffnung der Feindseligkeit bekannt gemacht. Doch kaum drang die erschreckende Kunde in das Ohr der um ihre weißen Freunde besorgten Juditha, so schnellte sie auch schon in geflügelter Eile unbemerkt dem dichten Walde zu, verfolgte manhaftsam in der geradesten Richtung den nach Jamestown führenden Weg, durchschwamm den breiten Strom und brachte dem Gouverneur die schreckliche Kunde, daß der Oneida-Stamm sich mit dem ihrigen gegen die Ansiedler verbündet habe. Die Zeit drängte; und Sir Edward hatte nur wenige Stunden, die nöthigen Maßregeln zu treffen, um dem wüthenden Herandrängen der Feinde mit einigem Nachdruck begegnen zu können. Wieder wurden die Weiber und Kinder an Bord des Schiffes gebracht; und auch Juditha faßte den Beschluß, dort vor der Hand ihre Wohnung aufzuschlagen, weil sie mit Recht fürchtete, daß ihre plötzliche Entfernung aus dem Lager den Verdacht ihrer Landsleute erregt habe und sie sich der größten Mißhandlungen, falls sie zurückkehre, aussetzen würde.

Nicht lange dauerte es, so brachten die Schildwachen von ihren vorgeschobenen Stellungen her die Meldung, daß die feindseligen Indianer und zwar in bedeutender Zahl mit eilen den Schritten heranzögen. Auf Seiten der Weißen war allerdings der Vortheil, daß sie vortrefflichere Waffen besaßen und einer bessern Leitung anvertraut waren; aber die Rothhäute befanden sich nicht nur in einer numerischen Uebermacht, sondern wurden auch durch ihren unersättlichen Rachebursst zur leidenschaftlichsten Wuth aufgestachelt und legten stets eine Todesverachtung an den Tag, deren Unererschütterlichkeit fast



nur den Indianern eigenthümlich ist. Die Aussichten auf einen Sieg waren daher für die Engländer keineswegs sehr günstig. Doch stand das kleine Heer der Weißen gleich einem Felsen inmitten der unruhigen Wogen des Oceans festgeschlossfen in Reih und Glied. Ihre erste Gewehrsalve riß eine bedeutende Lücke in die Reihen der unter betäubendem Geheul heranstürmenden Feinde; aber da es unmöglich war, dem gewaltigen Anstürmen zu widerstehen, gab der Gouverneur seinen Leuten den Befehl sich hinter die aufgerichteten Verschanzungen und aufgeworfenen Erdhügel zurück zu ziehen, um den Anfall mit größerm Erfolg zurückweisen zu können. Jedoch hatte er seine Mannschaft noch nicht bis zu diesem Plaze ge-

Weißen mit einer raschen Wendung das Lager verlassen sahen, da glaubten sie nicht anders, als daß die Zahl derselben verdoppelt sei; und erschreckt über diesen so raschen und unerwarteten Widerstand machten sie plötzlich Kehrt und ergriffen in der größten Verwirrung die Flucht. Jetzt mähete das Schwert der Engländer die Indianer gleich dem Graze des Felbes nieder, während sie die Uebrigen weit über den Berg hinaus verfolgten. Am Abend brachte man mehrere gefangen genommene Engländer, die man zu befreien gewußt hatte, nach Jamestown zurück; aber der Gouverneur gehörte noch immer zu der Zahl Derer, die vermißt waren. Mit dem Anbrechen des folgenden Tages wurden alle noch übrigen streitbaren



Begräbnisplatz der Indianer.

führt, als er, von einem Pfeile getroffen, verwundet zu Boden sank. Die Ansiedler flohen erschreckt und in der größten Verwirrung den Verschanzungen zu, und zwar verfolgt von den Indianern, die von Neuem ihr entsetzliches Kriegsgeheul anhuben. Mehrere der Weißen fielen unter den Streichen der Streitart, noch ehe sie das Fort erreichten. Jetzt erst vermißten sie ihren Anführer; und alsbald wurde der helbenmüthige Entschluß gefaßt, zurückzukehren und ihn, es koste, was es wolle, aufzufuchen und den Händen der erbitterten Feinde zu entreißen. In ihrer wilden Freude dachten die Indianer nicht im Geringsten daran, daß die fliehenden Engländer einen solchen Entschluß fassen und ihnen den so schnell errungenen Sieg wieder streitig machen würden. Als sie nun aber die

Männer versammelt und es ihnen nochmals als eine unabweisbare Pflicht bezeichnet, den Anführer um jeden Preis aufzufuchen und ihn von einem schrecklichen Tode zu retten; aber nirgends zeigte sich eine Spur von dem vermißten Gouverneur; und nach langem, fruchtlosen Suchen kehrten sie nach Jamestown zurück, um den Zurückgebliebenen die Trauerbotschaft zu bringen, daß Sir Edward ohne Zweifel nicht mehr unter den Lebenden sei. Auch Juthitha war verschwunden, Niemand hatte sie nach der Schlacht gesehen.

4.

Unterdeß befanden sich die Pflanzler über das Schicksal ihres Anführers in völliger Täuschung. Juthitha hatte ganz in der Nähe, hinter einem Felsen verborgen, den Gang des Streites



beobachtet. Sie hatte den Anführer der Weißen, dem sie mit der Liebe eines Kindes zugethan war, fallen sehen; und unwillkürlich war ein leiser Schrei ihren Lippen entschlüpft. Als ihre Landsleute nun siegestrunken und in der Hitze der Verfolgung ihrer fliehenden Feinde den seitherigen Kampfplatz verließen, war sie pfeilschnell aus ihrem Versteck geschlüpft, hatte mit Ausbietung ihrer ganzen Körperkraft den Leblosen nach einer verborgenen Stelle geschleppt, seine Wunde, die zum Tode nicht tödtlich war, untersucht und in geschickter Weise mit einem leichten Verbands versehen, und hatte dann Wiederbelebungsversuche angestellt, die bald mit einem glücklichen Erfolge gekrönt worden waren. Während nun der Kampf eine für die Weißen günstige Wendung genommen hatte und diese nun ihrerseits die Indianer zurücktrieben, wodurch die nächste Umgebung von den Streichern gesäubert wurde, hatte Sir Edward, gestützt und geleitet von seiner jugendlichen Freundin, einen Weg eingeschlagen, der nach einer von Jamestown nicht sehr weit entfernten Felsenhöhle führte.

Sir Edward fühlte sich sehr unglücklich, als er sich von seinen Gefährten getrennt sah. Da aber weder er noch Juditha den ferneren Verlauf der Schlacht beobachtet hatte und er daher nichts von dem Schicksale seiner Landsleute wissen konnte, so war es, zumal da seine Wunde schmerzlich brannte, zu gewagt, sich nach Jamestown zu begeben. Die Indianerin setzte unterdeß unermüßlich ihren edelmüthigen Dienst fort. Sie hatte für die Wunde die entsprechenden Heilkräuter in dem Walde zu finden gesucht, sowie auch erfrischende Früchte, um den brennenden Durst ihres väterlichen Freundes zu stillen; und mit aller indianischer Schlaueit hatte sie alle zurückgelassenen Spuren auf dem Wege verwischt, wodurch von den umherschwärzenden Indianern der Versteck des Verwundeten hätte entdeckt werden können. Da aber auch sie völlig unbekannt über den Ausgang des Kampfes war, so wagte sie es nicht, die Bewohner von Jamestown mit dem Schicksal ihres Gouverneurs bekannt zu machen.

Den scharfen Blicken des alten Häuptlings Powhattan war es unterdeß nicht entgangen, daß Sir Edward verwundet worden war. Und da er nach seiner Flucht und Rückkehr ins Lager seine Tochter nirgends fand, so ließ er jeden Gedanken an einen ferneren Kampf mit den verhassten Weißen fahren und war nur darauf bedacht, den weißen Häuptling und sein Kind aufzusuchen. Doch in demselben Augenblicke, als er zur Ausführung seines Entschlusses zu schreiten gedachte, wurde er begerufen, an einer Rathsversammlung seines Stammes, die eben stattfinden sollte, Theil zu nehmen. Als indeß etliche Tage später ein Friedensherold von Seiten der Engländer erschien, der in der Meinung war, daß sich Sir Edward gefangen in dem Lager der Indianer befinde, und den er frei zu kaufen wünschte, da erglomm auf neue ein Hoffnungsstrahl in des alten Häuptlings blutdürstigem Herzen. Es war also noch immer die Möglichkeit vorhanden, daß der weiße Häuptling, dessen Krieger nicht nur das Blut Waskans und der Tapfersten seines Stammes vergossen hatten, sondern der ihm auch ohne Zweifel seine Tochter geraubt haben mußte, eine Beute für sein Schlachtmesser werden könnte. Die furchtbarsten Rachepläne erfüllten seinen Geist; seine Blicke glänzten, wie die eines Geiers, der seinen Raub schon in sicherster Aussicht hat. Er wählte die schlauesten und erfahrensten Männer seines Stammes aus und gab ihnen den Auftrag, alle ihre List und Verschlagenheit anzuwenden, um den Versteck des weißen Häuptlings auszufundschaffen.

Indeß verstrich eine geraume Zeit, ohne daß der rothhäutige

Wilbe seinen Zweck erreicht hätte. Alles Nachspüren schien fruchtlos bleiben zu sollen. Powhattan stampfte den Boden wüthend mit seinen Füßen, als seine Spione ihm die Kunde ihres Mißerfolgs überbrachten; und immer mehr wurde es ihm zur Gewißheit, daß seine Tochter die Hand dabei im Spiele habe. Von Neuem wurden die umsichtigsten Nachforschungen ins Werk gestellt; aber auch jetzt zeigte sich kein Erfolg. Schon wollte man wieder heimwärts kehren, als ein sehr schlauer Indianer die Kunde brachte, daß in der Nähe einer Quelle das Gras ein wenig geknickt sei. Powhattan befahl, daß diese Stelle sofort in nähern Augenschein genommen werde. Der schlaue Indianer hatte sich nicht getäuscht. Es war in der That jene Quelle, aus welcher Juditha für den verwundeten Capitän Wasser geschöpft hatte, der unter ihrer menschenfreundlichen Pflege bald wieder völlig hergestellt war. Still, wie ein Tiger, der auf seine Beute lauert, und geräuschlos wie eine Schlange, die bereit ist, auf ihr Schlachtopfer loszustürzen, legte sich jener Indianer während des ganzen Tages auf die Lauer. Am folgenden Morgen schlüpfte wie gewöhnlich Juditha mit leichtem Schritte aus ihrem Versteck und eilte zur Quelle, um für ihren Pflegling einen erfrischenden Labetrunk zu holen, Alles war nur das Werk eines Augenblicks; im Nu war sie wieder verschwunden. Aber der verborgene Indianer hatte sie entdeckt und verfolgte sie mit seinen Blicken, bis sie im Dicket des Waldes verschwand. Jetzt wußte er genug. Er beobachtete die größte Stille, um sich unbehört davon zu schleichen, und eilte zu einer Stelle, wo Powhattan mit seinen Gefellen vor der Hand ein Lager aufgeschlagen hatte.

Die wilde Freude, die aus den Blicken des alten Häuptlings hervorblitzte, prophezeite nichts Gutes. Nachdem er sich eine genügende Anzahl unter seinen Kriegern ausgesucht hatte, eilte er an der Spitze derselben und unter dem Geleite des schlauen Entdeckers, der Felsenhöhle zu, deren beiden Ansassen nicht die geringste Ahnung von der Gefahr hatten, von welcher sie so plötzlich umstrickt wurden. Mit bewundernswürdiger Geräuschlosigkeit und im tiefsten Schweigen näherte man der Grotte. Aber jeder Zug in dem finstern Antlitze des rachebürstenden Häuptlings verrieth dessen Absicht. Ein wildes Feuer schoß aus seinen dunkeln Augen. Kein Wort kam über seine trotzig zusammen gepreßten Lippen, und gerade diese Zeichen führten eine verständlichere und furchtbarere Sprache, als es je der bereifte Mund vermocht haben würde.

So trat er plötzlich in die Höhle. Ein Gefühl des heftigen Schreckens durchrieselte die Glieder Sir Edwards, als er die Erscheinung des Wilden wahrte und seinen Schlupfwinkel entdeckt sah. Auch Juditha stand ihrem Vater sprachlos gegenüber. Im nächsten Augenblicke aber warf sie sich zu den Füßen des Wüthenben nieder und flehte händeringend um Erbarmung für den Gefangenen. Doch ihre Bemühungen schienen vergeblich zu sein. Das laute Lachen einer wahnsinnigen Freude war die einzige Antwort; und im nächsten Augenblicke befand sich der Gefangene, die Hände mit Fesseln auf den Rücken gebunden, auf dem Wege nach dem Lager der Indianer, während Juditha, trostlos und am Rande der Verzweiflung, von Weitem nachfolgte und nur zu deutlich wahrte, daß ihre dem weißen Manne gewidmete Zuneigung von Seiten ihrer Landsleute mit dem tiefsten Abscheu betrachtet wurde.

Im Lager angekommen, sollte der Gefangene nicht lange über sein herbes Schicksal in Ungewißheit bleiben. Zwei große Steine wurden in die Nähe des Häuptlings gewälzt, und dorthin wurde Sir Edward, von rohen Häuten gefaßt, ohne



Weiteres hingeschleppt, während sich ein schrecklich wild aussehender Indianer, mit einer gewaltigen Keule bewaffnet, zur Seite des Unglücklichen aufstellte und, um ihm den Todes Schlag zu versetzen, den Befehlen Powhattans in dumpfem Schweigen entgegenharrte. In diesem entscheidenden, verhängnißvollen Augenblick eilte Juditha pfeilschnell zu ihrem Vater und beschwor, von ihrem Schmerz fast überwältigt, aufs Neue den grimmigen Alten, das Leben des Gefangenen zu schonen. Aber wieder blieb Alles ohne Erfolg. Dülster stieß er die fliehende Tochter von sich hinweg. Der Vollstrecker des erwarteten Todesbefehls faßte seine Keule mit kräftiger Griff, als fürchte er, daß die Beute ihm entgehen werde. Da war der Augenblick angebrochen, wo Juditha jene heldenmüthige That zur Ausführung brachte, welche in England von Dichtern besungen und von Bildhauern in Marmor gemeißelt worden ist — eine That, so voll von christlicher Selbstaufopferung und wahrhaftigem Edel-  
 muth, daß man dieselbe für Erdichtung halten müßte, wenn nicht die Geschichte sie in ihren Blättern als ein wahres Ereigniß aufgezeichnet hätte. Während sie nach vorn eilte, um den Schlag des Indianers abzuwenden, schob sie den Gefangenen zur Seite, legte ihr Haupt auf den Block und flehte, daß der erste Todesstreich sie treffen möge. Wie wunderbar aber wirkt die Macht der Liebe, selbst auf das Gemüth eines Wilden! Bis jetzt hatte nichts das Eis des erstarrten Herzens Powhattans zu brechen vermocht.

Sein Auge hatte finster grollend auf die Tochter herabgeblitzt. Als er aber die liebenswürdige Gestalt auf dem Steinblocke sich ausstrecken sah, da erfuhren seine Züge eine plötzliche Veränderung. Die Liebe hatte das Eis geschmolzen. Augenblicklich gab er Befehl, die Fesseln des Gefangenen zu lösen und ihn auf freien Fuß zu setzen. Das Leben Sir Edwards war gerettet. Juditha stürzte sich in die Arme ihres Vaters. Zwei Tage später wurde der Gouverneur frei gelassen und unter Eskorte nach Jamestown zurückgeschickt, nachdem zwei Geflüßküde und ein Mühlenstein als Lösegeld bezeichnet worden waren.

Der Jubel, der bei dem Wiedererscheinen ihres so lange betraurten Führers unter den Pflanzern ausbrach, ist nicht zu

beschreiben. Von allen Seiten eilte man herbei, um ihm die Hand zu drücken, und die Thränen der Freude und des Dankes flossen in reicher Menge. Wie sehr aber jauchzten Alle, als sie die edelmüthige Handlung Juditha's erfuhren! Sehr oft wiederholte das liebenswürdige Mädchen ihre Besuche in Jamestown, und die Engländer verdankten ihr tausendfache Dienstleistungen. Gleich einem Friedensengel eilte sie von Hütte zu Hütte, besonders weilte sie aber in den Familien am längsten, wo sich der Herr Jesus durch seine Gnade eine Stätte bereitet hatte. — An Sir Edward, dessen Leben sie zweimal gerettet hatte, sowie an dem greisen Jaco Pantwah, der so gern mit ihr über das Heil ihrer Seele sprach, hing sie mit der Zärtlichkeit eines gut erzogenen Kindes. Es war augenscheinlich, daß das Licht der Wahrheit in ihre Seele geleuchtet hatte. Was den Klagen und Weisen verborgen ist, das war ihr, der Unmündigen, geoffenbart; und es war ersichtlich, daß sie mit

jedem Tage zunahm an Erkenntniß und Gnade.

Wie wir wissen, hatte Sir Edward sich schon längst nach seiner alten Heimath zurückgekehrt. Seit dem letzten Ereignisse aber war dieses Verlangen immer stärker geworden, und dennoch schien vor der Hand kein Ausweg zur Befriedigung dieses Verlangens vorhanden zu sein, so daß dem mit einer Art von Heimweh geplagten Manne nichts übrig blieb, als seinen tagtäglichen Pflichten nachzugehen. Endlich jedoch ereignete sich ein Vorfall, der der Sachlage eine ganz veränderte Gestalt ver-  
 lieh. Eines Ta-



Sir Edward's Rettung.

ges entstand nemlich das Unglück, daß ein kleines Pulvermagazin Feuer fing. Was die Ursache war, wußte Niemand. Genug, Sir Edward erhielt dadurch eine gefährliche Wunde, die wegen Mangels an ärztlicher Hülfe die bedenklichsten Folgen befürchten ließ. Da nun gerade ein nach England bestimmtes Schiff segelfertig an der Küste lag, so ließ er sich sofort einschiffen. Es war ein Tag allgemeiner Trauer. Alle Bewohner der Pflanzung waren an der Küste versammelt. Kein Auge blieb trocken; ein lautes Wehklagen vermischte sich mit dem eintönigen Schlagen der Meereswellen.

Wie sehr aber Juditha durch die Kunde, daß der weiße Häuptling so plötzlich abgereist war, zu Boden gedrückt wurde, das vermag keine Feder zu schildern. Oft weinte sie in Ge-



genwart ihres greisen Freundes Jack, der sich ihrer mit wahrhaft väterlicher Liebe annahm, ihren Schmerz aus; aber dann tauschte sie auch begierig auf seine Worte, wenn er ihre Gedanken von der Kreatur abzulenken und mit Ihm zu beschäftigen suchte, der gesagt hat: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“—Und fortan kam sie wieder regelmäßig nach Jamestown, um den Weißen in irgend einer Weise ihre Dienste zu erweisen.

So reichten sich Wochen an Wochen, Monden an Monden. Ein Jahr nach der Abreise Sir Edwards war verfloßen. Zwischen den Pflanzern und den Indianern herrschte ein fortwauernder Friede, und da das Lager Powhattans aufgebrochen war, um gegen einen fernwohnenden Stamm Krieg zu führen, so erlaubte der alte Häuptling seiner Tochter während seiner Abwesenheit bei den weißen Männern zu verweilen. Um diese Zeit war es, daß das Licht der christlichen Wahrheit die letzten Schatten des Heidenthums aus dem Herzen unserer Freundin verdrängte. Sie bekannte sich öffentlich zum Christenthum und empfing in der Taufe den Namen Rebekka. Sie war in der That und Wahrheit eine Christin, ihr Leben bezeugte es laut.

Und wieder verging ein Jahr, da bot ihr ein junger Engländer aus angesehenen Familie, Namens Koske, die Hand zum Ehebunde an. Nach einiger Ueberlegung willigte sie ein, und auch ihr Vater, der alte Häuptling, gab seine Zustimmung; und da eine gleiche Gesinnung, gleiche Hoffnungen und Gefühle die Herzen der beiden jungen Gatten verbanden, so war eine glückliche Ehe die natürliche Folge. Zwei Jahre nach ihrer Verheirathung machten die beiden Gatten mit ihrem kleinen Sohne einen Besuch in England. Die edelmüthi-

thige Handlung der jungen Frau gegenüber den Colonisten war hier bereits kund geworden, so daß selbst die Königin sie zu sehen beehrte; und am Hofe vorgestellt, wurde ihr durch Personen vom höchsten Range der freundlichste Empfang zu Theil. Englische Damen und Herren wetteiferten, ihr mit größter Achtung zu begegnen. Ihre größte Freude aber war es, ihren alten Freund Sir Edward wieder zu finden. Sie weinte Freudenthränen; und lange weilten ihre Gedanken bei der Erinnerung an jene Tage, wo sie den Verwundeten gepflegt und sein Leben gerettet hatte.

Doch nicht lange sollte sie dieses Erdenglück genießen. Der Herr hatte etwas Besseres für sie ausersehn. Nur wenige Wochen war sie in England, da wurde sie plötzlich von den Blattern heimgesucht und starb schon nach etlichen Tagen. Mit Schmerz stand der junge Gatte der Entseelten gegenüber; und mit ihm trauerten Alle, die sie gekannt hatten. Doch sie ruhte von ihren Werken. Sie war zu ihm gegangen, der durch seine Gnade sie inmitten der Finsterniß des Heidenthums gesucht und gefunden hatte. Die Geschichte rühmt ihren Edelmut und ihren heldenmüthigen Charakter; sie aber wird sich der Herrlichkeit des Namens Jesu rühmen, da kein anderer Name dem Menschen gegeben ist, darin wir können selig werden.

Der kleine Sohn blieb in England zurück, um dort erzogen zu werden. In seinen spätern Jahren aber bekleidete er in Virginien eine angesehene Stelle. Der Segen der so früh heimgegangenen Mutter ruhte auf ihm und auf seinen Nachkommen, von denen noch mehrere leben und in deren Familiengronik der Geschichte der edelmüthigen Indianerin ein ehrenvoller Platz eingeräumt ist.

## Der schwarze Dick.

**I**ch kann mir gar nicht erklären, warum du den alten löchrigen Schappels immer so nachdenklich betrachtest und so behutsam aufhebst,“ sagte ich eines Tages zu meiner Freundin G., da ihr Blick wieder, wie ich es schon früher bemerkt hatte, mit eigenthümlichem Ernst auf dem oben genannten Gegenstande ruhte.

„Das wirst du dir wohl freilich nicht von selbst zurecht legen können,“ entgegnete sie mir, „ich will es dir deshalb erklären, wenn du mir einige Augenblicke zuhören willst. Zuerst möchte ich bemerken, daß dieses alte Schappell für mich ein Erinnerungszeichen an den besonderen Schutz Gottes über dem Haupte meiner lieben Kinder ist.“

Es sind nun seit dem Vorfall, welchen ich jetzt erzählen will, etwa siebenzehn Jahre verfloßen. Wie es vor siebenzehn Jahren aber hier bei uns ausah, kannst du dir jetzt kaum vorstellen. Nichts als Wald und wieder Wald. Nur hier und da sah man eine kleine Lichtung, und auf derselben ein kleines Blockhäuschen, dessen Rauch malerisch zu den Wipfelkronen der hohen Waldbäume emporwirbelte. Nur wir hatten glücklicherweise einen Nachbar, dessen Haus dem unsrigen gerade gegenüber stand. Mein Mann und er waren die ersten An siedler der Gegend, und hatten natürlich schon etwas mehr uferbares Land, als viele Andere. Beide hielten nebst anderem Vieh auch einige Schafe und unter Anderen hatte Nachbar H. ein schwarzes Schaf, welches mich in der Dämmerung schon oft erschreckt hatte, weil es dann einem Bären so ähnlich sah. Uebrigens war der schwarze Dick, so hieß das Schaf, ein zahmes, putrauliches Thier.

Es war an einem kühlen Herbstabend. Ich war in der Stube mit häuslichen Arbeiten beschäftigt und meine beiden Kinder, Robbie und Susie, spielten um mich her. Robbie war erst acht Jahre alt, aber schon ein beherzter Hinterwäldler. Seine Schwester war zwei Jahre jünger. Die Dämmerung war bereits eingetreten, da trat mein Mann ins Haus, welcher den Tag über gebroschen hatte, und sagte, die Kinder möchten dem Vieh das Thor öffnen, damit es in den Hof könne, er wolle während dessen noch etwas in der Scheune aufräumen. Ich schrak ordentlich zusammen bei diesen Worten, denn obwohl die Kleinen diese Arbeit täglich besorgten, so hatte doch heute Nachmittag eine unerklärliche Angst um die Kinder mein Herz gequält. Da ich diese Angst jedoch für Einbildung halten mußte, so schämte ich mich die Kinder zurückzuhalten; harrete aber mit Ungebulb ihrer Rückkehr entgegen, welche denn auch bald darauf erfolgte.“

„War das Vieh aber heute wild, Mutter! Es wäre beinahe über die Fenz gesprungen!“ sagte Robbie, als sie herein kamen. „Hintennach kam auch der schwarze Dick noch. Wir wollten ihn auf den Hof bringen, er wollte aber nicht. Erst riefen wir: ‚Dick, Dick!‘ als er dann aber nicht kam, wollten wir ihn ‚reintreiben, dann lief er zurück. Wir ließen ihn zweimal nach, aber er wollte sich nicht fangen lassen.“

Während dessen kam mein Mann herein und sagte ebenfalls, daß das Vieh im Stalle noch ganz unruhig gewesen sei. Er sei nur froh, daß er die Schafe schon frühe eingesperrt gehabt habe, sonst habe er sie wohl gar nicht fangen können. So verging der Abend und wir legten uns zur Ruhe. Ich war

müde, und da ich meine Kinder sicher an meiner Seite gebettet sah, schlief ich bald ein. Mein Mann jedoch hatte nicht so bald einschlafen können. Die Reden der Kinder von dem schwarzen Dick waren ihm im Kopf herum gegangen, zumal er sich jetzt erinnerte, daß er Dick gegen Abend schon auf dem Nachbargasse in sicherem Gewahrsam gesehen hatte. Jetzt war es ihm zur Gewißheit geworden, daß jenes Thier, welches die Kinder am Abend auf den Hof locken wollten, kein schwarzes Schaf, sondern ein Bär gewesen sein mußte, welchen die Kinder in der Dämmerung für Dick hielten und auf den Hof zu treiben suchten. Er schauderte bei dem Gedanken, doch blieb ihm nicht lange Zeit, weiter zu sinnen, denn er hörte auf dem Hofe ein verdächtiges Gepolter, weshalb er behutsam aufstand und hinaus eilte. Mit irgend einem Gegenstande bewaffnet, springt er auf die Umzäunung zu, in welcher die Schafe sich befanden, und da kriecht ein gewaltiger Bär über den Zaun, der meinen Mann wahrscheinlich hatte kommen hören und nun das Weiße suchte. Darauf weckte mein Gatte den Nachbar, um, wenn möglich, den Bären zu verfolgen und auch den

angerichteten Schaden näher zu betrachten. Das Raubthier hatte einige Schafe verwundet; jedoch nur eins getödtet — eben das, von welchem dieser Pelz ist.

Erst einige Zeit später, nachdem die Gefahr vor Bären vorüber war, zeigte mein Gatte mir das Schaffell und erzählte mir seine Erlebnisse in jener Nacht. Ich hatte glücklicherweise so fest geschlafen, daß ich von alledem gar nichts erfahren hatte. Mit welchen Gefühlen ich aber jetzt den zerrissenen Schaffell betrachte, wenn ich an die Gefahr dachte, in welcher meine Kinder an jenem Abend geschweht hatten, und aus welcher sie der gnädige Gott so sichtbar und väterlich errettet hatte, kannst du dir wohl eher denken, als ich es dir beschreiben kann. Schrecken zum Erblaffen auf der einen und Dankgefühle bis zum Zerschmelzen auf der andern Seite durchströmten meine Brust. Und das zerrissene Fell werde ich aufheben, so lange ich lebe, denn es predigt mir immer aufs Neue, daß der „Hüter Israels“ nicht schläft noch schlummert, und daß Die, so unter dem Schatten seiner Flügel wohnen, sicher trauen können.“

## Der nui Pfarrer.

Ischt a' Sonntichmorga gwä em Moia. D Sonna hot glizeret uf alle Dächer ond en alle Scheiba, d Spaza hent gschriea ond tau' em Fleck-a ommer wia narret, ond henta duffa en de Gärta do hent d Fenta ihre Biada pfissa en de Nessel- ond Birabömm. Aber der ganz Fleck-a ischt en dee Kirch gwä. Koin Menscha hot mer gesea en alle Gassa; so still isch gwä em Fleckan ommer, wia en der Kirch beim stilla Gebet. Der Herr Spezial isch do gwä zuar Enveschtetur vom nui Herr Pfarrer ond dia Kutsche ischt vorm Adler gstanda.

Endlich läutets aus dr Kirch, ond no fangt d Orgel a — na, heut fas dr Schualmoischter! — ez ischt der Versch aus, ond ez gehts zuar Kirchathüar außer wia-n a Emmeschwarm — wärle, wann se em Pfarrer so all Sonntich en d Kirch gehnt, wia desmol, no ka-n-r frieda sei.

Der Burgamoischter ond der Blomabauer send mitnander aus der Kirch ganga.

„No,“ sagt der Burgamoischter, „a muatjongs Bürschtle ischt der nui Pfarrer, er ka et vil älter sei als Sechszwangga, aber sei Sach kan-e-r, beschit zoi Frog.“

„So!“ sagt der Blumabauer, „ond a Poschur hot-r au, wias reacht ischt, do stoht doch au Mannschafft uf der Kanzel, do ischt der alt Pfarrer a Schneider dagega gwä; ond a Stemm hot'r, zoi so Spazstaemmle, wie der Dorsch! Ond au d Aussproch ischt ganz reacht, den verstoht mer doch au.“

„So, ond“ — sagt der Burgamoischter wieder, „des Bürschtle sagt oims, mo mer her ischt. Der ka scho schempfe uf dr Kanzel, daß oim d Söll hoiß wird! Wo Schlofe ischt do zoi Red mai!“

Derweil send se an dem alta Vendabom vor der Kirch stau bleiba ond hent ommer guckt, ob et der Pfarrer ond der Spezial bald kommet. No kommt der Hansjörg, em Burgamoischter sei Bua, vorbei, ond der Blomabauer rüaft em:

„Gelt Hansjörg, beschit amol a Predicht gwä one Astand ond Enhalt! Gelt, so möchtech au könne, wann d emmer no a Pfarrer werde wirt!“

Sez isch der Pfarrer ond der Spezial komma. No, a muat-

jongs Bürschtle ischt der Pfarrer, do hot der Burgamoischter reacht, er sieht et älter aus als der Vikare z Gröenge briiba; aber a paar Auga hat'r em Kopf, mer moint, er wöll oim ens Herz nei gucka, ond der Kircharoß stoht em, ond a froindlichs Gesicht macht er na, wia-n-r so die Baura grüäst, mo do ommersteht ond ihre Dreispiz raziehet.

Da Weiber natürliche, dia sent a so en Tröppla-n ommer gstanda ond hent d Köpf zemagstekt ond disemlet.

„I hau heula müäse de ganz Kirch durch,“ sagt d Burgamoischtere gua ißer Bas, der Annabäbel, „so hau-n e no zoi Predicht ghairt! Ond wie der Pfarrer no bogstande ischt vor em Altar ond mern eigesnet hat, no ischt mers ganz anderschter wore ond i hau an mei Hansjörg denke müäse — ach, wann der au mol so vor em Altar gstande wär! Ach, Bas, i ka der gar et sa, wia mer des gwä wär!“

„Sei still,“ sagt d Annabäbel, „do kommt d Pfarrere. Dia ischt atau wia ne Stadtsompfe dia ischt gwis reacht hausfärtich.“

„Des ischt so gar et d Pfarrere, beschit sei Schweschter,“ sagt Burgamoischtere. „D Pfarrmagd hot mers gescht z Obed glait, mo sen a Milch bei mer gholt hat, ond hausfärtich sei d Zompfer Berta au gar elte — Narr, wa moisch, se ka doch et atau sei wia Onfereis, ond en der Stadt ond z Stuegart, do laufet se noch ganz anderschter ommer — noi, d Pfarrmagd sait, se sei ganz gmoi ond könn reacht schwäze mit ons Bauersleut, ond der Pfarrer au — blos sei dear manchmol a bissele scharpf, wann em ebbs et gall — aber d Zompfer Berta, dia sei so zahm wia-n Lamm ond so ganz niederträchtig ond froindlich, absonderlichscht au mit de Render — noi, Annabäbelbas, dia gfallt mer.“

S nua Pfarrers hot mer älsfirt gern ghet em ganze Fleck. S send halt au zwoi so frische jonge Leut gwä, do hot alles Lebe ghet ond Gänd ond Füll. Der Pfarrer hot et blos uf der Kanzel d Leut ragmacht ond no laufe lau, er hot se au om alles agnomme em Fleck, ond wenn oiner en der Raut gwä ischt, hot'r no zuam Pfarrer komme dürfe, der hot'm gwis Roth ond Hiss gwisst uf irged an Art. Freile, s hot au



Leut gä, mo em et reacht grea gwe send — des send aber blos de Pompe ond liadriche Kerle gwa! Dia hot'r manchmol en sei Studirzimmer komme lau ond hot'n d Rost ra tau, daß foi

guater Fez maich an en blieba'n ischt. Bei de Dine hots agschlage, bei Andere aber au ette, ond dia hent no natürle de Pfarrrer et leide könne.

## Belohnte Kindesliebe.

(Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Ferd. Bschübiz.)



ber Herzenskind, so laß doch nun endlich einmal die Nadel ruhen, du siehst ja, der Abend kommt! Du wirst dich noch um das Augenlicht bringen."

"Ach, Mütterchen, laß gut sein, ich bin sogleich zu Ende, ich möchte so gern heute noch das fertige Stück abliefern, weil ich, wie du weißt, morgen zum Sonnabend nicht kommen darf. Und den Montag, da ist der Erste!"

"Bist ein braves Kind. Gott möge dir vergelten, was du an mir thust! Es wird ja doch auch wieder eine bessere Zeit kommen, zu der ich mit dir arbeiten kann; dann sollst du dich nicht mehr so über deine Kräfte anstrengen!"

"Ach, gute Mutter, sag' nicht so! Du weißt, wie leicht mir Alles wird; die Arbeit für dich macht mich gar nicht müde! Siehe da, schon bin ich fertig!"

Mit diesen Worten erhob sich die junge Sprecherin, ein etwa siebzehnjähriges, freundliches Mädchen mit auffallend starkem blonden Haar, von ihrem Sitze, löste die vollendete Stickerarbeit aus den Schlingen und barg sie in einem Tuche. Dann schüttete sie die letzten vorrätigen Tropfen Del auf die Lampe, zündete diese an, ergriff ein altes, brüchiges Handtörbchen, drückte der im Lehnstuhl ruhenden Mutter einen Fuß auf die bleiche, eingefallene Wange und schlüpfte mit den Worten: „Ade, Mutterherz! Laß dir die Zeit nicht lang werden!“ durch die Thür, die sie von außen verschloß.

In dem Zimmer war es still und die blasser Frau auf dem lederbeschlagenen alten Sorgenstuhl, umhüllt mit einem längst verblichenen rissigen Umschlagtuche, bot ein Bild des tiefsten Kummers.

"Ach," seufzte sie, „hätte das der Vater erlebt. Wenn er sehen müßte, wie sein Lieschen sich so abmüht, wie sie sich Tag und Nacht anstrengt, nur um mich nicht Noth leiden zu lassen, das brächte ihn zum zweiten Male unter die Erde! Ach Gott, gibt es denn keinen Ausweg aus diesem Elende?"

Die stille Dulderin, die wir hier im einsamen öden Stübchen sitzen sehen, war die Wittve eines armen Kaufmannes in Berlin, der als Buchhalter in einem großen Geschäft, geliebt und geachtet von allen, die ihn kannten, doch nicht dazu gekommen war, für sich und die Seinigen mehr als den notwendigen Lebensunterhalt zu erwerben. Die theuern Zeiten, der bei dem schlechten Geschäftsgang verminderte Gehalt, verschiedene Unglücksfälle in der Familie, kurz Alles vereinigte sich, dem braven, sorglichen Buchhalter Treu das Leben so schwer wie möglich zu machen.

Da raffte ihn ein plötzlicher Tod hinweg und sein armes kränkliches Weib sah sich mit ihrem still aufblühenden, herzensguten, fleißigen Lieschen auf einmal dem bittersten Elende preisgegeben, das um so drückender wurde, da der Principal ihres verstorbenen Mannes, der Mutter und Kind anfangs reichlich unterstützt hatte, gezwungen worden war, seine Zahlungen einzustellen.

So aller Hülfe beraubt, mußte die arme Wittve sich entschließen, nach und nach von alle Dem sich zu trennen, was sie

bisher besessen, und außer ihrem alten Lehnstuhl und einem an der Decke hängenden Kanarienvogelchen, dem Lieblinge ihrer Tochter, wies das düstere, herbstlich durchkältete Stübchen nicht das Mindeste mehr auf, was sich noch hätte veräußern lassen.

So saß Frau Treu, die Hände gefaltet, das in Thränen schwimmende Auge gen Himmel gerichtet und lauschte dem Schritte der zurückkehrenden Tochter. Sie blieb lange aus und schon begann die Mutter sich Sorge zu machen. Da knarrten die Stufen der alten Holzstreppe, indeß verrieth sie nicht den leichten, flüchtigen Schritt des flinken Mädchens. Und doch, sie war es. Der Schlüssel klapperte im Schlosse, die Thür öffnete sich, Lieschen trat herein, aber bleich und verstört. Keines Wortes mächtig, stürzte sie auf die erschrockene Mutter zu, sank ihr an die Brust und brach in bitteres Schluchzen aus.

"Gott, was ist dir geschehen, liebes Kind?" fragte die Mutter in ängstlichem Tone, indem sie die Weinende innig an sich zog.

"Sieh hier!" sagte das Mädchen, „ich bringe meine Arbeit wieder mit; Kaufmann A. hat Bankrott gemacht, schon vorgestern, und in drei andern Geschäften dachte Niemand daran, mir auf meine Arbeit auch nur ein Gebot zu thun!"

"Armes Kind, sei ruhig!" sagte mit fast erloschener, Thränen erstickter Stimme die Mutter, „weißt du nicht, daß dann, wenn die Noth am größten, die Hülfe am nächsten ist? Laß uns warten bis morgen, vielleicht findest du dann einen Käufer für deine Stickeret; gib nicht alle Hoffnung auf! Und im schlimmsten Falle gehe ich doch noch einmal zu unserm Hauswirth, vielleicht läßt er sich erweichen und wartet mit der Miete noch eine kurze Zeit!"

"O Mutter, hoffe das nicht; du kennst ja den Mann. Weißt du nicht mehr, wie er sich benahm gegen den armen brotlosen Schloffer? Hat er ihn nicht mit Weib und Kind noch am späten Abend auf die Straße setzen lassen?"

Die Mutter schwieg. Sie wußte das Alles, machte sich auch keine Hoffnung und doch hätte sie so gern ein Wort gefunden, das der enttäuschten Tochter ein Trost gewesen wäre.

Diese hatte sich indeß am treuen Mutterherzen ausgeliebt, sie erhob sich, blickte ruhig und klar der Mutter in das seuchte Auge und sagte, indem sie sich die herabgefallenen prächtigen Haarflechten wieder um den Kopf legte: „Du hast recht, Mutterherz, morgen!"

Und morgen kam. Louise stellte der kranken, noch auf der dürftigen Lagerstätte ruhenden Mutter das kargliche Frühstück zurecht, half ihr dann in die Kleider, griff nach der noch von gestern eingehüllten Arbeit und entfernte sich, begleitet von den Segenswünschen der Zurückbleibenden.

Ein Paar Stunden mochte diese so allein geseffen haben; der nur zuweilen einmal in Bewegung gesezte Strickstrumpf ruhte in ihrem Schooße; da klopfte es. Auf das schwache „Herein!“ der Kranken öffnete sich die Thür und ein älterer Mann, im

verschoffenen grauen Schlafrock und einem schwarzen Rappchen auf dem Kopfe erschien im Zimmer. Seinem Schnurrbart und seiner ganzen Haltung nach mochte er ein pensionirter Solbat sein.

Nach kurzem freundlichem Gruße, der auf nachbarliche Bekanntschaft schließen ließ (der Angekommene wohnte in demselben Hause mit Frau Treu), setzte sich dieser auf Louisens leerstehenden zerbrechlichen Arbeitsessel und wendete nach einigen Worten seine ganze Aufmerksamkeit dem Bögeln im Käfig zu, das sich in seinen bald hell schmetternden, bald zart schmelzenden Weisen, von dem Gespräch der Beiden angeregt, als einer der vorzüglichsten Schläger erwies.

„Ich komme noch einmal,“ begann da der Mann im Schlafrocke, „und gerade jetzt, da ich Ihr Fräulein Tochter habe ausgehen sehen; können Sie sich nicht entschließen, mir den Vogel zu verkaufen? Ich habe Ihnen neun Mark geboten; ich gebe Ihnen zwölf! Dafür, sollte ich denken, könnten Sie ihn doch hingeben!“

„Ach, Herr Nachbar,“ sagte Frau Treu, „ich kann unmöglich auf Ihren Wunsch eingehen, ich habe auch meinem armen Kinde noch gar nichts davon zu sagen vermocht. Soll ich ihr denn die einzige, letzte Freude nehmen, die dem guten Kinde geblieben ist!“

Der Nachbar erhob sich still, betreten von der abermaligen Täuschung und wendete sich nach der Thür.

„Noch Eins!“ rief ihm Frau Treu mit schmerzlich gedämpfter Stimme zu; sie dachte an den Montag und an die Gefahr, die dieser Tag ihr bringen mußte. „Wenn Sie heut Nachmittag noch einmal fragen wollen, ich werde doch mit meiner Tochter reden!“

Der Nachbar versprach das und ließ die tief Bekümmerte allein.

Es war Mittag geworden, schon seit fast zwei Stunden strömte ein kalter, eiserer Regen nieder; die dicht belebten Straßen der großen Stadt waren still und verödet. Da trat ein dürrig gekleidetes, bis auf die Haut durchnäßtes Mädchen in den glänzenden Laden eines Haarkünstlers unter den Linden. Wie erschreckt über ihr eigenes Jammerbild, das ihr in einem der großen Pfeilerspiegel entgegen trat, blieb die Arme beschämt und verlegen an der Thür stehen, während die kalten Regentropfen ihr von den dünnen Kleidern auf den blank gehohnten Fußboden des glänzenden, angenehm durchdufteten Raumes tropften.

Der Haarkünstler, ein vornehmer, fein gekleideter Mann, wendete sich anfangs mit mürrischem Blick zu der Eingetretenen und fragte kurz, was sie wünsche. Anstatt aller Antwort brach das Mädchen in heftiges, gewaltsam unterdrücktes Schluchzen aus und nur erst dem freundlichen Zureden des von diesem Bilde des Kammers gerührten Mannes gelang es, sie ein wenig zu beruhigen.

„Ich bin gekommen,“ sagte sie endlich gefaßt, „Ihnen mein Haar zum Kauf anzubieten, können Sie davon Gebrauch machen?“

„Aber Kind, was bewegt Sie denn dazu?“ fragte der Friseur mit warmer Theilnahme. Das wieder in Thränen ausbrechende Mädchen erzählte, was wir zum Theil schon wissen, denn es ist Louise Treu, die hier vor uns steht. Den ganzen Vormittag war sie gelaufen, in Sturm und Regen, und doch war es ihr nicht gelungen, ihre von der Rasse zum Theil schon verdorrte kostbare Arbeit an den Mann zu bringen. Da war es ihr gewesen, als ob ein Schwert durch ihre Seele ginge; der Gedanke an ihre Mutter, die ein warmes

Stübchen, eine kräftige Suppe nun schon so lange hatte enthalten müssen, der Gedanke an den harten Hausherrn hatte sie dazu getrieben, ihres letzten, köstlichen Schatzes sich zu entäußern, und so stand sie hier vor dem prüfenden Auge des Geschäftsmannes, ängstlich klopfenden Herzens wartend, was dieser sagen werde.

„Wollen Sie nicht das Tuch herunter thun?“ fragte dieser endlich zögernd in weichem Tone. Das Mädchen that es, zog einige Nadeln aus dem Haar und zwei schöne, lange, goldglänzende Flechten fielen ihr schwer auf die Schultern herab. Der Friseur ließ die prachtvollen Zöpfe wohlgefällig durch die Finger gleiten und als man endlich um den Preis von fünfzehn Mark einig geworden war, veranlaßte er das Mädchen, sich niederzusetzen. Sie gehorchte schweigend, doch ihr Auge war trocken, ihr Blick war hell; kam sie doch nun nicht ohne Geld nach Hause, konnte sie doch nun für die geliebte, kranke Mutter etwas thun.

Der Friseur griff endlich nach der Scheere, doch man sah es ihm an, wie tief die Handlungsweise des braven Kindes ihn rührte. Schon faßte er den einen der köstlichen Zöpfe, schon öffnete er die Hand, um den schmerzlichen Schnitt zu thun, da ging abermals die Thür auf. Es war ein alter, vornehmer Herr mit freundlichem, wohlwollendem Gesicht, der in den Laden trat, und der Friseur sprang dem neuen Kunden, das Mädchen einsteilen sich selbst überlassend, geschäftseifrig unter vielen höflichen Bücklingen entgegen. Während nun der Fremde einige vor ihm ausgebreitete Gegenstände musterte, fiel sein Blick auf die still zur Seite sitzende blasse Gestalt und er fragte mit gedämpfter Stimme: „Was hat denn dieses arme Wesen bei Ihnen zu thun?“

Der Friseur theilte kurz mit, was ihm das Mädchen erzählt und was sie hier wolle; mit schmerzlichem Schütteln des Kopfes hörte ihm der Fremde zu und fragte dann: „Haben Sie den Handel schon abgeschlossen?“

Auf die bejahende Antwort fuhr er theilnehmend fort: „O nein, das darf nicht sein!“

Dann wendete er sich zu dem überrascht auffahrenden Mädchen und sagte in herzlicher Weise: „Liebes Kind, ich höre soeben, was Sie hierher treibt; eine so brave Tochter soll sich nicht ihres schönsten Schmuckes berauben! Behalten Sie ihr Haar, tragen Sie es zum Andenken an mich und nehmen Sie den Ihnen gebotenen Betrag von mir an!“

Das Mädchen erhob sich, keines Wortes mächtig, und helle Thränenströme rannen ihr über das blass, verkümmerte Gesicht. Doch der menschenfreundliche alte Herr ergriff ihre Rechte, drückte ihr ein großes, blankes Goldstück hinein, schloß ihr dann mit einem warmen Druck die Hand und nachdem er noch nach Namen und Wohnung gefragt, entließ er sie mit den Worten: „Geben Sie mit Gott, sein Segen kann einem solchen Kinde nicht fehlen!“

Louise ging; ihre Lippen vermochten kein Wort des Dankes zu stammeln; doch wie sie jetzt, getragen von den Flügeln der reinsten Kindesliebe, dahin eilte, da war es den beiden, ihr still nachschauenden Männern, als sei sie umstrahlt vom Glanze himmlischen Lichtes.

Kannst du dir vorstellen, lieber junger Freund, mit wie hochbeglücktem Herzen die Tochter den Heimweg genommen, ihrer staunenden dankerfüllten Mutter an die Brust gesunken sein mag? Nein, das kannst du nicht, und ich—bin nicht im Stande, es dir zu schildern. Was in solchen Stunden ein Mutter-, ein Kindesherz empfindet, läßt mit der Feder sich nicht wiedergeben.



Wir lassen deshalb die Beiden allein, um erst einige Stunden später bei ihnen einzutreten.

Das Stübchen war lausig durchwärmt, Frau Treu war in ihrem Lehnstuhl friedlich eingeschlummert, vor ihr auf dem Tische stand ein Fläschchen stärfender Arznei; das Böglein im Bauer pickte an einem Stüßchen Bisquit, das seine freundliche Herrin ihm gespendet, und diese selbst war beschäftigt, einige ärmliche Stüßchen Kleidung am Ofen zu trocknen und mit dem Bügeleisen zu plätten; aus ihren lieben blauen Augen aber, die immer und immer wieder die ruhende Mutter suchten, strahlte die Erinnerung an die eben verlebten glücklichen Stunden.

Da wurden auf der knarrenden Treppe schwere Männertritte laut, es klopfte kräftig an die Thür und herein trat — der uns schon bekannte Wohlthäter Louisens.

„O bitte, bitte; ja nicht die Kranke stören!“ sagte er halblaut mit einer abwehrenden Handbewegung, „ich bin nur gekommen, um eine kurze Rücksprache mit Ihnen zu nehmen!“

Die Kranke indeß war trotzdem erwacht und vereinigte sich mit ihrer Tochter in den wärmsten Worten des Dankes. Davon jedoch wollte der Fremde nichts hören, er ging im Gegentheil kurz auf den Grund seines Kommens ein und erzählte, daß er sich schon seit einigen Tagen in Berlin aufgehalte, um für sein Entelkindchen eine Erzieherin zu suchen.

„Mein Sohn,“ so fuhr er fort, „ist seit einigen Monaten Wittwer und wünscht nichts mehr, als sein mutterloses vierjähriges Töchterchen in guter zuverlässiger Pflege zu sehen. Ich denke nun, Gott hat uns heute zusammen geführt und bin fest überzeugt, daß ich in Ihnen, mein Fräulein, die Rechte gefunden habe. Wollen Sie mir folgen?“

Louise wandte betreten das Gesicht nach der Mutter und es entstand eine lange Pause.

Doch Oberst Ehrenreich, so hatte der Fremde sich genannt, kam den Ueberraschten alsbald zur Hülfe.

„O, ich kenne Ihr Bedenken,“ fuhr er fort, „Sie wollen sich

nicht von Ihrer Frau Mutter trennen! Mein braves, herziges Kind, das sollen Sie nicht. Ich werde Sorge tragen, daß diese in gewissenhafte ärztliche Pflege kommt, und wenn sie genesen ist, dann geben Sie mir Nachricht. Bewahren Sie sich zu diesem Zweck meine Karte auf. Ich hoffe, daß Sie mir recht bald schreiben werden; dann komme ich und hole Sie zu meinem Sohne ab und dort ist, glauben Sie mir, auch Raum und Arbeit für Ihre gute Mutter!“

Wie Oberst E. angeordnet und gehofft, so geschah es; Frau Treu erholte sich zwar langsam, aber mehr und mehr und schon nach wenigen Wochen zog sie, geführt von ihrem freundlichen Gönner, an der Seite ihrer Tochter in dem vornehmen Herrenhause zu N. ein, dem Mittelpunkt großer landwirthschaftlicher Besichtigungen, und Louise übernahm alsbald das ihr so unerwartet übertragene Amt, von allem Kummer, aller Sorge befreit.

So wäre nun wohl eigentlich die kleine Geschichte zu Ende; solltest du, liebe Leserin, jedoch neugierig sein und fragen: Wie ist es denn der guten Louise weiter gegangen? so kann ich dir sagen, daß es ihr noch heute recht gut geht. Dort, wo sie als Dienende einzog, ist sie jetzt Gebieterin. Herr Ehrenreich, der Vater ihres kleinen Pflöglings, der die edle, köstliche Denfungsart Louisens mehr und mehr kennen und schätzen lernte, reichte ihr am Altar die Hand und nun erfüllt sie die Kindes- und Mutterpflichten in gleich schöner, hingebender Weise.

Das gestückte Kissen aber, das ihr einst auf jenem schweren Gange der Regen fast verdorben, hängt in ihrem kleinen bescheidenen Stübchen über dem Sopha als Andenken.—

Drüber aber, umschlossen von einem schlichten braunen Holzrahmen, zeigt sich eine andere Arbeit von Louisens Hand, ein kleines Kunstwerk. Auf weißem Atlasgrund hat sie mit ihrem goldschimmernden Haar die Worte gestickt:

„Muttersegen — Kindesglück!“

## Das Alter der Brillen.

Das Alter der Brille läßt sich, wie das so mancher anderen höchst nützlichen und genialen Erfindung, kaum annähernd bestimmen. Wenn man die zahlreichen Ueberreste der alten assyrischen Keilschriften überblickt, so muß man wohl zu der Meinung kommen, als hätten jene Völker des nebelgrauen Alterthums schon etwas unseren Brillen und Vergrößerungsgläsern Aehnliches besessen. Denn diese Keilschriften finden sich nicht bloß auf hohen Felsen in weithin sichtbaren und lesbaren Zeichen eingemeißelt, sondern auch auf gebrannten Tafeln vom feinsten Thone in mikroskopischer Niedlichkeit ausgeführt, so daß sie von uns nur mit Hülfe eines starken Vergrößerungsglases entziffert werden können. Wie viel mehr wird irgend ein Hilfsmittel für die Augen jener Künstler nöthig gewesen sein, welche diese Keilschriften in den weichen Thon einritzten! Und dennoch müssen wir auf Grund anderweitiger sicherer Nachrichten mit Bestimmtheit die Kenntniß der konvexen Glasschleiferei diesen Assyriern absprechen. Die Räthselfrage, womit die Assyrer ihre Augen bewaffneten oder verstärkten, ist bis zur Stunde noch ungelöst. Die Meinung aber, es wären die Augen der früheren Geschlechter um so viel besser gewesen als die unserigen, daß sie einer Bewaffnung derselben weniger bedurften als wir, müssen wir an der

Hand der Geschichte zurückweisen. Schon die mosaïschen Urkunden berichten uns, daß Vater Isaaß so schwachsichtig und so schwerhörig geworden war, daß er seine eigenen Söhne nicht mehr zu unterscheiden wußte, wenn sie vor seinem Bette knieten. Und wenn dieselben Urkunden es besonders hervorheben, daß Moses trotz seines hohen Alters doch keine „dunklen Augen“ bekommen hatte, so setzen sie eben die Schwach- und Kurzsichtigkeit als ein allgemeines Uebel des Alters auch schon in jenen vermeintlich kräftigeren Zeiten voraus. Das einfachste Hilfsmittel für leidende Augen war freilich dieses, sich der Augen gesunder Wesen zu bedienen. Der halb erblindete griechische Sänger Thyräus traute den zwei guten Augen des Esels, auf dem er ritt; und der tiefäugliche lateinische Dichter Horaz bediente sich eines Schreibers und eines Vorlesers zu seinen literarischen Arbeiten. Als später die literarische Produktion ins Massenhafte ging, hielt sich der Kirchenvater Origenes sieben Stenographen, welchen er seine Ideen diktierte, und eine noch größere Anzahl von Kalligraphen, welche die Sachen ins Reine schrieben, so daß er auch bei zunehmender Schwäche der Augen noch gleich fruchtbar bleiben konnte. Während freilich werden dann im Mittelalter die Klagen Derjenigen, welche die Mittel zu solchem Aufwande an

bienenden Kräften nicht besaßen und doch aus Liebhaberei oder aus Noth dem Federhandwerke lebten. So bemerkte zum Beispiel im Jahre 754 ein gewisser Witterp, der aus dem herzoglichen Geschlechte der bairischen Agilolfinger stammte, ehemals Bischof von Regensburg gewesen, aber von Bonifacius abgesetzt worden war und nun sein dürftiges Leben im Kloster von St. Martin zu Salzburg mit Bücherabschreiben fristete, am Ende einer von ihm gefertigten Pergamenthandschrift: „Ich Witterp, trotz meiner Sünden doch ein greiser Bischof, ich glaube 90 Jahre oder darüber alt, habe dies geschrieben unter vielen körperlichen Leiden und bei zunehmender Schwäche meiner Augen.“ Die Schriftzüge dieser ehemals im Kloster von St. Emmeran in Regensburg aufbewahrten Handschrift sind auch diesem Befenntnisse entsprechend kaum leserlich. Die erste Spur einer Brille glaubt man in dem im zehnten Jahrhundert von Fridegob beschriebenen Leben des Wlfrid von York zu finden, in welchem es heißt, daß Vetterem eine Schrift klar wurde durch Anwendung eines „berillum“. Allein der Sinn dieser Worte ist noch etwas unklar. Erst der italienische Dichter Petrarca spricht im 14. Jahrhundert in ungewissen Worten die Besorgniß aus, daß er zu einem „Augenstärker“ seine Zuflucht werde nehmen müssen, wenn es mit seinen Augen auf der begonnenen abschüssigen Bahn weiter gehen sollte. Im Jahre 1387 endlich finden wir unter einer deutschen Predigthandschrift den Vermert: „daz ich phaff Albrecht, genant der Kolbe, han diz buoch geschrieben mit grossen unstaten und durch ain spiegel, do ich 66 jar alt waz.“ Aber es dauerte noch beinahe ein volles Jahrhundert, bis die Brille sich eine allgemeine Aufnahme errang. Erst im Jahre 1482, als die betrübnen Zustände des weiland „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ auch dem schärfsten Auge nicht mehr durchsichtig erschienen, als man die Reform des Reiches durch die Einführung der ersten Reichsteuer unter dem Namen des „gemainen pfenning“ anzubahnen suchte, welcher aber so ungerecht ausgeschlagen wurde, daß die Städte beinahe die ganze Last allein zu tragen hatten, und namentlich die Stadt Nürnberg den Löwenantheil der Reichslasten bekommen hatte, da finden wir in den Nürnber-

ger Rathrechnungen die Anschaffung von „5 augenspiegel“ auf einmal verrechnet. Diese fünf ersten Gemeindebrillen mügen auf der Rathstube, allwo sie neben manchen Kostbarkeiten aufbewahrt wurden, fleißig benützt und während der Sitzungen häufig gepußt worden sein, allein den Weg zur Steuerherabsetzung konnten auch sie nicht zeigen. Und wenn die damals blühenden Reichsstädte schon in diesem Doppelsinne der Brillen bedurften, so wundern wir uns nicht, daß sofort in den Klöstern dasselbe Bedürfniß sich geltend machte. Das reiche Benediktinerkloster Tegernsee ging den anderen voran. In der Rechnung vom Jahre 1492 finden wir dort: „14 denare umb czway augengleser“ verausgabt. Ja, dort ging man bald einen folgenreichen Schritt weiter. Denn die bisher genannten Brillen waren alle für altersschwache Augen, also für Schwachsichtigkeit konstruirt. Unter den Tegernseer Mönchen gab es aber auch junge kurzsichtige Männer. Und kaum war die Kunst des Konvergenschleifens erfunden, so verrechnete man dort im Jahre 1495 schon „53 denare pro octo paribus oculariorum juvenum“, das ist „53 Denare für acht Paar Augengläser für junge Leute.“ Die Sache fand dort großen Anklang. Bald wollte das ganze Kloster Brillen tragen und im Jahre 1500 mußte der seufzende Deconom des Klosters bereits 5 Schillinge und 8 Denare für Augengläser auslegen. Die Dieffener Brüder wollten auch nicht zurückbleiben, und um etwas Besonderes für sich zu haben, legten dieselben auch noch großen Werth auf elegante Brillenfutterale, wie die dortige Klosterrechnung von 1499 ausweist, welche 45½ Denare „pro speculis et fuderal“, das ist „für Augengläser und deren Futterale“ anmerkt. Nun war der Besitz einer Brille der Stolz jedes klösterlichen Schreibers, und wen sich dieselben recht vornehm und gelehrt vorstellten, der mußte seine Brille auf der Nase sitzen haben. So kamen sogar die Evangelisten und Apostel in ihren alten Tagen noch zu Brillen, wie zum Beispiel an den Figuren des Marcus und Paulus in der aus dem 15. Jahrhundert stammenden deutschen Bibel, welche auf der Heidelberger Universitätsbibliothek aufbewahrt wird, heute noch zu sehen ist.

## Gedanken.

Von J. M. S.

**E**s gibt Menschen, welche auf dieser Erde gelebt, aber keine nachahmungswürdige Spur zurückgelassen haben. Solcher Menschen Dasein war für das allgemeine Wohl von keinem Nutzen, und sie selbst waren über den Zweck ihrer Bestimmung im Dunkeln geblieben.

Reihe Dem, der zu sterben geht,  
Und keinem Lieb' gesendet hat,  
Dem Becher, der zu Scherben geht,  
Und keinen Durst'gen getränkt hat.

So viele Menschen haben die üble Gewohnheit, schöne großartige Pläne zu machen und mit dem Resultat der Ausführung derselben zu prahlen. Dabei bleibt es dann; sie haben schon tausende von schönen Plänen geschmiedet, aber noch keinen einzigen ausgeführt.

Prahl nicht heute: Morgen will  
Dieses oder Das ich thun!  
Schweige doch bis morgen still;  
Sage dann: Das that ich nun!

Die Eitelkeit bringt mehr Menschen um ihr zeitliches und ewiges Glück, als alle anderen Untugenden zusammen. Eitelkeit stürzte die rebellirenden Engel aus dem Himmel; Eitelkeit erlaubte den Juden nicht, den niedriggeborenen Welterlöser als Messias anzuerkennen; Eitelkeit stürzte schon so oft Nationen und Könige und Kaiser in blutige, langjährige Kriege; Eitelkeit ist heute die Ursache der harten Zeiten, der Tyrannei der Mode, der Verschwendung, der Zügellosigkeit, der Ungültigkeit gegen Alles, was rein und heilig ist. Es gibt Leute, die mehr Zeit vor dem Spiegel zubringen, als bei nützlicher Arbeit; es gibt Leute, die stets gelobt sein wollen, wenn sie auch nie, oder höchst selten, etwas Lobenswerthes geleistet haben. Das beste Lob eines Menschen ist die innere Befriedigung über eigene Pflichterfüllung.

Sich im Spiegel zu beschauen,  
Kann den Affen nur erbauen.  
Wirke! — Nur in seinen Werken  
Kann der Mensch sich selbst bemerken.



## Sonntagschul - Artikel.

## Wie kann man Schüler am besten für ihre Sectionen interessiren?

In all unsern Unternehmungen hängt viel ab vom Interesse, welches wir in der Ausführung desselben nehmen. Der Handwerker, welcher gleichgültig an seine Arbeit geht, wird wenig ausrichten, und das Wenige wird am Ende noch keinen ordentlichen Werth haben. Wenn dies in natürlich Irdischem der Fall ist, so ist es gewiß mehr noch in Dingen, die sich aufs Ewige beziehen. Dem Sonntagschullehrer muß daher die Frage, wie man Schüler für ihre Sectionen interessiren kann, von großer Bedeutung sein, denn wenn er es einmal dahin gebracht hat, daß seine Klasse ein Interesse im Studium der Bibel nimmt, so ist seine Arbeit gut begonnen.

1. Muß der Lehrer selbst tief in der Section interessirt sein. Ein Fluß kann nicht höher steigen als die Quelle, und ein Lehrer wird selten mehr Interesse in seinen Schülern wahrnehmen, als er selbst empfindet. Ein träger, faumseliger Lehrer, der bloß aus Pflichtdrang, und weil es eben doch sein muß, die Schule besucht und eine Klasse lehrt, bei dem wird der Superintendent wohl nicht viel Leben in der Klasse finden. Wenn hingegen das Werk dem Lehrer am Herzen liegt und er Eifer an den Tag legt, so wird auch bald seine Klasse lebendig werden, und seine Schüler nehmen ein tiefes Interesse im Studium der heiligen Schrift. Gebe uns Gott viele solcher Lehrer!

2. Muß der Lehrer sein Gemüth angefüllt haben mit dem Inhalt der vorkommenden Section. Er soll das mit derselben in Verbindung Stehende lesen und studiren. Der Lehrer muß suchen, den geistlichen Sinn des Wortes kennen zu lernen, dann nur kann Gottes Wort Speise für die Lämmer sein und ein wahres Interesse erregen. Freilich nimmt dieses Zeit und Arbeit, aber es ist Arbeit, die sich lohnt — ja, mehr als zweifach lohnt. Das Lehren wird dann nicht Last des Herrn, sondern Lust des Herrn heißen. Man fühlt dann nicht nur am Sonntag, daß man ein S.-Schüler ist, sondern die ganze Woche hindurch ist man am Studiren im Geheiß des Herrn.

3. Soll ein Lehrer eine Anzahl Illustrationen bereit haben, um damit die mitgetheilte Wahrheit deutlich zu machen und sie dem jugendlichen Gemüthe einzuprägen. Bestehen diese Illustrationen in Geschichten, so sollen dieselben wahr sein, denn Unwahrheiten und einfältige Fabeln hören die Schüler, ohne daß sich der Lehrer zu bemühen braucht, sie ihnen mitzutheilen. Auch muß im Auge gehalten werden, daß der Zweck dieser Geschichten nicht ist, die Kinder zu amüsiren, sondern ihnen Wahrheiten deutlich zu machen und einzuprägen.

4. Lehre nicht ohne einen gewissen Plan zu haben, nach welchem du arbeitest. Durch Zufall wird selten viel ausgerichtet. Auch selbst kann der Lehrer nicht auf eine direkte Eingebung von Oben warten. Bereite dich vor, als ob du ganz allein die Arbeit zu thun hättest, und bete als ob dein ganzer Erfolg vom Segen des Herrn abhinge. Der Lehrer, welcher sich steif an ein Fragebuch oder Sectionsblatt bindet, wird kaum ein tiefes Interesse bei seinen Schülern erwecken. Mache deine Fragen dem Fassungsvermögen deiner Schüler gemäß, und fleure einem gewissen, zuvor gesteckten Ziele zu. Habe nicht zu viele Punkte im Auge, damit nicht durch das

Viele am Ende Keins erreicht wird. Vergiß ja nicht aufzuheören, wenn du fertig bist, damit du nicht das Interesse störst und die Schüler ermüdest.

5. Stelle die Geschichten der Bibel deinen Schülern so real als möglich vor. Gehe in die Einzelheiten ein, daß es den Schülern wird, als sähen sie den ganzen Vorgang vor ihnen vorüberziehen. Es gibt keine Geschichten, die interessanter sind, als die der Bibel, wenn sie nur richtig vorgetragen werden. Um dieses thun zu können, muß man freilich gut mit denselben bekannt sein und sich im Geiste in dieselben versetzen können.

6. Die Arbeit muß mit Lebendigkeit verrichtet werden. Kinder und junge Leute können Schläfrigkeit nicht ertragen. Doch soll sich auch kein Leichtsinns einschleichen. Eine Lebendigkeit verbunden mit einem heiligen Ernst. — Laß, lieber Lehrer, deine Schüler immer fühlen, daß Religion eine ernste Sache ist, aber daß sie den Menschen keineswegs trübselig macht und ihm seine Freude raubt.

7. Wiederhole oft. Das jugendliche Gemüth faßt leicht auf, aber vergißt auch eben so leicht: daher oft wiederholt. Wenn eine Wahrheit einmal eingepreßt ist, so halte sie dort durch öftere Wiederholung. Sei aber vorsichtig, daß du nicht langweilig wirst. Kleide alte Wahrheiten so viel als möglich in neue Worte ein, und sei versichert, das Interesse wird bei deinen Schülern steigen.

8. Gib den Schülern immer Etwas zu thun. Suche sie dahin zu bringen, daß sie selbst neue Entdeckungen machen in der Section. Gib ihnen alle Gelegenheit Fragen zu machen, und wenn sie Gedanken äußern, mache immer das Beste davon, wenn sie auch nicht ganz richtig sind. Lobe sie, wenn sie sich fleißig erweisen im Forschen. Laß sie überhaupt fühlen, daß du ein tiefes Interesse, beides in der Section und in ihnen hast.

9. Ueber Alles erlese die Hülfe und Ausrüstung des heil. Geistes. Er kann die Herzen lenken, wie die Wasserbäche. Wenn er dein Herz erfüllt und sein Wort begleitet, dann wird ein heiliges Interesse in den Schülern erweckt und der gewünschte Erfolg erzielt.

S. A. U m b a c h.

## Sonntagschul - Ansprachen.

Für S.-Schulen ist Mannigfaltigkeit sehr anzupfehlen. Zu viel Einerlei ist ermüdend. Wo es gebräuchlich geworden ist, jeden Sonntag vor dem Schluß der Schule noch eine Ansprache für Jung oder Alt anzuknüpfen, ist Gefahr vorhanden, daß dieselben ihren Werth verlieren und mehr zur Last als Lust werden. Es ist auch keine Seltenheit, daß Lehrer kaum im Stande sind, ihre Schüler während des Unterrichts still und ruhig zu halten; wenn dann noch jedes Mal eine Ansprache folgt, die weder neu noch interessant für die Schüler ist, so beschwert es solche Lehrer nicht wenig. Manche S.-Schulen wären viel interessanter, wenn der Ansprachen nicht so viele wären. Zur Abhülfe derselben dienen die Wandtafelübungen sehr zum Zweck. Wenn die Ansprachen nur selten sind, sind Kinder und Erwachsene gewöhnlich viel aufmerksamer und wird am Ende mehr bezweckt und kostbare Zeit gespart. Das Gold ist nur darum so werthvoll, weil es in kleinen Quantitäten vorhanden ist, welches sich auch auf S.-Schul-Ansprachen anwenden läßt.

S.-Schul-Ansprachen werden gewöhnlich an Kinder gerichtet, folglich sollten sie deren Bedürfnissen angemessen sein; dazu gehört erstlich Deutlichkeit. Schriften, Predigten und Reden haben nur dann ihren Werth, wenn sie gut verstanden werden. Ein altes Sprichwort sagt: „Lesen und nicht verstehen, ist so viel als müßig geh'n.“ So ist es auch mit dem Hören. Können die Kinder die Ansprachen gut verstehen, dann bekommen sie Muth und Lust das Gehörte zu befolgen. Die Gedanken müssen in einfachen, verständlichen Worten gegeben werden. Es ist oft der Fall, daß die Fassungskraft der Kleinen, und selbst auch der Großen, durch undeutliches Vortragen überschossen wird.

Zweitens muß eine S.-Schul-Ansprache aus einem warmen, liebenden Herzen kommen. Liebe weckt Liebe, und besonders bei Kindern. Sie zieht die Kinder und überwältigt die Alten. Ein gutes Wort findet einen guten Ort, ist auch hier anwendbar.

Drittens sollte in einer S.-Schul-Ansprache Lebhaftigkeit und Ernst gut miteinander gepaart sein. Sie sollten aufmunternd und muth-einflößend sein. Dazu sind kleine Geschichten recht zweckdienlich. Bei aller Lebhaftigkeit muß aber auch wieder weise Vorsicht gebraucht werden, daß sie nicht in Leichtsinne ausartet. Das sind nicht immer die besten Ansprachen, welche zum meisten Anlaß geben, sie sind gewöhnlich wie Wolken ohne Wasser. Der unendlich große Werth der Kinderseelen sollte von der redenden Person im Auge gehalten werden. Es sollte keine Ansprache an die S.-Schule ergehen, ohne Etwas von Jesu, dem großen Kinderfreund, zu enthalten.\*

Viertens wäre es gut, wenn eine kurze Uebersicht über die Lektion gegeben würde, aber jedoch nur einige der Hauptpunkte berührend. Es ist sehr langweilig und nachtheilig, wenn der S.-Schul-Superintendent, nachdem der Klassenunterricht beendet, ist, noch einmal die Lektion Frage für Frage mit der ganzen Schule übergeht.

Fünftens sollte eine Ansprache an die S.-Schule kurz und bündig sein. Sie sollte höchstens zehn Minuten beanspruchen. Geht es gut, dann kann in der Zeit genug gesagt werden, und geht es nicht gut, dann ist beinahe irgend eine Zeit zu lang, was der Redner auch leicht beobachten kann. Wenn die Kinder sich einmal auf den Sitten hin und her drehen und nach der Thür sehen, sollte der Sprecher A m e n sagen, und wenn er auch kaum angefangen hätte. Es ist oft der Fall, daß Kinder durch all zu lange, all zu trockne, all zu späßige, all zu unverständliche und all zu lieblose Ansprachen überfüllt werden, daß keine mehr recht gut schmecken.

Wer Sonntagsschul-Ansprachen halten will,  
Der liebe Ordnung, Maß und Ziel.

G. Fuchs.

### Warum?

„Warum,“ fragt Jemand, „können sich manche Lehrer nicht dazu verstehen, das Predigen bei ihren Klassen aufzugeben, trotzdem doch so viel dagegen gesprochen und geschrieben wird?“

Antwort: Weil sie keinen richtigen Begriff von Lehrmethode haben und — und — weil sie mit der Lektion nicht gründlich vertraut sind. Wir hatten einst eine gesegnete Versammlung nahe bei der Wohnung eines weltlich gestimmten Pastors. Da sich nun einige seiner Glieder angeregt fühlten, sich ernstlich um das Heil ihrer Seelen zu bemühen, wurde der Mann böse. Eines Tages kam er hastig in das Haus, wo die

Versammlungen abgehalten wurden. Kaum war er in der Stube, so fing er schon seine Gegenrede an und ließ auch Niemand weder zu Wort noch Frage kommen, bis er fertig war. Dann aber griff er eilig wieder zur Thüre und jagte davon, als ob ihn ein Hund gebissen hätte. Dieser Mann war nicht fest in seiner Sache. Hätte er sich unterbrechen lassen und Andern Fragen gestattet, dann hätte er bald den Faden verloren und wäre in die Enge gekommen.

So geht es nun oft auch solchen Lehrern. Sie lassen sich nicht unterbrechen, aus Furcht, sie möchten den Faden verlieren. Aber was wird auf diese Weise erreicht? Meistens nichts. Sie hören dem Reden zu wie der Müller seiner Mühle. So lange es klappert, schläft er, sobald sie aber stille ist, wacht er auf. Wenn aber ein Lehrer seine Schüler in der Lektion gründlich catechisiren will und ihnen selbst alle Gelegenheit geben, Fragen zu stellen, so muß er selbst die Lektion gründlich studirt haben, und in jedem Punkte sattelfest sein. Ist er das und führt eine wackerere Catechese, so hat er eine aufmerksame Klasse, er selbst hat Freude am Unterricht, und wenn derselbe vorüber ist, so hat er das Bewußtsein, daß die Schüler etwas gelernt haben.

### Das Geschichten-Erzählen.

Wer wüßte nicht, wie oft Vater, oder Mutter, oder die „Hauschrisel“ schon von dem drei-, vierjährigen Kinde angegangen werden, ihm eine Geschichte zu erzählen. Mit dem fünften oder gar sechsten Lebensjahre des Kindes wird dieses Drängen nach einer Geschichte den Eltern oft förmlich zu einer „Plage“. „Wo soll ich nur immer die Geschichten hernehmen!“ klagt da manche Mutter oder Großmutter. Ich selbst habe als kleiner Junge meinen guten Vater alle Abende noch im Bette gepeinigt, mir doch eine Geschichte zu erzählen, so daß er mir später versicherte, er sei oft beinahe mit einer gewissen Besorgniß wegen des Geschichtsstoffes zu Bette gegangen. Es sei mir indeß auch durchaus nicht langweilig gewesen, wenn er mir eine Geschichte, die er mir schon sechs Mal erzählt hatte, zum siebenten Male vorgeführt habe.

Es gibt für die kleinen Kinder gar keinen höheren geistigen Genuß, als Geschichten anhören. Und wahrlich, kaum kann ein Gläubiger andächtiger in der Kirche sitzen, als die kleineren Kinder um die erzählende Großmutter her.

Sobald nun dieser kindliche Drang nach Geschichten nicht in eine gewisse „Sucht“ ausartet und sobald der Erzählstoff nach vernünftigen Rücksichten gewählt wird, finde ich in der Befriedigung jenes Dranges nicht nur durchaus nichts Bedenkliches, sondern betrachte dieselbe sogar als eine Pflicht des Erziehers.

Jene Lieblingsneigung bringt nun auch das Kind mit in die S.-Schule, ja es tritt wohl gar mit der Hoffnung in dieselbe, daß sein Geschichtenbegehrt hier erst recht gesättigt werde; es hält den Lehrer für den Mann, der durchaus viele Geschichten wissen und erzählen müsse.

Das aber, lieber Freund, haben wir wohl zu beachten. Jener Durst der Kleinen nach Geschichten ist Thatfache und scheint mir beinahe ein seelisches Naturgesetz zu sein und deshalb müssen wir durchaus das Geschichtenerzählen in unser Programm mit aufnehmen.

Nach meinen Erfahrungen hat das Geschichtenerzählen mancherlei Segen:

1. Es bereitet den Kindern eine unschuldige Freude. Die Kinder zappeln, wenn ich ihnen

\*) Das sollte Anfang, Mittel, Ende, Ziel und Alles sein.—Ebr.



ankündige, daß ich ihnen jetzt eine Geschichte erzählen wolle, ein leises „Ei!“ geht durch die Bänke, hie und da höre und sehe ich wohl auch ein vergnügtes Händeklatschen. Das aber muß besonders für Kleinkinderlehrer ein Hauptaugenmerk mit bleiben, unsern Kleinen den Aufenthalt in der Schule so angenehm als möglich, ihnen dieselbe zu einer lieben Stätte zu machen. Wie in allen Stücken müssen wir auch hierin den Grund legen. Wer diesen Grund im ersten Jahre nicht zu legen verstanden hätte, würde viel verabsäumt haben.

2. Es erzeugt Liebe zum Lehrer. Dies folgt schnurstracks aus dem Ersten. Das Kind gewinnt Den lieb, der ihm zuweilen eine Freude macht. Und so tragen auch diese kleinen Geschichten dazu bei, das Herz der Kleinen dem Lehrer zuzuwenden. Sie sehen eben, daß er ihnen eine Freude machen will und das genügt den Kleinen, ihm „gut zu sein.“

3. Es gewöhnt sie an Aufmerksamkeit. Wenn man bei anderen Unterrichtsgegenständen etwa erst sagen muß: „Seid still! Ordnet euch! Seht mich an!“ u. s. w., bei dem Geschichtenerzählen ist das gewiß nicht nöthig. Wenigstens habe ich stets die Erfahrung gemacht, daß, sobald ich ihnen eine Geschichte ankündigte, sie das Alles sofort von selbst thaten.

7. Es erweitert den Kreis ihrer Anschauung. Ganz natürlich, denn jede solche Erzählung, und wäre sie noch so simpel und noch so kurz, hat ihre bestimmte Dertlichkeit, ihre bestimmte Situation, ihren bestimmten Charakter u. dgl. Kein Unterrichtsstoff aber sitzt so leicht und so fest in den Kleinen, als solche Geschichten. Sind nun dieselben nach bestimmten Principien gewählt, so müssen sie schon an sich bilden und wirken, außerdem aber gewähren sie dem Lehrer und dem Kinde einen großen Vortheil bezüglich des Religionsunterrichtes. Hierbei kann man jene Geschichten anziehen und die Kinder auf dieselben verweisen, wodurch dieser Unterricht nicht nur an Leben gewinnt, sondern auch durch jenen bereits mitgetheilten Stoff wesentlich erleichtert wird.

5. Es übt das Gedächtniß und die Sprachfertigkeit. Man wird und darf sich natürlich nie damit begnügen, dergleichen Geschichten bloß selbst zu erzählen, man muß auch darauf halten, daß sie gemerkt werden, und dazu dient, daß man sich die Geschichte von den Kleinen wiedererzählen läßt, so gut es ihnen möglich ist.

Es versteht sich wohl von selbst, daß man sich nicht bloß immer die zuletzt erzählten Geschichten wiedererzählen läßt, sondern auch dann und wann zusieht, ob die früheren noch vorhanden sind.

### Gefang in der Sonntagschule.

¶ Weil die meisten Leser uns noch nie singen hörten, dürfen wir es wohl wagen, Einiges über Gefang in der Sonntagschule zu sagen. Doch bezieht sich das nicht auf die Kunst des Gefanges oder Gefanglehren, sondern nur einen Wunsch wollen wir äußern: Es wäre unser herzlichster Wunsch, um des Gedeihens der Sonntagschule und der Kirche willen, daß man in Beiden ein und dasselbe Gesangbuch benützen könnte. Passen die herrlichen Kirchenlieder nicht für die Sonntagschule? Passen die herrlichen Sonntagschullieder nicht für die Kirche? Singen sie nicht Alt und Jung gleich gern und mit derselben Erbauung? Was aber von Sonntagschulliedern nicht für die Kirche und von Kirchenliedern nicht für die Sonntagschule paßt, sollte beiseite gelegt werden. Unsere S.-Schüler sollten in früher Jugend die Kirchenlieder singen und schätzen lernen. Wie oft

haben wir bemerkt, daß dieselben in der S.-Schule herzerzogen und im öffentlichen Gottesdienst kein Gesangbuch angucken. Warum? Ei, sie meinen, mit dem Buche hätten sie ganz und gar nichts zu thun. Wäre aber Kirchen- und S. S.-Gesangbuch eins, so würde die Sache ganz anders sein. Wir könnten für die Billigkeit dieses unseres Wunsches noch manchen Grund anführen und manche Erklärung geben; doch meinen Manche vielleicht jetzt schon, es sei dies eine sehr apocryphische Idee. Daß es aber seiner Zeit, so wie die beiden genannten Institutionen sich gegenseitig mehr aufnehmen, dahin kommen wird, daran hegen wir gar keinen Zweifel. Wer's nicht glauben will, muß — warten.

**Sieben gute Regeln.**—Professor Wilkinson, in seiner Vorlesung „Wie man lehren soll,“ legt die folgenden sieben Regeln nieder:

1. Sage nie einem Schüler, was du ihn veranlassen kannst, dir zu sagen.
2. Verbinde das, was du deinem Schüler sagst, mit etwas, welches derselbe bereits weiß.
3. Versuche niemals zu unterrichten, wenn dein Schüler nicht aufmerksam ist.
4. Beherrsche deinen Lehrgegenstand gründlich; d. h., wisse genau, was und wie du lehren willst.
5. Wähne nie, daß du eine Sache weißt, ehe du sie in mehr als einer Weise auszudrücken vermagst.
6. Bedenke, daß du mit Dem lehrst, was du bist.
7. Lehre unter dem Einfluß des heiligen Geistes.

**Laßt euch nicht irre machen.**—Man hört heutzutage vielfach die Bemerkung: „Wozu dient das viele Auswendiglernen? Die Bibelsprüche werden ja doch ohne alle Andacht hergeplappert.“ Lehrer, laßt euch nicht irre machen. Würdet ihr im Stande sein, in der Sonntagschule zu lehren, wenn ihr keine Schriftstellen auswendig wüßtet? Freilich ist bei dem „Hersagen“ nicht immer die wünschenswertheste Andacht; aber ein jeder Bibelspruch im Gedächtniß, ist ein Schatz in der Vorrathskammer für zukünftigen Gebrauch. Unsere jetzigen Schüler sollen einmal Lehrer werden. Werden ihnen dann die auswendiggelernten Sprüche nichts nützen? Hast du die Sprüche, welche du in deiner Jugend lerntest, mit mehr Ehrfurcht hergesagt? Nützen sie dir heute nichts? Wir waren ja gerade solche Kinder, wie die unsrigen jetzt sind, und sie sollen werden, was wir sind, nemlich Lehrer in der Sonntagschule, aber, will's Gott, bessere als wir sind.

**Es freut uns wahrzunehmen,** daß unsere Brüder in Deutschland ihren Sonntagschularbeitern eine Erklärung der Lectionen bieten. Dieselben erscheinen, je eine wöchentlich im „Ev. Kinderfreund“ mit Lehren, Aufgaben und 2c. Wegen des beschränkten Raumes im Kinderfreunde sind die Erklärungen freilich nicht sehr lang; aber doch ungefähr gerade lang genug, um Jemand, der nur wenig Zeit hat, Anleitung genug zu geben, sich auf den Unterricht genügend vorzubereiten. Die Bearbeitung der Lectionen soll ja überhaupt nur Andeutungen enthalten, und wenn ein Lehrer erwartet, daß ihm in weitläufigen Erklärungen Alles haarfein vorgekaut werde, der hat schon keinen richtigen Begriff vom Studium der Lection. Kurz und mannigfaltig ist die Parole.

## Sonntagsschul - Lektionen.

Zweites Quartal.

## Heilsame Prüfung.

## 1. Lektion: Job 33, 14—30. — Sonntag den 6. April 1879.

14. Denn wenn Gott einmal etwas beschließt, so bedenket er es nicht erst hernach.

15. Im Traum des Gesichts in der Nacht, wenn der Schlaf auf die Leute fällt, wenn sie schlafen auf dem Bette;

16. Da (1) öffnet er das Ohr der Leute, und schreiet sie, und züchtigt sie, 17. Daß er den Menschen von seinem Vornehmen (2) wende, und beschirme ihn vor Hoffart, (3)

18. Und verschonet seiner Seele vor dem Verderben, und seines Lebens, daß es nicht ins Schwert falle.

19. Er (4) straft ihn mit Schmerzen auf seinem Bette, und alle seine Geheime befestigt;

20. (5) Und richtet ihm sein Leben so zu, daß ihm vor der Speise eßet, und seine Seele, daß sie nicht Lust zu essen hat.

21. Sein Fleisch verschwindet, daß er nicht wohl leben mag; und seine Beine werden zer schlagen, daß man sie nicht gerne ansehet.

22. Daß seine Seele nabe zum Verderben, und sein Leben zu den Todten.

23. So dann ein Engel, einer aus tausend, mit ihm redet, zu verkündigen dem Menschen, wie er solle recht thun;

24. So wird er ihm gnädig sein, und sagen: Er soll erlöst werden, daß er nicht hinunter fahre ins Verderben; denn ich habe eine Versöhnung gefunden.

25. Sein Fleisch (6) grüne wieder, wie in der Jugend; und laß ihn wieder jung werden.

26. Er wird Gott bitten; der wird ihm Gnade erzeigen, und wird sein Antlitz sehen lassen mit Freuden, und wird dem Menschen nach seiner Gerechtigkeit vergelten.

27. Er wird vor den Keuten bekennen, und sagen: (7) „Ich wollte gesündigt, und das Recht verkehrt haben, aber es hätte mir nichts genügt. (8)

28. Er hat meine Seele erlöst, (9) daß sie nicht führe ins Verderben, sondern mein Leben das Licht sehe.“

29. Siehe, das Alles thut Gott zwei oder drei Mal mit einem Jeglichen.

30. Daß er (10) seine Seele herum hole aus dem Verderben, und erleuchte ihn mit dem Lichte der Lebendigen.

## Parallelen.

(1) Cap. 36, 10. (2) Cap. 17, 11. (3) Jes. 23, 9. (4) Ps. 107, 17. (5) Ps. 107, 18. (6) Ps. 106, 5. (7) 1. Joh. 1, 9; 2. Sam. 12, 13; Spr. 28,

13; Luc. 15, 21. (8) Röm. 6, 21. (9) Jes. 38, 17. (10) Ps. 103, 4; Ps. 56, 13; Ps. 40, 1, 2; Jes. 38, 17.

**Haupttext:** Mein Sohn, achte nicht gering die Züchtigung des Herrn, und verzage nicht, wenn du von ihm gestraft wirst.—Ebr. 12, 5.

## I.

Job hat gelebt etwa 2000 bis 1800 v. Chr., wahrscheinlich zur Zeit der drei Patriarchen. U<sub>3</sub> war ein Land, das möglicher Weise von den Nachkommen U<sub>3</sub>, ein Sohn Nahors, Abrahams Bruder, bewohnt war. 1. Mos. 22, 21. Es lag östlich oder südöstlich von Palästina, westlich vom Euphrat, an die arabische Wüste an grenzend. Die Geschichte ist gleichlaufend mit 1. Mose zwischen dem 11. und 35. Capitel. Das Buch Job ist ohne Zweifel das älteste Buch der Bibel, vielleicht mit Ausnahme des ersten Buches Mose; es kann nicht bestimmt gesagt werden, wer der Schreiber ist, aber wahrscheinlich war es Moses. Es kann also wohl mit Recht behauptet werden, daß dieses das älteste Buch in der Welt ist; es ist auch kein anderes, das ihm gleichkommt, weder in der alten noch in der neueren Zeit. Kein Buch, ob inspirirt oder nicht, gibt uns eine so erhabene Beschreibung von der Reinheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit des göttlichen Charakters, als das Buch Job.

Die Absicht dieses Buches ist, die Lösung der wichtigsten Frage des menschlichen Lebens: „Warum läßt Gott den Gerechten also leiden?“ Es zeigt uns, daß, obschon wahre Frömmigkeit die natürliche Tendenz hat, ein volles Maß zeitlicher und geistlicher Wohlfahrt zu sichern, so ist doch dieses keineswegs immer das feste Resultat. Es geht durch Nacht zum Licht, durch Kreuz zur Krone.

Die Lektion ist ein Auszug aus der Rede Elihu's und enthält den Grund seiner Ansicht, nebst einer Ursache, warum Gott den Frommen mit Leiden und Trübsalen heimucht. Elihu war der Sohn Barachs von Bus; Bus und U<sub>3</sub> waren Brüder, welches uns zeigt, daß eine nahe Verwandtschaft bestand zwischen ihm und Job. Nach einer Einleitung, in welcher er erklärt, warum er, ein so junger Mann, sich unternimmt zu reden, nachdem doch ältere das Geheimniß nicht lösen konnten, fährt er fort zu zeigen, daß Gott Leiden erlaubt, um Menschen zu sich zu ziehen, und daß Leiden und Trübsale nicht immer eine Strafe sind, sondern öfters eine Schule, in welcher der Mensch erzogen wird für Das, was er endlich werden und sein soll. Der Name Job bedeutet: „Ein Verfolgter.“ Elihu meint: „Er ist mein Gott.“

## II.

Job hatte geklagt, daß Gott ihn ganz im Finstern lasse mit Rücksicht auf seine Handlungen und Führungen mit ihm; als sei er sein Feind. Darauf antwortete ihm Elihu: Mein! Gott spricht zu dir, aber du merkst und verstehst es nicht. Das ist ein Beweis der Güte Gottes, weil er ein,

zweimal redet zu uns wegen unseres Irrthums; aber der Mensch achtet es nicht. Gott redet durch sein Wort, seinen Geist, seine Vorlesung und seine Diener, so daß der Mensch keinen gerechten Grund zur Klage hat.

1. Die Weisheit Gottes in seiner Vorsehung.—Er berührt das Herz der Menschen und öffnet ihr Ohr; d. h. er erschreckt sie durch Züchtigung, damit sie auf ihn horchen. Dieses thut Gott aus weiser Absicht und zwar: a. Damit er sie vor Sünde bewahre; hier besonders die Sünde des Stolzes. Die Neigung des Menschen ist vom Pfade der Pflicht abzuweichen, der Herr aber demüthigt ihn, damit er errettet werde. b. Damit er ihn vom Verderben erlöse. Was den Menschen vor Sünde bewahrt, das dienet zu seinem Heil, denn die Sünde ist der Leute Verderben. So redet Gott auf verschiedene Weise, aber der Mensch horcht nicht, dann kommt Seinsuchung und Trübsal.

2. Die Krankheit.—Job meinte, Gott zürne, weil er ihn so sehr krank werden ließ. Dadurch, daß Schmerz ihn plagte und ihm vor Speise eßte und er dem Tode nahe kam, wurde sein Gemüth zubereitet, heilsame Lehre zu vernehmen. Es ist vor Allen nöthig, daß der Mensch einsehen lerne, daß die Güter dieser Welt ihn nicht zu retten vermögen, sonst möchte er sich überheben und fragen, wer ist Gott? In Krankheit und Schmerz schreiet die Seele nach Hülfe und Noth lehrte beten.

3. Die Erlösung.—Gott läßt den Menschen unterweisen, und dadurch werden ihm auch die Leiden geheiligt; d. h. zum Segen gereichen. Wenn der Mensch aufrichtig ist und Gott liebt, dann müssen ihm alle Dinge zum Besten dienen, und das Erbarmen des Herrn wird seine Erlösung sein. a. Gott will, daß allen Menschen geholfen werden soll. b. Er selbst hat eine Hülfe, eine Versöhnung gefunden. Wenn der Mensch zu Gott kommt auf dem Weg der Pflicht, dann begegnet ihm Gott auf dem Weg der Barmherzigkeit. Gott verherrlicht sich selbst darin: Eureka! Eureka! Ich habe gefunden! Ich habe gefunden die Versöhnung! Ich! ich selbst habe es gethan.

4. Die herrlichen Folgen.—B. 25—30. a. Der Leib wird gesund. Schon Mancher ist durch Sünden so krank geworden, daß er dem Tode nahe kam; als er in Buße den Herrn fand, wurde er nach Leib und Seele gesund. b. Der Geist erlangt Frieden. Gott erzeigt ihm Gnade, denn seine Gebete sind erhört und ihm ist geholfen. c. Der Mensch bekennt und rühmt die Liebe Gottes. Diese Liebe Gottes ist so groß, daß er dem Menschen nachgeht und ihn sucht und liebt, damit er ihn erleuchte mit dem Lichte seines Angesichts.



**Praktische Anwendungen.**—1. Gott hat Ursachen, warum er handelt mit Menschen, wie er thut, und wir sollten bedenken, daß Gott nicht schuldig ist, uns in seine Geheimnisse einzuweihen. Genug, wenn er sagt, daß er uns liebt.

2. Eines Menschen Frömmigkeit kann nicht geschätzt werden nach seinem irdischen Reichthum und Wohlstand.

3. Stolz ist eines der Haupthindernisse, warum Menschen nicht zu Gott kommen in Christo Jesu.

4. Wer Gott zum Freund hat, in dem ist eine große Veränderung vorgegangen. Vers 25.

5. Gott will, daß allen Menschen soll geholfen werden; er kann aber nicht Alle auf gleiche Weise ziehen, denn nicht Alle sind gleich gesinnt.

6. Leiden und Prüfungen sind die Schule des Lebens. Wohl Dem, der seine Prüfung besteht.

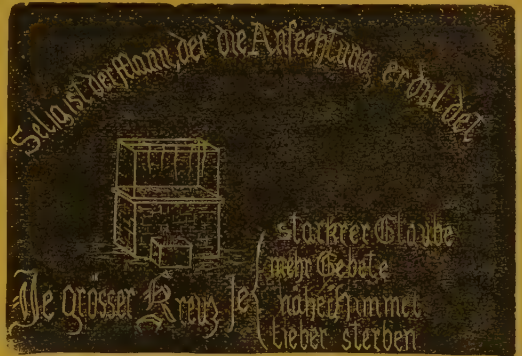
**Kleinkinderklasse.**—Es wird für den Kleinkinderlehrer am zweckmäßigsten sein, die Geschichte Hiobs kurz und lebendig zu erzählen. Daran kann er dann die naheliegenden Lehren knüpfen: 1) Hiob war nicht nur fromm, weil er davon Nutzen hatte, sondern weil er Gott liebte. Deshalb hielt er auch im Leiden fest an seiner Frömmigkeit. 2) Gott züchtigte Hiob nicht, weil er ihn haßte oder für seine Sünde strafen wollte, sondern weil er ihn liebte und um ihn näher zu sich zu ziehen. So züchtigt ein Vater sein Kind — ein Lehrer den Schüler, nicht um demselben wehe zu thun oder sich an ihm zu rächen, sondern aus Liebe, um denselben zu bessern. Kann man das auch zur Zeit nicht immer einsehen, später wird man es erfahren und Gott herzlich dafür danken, so wie Hiob auch.

**Illustrationen.**—Ein jeder Mensch hat Leiden, der leichtsinnige Weltmenschen sowohl als der wahre Christ. Aber die Leiden machen auf Beide einen sehr verschiedenen Eindruck. Die heiße Sommer Sonne trocknet den Straßentoth zu harten Klumpen, während dieselbe Sonne Butter weich und flüssig macht. So machen Leiden das weltlich gesinnte Herz oft noch härter und störriger, während der wahre Christ gehorsamer und gottähnlicher dadurch wird.

**Biblische Bilder des Leidens:** Joseph; Daniel in der Löwen-

grube; die drei Männer im Feuerofen; unser theurer Heiland vor Allen; die Apostel und die ersten Christen.

**Siehe auch „Goldkörner“ S. 144 besonders c) und S. 135 i).**



**Erklärung der Wandtafel.**—Die Zeichnung in der Mitte dieser Wandtafel stellt eine Weinpresse dar. Es wird nicht schwer sein, den Sinn dieser Zeichnung aufs Hiobs Zustand anzuwenden. Die edlen Trauben, welche der Weingärtner mit viel Mühe und Lust gepflegt hat, werden in die Presse gethan, nicht um des Zerdrückens willen, sondern um den edlen, süßen, lebenden Most zu erhalten. So wurde Hiob, als eine edle Traube, in die Presse der Prüfungen gelegt, nicht um geplagt, sondern um gepreßt und geläutert zu werden. So geht es noch heute allen Christen. Sie werden durch Kreuz und Trübsal gepreßt—geläutert und zum Himmelreich geschickt gemacht. So wie das Silber im Ofen geläutert wird, werden auch sie geläutert. Nach dieser Prüfung kommt sozusagen der edle, süße Most des Gottvertrauens, heiligen Wandels und fleißigen Wirkens zum Vorschein. Die Inschrift am Fuße der Zeichnung kann nach Belieben benützt und angewendet werden.

## Wiederherstellung von Hiobs Wohlfahrt.

### 2. Section: Hiob 42, 1–10. — Sonntag den 13. April 1879.

1. Und Hiob antwortete dem Herrn, und sprach:
2. Ich erkenne, daß du (1) Alles vermagst, und kein Gedanke ist dir verborgen.
3. Es ist ein unbesonnener Mann, der seinen Rath meint zu verbergen. Darum besinne ich, daß ich habe unweislich geredet, das mir zu hoch (2) ist, und nicht verstehe.
4. So erhöhe nun, laß mich hören; ich (3) will dich fragen, lehre mich.
5. Ich habe dich mit den Ohren gehört, und mein Auge siehet dich auch nun.
6. Darum, (4) schulbige ich mich, und thue Buße im Staube und Asche. (5)
7. Da nun der Herr diese Worte mit Hiob geredet hatte, sprach er zu (6) Eliphas von Theman: Mein Zorn ist ergrimmet über dich, und über deine

- zwei Freunde; denn ihr habt nicht recht von mir (7) geredet, wie mein Knecht Hiob.
8. So nehmet nun (8) sieben Färren und sieben Widder, und gehet hin zu meinem Knechte Hiob, und opfert Brandopfer für euch, und laßt meinen Knecht Hiob für euch bitten. (9) Denn ihr wollt ich ansehe, daß ich euch nicht sehen lasse, wie ihr Thorheit begangen habt; denn ihr habt nicht recht von mir geredet, wie mein Knecht Hiob.
9. Da gingen hin Eliphas von Theman, Bildad von Suah, und Zophar von Naema, und thaten, wie der Herr ihnen gesagt hatte. Und der Herr sah an (10) Hiob.
10. Und der Herr wandte (11) das Gefängniß Hiobs, da er bat für seine Freunde. Und der Herr gab Hiob zweifältig so viel, als er gehabt hatte.

### Parallelen.

- (1) 1. Mose 18, 14.; Jes. 43, 13.; Matth. 19, 26.; Luc. 1, 37 ff. (2) Ps. 131, 1.; 139, 6. (3) Hiob 40, 7.; 41. Hiob 40, 4.; 42. Hiob 9, 6.; Jer. 31, 19.; Ps. 51, 17.; Jer. 4, 10. (4) Dan. 9, 3. (5) Hiob 4, 1. (7) Ps. 41, 4.

- (8) 4. Mose 28, 1. (9) Jer. 5, 16.; 1. Joh. 5, 16. (10) Epr. 3, 11. 12. (11) 1. Mose 20, 17.; Ps. 14, 7.; 126, 1. (12) Hiob 8, 7. Zeit: 2000–1800 v. Chr.

**Haupttext:** Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben. Die Geduld Hiobs habt ihr gehört und das Ende des Herrn habt ihr gesehen. — Jak. 5, 11.

### I.

Um die Zeit dieser Begebenheiten war noch ganz wenig bekannt von der Weltgeschichte; kaum, daß es anfang zu dümmern in der Geschichte von China, Chaldäa und Griechenland. Die Ägypter waren das cultivirteste Volk der Welt um jene Zeit.

Der Zusammenhang dieser und der vorigen Section ist ungefähr folgender: Im 37. Capitel wird Gott geschildert als in einem Sturm herannahend. Während die Blitze in Schlangengestalten sich kreuzen und furchtbare Donner die Welt in ihren Grundfesten erschüttern, sieht man ein goldhelles, glänzendes Licht im Norden, welches das Herannahen Gottes bedeutet. Elihu sieht es und wird übermannt von dieser Majestät; er bringt seine Rede zu Ende in kurzen, getrennten Sätzen und in

großer Aufregung; selbst ehe er noch ausgerebet hat, erscheint Gott und redet zu Hiob aus dem Gewitter und macht dadurch allem menschlichen Streit ein Ende.

Obwohl es Hiob gelungen war, seine Freunde zum Schweigen zu bringen, konnte er aber doch die sich immer wiederholenden Thatfachen in der Vorsehung Gottes nicht erklären, welche doch eigentlich die kurze Ursache der langen Leiden waren. Beide Parteien ließen sich zu einem Eifer hinreißen, der Gott mißfiel. Elihu behauptete Alles erklären zu wollen, es gelang ihm aber nicht, auch nur einen neuen Grund aufzustellen, ausgenommen vielleicht diesen, daß die Heimsuchung eine Prüfung sei, und Hiob sich geduldiger darein ergeben und schiden sollte. Nun erscheint der Allmächtige selbst und redet



zu dem armen Dulder. Er erschien nicht, wie ihn Hiob erwartete, um ihn plötzlich zu rechtfertigen; auch Hiob muß einen Verweis hinnehmen, denn er hat unvorsichtig geredet über die Handlung Gottes mit ihm, und er mußte erfahren, wie unermügend er und alle Menschen sind, die Gerichte Gottes zu erforschen und zu begreifen. Am Ende, wenn alle Reden Hiobs gesichtet sind, wenn Alles untersucht und erklärt ist, bleibt nur noch das Einzige fest bestehen: Hiob war unschuldig, und ihm soll all seine vorige Herrlichkeit wieder werden.

## II.

Hiob antwortete dem Herrn unterwürfig: 1. Daß Gottes Macht unbegrenzt ist, welches auch sein Erscheinen im Sturm deutlich darthut. Er gesteht ein, daß Gott Alles vermag. Er wußte dieses schon vorher, jetzt aber weiß er es mit Nuganwendung. Früher zweifelte Hiob öfters, nun aber hat er Erfahrung, die ihn nicht mehr tranken läßt.

2. Daß ihm kein Gedanke verborgen ist, und daß der Mensch Gott nicht hindern kann in seiner Vorsehung. Kein Hinderniß liegt ihm im Wege, das er nicht überwinden könnte. Cap. 39.

3. Hiob bekennt, daß er schuldig ist alles Dessen, was ihn Gott beschuldigte. Daraus hat der 3. Vers Bezug; er hatte unwissend gemurrt, weil er die Heimsuchung zu erdulden hatte. Darum bekennt er jetzt: a. Daß er unwissend ist bezüglich des Rathes Gottes; und so sind wir leider Alle. Gott handelt, aber wir wissen nicht warum, noch auf welche Weise, darum sind wir auch unermügend, ein Urtheil zu fällen, und sollten einfach sagen: „Schweig still, Vernunft; gib Gott die Ehre.“ b. Daß er unweise und vorwitzig war; nemlich darin, daß er sich stritt über Dinge, von denen er nichts verstand. Man sagt besser nichts, als daß man Gott beschuldigt.

4. Er nimmt den Stand eines Reumüthigen ein. Das ist auch das richtige Prinzip. Hiob hatte viel gelernt, aber es half ihm nichts, erst durch Heimsuchung ist er weise geworden. Merke: a. Es ist ein großes Glück, wenn man gute Erkenntniß besitzt. b. Es ist noch weit besser, wenn man zu der Erkenntniß auch noch das Licht von Oben hat. c. Die größten Rathschlüsse Gottes werden uns oft geoffenbart und unsere verborgenen Fehler aufgedeckt durch Kreuz und Trübsal. D. 5. Jemehr wir Gottes Herrlichkeit erkennen, desto unwürthter werden wir uns selbst achten. Gott hat den Hiob herausgefordert, und Hiob gesteht demüthig: „Herr, ich kann nicht.“ Darum wollen wir geduldig Gott überlassen, die Welt zu regieren; wir aber wollen suchen, durch seine Gnade unsere Herzen und Lippen zu regieren.

5. Gott tritt für Hiob auf. Seine Freunde waren hart gegen ihn, sie thaten ihm unrecht; nun nennt ihn Gott über und über seinen Freund und beschämt die Andern noch. Wohl Dem, den der Herr vertheidigt, er wird nicht ruhen, bis er sein Kind erhoben hat. Gott verlangt Opfer von Hiobs Freunden als ein Zeichen ihrer Reue und Versöhnung. Er fordert von ihnen, daß sie Abbitte thun sollen bei Dem, den sie beleidigt hatten, sonst will er auch keinen Frieden mit ihnen machen. Sie thaten Alles, was Gott verlangte, denn sie sündigten ja unwissend. Merke: Hier ist eine beachtenswerthe Lehre. Wer Frieden mit Gott will, muß, so viel an ihm liegt, Frieden mit seinen Nächsten machen. Auch soll Hiob für sie bitten. So wurde derselbe gewissermaßen ihr Heiland — ihr Erlöser, Fürsprecher. Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist.

Der Herr aber segnete Hiob mehr denn zuvor. 1. Er wendete seine Trübsal. 2. Er doppelte seine Reichthümer. 3. Er ehrte ihn und machte ihn geehrt, so daß er reichen Trost in seiner Familie und in seinem Alter hatte.

**Praktische Nuganwendungen.** — Es ist ein großer Trost für uns, daß wir nicht immer wissen, warum uns gewisse Dinge begegnen.

2. Oft müssen auch wir des Herrn Wort zu Petrus auf uns anwenden. „Was ich jetzt thue, das weißt du nicht“ u. s. w.

3. In allen Dingen sucht Gott seine Heiligkeit und Liebe zu offenbaren; wir sind unweise, wenn wir murren gegen ihn.

4. Wir sollten uns nie weigern, Buße zu thun!

5. Wir sollten nie Andere richten, denn wir sind ja unwissend in den Wegen der Vorsehung.

6. Wir können nie recht urtheilen über einen Menschen, bis wir sein Ende gesehen haben.

7. Wir haben im Leiden den Trost, daß wir in der Hand eines Herrn sind, welcher die Liebe ist und nie irrt.

8. Wenn wir dereinst die herrlichen Gnadenführungen Gottes im Lichte sehen, werden wir ihm für die dunklen Stunden am meisten danken.

**Kleinkinderklasse.** — Der Lehrer wiederhole der Klasse mit einigen Fragen und Anmerkungen, wie Hiob geprüft wurde, und erzähle dann, wie er nun gesegnet und ihm alle seine Güter doppelt wieder gegeben wurden. Die Lehrpunkte, welche man mit einfachen Beispielen hieran knüpfen mag, sind folgende: 1. Welch ein großes Glück ist es für den Frommen, daß er weiß, er wird von der Hand eines gütigen Gottes geleitet und geführt. Ihm kann er sich mit Freudigkeit anvertrauen. 2. Wenn uns nun dieser Vater in Trübsal und Leiden führt, so ist es zu unserem Wohl. Wir haben dadurch nicht Verlust, sondern Gewinn, weil es uns zum Segen und zur Besserung gereicht. 3. Der Herr, welcher uns in Leiden führt, führt uns auch herrlich wieder heraus, wie wir an Hiob sehen. Das Ende seiner Führung ist immer herrlich. Wir sollen deshalb geduldig und gehorsam sein.

**Illustrationen.** — Erst Leiden und Prüfung, dann der Genuß der Freude: Israel mußte erst durch die Wüste ziehen, ehe es den Reichthum des gelobten Landes genießen konnte. Aber auch in der Wüste war der Herr mit ihnen. — Joseph mußte erst durch Verfolgung, Verleumdung und Gefängniß gehen, ehe er zu hohen Ehren kam. Aber auch im Gefängniß war der Herr mit ihm. — Wer ein gelehrter Mann werden will, der muß sich die Arbeit, Mühe und Züchtigung der Schule nicht verdröhen lassen. — Wer vom Gipfel des Berges den herrlichen Sonnenaufgang sehen will, der darf die Mühe und den Schweiß nicht scheuen, durch Nacht und Dämmerung den steilen Weg zu erklimmen, bis er endlich auf der Höhe anlangt.



**Erklärung der Wandtafel.** — In der Mitte ist das Bild eines Phönix. Dieses ist der heilige Vogel der Egyptianen, von adlerartiger Gestalt mit goldfarbigem Gefieder. Nach der Sage verbrannte sich dieser Vogel, ging aber verjüngt und verschönert aus der Asche wieder hervor. In der christlichen Poesie ist der Phönix ein Sinnbild der Verewigung nach läuternden Prüfungen und Widerwärtigkeiten, sowie ein Bild der Unsterblichkeit. Dieses ist eine vortreffliche Illustration von der Wiederherstellung von Hiobs Wohlergehen. Hiob ging aus dem Feuer der Leiden und Anfechtungen verjüngt und schöner hervor, mit Segnungen und Gutem, mehr als je in seinem Leben. Es ist aber auch ein Bild jedes Christenlebens: Der alte Mensch muß in den Tod gebracht, das eitle Wesen oft durch Kreuz und Trübsal verbrannt werden, damit der Christ verjüngt und herrlicher aus der Prüfung hervorgehe. Der Sinn der andern Zeichnung, Kreuz und Krone, ist deutlich: Durch Kreuz zur Krone, durch Kampf zum Ueberwinden. Dieses stellt die Hauptpunkte, den Kern der Lektion dar und das ist auch nur der Zweck. Es ist nicht nöthig, nicht einmal gut, die ganze Lektion nach dem Unterricht zu wiederholen.



(Zur Befriedigung Derjenigen, welche es vorziehen, für den heutigen Sonntag, 13. April, die allgemeine Reihenfolge der Sectionen zu unterbrechen, und eine Osterlection zu benützen, bringen wir die folgende kurze Section über die Auferstehung Jesu Christi.)

## Die Auferstehung Jesu Christi.

(1. Cor. 15, 3—6.; 20—22.)

3. Denn ich habe euch zuvorst gegeben, welches ich auch empfangen habe, daß Christus gestorben sei für unsere Sünden, nach der Schrift;  
4. Und daß er begraben sei, und daß er auferstanden sei am dritten Tage, nach der Schrift;  
5. Und daß er gesehen worden ist von Kephas, darnach von den Zwölfen.  
6. Darnach ist er gesehen worden von mehr denn fünf hundert Brüdern auf Ein Mal, derer noch viele leben, etliche aber sind entschlafen.

20. Nun aber ist Christus auferstanden von den Todten, und der Erstling geworden unter denen, die da schlafen.

21. Sinitmal durch einen Menschen der Tod, und durch einen Menschen die Auferstehung der Todten kommt.

22. Denn gleichwie sie in Adam alle sterben: also werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden.

**Haupttext:** Nun aber ist Christus auferstanden von den Todten.—1. Cor. 15, 20.

Wie die Schrift zuvor verkündigt hatte, so ist Christus um unserer Sünde willen gestorben (Jes. 53.). Aber er ist auch wieder auferstanden (Ps. 16, 10.). Christus selbst hat dieses Ereigniß voraus verkündigt (Matth. 16, 21.; 17, 9.; Mark. 14, 28.; Joh. 16, 16.; 11, 25.). Dasselbe ist auch bezeugt durch die himmlischen Boten (Mark. 16, 6.; Luc. 24, 6.), durch die Wächter am Grabe (Matth. 28, 4, 11.), durch das Gesamtzeugniß der Apostel (Apg. 2, 24.; 10, 40.; Röm. 4, 24.; 1. Petri 1, 3.; Offb. 5, 18.), sowie durch die verschiedenen Erscheinungen des Auferstandenen selbst. Wäre Christus nicht auferstanden, wie wollte man die Gründung und das Bestehen der christlichen Kirche überhaupt erklären? Wer hält und fördert die Kirche, wenn Der, auf den wir hoffen, sich unter den Todten befände? Wir haben also an der Auferstehung Christi eine unumstößliche Thatfache.

Die Auferstehung Jesu Christi war nicht bloß, wie bei den übrigen Todtenerweckungen in der heil. Schrift, eine Rückkehr seiner Seele in den vorher verlassenen Leib, sondern eine Verklärung zu einem neuen, höheren unsterblichen Leben. Den Grundstoffen nach war es nicht ein anderer Leib, der sich mit seiner Seele verband; aber er war nicht mehr an die für uns sündigen Menschen bestehenden Schranken des Raumes und der Zeit gebunden (Joh. 20, 19, 26.). Vorher war es auch bei Jesu durch Aufopferung des eigenen Willens in den Willen Gottes hindurch gegangen (Matth. 26, 39.; Joh. 12, 27.), es hatte sich zu Zeiten ein Wille bei ihm geregt, der gerne einen andern Weg zur Erlösung der Menschen eingeschlagen hätte; es hatten sich ihm von außen Versuchungen mancherlei Art nahen dürfen; aber nach seiner Auferstehung war aller Fleischeswille völlig ertödtet, jetzt war keine Spur von Kampf und Widerstreben mehr da, sondern die freieste, lauterste Uebereinstimmung mit Gottes Willen.

Die Auferstehung Christi ist das Fundament des christlichen

Glaubens, Lebens und Hoffens. Denn sie ist das Siegel, welches Gott auf die Lehren, Thaten und Wege seines Sohnes gedrückt hat (1. Cor. 15, 12.); eine Bestätigung seiner Gottheit und der durch ihn vollbrachten Versöhnung, ein Beweis, daß Gott sein Opfer für die Sünden der Welt angenommen, und daß er unseren Fluch getilgt habe. (Röm. 4, 25.; 2. Cor. 5, 21.; Gal. 3, 13.) Endlich gewährt sie die Bürgschaft der Vollendung des Heils bei unserer künftigen Auferstehung, wo die letzten traurigen Folgen der Sünde aufgehoben und die Seinigen ihrem verkärten Haupte ähnlich gemacht werden. (Röm. 6, 8.; 1. Cor. 15, 52.)

Wie nun durch die Sünde des ersten Adams die Sünde zu allen Menschen durchgedrungen ist, so können durch den glorreichen Sieg des andern Adams alle Menschen des Lebens theilhaftig werden, wenn sie an ihn glauben. Was uns Adams geistlicher Tod verloren, hat uns die Auferstehung Christi zu ewigem Besitz versiegelt. Und so allgemein wie die Sünde zum Tode war, kann das Heil und Leben in Christo zum Heil und Leben der Menschheit werden. Daß es es nicht bei Allen so wird, daran ist der Unglaube der Menschen schuld.

**Praktische Anwendungen.**—1. Jesus lebt, wir leben auch leben.

2. Jesus lebt, wir sollen auch leben. Er ladet uns freundlich ein und kommt uns durch sein Wort und seinen Geist entgegen.

3. Da die Auferstehung Christi eine unzweifelhafte historische Thatfache ist, so sind gewiß alle andern Lehren der Schrift eben so unzweifelhaft.

4. Seitdem Jesus Tod und Grab besiegt, haben dieselben für den Christen ihre Schrecken verloren.

5. Jesus lebt in ewiger Herrlichkeit und Majestät, wir sollen hinkommen, wo er ist und sollen ihm gleich werden, wie er ist.

## Die Königin Esther.

3. Section: Esther 4, 10—17. — Sonntag den 20. April 1879.

10. Sprach Esther zu Hathach, und gebot ihm an Mardachai:

11. Es wissen alle Knechte des Königs und das Volk in den Landen des Königs, daß, wer zum Könige hinein gehet, inwendig (1) in den Hof, er sei Mann oder Weib, der nicht gerufen ist, der soll stracks Gebots (2) sterben; es sei denn, daß der König den goldenen Scepter gegen ihn reiche, damit er lebendig bleibe. Ich aber bin nun in dreißig Tagen nicht gerufen zum Könige hinein zu kommen.

12. Und da die Worte der Esther wurden Mardachai angefragt,

13. Hieß Mardachai Esther wieder sagen: Gebente nicht, (3) daß du dein Leben errettest, weil du im Hause des Königs bist, vor allen Juden;

14. Denn (4) wo du wirst zu dieser Zeit schweigen, so wird eine Hülfe und Errettung aus einem andern Ort den Juden entziehen, und du und deines Vaters Haus werdet umkommen. Und (5) wer weiß, ob du um dieser Zeit willen zum Königreich gekommen bist?

15. Esther hieß Mardachai antworten:

16. So gehe hin und versammle alle Juden, die zu Susan vorhanden sind, und fastet (6) für mich, daß ihr nicht esset und trinket in dreien Tagen weder Tag noch Nacht: ich und meine Dirnen wollen auch also fasten. Und also will ich zum Könige hinein gehen wider das Gebot; komme ich um, so komme ich um. (7)

17. Mardachai ging hin, und that Alles, was ihm Esther geboten hatte.

### Parallelen.

(1) Esther 5, 1. (2) Dan. 2, 9.; Esther 5, 2.; 8, 4. (3) Spr. 24, 11, 12. | (4) 4. Mose 23, 23.; 1. Sam. 12, 22.; Jes. 54, 17. (5) 1. Mose 45, 7. (6) Zana 3, 4—9. (7) 1. Mose 43, 14.; 2. Kön. 7, 4.

**Haupttext:** Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn; er wird es wohl machen.—Ps. 37, 5.

### I.

Diese Section trug sich etwa 479 v. Chr. zu. Susan war zu dieser Zeit die Hauptstadt des persischen Reiches und lag etwa 250 Meilen südöstlich von Babylon. Das Buch Esther gehört ungefähr zwischen das sechste und siebente Capitel im Buch Esra. Wer der Autor dieses Buches war kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden, indem aber die persischen

Sitten und Gebräuche so genau angeführt werden, läßt sich schließen, daß der Schreiber dort gewohnt haben muß. Manche glauben, daß Mardachai es schrieb; und man mag mit ziemlicher Gewißheit annehmen, wenn er es nicht selbst schrieb, so geschah es wenigstens unter seiner Aufsicht.

Das Buch Esther wird durchgelesen bei den Juden in ihren Schulen am Feste Purim, welches von Mardachai eingesetzt

wurde zum Andenken an die Befreiung der Juden aus der Gewalt Hamans. Die einfache Geschichte dieses Buches gibt uns ein deutliches Beispiel von der Vorsehung Gottes; herrlich nimmt sich Esther aus in der glorreichen Cantate von Händel, dem großen Componisten. Das beschriebene Fest, welches Xerxes (Mhasuerus) hielt, währte 180 Tage und war wahrscheinlich eine Rathsverammlung der 127 Provinzen des Reiches bezüglich des Einfalles in Griechenland. Es war ein gewaltiges Unternehmen, aber auch ein kolossaler Fehlschlag. 5,000,000 Perser überschritten den Hellespont und nur 5000 davon kehrten zurück. Haman, ein Liebling des Kaisers, fühlt sich gekränkt, weil ein Jude, Mardachai, ihm nicht Verehrung zu Theil werden läßt, darüber aufgebracht, beschließt er, wenn möglich, alle Juden auf einen Tag zu vernichten. Am diese Zeit aber wird Esther auf den Thron erhoben und ihr sendet Mardachai eine Abschrift von dem königlichen Befehl, mit dem Ansuchen, beim König Fürbitte einzulegen für das Volk, um so möglich, das Unglück zu verhüten und das Volk zu retten.

## II.

Mardachai verlangte wider das Gesetz, als er von Esther forderte, sie solle zum König gehen; aber „Noth kennt kein Gebot“; hier hieß es handeln oder sterben.

1. Das Gesetz. Niemand durfte vor dem Könige erscheinen, er sei denn geladen, oder der König erhebe seinen goldenen Scepter über ihn. Das Gesetz war gemacht, um des Königs Person und Leben zu beschirmen. Es war a. ein thörichtes Gesetz, denn der Palast wurde ja fast zum Gefängniß; es war b. ein hartes Gesetz, denn die Unterthanen hatten keine Gelegenheit, ihre Bitten vorzubringen oder Hülfe zu erlangen. So ist der König aller Könige nicht; zu seinem Throne und Fußschemel dürfen wir uns freudig nahen jeder Zeit.

2. Das Verhältniß. Esther war in Trübsal, denn schon dreißig Tage war sie nicht beim König; wohl mag auch da Haman, der Erzfeind, seine Hand im Spiele gehabt haben, um den König vergessen zu machen, was er gethan hatte, indem er das Gesetz unterschrieb, die Juden zu tödten.

3. Mardachai. Dieser sandte Wort zur Königin, daß hier keine Ausrede helfe; sie muß vor dem König erscheinen; denn es ist a. ihre eigene Angelegenheit, wenn die Juden sterben, muß sie mitsterben; b. es ist Gottes Sache; wenn Esther nicht hilft, wird Hülfe von sonst wo kommen. Das ist die Sprache des Glaubens: Werkzeuge mögen fehlen, aber der Bund Gottes wird bestehen. c. Gott hatte schon seine weiße Absicht darin, als sie Königin wurde, darum braucht sie keine Furcht zu haben.

4. Esthers Entschluß. Sie wagt es, vor den König zu treten, aber nicht bis sie und ihr Volk erst zu Gott gebetet hatten und mit Fasten sie sich zubereiteten. Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, das hat sich auch hier geoffenbart.

Esther ist uns ein Beispiel wahrer Charaktergröße. Sie erschien vor dem König; ihr Leben hatte sie gewagt, aber Gott stand ihr bei; der König erhob das Scepter über sie, denn sie hatte Gnade gefunden. Das gläubige Gebet ist des Frommen Schutz, Wehr und Waffe, wer beten kann, hat den Schlüssel zum Himmel in seiner Gewalt. Auch Hohe, Fürsten und Gewaltige sind unter dem Einfluß des Gebets. So wie Ester in unserer Lektion, so erschien einst Luther am 17. April 1521 vor dem Reichstag zu Worms. Die Welt hat von jeher noch müthige Helden gehabt, und die Kirche Gottes zählt ihrer nicht wenige.

**Praktische Ruhanwendungen.**—1. Gott ist in der Weltgeschichte, er leitet und regiert Alles, selbst wenn die Menschen es auch nicht erkennen.

2. Die Vorsehung Gottes beachtet auch die geringsten Thaten, sowohl als bedeutende Ereignisse.

3. Menschen sind oft zurückgezogen und schwer zu erreichen, aber der Gnadenhron steht immer offen, und Gott hält alle Tage Audienztag.

4. Frömmigkeit und Tugend blühen auch unter den bedrücktesten Umständen.

5. Hochmuth muß seinen Fall haben, das beweist Hamans Erfahrung.

**Kleinkinderklasse.**—Der Lehrer wird wohl thun, auf eine den Kleinen angemessene Weise die ganze Geschichte Esthers zu erzählen. Dieselbe ist ja höchst interessant. Daran knüpfte er dann die Lehre, wie „Hochmuth vor dem Fall kommt,“ und illustrierte dieses mit Hamans Geschichte; dann zeige er, wie demüthige und entschiedene Frömmigkeit den Sieg davon trägt über die Bosheit und die Ränke gottloser Menschen. Dieses illustrierte er mit dem Verbalten Mardachai's und Esthers. An Stoff und interessanten Bildern fehlt es hier nicht.

**Illustrationen.** Hochmuth kommt vor dem Fall. Wie an Haman, sehen wir das auch an dem Riesen Goliath. Davids Schleuder mit seinem Gottvertrauen war stärker, als Goliath's gewaltiger Speer in seinem Hochmuth. — Nebukadnezar, Napoleon und viele Großen dieser Erde liefern schlagende Beispiele für diese Wahrheit.

„Komme ich um, so komme ich um.“ Als die Apostel mit Gefängniß und Tod bedroht wurden, ließen sie sich nicht einschüchtern, von dem Namen Jesu zu predigen. — Als Luther gewarnt wurde, nicht vor den Mächtigen des Reichstages zu Worms zu erscheinen, wenn ihm sein Leben lieb sei, sagte er: „Und wenn so viel Teufel in Worms wären, als Nadel auf den Dächern, so wollte ich dennoch hingehen.“ Das war Entschiedenheit und das Leben gewagt für die Sache Gottes, wie Esther für das Wohl ihres Volkes.



**Erklärung der Wandtafel.**—„Heil durch den Mittler“ ist der Mittelpunkt der Lektion. Es kreuzen sich da zwei Gnadenscepter. Die entschiedene Esther tritt todtverachtend als Vermittlerin zwischen Mhasueros und ihr Volk mit den Worten: „Komme ich um, so komme ich um!“ Sie wurde die Retterin der Juden. Auf der andern Seite ist dann die Lehre, welche wir aus der Lektion ziehen: Christus tritt ebenfalls todtverachtend zwischen dem heiligen Gott und die verdammungswürdige Menschheit. Aber er thut vielmehr als Esther. Er nimmt unsere Sünden und Strafen als Mittler auf sich und versöhnete Gott mit der Menschheit. Nun neigt Gott sein Scepter einem jeden Heilsuchenden, welcher im Namen des „Mittlers“ vor ihm erscheint. Man vergesse dabei ja nicht den angeführten Bibelspruch 1. Tim. 2, 5. zu benützen.

## Der kommende Retter.

### 4. Lektion: Jesaja 42, 1–10. — Sonntag den 27. April 1879.

1. Siehe, das ist (1) mein Knecht, ich erhalte ihn; und mein Auserwählter, an (2) welchem meine Seele Wohlgefallen hat. Ich habe ihm meinen (3) Geist gegeben, er wird das Recht unter die Heiden bringen.

2. Er wird nicht schreien noch rufen, und seine Stimme wird man nicht hören auf den Gassen.

3. Das (4) zerbrochene Rohr wird er nicht zerbrechen, und das glimmende Licht wird er nicht auslöschen. Er wird das Recht wahrhaftig halten lehren.

4. Er wird nicht mürrisch noch gereizt sein, auf daß er auf Erden das Recht anrichte; und die Inseln werden auf sein Geheiß (5) warten.



5. So spricht Gott, der Herr, der die Himmel schaffet und ausbreitet, der die Erde macht und ihr Gewächs, der dem Volk, so darauf ist, den Obem gibt, und den Geist denen, die darauf gehen:

6. Ich, der Herr, habe dich gerufen mit Gerechtigkeit, und habe dich bei meiner Hand gefaßt, und habe dich besüßet, und habe dich zum Bund unter das Volk gegeben, zum Lichte (6) der Heiden;

7. Daß du sollst öffnen die Augen der Blinden, und die Gefangenen aus

dem Gefängniß führen, (7) und die da sitzen in der Finsterniß, aus dem Recker.

8. (8) Ich, der Herr, (9) das ist mein Name; (10) und will meine Ehre keinem Andern geben, noch meinen Ruhm den Hören.

9. Siehe, was kommen soll, verflüchtige dich zuvor, und verflüchtige Neues; ehe denn es aufgehet, (11) lasse ich es euch hören.

10. Singet dem Herrn ein neues Lied, (12) sein Ruhm ist an der Welt Ende; die im Meer fahren, und was darinnen ist, die Inseln, und die darinnen wohnen.

### Parallelen.

(1) Matth. 12, 18. (2) Matth. 3, 17.; Jes. 17, 5.; 2. Petri 1, 17.; Eph. 1, 4. (3) Jes. 11, 2. (4) Matth. 12, 20.; Ps. 34, 19. (5) 1. Mose 49, 10. Jes. 48, 11. (11) Apg. 15, 18. (12) Dff. 5, 9.

(6) Jes. 9, 2.; 49, 6.; 60, 1.; Luc. 2, 32.; Apg. 13, 47. (7) 2. Tim. 2, 26.; Matth. 4, 16.; 1. Petri 2, 9. (8) 2. Mose 3, 16. (9) Ps. 83, 18. (10) 15, 18. (12) Dff. 5, 9.

**Haupttext:** Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe.—Matth. 3, 17.

### I.

Diese Weissagung geschah zwischen 715 und 698 v. Chr., in der letzten Hälfte der Regierung Hezekiah's. Jesaias lebte nach der gewöhnlichen Chronologie ungefähr zwischen 730 und 698 v. Chr., etwa 60 Jahre weisagte er. Zu gleicher Zeit mit ihm weisagte Hosea in Israel, Nahum und Micha in Juda; Joel, Amos und Jona mögen noch gelebt haben, als Jesaias auftrat, waren aber sehr alte Männer.

Israel war stetig im Sinken während der Zeit dieses Propheten, die Äthrer machten es tributpflichtig im Jahr 740 v. Chr., und im Jahr 721 v. Chr. nahmen sie die Hauptstadt Samaria ein und führten das Volk in Gefangenschaft, aus welcher sie nie wiederkehrten. Rom wurde gegründet im Jahr 753 v. Chr. da Jesaias ein Jüngling war. Im Reiche Israel war keine Gottesfurcht mehr; Sinnlichkeit, Abgötterei und Luxus nahmen die Stelle des wahren Gottesdienstes ein; der König suchte Reformen einzuführen, aber sie waren nicht bleibend.—Ueber die Person des Propheten Jesai, abgesehen von seinem Prophetenamte verlautet nichts; mit Ausnahme, daß sein Vater Amos hieß. Sein Name deutet schon den Sinn seiner Arbeit an; Jesai meint, die Erlösung vom Herrn. Die Tradition sagt, daß Jesaias den Märtyrertod starb, indem Manasse ihn voneinander sägen ließ. Sein Charakter steht vor uns in bewundernswürthem Glanze. Sechzig Jahre stand er sozusagen allein, warnend, lehrend, tröstend und strafend; sein Glaube wankte nie, und mit felsenfester Treue hing er an seinem Gott in allen Proben und Widerwärtigkeiten.

Im 42. Capitel verkündet er die große Erlösung, nicht von Menschen, sondern klar und deutlich die Erlösung vom Herrn, dem Messias. Eben weil Jesaias den Welterlöser in so deutlichem Lichte schildert, wird er auch allgemein der evangelische Prophet genannt; oft sind seine Weissagungen von Christo so gestellt, als ob ihm die große Zeit der wirklichen Heilsercheinung schon gegenwärtig sei.

### II.

Was in diesen Versen gesagt wird, hat ohne Zweifel Bezug auf Christum, denn der Evangelist sagt deutlich, daß in ihm diese Weissagung erfüllt wurde. Matth. 12, 17—21. Hier haben wir:

1. Gottes Wohlgefallen an seinem Gesandten, dem Retter. Er ehret ihn, weil er gehorsam gelernt hat, und sich als Opfer gab zu retten die Verlorenen. Gott ehret ihn als seinen Auserwählten. Nicht ungerufen oder selbst gelaufen; Gottes Wohlgefallen ruhte auf ihm als dem Bürgen, Retter und Vertreter; darum setzte Gott auch Vertrauen auf ihn, denn durch ihn kamen Menschenkinder zur Herrlichkeit. Alles dieses und noch mehr offenbarte Gott im neuen Bunde, besonders Matth. 3, 17.; 17, 5. u. a. m. „Er wird nicht schreien“ 2c. Dieses bezieht sich auf die stille, geistige Weise der Ausbreitung des Reiches Christi. Nicht, wie Nabamed und Rom, mit äußerem Prunk, sondern mit stiller Geisteskraft, geht er voran. Jesus hat bei seinem Erdenleben äußeres Aufsehen vermieden.

2. Des Erretters Tüchtigkeit zu seinem Amte. a. Der Geist Gottes kam auf ihn; b. er ruhte auf ihm; nicht bloß in einem bestimmten Maß, in ihm wohnte die Fülle der Gottheit leibhaftig.

3. Sein Werk.—a. Recht unter die Heiden zu bringen, d. h. in ewiger Weisheit, Seligkeit und Billigkeit wird er eine Religion gründen, deren Segnungen Jedermann genießen kann. b. Des Schwachen und Armen will er sich annehmen, und wird Geduld haben, wie er einst mit Jerusalem hatte. c. Er setzet Gerechtigkeit ein auf Erden, d. h. eine Regierung in der Kraft seines Evangeliums, deren die Menschen froh

werden. Er wird durch sein Wort und seinen Geist die Augen der Blinden öffnen (B. 7) und durch sein Verdienst die in der Sünde gefangenen erlösen und, die in der Nacht der Unwissenheit sind, erleuchten. Nicht zu zerstören, sondern zu helfen kommt er, deshalb wird er das schwache, im Winde schwankende Rohr nicht zerbrechen, sondern halten und aufrichten und das glimmende Docht mehr ansagen, daß es in lebendigen Glauben brennt.

4. Der Bund Gottes.—Er hat ihn gerufen und auserwählt, darum will er ihn auch behüten und mit ihm sein. Bei der Hand faßt er, stärkt, heben, halten und unterstützen. Die der Herr ruft und sendet, die läßt er auch nicht allein, sondern hilft ihnen allezeit. Er will ihn den Heiden zum Licht machen und zu einem Bund der Gnade. In ihm sollen alle Völker der Erde gesegnet werden. Siehe der Herr, Jehova ist sein Name, hat es verheißen; sollte er etwas sagen und nicht thun? etwas versprechen und nicht halten? Siehe, was vorher verheißen war, ist Alles erfüllt; so wird der Herr auch ferner treulich erfüllen, was er verheißt. In Christo Jesu sind alle Gnadenverheißungen enthalten, in ihm soll der ganzen Welt Heil und Rettung widerfahren und alle Verheißungen erfüllt werden.

5. Ein neues Lied.—Im alten Bunde meinte das, Gott loben und preisen für einen neuen Beweis seiner Liebe. Nicht bloß ein neues Lied, sondern auch eine neue Ursache dafür; eine Ursache, die alle Enden der Welt berührt und erreicht. Dieses Lied erscholl in seinem Vollklang als die Engel auf Bethlehems Fluren sangen: „Ehre sei Gott in der Höhe“ u. f. w.

**Praktische Anwendungen.**—1. Gott hat Wohlgefallen an denen, die ihm angehören.

2. Der Gott der Bibel ist auch der Gott der Natur. Wer auf ihn traut, der braucht nicht zu zittern.

3. Jesus ist das Licht der Welt, wer in ihm wandelt, der bleibt nicht in Finsterniß.

4. Christus ist die Kraft Gottes, die frei macht Alle, die daran glauben.

5. Christus ist dem Kraftsuchenden und Schwachen ein Helfer, denn er ist sein Heiland.

6. In ihm sind alle Gottesverheißungen „Ja und Amen,“ und haben wir freien Zutritt zum Vater.

7. Auch wir sollen ihm „mit einem neuen Liede“ für seine Segnungen und Gaben herzlich danken.

**Kleinkinderklasse.**—Der Lehrer schildere wie Jesaias im Geiste schon viele Jahrhunderte vorher den Herrn Jesum verkündigt und geschaut hat. Hier schildert er ihn als ein Licht und einen Helfer. Der Lehrer illustre etwa folgendermaßen: Das menschliche Herz ist finster und unrein von Natur. Denkt ein unreines Zimmer bei Nacht. Niemand sieht den Unflath. Jetzt wird's Tag. Nun zeigt sich auch die Unreinlichkeit. Das Licht hat nicht den Unflath gebracht, sondern nur gezeigt. So zeigt Christus durch das Licht seines Wortes und Geistes die Sünde im Herzen. Nun will aber Christus durch sein Blut die Herzen reinigen, so wir ihn darum bitten und ihm stille halten. Der Lehrer mag dabei das Bild vom Zimmer festhalten oder ein anderes sich wählen, aber er illustre!

**Illustrationen.**—„Er wird nicht schreien.“ So wie das Morgenlicht still und sanft am östlichen Himmel emporsteigt und mit seinem herrlichen Scheine Alles beleuchtet, und sozusagen vergoldet, so ist die Ausbreitung des Reiches Christi. Wie ein Sauerteig wirkt die geheime Kraft seines Geistes: ohne Lärm und Aufsehen, aber kräftig und sicher.

„Öffnen die Augen der Blinden.“ Wie der Arzt bei der Operation eines Blinden zu Werke geht, so muß auch die geistl.

liche Operation geschehen. Ein scharfes Instrument oder scharfe Salben werden dabei angewendet, aber nicht um zu peinigen, sondern um zu helfen. Nachher, wenn man mit gefunden, klaren Augen das schöne Sonnenlicht und das Antlitz des Retters sehen kann, fühlt man mit dem innigsten Dank den Segen der Hülfe und vergißt der Schmerzen, welche damit verbunden waren.

**Erklärung der Wandtafel.** — Die Lektion handelt von Christo, dem kommenden Retter. Die aufgehende Sonne über den Bergen bildet ab, wie er als geistliches Licht über die Welt, welche „Finsterniß“ und über die Völker, welche „Dunkel“ deckt, aufgeht. Die Inschrift oben ist nach dem Text der Lektion, wie Christus ist Gottes „Knecht“, weil er seinen Willen ausführt und wirkt „die Werke des, der ihn gesandt hat.“ Er ist Gottes „Auserwählter“, sein einziger Sohn, den er erwählt hat, die Welt zu erlösen, sein Gesalbter, den er überschwänglich mit seinem Geiste erfüllt hat. Dieser „Gesalbte“ ist nun unser Lebenslicht durch sein Wort und seinen Geist, sowie unser Lehrer und Erreiter von Furcht, Tod und Verdammniß. Das Kreuz und die Bibel sind mehr zur Aus-

füllung des leeren Raumes da. Der Lehrer kann dieselben nach Gutdünken benützen oder unerwähnt lassen.



## Hinterstübchen.



## Spazierenfahren.

Die Sonne schaut zum Fenster 'raus,  
Wir fahren auf das Land hinaus.  
Nach Platz, Marie! Was willst du da?  
Ich fahre stracks nach Afrika.

„Nur nicht so grob, mein guter Hans,  
Hier hab ich einen Blumentranz,  
Den häng ich deinem Jockli um,  
Dann ist er schön, obgleich schon bumm.“

## Was ein japanischer Gefangener aus dem Gefängniß schreibt:

Osaka, 16. Tag, 1. Monat, 12. Jahr von Meiji (1879).  
[An den Editor der „Globo News.“]

Geehrter Herr! — Sie werden vielleicht denken, es sei ein wenig sonderbar, daß ich an Sie schreibe, aber ich kann dem Wunsche nicht widerstehen, Ihnen mein gutes Glück zu erzählen. Sie müssen wissen, ich bin der Dieb, der kürzlich in N. 16, Concession, Osaka, gefangen wurde.

Ich habe nun drei Wochen im Gefängniß zugebracht, und ich muß gestehen, nicht ganz uncomfortabel, aber ich hoffe, mit Nächstem wieder heraus zu kommen, da meine Landsleute, die eingeborne Polizei, mein hartes Loos sehr zu bedauern scheinen; ich hörte kürzlich zwei oder drei derselben zusammen sprechen.

Sie sagten, der N. 3-Ausländer, von dem ich ein Paar Sachen nahm, (von wenig Werth), habe an seinen Consul geschrieben, er solle mich verlagern; aber das, sagte der Sprecher, war nicht genug — der N. 16-Ausländer hätte auch zu schreiben, und der Hauptmann von Kawaguttschi (der Concession) hätte eine Petition an den Stadtrath einzureichen; und dann, wenn alles dies geschehen sei, solle ich in Freiheit gesetzt werden. Nun, ich bin willig, die Japanesen nicht mehr zu befehlen, aber ein ehrliches Auskommen von Dem zu machen, was ich von den haarigen Ausländern mausen kann. So viel ich durchschauen kann, ist ein Platz für mich in Kobe, und ich beabsichtige, Ihnen nächstens einen Besuch abzustatten, sobald als meine Bafanz vorüber ist.

Ich wünschte, Sie würden die ausländische Polizei bitten, mich das nächste Mal, wenn wir zusammen kommen, ein



wenig besser zu behandeln; der große Mann machte meinen Kopf schwimmen. Ebenso würde ich die Eigenartigkeit unserer Methode, die Unglücklichen zu binden, vorschlagen, nemlich mit einem schönen weichen Strick, anstatt mit solch abscheulichen Ketten; sie quetschten ein Stück Fleisch aus meinem Handgelenk heraus.

Der Kessel, den ich in N. 3 entlehnte, hat sich sehr nützlich erwiesen. Thee zu machen für die müden Constabler, welche sich ausdrücken, gegen mich sehr verpflichtet zu sein, daß ich ihn lieferte.

Schließlich möchte ich noch den verschiedenen Beamten danken für die unter ihren Händen erhaltenen Freundlichkeiten. Immerhin hätte ich es nicht gerne, daß dieser Brief den Autoritäten in Tokio unter die Augen käme, indem mir gesagt wurde, dieselben ziehen die Gegenstände in Betracht, in welche ich interessiert bin; dadurch sind sie von den Masakeanten verschieden, und möchten sie mir eine Ursache zu Hindernissen in meiner zukünftigen Wohlfahrt werden.

In der Hoffnung, das Vergnügen zu haben, Sie bald zu sehen, glauben Sie mir, geehrter Herr, ich bin mit Hochachtung Ihr

R u s u b i t o. (Dieb.)

(Uebersetzt aus der *Hogo News* von M. H.)

**Eine Doktorkrankheit.**—Große Leute haben oft auch ihre großen Schwächen. Der berühmte praktische Arzt und klinische Lehrer Schönlein litt selber an einer schlimmen Krankheit bis an sein Lebensende, nemlich dem *nerous rerum gerendarum medicinalis communis* . . . für Nichtlateiner verdeutschelt: Schönlein liebte, wie leider viele Doktoren, die Honorarargroschen allzu sehr. Dies Leiden war bei ihm unheilbar, denn selbst eine Parvorcetur, die einst einer seiner Patienten mit ihm vornahm, soll das Uebel nur noch verschlimmert haben. Ein reicher russischer Graf, an einer bösen Krankheit leidend, war nemlich hilfesuchend nach Berlin gekommen und Schönlein war die Kur glücklich gelungen. Beim Abschiede saß der Graf seinem Lebensretter am Tische gegenüber. Unter den lebhaftesten Worten des Dankes schiebt er dem Doktor eine selten große, wunderschön gearbeitete goldene Dose über den Tisch zu. Schönlein macht ein etwas langes Gesicht und schiebt die Dose stillschweigend wieder zurück. In seiner russischen Unschuld hält der Graf dies für ein Zeichen übergroßer Bescheidenheit. Er wird in seinen Dankäußerungen nur noch glühender und schiebt dem Doktor die Dose wieder zu. Schönlein mit noch längerem Gesicht, schiebt die Dose zum zweiten Mal zurück und spricht das große Wort gelassen aus: „Geld wäre mir lieber!“ Da ist es mit der russischen Unschuld auf einmal vorbei, und der Graf fragt etwas weniger danklühend: „Wie viel bin ich Ihnen schuldig, Herr Geheimrath?“ Schönlein dozirt nun sehr gelehrt von der Schwierigkeit, den tödlichen melanotischen Markschwamm zu heilen und spricht schließlich wieder das große Wort gelassen aus: „Herr Graf, ich bitte um 200 Dukaten!“ — „Nicht mehr, lieber Herr Doktor! o, Sie sind wirklich zu bescheiden!“ sagte der Russe mit etwas sibirischem Lächeln, nimmt die verschmähte Dose, öffnet sie und zählt aus ihrem stattlichen Bauche heraus 200 Dukaten auf den Tisch. „Ich hatte eigentlich 300 Dukaten für Sie bestimmt, und die Dose als ein kleines Andenken an den melanotischen Markschwamm nebenbei hinzugefügt. Ihre übergroße Bescheidenheit, lieber Herr Doktor, zwingt mich, meine Dose und die verschmähten 100 Dukaten wieder nach Hause zu tragen!“ — sprach, steckte die Dose in die Tasche und ließ den großen Arzt ziemlich verdutzt zurück.

**Die Elektrizität als Untersuchungsrichter.**—Der Afrika-Reisende Apel besuchte vor einigen Jahren dieses Land unter der Verkleidung eines Arztes. In Abessinien wohnte er einst einer Gerichtssitzung bei. Eine Wittve verklagte ihren Schwager, ihr Geld entwendet zu haben; dieser schob die Schuld auf der Wittve einzigen Sohn; alle Drei schrien so entsetzlich durcheinander, daß man kein Wort verstand. Das Schurken-gesicht des Oheims überzeugte Apel, daß dieser der Dieb sei. Er bat den Richter um die Erlaubnis, einige Fragen zu stellen. Mit lauten Worten bestand der alte Sünder auf seiner Unschuld und bezeichnete den Knaben als den wirklichen Dieb. Apel ließ ihn schweigen und erhob sich ernst und feierlich. Er führte mit sich eine Elektrifirma, welche, obgleich klein, eine sehr starke Wirkung übte und ihn in den Geruch der Zauberei setzte. Ernst und bedächtig richtete Apel seine Ma-

schine her und sprach mit feierlicher Stimme: „Schaut! Ein mächtiger Geist! Mächtig in der Luft und in der Erde, im Feuer und Wasser, bei Tag und Nacht gleich mächtig und groß. Bist du unschuldig, Mann, so soll es bewiesen sein; bist du aber schuldig, so soll dich dein eigener Mund verdammen. Doch erst tritt du, o Sohn der Wittve, heran und befreie dich von dem Verdacht, der auf dir ruht.“ Alle schauten verwundert zu. Der Junge trat getrosten Muthes hinzu und faßte die Griffe der Maschine. Alsdann setzte Apel die Maschine in Bewegung, unterbrach jedoch den elektrischen Strom, so daß der Junge natürlich nichts verspürte und ganz unbeweglich stand; er ward darauf von aller Schuld freigesprochen. Der Dintel, welcher zuerst einige Zeichen der Unruhe geäußert hatte, erlangte seine Gleichgültigkeit wieder, sobald er gesehen, daß nichts erfolgte, faßt die Handgriffe fest und prahlte und rief Allah laut zum Zeugen seiner Unschuld an. Nun setzte Apel nochmals die Elektrifirma in kräftige Bewegung, ohne sie zu unterbrechen, und ließ plötzlich die ganze Wirkung des elektrischen Stroms auf den armen Nicht übergehen. Die Verdrehungen seiner muskulösen Gestalt, die Krümmungen seiner Glieder, die Angst auf dem blassen Gesicht und das Gebrüll, welches er ausstieß, waren wahrhaft fürchterlich. „Gnade! Gnade!“ rief er, „ich habe das Geld gestohlen! Ich gestehe! Um des Friedens der Seele meines Vaters willen, befreie mich, o Fremdling!“ Ruhig nahm der zauberkundige Europäer wieder seinen Platz ein. Alles schwieg und wunderte sich, selbst der Richter erblaßte, als die gefährliche Maschine ihm etwas zu nahe rückte.

**Ein Schwabenstückchen.**—Herzog Karl, oder wie man in Württemberg heute noch sagt: „Karl Herzog“, war bekanntlich ein ziemlich jähzorniger Herr, der schnelle Justiz liebte. Als die Hohenheimer Gartenanlagen hergestellt wurden, kam er einmal gerade zum Einfäen eines Stückes Land. Ein Arbeiter, der sich besonders umgeschickt dabei betrug, erregte den Zorn Sr. Durchlaucht, und wenn bei Serenissimus ein Wetter aufzog, so schlug es auch gleich ein. Er hieß also einen seiner Kauduben an der nächsten Heide eine Gerte schneiden und dem ungeschickten Säemann fünfundsiebzig aus dem F-F aufbrennen. Ein anderer Frohnbauer stand dabei und brach während der Execution in ein schallendes Gelächter aus. Dies verdroß den Herzog sehr, und er rief dem Lacher zu: „Karl, was hast du? Ich sag dir, wenn du nicht aufhörst zu lachen, laß ich dir auch fünfundsiebzig aufzählen.“ — „Ach, Durchlaucht“, erwiderte der Mann, „halten zu Gnaden. Ich han so g'lacht, weil i no nie g'seha han, daß mer so schnell heterander ander säet, schneidet und drischt.“ Durch diese schlagfertige Antwort war der Zorn des Fürsten entwaßnet, und er selbst gab das Zeichen zu einem heiteren Nachsturm.

**Originelle Verwechslung.**—Gegen den renommirten Frerenarzt Doktor Blanche äußerte ein fremder Gelehrter, der nach Paris gekommen war, den Wunsch, einmal mit einem Verriichten zusammen zu speisen. Blanche lud ihn in Folge dessen auf den folgenden Tag zu sich zu Tisch. Der Gelehrte fand hier zwei ihm unbekannte Gäste, von denen der Eine im schwarzen Anzuge, weißer Kravatte und goldener Brille sehr ehrwürdig aussah. Sein Haar war schneeweiß; er drückte sich sehr elegant aus und machte bisweilen über die gelehrten Tagesfragen, die verhandelt wurden, die feinsten Bemerkungen. Der andere Gast war dagegen auffällig nachlässig gekleidet, und die nur locker umschlungene Kravatte ließ den Hals bloß. Das lange schöne Haar war in den Nacken zurückgeworfen. Sein Teint war dunkel, seine Augen glänzten. Er sprach mit außerordentlicher Schnelligkeit und zwar über Alles, über gutes und schlechtes Wetter, über Politik und Ballet, ohne bei irgend einem Gegenstande zu verweilen, oder den Andern Zeit zu lassen, ein Wort mit einzuflechten. So schwatzte er unermüdlich munter und geistreich fort über klassische Schule und Romantik, über dies und jenes, und spöttelte über die ernstesten Dinge. Beim Deffert flüsterte der Gelehrte dem Doktor Blanche mit einem Seitenblicke auf seinen gesprächigen Nachbar in's Ohr: „Nehmen Sie meinen besten Dank, der Geistes-kranke ist sehr unterhaltend.“ — „Aber Sie sind im Irrthum“, antwortete der Arzt mit unterbrocktem Lachen eben so leise. „Der Andere, der Alte, ist verrückt!“ — „Wie, der Andere! Und dieser Herr, der so viel spricht?“ — „D, das ist Balzac, der berühmte Romanschreiber!“



## Weise Sagen.

Es ist kein Meer so öd' und leer,  
D'rauf nicht ein Segel schwellte;  
Keine Woge ist so thranenreicher,  
Daß nicht ein Strahl es hellte.

In tiefer, tiefer Meeresgluth  
In schlichter Muschelschale  
Der Perlenglanz geborgen ruht,  
Mit lichtem Himmelsstrahle.

Und selbst der Wüste nackten Sand  
Schmückt hoffnungsgrüner Rasen,  
Und Palmen rauschen stolz am Rand  
Erfrischender Daisen.

Es sollte auch kein Menschenherz  
Hienieden ganz verzagen:  
Stets wird ihm nach durchkämpften Schmerz  
Ein schöner Morgen tagen.

In seiner Jugend lernte Schiller die Harfe spielen. Ein Nachbar, der ihn nicht leiden mochte, sagte einst zu ihm: „Ei, ei, Herr Schiller! Sie spielen wie David, nur nicht so schön.“ — „Und Sie,“ erwiderte Schiller schnell, „Sie sprechen wie Salomon, nur nicht so klug.“

**Populäres Rechnen.** — Ein Lehrer wollte seinen Schülern die lange Dauer von 180 Jahren, welche eine Kanonenkugel gebrauchen würde, um von der Erde bis zum Saturn zu fliegen, recht deutlich machen und sagte daher: „Wenn man mit einer Kanonenkugel nach den Bewohnern des Saturn schösse, so würde der Schuß erst deren Enkelkinder treffen!“ —

**Ein schweizerischer Rekrut** sagte zu seinem, sich gerade eine Cigarre anzündenden Hauptmann: „Herr Hauptmann, sind auch so guet und gänd nur a chl'i Jüliir!“ Der Hauptmann gab ihm seine brennende Cigarre mit dem Bemerkten: „Do ist Jüliir, aber in Prüße wär's nid erlaubt, ä so met em Hauptmann z'rede!“ Der Rekrut meinte aber ganz naiv: „So, i glaubä, in Prüße wärid Ihr au nid Hauptmann worde!“

**Pastetenbäcker und Poet.** — Ein armer Poet hatte ein Gedicht an einen Pastetenbäcker gerichtet. Dieser lud ihn zu Tisch. Zuerst aß unser Dichter mit gutem Appetit; bald aber verging ihm dieser, denn er bemerkte, daß das Papier, auf dem die Pastete gebacken war, das Manuscript seiner Verse sei. Er konnte seinen Unwillen nicht verbergen und beschwerte sich gegen den Gastgeber. „Ei,“ sagte dieser, „das können Sie doch nicht übel nehmen! Erst jetzt sind wir quitt. Sie haben Verse auf meine Pasteten und ich Pasteten auf ihre Verse gemacht.“

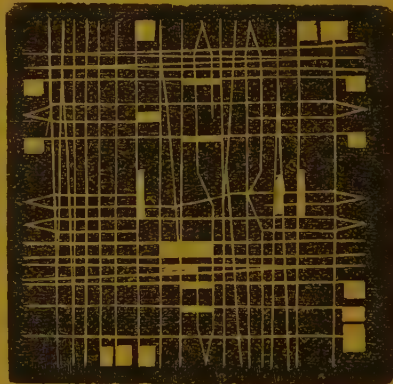
**Moderner Sklavenhandel.** — Wenn von Sklavenhandel die Rede ist, denkt man unwillkürlich an Afrika, und auch die Antislavereigesellschaften haben meist nur die Neger im Auge. Die Sklaverei ist aber auch in den außerafrikanischen Uferstaaten des Mittelmeeres so tief eingewurzelt, daß selbst die Staaten mit europäischer Cultur alle Mühe haben, den Handel mit ihren Unterthanen zu unterdrücken. So kommt es im südlichen Rußland immer noch von Zeit zu Zeit vor, daß habgierige Schurken die Noth einzelner Familienväter benutzen, um ihnen ihre hübschen Töchter abzutauschen. Die werden dann mitunter in die centralasiatischen Khanate, meist aber nach Constantinopel geschafft und dort in die türkischen Harems verkauft. So erhielt z. B. am 6. Juli dieses Jahres die Oessaer Polizei die Anzeige, daß sich an Bord des Dampfers „Kombodja“ für den Verkauf bestimmte Mädchen befänden. Bei der Untersuchung stellte es sich denn auch wirklich heraus, daß der Jude Abraham Edwensohn, der sich gewerbmäßig mit dem Export von jungen Mädchen beschäftigt haben soll, zwei junge Jüdinnen mit sich führte, für die er sich falsche Pässe zu besorgen genußt hatte.

**Preise von Karitäten.** — Man staunt jetzt zuweilen über die enorm hohen Preise, welche gegenwärtig für Gegenstände bezahlt werden, die von berühmten Personen herrühren; allein dies darf uns gar nicht verwundern, denn solche Seltenheiten wurden schon von jeher von Liebhabern gesammelt und sehr theuer bezahlt. Der aus Eisenbein geschnitzte Stuhl, welchen Gustav Wasa von der Stadt Lübeck zum Geschenk erhielt,

wurde 1825 für die Summe von 58,000 Gulden von einem schwedischen Kammerherrn, Herrn v. Schinkel, angelauft. — Das Gebetbuch König Karl's I. von England wurde kurz nach dessen Hinrichtung in London für 100 Pfund Sterling (500 Dollars) verkauft. — Der Abbe von Torjan bezahlte 12,000 Francs für ein Paar Ballschuhe Ludwigs XIV. — Ein Zahn Newton's wurde 1846 von Lord Shaftesbury für 16,600 Francs gekauft und in einen Ring gefaßt. Als die Leichname von Alalard und Deloise in die Augustinerkirche transportirt wurden, bot ein Engländer 100,000 Francs für einen Zahn Heloise's. — Dagegen wurde der Schädel von Descartes 1820 für nur 100 Francs verkauft. — Eine Perücke von dem großen deutschen Königsberger Philosophen Kant wurde mit 35 Thalern bezahlt, und eine Perücke von dem Engländer Sterne, dem Verfasser der berühmten „Empfindsamen Reise“ mit 5000 Francs. — Voltaire's Stock fand einen Käufer der 5000 Francs dafür gab. — Eine Weste von Jean Jacques Rousseau wurde mit 950 Francs bezahlt. — Sir Burnlett, der Schwiegersohn Walter Scott's, kaufte 1825 die beiden Federn, mit denen der Vertrag von Amiens am 27. März 1804 unterzeichnet wurde, für 12,800 Francs. — Der Hut, welchen Napoleon I. in der Schlacht bei Eylau trug, wurde von Dr. de la Croix mit 1920 Francs bezahlt.

**Der Hund des Fürsten Bismarck** erscheint wieder in der Öffentlichkeit. Während derselbe in Berlin, zur Zeit des Congresses, wie die Leser sich erinnern werden, sich an Boten schaffter heranmachte, läßt er während des Landaufenthalts im Lauenburgischen seine Wuth an seinesgleichen aus. Die Wandsbeker Zeitung erzählt nemlich: Der Hund des Fürsten Bismarck hat einen kleineren angegriffen und auf der Stelle getödtet. Der letztere gehörte einem Bahnwärter in Friedrichsruh, und der Fürst drückte sofort dem Bahnbeamten sein Bedauern aus mit der Bitte, er möge, sobald er dienstfrei sei, nach Hamburg fahren und sich einen Hund, ganz nach seiner Wahl, auf des Fürsten Rechnung kaufen. Der Beamte meinte jedoch: „Ne, Durchlaucht, das laten Se man, an den ollen Köter is nig gelegen, id bess em eigentlich man blot tum Speelen för de Kinder.“ Diese Worte merkte sich der Fürst. Er schenkte den Kindern am Weihnachtstfeste eine hübsche Drehorgel.

## Rebus.



## Logogryph.

Nur Unheil bring ich stets hervor,  
Zeit ich mich erst in Thätigkeit,  
Und jeder wär ein rechter Thor,  
Der dann in meiner Nähe weilt.  
Ein Reichen mehr, so werd ich oft genannt  
Als Mädchenamen, dir auch wohl bekannt.

## Auflösung der Räthsel im Märzheft.

Rebus: Ist Noth und Zweifel um dich her,  
Vertrau auf Gott nur um so mehr.

Buchstabenräthsel: Laub, Raub, taub, Staub.

Rebus und Räthsel haben richtig errathen: A. Linden, A. Schaaf, C. A. Ermeling, P. Winkler, C. Billing, S. Laßfinger, A. Reinte, A. Blandgard, M. Blandgard.

Rebus allein: C. A. Landenberger, C. Scharf.

Räthsel allein: F. Saemisch, J. O. Weder, J. Scherer, C. Eibt, J. A. Weisner, A. Biechmann, J. P. Biesmer.









# Das Evangelische Magazin.

Band 11.

Mai 1879.

Nr. 5.

## Heimkehr.

Von W. H. — (Zum Titelbild)

**K**anonendonner grüßt die Brigg,  
Willkomm am Heimathstrande!  
Aus fernen Zonen froh zurück,  
Willkomm im Vaterlande!  
Legt an, ihr Schiffer, ruht euch aus  
Vom Kampf mit Wogen Sturm und Graus!  
Und wem noch Freunde blieben,  
Der grüße seine Lieben.  
Ein junges Blut voll Lebenslust,  
In Seemannshut und Blouse,  
Der Sehnucht Trieb in froher Brust,  
Gilt heim zum Vaterhause;  
Am lieben, treuen Mutterherz  
Vergißt man bald den Heimwehschmerz;  
Der Kindheit Lust und Wieder,  
Begrüßen froh uns wieder.

Noch wenig Schritt', so steht er fast  
Am wohlbekannten Pfortchen,  
Er öffnet es, durchfliegt mit Hast  
Das schmückte Blumengärtchen.  
Da ist das Haus, jetzt klopfet er an,  
Jetzt wird die Thüre aufgethan,  
Die guten Eltern sehen,  
Den Sohn' vor ihnen stehen.

Als zarter Knabe zog er aus,  
Als Seemann kehrt er wieder;  
Willkommen denn, im Vaterhaus,  
Laß sorgenfrei dich nieder!  
Berichte froh, was du gesehen:  
Der Fremde Reiz, die Städte schön,  
Und ob auf wilden Wogen,  
Es heimwärts dich gezogen.

„Biel Reize bot die Ferne mir,  
Wo Zephyr Palmen säthelt;  
Des Meeres Pracht, der Wälder Zier—  
Doch nie hat mir gelächelt  
So mild ein Stern, so sanft ein Blick,  
Als Mutteraug und Heimathsglück,  
Es können keine Schätzen  
Die Heimath uns ersetzen.“

## Suchen und Finden.

(Von Louise Devrient.)

**E**s war schon spät in der Nacht, als Herr Dumas, ein reicher Colonist auf der Insel San Domingo, damit beschäftigt war, an seinem Schreibtisch Papiere und Brieffschaften zu ordnen. Da wurde er bei der Arbeit plötzlich gestört: William, ein ihm treu ergebener Sklave, stürzte herein und rief:

„Flieht, Herr, flieht! die Weißen sollen niedergemetzelt werden. In wenigen Stunden ist es zu spät für Euch dem graufigsten Schicksal zu entgehen! Toussaint ist unser Anführer, er hat den Tod aller Colonisten beschlossen. Um Gotteswillen schenkt mir Glauben, Herr,—ich selbst wage mein Leben indem ich Euch warne—und doch, wie konnte ich Euch anders lohnen für Das, was Ihr für mich gethan?“

„Toussaint, sagst du? Wie ist das möglich, Toussaint, der Mann, dem ich mein volles Vertrauen schenkte,—wie könnte der mich hassen, mich ums Leben bringen wollen?“

„Er haßt die Weißen, und keiner soll ihm entgehen. Eilt, mein Gebieter, die Zeit drängt; draußen in der Bucht liegt der Nautilus zur Abfahrt bereit—noch könnt Ihr das Schiff erreichen, ehe das Zeichen zu dem furchtbaren Aufstand gegeben wird.“ Nach diesen Worten schlich William behutjam wieder hinaus.

Herr Dumas war ein Mann von eisernem Charakter und doch waren seine Züge leichenbleich geworden.—Wer vermöchte

es auch ruhig zu bleiben, wenn man ihm plötzlich sagt: „Du, dein Weib, deine Kinder, ihr Alle seid in wenigen Stunden des Todes!“

Einen Augenblick wankte der tief erschrockene Mann in seinem Entschluß. Konnte nicht William selbst ein Verräther sein? Vielleicht trieb er zur Flucht, nur um desto sicherer sein Opfer zu fassen—auch Wahnsinn konnte den Neger plötzlich befallen haben!—Doch nein—von Kindheit an hatte William von seinem Herrn nur Gutes erfahren, treu und redlich hatte er sich immer gezeigt,—ihm durfte man trauen!

Schon im Jahre 1722 hatten die Neger auf San Domingo einen Aufstand gewagt, und Herr Dumas erinnerte sich wohl, daß ihn sein Vater gewarnt, sich niemals auf die Unterwürfigkeit der Sklaven zu verlassen; der erste Schritt zu ihrer Erhebung war schon damals geschehen, und sie mußten es nothwendig bald wieder versuchen, den schweren Druck der Weißen ganz abzuschütteln.

Der gefängelte Vater trat an das Bett seiner Gattin; einen Augenblick zauderte er, sie aus dem sanften Schlaf aufzuwecken, aber nur einen Augenblick—jeder Berzug brachte ja neue Gefahr.

„Marie, liebe Marie,“ rief er aus, „sei muthig und stark, unser Leben ist bedroht! wir müssen entfliehen, um nicht unsern empöerten Sklaven in die Hände zu fallen!“

Sprachlos eilt die Mutter zu ihren Kindern, Leo und Jose-

phine, und weckt Noemi, ihre alte Annu, die auch die Pflegerin der Kleinen geworden war. An Gehorsam gewöhnt, stellt die Wärterin keine Frage, still thut sie, was ihr die Herrin befiehlt: sie kleidet schnell die Kinder an und ruft dann die eigne Tochter Sylvania, eine junge Negerin, die gleichfalls im Hause diente.



Mr. Dumas und der Neger William.

Die Kinder merkten, daß Etwas ganz außergewöhnliches vorging, doch übermannte der Schlaf ihre Neugierde.

Frau Dumas war eine Creolin und wie diese meist ruhiger, fast indolenter Natur. Jetzt aber, im Augenblick der Gefahr, erwachte bei ihr die Energie, und mit einer seltenen Geistesgegenwart raffte sie Schmuck und Silberzeug, Alles was sie an Werthsachen besaß, zusammen. Nur schwer trennte sie sich von dem Haus, wo sie mit Mann und Kindern so glückliche Jahre verlebt hatte.

Schweigend schritten sie dem Hafen zu; William harrete ihrer im Gebüsch nicht weit vom Hause.

Die Mutter führte ihr fünfjähriges Töchterchen an der Hand und schwer beladen folgte ihr Sylvania auf dem Fuße.

Die Nacht war dunkel, so daß die Fliehenden ihren Weg behutsam suchen mußten. Leo, der nur um ein Jahr älter war als sein Schwesterchen, war der alten Noemi anvertraut; diese konnte sich nur langsam fortbewegen, da sie in Folge eines Unfalles stark hinkte. Herr Dumas trug ein schweres Kästchen, das seine ganze Baarschaft enthielt, so daß er es dem treuen William überlassen mußte, seinen Sohn und Noemi nach dem Schiff zu geleiten.

Zugleich mit einigen andern Flüchtenden erreichten letztere den Hafen. Nur mühsam gelang es William, die schluchzende Noemi in eine Schaluppe zu bringen und sie, wie er glaubte, an Bord des Nautilus zu rubern, den soeben sein Herr bestiegen haben mußte. Raun hatte er sie mit dem Knaben dort abgesetzt, so wurden die Anker gelichtet und glücklich, daß ihm die Rettung gelungen, kehrte der treue Diener an das Land zurück.

Auf dem Nautilus herrschte tiefes Schweigen; trotz der Dunkelheit wurde kein Licht gemacht, um nicht von der Insel aus entdeckt zu werden; nur leises Schluchzen vernahm man auf dem Deck, wo die Fliehenden in Angst und Schrecken beisammen standen.

„Sei ruhig, Noemi, wir sind ja geborgen,“ sagte Frau Dumas und glaubte zu ihrer Annu zu sprechen.

Diese gab keine Antwort.

Als der Tag graute, schweiften die Blicke der Mutter suchend umher. „Noemi, Leo, Leo! wo seid Ihr?“ rief sie angstvoll aus. „Carlos, um Gotteswillen, wo, wo ist unser Sohn?“

Verstört schweigt der Vater—der Knabe war ja mit der Wärterin dicht hinter ihm gewesen, als sie nach dem Schiff eilten. William war bei ihnen—sollte er sie doch verrathen haben?

„Es muß hier ein Mißverständniß obwalten,“ sagte eine Dame, die Herr Dumas öfter in San Domingo gesehen hatte, „meine Schwester und ich glaubten heute Nacht ein englisches Schiff zu besteigen, und statt dessen befinden wir uns auf dem Nautilus. Wahrscheinlich verwechselte die Negerin gleichfalls die Schiffe, und Ihr Sohn ist jetzt vor jeder Gefahr geborgen.“

Das konnte wohl der Fall sein, und ein Strahl der Hoffnung fiel in die geängsteten Herzen der armen Eltern,—aber ach!—wie sollten sie Gewißheit erlangen? kein Mensch wußte, wohin das andre Fahrzeug steuerte!

Josephinens erste Frage beim Erwachen war nach dem Bruder; die Geschwister hingen innig aneinander, für sie war kein Spiel, keine Freude vollkommen, konnten sie dieselben nicht theilen. Ein fünfjähriges Kind läßt sich leicht trösten und Josephine glaubte, ihr Leo könne dem Nautilus nicht fern sein, er schwamm ja auch auf dem salzigen Wasser, und sie ahnte nicht, wie weit die Meere sind.

Wer möchte den Kummer der alten Noemi beschreiben, als auch ihr das hereinbrechende Tageslicht zeigte, daß sie mit dem Knaben auf der Victoria allein war? Was mochte ihrer Herrschaft auf dem Wege nach dem Hafen zugestoßen sein? Laut stöhnend rang die arme Alte die Hände, während sich der kleine Leo gitternd und bebend in eine Ecke verkroch.

Was auch die Umstehenden der Negerin sagen mochten,—nichts konnte sie beruhigen. Mißtrauisch blickte sie auf ihre Umgebung und wollte nicht daran glauben, daß nur ein unglücklicher Zufall sie von ihrer geliebten Herrin getrennt haben konnte. Sie schloß den verwaisten Knaben in ihre Arme und weinte bitterlich.

Endlich gelang es, die Arme zu beruhigen. Nicht fern von ihr saß eine schöne junge Frau, die ein allerliebstes vierjähriges Mädchen bei sich hatte, das dem Verlassenen freundlich zunickte.

Der Knabe nickte wieder, erinnerte ihn doch das liebevolle Kind an die eigne Schwester, und willig ging er zu der fremden Dame, als diese ihn zu sich rief.

„Komm her, lieber Knabe, ich will es dir sagen, weshalb deine Eltern nicht hier bei uns sind. Sei ruhig, mein Kind, auch fremde Menschen sind gut und ich verspreche dir, daß mein Mann, Mr. Forbes, und ich dir beistehen wollen, die



Auf der Flucht.



Deinigen wieder zu finden. Wie alt bist Du, mein kleiner Freund?"

„Sechs Jahr,“ antwortete Leo und vertraulich näherte er sich noch mehr der Engländerin.

„Du bist du schon ein großer Junge. Der arme Knabe kann schon seine traurige Lage vollkommen empfinden,“ sagte die junge Frau zu ihrem Gatten gewandt, und während sie den kleinen Fremden zärtlich liebte, sprach ihm Mr. Forbes freundlich zu: „Sei guten Muthes, kleiner Mann, so lang man lebt, kann noch Alles gut werden. Wohl haben die Neger viele Weiße erschlagen, aber deine Eltern sind ja durch einen treuen Diener gerettet, also werden wir sie, so Gott will, dereinst auch wiederfinden. Und du, gute Alte,“ sagte er zu Noemi, „vertrau' auf uns. John,“ rief er, „bringe uns den Thee, man darf sich nicht vom Schicksal einschüchtern lassen.“

Leo staunte als John bald zurückkam und eine große silberne Theekanne, feinen Zwieback und eingemachtes Obst auf den Tisch stellte; das war ja ein fast schöneres und besseres Frühstück als daheim bei den Eltern!

Auch Helena Forbes war nicht minder fein gekleidet als Josephine; jetzt trat sie zu dem Knaben und wollte ihn küssen, er jedoch merkte ihre Absicht nicht, nahm aber ihr Händchen in das seine als sie ihm sagte: „Wir wollen Freunde sein, Leo, und zusammen spielen; meine Mama soll auch ein wenig dir gehören, und du wirst bald sehen, wie gut sie ist.“

Mrs. Forbes schenkte den Kindern den Thee ein, legte ihnen vor, was sie haben wollten, und als sie den Knaben beruhigt bei seinem Frühstück sitzen sah, sprach sie auch der alten Wärterin noch einmal eindringlich Trost zu.

Endlich ergab sich auch die Negerin in ihr Schicksal, ja sie hoffte ihre Herrschaft bald zu erreichen, denn, verstand sie auch Manches, so war sie doch nicht im Stande die Richtung zu beurtheilen, welche die Fahrt der Victoria nahm. Sie glaubte blindlings, was ihr Mrs. Forbes sagte und konnte sich dem Zauber, den die freundliche Engländerin auf ihre ganze Umgebung ausübte, nicht entziehen. Als diese auch ihr eine Tasse Thee reichte, war ihr Herz vollkommen erobert.

Dem Knaben ging es wie der Wärterin: bald lächelte er unter Thränen und fühlte sich heimisch unter den guten Menschen, die sich seiner so liebevoll annahmen.

## II.

Glücklich und wohlbehalten langte der Nautilus nach einer verhältnißmäßig kurzen Fahrt in Bordeaux an.

Der Tag graute kaum, als er anlegte und doch war schon reger Verkehr im Hafen. Die Vorübergehenden blieben stehen und betrachteten neugierig die Ankommenden; es waren nur wenige Passagiere an Bord, darum mußte es wohl mit ihnen eine eigne Bekanntschaft haben, denn sonst brachten Kauffahrtsschiffe auch zahlreiche Reisende mit.

Die blass, kränklich aussehende, junge Frau, die sich auf des Gatten Arm stützte, erregte besondere Theilnahme, und das auffallend liebliche Kind, an der Hand der jungen Negerin, konnte nicht unbemerkt bleiben. Der den Creolen eigne Reizerg äußerte sich schon bei Josephinen, und trotz ihrer dunkeln Hautfarbe wurde sie vielfach bewundert. Fröhlich blickten ihre schwarzen Augen die vielen, fremden Menschen an, ihr war nicht bang vor ihnen, denn es war der Kleinen wohl, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben.

Herr Dumas hatte, im Verhältniß zu dem, was er besaß, nur ein Geringes gerettet. Der Kummer um den einzigen Sohn lastete schwer auf ihm, und obgleich er wünschte für die

Seinigen zu arbeiten, wagte er es doch nicht geschäftliche Verbindungen anzuknüpfen, ehe er wußte, ob nicht eine weitere Reise nöthig sein würde, um seinen Knaben wieder zu finden.

Tagtäglich hofften die trauernden Eltern auf Nachrichten von ihrem Sohne, doch Schiffe kamen, Schiffe gingen, Briefe und Zeitungen liefen ein—aber Nichts brachte von dem Verlorenen die geringste Kunde.

Die andauernde Ungewißheit war kaum zu ertragen, zwischen Hoffen und Zagen vergingen Tage, Wochen und Monate, und oft versank die arme Mutter in tiefe Schwermuth.

Während die Eltern so verzweifelt an der französischen Küste des englischen Schiffes harrten, schwamm dieses nach New-York, von wo aus es eine weitere große Seereise zurückzulegen hatte, die unmöglich um des Knaben willen aufgegeben werden konnte.

Herr Dumas setzte sich mit verschiedenen Geschäftshäusern von London und Liverpool in Verbindung, um vielleicht durch sie Nachrichten von seinem Kinde zu erlangen—doch Alles blieb umsonst. Es waren allerdings mehrere englische Schiffe zu der angegebenen Zeit in San Domingo gewesen, doch da diese nicht der Regierung gehörten, ließ sich ihre weitere Fahrt nicht feststellen.

Trotz der quälenden Sorgen waren die Eltern darauf bedacht, ihrer Josephine, die wir auch „Joseph“ nennen wollen, die kindliche Heiterkeit ihres Alters zu erhalten. Die Kleine hatte die blühenden Gefilde ihrer Heimath bald vergessen, ihr war ja Alles neu! Tausend Fragen stellte sie im Tage: „Weshalb gab es hier nur weiße Menschen? weshalb sprachen alle französisch, während daheim die Weißen auch englisch und spanisch redeten? weshalb verkaufte der Mann in der Obstbude nicht auch Bananen und Ananas, wie sie in ihrem Garten auf San Domingo wuchsen?“

Josephine war indeß mit Frankreich bald ausgesöhnt und meinte oft: „Ach, wie glücklich könnten wir hier sein, wäre nur Leo bei uns!“

Der Winter, eine für unsere Verbannten schwere Zeit, brach herein. Josephine sah hier den ersten Schnee, den sie entzückt für Zucker hielt, und sie bestand darauf mit eignem Mund die schöne, weiße Decke zu kosten. Tausend Dinge wollte sie von Sylvia wissen, welche die junge Negerin nicht minder in Erstaunen setzten als das Kind selbst.

„Sag mir doch Sylvia, weshalb die Sonne hier nicht so warm scheint wie bei uns? wo gehen all die Blumen hin, die wir zuerst auch hier fanden? Ach, laß uns hinaus, wenn wir recht suchen, finden wir gewiß die schönen, rothen Blüten in den Hecken, aus denen du mir die langen Kränze flochtest!“

Willigte Sylvia nicht ein, so weinte die Kleine bitterlich. Daheim hatte ihr ja die Negerin stets den Wunsch erfüllt, weshalb war sie jetzt so unzufrieden?

Der Vater mußte es immer wieder versuchen, dem Kinde begreiflich zu machen, wie ganz verschieden die Länder von einander sind.

Schon früher hatte Herr Dumas oft davon gesprochen, dereinst nach Frankreich überzusiedeln, um seine Kinder dort erziehen zu lassen; nun führte ihn der Zufall, schon früher als er gewollt, dahin und die Zeit durfte nicht unbenuzt bleiben.

Nicht weit vom Gasthof, den die Familie Dumas bewohnte, war ein Mädcheninstitut, das sich des besten Rufes erfreute; täglich gingen zehn bis zwölf Kinder im Alter Josephinens dahin, die mit freundlicher Strenge und innigem Wohlwollen von Frau Dumont und ihrer Tochter unterrichtet und ergo-

gen wurden. Das Haus war geräumig und lag in einem schönen Garten, wo sich die kleinen Böglinge nach Herzenslust herumtummelten. Josephine hatte ihnen oft sehnüchlich zugehört, und als ihr der Vater sagte, daß sie selbst in die Schule kommen werde, war sie gern dazu bereit. Dort fand sie ja die ersehnten Gespielinnen!

Frau und Fräulein Dumont kannten die traurigen Verhältnisse, welche die Fremden hierher geführt hatten, und so war unsere kleine Freundin vom ersten Tage an ihrer ganz besonderen Fürsorge gewiß.

Für die jungen Mitschülerinnen hatte „die Neue“ mit der dunkeln Hautfarbe und den schwarzen Locken einen eignen Reiz, und so wurde Josephine in wenigen Tagen für Alle die liebste Gespielin.

Wie herzlich lachten die Kinder, wenn die Fremde über Dinge staunte, die sie selbst kaum noch bemerkt, weil sie diese von Kindheit an unter den Augen hatten.

Die ersten Mahlzeiten bei Frau Dumont mundeten Josephine nicht besonders; an warme Suppen und süße Milchspeisen war sie nicht gewöhnt. In den südlichen Colonien bedarf man minder nahrhafter Speisen als bei uns; in Wasser gekochter Reis, kaltes, scharf gewürztes Fleisch, Geflügel, Obst und schwarzer Kaffee sind dort die Hauptnahrungsmittel, und durch Sylvia's Fürsorge hatte die Familie Dumas die heimathliche Lebensweise auch hier beibehalten.

Als der Frühling kam erhielt Josephine wie ihre Gespielinnen ein Gärtchen, das sie selbst pflegen sollte; an Schaufel, Rechen und Gießkanne fehlte es nicht, aber das freundliche Geschenk fand wenig Anerkennung.

„Hier wächst ja Alles so langsam!“ rief sie ungeduldig aus, „bei uns blüht jede Pflanze, ohne daß man sie begießt und hier wollen trotz aller Mühe keine Knospen wachsen. Daheim duftet es überall, bunte Vögel sitzen auf den Zweigen und hier ist nicht der kleinste Colibri zu sehen!“—Gern benutzte nun Fräulein Dumont die dargebotene Gelegenheit, um ihre Schülerinnen über das Leben im Süden zu belehren.

„Wäre eure kleine Freundin älter, so würde sie Euch erzählen, wie sehr San Domingo von der Natur bevorzugt ist. Wir ist ihre Gleichgültigkeit für unsere Gärten ganz erklärlich, denn wo sie bis jetzt lebte, blühen die Rosen, der Jasmin und die Orangenbäume noch viel reicher als bei uns, auch unsere Vögel lassen sich mit denen ihrer Heimath nicht vergleichen.“—Wenn sie von dem fremden Lande erzählte, so lauschte die kleine Creolin entzückt ihren Worten; sie war stolz auf ihre Heimath und liebte Alle, die sie lobten. Die andern Zuhörerinnen riefen fast neidisch, wenn sie von der Herrlichkeit des Südens hörten: „Ach, könnten wir doch auch nach Amerika!

Bei uns gibt es nichts von alledem!“—„Tröstet Euch, liebe Kinder,“ fuhr die Lehrerin fort, „unser Land hat auch seine Vorzüge; unsere Früchte sind nicht zu verachten, und eure kleine Freundin erzählte Euch noch nichts von den Schattenseiten, die in ihrer sonnigen Heimath nicht fehlen. So muß zum Beispiel jedes Bett von einem Mistkäse umgeben sein, sonst könnte Niemand vor den kleinen Stechfliegen, die dort eine wahre Plage sind, Ruhe finden. Auch giftigen Insektenstichen ist man ausgesetzt und Josephine weiß wahrscheinlich selbst nicht, daß in Amerika die Schlangen fast so häufig sind wie bei uns die Kröten. Also, Kinder, laßt uns ja mit unserm Vaterlande zufrieden sein; ist uns zuweilen kalt, so plagt uns doch die glühende Sonne nicht. Kaum seid ihr geboren, so sorgen eure Mütter dafür, daß Ihr hübsche Kleider bekommt, in den Colonien wäre das überflüssig, dort tragen die Kinder zu Hause nur einen langen, leinenen Kittel, und erst

Abends, wenn die tropische Hitze nachläßt, können sie sich besser anziehen.“

Die kleinen Schülerinnen hingen mit inniger Liebe an Fräulein Dumont, die es jedoch nicht an Strenge fehlen ließ. Festigkeit, aber auch wahre Herzengüte waren auf ihren edlen Zügen ausgeprägt; man mußte ihr aufs Wort folgen, ein einziger Blick von ihr genügte, um nöthigenfalls die Ordnung wieder herzustellen. In der kleinen Schule herrschte ein freundlicher Geist, Leichtsinns und andere kindliche Untugenden kamen hier wie überall vor, aber Ungehorsam, Lüge und Neid waren aus dem friedlichen Kreise verbannt.

### III.

Die Revolution, welche damals in Frankreich in vollem Gange war, beunruhigte Frau Dumas nicht wenig, und da außerdem ihr Gesundheitszustand Ruhe und Erholung erheischte, so nahm Fräulein Dumont, welche deren Wunsch kannte, die sich gerade darbietende Gelegenheit wahr, ihr in einem an der See-

In der Schule.



küste gelegenen stillen Fischerdörfe ein freundliches Asyl zu verschaffen.

Fräulein Dumont verlor freilich nur ungern eine Schülerin, deren natürliche Anlagen so waren, daß die Mühen der Lehrerin bei ihr reichlichen Lohn finden mußten; aber aufopfernd, wie sie war, und glücklich ihren Freunden einen Dienst leisten zu können, eilte sie sogleich ihnen mitzutheilen, daß sie in Bulli, so hieß der Ort, ein ganz passendes Unterkommen gefunden zu haben hoffte.

Jeder Leidende liebt den Wechsel und glaubt dort, wo er nicht ist, müsse er Genesung finden; so ging es Frau Dumas, die von nun an die Uebersiedlung in das Fischerdorf mit fieberhafter Ungebuld herbeisehnte.

Die tränkende Frau nahm zum ersten Mal seit langer



Zeit, Antheil an Dem, was um sie her vorging; sie selbst wollte den Vater Duport sprechen, ja sie legte sogar Hand an, um die nöthigen Vorbereitungen zur Abreise zu treffen.

Der alte Fischer war ein guter Mann, und was ihm seine Frau von den armen Leuten, die aus ihrer Heimath verbannt waren, erzählte, that ihm so leid, daß er schon am folgenden Tag nach der Stadt kam, selbst mit ihnen zu sprechen.

Drei Tage später nahm Joseph von Allen in der Schule gärtlichen Abschied, und ein Reisewagen brachte die kleine Familie nach Pullh.

Fremde waren im Dorf selten und noch niemals hatten sich solche dort niedergelassen, daher ist es wohl begreiflich, daß die Ankunft unserer Freunde dort ein wahres Ereigniß wurde. Duport und seine Frau hatten bereits Alles, was sie von ihren neuen Miethsleuten wußten, den Nachbarn erzählt, und ihr Schicksal erregte in allen Herzen schon im Voraus Mitleid und Zuneigung; als aber der Wagen ankam, und die schwarze Sylvia auf dem Boß saß, besiel ein wahrer Schrecken alle Dorfbewohner.

Von der Negerin hatte ja Annette nichts gewußt! Ihr Anblick traf sie wie ein Blitzstrahl. Das schwarze Ding da sollte in ihrem Hause wohnen?—Ihr bangte vor ihr wie vor dem leibhaftigen Bösen und sie meinte, schon ihr Anblick allein müsse ihre Ruh im Stall wild machen! Alle Umstehenden hatten nur Augen für Sylvia, sie war wohl die erste Negerin, die das Dorf betrat. Behende sprang sie vom Boß herunter und hob das kleine Mädchen aus dem Wagen, das seine Nermchen zärtlich um den Nacken ihrer Wärterin schlang. Die kindliche Zutraulichkeit beruhigte die aufgeregten Gemüther; böse konnte das schwarze Wesen nicht sein—wie hätte das reizende Kind es sonst so lieb gehabt?"

Annette Duport hatte die Wahrheit gesprochen, ihr Haus war geräumig und wohl das Schönste im ganzen Dorf; zwei große Stuben neben dem Eingang und zwei Dachkammern darüber waren für die Sommerzeit ein ganz angenehmes Unterkommen für eine kleine Familie, die sich nach frischer Seelust sehnte.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther.

Von Dr. W. Pick.



Mit der Einführung des Christenthums in Deutschland wurde die lateinische Sprache die Kirchensprache, und somit die beim Gottesdienst allein gebräuchliche. An einer eigentlichen Theilnehmung des Volkes beim Gottesdienst war gar nicht zu denken. Aber gleich anfangs zeigte sich mannigfacher Widerspruch gegen den ausschließlichen Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienst, und so kam es denn, daß auf einer Kirchenversammlung zu Mainz 847 den Geistlichen geboten wurde, ihre Lehrvorträge oder Predigten zum Besten des allgemeinen Verständnisses in die Volkssprache, d. h. in die deutsche Landessprache zu übersetzen und das Vaterunser nebst dem Glaubensbekenntnisse in deutscher Sprache lernen zu lassen. Nach dieser Richtung hin waren besonders die Benedictinermönche thätig, die durch Dichtung geistlicher Lieder das weltliche Lied zu verdrängen suchten. Und so finden wir denn schon in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts eine Anzahl alter lateinischer Hymnen in deutscher Sprache übersetzt. Von solchen Benedictinermönchen, die das Wohl des Volkes im Auge hatten, nennen wir:

1. **Otfried**, wahrscheinlich ein Franke, der seine Bildung zuerst im Kloster zu Weizenburg im Elsaß erhalten, später aber unter Rhabanus Maurus in der Klosterschule zu Fulda Lust und Liebe zur deutschen Sprache erhielt. Vom Jahre 840—70 finden wir Otfried als Prediger in Weizenburg wieder, wo er im Jahre 868 sein Gedicht in deutscher Sprache vollendete, nemlich eine gereimte Evangelienharmonie in deutscher Sprache, bekannt unter dem Namen „Kriß“, neueste Ausgabe von C. G. Graff, Königsberg 1831. „Warum“, sagt er in einem Brief an Zeibert, Erzbischof von Mainz, „soll es den Franken allein versagt sein, in ihrer eigenen Zunge Gottes Lob zu singen? ich will, daß wir Christum singen in unsern Zungen.“ Otfrieds Vorgang fand baldige Nachahmung in

2. **Katpert**, Mönch zu St. Gallen (+897), der nicht nur das Leben des heiligen Gallus in deutscher Sprache schrieb, sondern auch einen deutschen Hymnus auf denselben dichtete, den er das Volk singen ließ. Ein anderer war

3. **Notker Labeo**, der Groß-Ripp'ge, ebenfalls Mönch zu St. Gallen (+1092), der eine prosaische deutsche Uebersetzung der Psalmen und des Buches Hiobs hinterlassen.

Alle diese Versuche aber erhielten nicht die Begünstigung des öffentlichen Gebrauchs, sondern mußten der Macht der römischen Kirche weichen, deren Diener das Privilegium des Singens, Betens, Redens u. s. w. hatten, und alles das in einer dem Volke fremden Sprache. Der einzige Antheil, der dem deutschen Volke am Kirchengesange gestattet wurde, beschränkte sich bis zum zwölften Jahrhundert auf das Rufen der Worte: Kyrie Eleison, Christe Eleison (d. h. Herr, sei uns gnädig, Christe, sei uns gnädig), was oft bei einem einzigen Gottesdienste 300 Mal und noch öfter geschah. Am Feste der Himmelfahrt Maria pflegte z. B. das Volk erst 100 Kyrie eleison, dann 100 Christe eleison und endlich wieder 100 Kyrie eleison zu singen. Daß unter solchen Umständen eine Ausartung entstehen mußte, ist selbstverständlich, und so kam es denn, daß man zu Ende des neunten Jahrhunderts diesem Unfug dadurch zu begegnen suchte, daß man dem Kyrie eleison für Volksfeierlichkeiten und Festtage eine gewisse Weihe und Lebendigkeit durch Begleitung mit geistlichen, deutschen Worten verlieh. Man dichtete, um die Eintönigkeit zu vermeiden, eine Reihe deutscher Formen auf die Melodie des Kyrie, jedoch so, daß der Refrain immer das Kyrie blieb, und bestimmte diese Gesänge bloß für den religiösen Volksgesang. Nicht bloß die nach derselben Melodie, mit dem wiederholten Rufe Kyrie gedichteten Lieder, sondern auch alle deutschen geistlichen Lieder ohne diesen Refrain wurden allmählig Rufe Kyrie eleison, „Leisen“, genannt. Die älteste und vielleicht einzige aus dieser Zeit uns erhaltene Leise ist ein Gesang vom heil. Petrus, die also lautet:

Unser trohtin (1) hat farfalt (2)  
 sanfte Petre piauult,  
 daß er mag ginerjan (3)  
 ze imo dingenten man (4)  
 Kyrie eleison! Christe eleison!

(1) Herr. (2) Uebergelien. (3) Erhalten. (4) Den zu ihm hoffenden Mann.

Er haget (1) auch mit uretum  
himilriches portun,  
darin mach er slerjan (2)  
den er muilf nerjan.  
Kyrie eleison! Christe eleison!

Pittewes (3) den gotes trut (4)  
alla samant upar lut,  
daz er uns firtanen,  
giuuerdo ginaden (5)  
Kyrie eleison! Christe eleison!

So bildete sich aus dem einfachen Kyrie, wie aus einem unscheinbaren Kerne, nach und nach ein deutscher geistlicher Volksgefang und aus diesem Volksgefange endlich ein deutscher Kirchengesang. Im zehnten und elften Jahrhundert zeichnete sich kein besonderes Genie auf dem Gebiete des Kirchenliedes aus, sondern beide Jahrhunderte verdienen „dunkel“ genannt zu werden. Denn was in dieser Zeit die Nonne Roswitha im Kloster zu Gandersheim um 980 gedichtet, ist kein eigentliches geistliches Lied, sondern nur Gebichte auf Heilige und Märtyrer gewesen. So fand bis ins zwölfte Jahrhundert der Versuch, das Kyrie eleison mit geistlichen deutschen Worten verbunden zu singen, nur hie und da beim religiösen Volksgefang spärliche Nachahmung. Erst im zwölften Jahrhundert begann ein deutscher religiöser Volksgefang sich aus dem bloßen hundertfältigen Kyrie eleison Rufen auf dem Kirchwege, bei Wittgängen und Wallfahrten oder bei dem Gehen in die Schlacht, mehr und mehr zu entwickeln. Nicht unerwähnt dürfen wir eine Erscheinung lassen, die, wenn auch indirekt, doch einen guten Theil dazu beitrug, das heilige Feuer der geistlichen Liederpoesie in deutscher Sprache anzufachen, nemlich die Erscheinung der Minnefänger, welche gegen Ende des zwölften Jahrhunderts erschienen. Wir können hier nicht die einzelnen Umstände aufzählen, welche diese Erscheinung herbeiführten und in ihrem Entstehen unterstützten, und somit indirekt auf die geistige Poesie einwirkten, genug daß wir nur Folgendes erwähnen.

Zunächst war es der Umstand, daß mit der Thronbesteigung Kaiser Konrads III. (1138), des ersten Hohenstaufen, die seit Karl dem Großen üblich gewesene fränkische (niederdeutsche) Mundart aufhörte und an ihre Stelle die süßere und wohlklingendere schwäbische oder alemannische trat, die bis zur Reformation die Hof- und Büchersprache blieb. Sodann trug dazu die religiöse Stimmung bei, die sich des Volkes bemächtigte in Folge der Kreuzzüge von 1096—1250, so daß nicht bloß die Geistlichen, sondern auch die Laien vom Geiste der Poesie angehaucht wurden. Endlich aber saß damals auf dem deutschen Kaiserthron ein Sprößling jenes Herrscherhauses, das nicht bloß lebendigen Sinn für Kunst hatte, sondern auch durch das Beispiel dahin wirkte, daß die deutsche Dichtkunst an den Höfen der Fürsten Würdigung und Schutz fand, so daß selbst die Bornehmsten im Volke, Fürsten und Ritter in zarten, lieblichen Weisen fromme, keusche Lieder und hohe Ritterthaten singen. Die deutschen Geistesprodukte der Minnefänger steigerten die Sehnsucht nach dem Besitze des gottesdienstlichen Ritus in der Volkssprache, sowie das fühlbare Bedürfnis eines deutschen öffentlichen Volksgefanges, und Geistliche und Laien wurden so angetrieben aus frommer Begeisterung deutsche Lieder, sogenannte „Reisen“ zu dichten. Auf diese Weise suchten die Deutschen durch religiöse Volksgefänge bei Wittgängen, Wallfahrten, Jahresfesten der immer zahlreicher werdenden Schutzheiligen, Erinnerungsfeiern be-

deutender politischer Begebenheiten oder Naturereignisse und bei andern Festlichkeiten, die zu allgemeinen christlichen Volksfesten sich gestaltet hatten, durch einen ihnen selbst verständlichen Gesang ihrem religiösen Gefühl Befriedigung zu verschaffen. Bei den Kreuzpredigten, z. B. die der heil. Bernhard von Clairveaux zu Ende des Jahres 1148 und zu Anfang des Jahres 1147 hielt, sang das Volk im Freien an, den Gesang des einfachen Kyrie eleison zu erweitern in den Gesang:

„Christ uns genade,  
Kyrie eleison,  
Die Heiligen alle helfen uns.“

In der Schlacht bei Tusculum 1167 ertönte als deutscher Schlachtgesang:

„Christ, der du geboren bist.“

Aus dieser Zeit ist zu erwähnen ein fahrender Sänger und Minneächter, der auch als religiöser Liederdichter sich bekannt gemacht, S p e r v o g e l, der auch der älteste geistliche Liederdichter ist. Von seinen Dichtungen setzen wir hier ein kleines Bruchstück her:

„Wurze des walbes  
Und erze des golbes  
Und ellin abgrunde,  
Die sind dir, Herr, künde;  
Die stent in diner Gende,  
Allez himeleschz her,

Daz enmochte dich nicht volloben an ein ende.“

Kümmertlich nur entfaltete sich der deutsche religiöse Volksgefang im dreizehnten Jahrhundert. Innerhalb der Christenheit waren gewaltige Kämpfe, die alles andere in den Hintergrund stellten. Die religiöse Bewegung unter den Albigenen und Waldensern im südlichen Frankreich suchte die römische Hierarchie zu dämpfen. Papst Innocenz III. ließ nicht bloß die Bibelübersetzungen verbrennen, sondern suchte es auch dahin zu bringen, daß in Deutschland die Synode zu Trier 1231, nach dem Vorgang der Synode zu Toulouse 1229, den Laien das Lesen der Bibel verbot, höchstens sollten der Psalter und die Gebete zu Maria, aber auch diese nicht in der Landessprache, gelesen werden. Zu alle dem kam noch die große sittliche Verwilderung und geistige Verdampfung, in die die Geistlichen versanken. Die Bildungsstätten waren verödet und der frühere Einfluß der Geistlichen hatte nach und nach abgenommen. Der durch die Kreuzzüge zu ritterlichem Sinn und zu Abenteuern gewedte Geist, bemächtigte sich nicht bloß der Ritter, sondern auch der Bürger, und so entstand der Minnegefang, dessen höchster Gedanke die weltliche Liebe war. Mit der Idee der weltlichen Liebe verband sich aber auch die der religiösen Liebe, die sich in einer bis zur Schwärmerei gesteigerten Verehrung der Jungfrau Maria entwickelt.

So entstanden neben den Liedern der weltlichen Minne, die der geistlichen Minne oder Marienlieder, die aber nur wenig in den häuslichen und öffentlichen Gebrauch übergingen. Die volkstümlichsten sind:

Ave Maria! eine rose ane dorn!  
mit missetat han ich verlorn  
bin kint, das von dir ist geboren:  
Maria, versüen mich vor sinem zorn!

Ave Maria! durch dines kindes tot,  
daz vor dir hieng von blute rot  
hilf daz ich der engel brot  
mit riuwe empfah in tobes not.

Ave Maria! durch dines kindes blut,  
des smerze dir durch die sele wut  
als ein tiefe woges blut:  
hilf daß mir min ende werde gut!

(1) Hat, besitzt. (2) Verschoren. (3) Bitten wir. (4) Wertr  
Daß er uns Verthanan (Verlornen) würdige der Gnaden. (5)



Ave Maria! brotve unwandelbar!  
 sende mir den engel dar,  
 wenn ich von der welt war,  
 Maria, vor den bösen vanden mich betwar!

Außer den oben angeführten gehören hierher:

„Maria, Mutter von Gnaden groß,“  
 und „Maria rein gib uns das hail.“

Unter den Minneängern damaliger Zeit, die von ihren Dichtergaben auch auf den heiligen Altar Opfer niedergelegt, gehören Gottfried von Straßburg und Walther von der Vogelweide.

Gottfried von Straßburg, bekannt als der Verfasser von „Tristan und Isolde“, eine Liebesgeschichte, die er ums Jahr 1215 gedichtet, dichtete in späteren Jahren, um 1230, einen sehr schönen aus 94 Strophen bestehenden „Lobgesang auf Christus und die heil. Jungfrau,“ von dem A. Knapp in seinem evangel. Liebeskranz 1865 einige Strophen mitgetheilt nach L. Tiefs Bearbeitung, und wovon die erste also lautet:

Wer Gottes Minne will erjagen,  
 Der muß ein jagendes Herze tragen,  
 Das nicht verzagen  
 Kömme auf der jagenden Weide;  
 Er muß auch Heldenkräfte han,  
 Will er die reine Minne fahn,  
 Und feste stahn;  
 Ringen, Streiten, die beide,  
 Die muß er haben  
 Nacht und Tag  
 Nach der geweihten Minne;  
 Sie keiner schlafend fangen mag;  
 Man muß sie zwingen in den Tag  
 Kräftig strach,  
 Mit reinem, stetem Sinne.“

Ungleich bedeutender als Gottfried ist der ernst und fromm gesinnte Walther von der Vogelweide, wahrscheinlich ein Schweizer, der als fahrender Sänger fast ganz Deutschland, Ungarn, Frankreich und Ober-Italien durchreiste, und nachdem er 1207 dem berühmten Sängerkrieg auf der Wartburg beigewohnt, kam er an den Hof des Hohenstaufen-Kaisers Friedrichs II., der ihn 1220 zum Erzieher seines

Sohnes Heinrich bestellte, und folgte auch seinem Herrn auf seinem Kreuzzuge ins gelobte Land im Jahre 1228. Nach der Rückkehr schenkte ihm Friedrich einen Hof „zur Vogelweide“, der in Würzburg sich befand. Hierher zog sich dann Walther zurück, und vollendete sein vielbewegtes Leben im Jahre 1231. Auf seinem Hofe hatte Walther ganz von der Welt abgewendet gelebt, und seinem Grabe nahe sang er ein Lied, durch welches das tiefe Weh über die Nichtigkeit des Irdischen durchzog:

„O weh! wie hat man uns mit Süßigkeit vergeben,  
 Ich sah die Galle mitten in dem Honig schweben.  
 Die Welt ist außen lieblich, weiß und grün und roth,  
 Doch innen schwarzer Farbe, finster wie der Tod;  
 Wen sie verleitet hat, der suche Trost und Heil,  
 Für kleine Buße wird ihm Gnade noch zu Theil.“

In solcher Buße stehend schrieb er noch kurz vor seinem Tode ein Gebet nieder, darin er fleht:

Verleihe mir, Christ,  
 Daß ich in kurzer Frist  
 Dich lieb und meine,  
 Wie dein auserwähltes Kind.  
 Ich war mit sehn' den Augen blind,  
 Thörichter als ein Thor gesinnt,  
 Darg ich der Welt auch meiner Sünden Zahl.  
 Mach' eh' mich reine,  
 Eh' mein Gebeine  
 Sich senten muß in das verlorne Thal.“

Daß er auch Marienlieder gesungen, wie sein „Maria klar, vil hochgelobten frome süeze,“ ist selbstverständlich, nichtsdestoweniger aber hat er in „offenem Freimuth und angeleuchtet von einem echt evangelischen Lichte gegen des Papstes Ablass und Sündenvergebung und das ungeistliche Wesen der Geistlichen seiner Zeit gesungen und die Werthlosigkeit aller äußeren Werke, die nicht aus der Buße und dem Glauben hervorgehen, gezeichnet, weshalb er auch schon unter die Reformatoren vor der Reformation gerechnet worden ist,“ und so dürfen wir uns nicht wundern, daß er neben den Marienliedern auch noch Lieder von echt christlicher Glaubensinnigkeit gesungen. Dahin gehören z. B.: „Sünder, du sollst an die grozen not gedanken.“ (Fortsetzung folgt.)

## Zur Frühlingsfeier.

Von W. Huber, jr.

### Maienzeit.



Äuselnd umfließ mich,  
 Waldenziger Duft,  
 Trage zum Himmel  
 Mich, morgige Luft.

Lag ich in Banden  
 Undämmert und bang—  
 Immer doch träumt' ich  
 Von deinem Gesang.

Träumte dem Nar gleich,  
 Im Horste verschneit,  
 Eng war das Herz mir—  
 Nun wird es so weit.

Reich' mir den Becher,  
 Waldepheumkränzt,  
 Laß mich ein Aug' schaun,  
 Das gläubig mir glänzt.

Trug ich im Winter  
 Viel Sorge und Leid,—

Du zeige den Pfad mir  
 In fröhliche Zeit.

Rauschend vom Berge  
 Stürzt nieder die Fluth,  
 Weltweit und einsam  
 Singt Lerche sich Muth.

Säuselnd umfließ mich,  
 Waldenziger Duft,  
 Trage zum Himmel  
 Mich, morgige Luft!

### Die beiden Herrscher.

„Ich bin der Herrscher dieser Welt,“  
 Der Winter rief's, der bleiche—  
 „Ein Wort von mir macht Wald und Feld  
 Die Erde selbst zur Leiche!“

Da hat der Lenz ihn ausgelacht:  
 „Bist nur ein leerer Schrecken,  
 Denn mir ward noch viel größ're Macht:  
 Die Todten zu erwecken!“

## Die Wunder des Meeres.

Nach Quellen bearbeitet von J. Jauch.

### IV. See-Anemonen, Medusen und Tintenfische.

Das Meer, das so groß und weit ist, da wimmelt es ohne Zahl, beide große und kleine Thiere.—Ps. 104, 25.

Wißt du wissen—sprach der Schiffer—

Die Geheimnisse der Fluth?—

Der nur lernt sie, der ihr muthig

An dem stürm'schen Herzen ruht.—Longfellow.

Das vorige Mal haben wir uns miteinander über die zu der Klasse der Polypen gehörenden Korallen unterhalten. Mit denselben ist aber diese zahlreiche Familie noch lange nicht erschöpft. „In unsern Meeren,“ sagt

Hartwig, „sind es besonders die See-Anemonen, die auf den submarinen Fluren alle Pracht des Meeresbogens entfalten, während unter den Wendekreisen vorzugsweise die geselligen kalkartigen Korallen die unterseefischen Gesilde mit einem bunten Blumen Teppich überziehen. Das herrliche Schauspiel, welches die Anemonen auf dem Boden des rothen Meeres entfalten, riß Ehrenberg zur lebhaftesten Bewunderung hin, so daß er begeistert ausrief: „Wo ist das Blumenparadies, welches an Mannigfaltigkeit und Schönheit mit diesen lebenden Wundern des Oceans wetteifern könnte.“

Allen Arten gemein ist der sackförmige, eine cylindrische Höhle umschließende Körper, der nach oben in einen weiten Mund sich öffnet. Dieser ist mit einem Kranz von Fangfäden umgeben, die sich willkürlich ausbreiten und zurückziehen und dem hungrigen Raubthier seine Beute zuführen. Meistens an ihre Geburtsstätte festgebunden, oder höchstens beschränkter Ortsveränderungen fähig, sind die Polypen außer Stande, durch Kampfskraft und List sich ihre Nahrung zu erwerben. Wie die hilflosen Jungen der höheren Thiere durch ihre Eltern gefüttert werden, zehren sie ihr ganzes Leben von dem, was

das Meer wie eine gütige Mutter ihnen zuführt. Ihre Greifapparate sind eigentlich Fallen, keine Waffen, aber bei der unendlichen Menge von Geschöpfen, wovon der Ocean wimmelt, namentlich an den Küsten und auf den Untiefen, wo sie ihre Wohnstätte aufgeschlagen haben, fehlt es ihnen nie an köstlicher Speise. Kein Lazzarone könnte sich eine angenehmere Lebensweise wünschen, als die eines Polypen, dem das Nöthige so ohne alle Arbeit zuschwimmt. Damit die Fangapparate ihrer Bestimmung vollkommen genügen, sind sie mit zahllosen, kleinen, nadelförmigen Waffen versehen, welche die Thiere, die ihr Unglück in ihren Bereich führt, nicht allein verwunden,

sondern auch mit einer scharfen Flüssigkeit vergiften. Wehe dem Nereathierchen oder Fischlein, welches der ausgebreiteten Strahlenkrone einer See-Anemone zu nahe kommt; von hundert Armen blitzschnell umflammt, wird es plötzlich betäubt und ohne Weiteres dem klaffenden Schlunde zugeführt.

Es ist leicht begreiflich, warum die Polypen weder Gesicht noch Gehör haben. Da sie sich entweder gar nicht, oder nur wenig bewegen können, so wäre ihnen der Besitz der höheren Sinne ja doch nicht behülfslich, um den Angriffen ihrer Feinde zu entgehen, eben so wenig, wie es nöthig wäre, um ihnen das Ergreifen der Beute zu erleichtern, die, ohne daß sie sich umsehen oder zu hor-



Die See-Anemone: Actinia.

chen brauchen, ihnen von selbst entgegenkommt. Der Gefühlsinn, der sich vornehmlich in ihren Greifapparaten concentrirt und auf dessen Wink sie sich krampfhaft um ihre Beute schlingen, oder bei feindlicher Berührung sich blitzschnell verbergen, genügt offenbar allen Anforderungen ihres beschränkten Lebens.

Die See-Anemone fñhlt das Licht; unter einem ruhigen Himmel entfaltet sie ihre ganze Schönheit; verschleiert aber eine dunkle Wolke den Glanz der Sonne, so zieht sich die



Strahlenkrone zusammen, und die Blume verschumpft zu einem unförmlichen Klumpen.

Bei den Infusorien haben wir gesehen, welche Lebensfähigkeit sie besitzen. Was sich aber bei den Anemonen in dieser Beziehung durch mancherlei angestellte Proben herausgestellt hat, grenzt geradezu an Unglaubliche. Sie besitzen nemlich die außerordentliche Fähigkeit, verlorene Glieder wieder zu ersetzen. Man hat schon die überspanntesten Versuche gemacht. Man setzte die armen Thiere in immer kälteres Wasser und ließ sie nach und nach einfrieren, um zu sehen, welchen Kältegrad sie aushalten könnten. Ebenso setzte man sie in Wasser, das am Feuer stand und langsam erhitzt wurde; — bei fünfzig Grad (Reaumur) starben sie. Man warf sie aus eiskaltem Wasser in heißes und — man schnitt und riß ihnen nicht nur die Fühlfäden ab, die in wenigen Tagen wieder nachgewachsen und ersetzt waren, nein, man schnitt sie auch mitten von einander. (Siehe Abbildung.) Jedes abgeschnittene Stück ersetzte sich wieder; ja, in vielen Fällen wurde dieses Stück selbst wieder ein vollständiges Thier. Der Länge nach auseinander geschnitten, schlossen sich die Hälften allgemach und man hatte zwei Thiere. Quers getheilt bekommt die untere Hälfte schnell wieder Fangarme oder Fühlfäden, die nach einem einzigen Monate so groß und stark sind, wie die alten waren, und das eine Thier ist fertig. Mit der oberen Hälfte geht es nicht so schnell. Die Fangarme erschöpfen Muscheln, Krebse und Fische, und schieben sie in den Mund — allein diese Dinge fallen natürlich alle unten wieder heraus. Schließt sich der Körper unten, wo er abgeschnitten ist, wieder, so lebt das halbe Thier nun als ganzes ruhig weiter; schließt es sich aber nicht, so muß es endlich sterben.

Es soll auch der merkwürdige Fall vorgekommen sein, daß die abgeschnittene obere Hälfte einer See-Anemone unten Fangarme bekam, statt sich zu schließen, und daß der Leib in der Mitte sich verengte und endlich schloß, so daß nun ein Doppelthier entstanden war, das zwei Mäuler und zwei Magen, aber gar keinen Fuß hatte, sich also auch nirgendes festsetzen konnte. Noch mehr: Eine Actinie wurde von dem Stein, auf welchem sie saß, abgerissen. Dabei blieb ein Stückchen ihres Fußes an dem Stein hängen und — dieses Stückchen wuchs und entwickelte sich wieder zu einem ganzen Thiere.

Nicht nur daß die See-Anemonen ein so zähes Leben haben, sie vermehren sich auch unglaublich stark. Ueber hundert Eierstöcke mit Tausenden von Eiern hat man in einzelnen gefunden. Acht bis zwölf Junge werden oft zugleich geboren, d. h. von dem Munde ausgestoßen. Bei der Geburt oder dem Hinaustreten in den freien Ocean gleichen sie bereits ihrer Mutter. Der einzige Unterschied besteht in der geringen

zahl der Fangfäden und der Scheibewände der Leibeshöhle. Wahrscheinlich werden sie auch in ungeheuren Massen von andern Seethieren aufgezehrt. In Italien und dem südlichen Frankreich werden sie auch gebraten und gegessen. Auch die alten Römer kannten und aßen sie schon.

Sie sollen, wie Laubfrösche, in einem Glase gehalten, auch sehr gute Wetterpropheten sein. Sind sie geschlossen und zusammen gezogen, so gibt's Sturm; verlängert sich der Leib und breiten sich die Fangarme aus, so gibt's klares beständiges Wetter; sind sie unruhig, schließen und öffnen sie sich abwechselnd, so deutet das auf Wind und unbeständiges Wetter. So bieten diese Thiere nach verschiedenen Richtungen hin den reichsten Stoff zu interessanten und fesselnden Beobachtungen.

Lenken wir jetzt unsere Aufmerksamkeit von den Anemonen auf die Medusen oder Scheibenquallen (siehe S. 159). Diese sind Seethiere von gallertweichem Bau und schirmförmiger Gestalt. Die überaus farbenreiche, oft in schönen Strahlen spielende „Scheibe“ trägt am gelappten Rande



Ein Durchschnitt der Scypharia-Anemone.

Tentakeln und zwischen denselben die, theils als Sehorgane und theils als Gehörgane dienende, „Randkörper“. Von der Unterfläche der Scheibe hängt, umgeben von den einen Kreis bildenden Muskelfasern, der Magentheil herab, an dessen unterm Ende — also immer nach unten gerichtet — die Mundöffnung liegt. Die eigentliche Magenöhle liegt in der unteren Fläche der Glocke, und kann bei einigen Arten nach außen hervorgestülpt werden, seine Beute überziehend und aussaugend. Von der Magenöhle aus strahlen vier Gefäße im Umkreis des

Schirms, die in inniger Beziehung zum Verdauungsapparate stehen; gewöhnlich spalten sie sich in ihrem Verlaufe weiter, so daß sie bisweilen ein dichtes Netz am Rande bilden.

Die Medusen schwimmen durch abwechselndes Zusammenziehen und Ausdehnen der Scheibe. Diese Schwellbewegungen, die so sehr an die Athembewegungen erinnern, haben bei den italienischen Fischern der Meduse den Beinamen „Merlunga“ verschafft. Einen bedeutenden Antheil haben die Medusen an dem Meeresleuchten, wovon in einem früheren Artikel besonders die Rede war und heißen deshalb auch bei den italienischen Fischern Leuchtqualle. Zu bestimmten Zeiten unternehmen die Medusen Wanderungen, man trifft oft meilenlange und meilenbreite Rüge von diesen Thieren, meist nur einer Art. Witterungsverhältnisse, periodische Vertheilung der Nahrung (die in andern Seethieren besteht) und die Sorge um die abzusetzende Brut, sind als Ursachen dieser Reisen anzusehen. Wie aber die Medusen ihrerseits gefräßige Raubthiere sind, bieten auch sie wiederum Fischen, Seebögeln und Walen Nahrung. In einem naturgeschichtlichen Werke finden



sich nicht weniger als zwanzig verschiedene Arten der Qualle angeführt, von welchen der Leser zwei auf der Abbildung sehen kann, nemlich die Scheibenqualle, die oben die meiste Aehnlichkeit mit den Schwämmen des Waldes hat; viele von ihnen haben einen giftigen Saft und erregen daher Brennen auf der Haut; daher auch der Name „Seenesseln“; und dann die Winkella, einen halben Fuß breit; kommt häufig in der Nordsee vor.

Das größte Wunder aber bei diesen Geschöpfen ist die Art und Weise ihrer Vermehrung. Zu einer bestimmten Jahreszeit ist die Meduse mit Eiern von der brillantesten Farbe angefüllt. Diese hängen an den rings über der dahinschwimmenden Scheibe emporragenden Tentakeln wie Blumengewinde; in einigen Medusenarten erscheinen diese Eier auf dem Körper befestigt, die sich auch nicht ablösen, bis sich dieselben vollständig entwickelt haben. Die aus den Eiern entstehende Larve gleicht der Mutter auch nicht im Entferntesten. Es sind längliche wurmähnliche Geschöpfe, wie Blutegel, an einem Ende dicker als am andern. Nach einem ferneren Stadium der Entwicklung erscheinen sie als Polypen mit acht Tentakeln. Nun aber erfreut sich die junge Meduse — ein wahrhaft wundervolles Geschöpf — eines seltsamen Reproduktionsvermögens, indem sie sich auf irgend einem sichern Halt punkt festsitzend, Knospen aus sich in die Höhe treibt. So entsteht Knospe auf Knospe, bis sich das Ganze allmählig zu einer Anzahl Scheiben, gleich so vielen in einander stehenden Tassen formirt, welche dann nach einander abgeworfen werden, und zwar so, daß die Oeffnung der Scheibe nach unten zu stehen kommt, wie wir sie an der Muttermeduse sehen. In dieser also abgebrochenen Scheibe entwickeln sich nun die Tentakeln und Magen Gefäße, wodurch das Geschöpf zur geschlechtsreifen Meduse vervollständigt wird. Auf diese Weise kann in ganz kurzer Zeit ein einziges dieser Thiere zu einer bedeutenden Colonie heranwachsen.

Noch sei hier eines Polypen (Vielfuß) gedacht, nemlich des sogenannten Tintenfisches (siehe S. 160), der zu den Weichthieren gehört. Dieses Geschöpf war das Schreckgespenst der alten Seefahrer. Im Meere gab es fürchterliche Ungeheuer, mit vielen, vielen Armen, die vom Grunde herauf zur Oberfläche reichten, das größte Schiff umschlangen und mit Mann und Maus hinunterzogen in die Tiefe! — So erzählten die Threr und Sibenier als die ersten Seefahrer. Kein Wunder, wenn sich Niemand hinaus auf das unendliche Meer wagen wollte, das außer Strubeln, Wirbeln und Rissen auch noch Polypen

barg, und wenn so die Phönizier über hundert Jahre lang fast allein im Besitz und Genuße des ganzen Seehandels auf dem Mittelmeer blieben.

Der Erzbischof Magnus von Upsala berichtete, daß im Meere ein Thier sei, dessen Körper eine halbe Stunde Länge habe, welches Fangarme besitze, länger als die Masten der größten Schiffe. Es verschlänge zahllose Fische, doch nicht mit dem Munde, sondern mit der Oeffnung des Rückens, in welcher die Fische zu tausenden verschwänden. Im Mittelmeer, umringt von den Küsten jener Länder, wo die Wiege unserer heutigen Bildung stand, wurden schon von alten Zeiten her Perlen und Schwämme durch Taucher aus der Tiefe geholt. Diese erzählten von den Gefahren, denen sie ausgesetzt gewesen, von den schrecklichen Thieren, die sie gesehen und besonders von den riesig großen Polypen, die sie mit ihren zahlreichen Fangarmen umfaßt hätten, und daß sie nahe daran

gewesen wären, mit in den Abgrund gerissen zu werden. So entstand der allgemeine Glaube an Seeungeheuer, wobei natürlich die Phantasie des Menschen, wie gewöhnlich, sehr thätig war und ihnen das Erlebte meistens mehrfach vergrößert erscheinen ließ.

Wie verhält sich aber die Sache in Wirklichkeit? Immerhin noch großartig genug, besonders im Mitteländischen Meere in der Nähe der Küsten Griechenlands, woselbst man den größten Tintenfisch antrifft. Man will



Die Anemone und ihre Jungen.

Exemplare gefunden haben, deren Fangarme neun Fuß lang sein sollen.

Aus New York meldete man unter dem 18. October (1877) in den Zeitungen: „Ein riesiger Tinten- oder Teufelsfisch wurde vom Sturm an die Küste Neufundlands geworfen und zwar in so ermatteten Zustande, daß er von zwei Fischern mit leichter Mühe getödtet wurde. Dies gräßliche Ungeheuer der Tiefe, dessen Existenz oft bezweifelt wurde, ist in dieser Größe noch nie gefangen, ja nicht einmal von glaubwürdigen Beobachtern gesehen worden, und kein Museum besitzt ein vollständiges Exemplar. Dasselbe ward vom hiesigen Aquarium erworben, an Ort und Stelle eingepöfelt und ist bereits hier angelangt, um in einen riesigen, mit Alkohol gefüllten, Glaskasten gesetzt zu werden. Der Körper ist neun Fuß lang, vier Fuß breit und in dem jetzigen Zustande nur einen Fuß dick, war ursprünglich von dunkelrother Farbe, die aber in Folge der Pökelung zu einem schmutzigen Weiß geworden ist. Der Kopf hat enorme Augen von der Form und der doppelten Größe eines Hühnerauges, und trägt am untern Ende die etwa



sechs Zoll langen Kiefern, von harter, horniger Substanz und ganz wie ein Papageischnabel geformt. Von den zehn Armen sind die kürzeren sieben bis zehn Fuß lang, haben an der einen



Würfelqualle.

Seite einige Hundert Saugnäpfe und am Ende einen hölzernen Ring mit Sägezähnen. Die beiden langen Arme oder Fühler stehen zu beiden Seiten des Schnabels, etwas mehr nach oben; sie sind dreißig Fuß lang und nur am oberen Ende mit Saugnäpfen versehen. Sie dienen vor allem zum Einfangen und heranziehen der Beute, bis dieselbe den kürzeren Armen erreichbar ist.

Es ist ein schreckliches Ungeheuer, dessen Kraft unwiderstehlich sein muß, wenn seine langen Arme sich um ein schwimmendes Wesen, sei es Mensch oder Thier, gewunden haben, und bei dessen Anblick man unwillkürlich an die Worte Schiller's vom Taucher erinnert wird, wo er unter Anderem sagt:

— — — „Da froh's heran,  
Regte hundert Gelenke zugleich,  
Will schnappen nach mir, in des Schreckens Wahn  
Ließ ich los der Koralle umflammerten Zweig.“

Warum aber heißt dieses Weichthier Tintenfisch? Diefert es uns etwa Tinte zum Schreiben? Das nicht. Es

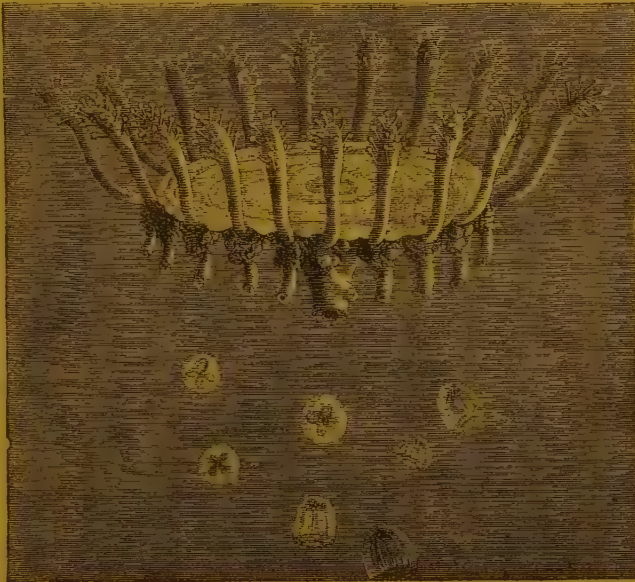
birgt in einem Beutel eine schwarzbraune Flüssigkeit, welche nachdem sie eingetrocknet ist, als Malerfarbe benutzt und Sepie genannt wird. Er besitzt das Vermögen, diese braunschwarze Farbe, welche in eine eigene Blase ausgeschieden und in derselben bewahrt wird, gleichwie eine dunkle Rauchwolke von sich zu geben und dadurch die Umgebung des Wassers trübe zu machen.



Die Meerlunge.—Schelbengasse.

Man kennt bereits zweihundert verschiedene Arten; sie lassen sich nach der Anzahl ihrer Fangarme in zwei Hauptklassen abtheilen, nemlich in achtarmige (Octoceren) und in zehnamige (Decaceren). Sie variiren sehr in der Größe; es gibt deren, welche den Umfang einer Menschenhand nicht übersteigen, während wieder andere, die Größe des oben geschilderten Ungeheuers erreichen.

Bemerkenswerth ist nun noch ferner, daß der Tintenfisch eine Art Fischschuppe liefert, die von dem auf dem Rücken des Thieres liegenden kalkigen Schilde gewonnen wird und als weißes Fischbein (Cuttlefish) bekannt ist. Wie der Krebs seine Schale, so werfen die Tintenfische ihre Schilde ab, die dann auf dem Meere umherschweben und

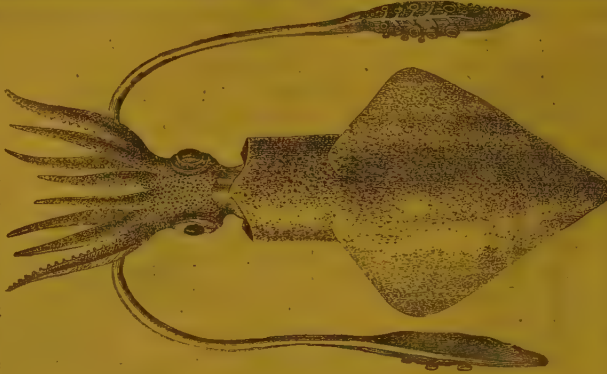


Meduse und ihre Larven.

aufgespitzt werden.—Ein anderes Meerwunder sind die Seesterne, welche zur Ordnung der Strahlthiere gehören. Dieselben bilden eine Klasse von verschiedenen Gattungen, z. B. der gemeine Seestern mit seinen fünf langen Armen, welcher in allen europäischen Meeren häufig vorkommt; fer-

ner der Plattstern, der mit seinen weit kürzeren Armen oft nur ein ausgeschweiftes Fünfeck bildet und etwa sechs Zoll groß wird; der Buckelstern mit gewölbter Oberseite einen Fuß groß; der Schlangensterne, dessen Arme vier Mal so lang sind, als die Scheibe in der Mitte und der Medusenstern. Dieser letztere ist sehr merkwürdig durch die Zertheilung der Arme in eine sehr große Zahl von Gliedern, die sich bei manchen Arten in die Tausende beläuft. Hier aber nur Einiges aus dem Leben der gemeinen Seesterne. Darüber erzählt der Naturforscher Oskar Schmidt: Die Beobachtung lebender Seesterne gewährt mancherlei Interesse. Man lege zuerst den Gefangenen im Wasser auf den Rücken, um alsbald sämtliche Saugfäße in Thätigkeit zu sehen. Es geht ein förmliches Gewoge über sie, nach allen Richtungen werden sie tastend ausgestreckt, und gelingt es einigen, seitlich oder oben mit den Saugnapfchen Halt zu gewinnen, so erachtet sich der Seestern für gerettet aus seiner ihm höchst unbequemen Lage; und hat er erst einen Strahl gesichert, so vollzieht er die Wendung des ganzen Körpers ohne Schwierigkeit. Wir

lassen ihn nun laufen. Er vermag ziemlich schnell zu kriechen. Einer von vier Zoll im Durchmesser legte, nach genauer Mes-



Der Tintenfisch.



Seesterne.

fung in der Minute drei Zoll zurück. Jeder Strahl kann dabei vorangehen, und die Thiere sind im Stande, nicht nur Unebenheiten zu überwinden und senkrecht auf- und abwärts zu steigen, sondern sie drücken sich auch durch Engpässe, indem sie zwei Strahlen nach vorn und drei nach hinten an einander legen. Man erstaunt umso mehr über diese Dehnbarkeit, als bei manchen Arten die Strahlen Einem unter den Händen aus der Scheibe ausbrechen. Auf der Spitze eines jeden Strahles befindet sich ein Auge, welches man an großen Seesternen als ein feines rothes Pünktchen wahrnimmt. Am liebsten machen die Seesterne Jagd auf Schnecken und Muscheln. Sie legen ihre Bauchscheibe mit den Saugnapfchen und dem Munde um die Beute, bringen in das Weichthiergehäuse und saugen also dessen Inhalt auf. Also auch die allerunscheinbarsten Thiere, welche kaum je ein Menschenauge beachtet, sind nicht allein mit Schönheit und Ordnung geziert, sondern auch mit allen Werkzeugen zu ihrer Ernährung versehen.

## Skizzen von Japan.

Von Ad. Halmhuber.

### Ueber die Abstammung der Japanesen.

(Schluß.)

Eigenthümliche Sitten kommen bei Todesfällen und Zwistigkeiten unter den Ainos zur Anwendung. Erstere bewirken in einer Ainosfamilie große Umwandlungen, denn die Hütte muß niedergebrannt werden und mit ihr der Geist des Verstorbenen. Alle Verwandten weinen sieben Tage lang, und am achten, an welchem das Begräbniß stattfindet, heulen sie förmlich, wobei sie den Schmerz auf recht ausgiebige Art zu erregen verstehen. Die Männer erscheinen nemlich halbnackt und schlagen sich gegenseitig die Rücken mit biden Knotenstöcken wund bis der Leichenzug bei der Begräbnißstätte angelangt ist. Nachher beginnt ein Fest, bei dem das starke Misk-Getränk, in großer Menge genossen, den Schmerz zu stillen berufen ist.

Bei Zwistigkeiten und Rechtsstreitigkeiten spielt der Knotenstock, der überhaupt von großer Bedeutung im Leben der Ainos zu sein scheint, eine wichtige Rolle: durch seine schlagenden Beweise wird Recht gesprochen. Ein aus Verwandten und Freunden zusammengeleselter Rath zieht den Fall in Erwägung und entscheidet, daß die Sache vermittels des Knotenstocks in einer Art Duell ausgetragen werden müsse. Am festgesetzten Tage finden sich auch beide Parteien am Meeresufer ein, richten ein Gebet an die Geister und an die Drachen des Meeres, und dann beginnt der Zweikampf. Beide Kämpfer sind unbekleidet; das Loos entscheidet, wer den ersten Streich führen solle, worauf das Prügelein nach Vorschrift und Regel beginnt und das Blut vom Rücken fließt. Dann kommt die Reihe an den Geschlagenen, der reichlich wiedergibt, was er bekommen hat. Es soll geschehen, daß manchmal beide Theile sehr



hartnäckig sind und keiner sein Unrecht bekennen will; in solchen Fällen richten sie sich jämmerlich zu, so daß eingeschritten werden muß. Sobald die Wunden geheilt sind, beginnt der Zweikampf neuerdings und währt so lange, bis einer der Kämpfer nachgibt; zuweilen aber endet er erst mit dem Tode eines oder des anderen Theiles. Die Ainos-Duelle sind übrigens eine so gewöhnliche Sache, daß schon die Knaben ihren Rücken durch häufige Prügeleien abhärten.

Sovie! von der Geschichte dieser Ainos. Wer sind sie nun? Es ist kaum daran zu zweifeln, daß sie ein unvermischter Volksstamm sind, welcher sich vom asiatischen Festlande, nach Etlichen weit aus dem Innern Asiens nach und nach auf den heute japanischen Inseln niederließ. Vor wie langer Zeit diese Einwanderung geschah, kann nicht bestimmt gesagt werden; interessant aber ist die Annahme des ehrenwerthen Mr. DeBong, gewesenen nordamerikanischen Ministerresidenten für Japan, daß die Ainos Hebräer seien und zur Zeit Salomos, also ungefähr 1000 Jahre vor Christus, nach der Insel Jesso gekommen seien. Diese Annahme fußt zuerst auf etlichen Gebräuchen, wie z. B. dem oben geschilderten Handaufheben und Hartstreicheln beim Begrüßen, welche mit dem heutigen Kulturgrade der Ainos nicht übereinstimmen und an die Sitten der alten Hebräer erinnern. Stärker für sie spricht aber noch eine Beschreibung von uralten Bergwerken von sehr großer Ausdehnung auf der Insel Jesso, welche Beschreibung Professor Pompelly, der sich in japanischen Diensten auf Jesso aufhielt, in seinem Werke: „Eine Reise um die Welt,“ veröffentlichte. Bringt man diese Thatsache in Verbindung mit der Geschichte des Alterthums, so scheint die Schlussfolgerung nicht ganz unbegründet, daß die heutigen Ainos Abkömmlinge der alten Hebräer seien. Es ist bekannt, daß Salomon seine Schiffe nach Ophir, um Gold und andere Edelmetalle zu bringen, entsendete. Nun schließt die damalige unausgebildete Navigation die Vermuthung völlig aus, daß diese Schiffe etwa nach Australien oder Californien gesegelt wären, vielmehr muß angenommen werden, sie hätten sich auf ihrer weiten Fahrt immer nahe der Küste gehalten und seien, im stillen Ocean angelangt, schon durch die Strömungen allein an die japanischen Küsten getrieben worden. Mit dem Tode Salomons und der nachherigen Unterjochung der israelitischen Nation scheint auch die Verbindung mit Ophir rasch aufgehört zu haben, wodurch sich der Fall ergeben konnte, daß die in den Bergwerken thätigen Arbeiter, in dem fremden Lande zurückgelassen wurden oder aber sogar freiwillig zurückblieben, um der über ihr Volk verhängten Sklaverei zu entgehen.

Da weder die japanische Geschichte noch die Uebersieferungen der Ainos die Existenz dieser großartigen Bergwerke aus uralter Zeit kennen, so ließe sich allerdings eine derartige Geschichte dieser Bergwerke daraus folgern; aber aus eben diesem Grunde auch anfechten. Will man aber Mr. DeBong's Hypothese nicht gelten lassen, so ergibt es sich doch offenbar, daß im grauesten Alterthum die Insel Jesso von einem fremden hochkultivirten Volke besucht, wenn nicht sogar dauernd bewohnt war. Auffallend bleibt es nur, daß mit Ausnahme der verlassenen Minen keine andern aus dieser Zeit herrührenden Denkmäler und Bauwerke aufgefunden wurden. Sollte diese Thatsache nicht darauf hinweisen, daß die nach Schätzen suchenden Fremden, deren hohe Cultur schon aus diesem Grunde nicht bestritten werden kann, nur einen temporären Aufenthalt auf Jesso genommen hatten? Zugegeben, diese Fremden waren Knechte Salomos, waren sie dann auch wirk-

liche Hebräer? Waren sie aber solche, sollten sie schließlich bis zu Ainos herabgesunken sein? Sollten sie ihren erhabenen Jehova-Cultus bis auf ein Paar nichtsagende Sitten vergessen und ihren Gang nach Reichtum und Schönheit für die Armuth der heutigen Ainos eingetauscht haben? Ich kann dies nur glauben, wenn ich annehme, daß ein Gericht von Gott diesen Zustand hervorbrachte, oder daß jene Knechte Salomos, die ja nach biblischem Berichte aus Hebräern und Unterworfenen zusammengesetzt waren, das Heidenthum mitbrachten und in demselben schließlich leiblich und geistig verarmten.

Welches Recht der Vergleichung zwischen Ainos und Hebräern nach obiger Hypothese gibt uns nun die Bibel, diese zuverlässige Chronik aus alter Zeit? Sie sagt 1. Kön. 9, 26-28. und 10, 22.: „Und Salomo machte auch Schiffe zu Gezegeber, die bei Elath liegt, am Ufer des Schilfmeers im Lande der Edomiter. Und Hiram sandte seine Knechte im Schiff, die gute Schiffeleute und auf dem Meer erfahren waren, mit den Knechten Salomos. Und kamen gen Ophir, und holeten daselbst vier hundert und zwanzig Centner Golds, und brachten es dem Könige Salomo. Denn das Meerschiff des Königs, das auf dem Meer mit dem Schiff Hiram's fuhr, kam in dreien Jahren einmal, und brachte Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen.“ Hier ist das Land also genannt; es ist Ophir. Wo Ophir ist, wurde schon vielfach erforscht, aber noch nicht definitiv festgestellt; es wird gesucht im südlichen Theile Arabiens, an der Südostküste von Afrika, an der ostindischen Küste Malabar und im amerikanischen Peru. Geleitet werden die Gelehrten dabei von den Namen, den Produkten und der Zeit der Reise des Schiffes Salomos, wie solches der biblische Bericht beschreibt. In wiefern die Namen Ophir und die Insel Jesso zusammen zu bringen sind, muß ich dem Urtheil eines Sprachkenners überlassen. Nehmen wir an, Salomos Schiff habe in Indien, welches es ja passiren mußte, halt gemacht und Waaren eingenommen, so wäre jede Schwierigkeit bezüglich der Produkte gehoben. Gezegeber ist eine Hafenstadt im nördlichen Winkel des Golfes von Elath, und gestattete somit eine direkte Küstenschiffahrt bis nach Japan, und die Zeitdauer von drei Jahren für die Rückkehr eines Schiffes gestattete, oder bedingte gewissermaßen, eine sehr weite Fahrt. Somit wäre die Hauptfrage noch zu beantworten, ob Jesso's alte Bergwerke solche ergiebige Goldbergwerke waren, als die Ophir's gewesen sein müssen? Mit dieser Frage muß ich nun diese Hypothese sowie die ganze Abstammungsfrage der Ainos dem weiteren Urtheil des geneigten Lesers überlassen.

Daß der heutige Götzendienst der Japanesen viele Aehnlichkeit hat mit dem Tempeldienst des alten Israel bringt kein Licht in die Sache; ebensowenig beweist dies, daß die Japanesen, welche später die Ainos vertrieben, Hebräer gewesen sind. Die Japanesen haben ihren Cultus theils von China und theils von den Ainos empfangen und denselben dann noch weiter ausgebildet und ausgeschmückt. Die Symbolik, erleuchtet von der auch den Heiden eigenen Idee des Göttlichen, konnte ja wohl Manches erfinden, das der jüdischen, von Gott selbst geheiligten Symbolik entsprach, ohne die geringste Beziehung zu derselben zu haben. Die Japanesen erinnern vielmehr an die nordamerikanischen Indianer als an die Hebräer. Man denke nur an die häßliche Unsitte des Tätowirens, welche bis in die neueste Zeit unter den Japanesen gepflogen wird. Thatsächlich bestehen auch andere Merkmale, welche auf eine Einwanderung von Nordamerika aus hindeuten und vielleicht das Dunkel aushellen würden, wollte man wissenschaft-

liche Vergleiche zwischen den Japanern und den Indianern wesentlich der amerikanischen Felsengebirge anstellen.

Die Japaner waren in früheren Zeiten kühne Seeleute; konnten sie daher nicht von Amerika herüber gekommen sein, wo jene Indianer, die als ihre Stammverwandten hingestellt werden, als ebenso gewandte Wassermenschen bekannt sind, wenn sie sich jetzt auch nur auf Fischei verlegen? Desgleichen ist die körperliche Ähnlichkeit vorhanden; die geschlitzten Augen, die gebogene Nase der japanischen Adelsgeschlechter und die Hautfarbe stimmen bei beiden Völkern überein; aber auch das hohe Ehrgefühl der Indianer, dann auch viele Sitten und Charaktereigenschaften derselben sind denen der Japanesen ähnlich. Philologische Vergleiche könnten vielleicht auch eine Stammgleichheit der Sprache feststellen. Die japanische Sprache steht einzig in der Welt da, welcher Umstand den Schluß gestattet, der japanische Archipel wäre trotz seiner Nähe zum asiatischen Festlande von diesem entweder nicht bevölkert oder aber, wenn dies dennoch der Fall war, in späterer Zeit von einem fremden Volke—den heutigen Japanern—erobert und den besiegten Landesbewohnern die Sprache der Eroberer aufgezwungen worden. Die zweitangeführte Vermuthung entspricht der ältesten Geschichte Japans, nach welcher die Ureinwohner des Reiches, die Ainos, besiegt und allmählig nordwärts gedrängt worden.

M<sup>r</sup>. DeLong sagt diesbezüglich: „Die japanische Gesandtschaft, welche mich nach Washington begleitete, überbrachte eine reiche Sammlung von Steinkugeln, steinernen Pfeilspitzen und anderen sicheren Anzeichen der Steinzeit in Japan zu dem Zwecke, dieselben mit ähnlichen in unserem und anderen Ländern gefundenen Ueberresten derselben Periode vergleichen zu können. In der That studirte die Gesandtschaft mit aller Umsicht jene Indianerstämme, mit welchen wir zusammentrafen, und jene Kunde, die am Salzsee und anderen Orten ge-

macht wurden. Iwakura, der japanische Gesandte, versicherte mir gelegentlich, die Erscheinung der Indianer, ihre Costüme, ihre Gebräuche und Waffen seien identisch mit den Ornamenten auf einigen rohen und unzerlischen, erst vor kurzem entdeckten Denkmälern, welche von den Geologen als der Steinzeit in Japan angehörig betrachtet werden.“ Daß die Japanesen nach solchen Angaben Abstammlinge der Indianer Nordamerikas sind, würde mir nicht schwer zu glauben, stieße ich dabei nicht auf bedenkliche Schwierigkeiten. Bekanntlich existirt eine starke Meeresströmung von Japan aus gegen Amerika, welche Strömung noch in ganz neuester Zeit große japanische Fahrzeuge, welche an ihrer eigenen Küste theilweise seeuntüchtig wurden, nach den Gestaden Californiens hintrieb. So wurde erst kürzlich bei San Francisco ein japanisches Fahrzeug abgefangen, das nach einem Sturm an der japanischen Küste seinen Kurs und seine Steuerfähigkeit verloren hatte. Es hatte eine Ladung Reis und Reisbier an Bord, von welchem sich die Mannschaft sechs volle Monate nährte, bis sie allmählig dahinstarb. Als das Schiff gefunden wurde, hatte es, wenn ich mich recht erinnere, nur noch drei lebende Menschen an Bord. So könnte ich mir eine Abstammung der Indianer von den Japanesen wohl denken; der umgekehrte Fall bedingt aber einen vorsätzlichen Kriegszug der Indianer gegen die Meeresströmung und über den stillen Ocean, wozu sie doch weder Mittel noch Kenntnisse haben. Auch ist es schwer zu verstehen, wie die unwissenden Indianer im Lande der unwissenden Ainos einen solchen Stand der Bildung erreicht haben sollten, wie er sich schon bei dem Beginn der Einmischung des Chinesischen in Japan vorfindet. Somit läuft auch hier wieder alles auf Hypothesen hinaus, welche weiter zu verfolgen ich den geneigten Leser freundlich einlade.

## Wie der Schein trügt.



Wie oft der Schein eines gemeinen Verbrechens sich so unabweisend gegen einen ganz Unschuldigen kehren kann, davon liefert der folgende Umstand einen neuen Beweis. Dr. G. aus K. hielt sich bei seiner Durchreise nach Paris einige Tage in Berlin auf. Eines Abends sprach ihn, bei einer zufälligen Begegnung ein junges Mädchen mit der nicht ungewöhnlichen Frage an:

„Kennen Sie mich wohl noch, Herr Doktor?“

Als er dies verneinte, half die Fragestellerin seinem Gedächtnis nach, und er erinnerte sich nun, für die Erziehung derselben in K. gesorgt zu haben, woselbst er Mitvorsieger einer wohlthätigen Anstalt ist. Das Mädchen erzählte nun, daß es mit seinen Eltern seit einigen Jahren in Berlin wohne, sich durch Handarbeiten ernähre, und bat, ihren Wohlthäter besuchen zu dürfen, um ihm auch welche von ihren Arbeiten vorzuzeigen. Am folgenden Tage besuchte sie nun Herrn Dr. G., zeigte eine schöne Stiderei vor und versicherte schließlich, daß es ihre Eltern sehr beglücken würde, ihren Wohlthäter bei sich zu sehen. Herr G. versprach einen Besuch, wenn er aus Paris zurückkehre, nahm sein Taschenbuch und notirte die Wohnung der Eltern des Mädchens: Landsbergerstraße Nr. . . . —

Einige Augenblicke ging Herr G. nun in ein Nebenzimmer, dann bei seinem Wiedereintritt empfahl sich das Mädchen, und er begann sein Reisegepäck zu ordnen. Plötzlich bemerkte er,

daß ihm sein Taschenbuch fehle. Es enthielt 150 Thaler, einen Kreditbrief auf Paris und viele Notizen. Nach längerem vergeblichen Suchen hielt er sich fest überzeugt, daß das Mädchen seine Abwesenheit benützt und sein Taschenbuch eingesteckt habe. Er konnte mit gutem Gewissen vor dem Richter beschwören, daß Niemand anders in der Stube gewesen war und Niemand anders das Buch haben könne. Abgesehen von dem Verluste und den übrigen Umständen, welche ihm die Sache machen mußte, war ihm der Gedanke, jetzt zu den Eltern der Unglücklichen zu fahren und dort das Vergehen zu entdecken, ein entsetzlicher. Undankbarkeit und Heuchelei machten das Vergehen indessen noch strafbarer; es half nichts, es durfte eine von so tiefem sittlichem Verfall zeugende Handlung nicht unverfolgt bleiben. Dr. G. nahm eben seinen Hut und wollte zur Thür hinaus, als ihm die vermeintliche Verbrecherin blaß und athemlos entgegenstürzte, während sie ausrief:

„Herr Doktor, ich habe ja ihr Taschenbuch!“

Erstaunt nahm der Doktor den vermischten Gegenstand an sich und das Mädchen erzählte darauf Folgendes: Mit einer Freundin, welche es vor dem Kaufe erwartet, ging es nach dem Schloßplatz. Ein Herr, welcher hinter ihnen ging, stellte an Erstere die Frage, ob sie ein Taschenbuch verloren habe; als diese dies verneinte, richtete er dieselbe Frage an sie selbst. Im ersten Augenblick sagte sie ebenfalls, sie habe kein Taschen-



buch bei sich, da aber fiel ihr beim Anblick desselben das Taschenbuch G.'s ein, und sie sagte zu dem Herrn: „Wenn in diesem Buche eine Notiz: Landsbergerstraße N. . . steht, so weiß ich wem dasselbe gehört.“

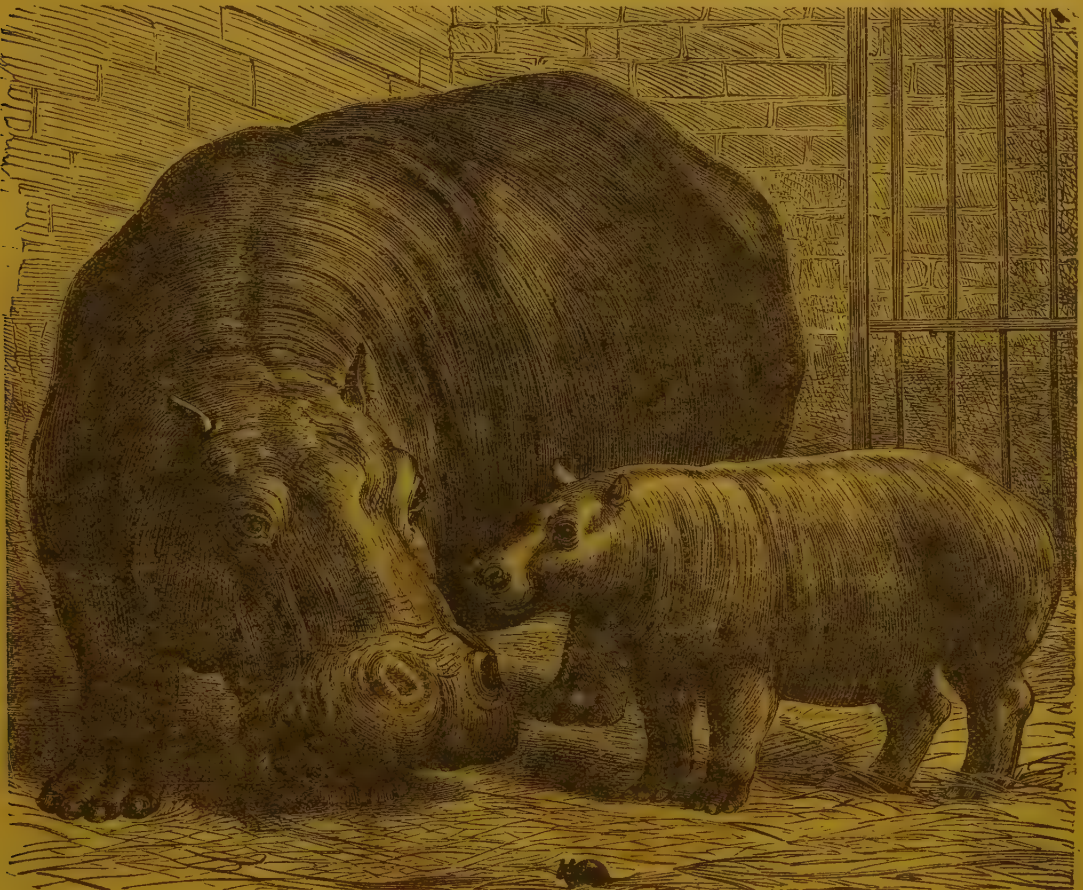
Man suchte und fand auf der letzten Seite die angegebenen Worte. So klärte sich die Sache auf. G. hatte das Buch auf den Tisch geworfen, es war unter das Tuch des Mädchens gerathen, dieses hatte es unbewußt mit demselben in die Tasche gesteckt und auf der Straße beim Herausziehen des Tuches verloren. Wenn nun G. dem Mädchen gleich nachgeeilt wä-

re, das Taschenbuch in dessen Tasche gefunden hätte oder jener Herr nicht ein so durchaus ehrlicher Finder gewesen wäre? G. hätte ihre Schuld mit vollem Rechte beschworen, und das Mädchen, wie seine durchaus rechtlichen Eltern, hätten die Schande, wie das Mädchen sagte, nicht überlebt. Diese Geschichte ist wörtlich wahr und gibt allerlei zum Nachdenken, besonders für Richter und Geschworne, wenn Angeklagte ihre Unschuld heilig betheuern, trotzdem der Schein entschieden gegen sie ist.

## Das Flußpferd.

Das Flußpferd ist kein Raub, sondern ein grasfressendes Thier. Es sucht aber seine Nahrung nur bei Nacht. Bei Tage liegt es meist schlafend im Wasser und schnarcht und grunzt dabei so laut, daß man es eine halbe Stunde weit hören kann. Dabei hat es immer die Augen offen, als

Auf diesem Wege hinterläßt es tiefe Spuren, eben weil sein Gang mehr ein „Sichfortschleppen“ ist, als ein festes Auftreten. Diese Spuren scheinen sein einziger Wegweiser für seinen Rückweg zu sein, denn wenn es in der Nacht regnet und hierdurch die Furchen verwischt werden, so kommt das sonst so



Ein Flußpferd und Füllen.

ob es hell machte, sieht aber nichts von Allem, was um es herum vorgeht. Bei Nacht verläßt es regelmäßig den Fluß und geht aufs Land, um seine Nahrung zu suchen. Da nun die Flüsse in der Heimath des Hippopotamus auf große Strecken mit Schilf bewachsen sind, so ist das Thier genöthigt meist weit ins Land hinein zu gehen, um saftiges Gras zu finden.

kluge und verständige Thier in die größte Verlegenheit. Es geht dann aufs Gerathewohl weiter und kommt daher nicht selten tief ins Land hinein. Diesen Umstand nützen die Eingebornen und machen sich immer auf die Jagd aus, wenn ein starker in der Nacht gefallener Regen hoffen läßt, daß die Fußspuren des Flußpferdes verwischt sind. Weiß man ja doch,



wie unbeholfen und schwerfällig das Thier ist, so lange es am Lande graßt! Kann es sich ja doch, wie aus seiner dicken, plumpen Figur schon hervorgeht, nur in gerader Richtung fortbewegen und deshalb dem Jäger, der sich auf die Seite stellt, nichts anhaben! Im Wasser dagegen entwickelt das Thier eine nicht gewöhnliche Klugheit. Es merkt im Augenblicke, wenn die Gegend, in der es lebt, gefährlich wird, und wechselt daher nicht selten seinen Wohnsitz. Werden die Jäger immer kühner, so bleibt es den Tag über nicht mehr im offenen Wasser, sondern sucht sich die nächst dem tiefen Wasser liegenden Schilfgründe auf. Das Schilf ist hier immer so hoch, daß man einen still und ruhig darin liegenden Gegenstand, auch wenn dieser die Größe eines Nilpferdes hat, nicht bemerken kann. Somit kann das Flußpferd, hat es einmal eine solche Stelle erreicht, ungefährdet seinen Kopf über dem Wasser halten und seinen Mittagsschlaf machen.

zu ernste Folgen haben, als daß man sie für bloß plumpe Spässe halten könnte. Die Thiere beißen und schlagen sich, daß die tiefsten Wunden daraus entstehen, und man kann sich oft nicht genug wundern, mit wie vielen Narben ein solches Wasserroß bedeckt ist, wenn man es getödtet näher anzusehen Muße hat. Muthwillige Junge sind oft so ungeberdig, daß sie von den Alten ab- und zur Ruhe verwiesen werden. Geben sie aber ihre „Laune“ doch nicht auf, sondern fröhnen ihr fort und fort, so kann es vorkommen, daß eine sehr derbe Züchtigung erfolgt. Ja sogar ans Leben geht es ihm oft, wenn es nicht auf andere Weise zu geschweigen ist, und ein „zur Strafe getödtetes“ Junges zu finden, ist gar nichts so Seltenes. Reisende, welche in jene heißen Himmelsstriche kommen, haben vielfache Gelegenheit, derlei Executionen mit anzusehen, da sie genöthigt sind, des Sonnenbrands wegen den Tag über liegen zu bleiben, und nur des Nachts und früh



Jagd auf ein Flußpferd.

Das Flußpferd ist sehr geselliger Natur. Männchen und Weibchen leben immer in Gesellschaft, und oft sind ihrer Hunderte beisammen, sich ihrer gegenseitigen Unterhaltung und des „Zusammenschnarchens“ erfreuend. Die „Mudel“ sind oft so groß, daß man die aus dem Wasser gleich ungeheuren Mebusenköpfen hervorragenden Häupter gar nicht zählen kann, besonders da sie von Zeit zu Zeit untertauchen, um an einer andern Stelle den Kopf wieder zu erheben. Dennoch trifft man nicht selten auch einzelne oder vielmehr „vereinzelte“ Thiere. Das Flußpferd ist nemlich ein großer Freund des „Spielens“. Es „neckt sich“ und „reißt sich“ an einem fort mit seinen Kameraden, natürlich immer die lange Mittagsschlafzeit abgerechnet. Aus solchem „Sich-Recken“ entsteht aber gar oft ein wirklicher Zank und aus dem Zank ein Streit. Man kann daher nicht selten heftige Zweikämpfe sehen, welche

Morgens ihren Weg weiter verfolgen können. Gle und da artet aber auch ein „Altes“ in der Streitsüchtigkeit aus, so daß es der ganzen Gemeinschaft widerwärtig wird. Dann wird im „hohen Rathe“ der versammelten Wasserrosse beschloffen, den „Händelsucher“ zu excludiren, gleichsam „in Verruf zu thun“, wie Studenten sagen. Ein solcher ausgestoßener Hippopotamus ist dazu gezwungen, stets vereinzelt zu leben. Nicht Einer der Andern hält mehr Compagnie mit ihm. Dadurch wird das Thier natürlich immer „misanthropischer“; es ist gezwungen, eine Art „Landfreierleben“ zu führen, und rächt sich nun durch eine immer mehr wachsende Bissigkeit und Malitiosität. Zur Ehre des weiblichen Geschlechts muß ich aber hier anführen, daß ein solcher „Ausgestoßener“ fast ohne Ausnahme ein Männchen ist. Ein Weibchen ist viel zu sanftmüthiger Natur, als daß es auf diese Weise ausarten könnte,



und umgekehrt sind auch die Männchen sogar unter den Flußpferden zu galant, als daß sie ein Wort unter die Klasse der „Marodeurs“ verweisen könnten. Wäre es doch des Weibchens sicherer Tod, so aus der Wasserroß-Gesellschaft excludirt zu leben!

Im Uebrigen ist das Flußpferd sehr zärtlicher Natur, und man bemerkt bei dem Männchen Zuborkommenheiten gegen das Weibchen, die man einem solchen Thiere gar nicht zutrauen zu können vermeint. Das Weibchen vergift aber diese Liebe durch eine wahrhaft außerordentliche Aufmerksamkeit gegen die Jungen. Raum ist nämlich das angehende Wasserroß geboren, so erhält es seine „Wiege“ auf dem breiten Dickopf der Mutter. Sie setzt es sich gerade zwischen die Ohren oder vielmehr auf den Platz, wo die Ohren sein sollten, denn man bemerkt weniger Ohren, als Ohrlöcher. Hier sitzt der kleine Bursche ganz behaglich und hat Zeit und Gelegenheit, seine Weltbeobachtungen anzustellen. Er sitzt fest und braucht nicht einmal zu balanciren, denn die Mutter hält den Kopf immer gerade. Wird der Junge älter und schwerer, so wird die „Wiege“ abgeschafft und er bekommt ein breiteres und besonders auch längeres Bett- und Wohnzimmer. Die Mutter setzt ihn nemlich dann auf das Kreuz oberhalb der Vorderfüße, zunächst dem Nacken, und hier hat er Platz genug, zu wachsen und sich auszudehnen. Sieht man eine Heerde Flußpferde, so wird gewiß fast die Hälfte mit solchen jungen „Füllen“ beschwert sein, und dieselben sehen recht possirlich aus, wie sie zwischen den Ohren der Mutter herauslugen, gleichsam die ganze Welt auslachend.

Die Eingebornen nehmen sich außerordentlich in Acht, in zu nahe Berührung mit dem Hippopotamus zu kommen. Daß aber solches nicht immer möglich ist, beweist folgender Vorfall, welchen Livingstone erzählt. „Wir verließen,“ schreibt er, „Natalie, ein Dorf am Baretzestrome, am Morgen und fuhren auf unserem ziemlich großen und breiten Boote weiter. Wie groß und breit das Boot war, kann man daraus ersehen, daß wir zu neun Mann darin fuhren und eine Menge Gepäck mit uns führten. Natürlich brauchten wir die Vorsicht, hart am Ufer hinzufahren, weil es von Flußpferden in der Mitte des Stromes wimmelte. Daß aber ein solches Thier am hellen Tage ausser Ufer kommen sollte, war etwas Unerhörtes. So fuhren wir langsam in aller Sicherheit weiter. Plötzlich erlitt das Boot einen Stoß, als ob es auf einen Felsen aufge-


fahren wäre. Die vordere Seite desselben hob sich weit aus dem Wasser, so daß es fast aufrecht stand, und wir uns kaum halten konnten. Einer von uns stürzte auch in der That hinaus ins Wasser. In demselben Augenblicke sahen wir den Kopf eines Flußpferdes unter dem Boote hervorkommen, und nun wußten wir, woran wir waren. Als über Kopf stürzten wir uns alle in den Fluß und wateten dem Ufer zu, als ob es hinter uns brennen würde. Zum Glück waren wir nur fünfzehn Schritte vom Uferende entfernt und erreichten daher denselben ungefährdet. Sogar der ins Wasser Gefallene hatte sich gerettet. Als ich zurücksah, hob sich das Thier, welches uns so sehr in Schrecken gesetzt hatte, gerade in die Höhe, gleichsam um zu sehen, welches Unheil es angerichtet habe. Das Unheil war aber nicht groß, denn wir kamen mit dem Schrecken davon, und der einzige Nachtheil war der, daß meine Baggagé und meine Instrumente naß wurden, denn dadurch, daß das Boot vorn ganz in die Höhe gehoben wurde, füllte es sich hinten mit Wasser. Doch fiel es zum Glück nicht ganz um. Daraus aber, daß der Hippopotamus das Boot mit seinem Inhalt viele Fuß hoch in die Höhe werfen konnte, mag man schließen, welche Kraft demselben inwohnt. Hätte er ihm einen Schlag mit dem Hinterfuße versetzt, so hätte er es ohne Zweifel zertrümmert, so aber brauchte es bloß seinen Kopf, dasselbe in die Höhe zu kupsen und beinahe umzuwerfen. Und doch war dieses Flußpferd noch keines von den stärksten, denn es war nur ein Weibchen. Meine Leute frugen sich erstaunt, ob denn das Thier „verrückt“ sei, da sie es gar nicht begreifen konnten, daß ein Hippopotamus am hellen Mittage die Mitte des Stromes verlasse und am Ufer hinschwimme. Es läßt sich dies aber ganz natürlich erklären, denn ohne Zweifel war dieses Thier dasselbe, dem wir Tags zuvor ein Junges getödtet hatten. In Folge dieses Ereignisses kam es wahrscheinlich aus seiner gewöhnlichen Stunden- und Tages-Eintheilung heraus.“

Die Jagd auf das Flußpferd ist keine häufige. Die Eingebornen wissen nemlich keinen andern Nutzen aus demselben zu ziehen, als den, das Fleisch zu essen. Wenn gesotten schmeckt dasselbe fast wie Schweinefleisch, und besonders das der jungen Füllen ist recht zart und fein; das der Alten ist zu fett und zäh. Wenn getrocknet hat es einen „Schinkengeschmack“, der einem europäischen Gaumen sehr zusagt. Dennoch halten sich die Eingebornen lieber an Büffel und Antilopen, und nur in der höchsten Noth machen sie auf die Flußpferde Jagd.

## Wege der Vorsehung.

Bearbeitet von Schwarzwälder.

(Schluß.)

ast zwei Jahre war Georg in Paulinerzelle. Albert, der Adjunkt, hielt große Stücke auf ihn, und der alten Frau war er ans Herz gewachsen. „Er wird einmal ein rechter Forstmann, ist ein tüchtiger Geometer und ruhiger Schütz,“ rühmte der Erste. „Er ist reinlich und ordentlich, kein Spieler noch Trinker, er betet,“ lobte die Mutter. „Aber ein echter, hirschgerechter Jäger, laut von Hals und Horn, wird er mein und sein Lebtag nicht,“ setzte der Alte murrend hinzu. „Sein Clavier da oben ist ihm lieber, als das Geläut von der schönsten Meute, und wenn ich erst gewiß bin, was ich argwöhne—ja beim St. Hubert, unserem Schütz-

patron—er müßte mir aus dem Hause!“ — „Um Alles, Alter, was ist's denn?“ frug bang die Mutter.

„Vater, was hast du im Trieb?“ forschte Albert. „Es muß etwas Arges sein und erst genau untersucht werden, ehe Georgs Ehre damit gekränkt werden darf. Was gibts, Papa?“

„Ich weiß es ja noch nicht gewiß!—ich will hoffen, daß ich mich irre—aber—so Etwas könnt ich in dem alten Hause brauchen: nein, lieber ein Loch im Kopf!“

„Vater, sei so gut und drück ab!“ verlangte der Adjunkt.

„Ich glaube,“ flüsterte der Förster mit bang gerunzelter Stirne, „der arme Junge macht Verse!“ Und wenn das wirk-

lich wäre, so ist er nicht weit vom Wahnsinn, und einen Verückten leide ich nicht in meinem Bau. Die armen Tröpfe dauern mich und sind doch höchst unheimlich. Denk' einmal, wenn er deine Mutter plötzlich für ein überständiges Galtthier ansehe und ihr eine Kugel aufs Blatt setze — Herr, meines Lebens! — —“

„Darauf will ich schon wagen,“ lächelte die Mutter, indem Albert laut lachend herausplatzte, was sein Vater sehr übel aufnahm. Vergebene Mühe war es, ihn belehren zu wollen, daß Jemand Verse machen und doch ein vernünftiger Mensch sein könne. Er habe Beispiele für seine Behauptung, versicherte er; Wieder wie „Frisch auf! zum fröhlichen Jagen!“ — „Im Wald und auf der Haide!“ — seien keine Verse, sondern eben Wieder zc., und zuletzt nahm er die Büchse von der Wand, wie er gewöhnlich that, wenn er einen Verdruß nicht ablassen konnte und ging in den Wald.

In den dichtsten Tann hatte er sich verloren, wohin selten ein Fuß sich verirrt, wo der scheue Auerhahn bakt und das Wild vertraulicher zieht. Der alte Herr war müde geworden, denn im Aerger ging er hastiger, als er glaubte. Er setzte sich auf einen Baumstumpf, und murrte vor sich hin. Doch, bald störten ihn leise, wimmernde Töne. Er kannte diese Laute und erhob sich behutsam — er bog die dichten Zweige des Krummholzes zur Seite: wahrhaftig, da lagen sechs allerliebste bunte Frischlinge, erst wenige Tage alt, im warmen, verborgenen Kessel. Er horchte scharf, doch nichts war zu vernehmen als das dumpfe Gebrause des Windes in den hohen, düsternen Gipfeln der Fichten; er sah nach der Büchse, und als er auch da Alles in Richtigkeit fand, ergriff er rasch zwei der kleinen Thiere und steckte sie in seinen Dachsranzen. Doch die Dingerchen wären gerne da geblieben und begannen hell zu quicken. „Schreit ihr und werbet heiser!“ schalt der Förster, und machte sich raschen Schrittes davon; doch die rasche, schreitende Bewegung war den Säuglingen unbequem, und immer lauter wurde das freischende Duett in der Jagdtasche. Da brauste es durch das Dickicht; tiefe, röchelnde Töne kamen stürmend näher, und kaum hatte der Alte, von der Angst gehoben, einen steilen Felsblock erklimmen, so stand die wüthende Wache daneben. Die kleinen Richter blitzten, vom weißen Gewissen troff der Gisch; heisere Wuthschreie ausstößend, umkreiste sie den Felsblock, der dem Räuber ihrer Zungen Schutz bot.

„Nun, was wird's jest,“ schalt er zornig herab, „ich werde doch die Dinger da nicht wieder hergeben sollen, nach denen meine Alte schon seit zehn Jahren strebt. Sie werden nicht gefressen, du unbändiges Mutterstück!“ wandte er sich an das Schwein, „bewahre, groß wollen wir sie ziehen, um eine Nachzucht mit nicht so fettem, aber schmackhafterem Wildpret zu erlangen. — Und erschiesse darf ich die Alte auch nicht, sonst ginge ja die ganze Familie in dem Holze zu Grund. Ja oha!“ fuhr er erschreckt auf, als die grimmige Mutter einen wilden Satz that, der sie fast auf den Felsblock brachte, „es gibt kein Priester sein Opfer wieder, und dir zeige ich, daß ich Förster von Paulinenzelle bin.“ Er spannte den Hahn und drückte ins Blaue hinauf ab. Das Schwein that einen hellen Schrei, aber wich nicht vom Posten, und der Förster sah mit Schrecken, daß der Stein auf seiner Büchse in Stücke gesprungen war. Ein Brechen im Unterholz gab zugleich seinem Blicke eine andere Richtung. Es war der Keiler, der der Wache zu Hülfe kam.

„So, — na, willkommen meinnetwegen!“ rief mit zornigem Sumor der Förster. „Aber die kleinen Schreihälse gebe ich

dennoch nicht her! Die Racker werden heiser, sie haben Durst und ich auch; aber acht Tage lang bleibe ich hier und geb doch die Schreier nicht los. Wenn doch nur mein Albert — oder meinnetwegen auch der Georg, mich von diesem Fußgestell befreien. Die Sache wird ernst, recht ernst, falle ich, dann bin ich dahin; erreichen sie mich endlich, dann geht es schwerlich leicht ab. Jungens! wo seid ihr?“

Ein lautes Prasseln im Rücken zog seinen Blick dort hinüber, und der Schreck hatte ihn fast von seiner Warte herabgestürzt. Ein hochloberndes dürres Reisbünd auf einer kurzen Stange tragend, stürmte Georg daher, und schleuderte die knatternde Flammengarbe zwischen die wüthenden Schweine, die in toller Flucht davonrannten.

„Liebster Georg, Rettungsengel! Du heilloser Nordbrenner!“ schrie der Förster, vom Felsen herab springend — „willst du den fürstlichen Wald anzünden vor seiner Excellenz wohlbestalltem Forstrevisor?“

„Es ist noch Alles naß vom Gewitter letzter Nacht,“ entgegnete der Gescholtene, „ich konnte kaum eine trockene Welle finden; und anders wußte ich es nicht zu machen; schießen durfte ich ja nicht.“

„Nein! — es ist Hegezeit, und — es ist freilich wahr, die Bestien gingen nicht vom Fleck; aber wir können machen, daß wir vom Fleck kommen; die Frischlinge verschmachten schier, und ich auch. Das Feuer ist erloschen, also vorwärts, ehe Frau Wache sich besinnt und umkehrt.“

„Ich muß vollends die Grenze abstreifen!“ rief Georg dem Forteilenden nach, doch der Förster antwortete nicht mehr und trollte heimwärts.

Der Jüngling ging langsam dahin. Mit melancholischem Sausen zog der Abendwind durch die Wipfel. Auf einer Richtung ästen ein Rubel Hirsche; die Thiere jagten sich muthwillig mit den gefleckten Kälbern herum: doch am Rande weidete behutsam der alte Sechzehrender, zugleich Wache haltend. Ein Fuchs, der sich im Bauerngehöfte einen Hahn erobert, eilte an Georg vorbei, seinem Baue zu, wo die Kinderchen eines Bratens harren. Die Sonne sank längst, und nur hoch auf dem letzten Aestchen der Weistanne flötet noch leise, schon halbgeschlummern, die Heibelerche. Stumm, mit leisem, behutsamem Schritt, war der junge Jäger durch die Nichtstätte fortgewandert; es fröstelte ihn, und rascheren Schrittes stieg er die Höhe hinan, auf deren Fläche er neben den hehren Ruinen der Kirche die Fenster des Forsthauses noch hell erleuchtet sah; es war ihm so sonderbar zu Muth, er möchte weinen und wußte doch nicht recht warum; ist es Ahnung? Steht ihm Etwas bevor? Wenn er es nur wüßte. Beim Hause angekommen, wollte er still, wie gewöhnlich, auf sein Stübchen im Giebel gehen, als die Thüre sich öffnete und Capitän Ossallin ihm entgegen trat.

Es war der alte Seemann, und war es doch nicht — die Freude, seinen Pflegsohn zu sehen, das sichtlich Wohlgefallen an der kräftig schlanken Gestalt hatte etwas Wehmüthiges, welches Georg in der ersten Viertelstunde auffallen mußte.

„Ja,“ begann der Gast zögernd, „da bin ich noch einmal herübergekommen, nach dir zu sehen, du Einziger, an dem ich noch hänge. Ich habe einen Leck im Kielraum, zu dem kein Zimmermann kommt. Da kann ich nun nicht anders — ich muß aufrennen und am Ufer erwarten, bis die Wellen Planke um Planke abreißen. Doch will ich bergen lassen, was noch zu retten ist! Sieh da fest's, mitten im Bug, an der Proviantkammer! Die Aerzte nennen es Leberverhärtung und dergleichen Unsinn! Meine zeitlichen Angelegenheiten sind



beforgt so, daß Jedermann weiß, was flottsam ist, was der Krone und was dem plündernden Strandvolf gehört, und nun will ich auch ans menschliche Ende denken, hatte wenig Gelegenheit dazu, Gott wird mich's nicht entgelten lassen."

Georg traten die Thränen ins Auge. „Na, na!“ sagte der Kranke tröstend, „so gar arg ist's noch nicht mit dem alten Brack!—Sieh, mein Junge, das Schlimmste ist eben, daß ich nicht mehr See halten kann, gerade wie mein gutes altes Schiff, die Melpomene. Da liegt sie bei Sheerneß und muß als Spital dienen.“ — — — Er schwieg, erschöpft von der Aufregung, und schaute trüb ins Licht. „Wenn ich nur Jemand hätte,“ murmelte er, „der bei mir auskiele in der letzten Bó — ja dann — dann wollte ich wohl auch die abwettern — aber —“

„O, nehmen Sie mich mit,“ flehte Georg, „ich will Ihr treuer Pfleger, Ihr sorgfamer Diener sein.“

„Haben Sie denn keine Freunde—näher oder ferner?“ fragte der Abjunkt.

„Ich habe Niemand,“ antwortete der Kranke eintönig leise. „Mein Sohn, mein Arthur, brach vor Jahren bei einem Sturz vom Pferde den Hals. Mein Weib war eine Ausländerin ohne Eltern—ich selbst bin ein Waisenknaabe aus Nordirland, glaub ich! Vermögen habe ich nur wenig ersparen können, daß ich einen Bruder habe, oder hatte, hörte ich vor vielen Jahren, wird aber längst drüben Segel eingezogen haben.“

„Stoßen Sie mich nicht von sich,“ bat Georg aufs Neue. „Ich weiche nicht von Ihnen.“

„Hier ist dein Posten, dein erwählter Beruf! Was willst du anfangen, wenn meine Nummer gelöscht wird?“

„Das wird sich dann schon finden,“ rief der Jüngling.

„Dann kehrt er zu uns zurück!“ nickte der Abjunkt.

„So schnür in Gottes Namen dein Bündel!“ flüsterte der Kranke, die magere Hand herüber reichend. „Der blaue Peter flattert am Top; morgen früh: Anker auf und Segel los. Der Herr will mir eine stille Einfahrt gönnen, ihm sei Lob und Dank!“

\* \* \*

Der Herbst kam heran und färbte den Wald gelb und roth. Nach wilder Sturmnacht war ein klarer, frischer Morgen aufgegangen und ein belebender Ostwind strich über die Fläche eines blauen, tiefen Sees, den wilde Felskuppen wie geharnischte Wächter umragten. Schreiend tummelten sich die Schaaren manchfacher Entenarten auf den gläsernden Wellen. An einer Bucht, auf hohem Granitfelsen, thronte ein noch mittelalterliches Schloß, dessen Zinnen sich sammt dem hohen Thurme im See spiegelten. Am weiten geöffneten Bogenfenster ruhte im bequemen Polsterstuhl der Capitän MacFallin, und der schlante junge Mann neben ihm, der eben noch ihm vorgelesen zu haben scheint, ist Georg. „Ein herrlicher Morgen zur Hirschjagd,“ lächelte er, und beifällig nickte der Alte. „Es ist wahr,“ fuhr er nach einer Pause fort, „du mußt dich ordentlich nach dem Walde sehnen, und ich glaube, ein frischer Ziemer würde mir einmal wieder schmecken.“ Er griff nach einer silbernen Hochbootsmanns-Pfeife, die ihm am Halse hing, und schnell erschien auf ihren Ruf ein alternder Mann mit roth und grün gewürfeltem Tartan. Bis unter das Knie waren die Beine in ebenso gefärbte Binden gewickelt, und auch die Mütze mit grünem Busch von blankem Stechpalmenblättern harmonirte damit.

„Wie ist's Dun Allan,“ frag der Capitän, „würdest du nicht mit meinem Sohne hinausgehen, mir einen Hirsch zu holen?“

„Arrah,“ betheuerte der Alte, hoch sich aufrichtend, „es gibt Hirsche genug im Forst von Balmoral!“

„Nun, so bring mir vorderhand Einen davon!“

„Eure Gnaden haben noch drei Birkhühner in der Küche,“ murkte der Greis, „warum soll der Junker sich bemühen?“

Ein dunkles Roth trat auf des Capitäns Stirn. „Wenn ich es befehle, wenn der Junker es will, du Schlingel von Stewart, so hat jeder Widerspruch ein Ende; Meuterer lasse ich an die große Kaa hängen! Verstanden!“

„Sieh' nur, Vater, welchen Spektakel der Weiskopf dort unter den Enten erregt hat,“ lachte Georg. „Da kommt er mit seiner Beute gegen uns her. Soll ich ihm eine Kugel zuschicken?“

„Nein, nein!“ winkte der Kranke, „sein kecker Piratenstreich freut mich; er will auch leben!“

Der Abler schwebte, mit der Ente in den Fängen, fast an den Fenstern des Schlosses vorüber, und sein rauheiserer Schrei schien die Beobachtenden zu grüßen. Dun Allan hatte sich klüglich davongemacht, ehe seines Herrn Aufmerksamkeit wieder zu ihm zurückkehrte, was bald genug geschah.

„Wo ist nun der langbeinige Empörer geblieben?“ frag er; doch Georg versicherte, er würde es mit Dank erkennen, wenn er heute zu Hause bleiben dürfe; er habe sich den Fuß verletzt. Damit war der Gallsüchtige beschwichtigt, und Georg nahm die Schiffszeitung zur Hand, deren Bericht er aufmerksam zuhörte, bis er einschlief, und sein Vorleser sich es erlaubte, unter der weitästigen Linde im Burghofe etwas frische Luft zu schöpfen, wohin der alte Schloßvogt ihm etwas Wein und Brod brachte.

„Alter,“ begann Georg milde und ernst, „was fiel dir ein vorhin, als du meinem Vater widersprachst. Ein Schiffscapitän ist nicht gewohnt, Einwürfe anzuhören.“

„Mag sein, Junker,“ entgegnete Dun Allan, „doch konnte ich nicht anders. Amrigh Dhu ist ein wahrhaftiger Taishair (Seher), und hat für euch Unglück — Unglück heute.“

„Laß die Pöffen weg,“ entgegnete der junge Mann trocken, „du weißt, daß ich nicht daran glaube.“

„Der Stamm der Saffanach, der verruchte, glaubt nichts!“ rief der Alte mit hervorbrechendem Abscheu. „So möge er in sein Verderben rennen, blind, wie der halzende Auerhahn, taub, wie die Viper des Meeres!“

Georg maß den Aufgeregten mit kaltem Blick, und kehrte zum kranken Capitän zurück, neben dem er ein schönes hochländisches Mädchen achtsam sitzen fand, das oft mit Wildhonig, Beeren oder Federwild im Schlosse erschien, und der besondere Viehling seines Besitzers geworden war. Weil er den Kranken also bewacht fand, nahm er seine Büchse und seinen Hirschfänger, winkte dem klugen Hüfnerhunde, den er von Thüringen mitgebracht hatte und schritt zum Schloß hinaus. Der junge Schütze wandte sich zur Seite einer eben Heidfläche, die mit Ginster und Stechpalmen bewachsen war; jedoch, wie er meinte, nahe genug am See. Simmend schritt er einher; seine Gedanken wanderten nach der fernen Heimath, der liebenden Schwester, dem theuren Forsthause zu Paulinenzelle, und erst als Basto ihn wiederholt stieß, erwachte er aus seinen Träumen. Er fand sich völlig fremd in dieser Gegend, er war noch nie da, links mußte der See liegen, und ihm wandte er sich zu, um sich zu orientiren. Auffallend war das Benehmen Basto's, seines Hundes, der öfters stille stand, nach jener Richtung hinaushorchte, und dann seinen Herrn mit klugem, seuchtem Auge anblickte. Endlich glaubte er die Enten im See zu hören, auch der Hund sprang bellend vorwärts, um

aber lauter bellend bald wieder zurück zu kehren; auch Georg glaubte nun im Draußen des Windes eine Stimme zu vernehmen, und folgte rascher dem leitenden Baske.

Am See angekommen, neben einer senkrecht bis zum Wasserspiegel abfallende Klippe blieb Baske heulend stehen. Georg spähte vorsichtig hinaus, und gewahrte schauernd einen Mann, der mit einem Fuß auf kaum handbreiter Felskante sich stützte, den Arm um eine Birke schlingend, die in eine Spalte die Wurzeln geklammert hatte, dort über dem schwindelnden Abgrund hing. Mit Geistesgegenwart faßte Georg die Mittel ins Auge, die ihm zur Rettung des Unglücklichen zu Gebote standen. Er verknüpfte besonnen die starke Kuppel des Hirschkängers mit dem Riemen seiner Büchse — doch nur zur Hälfte reichte das Band zu dem bang Harrenden hinab. „Knüpft Birkenzweige zusammen und laßt sie herab,“ bat er matt: „ich trage ein starkes Seil um den Leib!“ — Welche entsetzliche Minuten, bis dies geschehen war, und Georg das Ende des Taues um die Faust schlang, und mit aller Kraft nun den Schwebenden aufwärts zog! Dann, als der Gerettete vor ihm erschöpft zu Boden sank, warf er sich neben ihm hochathmend in die blühende Heide.

Die Weiden sahen sich stumm an, indeß Baske, vor Freude winselnd, von Einem zum Andern sprang. Der Gerettete war ein schöner Greis in grün- und rothgewürfelter Hochlandtracht, und reichte jetzt seinem Retter stumm die braune nervige Hand herüber, die Georg freundlich drückte, und dann ruhig fragte: „Wie kommt Ihr denn dort hinunter?“

„Dort zur Seite ist der Horst eines Adlerpaares,“ antwortete der Schotte; „ich wollte die Jungen holen, glitt aus, und konnte mich mit Noth nur da anklammern — Arah! es hätte nicht mehr lange gedauert.“ Er wollte sich aufrichten, sank aber machtlos zurück; durch die mehrstündige, entsetzliche Anstrengung waren die Muskeln gelähmt und versagten jeden Dienst.

„Wartet hier, bis ich vom Schlosse drüben Leute mit einer Tragbahre hole,“ schlug Georg vor, doch heftig verneinend schüttelte der Alte den Kopf.

„Wollt Ihr mir denn sagen, wo Eure Wohnung ist, daß ich von dort her Hilfe hole?“

Übermals verneinte der Greis düster; „dort würdet Ihr Niemand finden,“ growlte er.

„Ihr könnt doch nicht die Nacht hier liegen bleiben wollen,“ drängte der junge Schütze, „seht, wie die Wolken sich ballen, es gibt Sturm.“

„Geht und sagt Dun Allan, Eurem Stewart, was Ihr erlebt habt, der wird Rath wissen!“

Es blieb nichts Anderes übrig, als dem eigensinnigen Alten zu gehorchen, und eiligen Schrittes ging Georg dem Schlosse zu, welches hell auf seiner Felskuppe über den See herblickte. Endlich überschritt er die Brücke, jenseit welcher Dun Allan ihm trösig entgegenblickte.

„Ich habe einen alten Mann, wie du kelleibet, hilflos auf der Heide dort gefunden,“ rief Georg kurz; „dort, über jener Wand, wo die Tanne steht. Nimm ein Paar Knechte, eine Flasche Wein und Brod, und schaff ihn, wohin er begehrt.“

Der Alte ward aschenbleich. „Trägt er eine Adlerfeder auf der Hüfte?“ frag er stotternd.

„Eine Feder, ja; von welchem Vogel weiß ich nicht.“

„Evan! Schennus!“ rief der Hausmeister mit solchem Tone, daß die Verlangten mit nie erlebter Eile gestolpert kamen. Er herrschte ihnen einige gälischen Worte zu, und die sonst so pflegmatischen Burtschen rannten jammernd hinaus;

er winkte dem Mädchen aus dem Krankenzimmer, und wie ein Reh flog sie davon; mit Erquickung für drei Mann trabte Dun Allan hinterher.

Verwundert trat Georg an den Stuhl des eben erwachten Capitäns, dem er kurz sein Abenteuer erzählte.

„Grün und rothzer Blaid, eine Adlerfeder,“ nickte der Kranke, „es wird der Laird sein, wie sie ihn nennen; Der, dessen Vorfahren dieses Schloß besaßen, bis die Regierung es confiscirte, und ich es endlich kaufte. Er ist ein trostiger alter Burtsche, für den ich mich, ich weiß nicht warum stets interessirte. Ich konnte ihn aber nie zum Beilegen bringen; stets holte er seinen Wind an und zog ab, wenn ich ihn anrief. Er soll sehr ärmlich von Jagdbeute leben, die er mir stiehlt; ich ließ ihn aber stets gewähren. Es wäre mir recht, wenn er hier sich kalfatern ließe; alle seine Clansgenossen hängen noch an ihm, wie zur Zeit des Glanzes und des Reichthums. Geh hinaus und sieh, ob du ihn nicht hieher loosten kannst.“

Georg ging, begegnete aber schon nach kurzer Strecke der aus Zweigen geflochtenen Bahre, auf welcher „der Laird“ lag; meinend ging Ellen, das Mädchen, das wir im Krankenzimmer sahen, nebenher.

„Es ist mein Vater!“ sprach sie mit so innigem Blick, daß der junge Mann tief davon gerührt ward. Er versicherte dem Greis die freundlichste Aufnahme, daß Ellen, die Pflege des Vaters selbst zu übernehmen, so daß auch der Verletzte es endlich wehmüthig lächelnd gewährte, nicht bloß für den Augenblick in das Schloß gebracht zu werden.

Nach einer Stunde hatte er sich so weit erholt, daß Georg den Capitän zu ihm führen konnte. Er saß, von seiner Tochter unterstützt, aufrecht auf dem Lager; an der Thür harrten die Knechte jedes Winkes; am Fußende des Bettes kniete Dun Allan. Beim Anblick des Eintretenden bog der Laird sich weit vor, und hob, wie erschrocken, die Hand; auch der Capitän blieb überrascht stehen, seinen Gast betrachtend.

„Ich habe ihn schon gesehen,“ flüsterte er Georg zu, „doch wo, weiß ich nicht.“

MacLeod, der Laird, starrte ihm stumm ins Gesicht, ohne ein Wort zu sprechen, bis er endlich das Haupt grüßend neigte und dem Capitän die Hand bot, die jener herzlich drückte. Und wieder sahen die Männer sich tief, tief in die Augen, stumm, als wollten sie lange Versunkenes aus dem Strome der Zeit hervorholen.

„Capitän Dsallin,“ begann MacLeod, „darf ich Euch fragen, wo Ihr geboren seid?“

„Meiner Treu,“ war die Antwort, „das weiß ich nicht!“

„Glaubt mir, daß ich wichtige Gründe habe, wenn ich mir erlaube, unbescheidene Fragen zu stellen. Wo wurdet Ihr erzogen?“

„Im Waisenhaus zu Edinburg.“

„Erinnert Ihr Euch nicht eines jungen Mannes, der Euch dort mehrere Male besuchte?“

„Allerdings; er sah jedesmal mit sorgfamer Heimlichkeit nach einer Figur, die ich auf der Schulter eingedrückt trage, und zeigte mir einmal die gleiche auf seinem Arme.“ Der Laird streifte den Ärmel auf und zeigte das blaue Bild eines Vorkühnes am Oberarm eingebrannt. Dide Thränen rannten ihm über die rauhen Wangen. „Hamish,“ rief er innig, „Hamish, mein Bruder!“ Der Erkennung folgte in ruhiger Stunde die Aufklärung. Der Vater des Lairds und des Capitäns, hatte sich an den Bewegungen gegen das Haus Hanover betheilig, und seinen Clan, trotz aller Verbote, nach



alter Weise zusammengehalten. Er starb endlich landsflüchtig; seine verschuldeten Besitzungen wurden eingezogen. Hierbei hatte der neunzehnjährige, älteste Sohn einen der königlichen Beamten schwer verletzt, und entfloh, seinen sechsjährigen Bruder auf der Schulter tragend. Erst nach den äußersten Anstrengungen erkannte er die Unmöglichkeit, sich mit ihm zu retten, als der kleine Samish schwer erkrankte. Er brachte ihn unter irischem Namen ins Spital, von dem der langsam Genesende dem Waisenhaus zugewiesen wurde, welches ihn endlich auf das Schiff sandte. Auch Donald, der ältere, ward gezwungen, Militärdienste zu thun, aus denen er nach langen Jahren, mit den Narben schwerer Wunden, nach Schottland wiederkehrte, wo sein Clan den Sprossen der alten Häuptlinge dankbar ehrte. Sein Bruder hatte indeß im Seebienste Ehre

und Gold erworben, und sich in unklarer Erinnerung an die Vergangenheit in Schottland anzukaufen gewünscht, wo das Schicksal ihm die Halle seiner Väter zuwies. Der Laird genas bald von der tiefen Nervenerschütterung; dann holte er aus verborgener Höhle die schwere Bachaberart, die riesige Claymore, mit der die Väter einst gekämpft; er hatte dem Bruder versprochen, bei ihm im Schlosse der Ahnen zu sterben.

Nun bekam auch Georg wieder Zeit sich noch einmal nach der Schwester umzusehen. Sein Aufenthalt im Thüringerwald war kurz, denn er fand, daß auch sie seit etlichen Jahren im Grabe ruhte. Traurig, aber doch zufrieden, kehrte er zurück, um seinem Pflegevater bis ans Ende treu zur Seite zu stehen. Georgs und Ellens Nachkommen aber bewohnen jetzt die Räume des Schlosses Balmoral.

## Der Unterschied.

**I**n einer religiösen Versammlung war soeben der Gottesdienst zum Abschluß gekommen. Es war etwa zehn Uhr Abends. Die Versammelten entfernten sich, und der Prediger schritt auf die Thüre zu, im Begriffe nach Hause zu gehen. Da trat ihm ein rauher, verwildert aussehender Arbeiter entgegen, welcher auf einem der hinteren Stühle gesessen und zurückgeblieben war. Der Prediger stutzte und wich beim Anblick des düsteren Gesellen einen Schritt zurück. Doch Jener kam ihm zuvor und sagte: „Sie brauchen sich vor mir nicht zu fürchten, ich werde Ihnen nichts thun. Ich habe Ihre Predigt gehört und fühle, daß ich noch heute ein anderer Mensch werden muß.“

Diese Anrede gab natürlich den Gedanken des Predigers eine angenehmere Wendung und er sagte freundlich: „Wenn dies der Fall ist, so lassen Sie uns miteinander beten.“

So beteten sie denn miteinander, der Prediger erklärte dem Manne, wie er sich in die Hand des Heilandes geben solle und las ihm aus der heiligen Schrift vor. Endlich war es spät geworden und Ersterer ermahnte den Bußfertigen, jetzt heim zu gehen, da es Mitternacht sei; er werde ihn am nächsten Tage in seiner Wohnung besuchen und da weiter mit ihm reden und beten. Der erweckte Mann aber sagte in seiner einfachen Weise: „Nein, ich fühle, die Sache muß heute zu Ende kommen.“ So beteten sie denn wieder weiter. Noch einige Mal redete der Prediger dem Mann zu, doch jetzt heim zu gehen; dieser aber ließ sich nicht abweisen, sondern sprach vor dem Herrn: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ Endlich, in dunkler Mitternacht, strahlte die Sonne des Friedens himmlischhelle in sein Herz, und er zog seine Straße mit Freuden.

Früh am folgenden Morgen machte er sich getrostes Muthes auf den Weg nach der Grube, denn er war ein Bergmann. Nicht lange waren die Arbeiter „im dunklen Schooß der Erde“ beschäftigt, da kracht die Erde, als ob die Donner des Weltgerichts herabdröhnten. Eine fürchterliche Explosion richtete in dem Bergwerke Tod und Verderben an. Sobald die Schreckenskunde ruchtbar wurde, eilten Leute von allen Seiten herbei, um wo möglich den etwa noch Lebenden Hülfe zu bringen. Man grub aus Leibeskräften den Schutt hinweg, um zu den Unglücklichen hinab zu kommen. Während man so immer tiefer drang, war es einem der Arbeiter als ob er Jemand sprechen höre. Er legte sein Ohr an die Erde und horchte. „O Gott, wie danke ich dir, daß ich diese Sache letzte Nacht erst

recht gemacht habe!“ drang es dumpf und zitternd aus der Tiefe herauf. Es waren dies wohl die letzten Worte des armen Bergmannes, welcher in der vorhergehenden Nacht in jener Kirche darauf bestanden hatte, die Sache müsse abgemacht werden, ehe er heim gehe, denn als man den Schutt vollends weggeräumt hatte, fand man ihn todt, mit dem Ausdrücke himmlischen Friedens auf seinem wettergebräunten Gesicht.

Diese rührende Geschichte machte auf Alle, die sie hörten, einen tiefen Eindruck. Unter Andern wurde auch der Mahor des Ortes, welcher unter christlichem Einflusse erzogen war, später aber ziemlich gleichgültig gelebt und sich mit äußerer Erbsbarkeit gekräftet hatte, dadurch mächtig angeregt. Er faßte den Entschluß, wieder das Haus Gottes, welches er so lange vernachlässigt hatte, zu besuchen, und am folgenden Sonntag ein öffentliches Bekenntniß abzulegen. Die Zeit kam, der Mahor ging richtig zur Kirche und als nach der Predigt Solche, welche ein besonderes Anliegen der Fürbitte der Kinder Gottes zu empfehlen hätten, aufgefördert wurden, es jetzt anzuzeigen, drang der Geist Gottes unseren Mann dermaßen, jetzt sein Gelübde zu bezahlen, daß er kaum im Stande war sich auf seinem Sitz zu halten. Aber unglücklicherweise schaute er sich erst um und sah sich von einer Anzahl seiner Geschäftsfreunden umgeben, welche, wie er, gleichgültig in den Tag hinein lebten. Was werden Die sagen? hieß es da plötzlich in seinem Innern, wenn du jetzt aufstiehst. Leider bekam der Versucher die Ueberhand, sein Entschluß wankte und er tröstete sich mit Aufschieben. Unruhig ging er heim. Im Laufe der Woche meldete sich ein Halsleiden, welches anfänglich als leicht vorübergehend betrachtet wurde. Eines Abends jedoch holte man den Arzt, aber trotz seinen Mitteln war das Leiden am folgenden Morgen bedeutend schlimmer und die beiden Aerzte, welche man in der Eile herbeirief, erklärten, daß der arme Mann noch höchstens einige Stunden zu leben habe. Jetzt bemächtigten sich natürlich Angst und Schrecken der ganzen Familie. Der Mann ließ den Prediger rufen, sowie auch die Geschäftsfreunde, deren Gegenwart in der Kirche am vorhergehenden Sonntagabend seinen Entschluß vereitelt hatten. Er erzählte ihnen unter bitteren Thränen, wie es ihm ergangen sei und ermahnte sie mit den eindringlichsten Worten, doch ja das Heil ihrer Seele nicht zu verscherzen. Dann betete der Prediger mit ihm und sprach ihm Worte der Ermunterung und des Trostes zu. Das Halsübel wurde von Minute zu Minute schlimmer, und bald starb der arme Mann — leider

ohne ein Zeichen der gewissen Hoffnung auf seine Seligkeit zurückzulassen.

Wir wollten kein Urtheil über ihn fällen, aber wir fragen doch ernstlich den denkenden Leser: Wer starb wohl am glücklichsten?

Der arme Grubenarbeiter in der Tiefe der Erde mit freudigem Glauben, oder der Rapor des Ortes in seinem Hause ohne die Hoffnung des Heils im Herzen? Wer klug ist, der merke es!

## Unterirdische Bewölbe in Constantinopel.

**D**a ich in Erfahrung gebracht hatte, daß es nebst andern Gewölben ein wohlhaltenes, noch zum Theil gefülltes griechisches Wasserbecken unterhalb der Stadt gebe, stellte ich Nachforschungen an, aber durchaus vergeblich. Endlich traf ich einen Freund, der vermöge seines langen Aufenthalts in Constantinopel mehr darüber wissen konnte. Ihn fragte ich, ob die Sache begründet sei.

„Allerdings,“ antwortete er, „aber ich habe es nie gesehen.“

Da ich den ernstlichen Wunsch ausdrückte, es kennen zu lernen, erklärte er, daß ein tüchtiges Trinkgeld mir vielleicht den Eintritt verschaffen könne. Denn er kenne einen alten Türken, dessen Haus, wie die Rede gehe, über einem der Eingänge stehe. Mit diesem wollte mein Freund Unterhandlungen anknüpfen und, wenn sie zum Ziele führten, mich am nächsten Morgen abrufen. Der Türke willigte ein, und mein Landsmann fand sich zur verabredeten Stunde in meiner Behausung ein.

Durch verschiedene Straßen begaben wir uns nach dem oberen Theile der Stadt und betraten ein alterthümlich aussehendes Haus. Ein bejahrter Türke mit ehrwürdigem Barte, aber weder besonders reich noch sauber gekleidet, empfing uns. Er bewirthete uns mit Kaffee und einer Pfeife Tabaks und erklärte dann, daß er bereit sei, uns den Weg in die unterirdische Halle zu zeigen.

Wir begaben uns nach dem inneren Hofe, und wurden von da in ein zur Rechten liegendes Gemach von geringem Umfange geführt, dessen Flur ein paar Stufen niedriger lag, als der Hof. Hier zündete der Führer zwei Fackeln an und gab mir die eine. Dann hob er eine Fallthür und hieß uns folgen. Er selbst stieg, mit der anderen Fackel in der Hand, eine steinerne Wendeltreppe hinab; ihm folgte mein Landsmann, und ich schloß den Zug. Nachdem wir mehr denn dreißig Stufen hinabgekommen waren, verkündete uns die feuchte Kühle der Luft die unmittelbare Nähe des Wassers. Der Türke, der uns um ein paar Stufen voraus war, gab meinem Freunde die Fackel und machte einen leichten Rahm los, der am Fuße der Treppe befestigt war. Bei ihm angekommen, sahen wir uns zwischen unzähligen, sich auf allen Seiten erhebenden Säulen, und dazwischen schimmerte beim Lichte unserer Fackeln eine düstere Wasserfläche.

Wir bestiegen den Rahm. Der Schall der in das Wasser fallenden Kette, woran das Boot festgelegt hatte, hallte dumpf längs der Wölbung. Mit einem Paar Handruder versehen, setzte der Türke den Rahm in Bewegung. Nie werde ich das Gefühl der Ueberraschung vergessen, das mich die ersten Augenblicke beherrschte. Nach allen Seiten hin erstreckten sich endlose Reihen von Marmorsäulen, deren polirte Oberfläche das Fackellicht wiederbespiegelte. Die morgenländische Kleidung unseres Führers, sein wallender Bart, die schaurige Stille rings um uns, nur vom Schläge unserer Ruder unterbrochen, die spärliche, geisterhafte Beleuchtung, Alles, so seltsam, so ungewöhnlich, rief mir lebhaft die Schilderung vor die Seele, welche die alten Poeten von der Ueberfahrt über das dunkle Wasser des Styx hinterlassen haben. Eine Weile verging, ehe

ich meines Erstaunens hinreichend Herr geworden war, um mich mit prüfender Aufmerksamkeit umzuschauen. In der That, die Säulen waren von Marmor; viele trugen corinthische Kapitäl, andere gehörten der dorischen, andere der gemischten Ordnung an. In den Verzierungen mancher waren noch die scharfen Umrisse der letzten Ueberarbeitung sichtbar, bei anderen hatte sie die Hand der Zeit zu verwischen begonnen. Es schienen die Ueberreste verschiedener Tempel zu sein, welche die kaiserlichen Erbauer zu diesem Zwecke verwendet hatten.

Unähnlich anderen Führern, war der unsere nichts weniger als mittheilungsfähig; was wir wissen wollten, mußten wir durch Fragen aus ihm herausbringen. Er sagte, das Wasser sei unergründlich und sei stets so gewesen. Nach meiner Schätzung mochte seine Tiefe zwölf bis fünfzehn Fuß betragen. Nachdem wir das Ende erreicht hatten, daß von einer Mauer aus Marmorblöcken gebildet wurde, kehrte unser Führer wieder um und ruderte, unseren dringenden Bitten zum Trost, wieder der Wendeltreppe zu. Unsere Fragen, woher das Wasser komme, ob es einen Ausgang habe und wo dieser zu finden sei, blieben unbeantwortet. Wir langten am Fuße der Treppe an und sahen uns zu unserem großen Verdrusse gezwungen, das wunderbare Wasserbecken, das wir so gern vollständig untersucht hätten, zu verlassen. —

Ohne Zweifel können mittelst unterirdischer Kanäle diese Wasserbehälter gefüllt und entleert werden. Diese Kanäle könnten im Fall einer Belagerung dem Feinde das Einbringen in die Stadt erleichtern; darum ist es erklärlich genug, daß die Türken die genaue Untersuchung jener riesigen Cisternen nicht gestatten. Aber auch ihr Aberglaube kommt hinzu. Sie glauben an Geister, Gespenster und Dämonen, und meinen, daß in solchen unterirdischen Räumen die Mächte der Finsterniß ihren Wohnsitz hätten. Auch ist die Sage von den Gräueltthaten noch nicht verklungen, welche in jenen Tiefen an den Griechen verübt sein sollen. Wäre jenen Säulen die Sprache verliehen, sie könnten von mancher entsetzlichen That berichten, zu welcher Haß, Hofintriguen oder die Politik der Herrscher Veranlassung geboten haben. So darf es uns nicht wundern, wenn zwischen diesen Marmorsäulen das Grauen wohnt und die abergläubische Bevölkerung abhält, ihnen zu nahen.

Dem Sultan Mahmud diene in seiner Jugend das oben beschriebene Gewölbe als Zufluchtsort, wo er in einer entscheidenden Krisis vor den Dolchen der Verfolger sein Leben barg.

Der treuen Anhänglichkeit eines Sklaven verdankte er sein Leben. Dieser führte ihn, als er von den Sendlingen Mustapha Bairaktar verfolgt wurde, durch finstere unterirdische Gänge zu einer von einer schweren Thür verschlossenen Maueröffnung. Er öffnete die Thür und verschloß sie sorgfältig hinter sich. Sie stiegen eine Flucht steinerne Stufen hinab, und beim Scheine der Fackel sah der erstaunte Prinz zu seinen Füßen eine düster schimmernde Wasserfläche.

„Wohin führst du mich?“ fragte er den Sklaven.



„Zur Rettung und zum Throne!“ antwortete dieser. „Dieses Wasser erstrecken sich unter den Straßen Istanbuls und fließen von dem Hasen Perami nach dem Marmora-Meere. Siehe, ob du hier sicher bist vor deinen Verfolgern!“

Er ließ den Prinzen in den am Fuß der Treppe liegenden Kahn steigen und ruderte hinweg, sorgfältig die Säulen vermeidend, deren Pracht den Prinzen mit Staunen erfüllte. Das eintönige Rauschen des Wassers, das von dem Fackellichte schwach erhellt Dunkel, das Bewußtsein seiner gefährdeten Lage hätten den Muth des Reiteren zu Boden brücken müssen; aber emporgehalten von dem muhammedanischen Glauben an das unvermeidliche Verhängniß, saß er, stolz und ergeben, im Hinterteile des Kahnes, vorbereitet und gefaßt auf Alles, was da kommen mochte.

Da vernahm das scharfe Gehör des Slaven ferne Ruderschläge. „Man verfolgt uns!“ flüsterte er erschreckt und warf die Fackel über Bord. Sie erlosch, und undurchdringliche Finsterniß hüllte die Flüchtenden ein.

Ein schwacher Lichtschimmer erhellt matt die fernen Säulen. Er kam näher; die Helle wuchs. Das Auge des Slaven, so scharf wie sein Gehör, erkannte bald einen anderen Kahn.

„Es ist ein Mann und eine Frau darin; wir sind zwei Männer. Wir wollen sie vorüberlassen?“ flüsterte er seinem Gebieter zu.

Der Kahn kam näher und näher. Mit Erstaunen und Bewunderung betrachtete der Prinz die Dame, welche nicht allein jung, sondern auch von großer Schönheit war. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen. Ihr Gefährte war ein hochgewach-

sener Mann in türkischer Tracht; aber die Gesichtszüge und die helle Hautfarbe verriethen den Ausländer. Jetzt entdeckten sie beim Licht ihrer Fackel das Boot des Prinzen. Die Dame stieß einen Schrei aus und verhüllte sich in ihren Schleier. Aber ihr Genosse, obgleich sichtlich überrascht, rief muthig in trefflichem, wenn auch mit fremdem Accent gesprochenen Türkisch:

„Hallo! Wer da? Freund oder Feind?“

„Ich bin Mahmud der Unglückliche!“ entgegnete stolz der Prinz.

„Nicht länger unglücklich!“ entgegnete, sich ehrfurchtsvoll verneigend, der Franke, denn ein solcher war er. „Eine Stunde ist es, daß die Kanonen vom Serail her die Absetzung Mustapha's und die Erhebung deiner Hoheit verkündeten.“

„Allah sei gelobt!“ rief Mahmud. „Aber wer bist du? Und wer ist deine Begleiterin? Sprich offen, denn deine glückliche Nachricht stimmt mich zur Großmuth.“

Die Frage war bald beantwortet. Der Franke war ein Engländer, seine Gefährtin die Tochter eines griechischen Kaufmanns, dessen Haus von einem wüthenden Pöbelhaufen erstürmt worden war. Er hatte sie gerettet, indem er sie durch eine geheime Thür nach dem säulengetragenen Wasserbecken hinabführte. Der Sultan war befriedigt. Sie kehrten zusammen nach dem Serail zurück, wo man, wie der Franke aus- gesagt hatte, überall nach dem neuproklamirten Sultan suchte.

Der Franke heirathete später die Griechin. Nach kurzem Aufenthalt in England lehrten sie nach Konstantinopel zurück, wo der glückliche Gatte eine ehrenvolle Anstellung in der Marine der hohen Pforte fand.

## Der sonderbare Dieb.

In Amsterdam ging eines Morgens der reiche Handelsherr van Beeren zu seinem Bankier, um sich von diesem fünfzig neugeprägte Gulden geben zu lassen. Er hatte einen prachtvollen Neufundländerhund bei sich, schwarz und weiß gefleckt, mit langem Behänge und zottigem, gelocktem Haar und dabei gar klugem Gesicht, aus dem besonders ein paar treue braune Augen hervorleuchteten.

Es war nemlich heute der silberne Hochzeitstag eines alten Dieners von ihm, Claus mit Namen, der schon in dem Geschäft seines Vaters gewesen und lange Jahre treu bei ihnen ausgehalten hatte. Da es dem Manne aber nicht besonders gut ging, denn er mußte viele Kinder ernähren, so wollte er ihm mit den fünfzig Gulden heute eine Freude machen. Er bekam sie denn auch in einer Rolle fest eingewickelt; das Silber war jedoch ziemlich schwer und Mynheer van Beeren etwas bequem. In die Tasche konnte er es nicht stecken, in der Hand mochte er es nicht tragen, und so gab er es denn, wie er draußen wieder auf der Straße war, seinem Hund, der es stolz und erhaben in das Maul nahm, und dann ernst und würdevoll neben seinem Herrn herschritt, bis sie das Haus jenes früheren Dieners erreichten. Mynheer van Beeren nahm dem Hund auch jetzt noch das Geld nicht ab, sondern wollte sich den Spaß machen, daß es Oppas selbst überliefern solle.

Das that er denn auch vortrefflich, und als sein Herr zu ihm sagte: „Du, Oppas, gibst jetzt dein Geschenk ab“ — und dabei auf den überraschten Mann zeigte, ging er auf diesen zu, wedelte mit dem Schwanz und ließ sich die Rolle Geld ruhig aus dem Maul nehmen.

Der alte Diener war außerordentlich gerührt, er dankte seinem früheren Herrn mit Thränen in den Augen und liebte und streichelte dabei den Hund, der das auch wohlgefällig duldete. Da als Mynheer van Beeren wieder fort wollte, bat er ihn sogar, den Hund, um den sich die Kinder gebrängt hatten, noch bei ihm zu lassen, damit er ihn auch belohnen könne, daß er ihm heute ein so reiches Geschenk gebracht. Die Kinder hatten ebenfalls, und der Handelsherr sagte endlich lachend: „Nun meinethwegen denn, behaltet den Hund zu Gast — überfüttert mir ihn aber nicht, und nachher macht ihm nur die Thür auf und sagt ihm: „Geh nach Hause, Oppas,“ dann braucht Ihr Euch weiter nicht um ihn zu kümmern — der kennt schon seinen Weg.“

Einige Monate waren seit der Zeit verfloßen und Mynheer van Beeren hatte eines Nachmittags wieder ein Geschäft bei dem nemlichen Bankier. Der Hund begleitete ihn wie gewöhnlich — richtete sich auch, als er hinein kam, an dem Zahlstisch auf und gab Pötschen. Der Commis dahinter wollte aber heute nichts von ihm wissen, und die Leute schienen sich in einiger Aufregung zu befinden, die ihm der Bankier selber, der jetzt aus seinem Privatcomptoir kam, auch ohne Weiteres erzählte.

Es war nemlich heute Morgen ein frecher Diebstahl in seinem Comptoir verübt worden, und zwar mit einer solchen Schnelle und Gewandtheit, daß man sich die Sache gar nicht erklären konnte. Der eine Commis hatte Guldenstücke eingewickelt und zehn Rollen davon, die für den eigenen Haushalt bestimmt waren, in das kleine Comptoir seines Prinzipals ge-

tragen und dort auf dessen Schreibtisch gelegt. Der Prinzpal wollte sie auch selber zweimal überzählt haben—an einen Irrthum konnte nicht gedacht werden; und trotzdem war eine von den Rollen—in dem Moment, wo er nur einmal in das Hauptcomptoir trat, um ein paar Briefe zum Copiren hinein zu legen—von seinem Tisch verschwunden.

Ein Diebstahl schien kaum denkbar, oder er mußte mit einer solchen Recktheit durch das zufällig offenstehende Fenster ausgeübt sein, daß nur die Schnelligkeit dabei unbegreiflich blieb. Wie hätte es ein Dieb außerdem wagen dürfen, in der ziemlich belebten Straße am hellen Tag einzusteigen, und wenn er es that, weshalb hatte er dann nicht mehr mitgenommen, als die eine kleine Rolle, während zehn davon dicht neben einander lagen.

Mynheer van Beeren betrachtete sich selber die Hausangelegenheiten. Das Comptoirzimmer lag allerdings zu ebener Erde, aber auch nicht so ganz niedrig, so daß sich ein Mensch schon daran emporzuschwingen mußte und damit doch jedenfalls Zeit veräumte. Es hätte allerdings eine ungeheure Frechheit dazu gehört, dort am hellen Tag einzusteigen, und ebensobviel Glück auch fast, um unbemerkt zu entkommen. Daß ihn aber Niemand gesehen, war gewiß, sonst würde man natürlich augenblicklich im Haus die Anzeige gemacht haben.

Der Herr van Grooten, wie der Bankier hieß, hatte indessen nach der Polizei geschickt, um die Anzeige zu machen, und einer der Leute von dort kam selber jetzt ins Haus, um sich den Platz anzusehen.

Er schüttelte aber auch mit dem Kopf, als man ihm das Fenster und den Schreibtisch zeigte, der nicht einmal dicht daran, sondern wenigstens sechs Fuß davon abstand, so daß Jemand, der dort einstieg, das Geld etwa nicht vom Fensterbrett aus erreichen konnte, sondern gezwungen war, ins Zimmer selber zu springen, und Mynheer van Grooten versicherte, daß er keine halbe Stunde daraus entfernt gewesen sei. Außerdem hatte jenes kleine Gemach nicht einmal einen besonderen Ausgang, und man konnte nur durch das Hauptcomptoir hineingelangen.

Die Sache blieb unerklärlich und die fünfzigguldenrolle natürlich verschwunden; Mynheer van Grooten war aber doch so ängstlich geworden, daß er von da ab jedesmal, wenn er seine Stube verließ, das Fenster schloß, und da kein weiterer Diebstahl im Geschäft vorfiel, so vergaß man endlich den doch eben nicht bedeutenden Verlust—es wurde wenigstens nicht mehr darüber gesprochen.

Vierzehn Tage oder drei Wochen mochten etwa nach diesem Vorfall verfloßen sein, und der Handelsherr van Beeren saß eben in seinem kleinen Studirzimmer, als sich der alte Claus bei ihm melden ließ, um seinen Dank abzustatten.

„Dank?“ sagte Mynheer van Beeren, „wofür?—für das Geschenk etwa damals?—Dafür hat er sich ja schon bedankt, und seit der Zeit habe ich nichts wieder von ihm gesehen; aber laß den Alten nur hereinkommen.“

Die Thür öffnete sich gleich darauf und Claus trat mit dem Gut in der Hand auf die Schwelle, aber er sah recht elend aus, und der gutmüthige Kaufmann rief erstaunt aus: „Hallo, Claus! was fehlt Euch, Mann? Ihr seid ja ganz bleich und so mager geworden, daß ich Euch kaum wieder erkannt hätte. Waret Ihr krank? ich habe ja gar nichts davon gehört.“

„Ach,“ seufzte der Mann, „ja, recht krank, und so, daß ich schon nicht mehr glaubte, ich würde davon kommen. Es hatte mich ordentlich gepackt, und ich war so elend, daß von Arbeiten gar nicht mehr die Rede sein konnte.“

„Armer Claus!“ sagte van Beeren theilnehmend, „und

weßhalb habt Ihr mich das gar nicht einmal wissen lassen?“ „Ach lieber Herr,“ sagte der Alte gerührt, „Sie haben's ja doch gewußt und sind mir in meiner Noth auf so großmüthige und zarte Weise zu Hülfe gekommen—ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen das danken soll.“

„Mein lieber Claus,“ sagte van Beeren, „ich würde Euch gewiß gern zu Hülfe gekommen sein, wenn ich ein Wort davon erfahren hätte—und vielleicht ist es selbst jetzt noch nicht zu spät—aber ich versichere Euch, ich habe keine Shlbe davon gewußt, und verstehe auch nicht, was Ihr damit meint, daß ich Euch auf großmüthige und zarte Weise geholfen hätte.“

„Ach mein lieber Herr,“ sagte der alte Mann, „erlauben Sie mir doch wenigstens, daß ich Ihnen danken darf, denn abzuleugnen können Sie mir's ja nicht. Hat mir nicht Ihr eigener Hund, das brave Thier, das Geld gebracht?“

„Ach davon redet Ihr,“ lächelte Mynheer; „ja aber lieber Freund, das war ja doch zu Eurer silbernen Hochzeit, und damals noch kein Gedanke daran, daß Ihr krank werden könntet.“

„Ach nein, das meine ich nicht,“ sagte der Alte kopfschüttelnd, „das zweite Mal, es mögen nun beinahe drei Wochen sein, wo der Hund allein zu mir kam und mir wieder so eine Rolle brachte. Er hatte erst eine lange Weile an der Thür geknarrt, ehe wir darauf aufmerksam wurden und ihm öffnen konnten.“

„Mein Hund?“ rief der Kaufherr erstaunt, „der Oppas?“

„Allerdings,“ sagte der Mann, ganz erstaunt darüber, daß Mynheer van Beeren gar nichts davon wissen wollte.

„Und wie viel enthielt die Rolle?“

„Genau so viel als die erste—fünfzig Gulden,“ lautete die Antwort.

„Das ist merkwürdig,“ rief Mynheer erstaunt.

„Aber von wem sonst kann der Hund das Geld bekommen haben?“ fragte Claus erstaunt.

„Gestohlen hat er's,“ lachte der Kaufherr laut auf, „gestohlen gegen alle Paragraphen des Strafgesetzbuchs—nein, so etwas ist noch gar nicht dagewesen.—Noch Ein's—habt Ihr ihn denn damals wieder gefüttert?“

„Na, das können Sie sich wohl denken, Mynheer,“ sagte der alte Claus. „Die Kinder wußten gar nicht, was sie vor Freude Alles mit dem Hund angeben sollten, und er blieb wohl über eine Stunde bei uns, bis ich ihn zuletzt wieder nach Hause schickte, weil ich fürchtete, daß es Ihnen unangenehm sein könne, wenn er so lange wegbliebe.—Aber ich begreife noch immer nicht—“

„Na laßt nur sein,“ wehrte aber Mynheer ab, „das erzähle ich Euch ein anderes Mal.“

Als nun Claus wieder fort war, nahm van Beeren augenblicklich eine Rolle mit fünfzig Gulden, von denen er gerade einige liegen hatte, setzte seinen Hut auf und gab sie dem Hund dann wieder zu tragen, um jetzt selber seinem Freund van Grooten das gestohlene Geld zurückzubringen.

Oppas zeigte nun allerdings, wie er nur auf die Straße kam, nicht geringe Lust, mit dem ihm anvertrauten Gut augenblicklich wieder nach dem Haus des alten Claus durchzubrennen; sein Herr ließ ihn aber nicht von der Seite, er mußte dicht neben ihm bleiben, und so gingen sie dann zusammen dem Hause des Bankiers wieder zu, den Mynheer van Beeren, da er viel später speiste, noch in seinem Comptoir wußte.

„Gm!“ dachte da van Beeren, als er bemerkte, daß das Fenster desselben der schwülen Luft wegen offen stand, „wenn ich nun Oppas auf demselben Wege wieder hineinschickte, wie er sich damals jedenfalls das Geld geholt—dann erfahren wir



auch gleich, ob er so hoch springen kann.“ Gedacht, gethan — wie er dicht bei dem Fenster war, blieb er stehen, und nach dem Fensterbrett hinaufdeutend, sagte er leise zu seinem Hund: „Oppaß, hopp, spring herauf, rasch!“

Der Hund sah ihn mit den klugen Augen an und wedelte mit dem Schwanz; ob es ihm unnatürlich vorkam, daß er dort Geld hineintragen sollte, wo er noch nie etwas zu essen bekommen hatte, aber der Befehl seines Herrn war zu deutlich; er konnte ihn nicht mißverstehen, und so nahm er denn auch ohne Weiteres einen kurzen Anlauf und war, die Fünzigguldenrolle noch fest im Maul haltend, mit einem Satz oben auf dem Fensterbrett, wo er denn ruhig stehen blieb und mit dem Schweif wedelte.

Mynheer van Beeren hörte einen lauten Ausruf des Erstaunens; als sich aber der Hund nach ihm umdrehte, als ob er fragen wollte, was er nun thun solle, winkte ihm sein Herr in die Stube hineinzuspringen, und als er das that, schritt er selber an dem Fenster vorüber und in das Comptoir hinein.

Van Grooten war allerdings im ersten Augenblick, als er den mächtigen Hund in seinem Fenster wie eine Erscheinung

auftauchen sah, ordentlich erschreckt gewesen, denn er hatte wirklich geglaubt, daß ein neuer Einbruch beabsichtigt würde. Er erstaunte indessen nicht wenig, als er den Hund seines Freundes mit einer Geldrolle im Maul erkannte. Van Beeren löste ihm aber bald das Räthsel.

Der Hund war damals, als er dem alten Mann die hier im Haus geholte Rolle Geld brachte, so gut behandelt und traktirt worden, daß ihm das gefallen haben mochte. Natürlich suchte er sich den Genuß noch einmal zu verschaffen, und da er nicht in die Thüre konnte und das Fenster offen sah, war er mit einem Satz oben. Daß er das Comptoir in dem Moment leer fand und nicht bemerkt wurde, war allerdings ein Zufall; lang-aufzuhalten brauchte er sich aber auch nicht — die Rollen sah er auf dem Schreibtisch liegen, mit einem Sprung konnte er drüber sein, griff eine davon auf, mehr konnte er nicht tragen und brauchte auch nicht mehr, sprang deshalb wieder zurück und auf die Straße hinab, und war lange mit seiner Beute aus Sicht, ehe Mynheer seinen Verlust entdeckte, und sich nun vergebens den Kopf zerbrach, wer der freche Dieb sein könne.

## Sonntagschul - Artikel.

### Unter dem Einfluß der Sonntagschule.

Man redet in unseren Tagen viel von Bildung und Fortschritt. Unter dem Fortschritt nimmt ohne Zweifel die Aufmerksamkeit, die man der Jugend widmet, nicht die letzte Stelle ein. Es ist erfreulich wie man allerwärts die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts zu heben sucht. Besonders auf dem S. Schulgebiet ist der Fortschritt neuerer Zeit ganz riesenmäßig. Das beweist, daß man den Werth der Jugend erkannt hat. Die Jugendberziehung durch die Sonntagschule hat sich zu einem eigenen System entwickelt, das von großer Bedeutung und praktischem Werth ist. Betrachtet man die Erziehungsweise früherer Zeiten, so erkennt man deutlich, daß die heutige Methode ganz verschieden von der früheren ist. Früher wurde die Idee aufgefaßt, dem Kind durch die Erziehung etwas hineinzubringen oder hineinzutrichtern und, wenn es nicht anders ging, auch hineinzuprügeln. Heute aber sucht man Das, was schon im Kinde als Naturanlage vorhanden ist, herauszubringen und weiter zu entwickeln. Also das vorhandene Material zu verarbeiten, den Charakter zu veredeln und gleichsam herauszubilden, und so die natürlichen Anlagen und Kräfte in die rechte Richtung zu bringen. Dies ist ein Fortschritt, der auch von der S. Schule erfaßt worden ist und großen Erfolg gebracht hat.

Das ganze Leben ist eigentlich eine Schule, und die manniglei Umstände und verschiedenen Dinge können unsere Lehrer werden. Gehen wir da nur wenige Augenblicke auf das Familienleben über. Die Familie ist eine Erziehungsanstalt und eng mit der S. Schule verwachsen. Beide haben sich in der Erziehung des Kindes die Hand zu reichen und zusammen zu wirken. In der Familie sind nicht nur die Eltern Erzieher, sondern auch ein Kind für das andere. Das eine Kind lernt von dem andern, hauptsächlich das jüngere von dem älteren und zwar sehr leicht und geschwind. Mit gewissenhafter Sorgfalt sollte daher dem ältesten Kinde ganz vorzüglich die bestmögliche Erziehung gegeben werden, weil dieses bei dem jüngeren Brüderchen oder Schwesterchen alsbald in der Erzie-

hung mitwirkt. Die älteren Geschwister üben durch ihr Vorbild einen Einfluß aus auf die jüngeren, der für diese vielleicht entscheidend sein mag für die ganze Lebenszeit.

Die S. Schule ist eine Erzieherin der Jugend in einem höheren Sinn. Nicht nur soll der Kopf in ihr gebildet, sondern auch das Herz veredelt werden. Die S. Schule ist ganz besonders eine Gehülfin der Familie in der Erziehung der Kinder. Da wird das Kind auf die Pflichten gegen Gott und die Eltern hingewiesen. Man schärft ihm das Gebot ein: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen — und Vater und Mutter ehren.“ Die S. Schule nimmt das Kind bei der Hand und führt es zu Jesu, und dieser, der selbst seinen Eltern unterthan und gehoramt war, wie kein anderes Kind, gibt ihm ein gutes und frommes Herz, das folgsam seinen Eltern ist und willig dem Rath des Vaters und der Ermahnung der Mutter sich fügt.

Sehen wir uns nach dem Einfluß der S. Schule auf die Erziehung der Jugend für die Kirche um, so gelangen wir zu den gleichen Resultaten. Eine gute S. Schule ist für die Kirche eine reiche Quelle, durch welche die Gemeinde immer wieder frischen Zufluß erhält. Sie erzieht der Kirche tüchtige, thätige Glieder. Sie ist eine echte Pflanzschule für die Kirche, aus welcher diese beständig ihren Nachwuchs bezieht und die entstehenden Lücken ausfüllt. Der S. Schule ist die Aufgabe geworden, die Jugend für die Kirche zu gewinnen. Aus ihr erhält die Gemeinde die meisten Glieder. Und die meisten der thätigsten und einflussreichsten Glieder unserer Gemeinden und Kirche waren einst Sonntagschüler und sind jetzt noch in derselben wirksam. Eine Statistik sagt, daß 86 Prozent der Mitglieder der evangelischen Kirchen in den Ver. Staaten die Frucht der Sonntagschule sind. Spricht dies nicht deutlich genug für sich, welchen Werth die Erziehung der Jugend durch die S. Schule für die Kirche hat? Nehmen wir noch hinzu, wie viele Lehrer, Missionare und Prediger des Evangeliums aus der S. Schule hervorgehen, so muß die Thatfache Jedem klar vor Augen stehen, daß wir ohne die S. Schule gar nicht mehr fertig werden können. — Wie dieß der Kirche gegenüber

sich verhält, so kann es auch dem Staate gegenüber behauptet werden. Wie die S. Schule der Familie folgsame Kinder, der Kirche gute, treue Glieder erzieht, so werden durch sie für den Staat gute, ordnungsliebende Bürger erzogen. Unser Land und Volk würde das nicht sein, was es ist, ohne die S. Schule. Unglaube und Fanatismus erziehen gefährliche Subjekte für Gesellschaft und Staat. Diese schädigen das Wohl des Landes und des Volks; sie machen die Existenz von Gefängnissen, Zuchthäusern und dergl. nöthig; durch sie kommt Noth und Elend ins Land. Die S. Schule ist die Hoffnung unseres nationalen Fortschritts und Gedeihens, unserer nationalen Freiheit und Bestandes. Denn aus den guten Bürgern und treuen Unterthanen des Landes, welche in der S. Schule erzogen werden, gehen wieder tüchtige Beamte und Staatsmänner hervor.

Ein früherer Prediger eines Staatsgefängnisses führt in einer statistischen Angabe auf, daß unter den 374 Sträflingen im Gefängniß nur 5 die S. Schule regelmäßig, ein kleiner Theil dieselbe höchst selten, und die anderen sie gar nicht besucht haben. Dieses sind Factoren, mit welchen gerechnet werden muß.

Gerecht die S. Schule der Familie, der Kirche und dem Staat durch ihren erziehenden Einfluß auf die Jugend zum unaussprechlichen Nutzen, so ist dies nicht minder für die Welt der Fall. Auch die Welt empfindet diesen mächtigen Einfluß der S. Schule. Hier ist ein ergiebiges Feld, auf welchem die S. Schule ihre volle Wirksamkeit entfalten kann. Und ich glaube, die S. Schule ist das wirksamste Mittel, die Jugend dem Verderben der Welt zu entreißen. Gelingt es ihr, die kommende Generation für Jesus zu gewinnen und für den Dienst des Herrn zu erziehen, so erfüllt sie die schöne und große Mission, die Welt zu einem Garten Gottes zu machen und die Menschheit dem himmlischen Paradies entgegenzuführen.

Sollte darum nicht jede Gemeinde darauf bedacht sein, dieselbe mit der äußersten Sorgfalt zu pflegen? Ja, sie soll und muß es thun, wenn sie nicht selbst Schaden leiden will. Die S. Schule ist ein Kind der Gemeinde. Wie die Mutter ihr Kind liebt, es ernährt, pflegt und bewacht, so sollte die Gemeinde mit der S. Schule thun und wird es thun, wenn sie keine Habenmutter ist, und wenn sie ihren eigenen Vortheil erkennt. Eine S. Schule hat zu ihrem Bestehen und Gedeihen Bücher, S. Schulzeitschriften, Musik und andere Sachen nöthig, und das kostet Geld. Für dieses soll die Gemeinde reichlich Sorge tragen und nicht geizig sein. Sie soll es der S. Schule an nichts Nöthigem fehlen lassen; es ist gut angelegtes Geld, das reichliche Zinsen trägt. Jedes einzelne Gemeindeglied muß seinen eigenen persönlichen Einfluß für die S. Schule verwenden, thätigen Antheil an ihr nehmen. Ist es nicht als Beamter, dann als Lehrer oder Schüler. Dies erweckt bei den Kindern Interesse, Lust und Liebe zur Schule. Es verleiht dieser Lebenskraft, die sich auch bald auf die Gemeinde übertragen wird. Besonders soll für ein schönes, helles Schullokal Sorge getragen werden, weil dies von großem Werth für eine S. Schule ist. Ein S. Schulmann sagte einst: „Der S. Schule soll der beste Platz im Hause Gottes gegeben werden, und dieser Ort soll so lieblich und angenehm gemacht werden als nur möglich. Nichts übt einen so wohlthätigen Einfluß auf das jugendliche Gemüth aus, als eine reinliche, nette, freundliche Umgebung.“ Der Mann hat recht. Hier wird es vielfach verfehlt. Und doch ist es für unsere Kinder. Was haben wir auf dieser Welt edleres als unsere Kinder? „Sie sind,“ sagte einst eine vornehme Dame,

„meine Juwelen.“ Macht das S. Schulzimmer für eure Kinder so freundlich, lieblich und angenehm als nur möglich. Bemüht sich dann noch der Superintendent mit dem Lehrpersonal, den Unterricht in der S. Schule lehrreich und interessant zu machen, so kann es nicht fehlen, der wohlthuende Einfluß derselben auf die Jugend in ihrer Erziehung wird reiche Früchte tragen. G. Berstcher.

### Der Muster-Sonntagschul-Superintendent und seine Schule.

Unter dieser Aufschrift übersendet Bruder P. Schumann von Kansas eine ziemlich lange Abhandlung, in welcher er die folgenden Punkte, welche wir im Auszug hier geben, anführt:

Ein Sonntagschul-Superintendent muß:

1. Gründlich befehrt sein, weil es der hohe Endzweck der S. Schule ist, die Schüler zu Jesu zu führen.
2. Soll er fleißig sein im Besuch der Gottesdienste und die Jugend überwachen.
3. Muß er für sein Amt natürliche Anlagen besitzen.
4. Soll er fromm und ernst sein. Das Gedeihen der Schule soll sein Hauptstudium bilden.
5. Soll er in Liebe verständlich und vorsichtig zu den Schülern reden und sie nicht langweilen.
6. Ein guter Charakter ist eine unerläßliche Bedingung. Das Gegentheil wird von Niemand schneller bemerkt, als von den Kindern.
7. Geduld und Nachsicht sind nothwendig.
8. Pünktlichkeit. Der Superintendent sollte der Erste und Letzte in der Schule sein.
9. Er soll freundlich und im Stande sein, sein Temperament vollständig zu beherrschen.
10. Er soll kindlich — aber nicht kindisch — sein und in der Demuth wandeln, damit besonders die Lehrer Achtung vor ihm haben.
11. Er soll etwaige kranke Lehrer und Schüler besuchen und mit ihnen beten.
12. Er soll Energie haben, um die Schule erfolgreich zu führen, denn die Schule kann nicht besser sein, als ihr Führer. Kann man keinen Mann finden, in welchem alle diese Eigenschaften beisammen sind, so soll man aufrichtig und ohne Ansehen der Person den besten Mann wählen, den man hat.

Wo nun ein Muster-Superintendent ist, wird auch eine Musterchule sein.

1. Da müssen die Lehrer gründlich befehrt sein und die Rettung der Schüler ihnen am Herzen liegen.
2. Die Schule ist gut organisiert, und die Schüler sind nach ihrem Verstandesvermögen in entsprechende Klassen eingetheilt.
3. Die Schüler sind dann aufmerksam und lernbegierig.
4. Sie sind wacker, vorkommende Fragen zu beantworten.
5. Es wird in einer solchen Schule an einer guten Bibliothek, an den nöthigen Landkarten, Wandtafel und allem andern Zubehör nicht fehlen.
6. Es werden ebenfalls wöchentliche Lehrerversammlungen, Singübungen und etwa monatlich Lehrerbethunden, Maßuntersuchungen zc. gehalten.
7. Wo nun ein solch ernstliches Streben bei Superintenden-ten und Lehrern ist, da werden sie dem großen Meister, Jesus Christus, in Liebe und Thätigkeit nachahmen und großen Erfolg haben.



## Muthlos.

Von allen Sonntagsschul-Lehrern ist wohl der muthlose der erbärmlichste. Ist ein Lehrer unwissen, hat er aber Lust an der Arbeit und Muth zum Werke, so wird er sich doch Mühe geben, daß die Schüler wenigstens Schule und Unterricht nicht überdrüssig werden. Er bringt doch hie und da Begeisterung in seine Klasse, und weiß der Lektion und dem Unterricht doch manches Interessante abzugewinnen. Der „Entmuthigte“ aber scheint mit jedem Wort und jeder Bewegung zu sagen: „Es nützt doch nichts!“ Dadurch entmuthigt er die Schüler und seine Mitlehrer noch zu dem, daß er selbst keinen Erfolg hat.

Was solchen Lehrern mangelt, ist der Glaube. Freilich, wenn sich so einer ihrer Schüler nach dem andern bekehrt, wenn dieselben rechte Fortschritte in der Erkenntniß machten, wenn sie immer gehorsam und aufmerksam wären, so wollten sie schon Muth fassen. Da aber gerade das Gegentheil der Fall zu sein scheint, so sind sie entmuthigt. Wird's denn einem Lehrer, welchem Muth und Glauben fehlt, jemals gelingen, seine Klasse dahin zu bringen? Im Gegentheil zieht er Alle, mit welchen er in Verbindung kommt, in den Abgrund, in welchem er selbst steckt.

Und hat denn ein S. Schullehrer nur die geringste Ursache muthlos zu sein? Wenn er seine Pflicht redlich thut, gewiß nicht. Ist ihm nicht Gottes Gnade, Gottes Segen, Gottes Geist und Alles verheißen, was ihn aufmuntern und ermuntern kann? Vertraue auf Gott und habe Muth, lieber Lehrer, du arbeitest in Gottes Weinberg, in Gottes Auftrag, erhebe dich im Glauben und thue deine Pflicht mit aller Entschiedenheit, für die Folgen deiner Arbeit wird der Herr sorgen.

## Fehler.

Es kann dir passieren, lieber Sonntagsschul-Lehrer, daß du einen Fehler machst im Unterricht in der Sonntagsschule. Es sollte nicht. Darum studire die Lektion und Alles, was drum und dran ist, so gut als du nur kannst. Es sollte nicht, aber es kann—dir passieren, daß du einen Fehler machst. Einen Fehler sogar, welchen deine Schüler merken und sich darüber bedeutend angucken oder dich gar darauf aufmerksam machen. Was sollst du dann thun? Etwa zu den Schülern sagen: „Ihr Burschen, das geht euch nichts an, bekümmert euch um eure Sachen!“ Bewahre! Oder gar versuchen, den Fehler hinwegzuerklären und denselben damit vergrößern? Das wäre erst schlimm.—Nein, du sollst einfach deinen Fehler eingestehen, wenn auch deine Schüler merken, daß du noch ein Mensch bist, so merken sie auch, daß du ein redlicher Mensch bist. Bist du dann klug, so machst du ein freundlich Gesicht bei der Sache und dankst den Schülern, daß sie gut aufgepaßt und den Fehler entdeckt, und dich darauf aufmerksam gemacht haben. Du aber lerne davon—welche Nutzenwendung?

**Gesang in der Kleinkinderklasse.**—Der Gesang ist für die Kleinen in mehr als einer Hinsicht zu empfehlen. Er übt und bildet die Stimmen, freut die Schüler und ehrt Gott. Der Lehrer sollte dabei aber besonders folgende Punkte im Augenmerk haben:

1. Ja keine Melodie wählen, welche durch hohe Töne die Stimmen zu sehr anstrengt.

2. Erst müssen die Schüler den Wortlaut des Textes kennen, damit sie die Wörter richtig aussprechen.

3. Erkläre der Lehrer den Sinn und die Bedeutung des Liedes, damit das gottesdienstliche dabei nicht vergessen wird.

4. Uebertreibe man das Singen nicht, damit es den Kindern nicht verleidet und aus der Schulstunde keine Gefangstunde wird.

5. Vergesse man nicht, den Kleinen einzuschärfen, daß der Heiland gegenwärtig ist und ihr singen hört, und wenn sie es mit Freuden zu seiner Ehre thun, großen Wohlgefallen an demselben hat.

**Winke.**—1. Studire die Lektion so, daß du sie deiner Klasse als ein Ganzes einprägen kannst, und nicht nur zu jedem Verse abgerissene Ideen beifügst. Das Ganze prägt sich dem Gemüth ein, die einzelnen Gedanken sind bald vergessen.

2. Ehe du zu deiner Klasse kommst, sollte dir der Bau der Lektion lebendig vor der Seele stehen—die Hauptlehren im Vordergrund und verbindenden Gedanken, die Illustrationen und Anwendungen alle in guter Ordnung.

3. Probire, wenn möglich, die Lektion nach deiner eigenen Methode gründlich durchzuarbeiten.

4. Habe beim Studiren und Lehren der Lektion immer ein bestimmtes Ziel im Auge und suche dann dieses Ziel zu erreichen.

5. Laß deine Klasse merken, daß du „recht im Feuer“ bist mit Rücksicht auf den Unterricht der Lektion, und es wird dir nicht sehr schwer fallen, dasselbe bei deiner Klasse zu entzünden.

6. Gib dir alle Mühe, die Kunst des Fragestellens zu üben. Wecke und interessire deine Schüler mit lebendigen, zweckmäßigen und inhaltsreichen Fragen; aber bedenke, daß dies bei oberflächlichem Studium nicht möglich ist.

**Wie Jesus.**—Der S. Schullehrer sollte sich bestreben Jesus, dem Lehrer aller Lehrer, ähnlich zu werden, und zwar besonders:

1. In ernstlichem, eifrigem Beten.

2. In Erkenntniß, zu wissen und zu lehren, was für dieses und jenes Leben am nützlichsten ist.

3. Sanftmüthig und demüthig sein.

4. Immer thätig zum Wohl seiner Mitmenschen—besonders für deren Seelenheil.

5. Im Unterrichten. Brannten nicht die Herzen seiner Zuhörer, wenn er ihnen die Schrift öffnete?

**Was war das Beste.**—Präsident Harrison war in einer kleinen Sonntagsschule an den Ufern des Ohio eine Reihe von Jahren Lehrer. An dem Sonntage vor seiner Abreise nach Washington, um das weiße Haus zu beziehen, unterrichtete er seine Bibelklasse wie gewöhnlich. Als ihn einst sein Gärtner fragte, ob es nicht rathsam sei, einen Hund anzuschaffen, um das Obst zu bewachen, gab er demselben den bedeutungsvollen Rath, einen Sonntagsschullehrer anzustellen, um auf die Buben Acht zu geben.

**Wann hat der S. Schullehrer erfolgreich unterrichtet?**  
Antwort: Wenn er den Schülern die Lektion so eingeprägt hat, daß sie dieselbe behalten und dadurch veranlaßt werden in der Schrift zu forschen, um sich weiter über den Gegenstand zu informiren.

## Sonntagschul - Lektionen.

## Zweites Quartal.

## Der leidende Christus.

## 5. Lektion: Jes. 53, 1—12. — Sonntag den 4. Mai 1879.

1. Aber wer glaubt (1) unserer Predigt? Und wem wird der Arm des Herrn geoffenbaret?

2. Denn er sieht auf vor ihm wie ein Reis, und wie (2) eine Wurzel aus dürrem Erdreich. Er hatte keine Gestalt noch Schöne; wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte.

3. Er war der (3) allerverachtetste und unwertheste, voller Schmerzen (4) und Krankheit. Er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg; darum haben wir ihn nichts geachtet.

4. Fürwahr, (5) Er trug unsere Krankheit, und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre.

5. Aber er ist um unserer Missethat willen vernichtet, und um unserer Sünde willen zer schlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und (6) durch seine Wunden sind wir geheilet.

6. Wir gingen alle (7) in der Irre wie Schafe, ein Jeglicher sahe auf seinen Weg; aber der Herr wart (8) unser aller Sünde auf ihn.

7. Da er gekraft und gemartert ward, that er (9) seinen Mund nicht auf, wie (10) ein Lamm, das zur (11) Schlachtbank geführt wird, und wie ein

Schaf, das verstummet vor seinem Scherer, und seinen Mund nicht aufthut.

8. Er ist aber aus der Angst und Gericht genommen; vor will seines Lebens Länge ausreden? Denn er (12) ist aus dem Lande der Lebendigen weggerissen, da er um die Missethat meines Volkes geplaget war.

9. Und er ist begraben wie die Gottlosen, und gestorben wie ein Reicher; wiewohl (13) er Niemand Unrecht gethan hat, noch (14) Betrug in seinem Munde gewesen ist.

10. Aber der Herr wollte ihn also zer schlagen mit Krankheit. Wenn er sein Leben zum Schuldopfer gegeben hat; so wird (15) er Samen haben, und in die Länge leben, und des Herrn (16) Vornehmen wird durch seine Hand fortgehen.

11. Darum, daß seine Seele gearbeitet hat, wird er seine Lust sehen, und die Fülle haben. Und durch sein Erkenntniß (17) wird er, mein Knecht, der Gerechte, Viele gerecht machen; denn (18) Er trägt ihre Sünden.

12. Darum will ich ihm (19) große Menge zur Beute geben, und er soll die Starken zum Raube haben; darum, (20) daß er sein Leben in den Tod gegeben hat, und (21) den Uebeltätern gerechtet ist, und Er Vielen Sünde getragen hat, und (22) für die Uebeltäter gebeten.

## Parallelen.

(Zeit: etwa 710 v. Chr. zur Zeit der Propheten Micha und Nahum.)  
(1) Joh. 1, 7, 12.; Röm. 10, 16.; Eph. 1, 18, 19.; Jes. 52, 10. (2) Jes. 11, 1. (3) Ps. 22, 7, 8.; Mark. 9, 12.; Luc. 23, 18. (4) Ebr. 4.  
(5) Matth. 8, 17.; 26, 37.; Joh. 1, 29. (6) 1. Petri 2, 24. (7)  
1. Petri 2, 25. ff. (8) Röm. 4, 25.; 2. Cor. 5, 21.; 1. Petri 3, 18.  
15, 28.; Luc. 22, 37.

(9) Matth. 26, 63.; 27, 14.; Mark. 14, 61. (10) Apslg. 8, 32.; Joh. 1, 29.  
(11) Jer. 11, 19. (12) Dan. 9, 26. (13) 1. Petri 2, 22.; 1. Joh. 3, 6.  
(14) 4. Mose 23, 19. (15) Ps. 22, 31.; 2. Cor. 5, 21.; Ebr. 9, 24—26. (16)  
2. Thess. 1, 11. (17) Joh. 17, 3.; 2. Petri 1, 2, 3. (18) Joh. 1, 29.; Röm. 3, 24. (19) Ps. 2, 8.; Ps. 16, 6. (20) Ebr. 7, 25.; 1. Joh. 2, 1. (21) Mark.  
(22) Luc. 23, 34.

**Haupttext:** Welcher unsere Sünden selbst geopfert hat an seinem Leibe auf dem Holz, auf daß wir, der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben; durch welches Wunden ihr seid heil geworden.

— 1. Petri 2, 24.

## I.

Um die Zeit dieser Weissagung bestand das Reich Israel nicht mehr; seine Unterthanen waren an den Wassern zu Babel und weineten, wenn sie an Jerusalem dachten. Assyrien war das mächtigste Reich der Welt zu dieser Zeit; Rom war noch in seiner Kindheit, erst 43 Jahre alt, und Griechenland befand sich in der Zeit der Olympiaden, welche Paulus oft anführt, oder sich darauf bezieht in seinen Episteln, wenn er vom Kampf oder Wettlauf redet. Die Propheten, die noch lebten, oder theilweise mitwirkten, da Jesaja auftrat, waren alle gestorben, nur Micha und Nahum lebten noch um diese Zeit. Das Buch Jesaias zerfällt in zwei Theile: 1) Vom 1. bis 39. Capitel: Jerusalems Fall und dessen Ursache; seine Sünden. Jerusalem aber ist ein Bild des ganzen Volkes. 2) Vom 40.—66. Capitel: Ein Gesicht, die Erlösung von Sünden, das Kommen des Reiches der Gerechtigkeit und Friede. Dieser zweite Theil hat als Mittelpunkt das 53. Capitel; die heutige Lektion. Die vorige Lektion deutete hoffnungsvoll auf den kommenden Retter; diese aber deutet hin auf das Licht, den Brennpunkt der Weltgeschichte: Das Kreuz auf Golgatha mit dem leidenden Christus ist der Schauplatz, wie er eine Erlösung von Sünden für die gefallene Welt zu Stande bringt. Alle Juden der älteren und neueren Zeit haben dieses Capitel auf den Messias angewendet, und wo könnte es passender angewendet werden als auf Christum?

Im vorübergehenden Capitel beschreibt der Prophet die Aufnahme, die der Herr Jesus finden würde beim Volk der Heiden u. i. w., nemlich, daß sie ihn mit Freuden aufnehmen und anerkennen würden; hier aber beschreibt er mit Wunder und Schmerz den Unglauben seines eigenen Volkes, trotz aller Gelegenheit, die sie hatten, innigst mit ihm bekannt zu werden; auch die Leiden und Trübsale, die sie ihm bereiteten, obwohl er um ihrer willen kam und Mensch ward.

## II.

**V. 1. Unserer Predigt** — der Wahrheit, welche der Knecht des Herrn verkündigte. Der Arm des Herrn — die wunderbare Kraft Jehova's, die Sünder durch Christum zu retten. **V. 2. Vor ihm** — vor Gott nicht großartig zu Menschen. Wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich — ein Schößling aus dem zerfallenen Königreiche Davids, der zuletzt aber ein gewaltiger Baum wird. Keine Gestalt noch Schöne. — In den ersten Jahrhunderten

der christlichen Kirche, während ihres Drucks und ihrer Knechtsgestalt, setzte sich auf Grund dieser Stelle die Ansicht fest, daß Jesus seiner äußeren Gestalt nach häßlich gewesen sei; die Ansicht änderte sich jedoch, seitdem die Kirche zu Macht und Ansehen gelangte. Das Nichtigte wird wohl sein, daß Jesus gestaltet war, wie seine Mitmenschen; aber die Gestalt und Schöne, welche Jesus als Messias hatte, zu erkennen, dazu bedurfte es anderer Augen, als die der im Dienste des vergänglichem Wesens verfunkenen Juden. **V. 3. Der Verachtetste** — arm, von geringem Herkommen und in seiner Lehre und seinem Umgang mit Böllnern und Sündern ein Gegenstand des Spottes, daß die Leute „von Stand“ nichts mit ihm zu thun haben wollten. **V. 4. Von Gott geschlagen** — die Juden hielten ihn für einen Sünder vor andern, den Gottes Gluch getroffen, während er doch zum Heile Anderer litt. **V. 5. Die Strafe liegt auf ihm** — Gott wollte diese Leiden als Schuldopfer annehmen für seines Volkes Sünde. **V. 9. Begraben wie die Gottlosen und gestorben wie ein Reicher** — ist so zu verstehen: Wie einen Gottlosen haben die Juden Jesum getödtet, gedachten oder bestimmten ihm auch sein Grab mit den Uebeltätern; aber durch Gottes Fügung kam es anders; er wurde nicht mit den Schächern, sondern im Grabe eines Reichen begraben. **V. 10. Samen haben** — eine bis auf die spätesten Geschlechter hinabreichende geistliche Nachkommenschaft an der Gemeine der Erlösten. **V. 11. Durch sein Erkenntniß** — dadurch, daß Jesus die, für welche er gelitten hat, zur Erkenntniß seiner Person, seines Wertes und ihrer Sünden bringt. **V. 12. Die Starken zum Raube** — Weil Jesus alle Feinde überwunden hat, so sollen ihm auch die Gewaltigen der Erde zur Beute werden und in ihm den Stärkeren über sich erkennen.

## III.

In dieser Lektion wird uns vorgestellt:

**1. Die Verachtung des göttlichen Wortes** durch die Juden **V. 1.** Diese Weissagung ging buchstäblich in Erfüllung zur Zeit Christi auf Erden nach Joh. 12, 38, und wird auch noch angeführt zur Zeit der Apostel, Röm. 10, 16. Daraus lernen wir: a) Laß aus den vielen Tausenden und Tausenden, die das Evangelium hören, vergleichungsweise nur Wenige daran glauben. Wenige glaubten als die Propheten redeten; Wenige glaubten als der Heiland selbst kam, und heute noch sind von den Vielen, die vorgeben zu



glauben, nur Wenige, die sich der Kraft unterwerfen oder die Lehre freudig empfangen. b) Die Ursache ist, weil der Arm des Herrn ihnen nicht offenbaret ist; d. h. sie erkennen nicht die Kraft Gottes darin und wollen sich auch nicht zu dieser Erkenntniß bringen lassen. Eigensinn, Hochmuth und Selbstsucht hatten sie zurüch.

2. Die Verachtung seiner Person und auch die Ursache warum; nemlich wegen seiner Gestalt, in welcher er erschien. B. 2, 3. Diese Dinge waren den Juden zuwider, sie waren mit Vorurtheilen angefüllt und sahen keinen Vortheil darin, a) Sie erwarteten einen Prinzen, vor dem die Fürsten zittern sollten, wie einst zur Zeit Davids und Salomons; nun dieses nicht geschah in Christo, verwarfen sie ihn. b) Sie erwarteten einen öffentlichen, prunkenden Einzug; dieser aber wuchs auf vor dem Herrn und nicht vor Menschen, das war ihrem Eigendünkel zuwider. c) Sie erwarteten ungewöhnliche Gestalt, Schönheit und Person, aber siehe: „Er hat keine Gestalt noch Schöne,“ die ihnen gefallen hätte. Sie sahen nur, was vor Augen war. d) Sie erwarteten, er würde ein fürstliches Leben führen, nun aber war er ein Mann der Schmerzen; darum verachteten sie ihn. So ist es immer: fleischliche Augen sehen nicht die wahre Größe, noch kennen sie den wahren Werth; darum ist auch der Stein, den die Bauleute verwarfen, zum Eckstein geworden.

3. Die Leiden des Gesalbten. Natürlich lag schon ein sehr schmerzliches Leiden für ihn in der Thatsache, daß er in sein Eigenthum kam, und die Seinen ihn nicht aufnahmen; Vers 8—9 erzählt aber, wie viel tiefer er sich noch demüthigte, um den Gehorsam bis zum Kreuz zu erzeigen. a) Er hatte die Leiden und Trübsale des Gemüthes; er ertrug sie ohne Murren und hielt aus, bis er rufen konnte: „Es ist vollbracht!“ Das Werk der Erlösung war vollendet. b) Er war geplagt und geschlagen. O wer kann daran denken, ohne zu weinen, wie sie ihn plagten und gekelsten dort im Nichthaus und siehe, seine Feinde wandten sich weg von ihm und sagten: „Den hat Gott geschlagen.“ Das that noch weher als die Streiche selbst. c) Ihm geschah Unrecht aller Art. Es konnte ihm nichts bewiesen werden, daß der Strafe werth gewesen wäre; gar nichts, aber dabei blieb es noch nicht. d) Er starb eines unzeitigen, ungerechten und schmachvollen Todes. Gott hatte ihn für uns zur Sünde gemacht, und nach dem Gesetz ist er, der Gerechte, für die Ungerechten gestorben.

4. Die Bedeutung dieser Leiden. Vers 10—12. a) Sie waren alle unverdient! Er war deß keines schuldig, wofür man ihn verklagte. b) Er that es um unsers willen. 1. Petri 2, 24. Es war unsere Schuld und Strafe, die er trug. c) Er war von Gott dazu erkoren. Er unternahm es zu thun. Die Schuld war da, er trug sie; freiwillig, hingebend, aus Liebe und Barmherzigkeit. d) Die Folgen sind: Unser Frieden, unser Heil und Leben und seine Herrlichkeit.

**Praktische Anwendungen.** 1. Unglaube ist die Ursache, warum so Viele den Heiland verwerfen.

2. Wer ihn nicht kennt, der kann auch das Verdienst seiner Werke und seiner Leiden nicht erkennen.

3. Indem wir durch ein so unbegreifliches Opfer gerettet wurden, wie sehr sollte es uns zur Dankbarkeit und Ergebung reizen!

4. Die Menschheit ohne Christus ist wie eine Heerde Schafe ohne einen Hirten, die nicht wissen, wo sie Schirm vor dem herannahenden Gewitter finden sollen.

5. Betrachte Jesum in seinem Leiden und lerne Geduld von ihm.

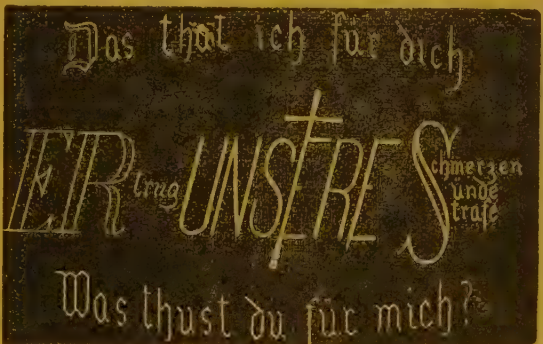
6. Er wurde uns gleich; aber er sündigte nicht, damit wir ihm gleich werden können und von Sünden erlöst werden.

7. Lebe, forsche und bete dieses Capitel öfters, denn es besitzt eine Kraft Gottes, die selig macht Alle, die daran glauben.

**Kleinkinderklasse.** Diese Lektion läßt sich den Kleinen wohl am besten durch Illustration beibringen: Der Mensch hatte Schulden gemacht (gesündigt); er hatte Gottes Gebot übertreten und damit den Tod verdient. Das Gesetz, der schreckliche Richter, verurtheilte ihn zum Tode. Da kam Jesus und bezahlte durch seine Gerechtigkeit die Schulden, litt durch seinen Tod des Menschen Strafe, so daß der Mensch, der an ihn glaubt, nun in der Freiheit lebt. Er trug unsere Krankheit, nahm auf sich unsere Schmerzen, die Strafe liegt auf ihm, durch seine Wunden sind wir heil geworden.

**Illustrationen.** Graf Zinzendorf fand im Zimmer eines Wirthshauses in der Lausitz ein Crucifix. Kurz vor seiner Abreise schrieb er darüber: „Das that ich für dich,“ und dann darunter: „Was thust du für mich?“ Nach einiger Zeit fiel diese Schrift der Wirthin auf, sie wurde davon so ergriffen, daß sie in Thränen ausbrach und ihren Mann herbeirief. Auch er ward gerührt; beide sanken auf ihre Kniee und beteten, und knieend reichten sie sich die Hände und versprachen, daß sie von nun an dem Herrn Jesu folgen wollten.

Ein Missionar unter den Grönländern unterrichtete diese Weiden eine Zeit lang über Recht und Pflicht; aber all sein Reden schien wenig Eindruck auf die Nordländer zu machen. Eines Tages erzählte er ihnen von der Liebe Jesu, und wie derselbe aus Liebe für die Menschen gelitten und sein Leben in den Tod gegeben habe. Da ließen den rohen Männern die Thränen über die Wangen herab, und auch sie sprachen: „Wir wollen dich davon weiter hören.“



**Erklärung der Wandtafel.** Christus für uns, ist der Grundton dieser Lektion. Er trug unsere Schmerzen, Sünden, Strafe. In der Mitte ist ein Kreuz, das Leiden Christi vorstellend. Darüber die Schrift: „Das that ich für dich,“ erinnert an Alles, was Christus für uns gelitten. Darunter: „Was thust du für mich?“ mahnt an den Dank, den Gehorsam und die gänzliche Hingabe, welche wir dem Herrn schulden. Siehe darüber die Illustration von Zinzendorf. Auf das „Er“ und „Unsere“ ist besonders Gewicht zu legen.

## Die freundliche Einladung.

### 6. Lektion: Jes. 55, 1—11. — Sonntag den 11. Mai 1879.

1. Wohlan, Alle, (1) die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser; und die ihr nicht Geld habt, kommt her, kauft (2) und esset; kommt her und kauft ohne Geld und umsonst beides, Wein und Milch.

2. Warum zählet ihr Geld dar, da kein Brod ist, und eure Arbeit, da ihr nicht satt werden könnt? Höret mir doch zu, (3) und esset das Gute; so wird eure Seele in (4) Mollust fett werden.

3. Neiget eure Ohren her, und kommt her zu mir; höret, so wird eure Seele leben: denn ich will mit euch einen (5) ewigen Bund machen, nemlich die (6) gewissen Gnaden Davids.

4. Siehe, ich habe ihn (7) den Reuten zum Fegen (8) gestellt, zum Fegen und Gebieten (9) den Völkern.

5. Siehe, du wirst Heiden rufen, die du nicht kennst; und Heiden, (10) die dich nicht kennen, werden zu dir laufen, um des Herrn willen, deines Gottes, und des Heiligen in Israel, der dich preist.

6. Suchet den Herrn, weil (11) er zu finden ist; rufet ihn an, weil er nahe ist.

7. Der (12) Gottlose lasse von seinem Wege, und der Uebelthäter seine Gedanken, und bekehre (13) sich zum Herrn, so wird er sich seiner erbarmen; und zu unserm Gott, denn (14) bei ihm ist viel Vergebung.

8. Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr;

15. Sondern, (15) so viel der Himmel höher ist, denn die Erde: so sind



auch meine Wege höher, denn eure Wege, und (16) meine Gedanken, denn eure Gedanken.

10. Denn gleichwie der Regen (17) und Schnee vom Himmel fällt, und nicht wieder dahin kommt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und wachsend, daß sie gibt Samen zu säen, und Brod zu essen:

### Parallelen.

(1) Joh. 4, 10. 14.; 7, 37.; Offb. 21, 6.; 22, 17. (2) Matth. 13, 44–46.; Offb. 3, 18. (3) Matth. 22, 4. (4) Mt. 38, 9.; Mt. 63, 6.; Mal. 4, 2. (5) 2. Sam. 23, 5.; Jer. 32, 40.; Jer. 9, 6, 7. (6) Mt. 89, 4. ff.; Apftg. 13, 34. (7) Jer. 34, 23. (8) Joh. 18, 37.; Offb. 1, 5. (9) Eph. 6, 24.

11. Also soll das (18) Wort, so aus meinem Munde gehet, auch sein. Es soll nicht wieder zu mir leer (19) kommen, sondern thun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende.

**Haupttext:** Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke. — Joh. 7, 37.

### I.

Diese Lection folgt der vorigen ganz in Ordnung, und fällt daher in dieselbe Zeit, und die geschichtlichen Umstände sind auch gleich. Die correspondirende Geschichte des Volkes ist in den Capiteln 18 bis 21 im 2. B. Kön. und 2. Chron. 29 bis 33 enthalten.

Dieses Capitel entspringt der Lehre, welche in Cap. 53 enthalten ist. Es ist eine freie und unumschränkte Einladung an Alle im vollen Sinne des Wortes, umzukehren zu Gott und sein Wohlgefallen wieder zu erlangen.

Der Hauptgedanke dieses Schrifttheiles ist: Die Folgen der Wirksamkeit des Welterlösers; nemlich die Grundlage einer freien und unbeschränkten Einladung an alle Menschen, um zu kommen und selig, gerettet zu werden. Es ist ein wunderbar reiches Capitel, in welchem jeder Vers eine besondere Predigt enthält und ist so deutlich, daß es von Jedem verstanden werden kann.

### II.

B. 1. Durstig — verlangend nach Gnade. Wasser, Wein, Milch — die Verheißungen und Genüsse der Seligkeit — Gnade. B. 2. Warum zählet ihr Geld — wollt es verdienen mit euren Werken. Wollust — Genuß der Seilsgüter. B. 3. Ewigen Bund — Bund der Kindchaft in Christo, den Niemand auflösen kann, die Erfüllung der Verheißungen des Messias, welche dem David gegeben waren. B. 4. Zum Zeugen — David zeugte von Christo durch seine Weissagungen in den Psalmen, sowie durch sein Leben, als Vorbild auf Christum. B. 7. Befehre sich — lehre um, von seinen fleischlichen Wegen zum geistlichen Leben in Christo. B. 8. Meine Gedanken — Gottes Gedanken umfassen alles, sie können nicht irren, sie sind rein und gut; unsere Gedanken sind beschränkt, sündig und eitel. B. 10. Regen und Schnee — So wie Regen und Schnee die bestimmte Wirkung verrichtet, nemlich das Land fruchtbar macht, so soll auch Gottes Wort, wo es aufgenommen wird im Herzen, seine Wirkung nicht verfehlen. Wo mans aber nicht aufnimmt, da wird es dem Menschen zum Richter und verdammt den Menschen, so wie die vom Regen geschwellte Fluth mit Gewalt dahindrauft.

### III.

1. Wer ist eingeladen? „Wohlan Alle!“ Nicht die Juden allein, sondern auch die Heiden; die Armen, die Verschlagenen u. i. w., wer gefunden wird: Auf den Straßen, an den Bäumen und überall. Erlösung gestiftet für Alle.

2. Auf welche Bedingung? „Die ihr durstig seid;“ d. h. Alle, die ein Verlangen haben. Wer da will, wer müde ist von den Thorheiten der Welt, wer Gottes Wohlgefallen und den Frieden seiner Seele wünscht, ist hier eingeladen.

3. Wozu? „Zum Wasser.“ Zum Meer, zu Gottes Gnade und Seligkeit; kommt herbei, ob ihr auch kein Geld habt, die angebotenen Schätze sind schon bezahlt. Kommt zur Quelle, die ihr durstig seid! Kommt zu heilenden Wassern, ihr Menschen!

4. Was ist zu thun? a. Kommt und kauft! Hier ist ein guter Handel; für das alte Sündenkleid ein ganz reines Kleid der Gerechtigkeit, ohne Preis oder Geld. b. Kommt und eßet! Macht es euch ganz zu eigen, indem ihr es genießt; machet ein Freudenfest und sättigt eure Seelen; d. h. also: Erwerbet es, dann genießt es, damit ihr seine Kräfte erfahret, denn was hier angeboten wird, löst nicht bloß den Durst, Wein und Milch, sondern stärkt und nährt auch. Es sind die erworbenen Gnadengüter des Heils in Christo Jesu. Verkaufe Alles, was du hast, und kaufe dieselben.

5. Was kostet es? Nichts! daraus sollen wir lernen: a. Daß die angebotenen Güter nicht nach irdischem Werthmaß

geschätzt werden können, sie sind unschätzbar. b. Der, welcher sie anbietet, bedarf unserer Güter nicht, noch haben wir irgend Etwas, das ihnen an Werth gleich käme, oder das überhaupt in Gottes Augen etwas werth wäre. c. Diese Güter sind schon bezahlt; Christus bezahlte sie ohne Widerrede und zwar ihren vollen Werth. 1. Petri 1, 19. d. Daß wir willkommen sind zu Allem, was wir brauchen und haben müssen, und ihm zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet sind.

6. Argumente, die der Einladung folgen. B. 3. u. f. f. a. Es ist ein großes Unrecht, das angebotene Heil zu verachten, denn es bringt der Seele ewiges Verderben, während hier Leben angeboten wird. b. Es ist eine große Thorheit, durch Werke des Gesetzes das zu suchen, was damit unmöglich, durch den Glauben aber leicht erreicht werden kann und hier frei angeboten wird. c. Es ist ein großer Gewinn, wenn man es annimmt, denn es versichert den Bund der gewissen Gnaden Davids, d. h. man wird glücklich in seinem Wohlgefallen, ewig so in Dauer, und gewiß so, weil er es halten kann und thut.

7. Wer ist Herr und Meister dieser Güter? B. 4–6. Jesus Christus der lebendige Gott. Nun kommt die Stunde, wovon Joh. 12, 22. 23. spricht.

Ferner folgt jetzt eine Beschreibung der Genüsse, die zubereitet sind:

1. Vergebung der Sünden auf Evangeliums-Bedingungen. „Suchet“ d. h. betet, forschet und ruft. Jetzt ist Gott nahe, wer will, kann ihn finden.

2. Gottes Gnadengegenwart. Er erbarmt sich, denn bei ihm ist viel Vergebung. Betrachte seine Macht, die er ausübt im Reich seiner Schöpfung. So wie die Natur und ihre Erscheinungen sind, die alle ihre richtigen Folgen haben, so soll auch sein Wort sein in seinen Kindern. B. 10, 11.

3. Dieses Alles sich offenbaren. Israels Erlösung aus der Gefangenschaft soll als ein ewiges Bild unserer Erlösung stehen. a. Die Gnade des Evangeliums soll aus der Gefangenschaft der Sünde befreien. „Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei.“ b. Sie wird den, der sie besitzt, mit Freude erfüllen. Ein melancholischer Christ ist ein sonderbares Kind Gottes, das ist das Wenigste gesagt. c. Sie wird den Charakter verändern und den Menschen zur neuen Schöpfung machen.

**Praktische Anwendungen.** — B. 1. 2. Der natürliche Mensch ist hungrig und durstig, seine Seele sucht und verlangt nach Etwas, das Befriedigung geben kann. Welt und weltliche Anerbietungen vermögen das Bedürfnis der Seele nicht zu stillen. Jesus Christus ist die Heilsfülle und vermag alle Bedürfnisse zu befriedigen. Christi Einladung ist unbeschränkt, ganz frei! Das Evangelium bietet von allem Guten das Beste; die besten Freuden, die besten Güter und die beste Hoffnung.

B. 3. Die Menschen werden nicht gerettet, weil sie nicht nachdenken und nicht gehorchen.

B. 4. Wir müssen einen Führer und Rathgeber haben in geistlichen Dingen, dafür hat Gott ihn gesalbt und gesandt.

B. 6. Die beste Zeit den Herrn zu finden ist „jetzt.“ Es gibt eine Zeit, da es zu spät sein wird.

B. 7–9. Gottes Wege sind verschieden von den menschlichen Wegen, aber seine Wege führen zum Leben; darum muß eben der Mensch seine eigene Wege verlassen, wenn er Gott nachfolgen will.

B. 11. Der Triumph der Gnade des Evangeliums.

**Kindertafel.** — Der Lehrer halte das Bild vom Wasser fest: Wie köstlich ist dem Durstigen ein erquickender Trunk Wasser. An manchen Orten, wo das Wasser rar ist, muß man es mit Geld bezahlen, und dann ist es noch schlecht dabei. Welche große Gottesgabe ist darum gutes Quellwasser. Aehn-



lich, nur in noch höherem Sinne, ist die köstliche Gnade Gottes eine „unaussprechliche“ Gabe. Wie erquicket dieses Lebenswasser den Durstigen (Seilsuchenden); sie reinigt sein Herz von der Sünde und macht ihn fruchtbar zu allen guten Werken. Manche wollen diese Gnade verdienen, oder auf andere Weise kaufen, aber das ist umsonst. Alles, was uns beglücken kann, will Gott uns frei und umsonst mittheilen, so wir es gläubig begehren.

**Illustrationen.**—Auf dem Schlachtfeld zu Bagram lag ein verwundeter Major fast am verschmachten vor Durst. Er jammerte um einen Tropfen Wassers. Ein ebenfalls verwundeter Diener hörte den Nothschrei und kroch auf Händen und Füßen zu einem benachbarten Wasserspüß, brachte dem Major Erquickung und rettete somit dessen Leben.

Jesús ist der Fels des Heils. Aus ihm sprudelt das Wasser des Lebens, wie einst dort in der Wüste das Wasser aus dem Felsen quoll und die durstigen Israeliten trankte. Wer diesen geistlichen Felsen im Glauben schlägt (wer gläubig betet), dem wird der Heilsquell labend, belebend und reinigend entgegenströmen.

**Ohne Geld und ohne Preis.** Vor dem Gewächshause eines Königs stand an einem Wintertage eine arme Wittve, und sah, wie schöne Trauben sich zum Fenster neigten. „O könnte ich eine davon meinem kranken Kinde bringen!“ seufzte sie. Sie ging heim und arbeitete Tag und Nacht, bis sie einen Thaler verdient hatte, und mit diesem ging sie zum Gärtner und bat ihn um eine Traube. Dieser aber befahl ihr, sich fort zu machen. Eine Tochter des Königs hörte dies und erkundigte sich bei der Wittve nach deren Verhältnissen. Dann sagte sie: „Meine liebe Frau, Sie waren im Irthum. Mein Vater ist ein König und kein Kaufmann. Es ist nicht seine Sache zu verkaufen, sondern zu verschenken.“ Und mit diesen

Worten brach sie von den schönsten Trauben ab und gab sie der Wittve.—Christus ist ein König. Auch seine Sache ist nicht zu verkaufen, sondern zu geben.



**Erklärung der Wandtafel.**—Hier ist in der Mitte, über dem Wort Christus, ein Springbrunnen. Das soll Christus als den Brunnen des lebendigen Wassers vorstellen. Die angeführten Bibelsprüche lasse der Suht. auffuchen und benütze sie. Dieses Wasser des Lebens fließt für Alle: „Wer will!“ kann es haben. Wer nun will, der kann kommen; aber kommen muß auch Jeder, wenn er die Gnadengüter theilhaftig werden will. Dieses deutet die Schrift rechts von dem Springbrunnen. Also: Das Wasser des Lebens ist Christus. Wer will, der komme. Wer gläubig kommt, kann kaufen ohne Geld Wein und Milch, und also die Heilsgüter genießen.

## Das Reich Christi.

### 7. Section: Micha 4, 1—8. — Sonntag den 18. Mai 1879.

1. In (1) den letzten Tagen aber wird der Berg, darauf des Herrn Haus steht, gewiß sein höher (2) denn alle Berge, und über die Hügel erhaben sein.

2. Und (3) die Völker werden herzu laufen, und viele Heiden werden gehen und sagen: Kommt, laßt uns hinauf zum Berge des Herrn gehen und zum Hause des Gottes Jakobs, daß (4) er uns lehre seine Wege, und wir auf seiner Straße wandeln; denn aus Zion wird das Gesetz ausgehen, und des Herrn Wort (5) aus Jerusalem.

3. Er wird unter großen Völkern richten, und viele Heiden strafen, in fernen Ländern. Sie (6) werden ihre Schwerdter zu Pflugscharen, und ihre Spieße zu Sichel machen. Es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben, und werden nicht mehr kriegen lernen. (7)

4. Ein Jeglicher (8) wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen ohne Scheu; denn der Mund des Herrn Bebooth hat es geredet.

5. Denn ein jeglich (9) Volk wird wandeln im Namen seines Gottes; aber wir (10) werden wandeln im Namen des Herrn, unseres Gottes; immer und ewiglich.

6. Zur selbigen Zeit, spricht der Herr, will ich die Lahme versammeln (11) und die Verstoßene zu Hause (12) bringen, und die ich geplaget habe.

7. Und will die Lahme machen, daß sie Erben haben soll; und die Verstoßene zum großen Volk machen; und der Herr (13) wird König über sie sein auf dem Berge Zion, von nun an bis in Ewigkeit.

8. Und die Thurm (14) Eber, eine Feste der Tochter Zion, es wird keine goldene Rose kommen, (15) die vorige Herrschaft, das Königreich der Tochter Jerusalem.

### Parallelen.

(1) Jes. 2, 2. ff.; Hes. 17, 22—24. (2) Ps. 72, 16. (3) Jes. 60, 3. 5. (4) Jos. 6, 3. (5) Luth. 24, 47. (6) Jes. 2, 4. (7) Ps. 72, 7. (8) 1. Kön. 4, 25.; Sach. 3, 10. (9) Jer. 2, 11. (10) Sach. 10, 12.; Col. 2, 6. (11)

Jes. 34, 13—17.; Ps. 88, 17.; Ebr. 12, 12. 13. (12) Ps. 147, 2. (13) Jes. 9, 6. 7.; Esab. 2, 21.; Luth. 1, 33.; Dffb. 11, 15. (14) Ps. 48, 12. 13. (15) Jes. 1, 26.; Dffb. 22, 6.

**Haupttext:** Kommt, laßt uns hinauf zum Berge des Herrn gehen und zum Hause des Gottes Jakobs.

Micha 4, 2.

### I.

Der Prophet Micha hat geweissaget etwa von 758—698 v. Chr.; ein Zeitraum von 59 Jahren; zur Zeit der Könige Sotban, Abas und Siskias. Die in dieser Section enthaltene Weissagung fällt etwa zwischen 727—722 v. Chr., in die erste Zeit des Königs Siskia. Als Beweis dafür gilt Jer. 26, 18, welcher wohl hundert Jahre später Micha 3, 12 anführt und die Zeit seines Wirkens angibt. Der Ort der Weissagung wird im 1. Capitel angeführt: Maresa, eine Stadt im Südwestlichen Juda, in der Nähe von Gath an den Grenzen des Landes der Philister. Mit Micha lebten und weissagten Hosea und Nahum in Israel und Sefaias in Juda, welcher vor und nach ihm als Prophet wirkte.

Der Name „Micha“ ist abgekürzt von Michaia und bedeutet: „Wer ist wie Jehova?“ Die Abkürzung geschah wahrscheinlich, um ihn zu unterscheiden von dem anderen Propheten gleichen Namens, der etwa 150 Jahre früher, zur Zeit Abas's, lebte. Ueber die Umstände und Verhältnisse seines Lebens ist nicht viel bekannt; es scheint, er lebte in seiner Vaterstadt und

machte von Zeit zu Zeit Besuche nach der Hauptstadt, wo er dann seine Offenbarungen verkündigte.

Micha hat treulich gewacht über sein Volk und hat nie geschont; er zeigte immer wieder und machte dem Volke klar, daß alle Heimtuchungen und Plagen die natürlichen Folgen ihrer Sünden und Laster waren, zeigte auch hin und wieder deutlich, daß die Wiederaufbauung des auserwählten Volkes nur ein Bild vom kommenden Reich des Messias sei. Was er vom zeitlichen Königreich zu sagen hatte, ist immer innigst verbunden mit dem kommenden Reich, welches nicht von dieser Welt ist.

### II.

**B. 1. In den letzten Tagen** — zur Zeit des Messias. Der Berg, darauf das Haus des Herrn steht — der Berg Zion, die Kirche des Neuen Bundes, Reich Christi. **B. 2. Aus Zion** — in der Kirche des Neuen Testaments wird die Ordnung des Heils verkündigt. Aus Jerusalem — das Evangelium wird zuerst gepredigt zu Jerusalem, und wie ein heiliger Strom durch alle



Landes sich ergießen. B. 3. Ihre Schwerter zu Pflugscharen. — die Waffen und Kriegswerkzeuge, welche gegen andere Völker und das Reich Gottes aufgehoben waren, werden in Geräthschaften des Friedens umgewandelt, denn es wird ein Reich des Friedens sein. B. 4. Unter seinem Weirist. — Sie werden sich eines ungestörten Friedens und edler Freiheit erfreuen. B. 5. Im Namen seines Gottes — die Völker der Heiden wandeln im Namen ihrer Götzen; aber die Christen im Namen Jehova's und unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi. B. 6. 7. La hme — Verstoßene — die ganz herabgefallene, elend zugerichtete Tochter Zion, die keine Kraft hat, aus eigenem Vermögen zum Herrn zu kommen, die durch ihre Sünde lahm ist, und in Folge ihrer Missethat verstoßen ist, die will der Herr wiederbringen in Christo (S. Micha 2, 12. 13.) und sie zum großen Volk machen. Auf dem Berge Zion — durch zweierlei soll der Berg Zion verherrlicht werden: Dadurch, daß der Herr auf ihm sich so glänzend offenbart, daß alle Völker zu ihm strömen (man denke ans erste Pfingstfest), und daß der Herr auf ihm über Israel regiert. (Caspari.) B. 8. Du Thurm Eder — d. h. Heidenthurm. Ein besetzter Thurm zum Schutze der Hirten gegen Angriffe oder wilde Thiere, wird zwischen Bethleem und Bethel in der Geschichte Jakobs (1. Mos. 35, 16 ff.) erwähnt; dort schlug er nach dem Tode der Rachel sein Bett auf. Daß Micha diesen meine ist sehr ungewiß; wahrscheinlicher ist, daß er den Hauptthurm der Königsburg auf Zion (Sohelied 4, 4.) erst mit diesem Namen belegt habe im Andenken an jenen aus der Geschichte der Erzväter berühmten Thurm bei Bethleem, weil David vom Hirten der Schafe zum Hirten des Volkes Israels, der Heerde Jehova's (Jer. 13, 17), berufen worden war. Diese Benennung lag dem Propheten sehr nahe, da er nicht nur in Cap. 5, 3 den Messias als Hirten, sondern auch in Cap. 7, 14 Israel als Schafe des Erbtheils Jehova's darstellt; hier nun will er sagen: aus der erhabensten und herrlichsten Höhe Zions wird der König aus Davids Geschlecht, der Messias, seine Herrschaft führen. Deine goldene Rose — heißt eigentlich dein Schmuck. Seit Papst Urban V. (1366) wird am Sonntag Vätare zu Rom eine goldene, mit Diamanten besetzte Rose geweiht und dann an besonders begünstigte fürstliche Personen als Orden verschent. So z. B. 1519 an den Kurfürsten Friedrich den Weisen, um ihn gegen Luther zu gewinnen, der nun Gelegenheit nahm, bei seiner Bibelübersetzung auf die rechte, goldene Rose hinzuweisen. Hier ist damit gemeint, die Gottesherrschaft unter Davids Haus, welche den Schmuck und das Kleinod des Volkes der Verheißung bildete.

### III.

Im vorherigen Capitel haben wir ein sehr trauriges Bild vom zerfallenen Zustande Zions; der Name des Herrn scheint vergeffen zu sein und der heilige Berg Gottes eine Wüste. „Aber,“ welch ein köstliches aber! Israels Heimsuchung um seiner Sünden willen hat den Heiden zum Heil gereicht. Micha gibt uns im Text ein Bild der kommenden Kirche, des messianischen Reiches:

1. Nachdem das Reich Juda, die jüdische Kirche, zerstört ist, dann wird Gott ein neues Reich, eine neue Kirche, gründen auf Erden. Unter einem neuen Freibrief, unter einer neuen Dispensation, wird Gottes Volk auf eine neue und geistliche Weise gegründet werden und höher stehen denn alle anderen Berge und Hügel. Dieses neue Haus Gottes wird dann ein Sammelplatz für sein Volk sein. Eine neue Kirche, zu welcher der Herr auch die Heiden hinzulassen wird.

2. Diese Kirche soll wohl gegründet sein. Christus bauet sie auf einen Felsen, den die Feinde nicht untergraben können; selbst die Pfoten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.

3. Sie soll bekannt und gerühmt werden. Matth. 5, 14 wird an ihr in Erfüllung gehen, denn sie wird eine Stadt auf einem Berge sein. Die Herrlichkeit dieses zweiten Hauses wird größer sein, als die Herrlichkeit des ersten war. Hag. 2, 9; 2. Chr. 3, 7. 8.

4. Sie soll den Menschen zum Segen gereichen. B. 2. Das Volk soll herzufließen, denn Einer wird den Andern einladen, mitzugehen. Andreas brachte Petrus, Philippus brachte Nathanael u. s. w., so werden Menschen einander einladen, zu Jesu zu kommen: a) um belehrt zu werden und b) um in seinen Wegen zu wandeln.

5. Um dieses zu Stande zu bringen, wird ein ein neues Gesetz geoffenbart werden, und mit diesem neuen Gesetz wird überzeugende Kraft kommen. Das Evangelium ist dieses neue Gesetz, und der Geist desselben überzeugt die Menschen, und wenn sie ihm Folge leisten, dann werden auch sogleich die Früchte sich offenbaren, nemlich: Friede und Liebe. a) Keiner wird streitsüchtig sein; b) Alle werden sicher sein, denn der Herr, ihr Gott, wird mit ihnen sein. c) Niemand wird sich scheuen, Gott zu dienen, denn sein Feind wird sie zu tödnen wagen.

6. Vers 5. Diese Kirche wird beständig sein in der Erfüllung ihrer Pflichten. Sie wird guten Gebrauch machen von den angebotenen Gnadenmitteln. a) Man wird Gott anhängen und ihm dienen mit allem Fleiß. b) Man wird in seinem Namen und in seinem Gesetze wandeln immer und ewiglich. Er wird ihr Gott, sie aber sein Volk sein.

7. Vers 6—8. Die Kirche soll erstarken und gegründet werden. a) Sie war sehr schwach, lahm und hülflos in der letzten Zeit des alten Testaments, die Sünde war Schuld daran, aber es soll anders werden. b) Ihre Krankheit soll geheilt werden. Christus wird selbst kommen und wird sammeln, stärken und heilen. Aus den Heiden wird er bringen, was sich bringen läßt und mit Salbe aus Gilead wird er sie heilen. Und diese Kirche wird das Reich sein, Jesus aber der regierende König und Fürst von Ewigkeit zu Ewigkeit.

**Praktische Nutzenwendungen.** 1. Warum sollte ein Christ zweifeln, da ihm doch Gott Erfolg, Hülfe und Trost zusagt? Wir sollten umso mehr Fleiß anwenden, damit wir die Verheißung nicht veräumen.

2. Christus lodd, ruft und zieht, aber er zwingt Niemand. Sein ganzes Heer besteht aus lauter Freiwilligen. Des Christen Selbennuth ist Liebe; die Kraft des Kreuzes zieht ihn an.

3. Auch wir können mithelfen am Aufbau des Reiches Gottes, selbst kommen und Andere einladen.

4. Wie lernt man Gottes Wege kennen? Wandle darauf.

5. Die Frucht des Evangeliums ist Friede, Liebe und Freude.

6. Der Mensch ist wie sein Gott, den er verehrt, darum heißt es auch, daß die Christen göttlicher Natur theilhaftig werden; und: wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.

**Kleinkinderklasse.** Es ist immerhin etwas schwierig, den Kleinen den Inhalt von Lektionen, wie diese, beizubringen. Es ist da rathsam, mehr den Zusammenhang der Gesamtgeschichte ins Auge zu fassen. Der Prophet sah den traurigen Zustand der jüdischen Kirche, aber im Geiste auch den herrlichen Stand der Kirche Christi. Zu Jerusalem wird dann das Heil verkündigt B. 2. Einer wird den Andern einladen zum Herrn zu gehen B. 2; im Reiche Christi ist Friede und Sicherheit, B. 3. Der Herr wird König sein zu Zion, B. 8. Alle diese Punkte können einfach, interessant und nützlich besprochen und illustriert werden.



**Erklärung der Wandtafel.** Das Reich Christi. Da sind verschiedene Berge, aber der Berg, worauf das Haus des Herrn steht, Zion, ist der höchste. Ueber diesem Berge und Hause kränzt die Krone herab, welches das königliche Regiment Christi vorstellen soll. Christus der König, die Kirche sein Reich. Die Eichel und der Pflug sind die Sinnbilder des Friedens nach B. 3. Unten dann sind die Eigenschaften des



Reiches Christi: Friede, Freude, Freiheit. In diesen Eigenschaften werden die Bürger dieses Reiches leben.

**Illustrationen.** Das Königreich Davids, welches dieser Weissagung als Grundbild dient, ist auch eine treffliche Illustration für diese Section.

B. 3. Wie viele in dem deutsch-französischen Kriege eroberten Kanonen sind durch die Freigebigkeit des deutschen Kaisers in Kirchenglocken umgegossen worden. Anstatt im Kriege die Leute zu schrecken, laden sie nun am Sonntag die friedlichen Einwohner zum Hause des Herrn, um dem König des Friedens zu dienen und zu danken.

## Verheißung des heiligen Geistes.

### 8. Section: Joel 3, 1–5. — Sonntag den 25. Mai 1879.

1. Und nach diesem will ich meinen Geist (1) ausgießen über alles Fleisch, und eure Söhne und (2) Töchter sollen weisagen; eure Knechte sollen Träume haben, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen.

2. Auch will ich zur selbigen Zeit heilbes, über Knechte (3) und Mägde meinen Geist ausgießen;

3. Und will Wunderzeichen (4) geben im Himmel und auf Erden, nemlich Blut, Feuer und Rauchdampf.

4. Die Sonne soll in Finsterniß, und der Mond in Blut verwandelt werden, ehe denn der große und schreckliche Tag des Herrn kommt.

5. Und soll geschehen, (5) wer den Namen des Herrn anrufen wird, der soll errettet werden. Denn auf dem Berge Zion und zu Jerusalem wird eine Errettung sein, wie der Herr verheißet hat; auch bei den andern Lebenden, die der (6) Herr berufen wird.

#### Parallelen.

Anmerkung: In manchen Bibeln bildet unsere Section die 5 letzten Verse des zweiten, in andern die 5 ersten Verse des dritten Capitels. Der Unterschied hat weiter keine Bedeutung.

(1) Jes. 44, 3.; Hes. 39, 29.; Apstg. 2, 18–21.; Apstg. 10, 44.; Tit. 3, 6.; Joh. 7, 29. (2) Apstg. 21, 9. (3) 1. Cor. 12, 13. (4) Matth. 24, 29. (5) Röm. 10, 11–13. (6) Röm. 11, 6, 7.

**Haupttext:** Sondern ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen, welcher auf euch kommen wird. — Apstg. 1, 8.

#### I.

Der Prophet Joel lebte und weisagte zur Zeit des Königs Joas. Es herrscht jedoch Meinungsverschiedenheit unter den Geschichtschreibern, einige behaupten er habe geweissagt 810–800 v. Chr., während andere ihn 50 Jahre früher berichten. Mit Joel wirkten zur nemlichen Zeit, Hosea in Israel, Amos in Juda und vielleicht auch noch Jonas in seinen letzten Jahren. Benbadad III. war König zu Damaskus; Karthago war vielleicht seit 60 Jahren gegründet, und die griechische Geschichte hatte ihren Anfang genommen.

Der Name Joel bedeutet: „Johova ist Gott,“ oder „der Mann, welcher Jehova als seinen Gott hat.“ Es werden noch andere genannt, welche den Namen Joel trugen; aber der Prophet darf mit keinem identifiziert werden; sein Vater hieß Bethuel. Er war geboren im südlichen Theil des Reiches Juda, wo er auch sein Leben zubrachte. Joel war wohl der erste Prophet des Königreichs Juda, Jesaias führt eine Stelle aus Joel an, 13, 6, welches andeutet, daß Letzterer ihm folgte. Joel redet von der schrecklichen Armee des Nordens, die über Juda hereinbricht; ein Heer von Heuschrecken, dem nicht zu widerstehen ist, und erkennt in der Verheerung, die dieses Heer anrichtet, einen Aufruf zu wahrer Buße und Befehrung; dann blickt er in die Zukunft und sieht den Kampf der Prüfung, den Jerusalem zu bestehen hat, aber dieser Kampf soll nicht kommen bis Gott seinen Geist auf seine Diener ausgegossen hat. Petrus sieht die Erfüllung dieser Rede an jenem Pfingstfeste und erklärt, daß ein Tag am kommen ist, den Niemand glücklich überleben kann, es sei denn dieser Geist mit ihm.

#### II.

B. 1. Nach diesem—nemlich nach dem Cap. 2, 19–27, verheißenen geringeren leiblichen Segen, will ich, wenn die Zeit erfüllt und jener höchste Lehrtr zu Gerechtigkeit (Cap. 2, 23.) gekommen ist, meinen Geist auf die Menschheit ausgießen. **Weissagen**—mein Lob in begeistelter Weise verkündigen. **Träume, Gesichte**—es sind natürlich bedeutsame Träume, wirkliche Gesichte gemeint, worin Dinge der unsichtbaren Welt geschaut oder gehört werden, die oft auch zur Leitung im äußeren Leben dienen. Daß übrigens den Söhnen und Töchtern das Weissagen, den Greisen und Jünglingen Träume und Gesichte verheißet sind, muß man nicht so verstehen, als ob Jenen bloß das Eine und diesen das Andere zukommen werde; sondern es soll nur gesagt sein, wie keine Geistesgabe fehlen und jedes Geschlecht und Alter sie haben werde. B. 2. **Knechte und Mägde**—durch die Geistesbegabung wird der Unterschied an Einsicht und Erkenntniß, welcher zwischen höheren und niederen Ständen stattfindet, für das geistliche Gebiet ausgeglichen. B. 3. 4. **Wunderzeichen** u. s. — Vorzeichen des Gerichtstages. Auf Erden Blutvergießen,

Krieg, Rauchsäulen brennender Städte. Am Himmel außerordentliche Verfinsterungen, wie einst über Egypten. B. 5. Wird eine Errettung sein—wie Obadja, B. 17, verheißt; wer sich nemlich zu dem Könige zu Zion im Glauben wendet, er sei Jude oder Heide, der wird errettet werden vor dem schrecklichen Gericht, welches die Sünder treffen und die Widerwärtigen verzehren wird.

#### III.

Korn, Del und Wein wurden in den vorhergehenden Versen verheißten und dieses war auch gut für das heimge suchte Land; aber hier lernen wir, daß noch größere Gaben zu erwarten sind, und Niemand soll sich mit zeitlichen Dingen begnügen lassen. Gott hat geistliche Gaben aufbewahrt für seine Kinder, die er zu seiner Zeit austheilen will. Hier wird uns gesagt:

1. B. 1. 2. Wie das Reich der Gnade eingeführt werden soll. Wir sind nicht im Unklaren, was gemeint ist in dieser Verheißung, denn Petrus hat uns eine deutliche Erklärung und praktische Anwen dung davon gegeben an jenem herrlichen Pfingstfeste; dort ging diese Weissagung in Erfüllung. a. Der hier verheißene Segen ist die Ausgießung des heiligen Geistes; d. h. alle Gnadengaben und Wohlthaten, die dem heiligen Geiste zugeschrieben werden. In dem Alten Bunde kam der heilige Geist schon auf Propheten und andere fromme Männer, hier aber ist eine Verheißung, die auf allgemeine Ströme und Ausgüsse des Geistes deutet. b. Die Zeit, welche bestimmt wurde. Petrus erklärt sie als die letzten Tage, d. h. die Tage des Messias, durch welchen die Welt die letzte Offenbarung seiner Gnade und Liebe erhalten sollte. In den letzten Tagen der jüdischen Kirche; kurz vor ihrer gänzlichen Auflösung. c. Der Umfang oder die Tragweite der Verheißung: „Ueber alles Fleisch.“ Nicht die Juden allein, sondern auch die Heiden, denn es soll im neuen Reich kein Ansehen der Person stattfinden; Röm 10, 11. 12. Dieses war hart zu verstehen für die Juden, Petrus selbst konnte es nicht begreifen, bis er es thatsächlich erfüllt sah im Hause des Cornelius. Apstg. 10, 44. 45. So kommt der heilige Geist über Alle, deren Herzen nun gewaschen werden und erneuert in der Wiedergeburt. Der verheißene Segen soll nun Allen zu Theil werden; (1) ohne Unterschied des Geschlechts, (2) ohne Rücksicht auf Stand, Eltern und Kinder; (3) ohne Rücksicht auf Verhältnisse: Knechte und Mägde. In Christo Jesu ist weder Sklave noch Freier, sie sind alle Kinder Gottes. d. Die Folgen: Sie werden weisagen. Dieser edlen Gabe habe wir die heilige Schrift zu verdanken, denn dieser Geist ist es, der die Schreiber inspirirte.

2. Die Folgen der Einführung. B. 30. 31. So tröstlich diese Segnung auch ist für die Gläubigen, gerade so drohend

ist sie dem sichern Sünder; er zittere! Denn siehe, des Herrn Tag ist am Kommen. Wunder und Zeichen im Himmel und auf der Erde werden der gänzlichen Auflösung vorgehen. Diesenigen, die den heiligen Geist empfangen haben, werden diese Dinge erkennen und erklären, das ist weissagen. Sie sind die Zeugen, die von des Herrn Tag reden und Zeugnis geben. Der heilige Geist erleuchtet die Kinder Gottes und führt sie.

3. Die Sicherheit und das Glück der wahren Gläubigen. A. 32. a. Es ist eine Erlösung gegründet durch das Evangelium des Friedens; dem Frommen ist eine Zufluchtsstätte und ein Rettungsweg gegründet. Dies Luc. 1, 71–74. Das ist des Gläubigen Trost, und wenn der Sünder Rettung will, muß er sie in diesem Heil suchen. (b) Des Herrn Name wird allen Menschen zugänglich sein, und in demselben findet der Gläubige seinen Trost. Es sind nur Wenige gegen die Zahl der Ungläubigen; aber um dieser willen hat der Herr es gethan. Wer sind sie? (1) Alle, die den Namen des Herrn aufrichtig anrufen. (2) Alle, die dem Rufe Gottes Gehör schenken; von der Sünde zu Gott—von sich selbst zu Christo sollen sie bekehrt werden.

**Praktische Anwenbung.**—1. Gott gibt mit jeder Drohung auch eine Verheißung, damit der Demüthige und Aufrichtige sicher ist. Gott zieht durch die Hoffnung, sowohl als durch die Furcht, die Menschen.

2. Gott rettet Alle, die zu ihm kommen, und seinen Kindern gibt er die allerherrlichsten Segnungen und Gnabengaben.

3. Das größte Bedürfnis der Welt ist die beste Gabe Gottes, nemlich: Der heilige Geist.

4. Der Mensch hat keine Entschuldigung, wenn er nicht gerettet wird, denn Gott läßt es nicht am Rufen fehlen.

5. Der heilige Geist erhebt auch den Ärmsten und Niedrigsten in den Adelstand der Kindchaft Gottes.

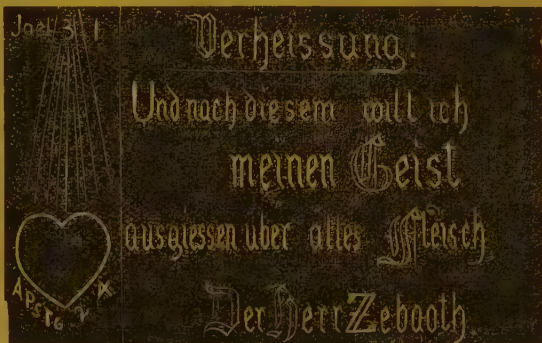
6. Es ist nur ein Weg zur Seligkeit, nemlich: Die Nachfolge Jesu im Anrufen des Herrn, welcher ist Christus unser Erretter.

**Kinderklassen.**—Man schildere in Erzählungsform auf faßliche Weise, die Umstände in welchen sich Joel, Israel und die Kirche zu jener Zeit befand. Dann schildere man als Gegenatz die Herrlichkeit der Kirche des Neuen Bundes und den Segen der Ausgießung des h. Geistes. Wie froh mußten deshalb fromme Leute, wie Joel u. A. zu jener Zeit sein, als der h. Geist verheissen wurde. Nun ist der h. Geist gekommen (Pfingsten). Alle—auch die Kinder—können den heiligen Geist empfangen, wenn sie den lieben Gott gläubig darum bitten.

**Illustrationen.** Die Fülle des Geistes. Je mehr ein Christ aus der Fülle des Geistes empfangen hat, desto

mehr beglückt ihn jeder neue Ausguss desselben. Das Haibe-kraut, welches auf über Höhe wächst, bedarf vor allen des Regens, aber es bleibt grau und dürr beim stärksten Regenguss; während die Wasserlilie, und wenn sie selbst im Wasser wurzelt, gleichsam mit ihren grünen Blättern klappt, wenn die belebenden Tropfen auf sie hernieder fallen.

**Träume.** Daß Gott manchen seiner Kinder gewisse Dinge durch Träume offenbart, ist ohne Zweifel. Daß aber manche Leute auch Träume mißdeuten, ist ebenso sicher. Der bekannte Romland Hill sagte zu einer Frau, welche behauptete, sie sei bekehrt, weil sie es geträumt habe: „Daß Ihr süße Träume hattet, während Ihr schliefet, war sehr schön, doch ich will erst sehen, wie Ihr handelt, wenn Ihr wach seid, ehe ich an Eure Bekehrung glaube.“



**Erklärung der Wandtafel.** Diese Section ist in der Form einer Note ausgeführt. Gott ist uns freilich nichts schuldig deshalb, daß er etwas von uns erhalten hätte; aber er hat uns seinen Geist verheissen. Weil er's nun versprochen hat, so haben wir sein Wort (seine Note) dafür; er muß sein Wort halten und gewiß, er wird es halten. Diese Idee wird der Superintendent leicht fassen und anzuwenden wissen. Als Bignette auf der Note ist ein Herz, welches von oben von den Strahlen des Geistes beschienen wird. Oben ist durch einen Bibelspruch die Verheißung, unten die Erfüllung der Verheißung angedeutet.

☞ Eine Section über die „Erfüllung der Verheißung des h. Geistes“ wird als Pfingstlection im nächsten Heft des Magazins erscheinen.

## Hinterstübchen.

### Mailied.

Der Lenz mit frischem Odem bringt  
Ein neues Glück herauf,  
Am winterlichen Kloster springt  
Die Pforte rauschend auf;  
Wo manche Knospe still und fromm  
In bangen Träumen schlief,  
Erschienen des Frühlings Festwillkomm,  
Der rasch ins Freie rief.

O Menschenberg, du Maientind,  
O, lächle klar und frei!  
Ein blüthenreiches Angebind  
Besichert dir stets der Mai,—  
Ein Bild der besten Frömmigkeit,  
Die heiter Gott vertraut,  
Und in den ernsten Gang der Zeit  
Mit frohem Auge schaut.

**Kleinglaube.**—Pastor Funke sagt: Wahrlich, wir sollten nicht so viel eifern gegen den Unglauben der bekennungslosen Leute, sondern lieber gegen uns selbst, die wir das Bekenntnis des Glaubens haben und uns, wenns einmal gilt, dann

doch so oft als eitel Ungläubige aufführen und betreffen lassen! Jene sagen: Es ist kein persönlicher Gott,—kein Gott, der Gebete erhört, kein Gott, der Wunder thut, kein Gott, der alle unsere Wege und Führungen regiert; wir bekennen von dem Allen exact das Gegentheil; wir rühmen uns, daß wir sein Vaterherz gefunden haben, daß er uns berufen und erlöst hat zu seinen lieben Kindern und Erben, und uns durch seine Liebe und seinen Geist erfüllen, erziehen und zubereiten will, und wenn das Brod auf die Reize geht, oder wenn der Teufel droht, oder wenn der Onkel ein schiefes Gesicht macht, oder wenn der Arzt den Kopf schüttelt, oder wenn unser Lebtgebornes ein Bißchen heiser ist, so—stehen wir oft eben so bänglich, muthlos, sorgenvoll da, wie so ein Doctor Carl Vogt und seine Parteigenossen, die für den Menschen keinen höheren Trost haben, als daß er schließlich einen ganz excellenten—Dinger abgeben werde.

**Ein drolliger Kauz.**—Derselbe Pastor Funke erzählt: Ich besuchte einst auf dem Johannisberg bei Elberfeld einen Handwerker, der mir seinen Sohn in den Unterricht geschickt hatte. Der Mann war ein Weber, ich kannte ihn aber noch nicht. Wie ich hinein kam, reichte ich ihm die Hand und fragte, wie es ihm gehe. Antwort: „Du machst es frohlich, was da webet, beides des Morgens und des



Abends" (Ps. 65, 9.). Ich: Das Wort „weben“ bezeichnet aber in der Pflanzsprache nicht Ihr Handwerk, sondern so viel wie „leben“. Er: Davon verstehen die Theologen nichts, mir hat es der Geist so geoffenbart. Ich: Es wundert mich, daß Ihnen der Geist nicht bezeugt, daß Sie jetzt, wo ich Sie besuche, einmal die Arbeit abbrechen (er webte nemlich ruhig weiter) und mir einen Stuhl anbieten. Er: Es ist dem Menschen gut, wenn er gedemüthigt wird u. So fuhr er fort Schriftworte ganz verkehrt anzuführen, wie sie seinem Eigensinn zusagten. Gibt es doch überall solche sonderbare „Heiligen.“

**Mitleidige Damen.**—Man muß es den Damen unserer Tage nachrühmen, daß sie den „Langfingern“ gegenüber sehr artig und mitleidig sind. Nicht nur, daß sie ihnen an Hals und Fingern einen leicht zugänglichen Juwelierladen zeigen, sondern sie bringen auch ihre Taschen an so entlegenen Gegenden an, damit es doch ja den armen Taschendieben nicht allzuschwer wird, die Börse und andere wünschenswerthe Artikelchen zu stibitzen, nichts davon zu sagen, daß sie den emsigen Pflasterrettern häufige Gelegenheit bieten, auf dem „Nachgange“ der Damenkleider sich die Schuhe zu putzen. Frage: Hast du schon jemals einen Schleppdämpfer auf dem Lande in vollem Gange gesehen? Antwort: Ja. Neulich setzte ein Herr im Vorbeigehen mit seiner brennenden Cigarre die Schleppe einer auf der Straße dahineilenden Dame in Brand. War das nicht ein Schleppdämpfer in voller Thätigkeit?

**Gedächtniß eines Pferdes.**—Der bekannte General Vater, welcher in Diensten der Ostindischen Compagnie stand, war ein außerordentlich wohlbeleibter Mann. Während er nun in Madras stationirt war, kaufte er ein starkes Pferd, dem er die Last seines Körpers anvertrauen zu können glaubte. Allein das eigenfünne Thier mochte davon nichts wissen, und so oft der General sich anschickte, es zu besteigen, legte es sich platt auf den Boden. Man ließ nichts unversucht, dem Thiere diese Unart abzugewöhnen, allein umsonst; sobald der General aufsitzen wollte, wiederholte sich zum Ergötzen aller Umstehenden das komische Schauspiel. Schließlich sah unser Kriegsmann sich genöthigt, den störrischen Gaul einem jungen Offizier zu überlassen, welcher nach einer weit entfernten Station abzugehen hatte. Zwei Jahre nachher mußte General Vater zur Inspektion der an der Grenze stationirten Regimenter Madras verlassen. Nach indischer Landessitte reiste er in einem Palanquin (eine bedeckte Sänfte, welche von Menschen getragen wird). Am Morgen nach seiner Ankunft marschirten die Truppen aus. Da er aber kein Pferd mitgebracht hatte, so suchte man ein solches zu beschaffen, das seiner Leibesfülle gewachsen wäre. Endlich glaubte man ein passendes gefunden zu haben und führte es ihm gefattelt und gegäumt vor. Der General trat aus seinem Zelt und wollte aufsteigen; allein kaum war das stattliche Roß seiner anständig geworden, als es sich platt auf den Boden warf und sich weder durch Güte noch durch Hiebe zum Aufstehen bewegen ließ. Es hatte damit ein besseres Gedächtniß an den Tag gelegt, als sein ehemaliger Herr, der erst jetzt in ihm den widerspenstigen Gaul wieder erkannte, den er vor zwei Jahren dem Offizier gegeben hatte. Merkwürdiger Weise hatte das Thier inzwischen keinem anderen Reiter gegenüber sich so eigenfünig gezeigt. „Also ewige Feindschaft hast du mir geschworen,“ sagte der General lachend und ließ es seinem jetzigen Herrn wieder zuführen.

**Der Christliche Familien-Kalender für 1879.**—Der Leser wird wundern, was ich nun noch vom Kalender zu sagen habe, nachdem die Herren Scribenten denselben schon im vorigen Jahr aus dem F-F gerühmt haben. Nun, mich dünkt's, das war zu früh gelobt. Man sollte doch erst gewartet haben, bis seine Prophezeiungen in etwa in Erfüllung gegangen wären, und er sich als zuverlässig erprobt hätte, ehe man ein Urtheil fällt. Nachdem er nun ein Vierteljahr hinter sich hat, kann man einigermaßen urtheilen, wie zuverlässig der Bursche ist.

Da will ich am 22. März d. J. eine Reise nach R. machen; ich schaue daher Tags zuvor (den 21.) in den Kalender. Derselbe sagt: Den 21. e i l, und so war es auch; 22. und 23. S c h a u e r. Ich denke: was weiß der Kalender, was es morgen für Wetter gibt. Aber siehe da, am 22. und 23. schneit, regnet und schauert es dermaßen, daß ich ganz durch-

näßt nach Hause kam und denken mußte: der Kalender weiß doch Etwas. Die Leser brauchen daher nicht zu warten, bis die Henne oder der Hund Gras frisst, oder bis die Henne kräht, oder der Esel die Nase in die Höhe streckt und die Ohren schüttelt; sondern dürfen nur in den Kalender schauen, wenn sie wissen wollen, was für Wetter es gibt. Jedoch will ich hier nicht behaupten, daß unser Kalender so zuverlässig ist, als Nantes Barometer. Der Gedenksteiner K a n t e in Berlin hatte einen kleinen Stock in der Fensternische liegen; wollte er nun wissen, ob es draußen regnete, so hielt er den Stock zum Fenster hinaus und zog ihn nach einer Weile wieder herein; war derselbe naß, so sagte er zu seinem Collegen: „Dat regnet!“ blieb der Stock aber trocken, so bedeutete ihm dies „schoenes Wetter.“ Sein Colleague erwiderte: „Nante, denn bin ich doch ein Barometer! bin ich draußen um et regnet, denn bin ich naß; bleib' ich aber trocken, so ist's schoenes Wetter. Beeife, was ich duh, Nante? ich häng' mir an die Wand als Barometer uf!“ R.

**Wo liegt die Welt?**—In dem Dorfe S. an der schlesischen Grenze trieb der alte Lehrer Bucher noch den Unterricht auf eigne Faust, ohne von der hohen und allerhöchsten zuständigen Behörde bestätigt zu sein. Sobald aber das Conscriptorium Wind davon bekam, sandte es dem Bucher einen Untersuchungscommissär auf den Hals. Als derselbe in der Schule zu S. ankam, war gerade Geographielunde. Der Commissär meldet seine Mission und nimmt dann die Unterrichtszügel in seine Hand, um zu erfahren, was die Grenzdröfler von Geographie wissen. „Wo liegt S.“ fragt er. Antwort: „In Schlesien.“ „Wo liegt Schlesien?“ Antwort: „In Preußen.“ „Wo liegt Preußen?“ Antwort: „In Deutschland.“ „Wo liegt Deutschland?“ Antwort: „In Europa.“ „Wo liegt Europa?“ Antwort: „In der Welt.“ So weit, so gut. Aber wo liegt denn eigentlich die Welt, Herr Commissär?“ fragt nun Bucher. „Ja, das ist schwer zu sagen,“ entgegnet der Inspektor. Darauf wendet sich der Lehrer zur Schule und fragte: „Kinder, wo liegt denn die Welt?“ Schlagfertig hebt ein Knabe die Hand auf und antwortet: „Im Argen.“ Hierauf empfahl sich der Commissär und hat seitdem den Alten mit seiner Schule ungeschoren gelassen.

**Murich.**—Eine Dame hatte zwei Töchter, von denen die ältere, wenn auch durchaus nicht häßlich zu nennen, doch bedeutend gegen die jüngere in Schatten trat, welche den Namen einer Schönheit verdiente; ein Umstand, dem es zuzuschreiben, daß die Mutter diese entschieden bevorzugte, ihr ganz ihre Liebe zubandte, sie stets mit den zärtlichsten Namen anredete, während sie jene vernachlässigte. So bediente sie sich für die jüngere Tochter stets der Bezeichnung: „Mein liebes Herz!“ die ältere mußte sich mit ihrem einfachen Namen begnügen.

Eines Tages saß die Mutter, welche seit Kurzem von einer schweren Krankheit genesen war, in dem Wohnzimmer, als sie einen leichten Schritt auf der Treppe vernahm. Ihre Gedanken wandten sich augenblicklich dem Lieblinge zu: „Bist du es, mein liebes Herz?“ frug sie.

„Mein Mama,“ war die traurige, rührende Antwort, „dein liebes Herz ist es nicht; n u r i c h b i n' s.“

Bei diesen Worten fühlte die Mutter die Regungen des Gewissens und wandte von dieser Zeit an derjenigen, welche sich so demüthig, „n u r i c h“ nannte, ebensoviel Zärtlichkeit wie ihrem früheren alleinigen Lieblinge zu.

**Der gelbe Rod.**—Die „Pekiner Staatszeitung“ veröffentlicht ein Dekret des Kaisers Kwang-su, mittelst dessen dem chinesischen Bankier in Shanghai Wut-ti-tu-lu, der während des letzten Feldzuges gegen Kaichgar der kaiserlichen Regierung einige Millionen zu billigen (!) Zinsen vorgestreckt hat, der gelbe Rod aus besonderer kaiserlicher Huld verliehen wird. Dieses Kleidungsstück, das aus gelber Seide besteht und ungemein lange Ärmel hat, ist die älteste Dekoration, welche die Geschichte kennt, und die angesehenste Chinas, da sie nur in den außerordentlichsten Fällen verliehen wird. Auf der Vorderseite des Rodes befindet sich ein aus Gold und schwarzer Seide gestickter Drache, das Wappen des chinesischen Reiches. Von Europäern haben bis jetzt nur zwei diese Dekoration erhalten, und zwar der Afrikareisende und jetzige Statthalter des Sudan, Gordon, weil er während des Taipingaufstandes der chinesischen Regierung große Dienste geleistet hat, und dann



der französische Ingenieur Siguel, der das Kriegarsenal zu Ma-mot, im nördlichen China, gebaut hat.

**Benjamin Franklin**, der berühmte Mitbegründer der Vereinigten Staaten, spricht sich über den Reichtum in folgender Weise aus: Gar mancher Mann ist reich ohne Geld. Tausende von Menschen mit leeren Taschen sind einem Krösus vergleichbar. Ein Mensch mit einer guten Constitution ist reich; dessen Herz gut, dessen Glieder gesund, dessen Kopf befähigt, der ist reich. Gesunde Knochen sind besser als Gold, zähe Muskeln besser als Silber; Nerven, die Feuer sprühen und Energie auf jede Function übertragen, sind besser als Güter und Land. Besser ist als Landbesitz, den rechten Vater und die rechte Mutter zu haben. Gute Arten und schlechte Arten existiren unter Menschen so gut, wie unter Hunden und Pferden. Erziehung mag viel thun, schlechte Neigungen zu bewältigen oder gute zu entwickeln; es ist noch viel wichtiger, den richtigen Theil von Fähigkeiten ererbt zu haben, womit man anfängt. — Der Mensch ist reich, der ein gutes Temperament hat — der von Natur gut, geduldig, heiter und hoffnungsvoll ist.

**Ein zerstreuter Knabe.** — Und wenn auch der Banzelmeier nicht so gecheidet ist, wie ein Herr Professor in der Stadt, der von Weisheit trieft, aber einen gecheidten Jungen hat er, und das ist der Sepp, sein Jüngster, der freilich manchmal nicht ganz beisammen ist.

Sagt da neulich Abends der Banzelmeier, als sie von der Grundwiese und ihrem Ertrage reden: „Ja, wir hätten bei der letzten Heuernte auch mehr eingenommen, wenn nicht die Maulwürfe und Würmer so gehäuft hätten. Wenn man nur Etwas erfinden könnte, um das Viehzeug tief unter die Erde zu verweisen.“ „Vater,“ sagt der vor diesem sitzende gecheidte Sepp, „laß doch die Wiese pflastern.“

**Abgeblüht.** — Eine Gesellschaft von Städtern, welche sich auf dem Lande belustigten, traf beim Spazierengehen einen ziemlich großen Bauernjungen an, welcher Schafe hütete. Eine junge muntere Dame aus der Gesellschaft wollte sich mit diesem Jungen einen Spaß machen. Sie ging daher zu ihm und fragte ihn, ob er schon eine Frau habe.

Er antwortete: „Nein!“ „Desto besser,“ sagte sie, so will ich dich heirathen.“

Der Junge wies die Zähne, schüttelte den Kopf und sagte: „Na!“ Einer aus der Gesellschaft stellte ihm vor, wenn er das Fräulein nehme, so könne er eine schöne Frau, käme nach der Stadt und bekomme schöne Kleider und Gutes zu essen und zu trinken. Er lachte schallhaft und sagte: „It mag nich.“ Warum willst du mich aber nicht haben?“ fragte die Dame. „Ei,“ versetzte der Junge, „wenn ich Sie nähme, da krieg ich wohl mehr to Höden als mit meinen Schaapen!“

**Fremdkörper im Ohre.** — Unter diesem Titel bringt die letzte Nummer der „Berl. klin. Wochenschrift“ eine Mittheilung über eine merkwürdige Beobachtung und eine noch merkwürdigere Kur aus der Praxis eines Arztes, Dr. Kaaser aus Bisschöbe. Der Diensthoch eines Bauern kam zu dem letztgenannten Arzt, um ihn wegen starker Schmerzen im linken Ohre zu consultiren. Bei der Untersuchung zeigte sich, daß das Ohr ganz mit lebenden sich bewegenden Würmern vollgepfropft war, der Brut der gewöhnlichen dicken Brummfliege, welche im Schlafe wahrscheinlich in das Ohr hineingekrochen war und ihre Eier ins Ohr hineingelegt hatte. Die Menge dieser Sproßlinge wurde auf circa 700 geschätzt. Weber durch die Pincette, noch durch Auswaschung des Ohres und medikamentöse Einträufelungen gelang es, die Thierchen zu entfernen. Der arme Mensch jammerte über fürchterliche Schmerzen. Da versiel Dr. K. auf ein sonderbares Mittel. Er band dem Patienten eine Scheibe holländischen Käse vor das Ohr und entließ ihn mit der Weisung, sich damit ins Bett zu legen. Am andern Morgen kam der Patient freudestrahlend zum Arzt mit der Meldung, daß die Schmerzen ganz aufgehört hätten. Das Ohr war vollkommen leer und rein.

Wie leicht ein allzu großes Maul seinen Besitzer in Verlegenheiten bringen kann, beweist das Beispiel eines Dummerjähns, der die Wette machte, eine Billardkugel in den Mund schieben zu können. Sie ging auch hinein, aber wie sie einmal drinnen war, saß sie auch fest, wankte und wich nicht, weder vorwärts noch rückwärts, und wie sich der arme Mensch

auch anstrengen mochte, die Kinnbacken aus einander zu reißen, um das immer unangenehmer werdende Object los zu werden, es wollte nicht gelingen, und fast schien es, als wenn er zeitlebens dazu verurtheilt werden sollte, mit einer Billardkugel im Munde umher zu laufen, zur Warnung für alle vorwichtigen Grobmäuler. Denn auch zwei herbeigeholte Aerzte konnten keine Erlösung verschaffen. Zum Glück fand sich in der Person eines barmherzigen Hühneraugen-Operateurs der richtige Mann, der den Kugelfresser nach einer qualvollen Stunde aus seiner Pein erlöste.

**Geistesgegenwart.** — Ein Pariser Schauspieler ging jüngst Abends spät nach Hause. Unter dem Arme trug er eine Kasse zu einem neuen Stück, „Vercingetorix“ genannt. An einer dunklen Stelle der Straße stürzte plötzlich ein Individuum auf ihn zu und faßte ihn mit dem ülichen, die Börse oder das Leben“ an der Kehle. Der Schauspieler war schnell besonnen; er hob seine Kasse in die Höhe und rief: „Nach augenblicklich, daß du fortkommst, oder ich haue dir mit meinem Vercingetorix“ den Schädel entzwei!“ Der Angreifer, in der Meinung, es handle sich um eine neue, furchtbare Waffe, ergriff schleunigst die Flucht.

**Einem Irlander** wurde vom Eisenbahnzuge eine Kuh überfahren. Er verlangte Ersatz. „Nicht einen Cent,“ meinte der Eisenbahn-Kassenverwalter. „Der Führer hat zur Zeit gepfeiffen, und die Kuh hat nicht darauf geachtet.“ — „Bitte, mein Herr! Meine Kuh hat bereits vorher mit ihrer Glode gebimmelt, und der Zugführer hat nicht auf sie gehört!“

**Kalauer.** — Warum wird Kanone mit „R“ und nicht mit „G“ geschrieben? — Antwort: Weil eine Kanone immer ein Kaliber (K lieber) hat.

„Kennen Sie die Weisheit von einem Doktorwagen und einem Löwentafel?“ — „So lange, er r' b'rin sitzt, ist er ungefährlich.“

**Allzu servil.** — Polizeidiener: Werdet ihr gleich aufhören über den Graben zu springen, ihr Racker! Wie leicht fällt Einer in's Wasser, oder bricht ein Bein! Wem gehört ihr denn?“

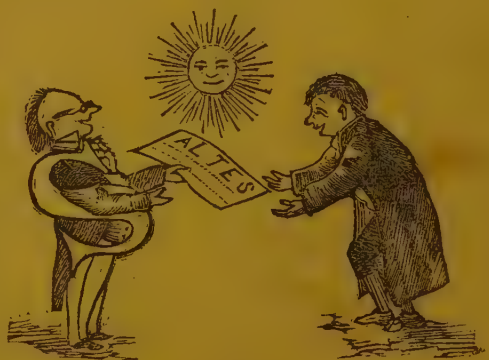
Einer der Ruben: „Bürgermeisters!“

Polizeidiener: „So unsern Herrn Bürgermeister? — Dann springt meinettwegen zu!“

**Verlegenheit.** — Schuldner: „Ich werde Sie hinauswerfen lassen, wenn Sie sich unterstehen, mich bei meiner Ehre anzugreifen!“

Gläubiger: „Was, angreifen bei der Ehr'!? Da wüßt ich wahrlich nicht, wo ich anpacken sollt.“

## Rebus.



## Räthsel.

Wie kann ein Fluß, ein Schwein und ein verderbtes Wein  
Zusammen ein Musikinstrument sein?

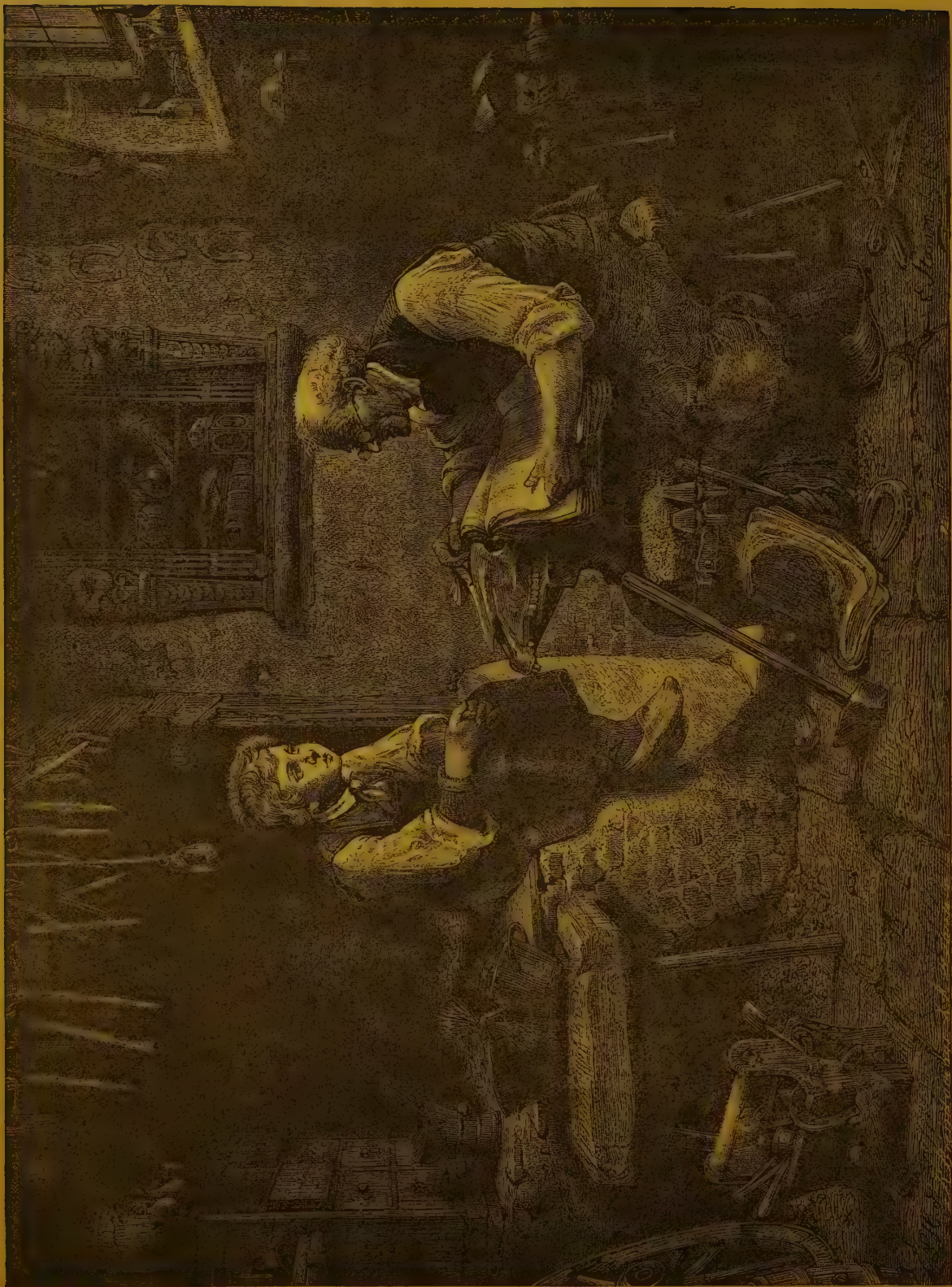
Auflösung der Räthsel im Aprilheft.

Rebus: Willenskraft, Begehrtheit. — Aufgelöst von: A. A. Ludwig, M. Kaufmann, A. B. Biele, A. G. Kiesel, A. Reinte, A. Mühlener, A. Evert, B. Bratling, A. A. Wilmann, M. Gochschliß, A. Eiert, C. A. Erneling, G. J. Wolfgang, J. G. Beder, A. G. Landenberger, J. Hurter, J. P. Jint.

Logograph: Hecla — Zehla. Aufgelöst von: Niemand. Als Barbar-Barbara, welches ziemlich entsprechend ist, wurde es aufgelöst von: A. G. Landenberger, C. A. Erneling, J. A. Wilmann, A. Mühlener, A. Reinte.







Gottes Dorf in der Schmiede.



# Das Evangelische Magazin.

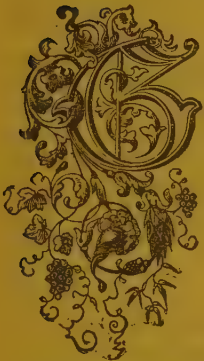
Band 11.

Juni 1879.

Nr. 6.

## Die Flammenschrift.

Von W. S. — (Zum Titelbild)



Großvater, ich denke der schönste Spruch in der Bibel ist doch der: „Alles ist bereit; kommt zur Hochzeit!“ Welcher ist dir der schönste?“ So fragte der neunjährige Franz seinen Großvater, den Schmied Lorenz, als sie beide in der Schmiede saßen. Der Alte hatte eben, da die Arbeit ein wenig ruhte, seine Bibel hervorgefahlet und auf dem Amboss gelegt, um sich aus dem Worte Gottes zu stärken.

„Nun, welcher Spruch der schönste ist, Franz, das könnte ich nicht gerade sagen. Die Bibelsprüche sind eben alle schön. Der wichtigste aber ist mir immer der gewesen: „Ist mein Wort nicht wie Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmetzt?““ sagte der Großvater, „und nun will ich dir auch erzählen, warum das so ist. Als ich so ein Knabe war wie du, da schenkte mir meine Mutter zum Geburtstage eine neue Bibel. Vorher hatte sie aber vom Schullehrer in schöner Frakturschrift vorne aufs Titelblatt meinen Namen und den oben angeführten Spruch schreiben lassen. Im Propheten Jeremias, im 23. Capitel und im 29. Vers, kannst du ihn finden. Ich freute mich nun wohl über das schöne Geschenk, doch benützte ich das heilige Buch nicht so, wie ich hätte sollen.“

Als ich vierzehn Jahre alt war, starb mein Vater. Wir waren arm, die Mutter konnte uns sechs Kinder nicht ernähren, ich war das älteste und mußte deshalb bald fort, um etwas zu verdienen. Zu einem Bauern, der etwa eine Tagesreise entfernt wohnte, sollte ich gehen. Bei meinem Abschiede, an einem warmen Frühlingsmorgen, gab mir die Mutter zu meinem Mittagsbrode noch allerlei gute Ermahnungen mit auf den Weg. Auch die Bibel steckte sie in meinen Bündel, und sagte mit Thränen: „Lorenz, das sage ich dir, lies fleißig in der Bibel und thue darnach. Es kann dir ein Licht, ein Trost und ein Rath auf allen deinen Wegen sein.“

So machte ich mich denn auf den Weg. Es war mir doch recht schwer ums Herz, als ich so ganz allein dahinwandelte. Endlich, gegen Mittag, kam ich in den Wald. Dort setzte ich mich in den Schatten auf einen Stein, um mein Mittagsbrod zu verzehren. Die Luft war still und schwül. Die und da raschelte ein Eichhörnchen im Laube, ein Häher schrie in der Ferne, sonst war alles tiefes Schweigen. Da erschreckte mich plötzlich ein gewaltiger Donnerschlag, daß ich zählings von meinem Sitze aufsprang. Ein Gewitter, welches ich hinter den Bäumen nicht früher bemerkt hatte, war heraufgezogen. Und ein schreckliches Wetter wurde es. Die Donner rollten Schlag auf Schlag, daß die Erde zitterte. Dazwischen fuhren die

Blicke in feurigen Schlangenklinien kreuz und quer durch die Luft, und der Regen floß in Strömen herab. Auf einmal zerschmetterte ein Wetterstrahl eine gewaltige Eiche ganz in meiner Nähe. Angst und Schrecken erfaßten mich. Ich meinte nicht anders, als daß der jüngste Tag hereingebrochen sei. Ich warf mich auf die Erde, betete, bekannte Gott mit tiefer Reue meine Sünden und gelobte aus tiefster Seele ein frommes Leben zu führen. Ich erfuhr jetzt, daß Gottes Wort wie Feuer war, und daß der Herr im Feuer zu mir geredet hatte.

Endlich ließ das Unwetter nach. Die Sonne trat wieder aus den Wolken hervor und vergoldete mit malerischem Zauber die Millionen Regentropfen, welche noch an den halbgeöffneten Blätterknospen hingen. Wunderbar duftete der Wald nach dem erfrischenden Regen und alles strahlte in heiterer Frühlingspracht. Die Vögel schüttelten ihr Gefieder und trillerten ihre schönsten Weisen und ich half ihnen, trotz meiner nassen Kleider, den Schöpfer verherrlichen; denn statt der Angst hatte nun ein herzliches Danksgefühl mein Inneres erfüllt. Fröhlich wanderte ich jetzt meine Straße weiter und kam am Abend richtig an Ort und Stelle an. Ich wurde auch gut aufgenommen und gut behandelt. Aber gerade die guten Tage, die ich bei dem Bauern hatte, ließen mich nach und nach mein feierliches Gelübde, welches ich in jenem Walde gemacht hatte, wieder mehr vergessen. Als meine Dienstzeit dort zu Ende war, lebte ich so gleichgültig in den Tag hinein als je zuvor.

Jetzt kam ich zu einem Schmied in die Lehre. Derselbe arbeitete mit noch drei Gesellen. Diese drei waren aber ein wunderliches Kleeblatt. Zwei waren wider Einen und Einer wider zwei; d. h. zwei derselben waren rauhe, ausgelassene Burschen und einer war still und eingezogen, weshalb ihn die andern gewöhnlich den „Dackmäuser“ nannten. Aber schaffen konnte er trotz Einem. Zu diesem Letzteren wurde ich ins Zimmer einquartirt, weil keiner der Andern mit ihm etwas zu thun haben wollte. Ich fand an ihm einen recht verträglichen, angenehmen Zimmergenossen. Er war auch nicht so still, wie die Andern meinten, nur konnte er sich mit ihnen nicht sonderlich angenehm unterhalten. Aber sonst konnte er ganz angenehm reden und singen konnte er, daß es so eine Art hatte. Besonders, wenn er auf christliche Sachen zu sprechen kam, dann mußte ich oft staunen, wo er alle diese Kenntnisse her habe, und ich fragte ihn deshalb auch eines Tages, ob er nicht einmal als Prediger hätte studiren wollen. Da lachte er und meinte: Die Bibel sei sein Studirbuch gewesen und die könne ein Jeder studiren. Ich wurde bei dieser Bemerkung etwas roth, denn sie traf mich auf einen wunden Fleck. Er führte einen recht gewissenhaften Lebenswandel; niemals hörte ich ihn fluchen, er trank nicht und meinte sogar,

das Rauchen sei, wenn nicht gerade sündlich, doch ganz unnöthig. Ich rauchte deshalb selbst nie auf unserem Zimmer. Dieses hatten aber die andern beiden Gesellen bald bemerkt und zogen mich damit tüchtig auf. Ich sei auch schon auf dem Wege ein Dackmäuser zu werden, sagten sie. Doch meinten sie, ich rauche heimlich auf unserer Stube und lasse es Niemand sehen. Es werde sich aber bald herausstellen.

Eines Tages, als wir die Arbeit soeben begonnen hatten, kam die Hausfrau ganz blaß in die Schmiede gelaufen und schrie, es brenne im Hause. Wir liefen schnell zu und fanden wirklich, daß unsere Stube in hellen Flammen stand. Es gelang unsern vereinten Kräften, zwar mit knapper Noth, das Feuer zu löschen, aber es hatte doch schon viel Schaden angerichtet. Wir wußten uns auf der Welt nicht zu erklären, wie das Feuer angegangen sein konnte. Der Schmiedemeister beschuldigte uns, wir hätten heimlich geraucht und seien unvorsichtig mit dem Feuer umgegangen, und wettete ganz wüthend auf die „erbärmliche Heuchelei“, wie er es nannte. Als er dies sagte, wechselten die andern beiden Gesellen bedeutungsvolle Blicke und lachten verstohlen. Ich bemerkte dieses wohl, hielt es aber nur für den Ausdruck der Schadenfreude. Als ich meine Sachen untersuchte, fand sich's, daß welche von meinen Kleidern verbrannt und andere arg beschädigt waren. Auch in meine Reisetasche war ein großes Loch gebrannt, und an meiner Bibel hatte das Feuer die vordere Seite der Decke und das Blatt, worauf mein Name und der Spruch stand, zum Theil zerstört. Nur die beiden Wörter: „Wort“ und „Feuer“ waren noch lesbar. Als ich dieses bemerkte, stürmte die Erinnerung an jene Schreckensstunde im Walde und an mein Gelübde mit solcher Macht auf mich ein, daß ich am ganzen Leibe zitterte. Wieder hatte der Herr durchs Feuer zu mir geredet. Ich erzählte Abends, als wir uns auf die nothdürftig eingerichtete Stube zurückzogen, meinem Zimmergenossen die Sache und dieser rebete mir ernstlich ins Gewissen. Er ermahnte mich, mein Herz der Gnade Gottes zu öffnen und den Geist, welcher bei mir angelockt habe, nicht zu dämpfen. Auch betete er mit mir. Dann lud er mich ein, am folgenden Sonntag mit ihm nach einem etwa drei Meilen entfernten Orte zu gehen, woselbst ein frommer, gläubiger Mann predigen werde. Ich versprach ihm dies auch und schlief darauf einigermaßen getrübet ein.

Als wir am folgenden Morgen in die Wohnstube traten, hörten wir mit Erstaunen, wie der Schmiedemeister die andern beiden Gesellen in der größten Aufregung mit einer ganzen Sündfluth von Namen, wie „Schurken, Nordbrenner“ u. dgl., überschüttete. Wir wußten gar nicht, wie wir uns das deuten sollten, bis uns der Schmied im Laufe des Tages er-

klärte, daß sein Sohn die beiden Burschen überhört habe, wie sie sich darüber lustig machten, daß sie am Abend vor jenem Morgen, als unsere Stube in Brand gerieth, Streichhölzchen in unser Zimmer geworfen hätten, um uns in den Verdacht zu bringen, als rauchten wir heimlich im Schlafzimmer. Wahrscheinlich habe dann einer von uns beim Verlassen des Zimmers auf eins der Streichhölzchen getreten, und dasselbe habe sich dadurch entzündet und andere brennbare Gegenstände angezündet. Dieses war dann in der That auch die wahrscheinlichste Erklärung der Ursache jenes Brandes. Jetzt erinnerte ich mich auch wieder der Beschuldigung, welche jene Burschen ausgesprochen, daß es sich nemlich bald herausstellen werde, daß wir heimlich rauchten, sowie auch ihres bedeutungsvollen Lachens, während der Schmied uns Vorwürfe machte. Ich war deshalb überzeugt, daß die Beiden die Ursache zu jenem Brande gegeben hatten, auf welche Weise das auch immer geschehen sein mochte.

Am folgenden Sonntag ging ich verabredetermaßen mit meinem Kameraden, um den Prediger zu hören, wovon er mir gesagt hatte. Wir machten uns früh auf den Weg. Es war ein herrlicher Morgen. Die ganze Natur prangte in einem hehren Feierkleide, und die erbaulichen Neben meines Reisefährten steigerten noch die erhebenden Gefühle, welche meine Brust erfüllten. So kamen wir bei der Kirche an und traten ein. Schon das kräftige Gebet des schlichten, ehrwürdig aussehenden Dieners Gottes ergriff mich festig. Als er nun aber aufstand und seinen Text las und dazu gerade die Worte gewählt hatte: „Ist mein Wort nicht wie Feuer?“ Da schien es mir, als sei sein durchdringendes Auge blos auf mich gerichtet und als gelte mir allein jedes Wort dieser merkwürdigen Predigt. Was er sagte, wäre ich nicht im Stande zu wiederholen, aber das weiß ich, daß der Geist Gottes kräftig an meinem Herzen wirkte und die ewige Liebe an jenem Sonntage in mein armes Herz ihren beseligenden Frieden sprach. Als ich nach der Predigt meinem Kameraden freudig die Hand drückte, flossen die Freudenthränen über seine Wangen. Seit jener Zeit ist mir Gottes Wort immer köstlich gewesen und ich habe es zur Richtschnur meines Lebens gemacht. Nun weisst du aber auch, Franz, warum mir jener Bibelspruch der wichtigste ist.“

So erzählte der alte, wackere Schmied Lorenz. Franz hatte während der Erzählung kein Auge von seinem Großvater gewendet. Die Geschichte hatte einen tiefen Eindruck auf sein gefühlvolles Gemüth gemacht, und wenn er das Leben des wackeren Greises mit den Schlussworten von obiger Erzählung verglich, so mußte er sagen, daß es die lautere Wahrheit sei. Hoffentlich trägt dieselbe bei ihm die besten Früchte.

## Suchen und Finden.

(Von Louise Devrient.)



(Fortsetzung.)

Das Dörfchen Bullß, dem die Ehre nicht zu Theil geworden ist, auf irgend einer Landkarte verzeichnet zu sein, lag am Ausfluß der Gironde, jenes Flusses, der erst Garonne heißt und der, dem Ausfluß nahe, wo er bedeutend breiter wird, den Namen ändert. Dicht mit Neben bewachsene Hügel schützten das Dorf vor rauhen Winden, und die kräftige Seeluft machte es zu einem herrlichen Aufenthaltsort.

Den Bewohnern blieb die Armut fern, weil sie bescheiden

und einfach lebten; jeder hatte sein Gärtchen, seine Kuh, seine Hühner und der Fischfang brachte Allen den nöthigen Verdienst.

Josephe war entzückt wieder im Freien umherzulaufen; im Stall, bei den Hühnern, in der Küche, wo auch Mutter Annette sein mochte, dort war auch sie. Der dicke Maisbrei in der schwarzen Pfanne schmeckte ihr so gut, wie in San Domingo und sie verschmähte niemals die guten Fische, die der alte Dupont im Neze heimbrachte, und die seine Frau ganz vortrefflich zubereiten verstand. Gern wäre sie auch mit ihm hin-



aus auf die See gefahren, doch die Mutter war zu ängstlich sie dem Wasser anzuvertrauen, und so war sie schon glücklich, wenn sie an der Hand des Vaters an den Strand durfte, um die Fischer zu erwarten, die mit ihrem Morgenfang dort anlegten.

Si, wie freute sie sich die Gefäße voller Fische zu betrachten, und sie klatschte in die Händchen, wenn sich ein großer Lachs vergebens bemühte über den Rand des Fasses zu springen.

Sie hatte von der Fischersfrau auch das Netzen gelernt und war nicht wenig stolz, als Vater Duport eines Tages ein Netz auswarf, an dem gar manche längliche Masche von ihrer Hand zu erkennen war.

Auch ihr Zeichenbuch vergaß die Kleine nicht; die Tulpen und Schneeglöckchen, die im Garten standen, waren alle darin vorhanden, ja sie versuchte es sogar—Annettens Ruh auf das Papier zu bringen und erregte damit die staunende Bewunderung aller Frauen der Nachbarschaft.—Es wurde der schwarzen Sylvia nicht leicht, den Widerwillen, den ihre Farbe bei den Fischersleuten hervorrief, zu überwinden; Niemand wollte es der Annette glauben, daß sie sich vor dem Mohrenmädchen nicht mehr fürchtete, und doch war sie längst mit ihm ausgeöhnt. Früh und spät war Sylvia zu helfen bereit; was die Fischersfrau einmal in ihrer Gegenwart gemacht, wußte sie genau nachzuahmen, und ungeheßen nahm sie ihr die Arbeit ab.

Eines Tages ging Sylvia mit ihrer kleinen Herrin am Strom spazieren, wo die Waschfrauen bei der Arbeit—wie dies meistens der Fall ist—nach Herzenslust plauderten.

„Daß Gott erbarm! Mein Junge ertrinkt!“

Wo ist sein Vater?“ schrie die eine, und Alle rannten dahin, wo das Wasser hoch aufspritzte.

Sylvia bedenkt sich nicht—sie stürzt in den Fluß und schwimmt, wie ein Fisch, der Stelle zu. Aller Augen sind auf sie gerichtet, die nun auch verschwindet. Allein, es gelang ihr den Knaben zu retten.

Die glückliche Mutter, die ihr Kind wieder im Arm hatte, dachte in diesem Augenblick wenig an die Farbe der Wangen Sylvia's und innig küßte sie diese wieder und wieder.

Die Heldthat der Negerin gewann ihr alle Herzen; die Furcht, ja die Verachtung, die sie im Dorf zuerst gefunden, schwanden, und Liebe und Verehrung wurden ihr zu Theil; die Fischersleute sprachen sie freundlich an, als gehöre sie nunmehr zu ihnen, und sie selbst schien die unfreundliche Auf-

nahme ganz vergessen zu haben, denn sie zeigte sich gegen Alle gefällig und gut.

Die Zeit verstrich. Wenn Herr Dumas bei seiner Gattin war, so bemühte er sich, gefast, ja heiter zu sein; er wies sie auf die Annehmlichkeiten ihres jetzigen Aufenthaltes hin und suchte ihr eine frohe Zukunft in Aussicht zu stellen. Er beschäftigte sich viel mit seinem Töchterchen, die nirgends lieber als bei ihrem Vater war; wenn er Josephine an der Hand hatte und ihrem fröhlichen Gepländer zuhörte, so vergaß er allen Kummer, war er aber allein, so drohte er unter der schweren Sorgenlast fast zusammenzubrechen. Er ging jede Woche zur Stadt und hoffte immer wieder, aber vergebens, irgend Tröstliches dort zu finden. Auch die politischen Unruhen ängstigten ihn; was er bei der Flucht gerettet, genügte nur knapp, die Seinigen zu erhalten, und doch—wie sollte er in einem Lande Geschäfte anknüpfen, das von inneren Kämpfen zerrüttet war? Zum Glück hatte Herr Dumas einen Freund

in Bordeaux, dem er sein übervolles Herz ausschütten konnte; der alte Doctor war ein menschenfreundlicher, edler Mann, der dem Bedrängten guten Rath, und Vertrauen auf Gott und in die eigne Kraft zusprach. Manch guten Rath, manch gutes Buch fand der arme Mann hier, die ihm halfen, sein Schicksal still zu tragen.

Die Sonne hatte die Aehren auf dem Felde gereift und die Trauben vergoldet. Da vermiste die kleine Südländerin die Heimath nicht mehr; so schön es auch gewesen, wenn das Zuckerrohr auf den Feldern geschnitten wurde, hier war die Erntezeit auch eine fröhliche!

Schon in aller Frühe lief Josephine hinaus zu den Schnittern, ein großer Strohhut schützte sie

vor der Sonne, und ihre treue Wärterin focht ihr lange Kränze aus den blauen Kornblumen.

Im stillen Dorf verstrichen die Tage und Wochen ruhig, während das ganze Reich unter Streit und Krieg litt. Immer drohender wurden die Gewitterwolken, die am politischen Himmel emporstiegen, bald konnten sie auch die Zufluchtsstätte der Flüchtlinge erreichen. Noch mangelte ihnen das Geld nicht, doch schmolz ihr Hab und Gut immer mehr zusammen. Der Gedanke, Frau und Kind nicht mehr das gewähren zu können, woran er sie gewöhnt, lastete schwer auf Herrn Dumas, und doch konnte er hier nichts verdienen. Die Unthätigkeit, zu der er gezwungen, wurde ihm unerträglich, und so beschloß er, mit Weib und Kind nach Spanien überzusiedeln, wo er Beschäftigung zu finden hoffte.





Groß und Klein im Dorf bebauerten es, als dieser Entschluß bekannt wurde, denn die Fremden waren in den wenigen Monaten ihres Aufenthalts daselbst die Freunde aller Bewohner geworden.

## IV.

Mr. Forbes, der längere Zeit in Ostindien gelebt hatte, war dort ein kleinreicher Mann geworden; kaufmännische Unternehmungen hatten ihn nach San Domingo geführt, und nun kehrte er noch einmal nach Calcutta zurück, um sein bedeutendes Geschäft in die Hände seines Nachfolgers zu legen.

Endlich, endlich, nach Monaten erreichte die Victoria den Hafen von Calcutta.

Die schöne „Stadt der Paläste“, wie Calcutta oft genannt wird, liegt am Ausfluß des einen Gangesarmes, der mit Schiffen aller Nationen bedeckt ist; nach allen Seiten hin erstrecken sich geschmackvoll gebaute Paläste, große Kirchen und Moscheen, riesenhafte Festungswerke, die dann und wann von blühenden Gärten unterbrochen sind. Im Norden der Stadt

hängt; sie trug nicht allein an den Fingern, sondern sogar an den großen Zehen goldene Ringe, die zu sehen waren, da sie statt Schuhe Sandalen an den Füßen hatte. Ein roth und weißes Tuch, dessen Enden ihr Hals und Schulter bedeckten, trug sie kunstvoll um den Kopf geschlungen.

Mr. und Mrs. Forbes trafen in Calcutta viele alte Freunde, sie waren im Palast des englischen Statthalters, wo sich die elegante Welt versammelte, stets willkommenen Gäste.

Ein ganzes Jahr hielten sie sich in der großen Stadt auf, ein Jahr, das der armen Noemi, die mit Ungeduld die Abreise herbeisehnte, endlos erschien.

Die Kinder jubelten, als ihnen Mr. Forbes den Entschluß mittheilte, nun in die eigentliche Heimath, nach England, zurückzukehren; wohl bangte dem Knaben vor der abermaligen Seereise, aber die kleine Freundin erzählte ihm so verlockend von des Vaters Haus und Gärten, daß auch er sich dahin sehnte.

„Du wirst sehen,“ meinte sie, „wie hübsch es in Green Hill



erhebt sich, auf einer Anhöhe, des indischen Gouverneurs großartiges Schloß mit seinen hundert Säulen, seinem Dom und seinen Terrassen, wo hohe Palmen und üppige Gewächse Winter und Sommer in gleichem Schmuck prangen. Im Süden liegt die gewaltige Festung William, aus deren Mauern ein achtzig Fuß hoher Thurm in die Lüfte ragt.

In Calcutta sind zwei von einander ganz verschiedene Stadttheile, die schwarze oder indische und die weiße oder europäische Hälfte; in letzterer bilden die eleganten, in italienischem Styl gebauten Häuser, mit den schönen Gärten, einen großen Abstand von den erbärmlichen Hütten der Eingeborenen.

Unsre Reisenden stiegen in einem prächtigen Hause bei Mr. Armstrong, dem Correspondenten des Mr. Forbes, ab, wo sie die freundlichste Aufnahme fanden.

Leo und Helena betrachteten erstaunt die neue Umgebung, denn hier war gar Vieles ganz anders als in San Domingo; so erregte die Tracht der Frauen ihre besondere Aufmerksamkeit. Im Hause, wo sie wohnten, war eine hübsche Malatin-Amme; ein leichtes, weißes Gewand umhüllte ihre schöne Gestalt, Nase und Ohren hatte sie durchbohrt und mit Schmuck be-

ist, da ist es nicht so heiß wie hier, nur am Tage läßt man dort die Fenster offen, und schließt sie in der Nacht. Abends trinkt man den Thee auf der Terrasse, wo es auch schöne Blumen gibt, und daheim erlaubt uns Mama, im ganzen Park, wo es uns gefällt, umherzuspringen.“

So kam es, daß Leo Southampton und England erst zu der Zeit erreichte, wo die Seinigen Frankreich wieder verließen, um sich in Spanien niederzulassen.

Ein bequemer, mit vier feurigen Pferden, bespannter Reisewagen stand am Landungsplatz, der die Heimkehrenden nach Green Hill brachte. Viele Stunden fuhrten sie auf gut gehaltenen Wegen, zwischen grünen Feldern an blühenden Wiesen vorüber, die den Kindern gar wohl gefielen, und endlich langten sie auf der schönen Besitzung des Mr. Forbes an, die an der Grenze von Wales, einem besonders fruchtbaren Theile Englands, lag. Die Ankunft der Herrschaft von Green Hill wurde von allen Bewohnern der Umgegend mit Freuden begrüßt, denn Arm und Reich hatten jene vermißt.

Der kleine Fremde war von dem neuen Daheim entzückt; die Jahreszeit war noch günstig und der geschmackvoll ange-



legte Part stand im vollen Herbstschmuck. Die Blumenbeete prangten in allen Farben, vor den Gewächshäusern dufteten die Orangeblüthen, auf den Weiden graften zottige Schafe, der wilde Wein schlang seine röthlichen Ranken um die schlanken Säulen der Veranda und in den Ställen fehlte es nicht an Grooms, um die Reit- und Wagenpferde zu drillen. Auch im Hause war Alles, was nur irgend zur Bequemlichkeit oder Annehmlichkeit dienen konnte, vorhanden.

Für Leo und Helena war Alles, was sie umgab, neu, es ging ihnen damit, wie es Josephinen ergangen, als sie das europäische Festland betrat, staunend betrachteten sie jedes Ding und tausend Fragen drängten sich auf ihre Lippen.

Mr. Forbes war ein kluger, wissenschaftlich sehr gebildeter Mann, der dem Knaben über Alles, was dieser wissen wollte, klar und faßlich Auskunft zu geben verstand. Jetzt erst bildete sich zwischen diesem und seinem Pflegevater ein ganz vertrauliches Verhältniß; Leo mußte, wo er Alles lernen konnte, und Mr. Forbes freute sich so sehr über des Kindes Wißbegierde, daß er dessen ersten Unterricht keinem Andern übertragen wollte und selbst sein Lehrer wurde.

Seine Gattin, eine kleine, muntere, rosige Frau, war damals vier- unddreißig Jahre alt; ihr merkte man nicht den längeren Aufenthalt unter der indischen Sonne an, der so Viele matt und träge macht, — geschäftig sah sie selbst nach Allem im Hause und betrachtete es durchaus nicht als einer Frau unwürdig, auch in der Wirthschaft Hand anzulegen. Wir gehören nicht zu jenen, die glauben, daß eine fleißige, anspruchslose Frau nicht die Zierde ihres Hauses sein kann! — im Gegentheil, wir freuen uns über die häuslichen Tugenden der Herrin von Green Hill, sind sie uns doch eine weitere Bürgschaft dafür, daß unser kleiner Freund bei ihr in sichern Händen ist. Wahrlich, Gott hatte wohl für ihn gesorgt als er ihn zu den guten Menschen führte.

Leo war für sein Alter groß und körperlich wie geistig entwickelt; er hing mit inniger Dankbarkeit und Liebe an seinen Pflegeeltern, aber nur wenn er mit seiner kleinen, englischen Mama ganz allein war, kam seine volle Zärtlichkeit zum Ausbruch.

Die Zeiten, wo Leo und Josephine auf den Zuckerpferdchen durch die Gärten ihres Vaters ritten, waren schon fern. Trotz Noemi's Widerreden hatte der Knabe einen männlichen Diener bekommen, der, statt ihrer, für ihn zu sorgen hatte und bald nachher wurde er einem tüchtigen, jungen Hauslehrer anvertraut, der im Englischen und Französischen gleich bewandert, seinen Zögling in beiden Sprachen unterrichtete; Leo waren

sie seit der frühesten Kindheit gleich geläufig, da man auf San Domingo außer spanisch auch viel englisch und französisch spricht.

Lehrer und Schüler gewannen einander schnell lieb, und die Stunden, an denen auch Helena Theil nahm, wurden so gern gegeben wie genommen, — kein Wunder, daß die Kinder auf diese Weise gute Fortschritte machten.

Mr. Forbes, dem es daran gelegen war, Leo immer mehr anzuspornen, belohnte gern seinen Fleiß, und so kam es, daß eines Morgens ein fix und fertig gesatteltes Pony im Hofe stand. Mit einem Satz war der Knabe daneben, denn er errieth sogleich die Bestimmung des hübschen Thieres.

„Nun, mein Junge, gefällt dir das Pferdchen?“ fragte Mr. Forbes lächelnd.

„Ach wie sehr!“ rief der glückliche Knabe aus, und auf einen Wink seines Pflegevaters schwang er sich behende in den Sattel. Er saß nicht zum ersten Mal zu Pferde; er erinnerte sich gar wohl daran, wie ihn sein rechter Vater in San Domingo in seine Arme genommen und mit ihm davon geritten war, ja zuweilen hatte dieser sogar den schönen Rapen am Zaum geführt, auf dem der kleine Junge stolz saß.

Das Pony hatte schnelle Beine, und nachdem die ersten Reitversuche gut abgelaufen waren, und Leo die besten Anlagen zeigte, ein tüchtiger Reiter zu werden,

durfte er zuweilen Mr. Forbes begleiten, der jeden Morgen hinaus, durch Felder und Wälder, ritt oder befreundete Nachbarn aufsuchte.

Eines Tages, nach einem solchen Ausritt, suchte man den Knaben vergeblich in Haus und Garten, endlich fand ihn Mr. Forbes in der Bibliothek, wo er, bitterlich weinend, in einer Ecke saß.

„Was ist dir, liebes Kind?“ fragte er bestürzt, „sage mir offen heraus, was dich so sehr betrübt, hat dich dein Lehrer vielleicht bestraft?“

„Nein, ach nein,“ schluchzte der Knabe, „Alle, Alle sind ja so gut mit mir, aber ich denke an meine Eltern, an meine Schwester, . . . gewiß glauben sie, ich sei gestorben und weinen um mich . . . ach, lieber Mr. Forbes helfen Sie, daß ich sie wieder finde!“ Von dem Schmerz des Kindes tief bewegt, drückte es Mr. Forbes an sein Herz und suchte es zu beruhigen.

„Glauben Sie, Mr. Forbes, daß sich die Meinigen in Gefangenschaft befinden?“ fragte Leo weiter.

„Das ist nicht wahrscheinlich, mein kleiner Freund; ich setze voraus, daß sie in irgend einem Städtchen über dem



Green Hill.



Canal in großer Zurückgezogenheit leben und die Zeit abwarten, wo sich Nachforschungen anstellen lassen, um ihren geliebten Sohn wiederzufinden. — Vertraue auf Gott, mein Leo, er hat uns die Sorge um dich übertragen, und mit seiner Hilfe werden wir dich den Deinigen bereinst zurückgeben.“

„Vielleicht bin ich dann schon groß,“ erwiderte der Knabe, „und Vater, Mutter und Schwester erkennen mich nicht wieder!“

„Sei ruhig darüber, Kind, der Eltern Herz läßt sich nicht irre führen; damit aber die Deinigen die Freude haben, dich noch einmal so zu sehen, wie du warst, als sie dich verloren, will ich dein Bild malen lassen, und du sollst dazu die Kleider, die du damals trugst, anlegen.“

Leo ließ sich bald trösten, denn er vertraute fest auf seinen Beschützer, und soehrte er zu seinen Arbeiten, zu seinen Spielen zurück. Mr. Forbes vernachlässigte Nichts, was irgend eine Aufklärung über die Lage des Kindes bringen konnte, jede Woche ließ er darauf Bezügliches in die englischen Zeitungen einrücken; aber kein Lichtstrahl klärte das Dunkel auf, nirgends ließ sich der Name Dumas finden.

## V.

Helena war für Leo eine liebe Gespielin geworden; in guter Eintracht wuchsen die Kinder heran, und der Tag, wo das kleine Mädchen zum ersten Mal mit dem Vater und dem Knaben ausreiten durfte, wurde ein wahrer Festtag.

So glücklich aber auch der kleine Fremde in Green Hill war, so überkam ihn doch dann und wann die alte Trauer um die Seinigen. Nichts konnte ihn in solchen Stunden zerstreuen, da verschmähte er die Spielzeit im Garten, ja sogar den Croquetplatz.

Das kleine Mädchen mochte nicht allein spielen, es setzte sich still neben den Freund, konnte aber nicht lange Zeit schweigen — ihr Mäulchen war allzu sehr an Bewegung gewöhnt.

„Nun bist du wieder traurig, Leo,“ sagte sie, ihn vorwurfsvoll betrachtend, „und weißt doch, daß du das nicht sein darfst!“

„Ach, ich muß daran denken wie“ . . . .

„Ich weiß schon woran du denkst . . . . Hast du mich denn gar nicht lieb? . . . . Immer sehnst du dich von uns fort.“

„Gewiß habe ich dich lieb; aber du bist doch nicht meine rechte Schwester! Du hast weder Bruder noch Schwester und kannst es darum nicht fühlen, wie weh es thut von einander getrennt zu sein.“

„Ach nein!“ seufzte Helena.

„Sag mir ganz genau wie deine Schwester aussieht, Leo, — könnte ich ihr doch gleichen!“

Der Knabe blickte das blonde Mädchen lachend an, er freute sich immer, wenn er von der Schwester plaudern konnte.

„Aehnlich seht ihr einander nicht,“ sagte er, Josephine hat, wie ich, schwarze Augen und schwarzes Haar, auch ihre Wangen sind nicht frisch und roth wie die Deinen, darum siehst sie aber doch ganz gesund aus. Sie ist immer heiter und vergnügt; neckte ich sie, so wurde sie doch niemals böse und war zu jedem Spiel, das ich ihr vorschlug, stets bereit. Ein

gutes Herz hat meine Josephine auch, — was ihr gehörte, brachte sie gern den armen Negerkindern, wo sie einen Nothleidenden sah, eilte sie zur Mutter es ihr zu sagen, denn unsere Mutter hatte für alle Betrüben einen Trost. — „Ach, Schwester!“ rief der Knabe aus, als müsse sie ihn hören, „vielleicht bist du schon ein ganz großes Fräulein, wenn wir uns bereinst wiedersehen!“

„Glaubst du, Leo, daß sie mich lieb haben wird?“

„Gewiß, — das ist ja nicht eben schwer, — ich werde es ihr sagen, wie gut du von Anfang an gegen mich gewesen bist, dann wird sie es dir auch sein. Dereinst reisen wir hoffentlich Alle zusammen nach San Domingo; da wirst du merkwürdige Dinge sehen, Helena.“

„Leo, Leo, sieh die untergehende Sonne, kann auch sie bei euch schöner sein?“ fiel diese ihm in's Wort.

Goldene fielen eben ihre Strahlen über Feld und Wald, wie ein silbernes Band wand sich der Fluß durch die üppige Gegend und der sinkende rothe Ball warf einen letzten, schimmernden Gruß über die herbstlich gefärbten Hügel.

Der Knabe schwieg, endlich sagte er: „Schön ist die Sonne auch hier, wäre sie nur wärmer. Bei uns sagt sie nicht so allmählig Gutenacht, sondern verschwindet ganz plötzlich.“

„Da ist die unsrige höflicher,“ lachte Helena, „sie empfiehlt sich langsam und verspricht bald wieder zu kommen.“

„Laß uns ins Haus gehen, Helena, fühlst du nicht wie kalt es wird?“ und bei diesen Worten überließ ein Schauer den kleinen Südländer.

Leo, der die Kinderstube ausgetreten, hatte soeben seinen zwölften Geburtstag gefeiert, zu dem ihm die drei Jahre jüngere Helena, mit eigenen Händen, einen kleinen Beutel anfertigte. Je länger die Kinder beisammen waren, je enger schien sich das Band der

Freundschaft zwischen ihnen zu knüpfen. Sie genossen fröhlich das Zusammensein und ahnten nicht, daß auch für sie die Zeit der Trennung nahte.

Eines Tages rief Mr. Forbes den Knaben zu sich und sagte ihm liebevoll: „Bis jetzt, mein Junge, blieben alle unsere Nachforschungen nach den Deinen erfolglos; darum gebe ich aber durchaus nicht die Hoffnung auf, sie bereinst wiederzufinden, ist es aber Gottes Wille, daß du in unserm Lande bleibst, so mußt du wie die englischen Knaben ausgebildet werden; darum werde ich dich nun nach Stonehurst in die Schule bringen, wie ich es unbedingt auch mit meinem eigenen Sohn gethan haben würde. Drei Mal im Jahr, zu Ostern, im August und zu Weihnachten kommst du zu den Ferien zu uns, und diese Zeit soll uns so willkommen sein wie dir, mein Leo. Sollte dich ein glücklicher Zufall in die Heimath zurückführen, so wird sich dein Vater freuen, einen nicht ganz unwissenden Sohn wiederzufinden; das halte fest, mein Junge, und wie sich auch dein Schicksal gestalte, — arbeite fleißig, was man in der Jugend lernt, bleibt ein Schatz für das ganze Leben.“

Die alte Noemi konnte es lange Zeit nicht fassen, daß ihr „weißes Kind“ von ihr gehen sollte und noch weniger, weshalb sie es nicht nach Stonehurst begleiten durfte.





Auch Helena fügte sich schwer in die Trennung; gar manches Mal traten ihr die Thränen in die blauen Augen, wenn von Leo's Abreise die Rede war. Sie sann auf alle Mittel, sich selbst gegen diese zu wehren und wiederholte sich oft ein Wort Leo's, das sie tief gekränkt; hatte er doch selbst zu ihr gesagt: „Du bist nicht meine rechte Schwester,“ und damit meinte sie auch die Gefühle einer solchen unterdrücken zu können. Es gelang ihr aber schlecht; ein solcher Kinderstreit vermochte es nicht, ihr warmes Herz von ihrem treuen Jugendgenossen abzuwenden.

Der Tag der Abreise kam. Der künftige Schüler war in den letzten Tagen kaum von der Seite seiner Pflegemutter gewichen, der Abschied von der eignen Mutter hätte ihm nicht schwerer fallen können; er prägte sich jedes ihrer Worte in's Gedächtniß ein und schmiegte sich wie ein Hülfe suchendes Kind an ihre Seite, wenn sie ihn für die Zukunft guten Muthes zu machen suchte; dabei bedurfte sie aber selbst ihrer ganzen Festigkeit, um den Knaben nicht sehen zu lassen, wie schwer auch ihr die Trennung wurde.

Leo war als Fremder in der Schule nicht besonders freundlich aufgenommen worden; in den englischen Knaben ist der Nationalstolz besonders stark und sie sind Allen, was nicht aus ihrem Lande stammt, entgegen. Aber unser junger Freund wußte sich bei den Kameraden bald in Ansehen zu bringen, denn weder in der Klasse noch auf dem Spielplatz blieb er vor ihnen zurück. Er lernte fleißig, bewies es aber auch, daß nicht Britanniens Söhne allein den „Football“ schnellen und das „Cricket“ zu handhaben verstehen.

## VI.

Herr Dumas hatte in San Sebastian, einem kleinen spanischen Städtchen am mittelländischen Meer, den gesuchten ruhigen Aufenthaltsort gefunden. Hier lebte er mit den Seinen zurückgezogen und sparsam, sodaß ihnen die noch übrigen Geldmittel vollkommen genügten.

Josephine besuchte auch hier die Schule; jetzt kam es ihr zu Gute, daß ihr die spanische Sprache nicht ganz fremd war; wie wir bereits erwähnt, bezieht man sich ihrer auf San Domingo, und so kam es, daß unsere kleine Freundin in San Sebastian wie in Bordeaux in den Freistunden von den Schulkindern umringt wurde, denen sie wie damals bei Fräulein Dumont von der Heimath erzählte oder Negerlieder vorsang. Dann tanzte, sprang und spielte sie Pantomime nach des Landes Sitte mit den kleinen Spanierinnen um die Wette.

Die Eltern hatten an ihrem Töchterchen nur Freude, sie war ihr einziger Trost bei dem schweren Kummer, der auf ihnen lastete. Besonders die Mutter war meist traurig.

Josephine liebte sie dann, bis sie wieder lächelte; keinen Augenblick stand ihr Mäulchen still. Zum Vater sagte sie: „Oft muß ich weinen, wenn ich still im Bette liege und an ihn denke; aber Mama darf das nicht wissen, kommt sie Abends noch zu mir, so trockne ich schnell die Augen. Wenn ich aufwache, frage ich mich jeden Morgen, ob wohl Leo auch ein so gutes Bettchen hat wie ich.“

Wie oft staunen die Menschen, daß die Zeit auch für Jene rasch verfliehet, die sie in Kummer und Leid zu tragen haben! So ging es auch Leo's Eltern, wenn sie die letzten Jahre überblickten.

„Ist es nur möglich, lieber Carlos,“ sagte Frau Dumas eines Tages zu ihrem Gatten, „daß schon vier lange Jahre verfloßen sind, seitdem wir aus San Domingo vertrieben wurden? Frankreich, das mir von jeher als das bevorzugte Land des Friedens erschien, in dem wir unsere Kinder am Besten erziehen könnten, ist seit jener Zeit so unruhig, daß es uns selbst bis jetzt kein sicheres Unterkommen bietet. Wie freute ich mich darauf Paris zu sehen, und nun hängt mir, wenn du davon sprichst dahin zu ziehen.“

Frau Dumas' Furcht war übertrieben. Freilich war die große Stadt nicht ruhig — wilde Köpfe und harte Fäuste hat es darin von jeher gegeben — sie sind auch heute noch dort vorhanden — und die Regierung, welche die Franzosen ganz zu zügeln versteht, wird sich wohl sehr schwer finden lassen.

Herr Dumas hatte erfahren, daß mehrere seiner Landsleute während der Schreckenszeit unversehrt in Paris geblieben waren und hielt jetzt die Zeit für gekommen, wo er mit Frau und Kind sich selbst dort niederlassen könnte. Er hoffte, der Umgang mit Gleichgesinnten werde seiner Gattin eine wohlthuende Zerstreuung sein, und da die Weltstadt schon damals den Mittelpunkt des Verkehrs bildete, durfte er wohl annehmen, daß früher oder später eine Kunde vom Verschollenen leichter hierher bringen werde als anderwärts.

Hier waren die Erwerbsquellen besser als im kleinen San Sebastian, und Herr Dumas hoffte fest darauf, daß Frankreich noch nachträglich den aus San Domingo vertriebenen, französischen Colonisten zu Hülfe kommen werde.

All dieses bedachte die Creolin wohl kaum — die Mutter sehnte sich nach Paris, einzig und allein, weil sie hoffte, auch ihr Leo könnte dahin verschlagen werden.

In der großen Stadt waren die, bei der Flucht geretteten, Kleinodien besser zu verwerthen als anderwärts, und so verließen unsere Freunde abermals ihren Wohnsitz und machten sich auf die Reise nach Paris.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Allegorie.

Von H. Matt.



Einst entstand in diesem Lande, vielleicht in der Nähe des Lesers, ein mächtiger Kampf und ein glorreicher Sieg wurde gefeiert, über welchen zwar nie eine Zeitung Bericht erstattete. Schweigend sammelten sich die Mächte zur Kampfordnung, und ob auch laut die Trompete zum Angriff tönte, so wurde doch ihr Schall in der geräuschvollen, rastlosen Geschäftswelt nicht vernommen.

In einem Königreiche, das mit sich selbst zerriss, fand dieser

Kampf statt. Eine mächtige Rottte hatte gegen die Autorität der Vernunft sich empört, und drohte nun mit heilloser Verwirrung und Verwüstung.

Ein Weib in königlichem Schmucke und von bezaubernder Schönheit führte die aufrührerische Horde; ihre Stimme war reizend, ihr Blick fesselnd und ihre Bewegungen grazios. Ihrem Zauberblick war schwer zu widerstehen, und wenn sie denselben erhob und ihre süße Stimme ertönen ließ, beugten sich

Tausende und küßten ihr goldgewirktes, glänzendes Kleid, das sie trug. Der Name dieser Königin war Lustbarkeit.

Als Bedienteste hatte sie zwei Kammerjofen, welche Thorheit und Vergnügen der Welt hießen; diese reichten ihr den vollen Lustbecher, aus welchem sie trank und denselben dann ihren Anbetern reichte. Dieser Becher enthielt aber ein Gewürz, das die Kraft hatte, das Gewissen in einen todähnlichen Schlaf zu versetzen, und selbst über das grellste Unrecht eine teuflische Freude zu erzeugen.

Im Gefolge dieser Herrscherin hörte man Musik und Jubel, denn es folgte ihr ein festliches Heer, welches auf ihre Stimme lauschte. Mit Festgewändern, Blumen und Maien bekränzt zogen sie jubelnd und tanzend dahin. Alle Stufen, Klassen und Alter des Lebens waren da vertreten und schwelgten um diese Beherrscherin. Alte, ergraute und zitternde Greise hingen sich an ihr Kleid und baten um ihren Lustkeli. Jünglinge und Jungfrauen warfen sich ihr zu Füßen und verehrten sie; unzählbar war die Schar, die ihr zusaußte und huldigte; selbst Treue bis in den Tod schwuren sie ihr.

Einer, der bisher ein einfaches, reines Leben führte und der klaren Stimme der Vernunft gefolgt war, fühlte sich plötzlich ergriffen, es schwindelte ihm fast; ungenannte und zuvor nie gefühlte Wünsche und Gedanken bemächtigten sich seiner. Ein neues, ihm ganz fremdes Leben, erschloß sich vor seinem Blicke, und zwar so glänzend im Sonnenschein der Lust, daß er anfang sich zu beklagen, daß ein solches Leben ihm so lange fremd geblieben. Mit Zauberstimme fragte es ihn in seinem Innern: „Victor, warum zauderst du? Auf! schließe dich an und genieße das Leben, weil du noch lebst?“ Sein begieriges Ohr lauschte mit Lust der Schilderung der herrlichen Genüsse, die ihm der Herold der Gebieterin versprach; der Zauber des Momentes fesselte ihn und kannte ihn, während er auf diese Lockungen horchte. „Hier hat die Jugend Freiheit, wie sie es wünscht; hier findet der matte Geist die Labung, nach welcher er dürstet; hier findet die Leidenschaft volle Befriedigung. „Freuet euch des Lebens,“ ist mit goldenen Buchstaben auf unser seidenes Banner, als Motto geschrieben. Genieße was dir angeboten wird und folge uns.“

Victor seufzte und sehnte sich nach dem Genusse; er sah seine Freunde, seine Jugendgenossen und die ihm theuren Herzen der Gebieterin folgen, warum sollte er nicht auch mitziehen? Der lange Zug bewegte sich jubelnd an ihm vorbei; schwelgend, tanzend und scherzend luden sie ihn ein: „Komm, folge uns.“ Die Thorheit spielte ihre süßesten Melodien, das Vergnügen lehrte ihm sein unschuldigstes Gesicht und selbst die Gebieterin trank ihm ein „Profit“ zu.

Victor war bezaubert, schon gedachte er der Herrscherin die Hand zu reichen und einen Fußfall zu thun; doch in diesem Augenblicke fühlte er sich von einer zarten Hand berührt, und eine süße Stimme redete ihm zärtlich mahnend an. Der ernste geduldige Engel, den Gott der Menschheit zum Führer gab, stand neben ihm, den Finger warnend erhoben; aber mit gewinnender Liebe und Sanftmuth. Es war das Gewissen.

„Schau zu und merke,“ hieß es, „ich will eine Führerin herbeirufen, die mächtiger ist als jene buhlerische Herrscherin; glaube ihr und gehorche, dann entscheide.“

Es trat nun eine weibliche Gestalt hervor mit verschleiertem Angesicht und in aschgrauem Gewande, eine imposante ernste Gestalt; in ihrer rechten Hand trug sie einen Stab, der übernatürliche Kräfte besaß. Diese Gestalt winkte Victor, ihr zu folgen und reichte ihm die Hand. Ein eisiger Schauer überriefelte ihn, da er dieselbe ergriff; als plötzlich etwas

Glänzendes, als wäre es aus Sonnenstrahlen gewoben, wie ein Schleier von seinen Augen fiel. Der Zauber, der ihn gefesselt hatte, war gelöst, und in seinen Ohren tönte es, als würden gläserne und porzellanerne Gefäße zertrümmert; Sturm und fallender Regen rauschten mit Getöse an ihm vorbei, und das ganze Land lag in einer grauenvollen Finsterniß, daß Victor erzitterte. „Sei getrost und fürchte dich nicht,“ sprach jetzt seine Führerin, „dies ist bloß eine nöthige Schule der Zucht; merke auf, erstärke und sei tapfer!“

Victor erhob seine Augen und gewahrte ein menschliches Gerippe; es war die Herrscherin Lustbarkeit in ihrer wahren Gestalt, denn die heuchlerische, trügerische Larve war gefallen. Er erschrak und zitterte noch mehr. Er sah die Farbe in ihrem Angesicht war nur Schminke, das Feuer ihrer Augen war geborgt vom berausenden Lustbecher; all ihr Gold war Schein, die schönen Versprechen waren eitel Trug und Falschheit, und die Königin selbst ein thörichtes Truggebilde. Sie vergiftete das Leben derer, die ihr folgten, sie betrog die Jugend um ihr Glück und beraubte den Mann seiner besten Kräfte und Bestrebungen. An ihrem Hofe befand sich keine treue Seele, und in ihrem Gefolge waren Dämonen, die Tausende ins Verderben stürzten. Mord und Todtschlag waren ihre Diener, Schmach und Unehre ihr Rath, und der Unglaube war ihr Schleppträger. Unzeitiger Tod und zerstörtes Glück lagen auf ihrem Pfade, und ihre Altäre rauchten vom Blut ihrer Opfer. Ihr Wohlbehagen war an zerstörten Familien, zerbrochenen Herzen, geopferter Unschuld, zertrümmerter Tugend und allgemeiner Verwüstung.

Und Victor sah den Hauptgenossen und Liebling dieser sinnlichen Herrscherin Lustbarkeit; dieser war ihr treuester Diener und beständig ihr zur Seite; es war der Dämon Unmäßigkeit. Victor schauderte, als er diesem Niesen ins aufgedunsene Gesicht schaute.

„Komm, folge mir,“ sagte die Führerin traurig und schmerzlich; er folgte stille.

Nun erhob sie ihren Stab, und plötzlich wurde es licht umher; die Atmosphäre wurde lichter und heller; die Welt lag vor ihm in ihrer vollen und wahren Gestalt. Victors Herz athmete leichter und bebte unter heiligen Gefühlen. Süße Gedanken der Vergangenheit ergriffen ihn, Erinnerungen an seine Kindheit lehrten in sein Gedächtniß zurück und der gute Einfluß einer treuen, aber längst verstorbenen Mutter machte sich wiederum geltend. Er sah das Leben in seiner wahren Gestalt, und fühlte sich hingezogen nach einem hohen und edlen Ideal. Voller Dankbarkeit wandte er sich zu seiner Führerin und sprach: „Ich danke dir, du strenge aber heilsame Lehrerin! Meine Wahl ist getroffen und die Entscheidung ist gemacht; ich kehre um zu meiner ersten Treue, und bin nun bereit kampfesmutzig gegen diese falsche und schreckliche Gebieterin ins Feld zu ziehen, die mich so nahe in ihrem Neze hatte.“

„Du wirst siegen!“ antwortete die Führerin, „und siehe, ein Größerer denn ich wird dich leiten, folge ihm.“ Victor erhob seine Augen und sah eine hohe, edle Gestalt, herrlich weiß gekleidet; aus ihren Augen drang ein lebendiges und süßes Licht. Er bedeckte sein Angesicht und beugte sich.

Die Gestalt aber näherte sich zu ihm und sprach: „Mein Name ist Wahrheit.“ Sie führte ihn auf den Kampfplatz des ernsten Lebens; mit ihrem Schilde deckte sie ihn und er war unüberwindlich. Er begegnete der Herrscherin Lustbarkeit mit ihren treuesten Dienern, Augenlust, Fleischelust und hoffärtiges Leben; aber sie vermochten nichts gegen ihn,



denn ihn begleiteten Gerechtigkeit, Ehre und echte Liebe, und er war angethan mit den Tugenden eines reinen Herzens.

Victor kämpfte ritterlich auf dem Feld der Ehre für Recht und Tugend, die Wahrheit verließ ihn nie, ein reines Gewissen stärkte ihn, daß er dem Bösen allezeit widerstehen konnte. Aber den größten Sieg hatte er in seinem Herzen gewonnen; dort war es, wo das Reich zerfiel; Vergnügen

und Lustbarkeit lockten ihn von Außen, aber sein Gewissen hielt ihn zurück.

O wie edel ist die Menschenseele, die den Versuchungen der Welt Widerstand leistet und einen herrlichen moralischen Sieg behält! Es muß Freude erzeugen im Himmel vor den Engeln Gottes über solch erhabenen Triumph — über einen Sünder, der Buße thut und dann im Glauben der Wahrheit folgt!

## Um Pfingsten.



„Es rauschet, als wollte es regnen.“ — 1. Kön. 18, 41.

Voll Staub sind die Brunnen, voll Hunger das Land,  
Nicht Laub noch Lieh in den Fortien,  
Und unter des ehernen Himmels Brand  
Ist die Erde geängstet zerborsten.  
Da wirft sich Elias aufs Antlitz und fleht,  
Und eh noch die thaulos gelegnen  
Gefilde es ahnen, vernimmt der Prophet:  
„Es rauschet, als wollte es regnen.“

Und als die Tage der Pfingsten erfüllt,  
Und als auf das bangende Fragen  
Der Scharen es laut der Apostel enthüllt,  
Wen sie am Charfreitag erschlagen —  
Thut Buße, so ruft er, der Götze gebeut's,  
Und will in dem Heiland euch segnen!  
Sie eilen zur Taufe, sie eilen zum Kreuz,  
„Es rauschet, als wollte es regnen.“

Und wo an dem Zaun ein verlornor Sohn,  
Der das Haus seines Vaters verachtet,  
— Die Träber zur Speise, die Reue zum Lohn —  
In Lumpen und Schande verschmachtet:  
Was stimmt ihn plötzlich so weich und mild,  
Was beugt ihn, den trotzig Verwegnen?  
Das Heimweh ins Herz und ins Auge ihm quillt,  
„Es rauschet, als wollte es regnen.“

Und wieder soll es um Pfingsten geschehn  
Vom Herrn aller Gaben und Gnaden,  
Es soll sich in heilig flammendem Wehn  
Ein Wetter des Geistes entladen.  
Und wie er vor Zeiten der Kirche erschien,  
So will er ihr wieder begegnen!  
Sei stille dem Herrn und warte auf ihn,  
„Schon rauscht es, als wollte es regnen!“

R. Kögel.

## Greenwood Cemetery.

Von W. T. Hennings.



Oben der Anblick eines Friedhofes erweckt im Gemüthe eine eigenthümliche Regung, wenn auch des Lebens rasches Treiben dem stillen Sinnen nicht lange zu weilen verstatet. Treten wir aber ein, sei es auch nur um die Verlichkeit kennen zu lernen oder sich auf ein Stündchen einer beschaulichen Zurückgezogenheit hinzugeben, so überkommt es uns gar bald, als wanderten wir in einem Reiche unsichtbarer Schatten. Sie wandelten einst, wie wir, dieses Weges, und überließen sich wohl ähnlichen Betrachtungen und — wer weiß wie lange, dann wird unser Leib auch hier niedergelegt. So spricht es zu uns in unhörbarer und doch so deutlicher Sprache.

Der Gelegenheit hatte, eine Anzahl solcher Ruheplätze zu besuchen, und betrat dann auch jenen am Südwestende von Long Island, der unter dem Namen Greenwood Cemetery gar vielen Abgeschiedenen der großen Metropole New York zum Punkte letzter Ruhe wird, der kann nicht umhin, denselben als ganz besonders bevorzugt zu bezeichnen in mehr als einer Beziehung. Drei Seiten der hohen Ufer werden von den Wogen des Meeres bespült, und die heilsamen Brisen desselben halten die Luft beständig frisch und rein. Der Boden ist sehr uneben und hebt damit die Mannigfaltigkeit der Scenerie. Hügel bilden kleine Täler, zwischen welchen sich Wege und schmale Bäche hindurch winden, welche letztere hier und da in kleine Seen münden. In diesen spiegeln sich schöne Gruppen herrlicher Bäume aller Art, abwechselnd mit Grabmälern oder kapellenartigen Gewölben, die an Abhängen haften, mit einem Hintergrunde alter pittoresker Tannen. Um Monumente in reicher

Mannigfaltigkeit, vom säulengetragenen Tempel bis hinab zum einfachen weißen Stein, ziehen sich, sei es hinter kostbarer Einzäunung oder gänzlich ohne solche prächtige Blumenpflanzungen und wohlgepflegte Rasenplätze mit Cypressen, Trauerweiden und andern passenden Gewächsen. Wo die, zuweilen über nette Brücken führenden, vortrefflich gehaltenen Wege sich kreuzen, findet man die Namen derselben bezeichnet als Avenues oder Vista's, Wege und Pfade, theils numerirt, theils mit Namen berühmter Personen versehen.

Um ein Gesamtbild zu haben vom Umfang des Ganzen, von der Zweckmäßigkeit der Eintheilung, mit voller Berücksichtigung der Anforderung des Schönen und Charactervollen, ferner wie stark es schon besetzt ist von der schweigsamen Bevölkerung, muß man den höchsten Hügel in dieser Todtenstadt erklimmen. Aber der erste Eindruck, den man dort empfängt, gilt freilich nicht dem Friedhofe, denn das Auge wird überwältigt durch die Weite ringsum, ehe es sich sammelt zum beschauen des Nahen. Nach Osten und Süden liegt unbegrenzt das Meer. Weiter südwestlich und westlich tauchen Inseln auf und die Küste von New Jersey. Gegen Norden, in nebelhaften Umrissen, erstreckt sich Gothams Häusermeer mit seinen Thürmen, an welches sich, näher hervorgerückt, Brooklyn fügt. Dazwischen, auf der glitzernden Wasserfläche, kreuzen zahllose Fahrzeuge, vom mächtigen Ozeandampfer und hochragenden Dreimaster unter vollen Segeln bis hinab zum kleinen Ruderboot kaum erkennbar, auf den Wellen tanzend. Aber weit aus darüber hin spannt der Himmel sein Zelt mit den schönen Wolkenformen und dem reichen Farbenpiel, das je nach der

Stunde des Tages wechselt. Von dort endlich kehrt das Auge, gesättigt im Anblick der Unendlichkeit, zurück zur eigenen nahen Umgebung. Hier aber wird dann und wann die Ueberschau gehemmt von niedern Anhöhen oder großen Baumgruppen; doch gewährt eine sorgfältige Prüfung ein leidlich befriedigendes Bild von der Eintheilung und Benutzung des Ganzen. Schon ist der größere Theil reichlich besetzt mit den weißen,

Wohl sollte man meinen, daß der Raum bald gänzlich besetzt sei; indessen wird je und dann durch Ankauf benachbarter Farmen dafür gesorgt, daß es nicht am Erforderlichen gebricht. Ueberdem ist es ja auch nicht der einzige Platz, auf dem New York seine Todten bettet. Nördlich, in Westchester, gibt's noch einige, die sogar noch Das voraus haben, daß sie leichter zu erreichen sind. Aber Greenwood ist doch der her-



Eingang zu Greenwood Cemetery.

weithin scheinenden Punkten und Pünktchen, welche die Grundschrift bilden von der Geschichte des Ortes und der Sterblichkeit des Menschen, reich oder arm, alt oder jung, und — was sich nicht erkennen läßt vom äußern Beschauen — gut oder böse. Sie alle ruhen hier friedlich nebeneinander; wie es aber um die Geister steht, die einst darinnen wohnten, — da schweigt der Mund.

vorrangendste Friedhof, theils durch sein Alter, theils durch die Erinnerungen, die sich daran knüpfen, und seine äußere Ausstattung.

Von New York aus setzt man mittelst der Südferry über nach Long Island und erreicht dann, nach etwa halbstündiger Fahrt, das imposante Eingangsthor, welches die beistehende Illustration recht gut repräsentirt. Sobald der Leichenwa-



wagen unter dem Portal anlangt, beginnt eine Glocke in langsamen Schlägen das Alter desjenigen zu verkünden, welcher zu seiner Bestattung eingeführt wird. Ist es eine hochbe-

jahrte Person, so hört man noch lange die Töne erklingen, während vielleicht schon der Sarg der Erde anvertraut wird. Es trägt würdig zur Feier der Bestattung bei.

## Das letzte Pfand.

Von Molitor.

In der großen Stadt London gibt es viele prächtige, schöne Straßen, aber auch schmale, finstere Gassen mit hohen, alten, vom Rauch geschwärzten Giebelhäusern. In der Dachkammer eines solchen Hauses wohnte ein alter Mann mit einem kleinen, niedlichen Mädchen — es war seine Enkelin. Tiefe Furchen des Grams und Kummers lagen auf dem Antlitz des Greises, der in einem Lehnstuhle saß und dumpf vor sich hinstarrte. — Die kleine Rosa kauerte zu den Füßen des armen Großvaters und weinte still vor sich hin. —

Die bitterste Noth war an die Weiden herangetreten. So weit es seinen schwachen Kräften möglich war, hatte der gute Großvater wenigstens durch leichte Arbeiten so viel verdient, daß er sein und seiner Enkelin Leben fristen konnte. Aber nun hatte ihn eine langwierige Krankheit schon Monate lang ans Bett gefesselt, so daß der kärgliche Verdienst aufhörte und ein Stück des Hausraths nach dem andern ins Pfandhaus wandern mußte und nur noch die nothdürftigsten Möbel übrig geblieben waren.

Die alte Bibel auf dem wurmfressigen, wackeligen Tische lag aufgeschlagen da, aber heute vermochte der arme Alte nicht hineinzuschauen. Es war zu viel des Glends über ihn gekommen, und er fühlte sich fast von Gott und Menschen verlassen mit seiner lieben, kleinen Enkelin. — Morgen sollte er die Dachkammer räumen, so hatte ihm der hartherzige Hauswirth gesagt. Und es war so bitter, bitter kalt draußen, daß selbst die Mittagssonne nicht die Eisblumen von den Fenstern weg-schmelzen konnte. —

„Großvater, du hast heute noch nichts zu essen gehabt, bist gewiß recht hungrig,“ sagte traurig das Kind und schaute zu dem alten Manne empor. Diese Frage schnitt dem Greis ins Herz; wußte er doch, daß Rosa diesen Tag selbst noch nichts Warmes genossen hatte. — Schweigend legte er seine Rechte auf das blonde Köpfchen der Kleinen, während ein Paar schwere Thränen seine gefurchten Wangen hinabließen.

Endlich stand er auf, ging nach einem Wandschrank und holte einen goldig glänzenden Gegenstand daraus hervor. Es war ein Medaillon, welches das Bild einer schönen, jungen Frau zeigte — die Tochter des alten Mannes.

„Sieh, Rosa, das ist das Bild deiner verstorbenen, seligen Mutter; — o wie weh thut es mir, daß ich mich von diesem letzten, theuren Andenken trennen muß, aber du herziges Kind, ich kann dich nicht mehr länger leiden und entbehren sehen, darum geh und trage es ins Pfandhaus; ein Paar Thaler wird uns der Pfandleiher wohl dafür geben, und wir können dann für einige Wochen unser Leben fristen.“

Sorgfältig hüllte der Greis das goldene Medaillon in ein Stück Papier, nachdem er zuvor noch einmal die lieblichen Züge des schönen Frauenantlitzes betrachtet hatte.

Schweigend nahm Rosa das theure Andenken und verließ das Zimmer. Aber auf der dunklen, morschen Treppe löste sie die Papierhülle und drückte schluchzend das Bild der tohten Mutter an die Lippen.

Der Pfandleiher hatte für das Medaillon eine ziemlich Summe gegeben, so daß sich Großvater und Enkelin für eine Zeit lang der bittersten Noth erwehren konnten. — Auf inniges Bitten des kleinen Mädchens hatte der Juwelenhändler das Medaillon ins Schaufenster gehangen, so daß Rosa jeden Tag das Bild ihrer geliebten Mutter sehen konnte. Und trotz der strengsten Kälte kam die Kleine einen Tag um den andern und stand oft eine Viertelstunde lang vor dem Schaufenster still, ihren Blick fest auf das Medaillon gerichtet.

Aber bald ging auch der Erlöss des letzten Pfandes trotz der größten Sparsamkeit zur Neige. Wie weh that es der kleinen Rosa, wenn sie in das gramdurchfurchte Antlitz des Großvaters sah! Aber es lag doch keine Verzweiflung in seinen Zügen, der alte Mann hatte seinen Gottesfrieden wieder gefunden und sich in stiller Ergebung dem harten Loos gefügt, das ihm und der Enkelin beschieden.

„Rosa, das ist unser letztes Geld, geh kaufe Brod und Fleisch für eine warme Suppe, das wird uns gut thun; aber weine nicht, Kind, der liebe Gott wird uns weiter helfen, er kann mich alten Mann und dich liebes, herziges Wesen nicht umkommen lassen, nein, das thut er nicht,“ sagte tröstend der Großvater und streichelte die blassen Wangen des Mädchens.

Rosa ging. Das kleine Herz war ihr so voll und weh, daß sie draußen im dunklen Flur auf ihre Knie fiel und zu Gott betete, wie es nur eine unschuldige Kinderseele zu thun vermag. Da wurde ihr so wunderbar leicht zu Muth, daß sie fast fröhlich die Treppe hinabeilte und sich bald, ohne daß sie es kaum wußte, vor dem Schaufenster befand, um nach gewohnter Weise das Bild der seligen Mutter zu betrachten. Doch kaum hatte sie eine Weile dagestanden, so trat plötzlich der Pfandleiher heraus, ergriff das erschrockene Kind beim Arme und führte es in den Laden. Hier befand sich ein rüstiger, sonnenverbannter Seemann, der die erstaunte Kleine voller Jubel und Freude herzte und liebte — Rosa hatte ihren seit langen Jahren verschollenen und als todt betraurten Vater wieder gefunden!

Vergeblich hatte der Seemann nach den Seinen überall geforscht, bis er im Vorübergehen das Bild seiner Gattin in jenem Schaufenster erblickt und sich bei dem Pfandleiher näher erkundigt hatte. Zwar dämpfte eine stille Trauer um das dahingeschiedene junge Weib seine Herzensfreude, aber er fühlte sich doch glücklich, seinem lieblichen Töchterchen und dem alten, braven Großvater noch zur rechten Zeit von Gott als Helfer gesandt worden zu sein, und eine liebe Tochter, das Ebenbild ihrer Mutter, an sein Herz zu drücken.

Im behaglichen Hause wohnen jetzt die drei glücklichen Menschen zusammen. Alles ist funkelndagelneu hergerichtet in den schönen Zimmern — nur die alte Bibel und das Medaillon hat der Großvater aus der dunklen Dachkammer mitgenommen; selbstverständlich hatte der wackere Schwiegersohn das letzte Pfand vorher ausgelöst.

## Die Wunder des Meeres.

Nach Quellen bearbeitet von J. Jauh.

## V.

Das Meer, das so groß und weit ist, da wimmelt es ohne Zahl, beide große und kleine Thiere. — Ps. 104, 25.

Wie wimmelt's in den weiten Meeren  
Von großen und von kleinen Heeren;  
Der Fische König spielt hier.  
Die Schiffe finden ihre Bahnen  
Selbst auf den wilden Oceanen  
Geführt, erhalten, Gott, von dir,  
Herr, Alles wartet auf der Erde,  
Im Meer und in der Luft auf dich,  
Daß es von dir gesättigt werde;  
Du segnest; sie erquiden sich.

Sturm.



So nur der Seefahrer erscheint, findet er den Ocean auf die eine oder andere Weise belebt; von den eisigen Ländern um den Nordpol, bis zu den lieblichen Inseln der Südsee und wieder bis zu den Polargegenden, überall tritt ihm ein Reichthum in der Welt der Meer-

thiere entgegen, der nur durch die Mannigfaltigkeit ihrer Gestalt übertrifft wird. Da wimmelt es von Quallen,

Krustenthieren und Weichthieren aller Art; den Boden bekleiden unzählige Korallen, oder diese steigen, belebt von Billionen emsig bauender Geschöpfe, aus dem Grunde empor.

Diesmal soll unsere Betrachtung den Weich- oder Schalthieren, die man auch Molusken nennt, gelten. Die Schalthiere machen einen sehr großen Theil der Meeresbewohner aus. Sie wohnen in einem mehr oder weniger kaligen Gehäuse, in welchem sie angewachsen sind. Diese Gehäuse oder Schalen kann man gewissermaßen als die Knochen dieser Thiere be-

zeichnen. Man sieht an ihnen nichts als Auftröhren, ein Maul und bisweilen eine Art von Fuß. Im Gegentheil haben die meisten Schnecken einen Kopf, Hörner, Augen, Maul, 2c.

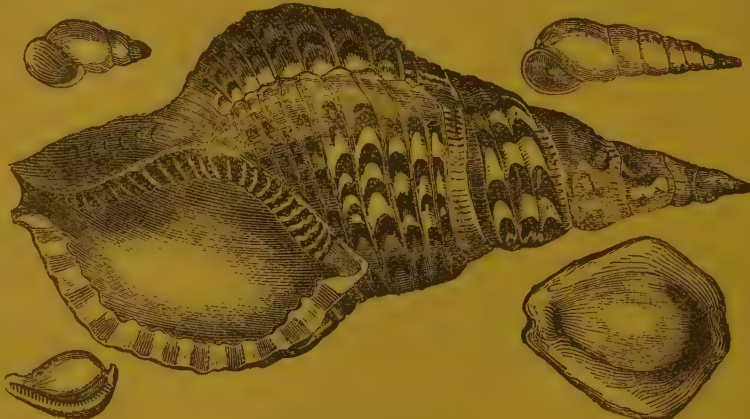
Mit Rücksicht auf die Fortpflanzung findet sich eine Verschiedenheit unter den Weichthieren. Einige haben getheilte Geschlechter, andere sind Zwitter und noch andere scheinen gar kein Geschlecht zu haben. Einige bringen Eier, andere lebendige Junge zur Welt. Sobald die Schalthiere zur Welt kommen, sind sie schon mit ihren Schalen umgeben. So wie aber das Thier wächst, so vergrößert sich auch zugleich die innen mit einer garten Haut bekleidete Schale nicht allein in der Dicke durch lauter über einander liegende Blätter, sondern auch im Um-



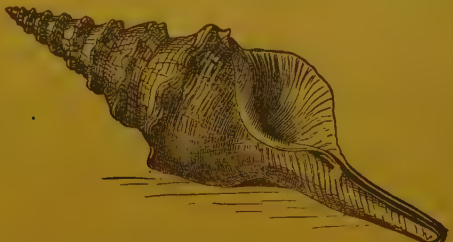
fange, indem sie immer mehrere Gewinde erhalten, so wie sie immer älter werden. Es sind theils pflanzens- und theils fleischfressende Thiere. Zum Theil liegen sie auf dem Boden des Meeres und an den Klippen unbeweglich und theils schwimmen sie auf der Oberfläche.

Unter den Schnecken befinden sich

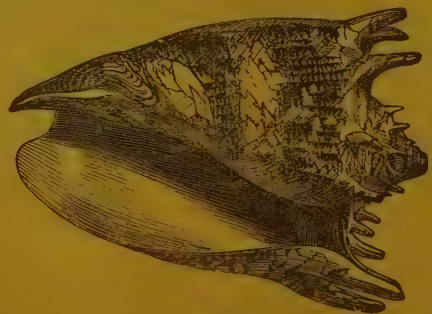
auch gänzlich schallose oder nackte Thiere, und unter diesen sei hier nur ein überaus hübsches und wunderbar aussehendes Geschöpfchen dem Leser vorgeführt, nemlich die gemeine Bäumchenschnecke, so genannt, nicht etwa weil sie sich auf den Bäumen des Waldes aufhält, denn sie lebt in der Tiefe, son-



Schnecken- und Schalthier-Schalen.

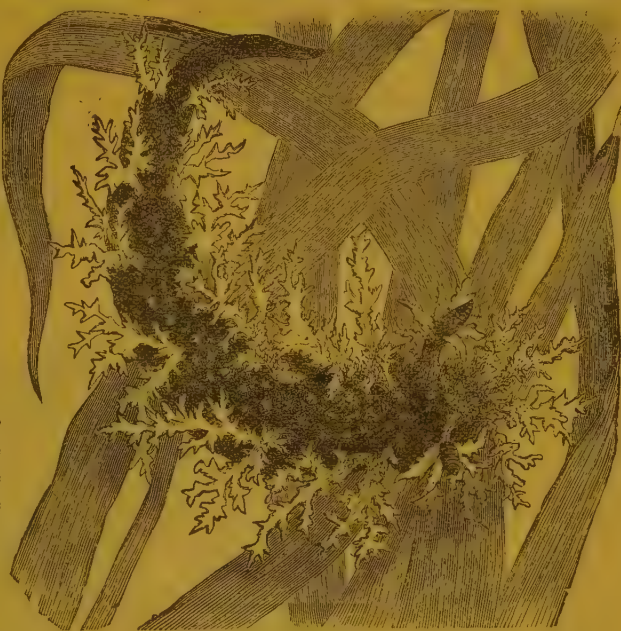


den wegen ihres schlanken Baues, und besonders wegen der zierlichen, baumartig verzweigten Anhänge, die zu fünf bis sechs Paaren auf ihrem Rücken und im Halbkreis auf ihrem Vorderrande stehen. Während die Schnecke ruht, hängen diese Zweige zu beiden Seiten herab, wie ein weicher Strauch;





wenn sie sich aber vorwärts bewegt, streckt sie ihre beiden Fühlhörner weit aus, und alle Zweige dieses lebendigen Bäumchens richten sich frisch und lebenskräftig empor, und das Thier bietet einen wunderlieblichen Anblick. Es sollen sehr kampfluftige Thierchen sein. Sie greifen mit Muth ihre Beute an, die oft gleichstark und bisweilen ihnen noch überlegen sein soll. In solchem Fall kehren sie dann in einem sehr bedenklichen Zustand vom Kampfplatz zurück, indem ihre Zweige zerlegt, oder gar abgerissen sind. Jedoch haben sie das Vermögen, verlorene Theile bald wieder durch neue zu ersetzen. Ein Herr Jones hat beobachtet, daß eine solche Schnecke ihre verlorenen Zweige innerhalb zwei Wochen wieder durch neue ersetzt hatte.



Bäumchenschnecke.

Ein sehr interessantes Thier ist der zur Familie der Mollusken, und unter diesen zur Ordnung der Kopffüßler gehörige Nautilus, welcher viel Ähnlichkeit mit dem Tintenfisch hat, wovon im vorigen Artikel die Rede war. Man nennt ihn auch Schiffsbott, weil er so ganz frei in einer kahnförmigen, sehr zarten, quengeriffelten, spiralgerollten Schale sitzt und zwar in derselben nur die letzte Kammer bewohnt; die inneren bleiben leer und dienen als Schwimmblase. Sogar die Ruder fehlen an diesem Boote nicht, sondern hängen auf jeder Seite desselben weit unter das Gehäuse herab, bestehend in sechs gleichen mit vie-

so zieht das Thier seine Arme ein, drängt sich in seiner Schale zusammen und senkt sich in die Tiefe des Meeres hinab. Der Körper des Thieres ist perlmutterweiß, mit rothen und braunen Punkten besetzt. Im Juni trägt das Weibchen in seinem Innern traubenförmige, nierenförmige Eier und die Jungen zeigen schon im Ei die Spur der Schale. Wie stolz und anmuthig treibt der Nautilus auf den Wogen dahin und richtet seine Segel anmuthig nach dem Winde. Die alten Dichter sahen in ihm das reizende Modell des gewaltigen Schiffes, welches, von kühner Menschenhand gebaut, furchtlos die schäumenden Wellen durchrauscht. Der abergläubige Römer betrachtete die Begegnung mit diesem Thiere als einen freundlichen Gruß der schirmenden Gottheit, welche ihm dadurch eine glückliche Reise anzeigen wolle. Unter den zahlreichen Arten der zweiten Hauptfamilie der Muschelthiere verdient hier die Auster besonderer Erwähnung.

Die Auster lebt zwischen zwei flachen, kalkartigen Schalen, die zuweilen die Größe der Hand eines erwachsenen Menschen erreichen, ziemlich dick sind und auswendig eine blätterige schieferige Oberfläche haben. Das Thier kann die beiden Schalen, mit welchen es sich übriggens durch einen eigenthümlichen, kalkigen Klebstoff am Meeresgrunde oder an Pfählen anheftet, beliebig öffnen und schließen. Gewöhnlich siedeln sich die Auster in großen Mengen an- und nebeneinander auf dem Sande des Meeres an, so daß diese Ansiedlungen lange Reihen „Bänke“ bilden, und daher „Austernbänke“ genannt werden.

Zu ihrem Fortkommen bedarf die Auster unbedingt das salzhaltige Meerwasser; die schwachsten werden jedoch an solchen Stellen gefunden, wo der Salzgehalt des Meeres entweder durch einen größeren Fluß, der ins offene Meer geht, oder durch kleinere Flüsse, die sich in eine Bucht ergießen, gemildert wird.

Da die Auster sehr wohlschmeckend sind und verhältnißmäßig sehr theuer verkauft werden, so sucht man ihre Vermeh-



Nautilus.

len Saugnapfen versehenen Armen. Zwei weitere flosserartig erweiterte Arme dienen ihm, um sich in der Schale festzuhalten. Sind die Wellen rauh und das Wetter stürmisch, oder zeigt sich Gefahr durch die Annäherung eines Schiffes,



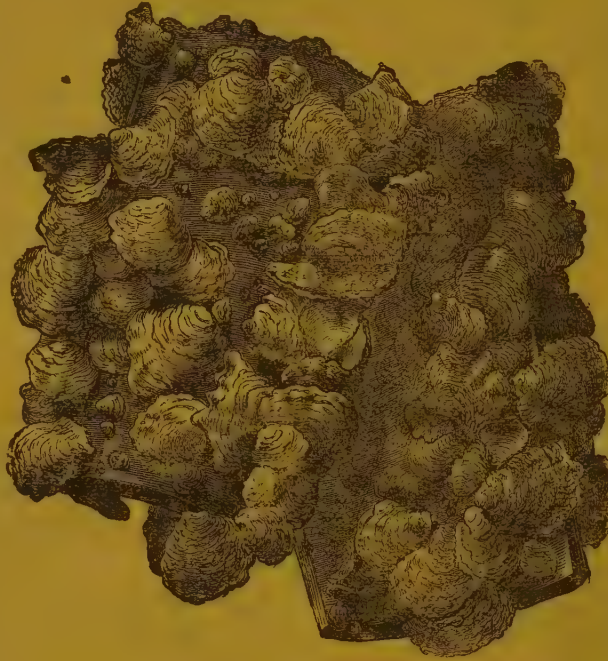
rung überall, wo sie gedeihen, zu befördern, und baut für ihre Züchtung besondere Anlagen. Am meisten ist für die künstliche Austerzucht in England geschehen. Die reiche Hauptstadt dieses Landes (London) verschaffte der Auster bald einen so guten Absatz, daß man darauf bedacht war, in der Nähe immer einen gehörigen Vorrath zu haben, sie aus weiterer Ferne brachte und zur Seite der Themsenmündungen künstliche Bänke von ihnen anlegte. Da es sich nun fand, daß bei einer Milderung des Seewassers durch mäßigen Zutritt von Flußwasser die Auster bei Kennern noch beliebter wurden, so wird diese Art halb künstlicher Austerzucht jetzt in sehr großem Maßstabe betrieben. Die jährliche Zufuhr nach London beträgt allein etwa neunzig Tausend Schefel, wovon etwa ein Viertel weiter ins Land und außer London verschickt wird.

Auch in Frankreich wird die Austerzucht im Großen betrieben. Einen Weltruf haben die Austerparis (große Wasserbauten für die Austerzucht) von Marennes und Cancale, im Norden Frankreichs, erlangt. Die Paris haben verschiedene Abtheilungen, in welchen die Auster je nach Größe, Alter und den verschiedenen Graden ihrer Mästung untergebracht werden. Zwölf bis vierzehn Monate alt, kommen sie in die Behälter; nach vier Jahren sind sie reif und gelangen dann in den Handel. In Frankreich hat die Austerzucht, namentlich in den letzten Jahren, einen großen Aufschwung genommen. So wurden z. B. 1874 in der Stadt Arcachon allein elfhundert und siebenundsiebzig neue Austerparis gegründet. In ganz Frankreich beläuft sich der Verkaufspreis der Auster allein auf zwei bis dritthalb Millionen Francs. Die Stadt Paris verbraucht jährlich fünf- undsiebzig bis achtzig Millionen Stück Auster.

Der Fang der Auster ist leicht, wo die Bänke in so geringer Tiefe unter der Oberfläche des Wassers liegen, daß sie zur Zeit der Ebbe ganz frei stehen und die Auster einfach mit der

Hand gepflückt werden können. Wo dies aber nicht der Fall ist, bedient man sich eines Netzes mit einem schweren eisernen Rahmen, dessen eine am Boden schleppende Rante mit Zähnen, gleich einer Egge besetzt ist. Segel und Ruder der kleinen mit fünf bis sechs Leuten bemannten Boote werden so gestellt, daß das Fahrzeug nur ganz langsam vorwärts kommt, und das Schleppnetz, das an einem Seile nachgezogen wird, sich tief einwühlen und die vom Grunde losgerissenen Auster aufnehmen kann.

Im Juni ist das ganze Thier voll Eier, deren Menge man auf mehrere Millionen schätzt; im Juli und August verlassen die ausgewachsenen Jungen die Mutter, sind im nächsten Frühling so groß wie ein Centstück, können sich zweijährig schon fortpflanzen, werden aber erst, wenn sie vier Jahre alt sind, zum Essen gebraucht. Die jüngeren sammelt man dagegen, wenn man neue Austerbänke anlegen will, wo man sie ins Wasser wirft, was man „säen“ nennt.



Bein Monate alte Auster auf einem mit Cement bedeckten Flegelstein.

in Ostindien wurde einst von ungefähr mit einem Unter eine Auster herausgezogen, deren fleischiger Theil über hundert Pfund wog. Ihre zwei Schalen werden noch in der königlichen Kunst- und Naturalienkammer in Kopenhagen gezeigt und jede hat am Gewichte zwei hundert und vierundzwanzig Pfund, im Umfange acht und einen halben Fuß, und im Durchmesser vier und einen halben Fuß. In des ehemaligen Chevalier Hans Sloane in London vortreflicher Sammlung natürlicher und künstlicher Merkwürdigkeiten kann man eine zackige Austerchale sehen, die im Durchschnitt ihrer größten Länge fünf Fuß hat.

(Schluß dieser Abhandlung im nächsten Heft.)

## Die Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther.

Von Dr. B. Picl.

(Schluß.)

Ein andern Aufschwung erhielt das Lied durch die sogenannten Ketzer, die von der päpstlichen Kirche sich losgemacht, und nach dem Vorgang der Waldenser und Albigenser auch in Deutschland unter sich geistliche Lieder in der Muttersprache sangen und überallhin zu verbreiten suchten. Die um diese Zeit sich entfaltende sogenannte mysti-

sche Theologie, deren Hauptvertreter Johann Tauler war, gerade wie im folgenden Jahrhundert Thomas a Kempis, blieb auch nicht ohne Einfluß auf das Kirchenlied, insofern sie ihre Gedanken ins Lied hineintrug, und so haben wir aus dieser Zeit mehrere schöne Lieder, deren Verfasser Tauler (†1361) ist, wie



„Uns kommt ein Schiff gefahren.“  
 „Ich muß die Creaturen fliehen“ 2c.

Diese mythischen Lieder, deren ungefähr noch vierzig erhalten, wirkten jedoch weniger auf den allgemeinen geistlichen Volksgesang ein, sie waren mehr für die Stillen im Lande. Einen größeren Einfluß übten die geistlichen Lieder der *Flagellanten* oder *Geißler*. Nachdem in Italien unter dem Drang der Bürgerkriege in Folge der Predigten des Dominikaners Venturinus zu Bergamo eine Geißlerfahrt nach Rom stattgefunden, um sich dort Ablass zu holen, griff nicht lang darnach in Deutschland, wo nach vorangegangener Theuerung im Jahre 1348 eine große Pest, der schwarze Tod genannt, über 1,000,000 Menschen weggerafft, bei 2000 Ortschaften völlig verödet und die gewohnte Ordnung der Dinge ganz und gar aufgelöst hatte, das Volk, welches wegen der Kaiserwahl seit 1346 unter dem Interdict und Bannfluch des Papstes lag und von seinen Geistlichen die Tröstungen der Kirche nicht mehr zu genießen hatte, im Jahre 1349 zur Selbsthilfe, indem es sich unabhängig von Kirche und Geistlichkeit zu gemeinschaftlichen Geißelungen entschloß, um den erzürnten Gott zu versöhnen und sich so auf das nahe gelaubte Ende der Welt vorzubereiten. Haufen von 100 bis 200 Geißlern durchzogen in Procession mit Ketzen, Kreuzen und Fahnen scharenweise, auf den Mänteln und Hüttlein rothe Kreuze tragend, die Lande, und sangen bei ihrem Einzug in einen Ort und sodann bei ihren Geißelungen, womit sie meist auf dem Kirchhof des Ortes sich die Rücken blutig schlugen, eigens hiezu verfaßte Lieder oder Reisen. Von diesen Reisen nannte man sie auch die *Voßkenbrüder*.

Obwohl es dem Papst Clemens VI. gelang, diese Geißelfahrten zu unterdrücken, so wollte es mit dem Volksgesang, der durch die Reisen der Voßkenbrüder in ganz Deutschland angeregt war, nicht gelingen. In diesem Jahrhundert zeigt sich auch schon der erste Versuch einer Umbichtung weltlicher Lieder in geistliche, ebenso zeigte sich auch bereits die erste Spur eines geistlichen *Mischliedes*, indem abwechselungsweise lateinische und deutsche Zeilen unter einander gemischt sind, in dem zu einer großen Verbreitung in den Volkskreisen gelangten Weihnachtsliede:

In dulci jubilo  
 Nun singet und seid froh, 2c.

Erst im 15. Jahrhundert und namentlich gegen das Ende desselben bis ins 16. Jahrhundert hinein fing aus dem immer allgemeiner werdenden deutschen geistlichen Volksgesang der deutsche Kirchengesang entschieden sich zu entwickeln an.

An der Spitze des Jahrhunderts steht *Johann Huß* in Böhmen mit seinem reformatorischen Eifer für Reinigung der Kirche und Verbesserung des christlichen Lebens. In Böhmen und Mähren hatte es in früheren Zeiten nie an Solchen gefehlt, die gegen den Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienst laut und öffentlich protestirten. Das kam daher, daß das Christenthum in Böhmen und Mähren nicht von römischen, sondern von griechischen Missionaren eingeführt worden. Für die bekehrten Slaven hatten die beiden Mönche Cyrillus und Methodus den Psalter und das Neue Testament ins Slavische und Serbische übersetzt und ebenso war die griechische Liturgie in slavonischer Sprache eingeführt worden. Zwar war es Rom gelungen die lateinische Sprache für den kirchlichen Gebrauch zu erzwingen, aber die Erinnerung an das verlorene Gut blieb stets im Volke reg, und in der Mitte des 14. Jahrhunderts sehen wir bereits, daß Prediger,

wie Stüdnä (†1369), Milicz (†1374) und Matth. Janov (†1394), das verlorne Gut wieder zu erringen suchten. In die Bahn dieser Kämpfer trat auch *Joh. Huß*, seit 1398 Professor der Theologie zu Prag, und seit 1402 zugleich Prediger an der dortigen Bethlehemskirche. Huß predigte in der Muttersprache und der Andrang zu seinen Predigten war ein ungeheurer. Um den ganzen Gottesdienst in der Muttersprache halten zu können, verfaßte er selbst mehrere Lieder in böhmischer Sprache zum Singen in der Kirche. In dieser Beziehung folgten ihm auch Hieronymus von Prag, Jakob von Misa, u. a. Die Kirchenversammlung zu Kostniz hatte zwar Hußens Verbrennung beschlossen, aber das von ihm ins Leben gerufene Werk konnte nicht mitverbrannt werden, und seine Lehre wurde überall verkündigt. Blutige Kämpfe folgten der Verbrennung Hußens, und aus diesen Kämpfen heraus schälten sich als der Kern die sogenannten „*Böhmischen Brüder*,“ heute besser bekannt durch ihre Nachfolger „*die Herrnhuter*.“

Im Jahre 1501 besaßen die Böhmen schon ein gedrucktes Gesangbuch mit 92 Liedern: *Pijesnický Suchovní*, Prag 1501, Cl. 8°, wovon noch ein Exemplar im böhmischen Museum zu Prag vorhanden ist.

Der Vorgang der Hussiten in Böhmen konnte nicht ohne Einfluß bleiben für Deutschland, zumal zu einer Zeit wo der Schrei nach Reformation immer lauter und lauter wurde. Aber noch ein anderer Anstoß erfolgte für Deutschland zu gleicher Zeit von den Niederlanden her mittelst der daselbst gegen das Ende des 14. Jahrhunderts durch Gerhard Groot und Florentius Radewins im Utrechter Bisthum gegründeten Brüderhäuser der „*Brüder vom gemeinsamen Leben*,“ unter denen auch Thomas a Kempis gelebt und gewirkt, und 1415 seine segensreiche Schrift von der Nachfolge Jesu geschrieben hat. Nach ihrem Muster entstanden bald in Deutschland solche Brüderhäuser, die sich das Werk der inneren Mission, der christlichen Volks- und Jugendbildung zur Aufgabe gemacht und dabei den Grundsatz aufgestellt, daß die Muttersprache überall zur Anwendung kommen solle. Die um dieselbe Zeit erfundene Buchdruckerkunst trug dazu bei, daß Schriften und Tractate in deutscher Sprache schnell und wohlfeil gedruckt wurden, und je mehr das Volk zu Hause in der deutschen Sprache sich erbauen konnte, desto mehr war der Widerwille gegen den Gebrauch einer Sprache beim Gottesdienst, die es kalt lassen mußte. Unter solchen Verhältnissen erhielt das deutsche Kirchenlied auch naturgemäß eine größere Aufmerksamkeit, und wenn auch der deutsche Kirchengesang der römischen Kirche stückweise abgerungen wurde, ein Schritt zum Besseren war geschehen.

Was am ehesten errungen wurde, war der Gebrauch der sogenannten *Festzeiten* an den hohen Festtagen, namentlich solcher, die schon in den vorigen Jahrhunderten mehr oder weniger vom Volke gesungen wurden, und zwar: Am *Dsterfest*, die aus der Mitte des 12. Jahrhunderts stammende *Leise Christi* entstanden, die nun mit der Anhangs Variante: „*Christ ist erstanden von der Marter Banden*,“ eine zweite Strophe beigelegt erhielt:

Wär er nit erstanden,  
 So wäre die Welt zergangen,  
 Weil er aber erstanden ist,  
 So loben wir den Herren Jesum Christ,  
 Kyrie eleison.

Am *Pfingstfest*, die aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammende und zwar schon hie und da in Kirchen gesungene *Leise*:

„Nu bitten wir den heil'gen Geist  
Um den rechten Glauben allermeist,  
Daß er uns behüte an unserm Ende,  
Wenn wir heimfarn aus diesem Elende.“  
Kyrieleis.

Am Himmelfahrtstages, die aus dem 14. Jahrhundert stammende und aus dem Schlußvers eines gemeinen Latineugesangs auf Ostern: „Es gingen drei Freulein also frue,“ gebildete und zuvor schon hie und da in Kirchen gesungene Weise:

Christ fure zu Himmel  
Was sendet er uns herwider?  
er sendet uns den heiligen Geist,  
damit erleucht der Herr die Christenheit.  
Kyrie eleison.

Am Weihnachtstages, die erst in diesem Jahrhundert durch freie Uebersetzung der Gregor'schen Sequenz: „Grates enec omnes reddamus,“ entstandene und darum „Grates“ genannte Weise:

Gelobet seistu Jesu Christ,  
Daß du Mensch geboren bist,  
Von einer Jungfrau, das ist war,  
Daß frewet sich aller Engel schar  
Kyrie Eleis.

Allmählig kam aber auch gegen Ende des Jahrhunderts an einzelnen Orten deutscher Kirchengesang bei den gewöhnlichen sonntäglichen Hauptgottesdiensten vor und nach der Predigt in Gebrauch, so in Mainz, so in Schwaben. Ja sogar beim Hochamt in der Messe, errang sich der deutsche Kirchengesang einen bleibenden Platz, trotzdem die Basler Kirchenversammlung am 9. Juni 1435 die cantilena secularis d. i. die in der Landessprache verfaßten Lieder während des Hochamts verboten hatte.

Indem wir die außerhalb der Kirche bei den Processionen und den Bittfahrten gebrauchten Lieder übergehen, müssen wir die Männer erwähnen, welche für Einführung deutscher Lieder in den Kirchen während unseres Zeitraumes thätig waren oder überhaupt auf die Entwicklung des deutschen Kirchenlieds Einfluß übten.

Wir erwähnen zuerst Heinrich von Laufenberg, gebürtig aus Laufenburg am Rhein. Von seinem früheren Lebensgang wissen wir wenig. Im Jahre 1437 wurde er Priester zu Freiburg im Breisgau, und später Decan des Domkapitels daselbst. Im Jahre 1445 zog er sich in das Johanniterkloster im grünen Wörth zu Straßburg zurück, wo er ums Jahr 1459 gestorben sein soll. Er ist ein durch und durch volksmäßiger Dichter, der einen nachhaltigen Einfluß auf die weitere Entwicklung des Kirchenlieds ausgeübt. Unter seinen Liedern gehören zu den frühesten seine deutschen Uebersetzungen und Nachbildungen lateinischer Kirchengesänge.

Zu seinen besten Liedern gehören diejenigen, in welchen er weltliche Gesänge und namentlich bekannte Volkslieder umdichtete, wovon wir eines: „Ich wölt, daß ich do heime wär,“ das ein tief gefühltes Heimweh ausdrückt, mittheilen.

1. Ich wölt, daß ich do heime wär  
und aller welte trost enbär.
2. Ich mein da heim im himmelreich,  
da ich got schauet ewenlich.
3. Wol uf, min sel, und richt dich dar!  
da wartet dir der engel schar.
4. Wan alle welt ist dir ze klein,  
du kumest denn e wieder hein zc.

Michael Behem von Weinsberg, welcher zwischen 1430 und 1470 lebte, ist besonders dadurch bekannt, daß er „den

Kegern zu Böhmen“ das Wort geredet und gegen den „geistlichen stat der Priester“ geistert hat; indem er z. B. in einem Gebicht „Christen gelob der wil uff stelzen gon,“ es ungeheuer aussprach:

Hoffart bez ist ir art,  
ihr neid und zorn ist hart,  
zu geitikeit sein sie gelart,  
an frassheit und unkeusch gar wol bewart  
grocz dienst wart ser von in gelhart,—  
vil possheit kompt von paffen.“

In seinen Gebichten, die sich durch tiefe christliche Gedanken auszeichnen, bringt er ganz besonders auf ein innerliches lebendiges Christenthum, das seinen Glauben im Liebhaben Gottes und im Wandel in Christi Tugenden bewähren soll.

Sitz Buchsbäum, ein bürgerlicher Meistersänger, aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, Jörg Schülher, Michael Müller und Hans Folk, sie alle gehören in diesen Zeitraum, und haben zur Entwicklung des Kirchenlieds ihr Scherflein beigetragen.

Aus gelehrten geistlichen Kreisen treten uns noch gegen das Ende unseres Zeitraums entgegen Johann Böschenstein und Martin Mhllius.

Johann Böschenstein war im Jahre 1472 zu Stein am Rhein bei Coblenz geboren. Er war ein Schüler des berühmten Joh. Neuchlin, und war Professor der ebräischen Sprache zu Ingolstadt im Jahre 1489, wo Andreas Osiander sein Zuhörer war, als er die Psalmen erklärte. Von Ingolstadt kam er nach Augsburg und 1518 als Professor nach Wittenberg, wo Luther sein College war. Er starb dann zuletzt im Jahre 1539 oder etwas später in Augsburg. Außer mehreren Schriften, die er verfaßte, schrieb er auch mehrere Lieder, darunter „da Jesus an dem Kreuze stund,“ das von Jacobi ins Englische übersezt wurde.

Martin Mhllius, war Chorherr des Augustinerstifts zu den Wengen in Ulm, und starb als Probst des östreichischen Klosters Schrottenthal im Jahre 1521. Von ihm haben wir mehrere Lieder, aber ohne dichterische Begabung, konnte er keinen großen Einfluß ausüben.

Trotz der vielen Bemühungen, die in diesem Zeitraum unternommen wurden in der Schöpfung neuer deutscher Originallieder, so wollte es doch nicht so recht von Statte gehen. Es fehlte noch der Glaubensnerv, der allen diesen Liedern Leben und Innigkeit verlieh. Trotzdem erkennen wir in dem der Reformation zunächst vorangehenden Zeitabschnitt jenes Kampfen und Mühen um deutschen Kirchen- und Volksgesang, das den Morgen eines neuen Tages verkündigte. Wie der Kirche so that auch dem Kirchengesang eine Wiedergeburt noth. Und diese Wiedergeburt kam. „Ich will singen dem Herrn ein neues Lied,“ war der Grundton der Reformation, und seit der Zeit singt die Kirche dem Herrn ihre neuen Lieder, die die Edelsten und Besten als Blumenkränze am Stamme des Kreuzes niederlegen.

Bescheidenheit ist eine schöne und nothwendige Tugend; jedoch zu bescheiden zu sein, ist eben so absurd als schädlich. Biete der Menschheit nur dreist deine Talente, deine Fähigkeiten an; deine Aufgabe ist, zu nützen, nicht bloß Nutzen zu ziehen. Forderst du zu viel für deine Leistungen, so wird der Käufer schon von selbst für den richtigen Preis der Waare sorgen.

Mit Recht hältst du dich selber hoch,  
Dein Käufer bringt herunter doch,  
Für was du dich auch schlagest an,

Man nimmt für mehr dich nicht, als man dich brauchen kann.

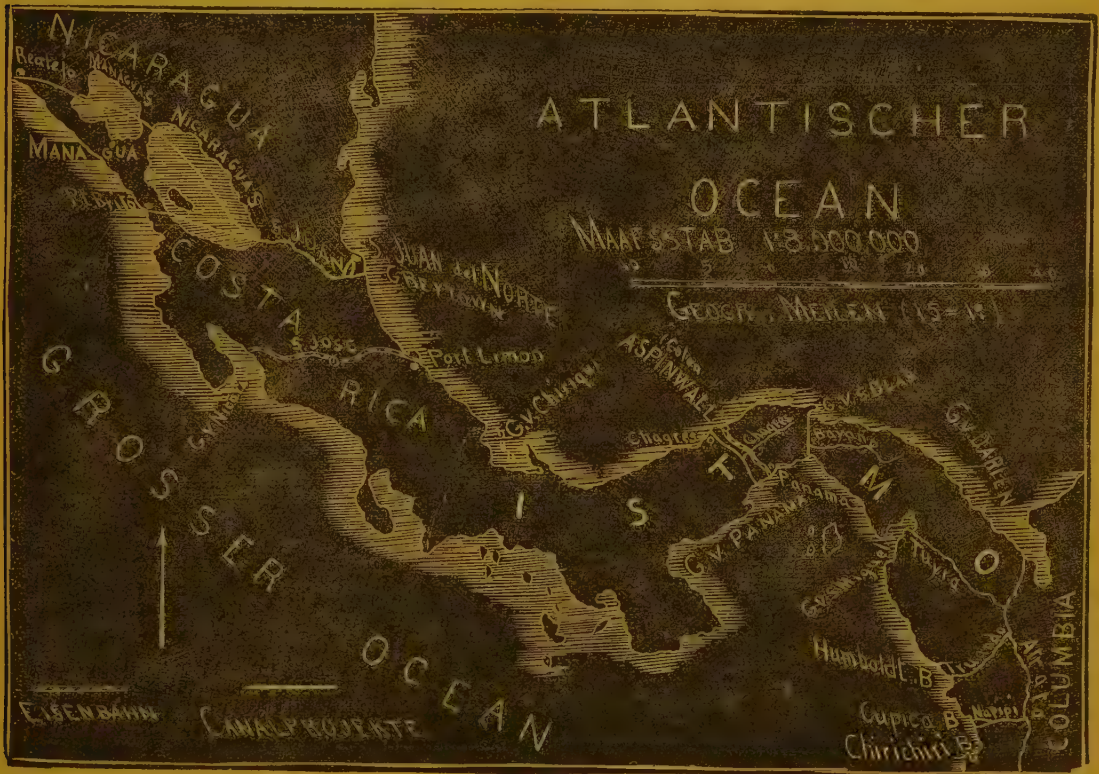


## Die Kanalverbindung in Mittelamerika.

Nächst soll in Paris unter dem Voritze des Herrn von Lesseps, des verdienten Begründers des Suezkanals, eine internationale Versammlung tagen, welche die Durchforschung des mittelamerikanischen Isthmus in reisliche Erwägung ziehen und an der Hand des riesenhaft angewachsenen Materials sich für die Ausführbarkeit der einen oder andern Route entscheiden soll. Vor zehn Jahren hatte Herr von Lesseps die große Freude, den Suezkanal eröffnen zu können, der sich seitdem immer mehr und mehr segensreich entwickelt hat; er stellte dann andere großartige Verkehrsprojekte, wie die Eisenbahn durch Centralasien nach Indien und die Verwandelung eines Theils der Sahara in ein Binnenmeer auf. Da diese jedoch vor der Hand keine Aussicht auf Verwirklichung

Seht, wie dort Europas Spaten  
Suez Sandmeer kühn durchsticht,  
Und so trotz' auch unsern Seglern  
Panama in Zukunft nicht.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die natürliche Gestaltung der Landenge, welche die beiden Hälften des amerikanischen Continents verbindet. Diese Landstrecke ist an manchen Stellen verhältnißmäßig schmal und auf dem Isthmus von Panama so eng, daß man vermittels der dort schon seit vierundzwanzig Jahren bestehenden „Panamabahn“ in wenigen Stunden von Ocean zu Ocean gelangt. Die großen Gebirge Amerikas fallen hier zu niedrigen Berglanden ab, ja sie erleiden stellenweise sogar eine vollständige Unterbrechung, so



haben, warf er sich mit ganzer Energie auf die Ausführung eines „Darienkanals“, und es gereicht ihm, dem 74jährigen Greise, zur hohen Ehre, daß er noch mit frischer Jugendbegeisterung sich dem großen Werke widmet. So anerkennenswerth diese europäischen Bestrebungen in der großen Sache auch sind, glauben wir, daß doch schließlich die Nordamerikaner den Kanal ausführen werden; sie haben seit langer Zeit schon für die ihnen nahegelegene Sache eifrig gewirkt und die Stimmung, die bei ihnen herrscht, charakterisirt bereits 1851 ein ungenannter Poet, aus dessen Gedicht, „Reißt Amerika auseinander,“ wir (in der Uebersetzung von Ruperti) die folgenden charakteristischen Verse hervorheben:

Reißt den Erdtheil auseinander!  
Schafft der See zur See die Bahn,  
Der des Menschen Kräfte stählet,  
Macht ihn frei, den Ocean!

daß der höchste Punkt, den die Panamabahn überschreitet, nur 270 Fuß über dem Spiegel des Oceans gelegen ist. Verschiedene Ströme durchziehen diese Landenge und bezeichnen durch ihren Lauf natürliche Verbindungslinien für eine Kanalroute. Dieser lang hingezogene mittel-amerikanische Isthmus bildet aber eine den Weltverkehr empfindlich trennende Schranke, deren Vorhandensein seit der Entdeckung des Stillen Weltmeeres von allen seefahrenden Völkern unangenehm verspürt wurde. Diese Schranke zwingt die Fahrzeuge, welche aus Europa und dem östlichen Amerika nach der Südsee, Westamerika, Australien und Ostasien fahren, den weiten Umweg um das Cap Horn, das Vorgebirge der guten Hoffnung oder den Suezkanal zu nehmen. Der Aufwand von Zeit und Geld, welchen der Handel dadurch erleidet, würde sehr erheblich vermindert werden, sobald die Fahrzeuge eine durch Centralamerika hindurchführende Wasserstraße benutzen könnten, welche



auch für die größten Schiffe praktikabel wäre. Schienenwege allein können dem großen Weltverkehr nicht mehr genügen, dieser verlangt an solchen Stellen nach Kanälen mit guten Häfen, wie das Beispiel des Suezkanals beweist.

Bemerkten wir doch gleich von vornherein, daß sich einem Kanal durch Mittelamerika ganz andere, ungeheure Hindernisse in den Weg stellen, als dem glücklich vollendeten Suezkanal. Dieser verläuft im Niveau der beiden Meere, während ein Darienkanal nach fast allen bisherigen Projekten mit Schleußen, ja sogar Tunneln zu rechnen hat. Wie oft hat man nicht praktikable Stellen nachweisen zu können vermeint; fast jeder, der Forschungen und Niveauuntersuchungen anstellte, glaubte die Lösung des Problems in Aussicht stellen zu dürfen, doch gewöhnlich ergaben nachfolgende Untersuchungen, daß die Angaben unzuverlässig waren. Jedenfalls ist es im höchsten Grade schwierig, gleichviel an welchem Punkte Mittelamerikas, einen Kanal herzustellen, welcher dem Bedürfnis der großen Schifffahrt entspricht, und ein Aufwand kolossaler Geldsummen dabei ist sicher. Der Trost gegenüber diesen Schwierigkeiten beruht aber einmal in der bringenden Nothwendigkeit des Kanals und dann darin, daß unsere vorgeschrittenen Ingenieurwissenschaften vor keinen Schwierigkeiten mehr zurückschrecken, daß deren Fündigkeit im gleichen Grade mit den sich entgegenstemmenden Hindernissen wächst.

1. Zudem wir nun auf die einzelnen Projekte eingehen, lassen wir das Tehuantepec-Projekt außer Acht. Der Isthmus von Tehuantepec, im Südosten der Republik Mexiko, sollte mit Hilfe des Goagalecoalcos-Flusses kanalisiert werden; da hierbei jedoch mindestens 150 Schleußen und viele andere Schwierigkeiten in Betracht kommen, so ist dieses Projekt als beseitigt zu betrachten, so viel Staub es auch ehemals aufgewirbelt hat.

2. Anders steht es mit dem Nicaragua-Projekte, denn hier hat, wie ein Blick auf die Karte lehrt, die Natur in nicht zu unterschätzender Weise einem Kanale vorgearbeitet. Hier liegen mitten auf dem Isthmus die zwei schönen Seen Managua und Nicaragua, der erstere nur 155 Fuß, der letztere 120 Fuß über dem Meere. Vermittelt des San Juanflusses sind sie mit dem Atlantischen Ocean verbunden, während nach dem Stillen Ocean hin eine nur einige Meilen breite Landenge zu durchstechen wäre, die eine Höhe von 620 Fuß am Rio Lajas hat. Ein anderes Projekt wollte den Managua-See und dessen Verbindung mit dem Nicaragua-See benutzen und die Kanalöffnung nach Realejo verlegen und für dieses erwärmte sich Ludwig Napoleon. Das Nicaragua-Projekt, so plausibel es auf der Karte sich auch ausnimmt, weist trotzdem eine Anzahl großer Schwierigkeiten auf. Zunächst ist der Hafen Greytown oder San Juan de Nicaragua am Atlantischen Ocean überaus schlecht und fast ganz versandet; der San Juanfluß ist nur theilweise schiffbar und seine Regulierung würde große Schwierigkeiten verursachen, dann wäre auch der Durchstich vom Nicaragua-See nach dem Stillen Ocean, nach Port Brito, ein sehr schwieriges Unternehmen, da hier mindestens zehn bis zwölf Schleußen zur Ueberwindung der 620 Fuß hohen Landenge erbaut werden müßten; endlich ist Port Brito nur eine elende Riede, kein Hafen.

3. Wenden wir uns weiter nach Westen, so springt zunächst der Isthmus von Panama selbst in die Augen. Hier, wo die Eisenbahn schon von Weltmeer zu Weltmeer fährt, wo die höchste Bodenerhebung nur 270 Fuß beträgt und die ganze Breite des Continents auf 50 Meilen zusammengeschumpft ist. Tunnel und Schleußen würden hier sich umgehen lassen,

wenn auch mit ganz ungeheuren Kosten, und so würde denn hier, wenn man vor den Ausgaben nicht zurückschreckt, unter Benützung des Chagresflusses der geeignetste Punkt gegeben sein. Indessen auch hier stellt sich ein sehr bedenkliches „Aber“ ein. Kanäle ohne gute Häfen am Meere, ohne genügende Eingangspforte, sind ein Unding und leider würde der Kanal von Panama solcher ermangeln. Denn Panama ist kein Hafen; größere Schiffe müssen eine gute Stunde vom Lande ankern und in dieser Entfernung wäre also erst ein Hafen anzulegen.

4. Wurde aus diesem Grunde das Panamaprojekt nicht ernstlicher verfolgt, so eröffneten sich doch ganz in seiner Nähe, wenige Meilen weiter östlich, andere, höchst verlockend erscheinende Aussichten. Selbstge untersucht nemlich 1870 die Strecke zwischen dem Golf von San Blas an der atlantischen Seite und der Mündung des Rio Bayano in den Stillen Ocean. Zwischen diesen beiden Punkten ist Amerika am engsten, denn die Breite von Ocean zu Ocean beträgt nur 32 Meilen. Im Norden liegt die prachtvolle San Blas-Bai mit ihrem schönen Untergrund und einem Raum, groß genug um eine ganze Flotte aufnehmen zu können; im Süden dagegen bietet der etwa 16 Fuß tiefe Bayanofluß einem etwaigen Kanale wesentliche Erleichterung. Doch auch bei diesem schönen Projekte hinkt das böse „Aber“ nach. Der tiefste Punkt zwischen beiden Meeren ist hier nemlich immer noch 1140 Fuß hoch und in diesem einen Einschnitt bis zur Tiefe des Meeresniveaus herzustellen, bleibt wegen der Kosten ganz außer Frage. Man hat daher an beiden Enden eine Anzahl Schleußen und in der Mitte einen Tunnel vorgeschlagen, um die Steigung zu überwinden. Ein solcher Tunnel für die große Schifffahrt kommt hier zum ersten Mal in Betracht, und wir erschrecken fast vor der Vorstellung, daß ein Stollen durch das Gebirge getrieben werden soll, der hoch genug ist, um die größten Fahrzeuge mit ihren Masten passieren zu lassen! Mindestens 100 Fuß müßte ein solcher hoch sein; er würde also die Höhe eines kleinen Kirchturms haben. Dazu käme, daß man die innere Beschaffenheit des zu durchbohrenden Gesteins nicht kennt, daß dieses möglicherweise ausgemauert werden müßte. Die Länge des Tunnels aber wird auf etwa 10 Meilen angenommen—nun denke man sich ein solches 100 Fuß hohes ausgemauertes Werk! So kühn unsere Zeit auch ist, so wünschenswerth der Kanal auch erscheint, mit Recht wagt sie sich an dieses Projekt noch nicht heran.

5. Wir übergehen eine Anzahl minder originelle oder Aussicht auf Erfolg bietende Projekte, um uns denjenigen zuzuwenden, welche die meiste Garantie bieten, und die allein noch ernstlich diskutiert werden. Diese Projekte führen uns abermals weiter nach Osten, und zwar an jene Stelle, wo der südamerikanische Continent in den Isthmus übergeht, auf den Boden der Republik Neu-Granada oder Columbia. Sie lassen sich kurz als die Utrato-Projekte bezeichnen, so genannt nach dem schönen, wasserreichen Utratoströme, der durch ein Delta in den Golf von Darien oder Uraba mündet. Die direkte Entfernung seiner Quelle von der Mündung beträgt nur etwa 225 Meilen. Der Utrato ist also seiner Längentwicklung nach unter den Flüssen des südamerikanischen Continents nur ein Zwerg. Und doch haben wir es, infolge des außerordentlichen Regenreichthums des nordwestlichen Theiles von Südamerika, mit einem in Bezug auf Breite, Tiefe des Bettes und gleichmäßige Wasserfülle außerordentlich hervorragenden Ströme zu thun. Bis 175 Meilen weit von seiner Mündung ausgenommen zeigt er durchweg zwischen 1400 und 2400 Fuß



Breite und eine Tiefe, die nie unter 30 Fuß sinkt, oft 58 Fuß übersteigt. Dabei ist das Fahrwasser frei von allen Hindernissen. In diesen prachtvollen Strom nun fallen von Westen her zwei kleinere Flüsse, die beide nahe am Stillen Weltmeer ihren Ursprung haben, also einen natürlichen Weg nach diesem hin zeigen; es sind dies der Truando und der Napipi.

Der Ingenieur Kennisch schlägt nun vor, dem Atrato außer seinem natürlichen, für die Schifffahrt so gut geeigneten, in den Atlantischen Ocean mündenden Unterlauf einen zweiten Mündungsarm mit Benutzung des Truando zu geben. Mit andern Worten, der Truando soll kanalisiert werden bis zur Wasserscheide und diese, welche ihn mit einem nur 520 Fuß hohen Gebirge vom Stillen Weltmeer trennt, dann durch einen Tunnel bis zum Humboldtbai durchschnitten werden. Die Kosten des Projekts mit Einschluß der Hafenbauten an der Humboldtbai sind für eine Breite des Kanals von 100 Fuß, eine Tiefe von 30 Fuß und Höhe des Tunnels von 100 Fuß auf etwa 150 Millionen Dollars veranschlagt. Als ein besonderer Vorzug dieses Atrato-Truando-Projekts verdient erwähnt zu werden, daß Dampfer sehr weit den Truando aufwärts fahren können; da nun das ganze durchschnittene Gebiet sehr unkultivirt ist und da somit im Anfange der Bauzeit alle Vorräthe für ein riesiges Arbeiterheer zugeführt werden müssen, ist jener Vortheil hoch anzuschlagen.

Ähnlich ist das Atrato-Napipi-Projekt, nur wird hier der noch weiter landeinwärts liegende Napipi zur Kanalroute benutzt. Auch hier wäre schließlich, um zur Cupica- oder zur Chirichiri-Bucht am Stillen Ocean zu gelangen, ein Tunnel von über fünf Meilen Länge nöthig.

Mit dem Atrato hängt endlich noch ein dritter Vorschlag zusammen. Von ihm aus soll ein Kanal nach dem Rio Tuira gegraben werden, der in den Golf von St. Miguel fällt, welcher einen guten Hafen abgibt.

Welche dieser vorgeschlagenen Linien nun zur Ausführung gelangen oder ob noch eine neue gefunden werden wird, läßt sich zur Zeit noch nicht absehen; daß aber einmal Mittelamerika an einer Stelle von Ocean zu Ocean kanalisiert sein wird, davon sind wir fest überzeugt. Erinnern wir uns doch, wie sehr der Suezkanal bekämpft wurde, wie die Engländer an der Möglichkeit seiner Ausführung zweifelten. Und er ist länger als fast alle vorgeschlagenen amerikanischen Projekte, und weist seit zehn Jahren eine immer steigende Einnahme auf. Als ein Kulturfaden zieht er sich durch die vordem wasserlose afrikanische Wüste—durch die Gebirge und Urwälder Centralamerikas wird auch dereinst—und hoffen wir recht bald!—ein solcher Kulturfaden hinziehen, auf dem die Schiffe aller Nationen von Ocean zu Ocean fahren werden.

## Unter den Klippen in Scarborough.

(Nach Dr. Sägelfen.)

Wer die Gefahren des Seelens kennen lernen will, der gehe die Annalen der Küstendörfer durch. Keiner ist, der nicht einen Theil seiner Angehörigen im Meere begraben wüßte. Aber dennoch: ist in den wetterharten Gesichtern, die Einem aufstoßen, irgend eine Spur von Trübsinn oder Verzagttheit zu entdecken? Der Matrose ist und bleibt die lustige Theaterjacke. Sein munteres „Bei ho!“ tönt aus voller Brust vom Hafen her; und wird er auch nach der verrätherischsten Küste, zum gefährlichsten Dienste kommandirt: er tröstet sich mit dem abgebrochenen Gemeinsspruch: „Sterben müssen wir Alle einmal.“

Am 5. November 1821 erhob sich Morgens in aller Frühe ein furchtbarer Sturm aus Nordosten und tobte den ganzen Tag mit der Kraft und Wuth eines Orkans. In hastiger Eile suchten die Fischerboote, die Kohlenfahrzeuge und andere in der Nähe der Küste befindlichen Schiffe die schirmenden Häfen von Scarborough und Fitley zu erreichen; denn hatten sie diese hinter sich, so fanden sie, das minder geschützte Burlington ausgenommen, keine andere Zufluchtsstätte, als die Mündung des entfernteren Humber.

Von den Fischerbooten, welche die Bucht von Fitley sicher erreichten, gehörte eines einem jungen Manne, Namens George Solliffe. Durch eifrige Thätigkeit hatte er es mit Hülfe eines geringen, vom Vater, der ebenfalls ein Fischer war, ererbten Vermögens zum Besitz eines fünf Mann erfordernden Fischerbootes gebracht, und sein Geschäft warf ihm hinreichenden Verdienst ab. Aber das Boot war sein einziges Besitztum, und oft, wenn er Nächte lang dafuß, nach den ins Meer hinausgelassenen Netzen schauend, quälte ihn der trübe Gedanke, was aus ihm werden solle, wann die „Schöne Susanne“ zu Schaden käme. Das Boot war nach seiner Frau getauft,

welche mit seinen beiden Kindern in dem netten kleinen Hause in einer der engen, aber sauberen Straßen von Scarborough weilte.

Er war seit einigen Tagen mit seinem Schiffe auf Doggers Bank gewesen, nach Kabeljau zu fischen, und hatte schon einen kleinen Fang gemacht, als der Himmel die Vorboten des kommenden Sturms zeigte. Er zog sogleich die Netze ein, hängte die Segel und eilte mit möglichster Raschheit der Heimath zu. Es dauerte nicht lange, da sah er alle in jener Gegend fischenden Fahrzeuge seinem Beispiele folgen und die Segel landwärts richten. Doch ehe er das Gestade zu Gesicht bekam, steigerte sich der Wind zu einem heftigen Sturm. Wie er sich der Küste näherte, wurde ihm klar, daß er den heimischen Port nicht erreichen könne; darum bot er alle Kraft auf, in den Hafen von Fitley zu gelangen.

Als er, müde, trierend und erschöpft, mit seinen vier Genossen die Stufen nach dem Dorfe Fitley hinaufschritt, da fielen ihm die Häufen von Seelenten und Fischern auf, welche sich beim Signalhause drängten, und deren Aufmerksamkeit, wie ihre Geberden und die Richtung ihrer Fernröhre anzeigten, durch irgend Etwas auf See gefesselt wurde. Sie wendeten sich dahin und sahen sogleich, was vorging. Ein schönes Rauffahrteischiff arbeitete, dem Steuer nicht länger gehorchend, vor Topp und Tafel im Meere und trieb, augenscheinlich hoffnungslos, auf das langgestreckte, überhängende Felsgestade, die Spectantklippe, zu, an der schon so manches treffliche Schiff zu Trümmern gegangen war.

„Der ist verloren!“ riefen mehrere Stimmen mit einer scheinbaren Ruhe, welche einem Manne vom Lande als Unempfindlichkeit und Rohheit hätte erscheinen können. Aber bereits machte sich in dem dichten Haufen eine Bewegung be-

merkllich, welche, wie George Joliffe und seine Gefährten aus Erfahrung wußten, andeutete, daß eine Anzahl der Männer sich in Bewegung setzte, um wo möglich die lebenden Wesen am Bord des Schiffes zu retten, da das Fahrzeug selbst zu retten keine Macht der Erde im Stande war.

Freilich war die Hoffnung, die Menschen zu bergen, gar gering; denn das Felsenufer dehnte sich meilenweit und erhob sich wie eine Mauer zweihundert Fuß hoch. Die See schleuderte ihre entsetzlichen Wogen bis zu unglaublicher Höhe daran hinauf. So ermüdet auch George Joliffe war, er schloß sich sogleich dem Bestreben an, alle im Bereiche der Möglichkeit liegende Hülfe zu leisten, oder doch mindestens den Leuten auf dem unglücklichen Schiffe zu zeigen, daß ihre glücklicheren Mitmenschen am Lande ihrem Untergange nicht trüg und gleichgültig zusähen.

In die nahegelegene Matrosenschenke eilend, ließ er sich ein Paar Stücke Brod und Käse geben, und saß im nächsten Augenblick mit einer Anzahl von Fischern, welche sein Vorhaben theilten, auf einem Weiterwagen. Nur Einer von seiner Mannschaft begleitete ihn, und zwar sein jüngerer Bruder. Die übrigen Drei erklärten, daß sie vor Erschöpfung halb todt seien, und blieben zurück.

Als Joliffe mit seinen Gefährten die Höhe des Felsenufers erreichte und den Blick auf die See hinausrichtete, brach bereits der Abend herein. Der Sturm wüthete mit ungeschwächter Kraft fort. Der Ocean war ein Chaos sich aufthürmender, gegen die Küste rollender Wogen, welche mit Entsetzen erregendem Getöse gegen die Klippen brandeten. Einen Blick warfen sie auf das unglückliche Fahrzeug, und „Gerechter Gott!“ war Alles, was ihre bleichen Lippen hervorbrachten.

Es schwankte, es neigte und wendete sich, aller Denkung bar. Eine berg hohe Welle nach der andern schlug darüber hin, und ein Mann nach dem andern verschwand mit einem Schrei, welcher selbst das Tosen der Windesbraut überbönte. Da plötzlich entdeckte man einen alten Mann mit bloßem Haupt und lang herabströmenden weißen Haaren, am Hauptmaste festgebunden. Er stand mit erhobenen Händen, das Antlitz nach dem Gestirne emporgerichtet, als ob er noch immer an der Hoffnung festhalte, sie würden ihn retten. Eine Bewegung lief durch den Haufen. Die Wogen hoben das Schiff hoch empor und schleuderten es in geringer Entfernung von der Klippe nieder. Noch ein Paar Augenblicke, noch ein solcher Sturz, und es mußte zertümmert werden. Sogleich flogen die Taugewinde, aber die Wuth des Sturmes und die große Tiefe machten den Versuch nutzlos; die Stricke schlugen gegen die Klippen und kamen nicht bis zum Schiffe. Wiederum wurden die Tawe geworfen, und endlich gelang es dem alten Manne, eins zu ergreifen. Da erscholl lautes Jauchzen; aber der Augenblick war zu schrecklich, als daß man hätte Hoffnung hegen dürfen. Das Schiff war dicht an den Felsen; der nächste Stoß mußte sein Schicksal vollenden.

Der Greis mühte sich ab, das Tau um seinen Leib festzumachen. Aller Augen strengten sich an, zu sehen, ob es ihm gelänge. Den Strick, mit welchem er an den Mast gebunden war, wagte er noch nicht zu lösen, aus Furcht, von den Sturzwellen über Bord gespült zu werden. Aber er war augenscheinlich erschöpft und von Kälte erstarrt. Verschiedene riefen aus: „Er bring's nicht zu Stande!“ Eine Sturzwelle schlug über ihn hin. Als sie verlaufen war, sah man den alten Mann noch am Maste stehen. Er strich sich mit den Armen über das Gesicht, als wolle er die Augen von dem blendenden Wasser befreien, und sah in die Höhe. Er hielt noch krampf-

haft den Strick fest, den sie ihm zugeworfen hatten; aber es war klar, daß er viel zu abgemattet war, ihn um sich zu befestigen. In demselben Augenblick stieß das gewaltige Schiff mit unsäglichster Heftigkeit gegen die Felsenmauer und wurde, zurückprallend, von den schäumenden Fluthen halb begraben. Noch einmal wurde es vorwärts geschleudert; krachend stürzte der Mast über Bord, und der große Rumpf schien sich in dem wirbelnden Chaos allmählig aufzulösen. Dann sah man den dunkeln Spiegel sich aus den Wogen hervorheben und darauf verschwinden. Spieren, Ragen, Fässer wurden von der tosenden Brandung umhergewirbelt und, wie im Spiel, immer aufs neue gegen die Klippe geschleudert, bis sie zersplittert waren.

Am folgenden Morgen hatte sich der Wind bedeutend gelegt, und beim ersten Blinken des Tages gingen eine Menge von Fischerbooten in die See hinaus, um zu sehen, ob nicht noch irgend ein Stück der Ladung zu bergen sei. George Joliffe war unter den Ersten, welche hinausfuhren. Vor seiner Seele stand noch beständig das Bild des ertrunkenen Greises. Er hatte die ganze Nacht von ihm geträumt, und während seine Leute eifrig nach schwimmender Beute ausschauten, sah er umher, ob er nicht einen treibenden Mast entdecken könne. Obgleich der Wind still war, ging dennoch die See hoch, und es war äußerst gefährlich, sich den Klippen zu nähern. Die Schiffe rings um ihn waren eifrig beschäftigt, allerlei Gegenstände, welche umhergeschwammen, zu bergen. Aber George spähte nur nach dem Maste, und jetzt glaubte er ihn in der Ferne zu entdecken. Er setzte alle Segel bei und sah, daß er sich nicht geirrt hatte. Er ließ sein Schiff an die Seite desselben laufen und entdeckte nicht nur den um den untern Theil des Mastes geschlungenen Strick, sondern auch einen sich daran klammernden Arm. Er ließ sogleich die Zolle aussetzen und sich von zweien seiner Leute dahin rubern.

Da die See so unruhig ging, gelang es ihm nur mit großer Mühe, ein Tau am Handgelenk des Ertrunkenen zu befestigen und mit einer Axt den Strick zu durchhauen, mit welchem er am Maste befestigt war. Gleich darauf hatten sie die Leiche im Schiffe und sahen, daß es in der That der alte Mann war, den sie am vorigen Abend von dem Brack aus ihre Hülfe hatten ansehen sehen. Als sie an Bord kamen und den Todten der Länge nach auf das Verdeck gelegt hatten, erfüllte sie seine Größe und sein würdevolles Aeußere mit Bewunderung. Es war nicht ein kleiner Mann, wie es von der Höhe des Felsenufers aus erschienen hatte. Er war im Gegentheil über sechs Fuß groß und breit und kräftig von Wuchs. Und obgleich er mindestens siebenzig Jahre alt war, lag doch in seinen Zügen ein so vornehmer, so verständiger und milder Ausdruck, daß sie überrascht standen.

„Das ist,“ sagte George Joliffe, „ein durch und durch vornehmer Herr. Um den wird sicherlich irgendwo große Unruhe sein.“

Während er so sprach, sah er an den Fingern des Abgeschiedenen mehrere Zuvelenringe. Er zog sie sorgfältig ab und sagte zu seinen Leuten: „Ihr seht, wie viele es sind,“ und steckte sie in die Westentasche. Dann bemerkte er, daß er eine Tasche von festem Leder an einem starken Riemen um den Leib gegürtet trug. Er machte sie los und fand darin ein großes, in Wachstuch geschlagenes und versiegeltes Packet. Auch war darin ein dicht zusammengefaltetes Stück Papier, auf welchem sich, nachdem man es wegen seines durchweichten Zustandes nur mit großer Mühe geöffnet und ausgebreitet hatte, die Adresse eines großen Handlungshauses in Hull fand.



„Dies werde ich,“ sagte George Zoliffe, „den Kaufherren selbst überbringen.“

„Aber wir nehmen unsern Antheil in Anspruch,“ erwiderten die Männer.

„Es gehört weder mir noch euch,“ sprach George. „Aber an allem Guten, was daraus entsteht, daß wir das Rechte thun, sollt ihr euern Antheil haben. Außerdem werde ich diese Sachen, wenn es sein muß, mit aller Kraft und mit meinem Leben verteidigen. Und nun wollen wir sehen, was wir noch sonst auffischen können.“

Um aller Einmischung der Polizei oder des Hafenmeisters zu entgehen, ließ sich George nahe bei Fitley ans Land setzen, befahl seinen Leuten, das Schiff nach Scarborough zu bringen, und machte sich, nachdem er die Ledertasche unter dem Regenittel umgeschminkt hatte, auf den Weg, um die nach Hull führende Straße zu erreichen. Glücklicherweise traf er die Landkutsche und war noch denselben Abend in Hull. Am nächsten Morgen begab er sich nach dem Comptoir der oben erwähnten Kaufleute und berichtete den Häuptionern der Handlung, was sich zugetragen hatte. Als er die Person des Umgekommenen beschrieb und ihnen die Tasche mit dem durchnähten, verunstalteten Papier vorlegte, schienen sie von sprachlosem Schrecken ergriffen. Einer schaute den Anderen an, bis endlich Einer die Worte hervorstieß: „Gnädiger Gott! Das ist Herr Anterswärd!“

Sie entfalteten das Packet, beriethen sich eine Zeitlang, kamen dann auf Zoliffe zu und sprachen: „Sie haben auf die ehrenhafteste Weise gehandelt. Wir versichern Ihnen, daß der Lohn Ihnen nicht entgehen soll. Diese Papiere sind von äußerster Wichtigkeit. Wir gestehen Ihnen offen, daß durch dieselben der Besitz eines Eigenthums von großem Betrage gesichert ist. Aber es ist ein höchst trauriger Vorfall. Einer von uns muß Sie begleiten, um zu sorgen, daß den Ueberresten unseres alten und werthgeschätzten Freundes und Theilhabers die letzte Ehre zu Theil werde. Inzwischen sind hier zehn Pf. Sterl. für Sie, und eben so viel zur Vertheilung unter Ihre Leute.“

George Zoliffe bat die Kaufleute ihm eine Empfangsbcheinigung für die Ueberlieferung des Packets und der Ringe zu geben. Das geschah, und wir fügen in der Kürze bei, daß die Ueberbleibsel des ertrunkenen Handelsheeren mit aller Förmlichkeit auf dem alten Kirchhof zu Scarborough beigesetzt wurden, indem viele Herren aus Hull dem Leichenbegängnisse beiwohnten.

Zener Winter war besonders streng und stürmisch. Im Laufe desselben erlitt George Zoliffe Schiffbruch. Die Schöne Susanne gerieth bei didem Nebel auf die Felsen von Fitley, wobei George's Bruder erkrankt und nur er mit einem seiner Leute gerettet wurde. Seine Gattin war in Folge dieses Ereignisses schwer erkrankt und schien sich gar nicht wieder erholen zu können. Zoliffe war nun ganz ohne Vermögen; er diente an Bord eines anderen Schiffes und ertrug die Unbilden des Wetters und der See um einen geringen wöchentlichen Lohn.

Es war im April des nächsten Jahres, als an einem Sonntage seine Frau zum ersten Mal nach ihrer Genesung seinen Arm genommen hatte, um mit ihm nach der Kirche zu gehen. Sie waren auf dem Rückwege nach ihrer kleinen Behausung. Susanna war bleich und erschöpft vor Anstrengung; die zwei Kinder schritten ruhig hinterher. Da sahen sie, als sie in die Nähe ihrer Wohnung kamen, einen fremden Herrn von vornehmern Aussehen mit Frau Bright, ihrer nächsten Nachbarin, sprechen.

„Hier ist er,“ sagte Frau Bright; „das ist Herr Zoliffe.“

Der Fremde grüßte sehr höflich und sprach dann mit bewegter Stimme: „Mein Name ist Anterswärd!“

„Oh!“ rief George unwillkürlich, da dieser Name in seinem Geiste eine Menge von Erinnerungen und Vermuthungen weckte.

„Ich bin,“ fuhr der Fremde fort, „der Sohn des Herrn, welcher beim Schiffbruche des Danemand umkam, und um den Sie so gütige Sorge trugen. Ich bitte Sie um eine Unterredung. Die Vorsehung hat augenscheinlich unserer Dankbarkeit vollen Raum schaffen wollen. Der Winter hielt mich zu Archangel fest, als ich die traurige Nachricht von ihrem Verlust erfuhr; sonst wäre ich schon früher hier gewesen. Aber nun bin ich da und bitte Sie, Herr Zoliffe, im Namen meiner Mutter, Schwester und Gattin, im Namen meines Bruders und unserer Partner, von mir die beste Fischersmad anzunehmen, die im Hafen von Hull zu kaufen ist, und wenn keine ganz ausgezeichnete sich findet, so soll eine gebaut werden. Auch ein kleines Capital von hundert Pf. Sterl. wollen Sie annehmen, um ihre Familie einigermaßen gegen die Folgen solcher Unfälle sicher zu stellen, denen Ihr gefährliches Gewerbe so sehr ausgesetzt ist. Glauben Sie aber ja nicht, wir meinten uns mit Ihnen abgesunden zu haben. Sollte neues Unglück über Sie kommen, so wenden Sie sich an uns, und wir werden uns glücklich schätzen, Ihnen helfen zu dürfen.“

Wir brauchen wohl nicht das Glück zu schildern, welches Herr Anterswärd in dem kleinen Hause zurückließ, noch die Zufriedenheit, welche er in seinem Herzen mit hinwegnahm. Rasch erlangte Frau Zoliffe ihre frühere Kraft und Gesundheit wieder, und mit jubelndem Stolz spannte George auf einer neuen Schönen Susanna die weißen Segel, um zum Fischen auf die tiefe See hinauszufahren.

Lange nachher forschten wir einmal, ob unter den Fischerfahrzeugen von Scarborough noch eine Schöne Susanna sei. Wir konnten keine entdecken, erfuhren aber, daß ein Capitän Zoliffe, ein stattlicher, munterer Fünziger, das schöne Kaufschiff, den Holger Danske, führe, und daß sein Sohn, ein vielversprechender junger Mann, im Comptoir des Herrn Anterswärd arbeite, dem der Holger Danske gehört. Das war genügend. Wir fühlten aufrichtige Genugthuung bei dem Gedanken, daß der Same einer edeln Handlung auf würdigen Boden gefallen sei, zum Nutzen und zur Zufriedenheit aller Betheiligten. Möge der Holger Danske noch lange seine Wimpel wehen lassen!

## Elegie.

Von W. Huber, jr.

Bücher schweigen in den Schränken,  
Noten schweigen auf dem Pult,  
Schatten sich auf Schatten senken,  
Und das Herz schweigt in Geduld.

Räume Sprache in die Hände,  
Wir' vernehmbar die Musik,  
Fiele plötzlich auf die Hände,  
Und ins Herz ein Sonnenblick.

Dann erklangen die Annalen—  
Ton und Licht—ein Freudenschrei,  
Und erlöst von ihren Qualen,  
Würde eine Seele frei!



## Der Kampf in der Thierwelt.

Von der Maxime: „Dem Stärkeren gehört die Beute,“ wissen die Thiere den ausgiebigsten Gebrauch zu machen. Es ist geradezu das „tägliche Studium,“ wenn man es so nennen darf, bei Vielen, wie sie über die Schwächeren herfallen und durch List oder Gewalt ihrer habhaft werden können, um sich aus deren Fleisch ein leckeres Mahl zu bereiten.

Unsere beiden Bilder führen uns zwei solcher kannibalischen Scenen vor's Gemüth. Ein alter Jäger erzählt dazu das Folgende: Als ich eines Tages mit meiner Büchse auf der Schulter durch den Wald dahinstreifte, hörte ich in einer nicht allzugroßen Entfernung ein eigenthümliches Geräusch. Ich schritt hastig auf den Platz zu und sah, wie ein großer Südweih eben im Begriffe war, mit einem Hasen seiner Behausung zuzusteuern. Erst in engeren, dann in weiteren Kreisen schwebte er empor; doch, als ich gerade im Begriffe war, ihm eine Kugel nachzuschicken, wurde meine Aufmerksamkeit durch

geln erst geradeaus streichend, dann sich dem Weih zuwendend, dem er seine Beute abjagen wollte.

Nun schwang sich der Weih in weiteren und engeren Kreisen immer höher und höher, der Adler ihm nach, er umkreist ihn bald näher, bald ferner, und dabei ging es fortwährend höher und höher, so daß mein Auge nur noch schwarze Punkte und zuletzt gar nichts mehr gewahrte. Plötzlich höre ich, unfern von mir einen Ton, gleich dem pfeisenden Geschwirr einer Raute, — es bricht durch die Zweige, — da stürzt der todte Weih herab mit einer breiten Wunde, aus der noch das Blut träufelt. Der Adler hatte ihm Leben und Beute geraubt und war wohl mit der Letzteren schon an seinem Horste angekommen, wo eine hungrige Brut die Schnäbel aufsperrte, um die leckere Mahlzeit zu genießen.

Nichts ist wohl amüsanter, als dem Geschwirre der Kolibri zuzusehen, wie sie von Blume zu Blume dahinschießt, um aus

den duftenden Kelchen, den süßen Saft zu ziehen. Einst stand ich und beobachtete ein solches Thierchen, als eine große Hummel herzu und in einen Blumentelch flog; da griff das Thierchen sie wüthend an, und es entspann sich eine kleine Schlacht in der Luft. Die Hummel retirirte jedoch und der Rubinflügler behauptete das Feld, oder richtiger, den Kelch. Schwebend sog sich der kleine Vogel den Honig aus den Blumen, verschmähte aber auch die blaugelügelten Fliegen nicht, wovon ein Schwarm sich um die Weintraube und die Blumen bewegte.

Mein Blick wurde jetzt auf einen andern Gegenstand hingelenkt.



einen eigenthümlichen Schrei auf einen andern Gegenstand gelenkt. Ein noch gewaltigeres Thier näherte sich, um dem Sieger seine Beute streitig zu machen. Auch dieser kannte ihn wohl; denn mit aller Gewalt seiner Schwingen schwebte er aufwärts, um aus dem Bereiche des nahenden Königs zu kommen. Es war ein mächtiger Adler, der auf der Walsstatt erschien, mit seinen sieben Fuß breiten, ausgespannten Flü-

Ein häßliches Geschöpf, dessen Unterleib mit dem Bruststück durch ein Stielchen verbunden war, rothbraun behaart, mit stachelichten Freßspitzen, achtäugig, näherte sich bald kriechend, bald springend in den Zweigen, — es war die springende Taranke!; sie machte Jagd auf das Kolibri, das war offenbar, denn ohne Aufenthalt sich fortbewegend kam sie der Stelle näher, wo dasselbe die Blüthen umschwirrte, die glänzigen Au-



gen waren allein auf diesen Punkt gerichtet. Wenige Fuß von ihm entfernt verbarg sie sich hinter Blättern, sobald das Vögelchen aufflog, um nicht von ihm entdeckt zu werden; war das Thierchen im Kelsche beschäftigt, so avancirte die heimtückische Bestie; — nun war sie ihrer Beute ganz nahe; plötzlich machte sie einen Sprung und umklammerte den Kolibri mit ihren krallengleichen, krummen Fühlförnern. Der arme Vogel stieß einen eigenthümlichen, schrillenden Laut aus und flog in Angst auf und nieder, denn seine Flügel waren noch frei; — im nächsten Augenblicke aber erschien sein Flug durch irgend Etwas gehemmt, er erhob sich zwar, aber konnte nicht hinweg, und bei scharfem Hinsehen gewahrte ich einen seidengleichen, feinen Faden, der von einem Stamme ausging und von welchem das Thierchen sich nicht losmachen konnte. Die Tarantel hatte ihn umspinnen. Noch eine kleine Weile, — da hörten die Bewegungen des armen Kolibri auf; er hing mit seinem Feinde an dem Faden, schwebend, er war todt, die Fresszangen der Tarantel saßen in seinem schimmernden Halse.

Die ganze Entwicklung hatte für einen Naturfreund etwas so Anziehendes, daß ich erst dann an die Rettung der Kolibri dachte, als es zu spät war; gerne hätte ich nun die Tarantel getödtet, doch hielt mich das Verlangen, ihr ferneres Gebahren zu beobachten, davon ab. Ich sollte dies auch nicht bereuen.

Die riesige Spinne fing an, ihren Faden langsam einzuhäpfeln, um den Zweigen näher zu kommen, in denen sie ihre Gewebe hatte; sie wollte ihre Beute mit Muße verzehren. Es war ein ganz geschützter Winkel, in welchem das Gewebe hing, an der einen Seite an Lianen, an der andern an den Tupelostamm befestigt.

Sie war ihm ziemlich nahe, als sie ihre stieren Augen auf einen Gegenstand hinrichtete, welcher die Lianen bewegte; sie sah auf dem dunkeln Grunde ein Geschöpf, dessen glänzende Farben sich schimmernd von dem tiefblütern Blattgewölbe abhoben, und der Anblick desselben mochte ihr nicht angenehm sein. Auch ich bemerkte und erkannte das Thier sogleich, es war eine Eidechse, ein Anolius von der schönsten Farbe, wenn auch seine Gestalt für mich nichts Ansprechendes hatte. Er

sah oben goldgrün, smaragdgrün, unten grünlichweiß aus; die Kehle stark nach außen gebogen, wie angeschwollen, war scharlachroth und glänzte wie Zinnober in der Sonne. Seine Augen waren feurig, die Iris glänzend goldfarben, die kleine



Pupille strahlte wie ein Diamant; die Füße hatten eine ähnliche Farbe, wie der Leib, und hatten fünf mit Krallen versehene, oben von kleinen Knoten überwachsene, hinten ungleiche Zehen. Seine Länge betrug ungefähr sechs gute Zoll.

Das Thier bewegte sich in den Lianen, und hatte bis dahin die Tarantel noch nicht gesehen. Plötzlich erblickte es dieselbe und änderte sogleich seine Farbe, während es sich etwas niederbückte; die Kehle wurde weiß, das Smaragdgrün verwandelte sich in Braun, und es ward schwer, bei der Ähnlichkeit dieser Farben mit den Lianen, das Thier herauszufinden. Nun rannte es an der andern Seite der Lianen in die Höhe, dem Gewebe der Tarantel zu, welches es schnell erreichte, verbarg sich einen Augenblick, schoß dann vor, ergriff die Spinne und — im nächsten Moment lagen alle Drei, der Anolius, die Tarantel und der Kolibri auf dem Boden, der letztere etwas zur Seite, denn die Spinne hatte ihn losgelassen, wahrscheinlich eine ähnliche Todesangst empfindend, als sie dem armen Vogel bereitet hatte. Wiederum begann ein kurzer Kampf, — der Lizard hatte alle seine schönen Farben wieder erlangt, — und blieb Sieger; er trug seine Beute einem Schlupfwinkel in dem Gezweig zu, wo er sie wohl ruhig verzehrte.





## Die Blutschwigerin in Zug.

Gingefandt von Anna Gölisch.

In unserer Zeit voll Wundererscheinungen im Lourdeswasser wie in der Quelle von Marpingen, wo die Mutter Gottes unmündigen Kindern im Wald und Feld, auf Tannen und Kirschbäumen erscheinen muß, und die Spekulation auf die Dummheit und den Aberglauben des Volkes zu selbstsüchtigen, schwindelhaften Zwecken faustbiel aufgetragen wird, mag es ganz zeitgemäß sein, obige Wundergeschichte aus attemmäßiger Darstellung zum Besten zu geben. Im Frühjahr 1849 verbreitete sich in der Schweiz und im benachbarten südlichen Frankreich die Wundermähre von einem Mädchen im Pfarrhof von Menzingen, das allwöchentlich wie tausend die Maria von Nörl das Leiden Christi durchmache und dabei Blut schwitze. Bald war der Jubel von Menschen beider Geschlechter und aller Lebensalter so groß, daß eine gewisse Ordnung nothwendig wurde, indem nur eine bestimmte Anzahl auf Befehl kurze Zeit zugelassen wurde, die dann einer andern Abtheilung Platz machen mußte. Wer das mit Blut besetzte Angesicht, die Wundmale an Händen und Füßen der in Verzückung da liegenden Blutschwigerin „Theresia“ sah, die Erklärung des daneben stehenden Pfr. Röllin hörte, daß der Herrgott diese Wunder thue, damit die Menschen sich bekehren, der ging meistens wunderglaubend von dannen.

Durch das immer ärger getriebene Gaukelspiel betrogen, schritt den 17. Mai 1849 die Regierung zu einem amtlichen Untersuchung an Ort und Stelle, durch eine Kommission, die aus einem Abgeordneten der Regierung, dem Polizeikommissär des Kantons und zwei Aerzten bestand, und welche sodann noch zwei Kapuziner von Zug zuzog.

Abends neun Uhr versiel Theresia wirklich in ihren bewußtlosen Zustand. Dabei bekam sie Zuckungen am ganzen Körper und führte dabei Neben über das Leiden Christi. Es waren das die gewohnten Erscheinungen, die sich vom Donnerstag auf den Freitag einstellten, aber — es kam kein Blut. Als Ursache erklärte sie: „Diese Herren sind gekommen, nicht für den Himmel zu arbeiten. Der Herr aber sagt: „Wenn ich euch Wunder und Zeichen gebe, wollet ihr dennoch nicht d'an glauben.“ Wehe euch dann. Es wird kein Blut fließen!“ — Und so war es auch. Es floß kein Blut, obwohl der Zustand bis um 3 Uhr am Freitag Nachmittags ganz gleich verlief, wo dann die gewohnten 3 Stöße eintrafen, worauf sie wie eine Verscheidende da lag. Nun wurde Theresia nach Zug in Verhaft gebracht und eine Kriminaluntersuchung eingeleitet, welche folgendes Ergebnis zu Tage förderte: Theresia Städelin war die Tochter armer Eltern in Döblingen, Amts Nadolzell im Großherzogthum Baden, katholisch und 26 Jahre alt. Als ganz kleines Kind war sie von den Eltern auf den Bettel geschickt worden. Bis zu ihrem neunten Jahre hatte sie nebenbei nur dürftigen Religionsunterricht genossen und einem Wetverein angehört, weswegen sie schon früh Neigung für das Klosterleben verspürt habe. Später ging sie nach Karlsruhe und versah bei einer Herrschaft einen Dienst. Ein junger Mann verhalf ihr beim Theater zu einer untergeordneten Stellung. In dieser ergab sie sich einem „wüsten Leben.“ Dann kamen ihr aber wieder Klostergedanken. Mit 40 ersparten Gulden verfügte sie sich nach dem Steinerberg in Kanton Schwyz zum Vikar Röllfuß aus Deutschland in

das wegen der Sterblichkeit seiner Bewohnerinnen schon damals berückigte Schwesternhaus zur „ewigen Anbetung“, welches von der Regierung des Kantons Schwyz nach gewaltetem Versuch im Anfang des Jahres 1848 aufgehoben werden mußte. Bald nach ihrem Eintritt erkrankte Theresia. Röllfuß erklärte sie als eine „Besessene“ und schickte sie zum Teufelaustreiben an die drei dazu bestimmten Klostergeistlichen in Einsiedeln. Diese erklärten sie nach einiger Zeit als geheilt und empfahlen sie zur besondern Obhut an Herrn Pfarrer Röllin in Menzingen, der damals mit Feuereifer die Gründung des Frauenklosters auf dem Gubel in der gleichen Pfarrei betrieb. Der Pfarrer brachte sie zuerst bei einer ihm befreundeten Familie in den „Holzhäusern“ bei Menzingen unter. Sie blieb jedoch daselbst nicht lange. Nach ihrer Aussage wurde sie auf dem Wege zum Pfarrhof wiederholt bald in Gestalt eines schönen, bald reichen Herren versucht, der sie verführen wollte. Unter solchen Umständen durfte sie der Pfarrer nicht mehr länger in den „Holzhäusern“ lassen, sondern nahm sie zu sich ins Pfarrhaus. Nun zeigte es sich bald, daß Theresia wieder vom bösen Geist besessen sei. Deshalb schaffte der Pfarrer ein Beschwörungsbuch an und machte sich eifrig an die Austreibung des „Beelzebub.“ Bei den Befehlen des Pfarrers eiferte der Böse besonders gegen die Errichtung des Gubelklosters, welches er verächtlich das Käfig dort oben nannte. Lange dauerte der Kampf unter Gepolter und schrecklichen Erscheinungen und neuen Versöhnungskünsten. Endlich, den 1. Februar 1849, mußte der Satan dem Pfarrer weichen. Nun traten aber Erscheinungen von „Verzückung“ auf und stellte sich Blutschweiß auf Theresias Stirn ein und zwar regelmäßig am Freitag in der Woche. Von 9—10 Uhr am Donnerstag überfiel Theresia Angst und Bangigkeit, wie den Heiland am Delberg. Am Freitag sechs Uhr Morgens fing sie am Haupt zu bluten an, was sich mehreremal bis zwölf Uhr Mittags wiederholte. Dann wurde sie ruhiger bis genau drei Uhr Nachmittags. Auf den Schlag der Kirchenuhr sprach sie: Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist. Dann erfolgten die drei den ganzen Körper erfolgenden Stöße und dann schien es, als ob das Leben von ihr gewichen sei.

Die Betrügerin gestand in den Verhören ein, daß sowohl die Besessenheit wie die Blutschwigeri eitel Lug und Trug gewesen sei. Der erste Gedanke zu dem Gaukelspiel sei ihr im Kloster am Steinerberg gekommen. Damals habe der Vikar Röllfuß ihre Krankheit als „Besessenheit“ erklärt und dabei geäußert: „Wenn die Person in diesem Zustande sei, so könne das dem Kloster noch Glück bringen.“ Darauf habe sie angefangen, die Besessene zu spielen und sei daher nach Einsiedeln gebracht worden. Sie habe dabei, wie beim Blutschwigen, ihre Gedanken auf das Kloster auf dem Gubel gerichtet. Sie bezeichnete sich selbst mit vier andern Frauenspersonen als diejenigen, welche auf dem Gubel zuerst Aufnahme finden würden. Als Ursache, warum sie den Pfarrer Röllin mit ihren Gaukeleien zum Besten gehabt, gab sie mit vieler Heiterkeit an:

Der Pfarrer habe, wenn sie von Leib- oder Zahnschmerzen geplagt worden sei, jedesmal das Kreuzzeichen über sie gemacht und sie mit Weihwasser besprengt. Darauf habe sie dann er-



kärt, die Schmerzen hätten sogleich nachgelassen, obwohl es nicht wahr war. So habe sie den Pfarrer zum Glauben gebracht, die Schmerzen rühren vom Satan her. Im verzückten Zustande frug Pfarrer Köllin seine Pfllegeempfohlene förmlich um Rath, ob er das Gubelkloster ohne Anfrage bei der Regierung einrichten solle? Ein ander Mal stellte er die Frage, ob es besser sei, daß er ihre „Blutung“ geheim halte, oder ob er sie offenbar werden lassen dürfe? Auf letztere Frage gab Theresia die verständige Antwort, daß er unglaubliche und fromme Personen zu ihr lassen dürfe; bei den Gleichgültigen aber werde das Wunder keinen Eindruck machen. Das Kloster Gubel kam wirklich zu Stande; die abgeseimte Betrügerin jedoch kam nicht hinein.

Den 1. August 1849 erließ gegen sie das Kriminalgericht in Zug folgendes Urtheil:

„In Erwägung, daß die Theresia Städelin im Laufe dieses Jahres während ihres Aufenthaltes im Pfarrhof zu Menzingen zu wiederholten Malen und namentlich Freitags an Stirn und Händen blutete, vorgeblich die Wundmale und das Leiden Christi darstellte, und in dieser Stellung sich in der letzten Zeit zur Schau ausstellen ließ;

In Erwägung, daß die Angeklagte ferner die Symptome einer Beseffenen annahm und durchführte, so zwar, daß auf sie in Menzingen sehr häufig der Exorzismus angewendet wurde;

In Erwägung, daß sich eben sowohl aus dem Geständniß der Beklagten, sowie aus den vorliegenden Akten ergibt, daß die Angeklagte den Zustand der Beseffenheit simulirte und ebenso die Blutung, mittelst einer Stecknadel selbst verursachte, in der Absicht, um sich das Ansehen einer frommen Person zu verschaffen, Beistauern für ihr Auskommen zu erhalten, oder dann in einem Kloster versorgt zu werden;

In Erwägung, daß daher die Angeklagte den religiösen Glauben als Mittel zur Erreichung eigennütziger Zwecke mißbrauchte und so mit dem Heiligsten der Menschen ein freches Spiel trieb; hat das Kriminalgericht gefunden:

Es habe sich die Th. Städelin des Kriminalverbrechens des Betruges mittelst künstlich erregten Blutschwizens, sowie mittelst simulirter Beseffenheit schuldig gemacht und erkannt:

1. Es sei dieselbe nächsten Dienstag, Vormittags zehn Uhr, eine halbe Stunde auf der Lasterbank auszustellen, mit einem Zettel am Hals und der Inschrift: Theresia Städelin von Bollingen, Amt Radolfzell, Großherzogthum Baden, Betrügerin.
2. Mit dreißig Ruthenstreichen in verschlossenem Raume zu züchtigen.
3. Zu einer dreijährigen Zuchthausstrafe zu verurtheilen.
4. Auf Zeit Lebens aus der Eidgenossenschaft zu verbannen.

Viele der thörichten Menschen, welche wenige Wochen vorher die heiligmäßige Blutschwizerin im Pfarrhofe zu Menzingen angestaunt hatten, sahen nun die entlarvte Betrügerin an der Schandsäule auf der Lasterbank stehen. Aber dennoch wuchern Dummheit und Uberglaube unter den denksfaulen Menschen als üppiges Unkraut fort und fort, und lassen sich dieselben immer wieder aufs Neue betrügen, weil sie vom wahren Christenthum, welches einzig die Menschen frei machen kann, nichts wissen wollen.

Wenige Jahre nachher, als die Blutschwizerin in Zug verurtheilt worden, ist Pfarrer Köllin mit der Frau Mutter im Gubelkloster auf und davon und ist spurlos verschwunden. Von Ueingekehrten hat Niemand mehr etwas von den Weiden vernommen.

## Sonntagsschul - Artikel.

### Wiederholungen.

Die trockensten, mühsamsten und langweiligsten Uebungen sind in manchen Sonntagsschulen wohl die vierteljährlichen Wiederholungen. Man nimmt dieses überall wahr; deßhalb liefern auch manche Blätter anstatt oder neben den Uebersichtstabellen noch allerlei andere Uebungen zur Unterhaltung für die Schulen. Und dennoch sollte man diese Wiederholungen durch nichts anderes verdrängen, denn sie sind nützlich und nothwendig. Eigentlich sollte in jeder Klasse an jedem Sonntage eine kurze Wiederholung der vorhergegangenen Lektion vorgenommen werden. Man sieht daraus nicht nur, was die Schüler von der Lektion behalten haben und ruft die vorherige Uebung ins Gedächtniß zurück, sondern man kann auch mit der vorliegenden Lektion eher anknüpfen und eine Verbindung der beiden Lektionen herstellen. Wie viel nothwendiger ist es daher, am Ende des Vierteljahrs zu erfahren, was die Schüler von den zwölf vorgenommenen Lektionen behalten haben.

Aber diese Uebung soll auch gerade das sein, was das Wort besagt: keine Schaustellung, nichts auswendig Gelerntes, sondern einfach eine Wiederholung. Es kommt dabei nicht soviel darauf an, daß die Schüler alle Themata, Haupttexte zc. auswendig hersagen können, sondern, daß sie den Geschichtlichen und Lehrinhalt behalten haben und ihnen die Lektionen im Zusammenhang vor dem Gemüthe stehen.

Bei den meisten vierteljährlichen Uebungen wird es gerade

in diesen Punkten verfehlt. Der Superintendent fragt etwa: „Was ist die erste, die zweite, die dritte Lektion?“ und so fort. „Wie heißt der Haupttext der ersten, zweiten und dritten Lektion?“ zc. Könnte wohl einer der Lehrer diese Fragen der Reihe nach beantworten? Nein. Warum mühet man es denn den Schülern zu? Wenn nun, wie es zum Voraus zu sehen ist, auf solche Fragen wenig oder gar keine Antworten erfolgen, es sei denn, die Schüler haben das Lektionsheft offen, welches noch schlimmer ist, so werden die Schüler entmuthigt, der Superintendent wird nervös oder kritisch, die Beamten und Lehrer gähnen und das ganze Interesse der Uebung gipfelt in dem Wunsche: Wenn's doch vorüber wäre!

Wenn der Superintendent aber statt dessen allgemeine Fragen macht, so wird er bald ausfinden, wie viel die Schüler wirklich noch wissen und die Uebung wird interessant und lehrreich für die Schüler. Nehmen wir z. B. das zweite Quartal unserer diesjährigen Lektionen. Der Lehrer frage etwa: Wo wohnte Hiob? Wie viele Kinder hatte er? Wie verlor er seine Habe? Warum ließ ihn der liebe Gott so leiden? Wie bewies er sich in seinem Leiden? Wer wollte ihn trösten? Worin irrten die Freunde Hiobs? Wie erlangten sie Vergebung vom Herrn? Wie wurde Hiobs Wohlstand wieder hergestellt? Was lernen wir nun aus der Geschichte Hiobs? Aus der Beantwortung dieser Fragen wird sich genau ermitteln lassen, was die Schüler aus den ersten beiden Lektionen behalten haben. Nun singe man einen Vers und fahre dann mit

den übrigen Sectionen auf ähnliche Weise fort, halte sich aber bei keiner zu lange auf. Man versäume nicht, dazwischen öfter zu singen. Die Veränderung ist ein gutes Mittel gegen Abspannung. Eine solche Uebung muß nothwendigerweise interessant und lehrreich sein.

### Des Nachbarn Kinder.

Der Mensch ist von Natur selbstsüchtig. Sein Hauptbestreben, wenn er seinem natürlichen Gange folgt, ist, sich nur um das, was seine Interessen fördert, zu bekümmern. Ueberall thut sich die Frage: „Soll ich meines Bruders Güter sein?“ beides in Wort und That fund. Bei Familienhäuptern erlaubt diese Selbstsucht allenfalls ein allgemeines Interesse für die verschiedenen Mitglieder des Familienkreises und das nicht alle Mal. Der weltliche Vater oder die irdischgegannte Mutter sorgt nebst ihrem eigenen Wohl höchstens noch für das zeitliche Wohlergehen der Kinder. Und leider schlägt die Selbstsucht in der Befehung des Menschen nicht jedesmal in völlige Uneigennützigkeit um. Folglich findet man nicht selten, daß sonst recht brave und fromme Christen sich verhältnismäßig wenig speciell um das geistliche Wohl irgend Jemandes außerhalb ihrer nächsten Verwandtschaft bekümmern. Christliche Eltern beobachten das unsittliche Betragen der Kinder des Nachbarns und danken Gott, daß die Ihrigen nicht so sind und dabei lassen sie es betenden. Anstatt eine Anstrengung zu machen, die Uebelthäter zu retten und auf einen besseren Weg zu bringen, läßt man es dabei den üblen Ruf, worin sie schon stehen, verbreiten zu helfen.

Ein solches Benehmen vernachlässigt und sittenlosen Kindern gegenüber ist nicht dem Sinne des großen Meisters gemäß. Er kam zu suchen und zu retten, das verloren ist. Und wenn wir seinen Namen würdiglich tragen wollen, so müssen auch wir in dem nemlichen Werke beflissen sein. Ferner ist das freie Schalten und Walten lasterhafter und ungezogener Kinder gefahrvoll für die bessergerinnenden. Das Laster ist ansteckend. Es ist nicht möglich, daß böse und gute Kinder miteinander verkehren können, ohne daß letztere dadurch mehr oder weniger sittlich geschädigt werden. Und da der gegenseitige Verkehr derselben nicht gänzlich zu verhüten ist, so sollte man sich schon, um der Schutzmaßregel willen gegen den üblen Einfluß, welchen solche Kinder, die unter keiner religiösen Zucht stehen, auf andere, die besseren Einfluß und Unterricht genießen, ausüben, mit allen Kräften dadurch verwahren, daß man sich bemüht, dieselben in den Bereich der segnenden Einflüsse der christlichen Religion zu bringen. Die Sonntagschule bietet für diesen Zweck eine ausgezeichnete Gelegenheit. Die Sonntagschule bietet gar Manches, welches das jugendliche Gemüth, wenn dasselbe gleich etwas verwildert ist, anspricht. Das heitere, lebendige Wesen, der aufmunternde Gesang, die schönen illustrierten Schriften, mit welchen die meisten Schulen versehen werden, sind reizende Anziehungsmittel. Da bedarf es selten mehr als einer freundlichen, dringenden Einladung und der Zweck ist wenigstens soweit erreicht, daß die Verwahrlosten unter den Einfluß eines sittlichbildenden Unterrichts gebracht werden. Freilich wird man auch hier auf manche Schwierigkeiten stoßen, und man thut wohl auf das Wort zu merken: „Rasset uns aber Gutes thun und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören.“ Gal. 6, 9. Liebe, Erfahrung, Geduld und Selbstverleugnung sind dabei natürlich unerläßliche Eigenschaften. Aber wenn

man dieselben hinreichend besitzt, dann geht's. Und sollte dieselben nicht ein jeder Christ reichlich haben? E.

### Dem Lehrer helfen.

Hast du, lieber Leser, falls du ein Vater oder eine Mutter bist, auch je ernstlich darüber nachgedacht, welcher Mühe sich der Sonntagschullehrer um deiner Kinder willen unterzieht? Er betet für sie, er studirt jährlich seine zweihundertfünfzig Sectionen um ihretwillen, er unterrichtet, ermahnt und bewacht sie. Was bekommt er dafür? Sehr oft Grobheiten von Seiten der Schüler und seine ernstlichen Bemühungen werden mit Gleichgültigkeit und Leichtsinn belohnt. Das hieran meistentheils die Eltern Schuld haben, wird so selten bedacht. Wie oft wird daheim vor den Ohren der Schüler geringschätzend und gleichgültig über Kirche, Schule und Lehrer gesprochen. Das trägt bei den Kindern aber die üppigsten Früchte des Verderbens. Anstatt den Lehrer zu entmuthigen, sollten die Eltern der Schüler demselben helfen und seine treuesten Freunde und Rathgeber sein. Deshalb sollten sie

1) Den Lehrer fühlen lassen, daß sie mit ihm im Bunde stehen und es ihnen ernst ist, daß ihre Kinder nicht nur etwas lernen, sondern auch gehorsam, aufmerksam und folgsam sind in der S. Schule.

2) Sie sollten nicht vergessen für den Lehrer und ihre Kinder zu beten.

3) Sie sollten sich den Bemühungen des Lehrers gegenüber dankbar betheuen.

4) Sie sollten den Lehrer von Zeit zu Zeit durch freundlichen Zuspruch aufmuntern.

Aus dem Elternhause muß der heilsame Einfluß über die Sonntagschule kommen und wie ein erfrischender Morgenthau auf derselben ruhen, sonst wird die gesunde und erfolgreiche Entwicklung derselben allezeit gehemmt sein. Wollt ihr lieben Eltern hierüber ernstlich nachdenken?

### Das schöne warme Wetter.

Es kann wohl angenommen werden, daß die Sonntagschullehrer im Allgemeinen im Winter regelmässiger auf ihrem Posten sind als im Sommer. Wie kommt das? Hat man doch im Winter oft durch kmetiefen Schnee, Sturm und Wetter zu gehen. Die Ursachen sind

1) Im Winter, wo man sich doch nicht draußen aufhalten kann, ist es oft, besonders auf dem Lande, eine willkommene Abwechslung hinter dem Ofen wegzukommen, um in die Sonntagschule zu gehen. Man weiß ja oft kaum wo sonst hin.

2) Im Frühjahr und Sommer ist die Witterung oft so verlockend reizend, daß man sich gar leicht, anstatt in die Sonntagschule zu gehen, zu einem Spaziergang verleiten lassen kann, wenn man nicht besonders für die Schule interessiert ist. In Städten ist da namentlich große Gefahr, daß man sich vor den Entwendungen des Bewußtseins entschuldigt und sagt: „Ich muß die ganze Woche arbeiten und in der Werkstätt stehen, sollte ich nicht am Sonntage etwas frische Luft genießen?“ Besonders hört man das da oft, wo die Schulen Nachmittags gehalten werden. Unsere Meinung ist, daß für einen Lehrer, dem seine Klasse am Herzen liegt, während der Schulstunde gerade im Zimmer die frischeste Luft weht, und daß er sich sonstwo der frischen Luft in dieser Stunde wenig freuen kann.



3) Auf dem Lande nun hört man häufig eine ganz entgegengesetzte Entschuldigung. Man sagt: „Ich muß die ganze Woche hindurch draußen sein und hart arbeiten. Sollte ich nicht am Sonntage etwas Ruhe haben?“ Ja wenn du, lieber Lehrer, während dem deine Klasse im Schulzimmer sitzt und vergeblich auf ihren Lehrer wartet, daheim wirklich „ruhen“ kannst, dann ruhe nur. Wenn dir das Wohl deiner Schüler so wenig am Herzen liegt, daß es dich während deiner Pflichtversäumnis nicht einmal in deiner Ruhe stört, dann ruhe nur!

„Aber,“ sagt da Jemand, „hat das denn nichts zu bedeuten, daß der Arbeiter in der Stadt behauptet, er bedürfe der frischen Luft, und der Feldarbeiter, er bedürfe der Ruhe am Sonntag?“ O gewiß! Es mag Manchem sogar eine ziemliche Selbstverleugnung sein, die Stunde, welche er sonstwie und wo so an-

genehm (?) verbringen könnte, in die Sonntagsschule zu gehen. Aber deshalb sollte man um so mehr seine Pflicht thun, denn bekanntlich ist die Selbstverleugnung sehr enge mit dem Christenthume verbunden. Die Ruhe oder frische Luft, welche man durch Pflichtversäumnis gewinnt, wird an jenem Tage der Menschenschaft nicht sonderlich wohlthuernd wirken. Viel angenehmer wird die Erinnerung an gewissenhafte Pflichterfüllung sein, selbst wenn dieselbe auch auf Kosten einiger Bequemlichkeiten geübt wurde.

Wir wagen es nicht, hier auch noch umständlicher auf die Kopf-, Zahn-, Ohren-, Hals-, Brust- und Kreuzschmerzen, welche sich bei Manchen regelmäßig zur „passenden“ Zeit einstellen sollen, um daheim bleiben zu können, einzugehen. Wir reden ja mit den Klugen.

## Sonntagsschul - Lektionen.

### Pfingstlection.

#### Die Erfüllung der Verheißung. — Apftg. 2, 1—8.

1. Und als der Tag der Pfingsten erfüllt war, waren sie alle einmütig bei einander.

2. Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel, als eines gewaltigen Windes, und erfüllte das ganze Haus, da sie saßen.

3. Und man sah an ihnen die Zungen zersplittert, als wären sie feurig. Und er setzte sich auf einen jeglichen unter ihnen.

4. Und wurden alle voll des heiligen Geistes, und sangen an zu predigen mit andern Jungen, nachdem der Geist ihnen gab auszusprechen.

5. Es waren aber Juden zu Jerusalem wohnend, die waren gottesfürchtige Männer, aus allerley Volk, das unter dem Himmel ist.

6. Da nun diese Stimme geschah, kam die Menge zusammen, und wurden verstört; denn es hörte ein jeglicher, daß sie mit seiner Sprache redeten.

7. Sie entsetzten sich aber alle, verwunderten sich, und sprachen unter einander: Siehe, sind nicht diese alle, die da reden, aus Galiläa?

8. Wie hören Wir denn ein jeglicher seine Sprache, darinnen wir geboren sind?

**Haupttext:** Und wurden Alle voll des heiligen Geistes. Apftg. 2, 4.

#### I.

Wie Christus als das wahre Osterlamm am Passahfest gekreuzigt war, so gründete er am zweiten jüdischen Hauptfest seine Gemeinde. Pfingsten (der fünfzigste Tag nach dem Auszug aus Egypten, also der Tag der Gesetzgebung auf Sinai) war 2. Mose 23, 16.; 5. Mose 16, 9., das Fest der vollendeten Ernte. An diesem Pfingstfest hat der heilige Geist sein Gesetz, nicht auf steinerne Tafeln, sondern ins Herz geschrieben, Hes. 36, 26. ff., und die herrliche Erntingsernte gesammelt. Die Apostel und ersten Jünger, welche mit Johannis Taufe getauft und treu, obwohl in mancher Schwachheit, Jesu nachgefolgt waren, auch schon Einwirkungen seines Geistes, namentlich Joh. 20, 22., und bei der Himmelfahrt, erfahren hatten, sie empfangen nun den heiligen Geist, der sie belebte und sie im Geist näher und fester mit Jesu verband, als sie es durch ihre äußere Verbindung mit ihm jemals gewesen waren.

#### II.

B. 1. Alle einmütig — wahrscheinlich mehr als in Kap. 1. und in einem Privathause versammelt. B. 2. Als wären sie feurig — die zungenförmigen Flammen leuchteten, ohne zu brennen. Feuer, als die durchdringende und reinigende Kraft, ist das Zeichen der Lebenskraft aus Gott, die alles Unlautere verzehrt. B. 4. Mit andern Jungen — in vorher nie erlernten Sprachen, wie sie nachher aufgezählt sind. Wozu das? da ja die Festgäste die Sprache Kanaans werden verstanden haben, und jedenfalls die damals allgemein bekannte griechische Sprache genügen konnte? Antwort: Das Reden mit Jungen war Mat. 16, 17. verheißten und wurde auch außer dem Pfingstfest, Apg. 10, 46.; 19, 6.; 1. Cor. 12,—8., den ersten Gläubigen gleich nach der Bekehrung zu Theil. Es war ihnen selbst ein Beweis, daß die Verheißung Christi vollständig erfüllt und der neue Geist des Vaters,

der Sprachen, Gedanken und Herzen ändert (Hes. 36.) und ein Geist weltumfassender Liebe ist, wirklich ihnen mitgetheilt sei.

2. Die Fremden, wie die Juden, sollten lernen, daß eine neue Menschheit entstehe, die aus allen Geschlechtern und Zungen vereint, Gott und seinem Gesalbten in seinem heiligen Geiste dienen und lobfingen werde. Uebrigens war dies nur ein Zeichen; die Sprachengabe war nicht bleibend, und man darf sich nicht denken, als ob die Apostel und ersten Christen jede mögliche fremde Sprache gekonnt hätten; Paulus und Barnabas verstanden Apg. 14, 11. kein Phlaonisch. B. 5. Gottesfürchtige Männer — d. h. solche, die es aufrichtig meinten und bereit waren, das Heil anzunehmen, wenn sie es erkannten; solche, die wegen des Tempels aus ihrer Heimath hergezogen waren, wie noch jetzt fromme Israeliten aus allen Ländern ihr Leben gern in der heiligen Stadt beschließen; aber auch solche, die nur zum Fest da waren, Ausländer und zugleich Proselyten aus den Heiden. B. 7. Aus Galiläa — damit wollten sie andeuten, daß die Jünger von grober Mundart und ungelehrt seien.

**Praktische Anwendungen.**—B. 1. Wenn die Zeit erfüllt ist, auf welche Gott eine Verheißung gegeben, so geht gewiß auch die Verheißung in Erfüllung.

Wo die Christen einmütig in Glauben und Gebet harren, da können sie sich auch heute noch großer göttlicher Segnungen erfreuen.

B. 3. Einem Jeglichen wurde der Geist mitgetheilt, so wie es verheißten war. Bei Gott ist kein Ansehen der Person.

B. 4. Die Segnungen, welche Gott gibt, will er reichlich geben. Sie wurden alle voll des heiligen Geistes.

B. 7. Gott kann auch die Eeringen und Ungelehrten durch seinen Geist so mit Gaben und Kräften ausrüsten, daß sie gewaltige Werkzeuge in seiner Hand werden, um sein Werk zu treiben und die Feinde des Kreuzes zu überwinden.



## Zweites Quartal.

## Weissagung gegen Tyrus.

## 9. Section: Hes. 26, 7—14. — Sonntag den 1. Juni 1879.

7. Denn so spricht der Herr Herr: Siehe, ich will über Tyrus kommen lassen Nebucad-Nezar, der König zu Babel, von Mitternacht her, der ein (1) König aller Könige ist, mit Rossen, Wagen, Reitern und mit großem Haufen Volks.

8. Der soll deine Töchter, so auf dem Felse liegen, mit dem Schwerdt erwürgen; auch wider dich wird er Bollwerk aufschlagen, und einen Schutz (2) machen, und Schilde wider dich rüsten.

9. Er wird mit Böden deine Mauern zerstoßen, und deine Thürme mit seinen Waffen umreißen.

10. Der Staub von der Menge seiner Pferde wird dich bedecken, so werden auch deine Mauern erbeben vor dem Getöse seiner Rosse, Räder und

Reiter, wenn er zu deinen Thoren einziehen wird, wie man pflegt in eine zerfallene Stadt einzuziehen.

11. Er wird mit den Füßen seiner Rosse alle deine Gassen zertritten. Dein Volk wird er mit dem Schwerdt erdulgen, und deine starken Säulen zu Boden (3) reißen.

12. Sie werden dein Gut rauben, und deinen Handel plündern. Deine Mauern werden sie abbrechen, und deine feinen Häuser umreißen; und werden deine Steine, Holz und Staub in das Wasser werfen.

13. Also will ich (4) mit dem Getöse deines Geläutes ein Ende machen, daß man den Klang deiner Harfen nicht mehr hören soll.

14. Und ich will einer bloßen Fels aus dir machen, und einen Wehr, darauf man die Fischgarne aufspannet, daß du nicht mehr gebauet werdest; denn ich (5) bin der Herr, der solches redet, spricht der Herr Herr.

## Parallelen.

(1) Efra 7, 12.; Dan. 2, 37. (2) Hes. 21, 22. (3) Hes. 26, 5. (4) Hes. 24, 8. 9.; Jer. 16, 19.; Jer. 7, 34. (5) Job 40, 8.; Hes. 14, 27.

**Haupttext:** Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen. — Matth. 24, 35.

## I.

Hesekiel weissagte zwischen 595—573 v. Chr.—ein Zeitraum von 22 Jahren. Die Section fällt in die Zeit der babylonischen Gefangenschaft, etwa im elften Jahre derselben, und ein Jahr vor der Zerstörung Jerusalems am Wasser Ghebar, nahe bei Babilon, denn auch der Prophet war unter denen, die gefangen weggeführt wurden. Gleichzeitig mit Hesekiel wirkten: Jeremias in Juda, Daniel in Chaldäa. Um diese Zeit florirten die „sieben Weisen“ in Griechenland; Tarquinius Priscus regierte in Rom; Solon, der weise Gesetzgeber, lebte in Athen; auch der große Philosoph Pythagoras lebte um diese Zeit, ebenso Aesop, berühmt durch seine Fabeln.

Hesekiel, in hebräisch Iechezk-el, der Sohn Busi's war ein Priester und hatte vielleicht eine Zeitlang als Diener Jeremias zugebracht, welcher auch ein Priester war. Elf Jahre vor der Zerstörung Jerusalems kam er als Gefangener nach Babilon. Ueber seine Familienverhältnisse lernen wir nur wenig, bloß daß er verheirathet war, ein Haus besaß, und daß ihm sein Weib plötzlich starb; diese Dinge berichtet er selbst. Es wird behauptet Hesekiel sei ermordet worden von einem jüdischen Fürsten, den er der Abgötterei beschuldigte.

Tyrus, die alte und berühmte Hauptstadt Phöniziens, etwa 25 Meilen südl. v. Sidon, war eine Doppelstadt, indem die alte Stadt, Palaityros, auf dem festen Lande, der andere Theil dagegen auf einer felsigen Insel lag: Inseltyrus. Alttyrus wurde etwa 2750 v. Chr., Inseltyrus dagegen 1200 v. Chr. von Sidon nach einer verlorenen Schlacht gegen den König von Askalon erbaut. Alttyrus lag in einer äußerst fruchtbaren Ebene (Hes. 9, 13) einige Minuten vom Meere. Inseltyrus bestand aus drei Theilen: dem Eurpychorus im Osten, der sidonischen Altstadt und der Neustadt auf der kleineren Insel, zu Hiram's Zeit gegründet, der diese Insel mit der größeren durch einen Damm verband. Der Damm zwischen Inseltyrus und dem Festlande ist erst von Alexander d. Gr. aufgeschüttet, von welchem es 332 v. Chr. nach siebenmonatlicher Belagerung erobert wurde. Von 585 — 573 wurde es von Nebucadnegar belagert und mußte schließlich die babylonische Oberherrschaft anerkennen. In 64 ergab es sich den Römern und war noch immer Hauptsitz der Purpur- und Glasfabrikation. 638 fiel die Stadt in die Hände der Araber. Vom Nov. 1111—April 1112 belagerten es die Kreuzfahrer Truppen König Balduins I. von Jerusalem vergeblich, erst am 27. Juni 1124 fiel es in die Hände König Balduins II. 1291 (nachdem es 1202 durch ein Erdbeben arg gelitten) nahm es der ägyptische Sultan Aschraf in Besitz und verwüstete es aufs furchtbare. Seitdem hat es sich nicht wieder erhoben. Das jetzige Sur mit 5000 Einwohnern, liegt an der Stelle von Inseltyrus; Alttyrus besteht nur aus umfangreichen Trümmern. Die Häfen sind versandet, den Handel hat Beyrut an sich gezogen.

Tyrus, die stolze Königin am Meer, freute sich in der Hoffnung, daß Jerusalems Fall ihr zum Nutzen sein werde. So wie sich ein schadenfroher, selbstsüchtiger Mensch freut am Unglück seines Nachbarn; eine abscheuliche Gewohnheit. Weil sich Tyrus also versünbete, hat es dem Herrn übel gefallen, und er drohte der stolzen Stadt also: „Siehe, ich will an dich,

Tyrus; und will viele Heiden über dich heraufbringen.“ Gott wacht, und wenn er die Seinigen auch züchtigt, erlaubt er doch ihren Feinden nicht, daß sie Spott und Hohn mit ihnen treiben.

## II.

B. 7. König aller Könige—d. h. ein König über viele Könige und Reiche, welche von ihm besiegt worden. B. 8. Deine Töchter, so auf dem Felse liegen—die umliegenden blühenden Dörfer und von Tyrus angelegten Colonien. Bollwerk—Schutt—Erhöhungen, von welchen die Stadt und deren Befestigungen besser angegriffen werden konnten. B. 9. Böde—Sturmböde oder Mauerbrecher, lange dicke Balken, vorn mit Eisen beschlagen, welche in Ketten schwebend gegen die feindlichen Mauern gestoßen wurden. B. 11. Deine starken Säulen—die in dem Herkules-Tempel, dem Gegenstück des Tempels zu Jerusalem, sich befindlichen Säulen Jachin und Boas, 1. Kön. 7, 21; also Säulen im Gözentempel. Diese Säulen waren das Sinnbild des Schutzes ihrer Stadt für die Tyrer. B. 12. Handelplünden—Tyrus war eine äußerst blühende Handelsstadt, dieser Handel sollte zerstört werden (s. oben). Die feinen Häuser, in welchen die reichen Kaufleute wie Fürsten wohnten, werden umgerissen und der Schutt ins Wasser geworfen werden. Dieses geschah buchstäblich durch Alexander, indem er den Damm von der Stadt ans Land baute. B. 14. Wehr—ein fahles Landstück mit wenigem Gestrüpp—ein bloßer Fels. „Wo einst ein Mastenwald der Tarfischiffe sich bewegte, heben nun kaum ein Paar wohlgetafelte Kiele englischer Kauffahrer sich aus dem Wasser, der Handel hat andere Mittelpunkte gefunden; die felsige Südküste der alten Insel dient nun wirklich, nach dem Wort des Propheten, um Fischernetze auszuspannen. Maundrell fand nicht ein einziges ganz erhaltenes Haus, sondern nur ein Paar in Gerölben hausende Fischerleute.“

## III.

Diese Section enthält auch für uns sehr beherzigenswerthe Lehren und Warnungen, und zwar

1. Gottes Mißfallen gegen Stolz und Schadenfreude.—Tyrus war eine reiche und geeignete Stadt; sie hätte so bleiben können, wenn sie sich nicht überhoben und über Jerusalems Untergang geseufzt hätte. Gott wendete sich ab von ihr und ließ Unglück über sie kommen. Wenn Gottes Wohlgefallen entzogen ist, dann hört das Glück auf; dieses sollte man sich merken. a. Gott wird Feinde über Tyrus bringen. Wer Gott gegen sich hat, der hat keinen Frieden; wie kann man Frieden haben, wenn man gegen Gott streitet? Wie die Meereswogen werden sie kommen. Nebucadnegar, eben der König, welcher Jerusalem besiegt, soll auch Tyrus besiegen. Er soll kommen, und das Geschrei seiner Armee soll feste Mauern erzittern machen. b. Diese Feinde werden schreckliche Verheerung anrichten; sie werden die Mauern bestürmen und die Thürme abbrechen? Wo ist eine Mauer, welche vor den Gerichten Gottes beschützen kann? Tyrus hielt lange aus, aber sie fiel doch. Niemand kann Gott entfliehen. Das Blut ihrer Söhne und Töchter ist geflossen, und ihre



Reichthümer sind den Feinden zur Beute gefallen. Reichtum rettet nicht; thöricht ist, wer sich darauf verläßt. Die herrliche Stadt ist in Ruinen gelegen. Da Jerusalem gefallen, war sie ein gepflügtes Feld; da aber Thyrus fiel, wehte der Sturm den Sand weg, auf dem sie stand.

2. Die gänzliche Zerstörung dieser Stadt um ihrer Sünde willen.—Der Gesang und die Freude hören auf, wenn Gottes Heimfuchungen kommen. Wo Thyrus stand, soll nicht wieder gebaut werden, sondern Fischer werden ihre Netze dort trocknen. So vergehen die Nationen, die sich gegen Gott erheben und ihm trohen wollen; während sein Volk aus der Heimfuchung wiederkehrt, wie Gold aus dem Feuer, geläutert und gereinigt. Wer darf sagen, es sei nicht besser mit Gottes Volk in Trübsal sein, als mit den Gottlosen in ihrer Lust? Die Drohungen des Herrn gingen alle in Erfüllung, darum o sicherer Mensch, zittere und eile zu Gott, der allein retten kann!

**Praktische Anwendungen.**—1. „Stolz kommt vor dem Verderben und Hochmuth vor dem Fall.“ Diese alte Wahrheit hat sich an Thyrus bewährt und bewährt sich noch täglich in größerem oder geringerem Maß.

2. Auch der Gottlose muß oft als Werkzeug dienen, Gottes Vornehmen auszuführen; so strafft ein Sünder den andern.

3. Die Feinde Gottes können nicht bestehen, sie müssen umkommen. Ein Sprichwort sagt: „Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher.“

4. Gegenwärtiges Glück und Wohlergehen der Gottlosen sind kein Beweis, daß Gott aufgehört hat, gerecht zu sein. Die Zukunft ist auch in seiner Hand.

5. Die pünktliche Erfüllung der Drohungen und Verheißungen Gottes ist ein deutlicher Beweis für die Wahrheit des Wortes Gottes.

6. Werden die Drohungen erfüllt an dem Sünder, dann kann sich der Gerechte getrost auf Gott verlassen, die Verheißungen werden auch erfüllt.

**Kleinkinderklasse.**—Erzähle den Schülern einfach und kurz die Geschichte von Thyrus. Zeige auf der Karte oder Wand-

tafel die Lage und Umgebung der Stadt. Dann schildere nach Anleitung der Lektion die Zerstörung derselben und ihre Ursache. Mache dann schließlich die Anwendung: Schadenfreude und Mißgunst sind ein Greuel in Gottes Augen und werden nicht ungestraft bleiben. Dieses kann der Lehrer leicht aus dem Leben der Kinder, z. B. zwischen Geschwistern, Schulkameraden etc., illustriren.



**Erklärung der Wandtafel.**—Diese Illustration will den Gluch Gottes über die Stadt Thyrus und deren Zerstörung verfinnbildlichen. Die in der Schrift angegebene Sünde dieser Stadt war Mißgunst gegen Jerusalem und Schadenfreude über dessen Fall—also Stolz und Selbstsucht. Der Felsentempel stellt die zerstörte Stadt vor, der zuckende Blitzstrahl über demselben verfinnbildlicht das göttliche Gericht. Die Inschrift gibt das noch näher an. Es wird dem Superintendenten nicht schwer werden, daraus geeignete Anwendungen zu machen, wie unrecht und Gott mißfällig Mißgunst und Selbstsucht bei allen Menschen sind.

## Das Todtenfeld.

### 10. Lektion: Hes. 37, 1–10. — Sonntag den 8. Juni 1879.

1. Und des Herrn Hand kam über mich, und führte mich hinaus im Geist (1) des Herrn, und stellte mich auf ein weit Feld, das voller Beine lag.
2. Und er führte mich allenthalben dadurch. Und siehe, [des Gebeins] lag sehr viel auf dem Felde; und siehe, sie waren sehr verborret.
3. Und er sprach zu mir: Du Menschkind, meinst du auch, daß diese Beine wieder lebendig werden? Und ich sprach: Herr Herr, das weißt (2) Du wohl.
4. Und er sprach zu mir: Weissage von diesen Beinen, und sprich zu ihnen: Ihr verborreten Beine, höret des Herrn Wort!
5. So spricht der Herr Herr von diesen Gebeinen: Siehe, Ich will einen Odem in euch bringen, daß ihr sollt lebendig (3) werden.
6. Ich (4) will euch Aern geben, und Fleisch lassen über euch wachsen, und mit Haut überziehen; und will euch Odem geben, daß ihr wieder lebendig werdet; und sollt erfahren, (5) daß ich der Herr bin.

7. Und ich weisagte, wie mir befohlen war; und siehe, da rauschte es, als ich weisagte, und siehe, es regte sich (6); und die Gebeine kamen wieder zusammen, ein festliches zu seinem Gebeine.
8. Und ich sah, und siehe, es wuchsen Aern und Fleisch darauf, und er überzog sie mit Haut; es war aber noch kein Odem in ihnen.
9. Und er sprach zu mir: Weissage zum Winde; weisage, du Menschkind, und sprich zum Winde: So spricht der Herr Herr: Wind, komm herzu aus den vier Winden, und blase diese Getödteten an, daß sie wieder lebendig werden!
10. Und ich weisagte, wie er mir befohlen hatte. Da kam Odem (7) in sie, und sie wurden wieder lebendig, und richteten sich auf ihre Füße. Und ihrer war ein sehr groß Heer.

#### Parallelen.

- (1) Luth. 4, 1; Apfg. 8, 39. (2) 5. Mose 32, 39; Joh. 5, 21; 11, 25, 26; Röm. 4, 17. (3) Hes. 9, 10. (4) Hes. 10, 11. (5) Joel 2, 27. (6) Apfg. 2, 2 ff. (7) Psalm 104, 30; Offb. 11, 11.

**Haupttext:** Der Geist ist es, der da lebendig macht; das Fleisch ist kein nütze. Die Worte, die ich rede, die sind Geist und sind Leben.—Joh. 6, 63.

#### I.

Diese Weissagung geschah etwa zwei Jahre nach der Weissagung in der vorigen Lektion, und noch wie damals in der Nähe Babels in der Gefangenschaft. Beide Königreiche waren nun zerfallen: Israel und Juda; Jerusalem war vollständig zerstört durch Nebukadnezar, und der Prophet Jeremias war als Gefangener nach Egypten geführt.

Der Hauptzweck dieser Lektion ist: 1. Zu zeigen, daß Israel den Namen Jehova's geschändet hat vor den Heiden, daß aber Gott seine Ehre retten wird. Um seines Namens willen wird er sein Volk wiederbringen in ihr eigenes fruchtbares und gesegnetes Land. 2. Den göttlichen Voratz und die Verheißung der Erlösung seines Volkes in der Herzenrenewierung und Gabe seines Geistes zu offenbaren. In einem Bilde wird uns ge-

zeigt, wie das todtte Volk zum neuen Leben aufwachen werde und wie dasselbe ein geistliches Leben sein wird. Daher geht diese Weissagung nicht bloß das Israel nach dem Fleische an, sondern hat Bezug auch auf das Israel dem Geiste nach, denn sie deutet mit klarer Hand nach einer himmlischen Heimath und einer Unsterblichkeit. Die Erscheinung war nicht bloß zum Troste Israels gesandt, um die Gefangenschaft zu erleichtern, sondern um die Wahrheit der Auferstehung, welche von Stufe zu Stufe entfaltet wird im alten Testament, mit größerem Nachdruck auf ihre Gemüther einzuprägen.

Ezekiels Weissagungen sind wunderbar und sehr mannigfaltig; er redet in Bildern, Symbolen, Sprichwörtern, Gleichnissen und Allegorien; aber auch herrliche Poesie und offene Prophezeiungen hat er gegeben. Die Tiefe seiner Reden und



Gesichte machen ihn öfters unverständlich, daher rechneten die Juden seine Schriften auch zu den „Schätzen“, d. h. jene Schrifttheile (der erste Theil von der Genesıs und das Hohelied), welche nicht gelesen werden durften bis man das dreißigste Lebensjahr erreicht hatte. Unsere heutige Lektion gehört jedoch zu den klarsten seiner Reden und bringt Trost in alle aufrichtigen Herzen.

## II.

**B. 1. Des Herrn Hand — die Kraft Gottes.** Im Geist — im Zustande der Entzückung. Ein weit Feld — oder Thal am Fluß Chebar, Kap. 3, 16. 22. ff. **B. 2. Alenthalben** dadurch — damit der Prophet sowohl die große Menge, sowie auch den scheinbar hoffnungslosen Zustand der Todtengebeine sehe. Sehr verborret — weil längst alles Leben aus ihnen verschwunden war. **B. 3. Meinst du auch**, daß diese Beine wieder lebendig werden? — d. h. die Personen, denen sie angehörten, wieder zum Leben kommen. Der Prophet antwortet: „Das weißt du“ — nach menschlichem Ermeßen ist es unmöglich, aber bei Dir sind alle Dinge möglich. **B. 4. Weissage** — verkündige ihnen das lebendige Wort Gottes. **B. 5. Einen Odem** — das Leben, welches aus Gott kommt. **B. 6. Andern** — Sehen, Kraft und Stärke. **Fleisch** — gefühlvoll machen; aber nun fehlt doch noch der Odem, das eigentliche geistliche, göttliche Leben. **B. 7. Darauſchte es** — d. h. es kam Bewegung und Leben unter die Todtengebeine; in geistlicher Weise zu verstehen, wie der in Sünden todte Mensch zur Erkenntniß der Wahrheit kommt und anfängt, sich nach Erlösung zu sehnen. **B. 9. Wind**, komme herzu — der Wind ist ein Sinnbild des Geistes. Wenn durch die Weissagung, d. h. durch das Wort Gottes Selbstkenntniß gewirkt ist, dann muß der heilige Geist das Herz erfüllen, so ist das wahre Leben wieder hergestellt.

Die Darstellung der Belebung der todtten Gebeine in zwei Akten, erklärt sich aus der Anlehnung an die Geschichte der Menschenschöpfung und dient, wie dort dazu, die Schöpfung des Menschen, so hier die schöpferische Wiederbelebungs Israels recht anschaulich als ein Werk des lebendigen Gottes zu schildern. Aber nicht nur auf das natürliche Israel allein bezieht sich diese Weissagung, sondern wie oben bemerkt, ist sie auch ein treffliches Bild, wie der allmächtige Gott in Folge der Erlösung durch Christum, durch sein Wort und seinen Geist, die Menschen zum neuen, geistlichen Leben bringt.

## III.

**1. Das Gesicht von der Auferstehung**, das der Prophet sah. — Dieses ist eine Erscheinung, eine Offenbarung, ganz gegen den Begriff menschlicher Ansicht, und kann nur durch den Geist des Herrn gedeutet und verstanden werden. Sie ist dreifach: a. Die Auferstehung der Seele vom Tod der Sünde zum Leben der Gerechtigkeit; ein göttliches, himmlisches und geistliches Leben. b. Die Auferstehung der Evangeliumskirche oder irgend eines Theils derselben, vom Elend der Trübsal, der Verfolgung und des Standes der Unfruchtbarkeit zum Leben der Freiheit und des Friedens. c. Die Auferstehung des Leibes an jenem großen und herrlichen Tag des Herrn. Betrachte: 1) Den beklagenswerthen Zustand der todtten Gebeine. Ein Thal voller Gebeine, nicht aufgehäuft, sondern zerstreut hie und da über den ganzen Grund. Sehr viele Gebeine und ganz leblos und vertrocknet. So war Israel in seiner Gefangenschaft. Ist es möglich, daß sie wieder leben werden? Das weiß Gott allein. Gott kennt den Zustand aller Menschen und weiß auch nur allein seinen Rathschluß. 2) Die Mittel der Wiederbelebungs. Zuerst die Weissagung, B. 4, d. i. die Predigt oder das Wort des Herrn; dann Gebet, als Antwort auf Gebet wird Leben kommen, denn Gott hört Gebete und sendet seinen Geist. Gott kann todtte Sünder beleben ohne unsere Predigt, aber die Predigt ohne den Geist Gottes ist machtlos; er ist die Quelle alles Lebens. 3) Die Folgen der Anwendung dieser Mittel. Es regte sich unter den Todten, sie bewegten sich, die Gebeine sammelten sich und Fleisch kam wieder daran, daß sie aufstanden. Der Geist des Lebens von Gott kam über sie und sie erstanden wieder vollkommen. Gott ist kein Ding unmöglich, er wird sie nicht bloß beleben, sondern auch kräftigen und gründen.

**2. Die Anwendung dieses Gesichtes.** — Vor

Allem galt dieses dem Hause Israels. Israel war verloren und keine Hilfe da, aber in der größten Noth half der Herr und sammelte sein Volk wieder. Aus Feindesland brachte er sie wieder zur heiligen Stadt und dem Tempel. So wird Gott auch Leben und Athem geben Denen, die in Sünden todt sind und dem Leben aus Gott entfremdet. Die Predigt vom Kreuz und das Gebet der Gläubigen wird erhört; der Geist des Evangeliums, welches ist die Kraft Gottes, erneuert das Herz und ein neuer Mensch entsteht, der nun in der Freiheit Gottes lebt und wirkt. So wird auch einst am Auferstehungsmorgen die Stimme Gottes gehört werden, die Todten werden auferstehen und den Namen des Herrn preisen, denn bei Gott ist kein Ding unmöglich, und was er zusagt, hält er gewiß.

**Praktische Nutzenwendungen.** — Vers 1. Der Sünder ist in einem Zustande geistlichen Todes.

**B. 2.** Gott zeigt uns, wie hoffnungslos der arme, geistlich Todte ist. Erst müssen wir die Größe der Noth fühlen, ehe das Wort gethan wird.

**B. 3.** Menschliche Kraft ist umsonst; ohne Gott in Christo ist kein neues geistliches Leben. Er allein kennt die Noth und hat die Kraft zu helfen.

**B. 4.** Gott wirkt durch menschliche Mitwirkung und gebietet Jedermann, zu weissagen und zu beten für die geistlich Todten.

**B. 5.** Gott ist die einzige Quelle, aus welcher wir Leben schöpfen können. Seine Erlösung ist das wahre Leben.

**B. 7.** Wer den Willen Gottes thut, der braucht nicht zu verzagen, so hoffnungslos auch die Aussichten scheinen mögen.

**B. 8.** Es kann Reformation stattfinden, ohne das neue Leben, aber solche Veränderung ist nutzlos.

**B. 9.** Nur Gottes Geist kann todtte Sünder beleben, darum sollten wir beständig um diesen Geist bitten.

Die Todten werden auferstehen und ewig leben, darum sollten wir uns Gewißheit verschaffen, daß unser Leben Gott wohlgefällig ist.

**Kleinkinderklasse.** — Dieses ist eine eigenthümlich ergreifende Lektion. Man schilbere den Kleinen das Gesicht des Propheten: Das Todtenfeld, die Entzückung des Propheten, die Rede des Herrn, das Weissagen, das Lebendigwerden der Todten. Dann die Anwendung: Diese Welt ist auch ein Todtenfeld, voll geistlich todtter Sünder. Der Herr gebietet seinen Knechten zu weissagen, d. h. Gottes Wort zu predigen; er verheißt seinen Geist allen Denen, die ihn darum bitten, damit sie zum neuen Leben in Christo gelangen. Ermañne die Kinder, dem Worte Gottes zu folgen und um Gottes Geist zu bitten.



**Erläuterung der Wandtafel.** — Bei den Todtengebeinen finden wir einen Zustand träger Erstarrung, einen Zustand der Bewegung und dann des wirklichen thätigen Lebens, welches uns den geistlichen Tod, die Erkenntniß des Heils und dann das thätige Christenleben andeuten mag. Hier auf der Tafel sind nun drei Bäume, welche in ihrer verschiedenen Beschaffenheit diese Zustände des Menschen abbilden sollen. 1. Ein kahler todtter Stamm, den Tod in der Sünde darstellend. 2. Ein Baum mit Blättern, nachdem der Prophet geweissagt, d. h. Gottes Wort ihnen mitgetheilt hatte, und Bewegung unter die Todtengebeine gekommen war. 3. Ein Baum, welcher nicht nur Blätter (Erkenntniß) hat, sondern auch reiche



Früchte trägt—b. h., wenn der Mensch durch die Kraft des heiligen Geistes (Wehen des Windes) zum wahren, göttlichen Leben hindurch gebrungen. Die Frucht ist das untrügliche Zeichen des Lebens.

**Illustrationen.**—Jenes erste Pfingstfest zu Jerusalem ist ein gutes Bild für unsere Lektion. Die Juden waren todt in Sünden und geseglichem Formenwesen. Als aber Petrus zu diesen Todtengestorbenen weisagte, kam Bewegung hinein und 3000 wurden lebendig.

Wenn man im Frühjahr einen hohlen Baum fällt, so finden sich darin oft eine Masse scheinbar todtter, bewegungsloser Insekten; nimmt man dieselben aber heraus und legt sie in

den warmen Sonnenschein, so fangen sie bald an sich zu regen und ehe man sich versteht, treten sie auf ihre Füße und laufen davon, oder schwingen sich auf ihren Flügeln von dannen. Die warme, belebende Sonne ist hier das Bild des Geistes.

Ein Herr trat einst in eine Compasfabrik. Da war eine ganze Anzahl Compasse, welche äußerlich ein ganz gleiches Aussehen hatten. Welche jedoch richteten ihre Nadel beständig nach Norden, wie man dieselben auch drehen mochte; bei andern hingegen war dieselbe bewegungslos, und blieb da stehen, wohin man sie richtete. Was war die Ursache von diesem Unterschied? Antwort: Die einen waren lebendig, die andern waren todt, oder die einen waren magnetisirt, die andern nicht.

## Das Bedürfnis des heiligen Geistes.

### 11. Lektion: Sach. 4, 1—14. — Sonntag den 15. Juni 1879.

1. Und der Engel, der mit mir rebete, kam wieder, und weckte mich auf, wie einer vom Schlaf erwecket wird;
2. Und sprach zu mir: (1) Was siehest du? Ich aber sprach: Ich sehe—und siehe, da stand ein Leuchter ganz golden mit einer Schale oben darauf, daran sieben (2) Lampen waren und je sieben Stelen an einer Lampe;
3. Und (3) zwei große Oelbäume dabei, einen zur Rechten der Schale, den andern zur Linken.
4. Und ich antwortete, und sprach zu dem Engel, der mit mir rebete: Mein Herr, was ist das?
5. Und der Engel, der mit mir rebete, antwortete, und sprach zu mir: Weist du nicht, was das ist? Ich aber sprach: Nein, mein Herr.
6. Und er antwortete und sprach zu mir: Das ist das Wort des Herrn von Serubbabel: Es soll nicht (4) durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth.
7. Wer bist du, du großer Berg, (5) der doch vor Serubbabel eine Ebene sein muß? Und er soll auführen den ersten Stein, daß (6) man rufen wird: Glück zu, Glück zu!
8. Und es geschah zu mir das Wort des Herrn, und sprach:

9. Die Hände Serubbabels (7) haben dies Haus gegrünbet, seine Hände (8) sollen es auch vollenden; daß ihr erfahret, daß mich der Herr (9) zu euch gesandt hat.

10. Denn wer ist, der diese geringen (10) Tage verachte, darinnen man noch sich wird freuen und sehen das innere Maß in Serubbabels Hand, mit den sieben, (11) welche sind des Herrn Augen, die das ganze Land durchziehen?

11. Und ich antwortete, und sprach zu ihm: Was sind die zwei Oelbäume, zur Rechten und zur Linken des Leuchters?

12. Und ich antwortete zum andern Mal, und sprach zu ihm: Was sind die zwei Zweige der Oelbäume, welche stehen bei den zwei goldenen Schenken des goldenen Leuchters, damit man abtricht oben von dem goldenen Leuchter?

13. Und er sprach zu mir: Weist du nicht, was die sind? Ich aber sprach: Nein, mein Herr.

14. Und er sprach: (12) Es sind die zwei Oelkinder, (13) welche stehen bei (14) dem Herrscher des ganzen Landes.

#### Parallelen.

- (1) Jer. 1, 11, 13.; Amos 8, 2. (2) Dff. 4, 5. (3) Dff. 11, 4. (4) Hof. 1, 7. (5) Jer. 51, 25.; Matth. 21, 21. (6) Ps. 128, 6. (7) Efra 3, 10. (8) Efra 6, 15. (9) Jes. 48, 16. (10) Hag. 2, 3. (11) 2. Cor. 16, 9.; Spr. 15, 3.; Dff. 5, 6. (12) Dff. 11, 4. (13) Euf. 1, 19. (14) Josua 3, 11, 13.

**Haupttext:** Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth.—Sach. 4, 6.

#### I.

Sacharja begann zu weissagen im zweiten Jahr und im achten Monat des Königs Darius, 520 v. Chr., etwa fünfzehn Jahre nach der Wiederkehr der ersten Juden aus der Gefangenschaft, und während dem Bau des Tempels. Er weissagte demnach zu Jerusalem, nach dem Wiederaufbau der Stadt. Zur nemlichen Zeit wirkte auch der Prophet Haggai; es wird von Manchen behauptet, daß diese beiden Propheten thätigen Antheil nahmen an der Zubereitung des neuen Tempel-Gottesdienstes, und haben zu diesem Zwecke den 137., 145.—148. Psalm gebichtet; ebenso werden ihnen auch die Psalmen 111, 125 und 126 zugeschrieben.

Sacharja gehörte wahrscheinlich dem priesterlichen Geschlecht an, und kam von Babylon, als er noch sehr jung war, mit Serubbabel und Josua; er fing an zu weissagen etwa zwei Monate nach Haggai, und wirkte zwei Jahre. Die Juden waren glücklich unter seiner Wirksamkeit.

Der Neubau des Tempels war den Juden von großer Wichtigkeit. Sie erlaubten keinem Fremden dabei zu helfen, daher mag wohl auch die Feindschaft der Samariter u. s. w., theilweise entstanden sein. Die vielen Hindernisse, die man den Juden in den Weg legte, sind schon früher betrachtet worden, es ist hier blos beizufügen, daß es besonders der Anstrengung Haggais und Sacharias zu verdanken ist, daß das Werk gelang und der Bau beschleunigt wurde.

Sacharja erhielt den Trost des Herrn, damit er hingehe sein Volk zu trösten und aufzumuntern im Werk des Herrn. Die Macht der Menschen ist wohl gut und kann von großem Nutzen sein, wenn sie aber gegen Gottes Vorkehrung kämpft, wenn sie zur Verfolgung der Gläubigen gebraucht wird, und wenn die Klage der Frommen zum Herrn aufsteigt, dann erhält der Fromme die Versicherung, daß Gott nicht ferne ist, und daß keine Macht vermögend ist, den Allmächtigen zu hindern an seinem Vorhaben. Haben wir also Gott auf unserer Seite,

dann brauchen wir nicht zu verzagen: „Ist Gott für uns, wer mag dann wider uns sein?“

#### II.

B. 1—5. Der Engel—nachdem er beim vorigen Gesichte hinter den „Engel des Herrn“ zurückgetreten war, kam wieder. Der Prophet wird wie aus dem Schlafe geweckt, um einen goldenen Leuchter zu sehen, das Symbol der von Gott erleuchteten Gemeinde. Denn ohne menschliches Zutun füllt er sich mit Oel, d. i. dem heiligen Geist. Die zwei Oelbäume, die ihn füllen, sind das Priester- und Prophetenthum, welches besonders in der neutestamentlichen Stellung, der Kirche als Träger der Salbung des Geistes dient, zu lehren, zu opfern und zu weissagen. Der Behälter, wodurch sie das Oel dem Leuchter vermitteln, ist das Amt, das sie bekleiden—Prediger und Priester Gottes. Die Röhren sind die verschiedenen Gelegenheiten oder Kanäle, wodurch Israel sein Licht leuchten lassen kann in der Nacht der Welt. B. 6—9. Nicht durch Heer oder Kraft—b. h. nicht durch menschliche Macht oder Autorität, sondern durch Gottes Geist, nemlich zunächst der Tempelbau. Er soll trotz aller Schwierigkeiten herrlich hinaus geführt werden und Serubbabel soll ihn vollenden. Der große Berg, der noch im Wege liegt, ist die hindernde Weltmacht. Dieselbe soll erniedrigt werden, und Serubbabel unter dem Jauchzen des Volkes den ersten Stein, eigentlich Schlussstein, legen. B. 10. Geringen Tage—nemlich den geringen Anfang des Hauses Gottes, der soll wissen, daß die Augen des Herrn darauf ruhen und zusehen werden, daß es gegen die Feinde verteidigt und vollendet wird. So ist auch durch die Vorkehrung Gottes die Vollendung des geistlichen Baues sicher verbürgt. B. 11—14. Zwei Zweige der Oelbäume. Damit mag wohl auf Haggai und Sacharja hingedeutet werden, welche zu ihrer Zeit, bei der Errichtung des Hauses Gottes so wesentliche Dienste leisteten;—jedemfalls sind es fromme Diener des Herrn, welche bei dem Herrn der ganzen Erde, dem König der vollendeten Gemeinde stehen, und der Einfluß der Oelkinder erstreckt sich nicht blos auf das



heilige Land, sondern auch auf alle Völker, vgl. Matth. 28, 19. Was der aus den Heiden gesammelten Kirche für ein Prophetenthum gegeben sein wird, lesen wir Offb. 11, 3 ff.

### III.

Hier ist 1. Die Vorbereitung, eine Offenbarung zu empfangen. Der Prophet war mit einem Engel im Gespräch, darüber verfiel er in einen Schlaf. So ging es einst den Jüngern bei einer eben so wichtigen Gelegenheit. Luk. 9, 32. Das Fleisch ist schwach. Es scheint, der Engel ließ ihn eine Weile schlafen, dann weckte er ihn aber auf, damit er helle und frisch sei, um die Offenbarung zu empfangen.

2. Das Bild, das ihm gezeigt wurde. B. 2, 3. Einen goldenen Leuchter, wie man schon früher einen im Tempel hatte, und zwei Delbäume dabei. Gott redet zu den Menschen und erklärt ihnen sein Vorhaben durch allerlei Bilder und Gleichnisse, die aber der Mensch nur verstehen kann durch Anleitung und Weisung des heiligen Geistes; darum mußte auch der Engel dem Propheten diese Erscheinung deuten.

3. Die Bedeutung des Bildes. Der Engel erklärt, daß dieses eine Erläuterung sei von dem Wort, das Gott zu Serubbabel geredet habe, nemlich vom Bau und der Vollendung des Tempels, trotz der Feinde Wuth und Töben. Aber Israel soll wissen und erfahren, daß es nicht die Macht des Fleisches, sondern Gottes Geist ist, der das Werk vollbringt. Werke: Was Gott unternimmt, das führt er aus; freilich nicht immer mit Getöse und Töben, aber auch im Verborgenen wirkt der Herr durch seinen Geist. Die Feinde Israels sind mit einem Berg verglichen, stolz und hart, aber Gott verheißt Hülfe, und der wahre Glaube soll diesen Berg versetzen, durch Serubbabel, den Führer. Christus ist unser Führer, und wenn er vorangeht, ist nichts zu schwer. Die nemliche Hand, welche den Anfang des Baues leitete, wird auch das Vollbringen leiten, aber Israel soll sehen, daß seine Hülfe im Namen des Herrn steht.

Dieses soll eine Bestätigung der früheren Weissagungen sein; kein Wort soll verloren gehen, und die Feinde, die den geringen Anfang verachteten, müssen zugestehen, daß Gottes Weisheit und Vorsehung über ihren Verstand erhaben ist.

4. Die Delbäume. Wenn also in dem Leuchter, der Tempel, die Kirche bildlich dargestellt ist, so bedeuten die Delbäume nichts Anderes als dieses: Hat Gott seine Kirche gegründet und gebauet, so schafft er ihr auch Nahrung und Kraft. Die Kirche, ein Leuchter, der vom Delbaum genährt wird, d. h. Gott gibt seiner Kirche den heiligen Geist mit all seinen Gaben, welche als Früchte eines Baumes verglichen sind. Gal. 5, 22. So lange die Kirche ihrem Berufe treu bleibt, wird ihr Licht nicht ausgehen.

**Praktische Nuganwendungen.**—B. 1. Wenn die Seele die Wahrheit einsehen soll, muß sie erweckt werden.

B. 2. Die Kirche hält das Licht der Welt, welches ist Christus, durch seinen Geist.

B. 6. Die Kirche kann ihren Beruf unmöglich erfüllen, es sei denn sie habe täglich Zugang und Verkehr mit Dem, der sie stark macht, Christus, ihr Haupt.

B. 7. Wenn die Gläubigen mit diesem Geiste erfüllt sind, dann überwinden sie alle Hindernisse.

B. 14. Der Mensch kann als Werkzeug in Gottes Hand dienen und sehr nützlich sein.

Wir Alle sollen den heiligen Geist besitzen und durch ihn geleitet werden, wenn wir Gott gefallen sollen.

**Kleinkinderklasse.**—Ergäße das Gesicht in der Lektion und dann erkläre es: Die Feinde Israels wollten den Tempelbau hemmen. Nun aber zeigt der Herr dem Propheten, daß derselbe sicher vollendet werden würde, nicht aus ihrer Kraft, son-

dern durch die kräftige Hülfe Gottes. Nun mache die Anwendungen: Die Kirche wird auch von ihren Feinden verfolgt und gehindert, aber trotzdem sie oft gering scheint, wird sie durch Gottes Kraft und Geist siegen. Ermahne die Schüler auf der Seite Gottes und der Kirche und doch ja nicht auf der Seite der Feinde zu stehen.

**Illustrationen.**—B. 3. Del in den Lampen. In Bunthans Pilgerreise wird erzählt, daß Ausleger den Christ an einen Platz führte, wo an der Mauer ein Feuer brannte. Dabei stand ein Mann, der goß beständig Wasser auf das Feuer. Aber trotzdem brannte es immer heller. „Was soll das bedeuten?“ fragte Christ. Ausleger antwortete ihm, das stelle das Werk der Gnade in der Seele vor. Der Teufel wolle dasselbe auslöschen und gieße deshalb Wasser darauf. Daß das Feuer aber doch fortbrenne, habe seinen verborgenen Grund. Nun führte er ihn an die andere Seite der Mauer. Da stand ein Mann, welcher immerfort Del ins Feuer goß. „Was ist das?“ fragte Christ. „Das ist Christus, welcher fortwährend das Del der Gnade ins Herz eingießt, damit das Feuer nicht erlöscht,“ sagte Ausleger.

B. 10. Niemand verachte die geringen Tage. Ein Knabe hörte von seiner Mutter, daß sie ihn dem Herrn zum Missionsdienst geweiht habe. Sein Name war J. Mills. Dadurch wurde, nachdem er bekehrt war, sein Sinn auf die Mission gerichtet. Durch seinen Eifer traten verschiedene Personen zusammen, um Missionare zu den Heiden zu senden. So entstand die „American Board für auswärtige Mission.“ Nur fünf Personen waren bei der ersten Versammlung zugegen. Heute hat diese Gesellschaft 1600 Missionare, 325 Kirchen und 76,000 Glieder. Sie hat 400,000 Kinder in ihren Schulen unterrichtet; 2300 Werke in 48 Sprachen gedruckt, welche sich auf 1,400,000,000 Seiten belaufen. Sie hat ganze Nationen vom tiefsten Heidenthum zum Christenthum empor gehoben.



**Erklärung der Wandtafel.**—Unsere Lektion lehrt, daß nicht äußere Macht und Mittel die Kräfte sind, worauf der Bau des Reiches Gottes angewiesen ist, wie auch der Haupttext sagt, sondern die Kraft des heiligen Geistes. Dies soll unsere Zeichnung illustriren. Die Kirche auf der Tafel ist Sinnbild der Kirche Jesu Christi auf Erden. Die Taube ist das Sinnbild des heiligen Geistes. Von Oben strömt die Kraft Christi in die Kirche ein, sein Geist wohnt und waltet in der Kirche und aus derselben strahlt das Licht der Wahrheit wieder durch den frommen Wandel der Gläubigen in die Welt hinaus. Wenn wir also im Geiste leben, so lassen wir unser Licht leuchten vor den Leuten.

## Göttliche Weihe.

### 12. Lektion: Mal. 3, 8—18. — Sonntag den 22. Juni 1879.

8. Ist es recht, daß ein Mensch Gott täuscht, wie ihr mich täuscht? So sprecht ihr: „Womit täuschen wir dich?“ Am Zehnten (1) und Gebopfer.

9. Darum seid ihr auch verflucht, (2) daß euch Alles unter den Händen zerrinnet; denn ihr täuscht mich alleammt.

10. Bringet aber die Zehnten ganz in mein Kornhaus, auf daß in meinem Hause Speise sei; und prüfet mich hierinnen, spricht der Herr Zebaoth, ob

ich euch nicht des Himmels Fenster aufthun werde, und Segen herabschütten die Fülle. (3)

11. Und ich will für euch den Fresser schelten, daß er euch die Frucht auf dem Felde nicht verderben soll, und der Weinstock im Ader euch nicht unfruchtbar sei, spricht der Herr Zebaoth:



12. Daß euch alle Heiden sollen selig preisen; denn ihr sollt ein werthtes Lath sein, spricht der Herr Zebaoth.

13. Ihr redet (4) hart wider mich, spricht der Herr. So sprecht ihr: „Was reden wir wider dich?“

14. Damit, daß ihr jaget: Es ist umsonst, daß man Gott dienet; und was nützt es, daß wir sein Gebot halten, und hart Leben vor dem Herrn Zebaoth führen?

15. Darum preisen wir die Verächter; denn die Gottlosen nehmen zu, sie versuchen (6) Gott, und gebet ihnen Alles wohl hinaus.

16. Aber die Gottesfürchtigen trösten sich unter einander (6) also: Der Herr merket es und höret es; und ist vor ihm ein Denkfettel (7) geschrieben für die, so den Herrn fürchten, und an seinen Namen gedenken.

17. Sie sollen, spricht der Herr Zebaoth, des Tages, den Ich machen will, mein (8) Eigenthum sein; (9) und ich will ihrer schonen, wie ein Mann seines Sohnes schonet, der ihm dienet.

18. Und ihr sollt dagegen wiederum sehen, was für ein Unterschied sei zwischen (10) dem Gerechten und Gottlosen, und zwischen dem, der Gott dienet, und dem, der ihm nicht dienet.

### Parallelen.

(1) Neh. 13, 10—12. (2) Sagg. 1, 6. (3) 2. Chron. 31, 10. (4) Ps. 73, 11, 12. (5) Ps. 95, 2. (6) Eph. 5, 19. (7) Dffs. 20, 12. (8) Titum 2, 14; 1. Petri 2, 9. (9) Jes. 62, 3. (10) Ps. 58, 11.

**Haupttext:** Sie sollen, spricht der Herr Zebaoth, des Tages, den ich machen will, mein Eigenthum sein. Mal. 3, 17.

### I.

Maleachi weiffagte zwischen 430—400 v. Chr., war also ein Zeitgenosse Nehemias. Diese Lektion fällt etwa 100 Jahre später als die vorige, und Israel wurde regiert durch Nehemia als Gouverneur. Um diese Zeit lehrte Sokrates zu Athen; Xenophon lebte, auch Plato, welcher jetzt als Knabe seinem Lehrer Sokrates zuhörte.

Maleachi ist der letzte aller Propheten; seine Schriften schließen den Canon des alten Testaments. Ueber seine persönliche Geschichte ist nichts bekannt, er erscheint als eine Stimme eines Predigers, der Buße zum Leben verkündet, und so wird er auch ganz paßlich das verbindende Glied genannt, welches den alten und den neuen Bund verbindet. Die Weiffagung dieses Propheten war von jeher von sehr großer Bedeutung und Wichtigkeit; die römische Kirche will in Mal. 1, 11. sogar einen ihrer stärksten Beweiskräfte für die Messe finden. Die letzten Worte des alten Prophetensystems sind die Eröffnungsworte der neuen Dispensation und so wird das Alte und Neue ein Ganzes.

Hundert Jahre sind dahin, seit Israel aus der Gefangenschaft wiederkehrte; es waren sorgenschwere Jahre—Feinde nach innen und nach außen beunruhigten das Volk. Wohl war Israel von seiner Abgötterei geheilt, aber es kamen andere Sünden mit aus Babylon; besonders Geiz oder Habsucht mit seinen begleitenden Uebeln. Weder die Regierung des Landes noch der Tempel erbielten Das, was ihnen gehörte und die Armen wurden unterdrückt. Gegen diese Uebel erhob der Prophet seine Stimme und zeigte dem Volk die Gefahr; auch auf den kommenden Messias und dessen Vorläufer wies er hin. Weil aber der Messias kommen soll sein Volk zu reinigen und zu läutern, zeigte er ihnen, daß es eine schreckliche Zeit sein wird für den unbußfertigen und verhärteten Sünder. Das Volk in seiner Verblendung sieht nicht ein, daß es gesündigt hat, der Prophet aber antwortet ihm: „Ist es auch recht, daß ein Mensch Gott beraube?“

### II.

**B. 8. Täuschet.**—Es kann zwar Niemand in dem Sinne Gott täuschen, daß er ohne Gottes Wissen unreblich handelt, sondern es meint hier, daß die Israeliten Gott das nicht gaben, was sie ihm schuldig waren. Am Zehnten und Hekopfer—daß sie dasselbe nicht nach Vorschrift, Neh. 13, 10. ff., an Gottes Haus abliefern. **B. 9. Verflucht.**—Womit sie sündigten, wurden sie gestraft: Sie gaben Gott nicht, was sie ihm schuldig waren, deßhalb enthielt ihnen Gott seinen Segen vor. **B. 10. Mein Kornhaus.**—Die Vorrathskammern am Heiligtum, 2. Chron. 31, 11. ff. Und prüfet mich hierin—setzt einmal die Zuberlässigkeit meiner Verheißung in 3. Mose 26, 3—5. auf die Probe damit, daß ihr gebet, was ihr schuldig seid, und wozu ihr euch noch besonders verpflichtet habt. Neh. 10, 32. ff. Des Himmels Fenster aufthun.—Ein Bild großer Fülle, wie strömender Regen. **B. 11. Den Fresser schelten**—die Alles aufzehrende Heuschrecke. Joel 1, 4; 5. Mose 28, 38. **B. 14. Es ist umsonst, daß man Gott dienet.**—Ja, ein äußerlicher Gottesdienst, der nur in saurem Fasten und leeren Formen besteht, während das Herz voll Heuchelei ist, der ist umsonst. **B. 15. Die Verächter**—nemlich solche, die nicht mehr glauben, daß Gottesfurcht und Frömmigkeit Glück bringen. Gehet ihnen Alles wohl.—Dem Anschein nach geht es oft den Gottlosen wohl, denn sie „empfangen ihr Gutes in diesem Leben.“ Ps. 16, 25. **B. 16. Die Gottesfürchtigen trösten sich**—ein Denkfettel.—Das Bild ist von Menschen hergenommen, die sich die Namen ihrer Freunde

oder solcher, die ihnen Dienste erwiesen haben, aufzeichnen, um zu gelegener Zeit ihrer zu gedenken und ihnen Gutes zu erweisen. Der Sinn ist: Die Gottesfürchtigen können sicher sein, daß ihnen ihre Frömmigkeit und ihr Leiden (Ps. 56, 9.) vergolten wird; der Herr vergilt sie gewiß nicht. **B. 17. Des Tages.**—Am Tage des Gerichts und der gerechten Vergeltung. **B. 18. Was für ein Unterschied sei.**—Dann (an jenem Tage) kommt es nicht darauf an, ob jemand zu dem natürlichen Israel gehört, oder ein Jude sei, oder gefastet habe, sondern ob er gerecht geworden sei in Christo, und gerecht gelebt und von ganzem Herzen Gott gedient habe.

### III.

**1. Des Propheten Anklage.**—**B. 8.** Im Namen seines Gottes klagt Maleachi, daß das undankbare Volk Gott beraube. Das Volk leugnet dieses und fordert Beweis für solche Behauptung. Es ist gewöhnlich so; der verhärtete Sünder gesteht nicht ein, daß er seinem Schöpfer etwas schulde oder ihm etwas rauben könne.

**2. Der Beweis.**—**B. 10.** Am Zehnten und Hekopfer. Oft gaben sie gar nichts und oft bloß den Abfall anstatt das Beste. Die Nation war theilhaftig in dieser Sünde, darum lastete ein Fluch auf ihr, **B. 9.** Merke: Wer Gott Das vorenthält, was ihm gehört, wird dem Fluche nicht entrinnen, und wer nach der Heimsuchung noch verstockt ist, von dem wird der Fluch auch nicht weichen.

**3. Die Ermahnung.**—**B. 10.** Der Prophet verlangt eine völlige Reue zur Pflicht, Gott muß vor allem gebiet und sein Werk unterstützt werden. Die Seele muß erst versorgt werden, dann der Leib. Wer seine Pflicht von ganzem Herzen thut, der kann getrost dem Herrn vertrauen, denn sein Wort ist wahrhaftig, und er ist getreu; aber wer mit Gott handeln will, muß auf Werk des Wortes handeln, d. h. er muß Gott trauen in seinen Verheißungen. Dann wird Gott sich nicht bloß zu ihnen wenden und ihre Sünden vergeben, sondern er wird auch ihr Wohltäter und Freund werden. Die Sünde ist der Leute Verderben, die Sünde hat Israel zum Spott der Völker gemacht; bekehren sie sich aber zum Herrn und erfüllen ihre Pflicht, dann wird Gott die Schmach heben und das Land segnen.

**4. Eine andere Klage.**—**B. 13—15.** Hier ist Verwuth und Lästerung gegen Gott. Merke: Gott kann nicht hingegangen werden; er kennt die Menschen und hört auch jedes ihrer Worte. Es scheint, sie hatten bloß Gott gebiet, um reich zu werden, als dieses fehlte, lästerten sie Gott. Wie kann aber Gott segnen und Wohlgefallen haben an Herzen, die nicht aufrichtig sind?

**5. Gott kennt auch sein Volk und sorget für sie.**—**B. 16—18.** 1. Sie werden genannt, die Gottesfürchtigen. Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang. 2. Sie rufen ihn an; d. h. sie vergaßen Gott nie, sondern redeten von ihm bei allen Gelegenheiten. 3. Sie erbauten sich unter einander und der Herr merkte darauf. Da die Sünde allgemein war, redeten die Frommen von Gott und stärkten sich im Glauben. Dafür gibt ihnen Gott auch die allerköstlichsten Verheißungen. **B. 17.** Sie sollen ihm angehören, an seiner Gnade theilnehmen und vor dem Gottlosen ausgezeichnet werden, daß Jedermann sehen kann, daß ein Unterschied sei zwischen dem Frommen und dem Gottlosen.

**Praktische Nutzenwendungen.**—**B. 8.** Was wir sind und haben, das sind wir Gott schuldig. Unsere Zeit, Mittel, Kräfte und Talente; alles ist des Herrn, der es gab. Wer diese Dinge Gott nicht weihet, der beraubt Gott.



B. 9. Es ist kein Gewinn und kein Segen auf dem Gut, das man bekommt, weil man Das, was Gott gehört, ihm vorenthält.

B. 11. Gott behütet Diejenigen, die ihm dienen und hält das Uebel von ihnen ab.

B. 14. Wer Gott nicht von ganzem Herzen dient, der kann auch keinen Vortheil darin sehen; es lohnt sich schlecht, blos Formchrist zu sein.

B. 16. Wenn das Feuer der Religion schwach brennt, müssen die Frommen um so inniger mit einander verbunden sein.

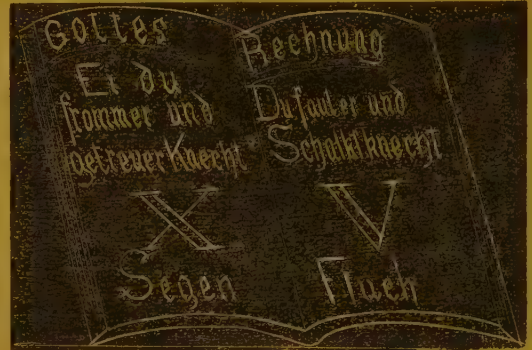
B. 18. Der Unterschied zwischen dem Gerechten und dem Gottlosen ist groß, aber er ist noch immer im Zunehmen begriffen.

**Kleinkinderklasse.**—Erzähle den Schülern die Umstände, welche in dieser Section geschildert werden. Dann mache auf die große Sünde und schrecklichen Folgen der Heuchelei und Unredlichkeit aufmerksam. Der Lehrer kann dies illustriren an dem Verhältniß der Kinder den Eltern, der Schüler dem Lehrer, der Dienstboten ihrer Herrschaft gegenüber. Da lassen sich viele Vorfälle aus dem Leben anführen. Nun schärfe man ein, daß aller Gottesdienst aufrichtig sein und von Herzen kommen muß.

**Illustrationen.**—Achan, sowie Ananias und Sapphira, liefern uns warnende Beispiele, doch ja in keinem Fall, und besonders nicht im Gebrauch des Heiligen, zu heucheln und unaufrichtig zu sein.

Eine Gemeinde in der Nähe von Boston, auf welcher eine schwere Kirchenschuld lastete, beschloß einst, für keinen wohlthätigen Zweck mehr etwas beizutheuern, sondern zuerst ihre Schulden abzutragen. Aber trotz diesem Beschlusse, schienen die Schulden immer dieselben zu bleiben. Endlich fingen die Leute wieder an, auch andere gute Zwecke reichlich zu unter-

stützen und bald waren sie mit Gottes Hilfe auch im Stande, ihre Kirchenschulden abzubezahlen.



**Erklärung der Wandtafel.**—In dieser Section wird uns die Thorheit und Strafe der Heuchler, sowie die endliche Belohnung der Frommen vorgeführt. Auf unserer Tafel ist ein Buch abgebildet, welches andeutet, wie der Allmächtige Rechnung hält, wenn auch die Menschen denken, Gott siehet und merket es nicht. Da wo der „fromme und getreue Knecht“ den Zehnten (X) ganz bringt, ruht Glück und Segen; wo aber der „Schalkstnecht“ nur ein Theil (V) bringt, da ruht der Fluch. Es ist also ein großer Unterschied zwischen dem Gerechten und Gottlosen: Jener gibt gern und ganz Gott, was Gottes ist; dieser hingegen gibt nur einen Theil und den zwar ungern; er thut es aber aus Furcht vor der Strafe oder aus Schein, um der Menschen willen. In dem Verhältniß wird auch das endliche Urtheil sein.

### Vierteljährliche Uebersicht.—Sonntag den 29. Juni.

Section.	Thema.	Haupttext.	Lehre.
1. Job 33, 14—30.	Heilsame Prüfung.	Mein Sohn, achte 2c.	Der Fromme wird geprüft.
2. Job 42, 1—10.	Job's W. hergestellt.	Siehe, wir preisen selig 2c.	Wer überwindet wird gekrönt.
3. Esther 4, 10—17.	Die Königin Esther.	Befehl dem Herrn 2c.	Wer gläubig wagt, gewinnt.
4. Jes. 42, 1—10.	Der kommende Retter.	Und siehe eine St. 2c.	Christus erniedrigte sich für uns.
5. Jes. 53, 1—12.	Der leidende Christus.	Welcher unsere Sünden 2c.	Christus litt für uns.
6. Jes. 55, 1—11.	Der Ruf des Herrn.	Wen da dürstet 2c.	Christus ruft uns zum Heil.
7. Micha 4, 1—8.	Das Reich Christi.	Kommt, laßt uns hinaus 2c.	Im Reich Christi ist Friede.
8. Joel 3, 1—5.	Der hl. G. versprechen.	Sondern ihr werdet 2c.	Gott will uns seinen Geist mittheilen.
9. Jes. 26, 7—14.	Weissagung gegen L.	Himmel und Erde 2c.	Die Sünde ist der Leute Verderben.
10. Jes. 37, 1—10.	Das Tobtenfeld.	Der Geist ist es 2c.	Gottes Geist ist unser Leben.
11. Sach. 4, 1—14.	Das B. des hl. G.	Es soll nicht durch 2c.	Gottes Geist ist unsere Kraft.
12. Mal. 3, 8—18.	Göttliche Weihe.	Sie sollen, spricht d. G. 2c.	Unterschied zwischen dem Gottl. und Gerechten.

**Fragen.** Wo wohnte Job? Was wird von seiner Frömmigkeit gesagt? Was mußte er leiden? Warum? Wer wollte ihn trösten? Worin verkehrten es seine Freunde? Wie wurde Job's Wohlfahrt hergestellt? Was lernen wir aus der Geschichte Job's? Welche Stellung nahm Esther ein? Wie hieß ihr Retter? Worin zeichnete sich Esther besonders aus? Welche heilsame Folgen hatte das? Wer war Israel als Retter versprochen? Was wird dieser Retter nicht thun? Was wird er thun? Was gebührt ihm dafür? Was trug Christus für uns? Wie litt er? Warum litt er? Was wurde ihm nach seinem Leiden gegeben? Seid auch ihr seine Beute? Wogu ladet der Herr ein? Was ist unter Wasser, Wein, Milch zu verstehen? Wie wird's verkauft? Was muß der Gottlose thun? Wie kann er das? Wem wird Gottes Wort verglichen? Was meint das? Was ist unter dem „Berg“ und „Haus des Herrn“ zu verstehen? Wer wird zu diesem Berge gehen? Was werden sie sagen? Was werden sie mit Schwertern und Spießen thun? Wo und wie werden sie wohnen? Was meint das? Was will Gott ausgießen? Warm? Ueber wen? Worauf beziehen sich die Wunder und Zeichen? Habt ihr den hl. Geist empfangen? Wo lag Christus? Wann und durch wen wurde es gesündigt? Was waren seine Sünden? Was zeigte der Herr

Gesefiel? Was stellte das vor? Was geschah mit den Tobtengebeinen? Was bildet das ab? Was versteht ihr unter dem „Weissagen“ und „Wind“? Was zeigte der Engel dem Sacharia? Wer waren die Balsäme und Balsinder? Der große Berg? Wodurch soll Serubbabel den Tempel vollenden? Wodurch kann auch die Kirche erfolgreich gebaut werden? Womit täuschten die Juden den Herrn? Womit wurden sie gestraft? Wogu ermahnt sie der Herr? Was verspricht er dann? Wie trösten sich die Gottesfürchtigen? Welcher Unterschied ist zwischen dem Gerechten und Gottlosen?

**Einigkeit macht stark.**—Das sehen wir in der Familie, im Freundeskreise, in größeren Gesellschaften, in dem kirchlichen Leben, in dem Staatenverbände, in allen Verhältnissen des organischen und unorganischen Lebens.

Wenn die Wasserlein kämen zu Haus,  
Dab es wohl einen Fluß;  
Weil jedes nimmt seinen eigenen Lauf,  
Eins oder das andere verrottnen muß.



## Hinterstübchen.

**Drollige Häuser-, Ofen- und Grabinschriften.** — Im Sonnenhof zu Stadelhofen im Canton Zürich steht am dortigen Stubenofen:

Durch d'Sünd der Mensch gefallen ist,  
Daß ihm an Leib und Seel viel griff't (gebricht).  
Damit er aber nit verzag,  
Sondern Gott zu preisen Ursach hab,  
Hat er ihm auch für Fröstl und Kält  
Des Ofens Mittel hingestellt.

An einem Hause im Canton Luzern:

Bauen war meine Lust,  
Aber was es gekost,  
Hab ich nit gewünscht.

Ueber dem Wirthshaus zum Sternen in N. steht am Giebel folgende Inschrift:

Lieber Gast komm g'schwind hinein,  
Hast du Geld, hab ich guten Wein;  
Hast du keins, kannst du drüber einkehren,  
Dort beim Brunnen mit zwei Röhren.

An einem Hause im Oberargau steht folgender Spruch:

O Herr, b'hüt üs  
Vor Jesuite und Gwandlüz,  
Böse Wiber und falsches Geld  
Geb der Tüfel g'sait i d'Welt.  
Das sy alles Plaggeister.  
Hans Roth, Zimmermeister.

Ueber der Thür eines andern Hauses daselbst:

B'hüt üs Gott vor Feuerbrunst,  
Vor Mißwachs und vor thürer Zit,  
Vor Mauren und vor Zimmerlüt!

Auf dem Grabstein des Hans Rugler in Winterthur steht folgende komische Inschrift:

Hier schläft nach langer Arbeit sanft genug,  
Der Schüler, Orgel, Weib und Kinder schlug!

Eine weitere Hausinschrift im Zürichbiet:

Ich kehre mich nit dran,  
Und laß die Leute klügeln.  
Wer kann jedermann  
Das lose Maul verriegeln?  
Ich kann nit besser leben,  
Als daß ich dazu laß',  
So haben sie vergebens  
Sich viele Müß' gemacht.

Eine Grabschrift bei Dublin lautet in ebenso freier wie schlichter Uebersetzung:

Hier ruht in Gott Hans Trill aus Gmunden  
Ach, er erkrankt, sein Leichnam wurde nie gefunden!

**Geographisches.** — Die Stadt London bedeckt, wie „Cornhill Magazine“ mittheilt, fast 700 englische Gebiertmeilen und hat (mit den einbezirkten Ortschaften) etwa vier Millionen Einwohner, die eigentliche Stadt 2½ Millionen. Auf jede vier Minuten rechnet man eine Geburt, auf 6 Minuten einen Todesfall. Die Stadt vermehrt sich täglich um 205 Personen, jährlich um 75,000. Die Straßen sind 7000 englische Meilen lang; jedes Jahr entstehen etwa 9000 neue Häuser. Im Londoner Hafen befinden sich täglich 1000 Schiffe und 9000 Seeleute. Verhaftet werden jährlich 73,000 Personen. Fremde in London sind mehr als 100,000. London hat mehr Katholiken als Rom, mehr Juden als ganz Judäa, mehr Irländer als Belfast. London hat 13,900 Droschkentritscher, darunter etliche von Abel, etliche, die einst Advokaten, Geistliche und Aerzte waren, einer hat sogar Anspruch auf den Titel „Mylord.“

Der Neurabensburger Diogenes noch 1878 gestorben. — Aus Neurabensburg wird von einem neuen Diogenes berichtet, der dort starb. Es war dies der dort sehr bekannte Faß-

käufer Johannes Schuhwerk, der volle fünfzehn Jahre mit seiner Ehehälfte im Faße zugebracht hatte. Der Verstorbene starb nämlich 1863, von schwierigen Tagen heimgesucht, den Entschluß, ein Faß sich zu bauen und künftig in diesem zu wohnen und auch sein Handwerk darin zu betreiben. Der Entschluß wurde damals von seinen Nachbarn als Spaß aufgenommen, allein der Käufer, ein seltener Meister in seinem Faß und ein energischer Mann, stand zu seinem Wort, und was er klar gedacht, das führte sein starker Arm in kurzer Frist auch wirklich aus. 29½ Fuß hoch, 16 lang (tief) und 14 Fuß breit (weit) war das Faß, das Schuhwerk an einem schönen Octobertage obengenannten Jahres hart am Neurabensburger See aufstellte. Das Innere seiner neuen Wohnung gliederte er in drei Etagen; der untersten, in die man durch eine Doppelthür eintritt, wies er die Werkstätte zu mit dem gesammten, reichen Gewerksapparat und einer Feueresse; die zweite Etage sollte als Wohn- und Speisezimmer dienen und mußte demgemäß den Herd mit den Geschirrgestellen, den Ofen, den Tisch sammt Kanapee, Stühlen und Kästen aufnehmen. Zwei Thüren führen von dieser Etage aus auf die beiden Altane, deren hinterer gegen den See, die Pfarrkirche (Hoggengzell) und im Weiteren gegen die Alpen herrliche Aussicht gewährt, während von dem vorderen aus die Ruine Neurabensburg, letzterer Ort selbst und seine Brauerei sehr malerisch sich präsentirt. Das oberste Stockwerk war für die Schlafstellen bestimmt. In dieser originellen Behausung wohnte und hantirte nun der Käufer als Diogenes rebivivus mit seiner getreuen Ehehälfte zur Verwunderung aller Touristen — souverän, denn ein Fürst. Aber jetzt ist der „Faßkäufer“ todt und seine Wittve sitzt allein im Trauerfaß. Wie lange das Faß selber noch sein Dasein fristen wird, nachdem sein Schöpfer gestorben? Der „Zahn der Zeit“ nagt schon seit längerem stark am Faß. Bricht es zusammen, dann ist die Gegend um eine Zierde ärmer.

Daß die russischen Geistlichen ihr geistliches Amt so recht weltlich auffassen, ist hinlänglich bekannt, weniger aber die raffinierte Schlaueit, mit der sie ihre Schafe zu scheeren verstehen. Ein kleines Beispiel wird die von ihnen angewandte Methode verständlich machen. Ein junger Bauer, welcher sich in ein anderes Dorf verheiratete, verlangte von seinem Popen den erforderlichen Schein. „Sehr gut, mein Lieber,“ sagte der Pape, „den Schein kannst du haben, ich muß aber vorher eine kleine Abrechnung mit dir halten. Du verläßt unser Dorf; hast du daran gedacht, was ich dabei verliere? Für die Trauung — sagen wir — 10 R. Deine Frau wird Kinder haben — sagen wir — nun, meinethwegen 7, macht für 7 Tausen, 7 Handtücher und das Gebet — 6 R. 30 K. Von deinen Kindern werden einige sterben — sagen wir 4 — macht für 4 Beerdigungen 4 R. Du kannst eine Tochter zu verheirathen haben, macht für den Schein 1 R.; ferner einen Sohn — nun, Gott mit ihm, den rechnen wir zu den Rekruten. Also in Summa beträgt das 21 R. 30 K. — sagen wir rund — 20 R. Ist es nicht so?“ Der Bauer kratzte sich im Nacken und sagte endlich: „Du kannst ja aber vorher sterben, Batta, alt genug bist du dazu.“ „Freilich, mein lieber,“ versetzte der Pape, „sterben müssen wir Alle, und darum wollen wir's bei 10 R. bewenden lassen.“ Der Bauer mußte 10 R. für den Schein zahlen.

**Auf der Bühne.** — Das Theater ist nach dem Ausspruche Vieler, für die Gebildeten und Gelehrten, welche Alles verstehen, niemals sich betrügen lassen, niemals dem Schein hulbigen (?) und über den sogenannten Betrug der Religion lächeln. Davon lieferte eine neulich auf der Bühne zu Rouen vorgefallene Scene wieder einen ergötzlichen Beweis. In dem Stücke „Filles de Marbre“ kommt ein Gewitter vor. Als der erste Blitz entzündet wurde und der Sturm heulte, sprang ein ängstlicher Zuschauer auf und glaubte, es sei dies der Beginn eines auf der Bühne ausgebrochenen Feuers. Man kennt den Schreck, den ein solcher Ruf hervorbringt. Alle Welt strömte den Ausgängen zu. Da tritt der Regisseur vor und sagt: „Aber, Verehrte, das gehört ja zum Stücke, wir sind's ja, die blitzen!“ Das Publikum beruhigte sich noch nicht, da holte er denn seinen Apparat und bligte ihnen etwas

vor. Auch die Feuerwehrleute kamen lachend auf die Scene. Da erst setzte man sich wieder und ließ sich durch die schönen Blitze, von denen man nun wußte, wie sie gemacht werden, in die nothwendige geängstigte Stimmung versetzen.

**Ein gemachter Mann.** — Der Commerzienrath L. ist der Sohn eines armen Handwerkers, und Niemand hat es ihm an der Wiege geungen, daß er einst Millionär werden sollte. Das kam so. L. hatte es zum ersten Buchhalter in dem großen Bankgeschäft D. in C. gebracht und wurde von seinem Prinzipal wegen seiner Tüchtigkeit sehr geschätzt. Neben dem Bankhause wohnte der reiche Rentier B. mit seiner einzigen Tochter, einem reizenden neunzehnjährigen Mädchen. Die Leserin wird schon was errathen. Das Fräulein machte sich stets etwas im Sprechzimmer ihres Vaters zu thun, wenn L. in Geschäften da war. Auf einmal hieß es, Herr B. wolle seine Tochter dem jungen und reichen, aber absprechend häßlichen und blafirten Advokaten S. verloben. L. war furchtbar niedergeschlagen und wie versteinert; zum ersten Male in seinem Leben machte er einen Tintenfleck ins Hauptbuch und verrechnete sich an einem Tage fünf Mal. Endlich faßte er sich, warf sich in die Kravatte, ging zu Herrn B. und hielt fühn um die Hand seiner Tochter an. Dieser hielt ihn für verrückt, sagte aber davon nichts, sondern setzte ihm aus einander, daß ein junger Mann ohne Vermögen und höhere gesellschaftliche Stellung unmöglich Schwiegersohn eines halben Millionärs werden könne. „Wenn ich nun aber Theilhaber der Firma D. wäre?“ platzte unser Held auf einmal aus. „Was? Das wäre etwas Anderes!“ „Ist das Ihr Ernst?“ „Nun ja, gegen Ihren Charakter habe ich ja nichts.“ Unser Held ließ spornstreichs zu seinem Chef und erklärte ihm, ohne den Namen seiner Geliebten zu nennen, sein Lebensglück hinge davon ab, daß er sein Socius werde. „Aber Sie haben ja kein Vermögen!“ „Wenn ich aber Fräulein B. heirathete?“ „Ja, das wäre etwas Anderes!“ „Ist das Ihr Ernst?“ „Nun ja, gegen einen halben Millionär als Theilhaber habe ich nichts.“ Am anderen Tage war L. glücklicher Bräutigam und Theilhaber der Bankfirma D.

**Ja hün geschooten!** — Wie wunderbar die Einbildungskraft auf den Menschen einwirkt, das bewies vor nicht langer Zeit ein Bauer im Hannoverischen, der nach der Stadt fahrend, auf seinem Wagenitze eingeschlafen und derart umgesunken war, daß er mit der Rehrseite nach oben auf dem Sitzbänken lag. Die Pferde gingen ruhig weiter. Ein Gensdarm, der in Begleitung eines Gutsbesizers dem Fuhrwerke begegnete, wollte den Bauern wecken, um ihn wegen seiner gefährlichen Fahrlässigkeit zur Anzeige zu notiren, doch der Gutsbesitzer mahnte von so strammem Verfahren ab und schlug ein gemüthlicheres vor. Er wollte dem Schläfer mit der Reiterseite tüchtig eins auf die Rehrseite geben und im selben Augenblicke sollte der Gensdarm sein Pistol in die Luft feuern. Schuß und Schlag waren eins. Der Bauer fuhr mit lautem Angstschrei empor, hielt die sich geschlagene Stelle und schrie verzweifelt: „Ja hün geschooten!“ Dann jagte er eilends davon, indem er seinen Weheruf beständig wiederholte. Die beiden Reiter konnten sich vor Lachen kaum auf den Pferden halten, doch nützte es ihnen nichts, daß sie ihm versicherten, er sei nicht geschossen worden; er verblieb hierbei und fuhr schnurstrachs zum nächsten Arzte, um sich verbinden zu lassen. Dort erst ließ er sich überzeugen, daß weder er noch sein Beinkleid eine Verwundung davon getragen habe.

**Bemerkenswerthe Punkte der Erde.** — Die nördlichste Stadt der Erde ist Hammerfest an der Küste von Norwegen; trotzdem friert hier das Meer nie zu, da der Golfstrom dieses nördlichste Ende Europas berührt. — Der südlichste bewohnte Punkt der Erde ist Punta Arenas an der Südspitze Amerikas, es besteht daselbst seit 1853 eine chilenische Niederlassung, zumeist für die Verproviantirung der Schiffe, welche durch die Magellanstraße fahren. — Die höchste Stadt der Erde ist Cerro de Pasco in Peru mit 8000 Einv.; dieselbe liegt 13,000 Fuß hoch. — Der höchste bewohnte Punkt der Erde ist das buddhistische Kloster Samle in Ladak (in Tibet) über 15,000 Fuß hoch.

In Oberbairn an einem Gebirgsweg, wo ein Bauer mit Fuhrwerk verunglückt, befindet sich eine Tafel, die außer dem Namen des Unglücklichen die Inschrift trägt: „Der Weg zur

Ewigkeit — Ist nicht gar so weit — Um 9 Uhr fuhr er fort — Um 10 Uhr war er dort.“

Am Grabsteine eines Lehrers hatte der Richter anschreiben lassen: Hier ruht Schulmeister Lander, † 1823, innig betrauert von seinen dankbaren Schülern.

**Ein durch seine gutmüthige Derbheit bekannter Hotelbesitzer** in Baden-Baden verhandelte mit einem neu zu engagierenden Hausknecht. „Hörst“, sagte er; „i bin bei Mann von viel Worte, wenn i so mach (und dabei winkte er mit dem Finger), denn komst!“ „Ja, Herr!“ erwiderte der August, „da passe wir z'sammen, i bin a so, wenn i so mach (und dabei schüttelte er mit dem Kopf) dann kann i nit.“ Beide leben in der größten Eintracht; die Sache ist Faktum und stadtbekannt.

**Ein Kaiserwort.** — Der Schauspieler Stephanoff vom Warschauer Theater besaß die Fähigkeit, Personen, die er nur einmal zu sehen Gelegenheit hatte, in Ton der Stimme, Stellung und Manieren aus Tausendsthe nachzuahmen. Während seines Aufenthalts in Warschau ließ der Kaiser Nikolaus diesen Schauspieler, dessen Talent ihm gerühmt worden war, in seine Loge rufen und sagte zu ihm: „Ich habe erfahren, daß du mich außerordentlich täuschend nachahmen kannst, und möchte eine Probe deines Talenten sehen.“ — „Befehlen Ew. Majestät, was ich thun soll.“ — „Sprich einige Worte, was du willst.“ — Der Künstler ahmte die Stellung und Sprache des Kaisers nach und rief: „Wollenskij Minister des kaiserlichen Hauses, senden Sie Stephanoff morgen früh tausend Rubel.“ — Der Kaiser lachte herzlich, und den andern Morgen wurden dem Schauspieler im Namen Sr. Majestät 1000 Rubel eingehändigt.

#### Bilderräthsel.



#### Logogryph.

Vier Zeichen deuten dir wohl an,  
Ein'n Abschnitt aus dem Rad der Zeit;  
Zwei Zeichen mehr, dann ist's ein Mann,  
Berühmt vor Zeiten weit und breit.  
Doch füg ein Zeichen noch hinzu,  
Und siehe, es wird dann im Flu  
Ein Mädchen-Name, wohlbekannt  
Hier wie im deutschen Vaterland.

F. A. Willmann.

#### Wenderäthsel.

Erst war es nur ein schlechter Plunder,  
Und keinem Menschen hold,  
Da that Fürst Bismarck Wunder:  
Er kehrt es um zu Gold.

#### Nachträgliche Lösungen der Räthsel im Aprilheft.

Rebus: B. C. Stegner, D. Geininger, J. C. Orth, P. Winkler, E. Raschinger, G. P. Pfelemer, F. Moser.

Räthsel: P. Winkler.

Oben so viele der Zusätze zu spät kommen, werden wir die von den im Maiheft enthaltenen Räthsel erst im Juli veröffentlichen, um allen hinreichend Zeit zum „Aufrufen“ zu gewähren.







Das Sklavenschiff.



# Das Evangelische Magazin.

Band 11.

Juli 1879.

Nr. 7.

## Das Sklavenschiff.

Von W. Horn.

**S**ieht das Ungeheuer gleiten  
Brausend durch die blaue Fluth,  
Feuer in den Eingeweiden,  
Dampf ist seines Athems Gluth.

Staunend fragt der Gottentotte:  
„Dienet dieser Riesenkahn  
Wohl als Schiff dem Meeresgotte,  
Der beherrscht den Ocean?“

Rein, auf diesem Feuertwagen  
Kommen rohe Häscher her,  
Armer Neger, um zu schlagen,  
Dich in Fesseln hart und schwer.

Und die weiße Räuberbande  
Ueberfällt den Kraal bei Nacht,  
Herzlos führt sie ab zum Strande  
Die gestohlene schwarze Fracht.

Nimmt den Jüngling, nimmt den Gatten—,  
Aus der Mutter Arm das Kind,  
Schleppt es durch die nächtigen Schatten  
Nach dem Schiffe fort geschwind.

Und von dannen zieht geschwinder,  
Als es kam, das Ungethüm,  
Bange schau'n des Urwalds Kinder  
Sänderingend nach ihm hin.

Hart, wie der Maschine Eisen,  
Die des Schiffes Räder dreht,  
Ist das Herz der bösen Weißen,  
Das kein Mitgefühl versteht.

Ueber schwarze Wangen rollen  
Mutterthränen heiß und schwer,  
Weil der Männer Herzen grollen:  
Fluch und Tod dem Räuberheer!

Abend wirb's, der Urwald nachtet,  
Sternlein lächeln mild und frei,  
Doch der Sohn und Bruder schmachtet  
Ferne in der Sklaverei.

## Ein glücklicher Unfall.

**E**s war große Freude auf einem Edelsitz in Staffordshire, als der Erbe des weiten Guts und der dazu gehörigen Kohlengruben, Leonard Weston, nach ehrenvoll zurückgelegten Schuljahren bei seiner Mutter eintraf. Sie wohnte als Wittve bei ihrem Bruder, dem Eigenthümer der schönen Besitzung, welcher als gastfreier, wohlwollender Mann immer gern Gesellschaft bei sich sah. Sobald Leonard angelangt war, wurden die angesehensten Nachbarn zu einer Jagd eingeladen, und der Jüngling zeigte sich bei dieser Gelegenheit als ein so fester Reiter, daß sein Onkel ganz stolz auf ihn war.

Am diesem Abend begab es sich, daß über einen gewissen Watson viel geschimpft wurde. „Solch ein Kerl, erst noch Kohlengraber, hält sich bereits für berufen, zu beten und zu predigen. Haben Sie ihm erlaubt, Ihren Leuten den Text zu lesen?“ fragte der alte Baron S.—Rein, der Squire hatte nichts erlaubt; was war es denn?—„Aber Sie wissen doch, daß wohl ein Duzend der Leute nicht mehr ins Wirthshaus geht? Kein Fluchen mehr und keine Habnenkämpfe am Sonntag und was sonst noch zur neuen Heiligkeit gehört! Es ist eine totale Umwälzung der Dinge im Werk. Die Kerls

behaupten, sie haben auch Seelen, die verloren gehen oder selig werden können; und hinter allem steckt der infame Ductmäuser, der Watson.“

Der junge Leonard hatte schon oft über Whitesfeld und seine Heiligen schimpfen gehört, aber so nahe war ihm die religiöse Bewegung jener Tage noch nie gerückt. Er erkundigte sich angelegentlich nach Allem und erfuhr also, daß einer der Kohlengraber, ein sonst tüchtiger Mann, der stille Watson, sich von den Methobisten habe fangen und unterrichten lassen; der wohne jetzt im Dorf und suche in aller Stille die Leute zur neuen Lehre zu bekehren. Am Kirchhof habe er eine leerstehende Hütte bezogen, von der Jedermann sage, sie sei durch Geistesimpf unbenutzbar geworden, und dort werde nun jeden Abend gesungen und gebetet.

Und alles das, ohne die Erlaubniß seines Onkels, des Squires, einzuholen?! Unserem Leonard schien das ein Unterfangen, dem ohne Weiteres der Garaus gemacht werden müsse. Also besprach er sich mit den Jünglingen seiner Bekanntschaft; auch ein Paar Gutsbesitzer und pensionirte Offiziere der Nachbarschaft ermutigten ihn zu einem lustigen Streich. Was würde denn aus Staat und Kirche werden,

wenn jeder Neuerer sich mit den Seelen in seinem Sinn zu schaffen machen dürfte? Es wurde in aller Stille beschloffen, am Sonntag müsse „ausgelegt“ werden.

Leonard sah sich erst Watsons Haus an, dann machte er sich an die Grubenarbeiter, die jeden Sonntag Nachmittag die Kneipe frequentirten, und gewann sie alle durch das Geschenk eines Bierfasses. Als es dämmerte, zog plötzlich eine Schaar wilder Burschen mit Negten und Hacken bewaffnet über den Kirchhof, umringte das einsame Häuschen, aus welchem eben

Augenblick, da man ihn durch eine Zaunlücke hindurch zwängte, riß er sich mit einer Riesenanstrengung von ihnen los und begann einen Wettlauf, der seines Gleichen suchte. Die Betrunkenen wurden bald dahinten gelassen, aber Leonard mit seinen Freunden setzte alle Kräfte daran, den Flüchtling einzufangen. Endlich langten die Jäger und der Gejagte vor dem reißenden Flusse an; Watson befaß sich keinen Augenblick hineinzu springen, und so viele Steine und Flüche ihm auch nachgeschandt wurden, der Gehegte erreichte schwimmend das



noch ein Choralgesang geklungen hatte, mit fürchterlichem Geschrei, brach durch Fenster und Thüren ein und vertrieb die erschreckte Zuhörerschaft. Watson aber wurde ergriffen und fortgeschleppt unter lautem Rufen: „In die Schwemme mit dem Mucker! Gebt ihm ein gutes Bad, er kann etwas Abkühlung brauchen.“ Leonard stand mit seinen Freunden auf der Kirchhofmauer und ermutigte die Betrunkenen durch allerschand Witze und Spässe.

Es war ein alter, tiefer, schmutziger Teich, in welchen sie Watson werfen wollten, ein Loch, das wenig Aussicht auf glückliches Entkommen bot; und er ließ sich geduldig dahin führen, wie ein Lamm zur Schlachtbank. Aber im letzten

andere Ufer und verschwand im Gestrüpp des wilden Moorlands.

Watson kehrte nicht mehr zurück, auch seine Stelle wurde durch keinen andern ersetzt. Die Feindschaft gegen Evangelistenarbeit war eine so bittere geworden, daß die Guten fürs Beste hielten, zuzuwarten, und mehrere Familien auswanderten. — Etliche Jahre sind vergangen, Leonard ist Offizier geworden und hat in mancher Garnison unter anderen Großthaten auch die oben erwähnte erzählt und hohen Ruhm dafür geerntet. Jetzt aber stand er im Westen von Massachusetts auf einem sehr einsamen Außenposten, der gegen die Soldaten der Vereinigten Staaten, wie gegen Indianer verteidigt wer-



den soll. Es ist November und der Winter naht mit schnellen Schritten; der Proviant aber, längst versprochen, will nicht eintreffen. Hauptmann D h s a r t, der erfahrene Commandant der Reboute, hat allerhand Kundschafter ausgeschildt, aber nur eine unbestimmte Nachricht bekommen, die englische Armee ziehe sich zurück. Da ruft er seinen keden Lieutenant zu sich und trägt ihm auf, auf der nächsten Farm, beim treuen Morrison, nachzufragen, wie die Dinge stehen. Weston besah sich Alles und verabschiedete sich.

Er bestieg sein Pferd und ritt davon, begleitet von drei Dragonern, die er sich hatte auswählen dürfen. Hinein ging's in den tiefen Wald, aber mit so gehobenen Herzen, daß an die Möglichkeit des Verirrrens nicht einmal gedacht wurde. Die Soldaten hatten ihrem heiteren Offizier allerhand zu erzählen von ihren Erlebnissen in nahen und fernen Kriegen und eben war vom Haider Ali die Rede und wie ums Carnatif gekämpft wurde, als eine schöne Wasserfläche voller Waldinseln sich den erstaunten Blicken darbot.

Sie nahen dem Winnepiscogee-See, den die weißen Berge überragen, und hinter einem dieser Gipfel sank eben die Sonne unter. Jetzt wußte Weston, daß er bedeutend fehlgegangen war, und die Richtung, die er einschlagen mußte, um zu Morrisons Farm zu gelangen, wurde ihm klar. Aber was bewegt sich dort? Ist es ein schwarzer Bär? Weston griff eben nach dem Pistolenhalfter, als ein Ton das ganze Thal erfüllte, den kein Hörer je wieder vergißt, der Schlachtruf der Rothhäute, und eine Bande bewaffneter Wilden aus dem Dickicht auf die Weißen lossprang.

„Festgestanden meine Leute!“ schrie Weston, aber im gleichen Augenblick fauste ihm ein Tomahawk in den Nacken, daß er vom Pferde stürzte; erschreckt floh dieses in den Busch und ihm folgten, sich zerstreuend, die armen Soldaten, die ihren Offizier für getödtet hielten.

Er war nicht todt, wenn auch schwer verwundet; der dicke Pelz am Manteltragen hatte doch die Gewalt des Streichs gebrochen. Als er aus seiner Betäubung zu sich kam, hörte er die Zurufe der Wilden, wie sie den Pferden und Reitern nachjagten; seine Leute mochten ja wohl entkommen, was aber würde aus ihm, wenn die Feinde kämen, ihn zu scalpiren? Ihn schauderte beim Gedanken an die gräßlichen Martern der Gefangenen. Er band sich das Taschentuch fest um den Hals, die Blutung zu stillen, und suchte den Weg nach der Farm einzuschlagen durch Busch und Berg und Thal. Unfähig wurden die Schmerzen, je weiter er troch, alle Kräfte wollten ihn verlassen, als er endlich auf eine Robung hinaus schlüpfte, hinter der ein solides Blockhaus zu entdecken war.

Aber weiter konnte er sich nicht mehr schleppen. Die Indianer hatten, durch die Blutspuren geleitet, seinen Weg verfolgt und stürzten sich auf ihn mit gellenbem Triumphgeschrei. Weston erhob sich noch einmal mit der letzten Kraft, um an den nächsten Baum gelehnt, sein Schwert zu ziehen; aber eben als er einen Mann zwischen den Indianern hindurchrennen sah, verlor er das Bewußtsein.

Als er aufwachte, fand er sich in einem warmen Bett in niedriger Kammer, vor ihm ein helles Feuer auf dem Herd und eine alte Indianerin beschäftigt, aus dünnen Weiden und Stachelschweinkeln ein Körbchen zu flechten. Er fühlte, daß seine Wunde verbunden war, das Weib aber wandte sich zu ihm und bot ihm mit freundschaftlichen, wenn auch unverstandenen Worten einen kühlenden Trank. Wie der ihn labte! Das erstemal seit Jahren fuhr etwas wie Dank gegen den großen Menschenhüter durch das leichtsinnige Soldatenherz; das war

doch eine wunderbare, unerklärliche Rettung. So was war völlig unerhört und—unverdient! Er sank zurück und versuchte zu denken.

Da hörte er Stimmen im nächsten Raum. Jetzt betet einer und dann wieder einer, und auch für ihn, für den Fremdling wird gebetet. Was war doch das und wie sollte er sich reimen, da er von keinem Freunde in dieser Gegend wußte? Morrisons Farm konnte das einmal nicht sein; da ging, so viel Weston wußte, nichts ähnliches vor. Nach und nach ließen sich Abschiedsworte und Schritte von Gehenden vernehmen; dann trat ein ernstler Mann herein, der den Liegenden freundlich begrüßte und ihm Hoffnung auf baldige Genesung machte.

Nachdem derselbe mit der Alten in fremden Klängen ein Paar Worte gewechselt, fuhr er fort: „Christiane sagt mir, Ihre Wunde sei nicht gefährlich. Sie ist der einzige Wundarzt, den wir in diesem Landstrich haben, aber ein geschickter, wenn auch blos in Indianerlagern gebildeter. Sie war ihr Lebenlang unter ihrem Volke, aber seit sieben Jahren ist sie Christin und hats am Ende unter den grausamen Bräuchen der Heiden nicht mehr ausgehalten, daher sie bat, bei uns wohnen zu dürfen. Es will was heißen, mit den alten Vorurtheilen des Stammes so zu brechen, wie sie gethan hat; wie schwer gelingt das auch Leuten unserer Farbe!“

„Ich wünschte, daß ich vermöchte Ihnen für meine Rettung würdig zu danken,“ sagte Weston, der nun die Figur des Mannes erkannte, welcher sich zwischen ihn und die Feinde geworfen hatte.

„Danken Sie Gott dafür, daß ich Ihre Gefahr noch zur rechten Zeit von meinem Hause aus gewahr wurde; ich verdiane keinen Dank, da ich nichts für Sie riskirte. Kein Indianer dieses Stammes würde die Art gegen mich erheben, seit ich ihrer viele in einem harten Winter, da die Jagd gar zu kärglich ausfiel, mit Nahrungsmitteln unterstützte; das war schon im zweiten Jahr, nachdem ich mit meinen Freunden mich in diesem Walde niedergelassen hatte.

„Sie sind doch wohl ein Missionar?“ fragte Weston nachdenklich.

„Das eben nicht; ich thue einfach, was mir mein Herr gerade anweist. Ich hatte eine kleine Gemeinde im Westen Englands, die mir hieher gefolgt ist, und wir kommen besser durch, als wir erwarten durften. Wir hatten just eine Bettstunde, sonst wäre ich schon früher gekommen, Ihnen zu sagen, wie willkommen Sie mir in meiner Wohnung sind.“

„Gott lohne Ihnen Ihre Güte gegen einen unglücklichen Fremden! Darf ich um Ihren Namen bitten? Ihr Gesicht scheint mir nicht ganz unbekannt.“

„Nun, das kommt mir unerwartet. Aber ich heiße William Watson, und Sie sind Herr Leonard Weston.“

Der Angeredete wußte sich kaum zu fassen. Er stammelte endlich: „Herr Watson, ich verdiene es nicht, was Sie für mich gethan haben.“

„Lieber Freund,“ sagte Watson, indem er die Hand des Kranken faßte, „keiner von uns verdient, was der Herr an uns gethan hat. Was damals geschah, war ein Unrecht, aber Sie begingen's in Unwissenheit. Ich habe oft für Sie gebetet, daß Ihnen die Augen darüber aufgehen mögen, damit Sie lernen von Gnade leben, wie mir's geschenkt ist.“—

Weston erhobte sich langsam, aber unter jenem einfachen Bretterdach genas auch seine Seele. Der lange Winter ging ihm viel schneller vorüber, als er sich je möglich gedacht hätte. Er wurde ein Glied von Watsons Familie, sprach Stunden

lang mit dem Prediger und seiner Gattin, spielte mit ihren Kindern und wohnte den Versammlungen bei. Als er endlich nach New York gebracht wurde, dem einzigen Fleck, den noch die Briten inne hatten, fand er, daß man ihn längst zu den

Todten gezählt hatte. Um so größer war die Freude seiner Mutter und des Onkels, als er sich bei ihnen einfand. Den Seerdienst hatte er aufgegeben, diente aber um so eifriger dem Meister, den er, vielmehr der ihn gefunden hatte.

## Ganz anders.

### Eine gemüthliche Skizze von W. S.

Der Fuchs verkündigte einst den Hühnern, welche auf einem Baume saßen, daß zwischen dem Menschen und allen Thieren ein ewiges Friedens- und Freundschaftsbündniß geschlossen sei. Sie könnten deshalb nur kühn vom Baum herabsteigen, er würde ihnen gar nichts thun. Währenddem rechte ein alter Hahn seinen Kopf in die Höhe und sagte: „Dort kommt ein Jäger mit seinen Hunden.“ „Dann muß ich von dannen,“ sprach Freund Reineke und schiedte sich zu eiligem Abschied an. „Weibe doch, Gebatter,“ entgegnete der Hahn, „wenn das Bündniß besteht, so hast du nichts zu fürchten.“ „Ei, das ist was anders,“ rief der Schläumeier zurück, „es möchte ihnen noch nicht verkündigt sein,“ und suchte das Weite.

Der selige Gottfried Daniel Krummacher brauchte oft originelle Mittel, um bei seiner seelsorgerischen Wirksamkeit allerlei Leute zu kuriren. Einmal besuchte er eine Frau in seiner Gemeinde, die mit lebhaften Ausrufen ihre Freude darüber kund gab, daß der Herr Pastor einmal zu ihr komme. Als das Gespräch kaum in Gang gekommen war, begann sie so wortreiche Klagen über ihr Seelenverderben, über ihren elenden, sündhaften Zustand und was dessen mehr war, zu erheben, daß der Prediger, der seine Leute kannte, in dem Verdacht bekräftigt wurde, die Person sei eine arge Schwärzerin und selbstgerechte Heuchlerin. Da sie nun endlich den Wortstrom ihrer Selbstanklagen einen Augenblick unterbrach, sprach Krummacher in seiner nüchternen und trockenen Weise: „Ja, liebe Frau, das habe ich leider auch schon in der Nachbarschaft gehört, daß Ihr eine so schlechte Person seid.“

Da veränderte sich aber plötzlich die Stimmung. „Was?“ rief sie zornig. „Ich schlecht? Ich möchte wohl wissen, wer so etwas von mir sagen kann?“

„Ihr habt es ja eben selbst gesagt,“ antwortete der Prediger. „Habt Ihr nicht?“—Das war aber doch ganz anders, wenn sie selbst oder Andere sagten, wie verdorben sie sei.

Ich hatte einst das wenig beneidenswerthe Vergnügen für eine Predigerwohnung zu kollektiren. Unter anderen sprach ich auch einen Wittwer, der Mitglied der Gemeinde war, um eine Gabe an. „Ja,“ sagte er, „ich kann nichts geben, ich bin zu arm.“ Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er doch ein schönes Eigenthum und ein gutes Geschäft habe. „Das Geschäft,“ sprach er, „geht sehr schlecht und bringt deshalb nichts ein. Das Land ist erstens nicht viel werth und dann habe ich auch noch Schulden darauf, und weiß nicht, wie ich dieselben bezahlen soll. Mein Haus muß reparirt werden, die Zeiten sind so schlecht, wo man etwas verdient, bekommt man noch nicht einmal Geld, und so kann ich wirklich nichts thun, so gern ich auch wollte; ich bin zu arm.“ Ich fühlte mich beinahe veranlaßt, dem armen Manne noch eine Unterstützung zukommen zu lassen.

Einige Zeit nachher kam derselbe Mann zu mir und fragte, ob ich nicht etwa eine geeignete Frau für ihn wisse, er wolle

sich wieder verheirathen. Jetzt hatte sich aber das Blatt mit Rücksicht auf seine Vermögensverhältnisse plötzlich gewendet. Er war auf einmal reich geworden. Wenn ich eine passende Person für ihn wisse, meinte er, so könne ich ihn dreist recommendiren, denn bei ihm solle es eine Frau gut haben. Auch sei er nicht so arm. Er habe ein gutes Stück Land, ein gutes Haus im Städtchen—alles schuldenfrei, und noch obendrein ein gutes Geschäft. Ich kam hierbei zu der Ueberzeugung, daß die Vermögensumstände manches Mannes ganz anders find, wenn er eine Frau sucht, als wenn er etwas für ein Predigerhaus beisteuern soll.

„Es ist eine Schande, wie die N. N. ihren Kopf so hoch trägt und im Luxus strotzt bis über die Ohren,“ sagt die in sehr bescheidenen Verhältnissen lebende Frau J. entrüstet zu ihrem Manne. „Nun, laß sie nur,“ entgegnet der gutmüthige Ehegatte, „es geht uns ja nichts an und sie kanns machen, denn sie ist reich.“ „Ja, wenn ich's auch machen könnte,“ erwidert die Geliebteste mit gesteigerter Entrüstung, „ich würde mich schämen so ein Gehängsel und Gebinsel an mir herumzutragen.“

Die Zeit vergeht und die Zeit kommt, daß es Frau J. auch machen kann und—siehe da, sie macht's doch, trotz ihren früheren Bekehrungen, und stellt durch ihren Luxus sogar die N. N. noch in den Schatten. Ihr Mann schüttelt den Kopf voll ärtlicher Bewunderung, daß aus der bescheidenen Hausfrau von anno ebendam eine solche Modedame geworden ist. Wenn aber ihre Freunde sie darüber zur Rede stellen, wie sie, die früher so über den Hochmuth der Nachbarinnen „losgezogen“ habe, nun so viel Staat mache, so antwortet sie verlegen: „Ja, das ist ganz anders.“

Du fragst wohl, geneigter Leser, ob ich damit nun sagen wolle, daß alle in bescheidenen Verhältnissen lebenden Frauen—die Mädchen ja nicht—dem Luxus fröhnen würden, wenn ihre Mittel es ihnen gestatteten? O, bewahre! Ich will nur sagen, daß man über Den, dessen Haus jüngst explodirt ist, nicht spotten soll, wenn man selbst Pulver im Keller hat.

„Das sollten meine Kinder sein, die wollte ich aber Mores lehren,“ sagt der männliche Jüngling—die „leider noch lebige“ Jungfrau, wenn des Nachbarns Kinder einmal über die Stränge schlagen. „Wenn meine Kinder einmal so groß sind, die müssen mir anders pariren, sonst gerbe ich ihnen das Leder, daß es eine Art hat,“ sagt der Vater, indem er mit seinen Kleinen spielt und mit seiner jungen Frau über das Betragen der größeren Nachbarns Kinder Gericht hält. Aber siehe da! Die Jahre kommen, die Kinder kommen, die Kinder werden größer, aber das „Mores lehren“ kommt nicht, das „Leder“ wird nicht gegerbt, obgleich es mit dem „pariren so ziemlich steht, als es bei den andern Kindern stand, da der Vater „Lebergerber“ noch ein junger Papa war. Die Buben wachsen heran und sind den Buben, wie sie „anno früher“ in Deutschland oder Amerika waren, so ziemlich äh-



lich, und mit den Mädchen steht es justement nicht viel anders.

Frägt man nun, warum sich die Prophezeiungen von dem „gerben“ und „Mores lehren“ nicht so erfüllt hätten, so bekommt man eben zur Antwort, das sei ganz anders geworden seitdem. Jenes waren eben die Kinder anderer Leute und dieses unsere eigenen, und — die Erfahrung hat uns seither auch Manches gelehrt, was man früher nicht wußte.

Ganz anders sind oft die Dinge, je nach dem Standpunkte, von welchem wir dieselben betrachten. Das „Anfrige“ sehen wir gewöhnlich in einem ganz anderen Lichte als Andere es sehen. Der Gelehrte, der Handwerker, der Prediger, der Schreiber beurtheilt seine Leistungen meistens ganz

anders, als dieselben von Andern beurtheilt werden. Doch kann ich aufrichtig sagen, daß ich den Werth dieses Artikels nicht im günstigsten Lichte betrachte und kann nur wünschen, meine Leser würden denselben ganz anders beurtheilen. Ist ja auch der Zweck desselben ganz und gar nicht als literarisches Meisterstück zu glänzen, sondern zur Vorsicht in unserem Urtheil zu mahnen nach der goldenen Regel: „Alles, nun was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen,“ oder auch:

„Was du nicht willst, daß man dir thu',  
Das füge (muthe) keinem Andern zu.“

## Skizzen von Japan.

Von Ad. Salmhuber.

Wie ein Japaner den Anfang der christlichen Missionsgeschichte in Japan (A. D. 1540) schildert.

Im Folgenden möchte ich dem geehrten Leser ein ebenso wichtiges als seltsames Stück Missionsgeschichte vorführen, indem ich ihm eine geschichtliche Darstellung der Ankunft und der Arbeit der ersten christlichen Missionare theils übersehe und theils erläutere. Das Original dieses interessanten Dokumentes ist von einem japanischen Geschichtsschreiber geschrieben, welcher ein Langes und Breites über seinen Gegenstand berichtet und in seiner Einbildung auf eine grausame Weise damit spielt. Welchen Eindruck eine solche Historie von den Ausländern zur Zeit, da Japan völlig abgeschlossen und das Christenthum über Alles verpönt war, auf das japanische Volk machte, wird der Leser in einem Augenblick erkennen. Heut zu Tage lacht der Küstenbewohner darüber, weil er die Ausländer von Angesicht kennt; doch hat sich bei Manchen noch eine geheime Furcht oder Zurückhaltung erhalten. Der Titel des Buches ist Nambanji Kohaite, zu deutsch: Erhebung und Fall der südlichen Barbaren. Südliche Barbaren heißen nemlich die Ausländer, besonders jene Portugiesen, welche durch ihre Anmaßungen die bekannte Abschließungspolitik hervorriefen und dem Christenthum eine Schranke setzten, über welche man weinen möchte, während man die Geschichte Japans studirt. Unser Geschichtsschreiber spricht im großen Ganzen die Wahrheit, die Details aber hat er echt japanisch vergrößert oder verkleinert, je nachdem er die Sache anziehend und zweckdienlich fand. In der „Hiogo-News“ erschien ein ins Englische übersehener Auszug, welchen ich hier benütze und mit den nöthigen Erläuterungen versehen, um ihn allgemein verständlich und nützlich zu machen.

Um die Zeit Yerosu, der Regierung des Kaisers Oginatschi Tenno, kam ein Schiff der Barbaren nach Nagasaki. (Nach der Missionsgeschichte muß dies ums Jahr 1550 gewesen sein. Ums Jahr 1549 entloß nemlich ein angesehener Japaner aus seinem Vaterlande und ging nach Goa an der indischen Westküste, dem Hauptstz der römisch-katholischen Mission. Hier traf er mit den Priestern dieser Kirche zusammen und ward von ihnen überredet, sich zu ihrem Glauben zu bekennen. Hanschiro, dies ist sein Name, war ein kluger, unternehmender Charakter. Es ward ihm nicht schwer, die portugiesischen Handelsbarren in Goa auf die Bedeutung des Handels mit Japan aufmerksam zu machen und zugleich die Jesuiten zu

überzeugen, daß in jenem Lande sich eine reiche Ernte für ihre Mission erwarten ließe. Sieben Jahre früher schon hatte der berühmte portugiesische Länder-Entdecker Ferdinand Mandez Pinto nemlich Japan betreten und so günstige Aufnahme gefunden, daß Verbindungen mit diesem Lande sehr wünschenswerth erschienen. So wurde denn ein Schiff mit Waaren und reichen Geschenken ausgerüstet, um den Handelsverkehr in lebhaften Schwung zu bringen, während für den zweitgenannten Zweck etliche Jesuitenpriester sich anschickten, auf dem gleichen Fahrzeug sich einzuschiffen. Mit der Ankunft dieses Schiffes beginnt unser Geschichtsschreiber und fährt nun fort:)

In diesem Schiff kam ein sonderbar aussehender Mann; seine Höhe war mehr als neun Fuß und sein Kopf war viel zu klein für seinen Leib; sein Gesicht war von rother Farbe, seine Augen waren rund und seine Nase war so lang, daß sie seine Schulter streifte, wenn er den Kopf seitwärts drehete. Sein Mund reichte von Ohr zu Ohr und seine Zähne waren wie Pferdegehähne, weißer denn Schnee; seine Fingernägel waren wie Bärenklauen, sein Haar grau und sein Alter schien fünfzig zu sein. (Beim Ausländer besteht allerdings eine solche Verschiedenheit im Gegensatz zu den kleinen Japanern, ihrer gelben Gesichtsfarbe, ihren geschlitzten Augen und breiten Stumpfnasen; aber die Einbildungskraft unseres Historikers hat die Farbe doch über alle Maßen stark aufgetragen. Er scheint über seinen Gegenstand ganz entzückt worden zu sein und schreibt weiter:.) Seine Kleidung bestand aus einem einzigen Stück — einem Mantel, gemacht aus einem rauen Stück Teppich, welcher sehr lang in den Armen und kurz in den Beinen war. Er nannte sich selbst Urukān Bāterēn, und seine Religion war die des Ten-tei schimmon, zu deutsch: des Kaisers des Himmels, welche er auszubreiten wünschte. (Benanntes Kleid war einfach eine raue Mönchskutte. Der Name Urukān Bāterēn ist für mich ein Räthsel. Das Bāterēn ist zu entziffern; es muß von dem lateinischen pater: Vater) herkommen. Wie jener erste Missionar der katholischen Portugiesen aber Urukān genannt werden kann, weiß ich nicht. Die Missionsgeschichte nennt ihn Franz Xavier und beschreibt ihn als einen Mann, der unzweifelhaft in eminentem Maße viele der wichtigsten Eigenschaften eines christlichen Missionars besaß, und dessen Arbeiten, wären sie der Verbreitung eines reinen und unversälfchten Evangeliums geweiht gewesen, unter Gottes Segen den herrlichsten und dauerndsten Erfolg hätten haben müssen. Mit Gaben der edelsten Art verband er einen



Feuerreifer, wie ihn Wenige kennen, und einen Muth, dem Keiner es gleich that.)

Während seines Aufenthaltes in Nagasaki besuchte er einen Tempel Tag für Tag, und Schwärme Volks versammelten sich, um ihn zu sehen. Im selben Jahr wurden 66 Pinienbäume umgeweht zu Sumihoschi (einem berühmten Tempelort) des Sakaidistrikts; da nun Japan zu jener Zeit in 66 Länder vertheilt war, so schien dies eine fürchterliche Katastrophe der Nation vorauszusagen. Aschitaga Joschiteru, der Letzte der berühmten Familie Aschitaga, war nominell Schogun, allein Oda Nobunaga, welcher bald nachher an seine Stelle kam,

Statthalter, den Schogun oder Taitun neben sich dulden mußte, der faktisch der eigentliche Herrscher war.)

Demzufolge kam Urufan nach Kioto (Miafo, jetzt Saikiyo, der alten Hauptstadt des Reichs), und von da ging er nach Goshico, indem er drei Tage bei dem Tempel von Mihosji anhielt. Nobunaga rief ihn darauf nach seinem Palaste und frug ihn, warum er nach Japan gekommen sei. Urufan (sagt der Historiker) hatte eine Stimme wie eine Taube und sagte „Ku, ku,“ aber Niemand verstand ein Wort von allem, was er sagte. (Es scheint aber, daß auf irgend eine Weise ein Dolmetscher oder doch ein sonstiges Mittel zur gegenseitigen Ver-



Japanische Reisende im Regen.

hatte in Wahrheit die Gewalt in Händen. Der Letztere lebte zu Atsutshi, in Goshio (nahe Hikone, welches etwa fünfzehn japanische Meilen oder fünfzehn Stunden weit nordöstlich von Miafo liegt, am östlichen Ufer des Biwasees), und da er den Ausländer zu sehen wünschte, aber fürchtete, Riuzoji, der Gouverneur von Nagasaki, möchte seinem Befehl keine Aufmerksamkeit schenken, so schenkte er sich nicht, den Namen des Schogun zu gebrauchen. (Der Schogun ist jetzt abgeschafft. Der Kaiser war allezeit als Mikado der Ober- und Alleinherrscher des Reichs; seine Würdenträger wußten ihn aber so heilig und göttlich zu machen, daß er die weltlichen Geschäfte an den Schogun oder „Generalissimus“ abgeben mußte. Von da an wurde die Souveränität in zwei Theile gespalten, indem der Mikado zwar formell Autokrat blieb, aber einen souveränen

Ständigung gefunden wurde, sonst hätte unser Urufan eine Anzahl Jahre Sprache studiren müssen, ehe er thun konnte, was er scheint anfangs schon gethan zu haben. Wir werden hierüber im Dunkel gelassen.)

Urufan hatte in seiner Tasche etwas Parfümerie, welches einer Fledermaus an Gestalt gleich sah (vielleicht die Haut eines Bisamthiers). Dieses und die folgenden Gegenstände machte er Nobunaga zum Geschenk: Ein Telescop, mit welchem eine Person Gegenstände auf fünfundsiebzig Stunden Entfernung betrachten konnte; ein Microscop, welches ein Senforn so groß als ein Hühnerei erscheinen ließ; fünfzig Tigerfelle; fünf Quadrattschö Teppiche, verschiedene Pistolen, hundert Pfund Kiara (eine Art wohlriechendes Holz, Aloe-Holz), zwei Quadratten Musquitoneß (zweiundsiebzig Quadrattfuß) und



zweihundvierzig Metallperlen von purpurgoldener Farbe. (Wären nicht fünf Quadrattschö Teppiche genannt, so würde ich den Werth und die Zahlen dieser Geschenke nicht bezweifeln. Ein Tschö ist aber entweder ein Häuserviereck (Block), oder ein Längenmaß von 360 Fuß, oder ein Feldmaß von 108,000 Quadrattfuß; fünf Tschö Teppiche wären also eine enorme Zahl einzelner Teppiche. Heut zu Tage kommen die Missionare nicht mehr mit Geschenken solcher Art, und doch bringen sie, d. h. die protestantischen unter ihnen, viel höhere Schätze ins Land als jene.)

Urufan blieb einige Zeit in Miohoji, und später erhielt er vier Tschö Land zu Schijo-bomon (dem jetzigen Seganji) als Geschenk von Nobunaga. Nun wurde ein christlicher Tempel gebaut in diesem Distrikt und wurde Perokutempel genannt, in Uebereinstimmung mit der Epoche. Der Name „Perokutempel“ schien aber eine Beleidigung der Priester von Sijegyan

zu sein, welche beanspruchten, daß allein der Tempel von Jeneriatsuji zu der Auszeichnung berechtigt sei, nach der Epoche genannt zu werden. Eine Deputation von hundertunddreißig Priestern begab sich in den Palast des Mikado und machte dort solche Vorstellungen, daß Nobunaga sich veranlaßt sah, den Namen des christlichen Tempels in „Nambanji“ (südlicher Barbarentempel) umzuwandeln. Auch schenkte Nobunaga diesem Tempel Land in Goshju, welches ein Einkommen von fünfshundert Roku Reis abwarf (d. h. ein Einkommen im Werth von 2,565 Buschel Reis).

Ferner erklärte dieser Gouverneur, der spätere Schogun, dem Urufan, daß es zur Ausbreitung seiner Religion nöthig sei, daß er einige seiner Brüder kommen lasse, ihn zu unterstützen. Urufan war über solchen Bescheid gar hoch erfreut, und nach angemessener Zeit machten drei weitere Ausländer ihre Erscheinung. (Schluß folgt.)

## Irrungen.

Von W. L. Henniges.



In neun Uhr Morgens kehrte ich von einer amtlichen Verrichtung in meine Behausung zurück, und um halb zehn sollte der Wagen da sein, mich abzuholen. Eine befreundete Familie hatte mich gestern eingeladen, in ihrer Gesellschaft eine Lagerversammlung zu besuchen, welche, etwa zwölf Meilen von der Stadt entfernt, abgehalten wurde.

Meine Vorbereitungen dazu waren schnell getroffen; die einfache Toilette vollendet, so wie eine leichte Reisetasche mit etwas frischer Wäsche gepackt, da es hieß, daß wir einige Tage dort verweilen würden. Ich freute mich darauf, da es das erste Mal war, daß sich mir die Gelegenheit bot einer solchen Versammlung beizuwohnen. — Noch fehlten zehn Minuten bis zur anberaumten Zeit, als schon der Wagen vor der Thür hielt. Der Kutscher kam herein, und da ich schon fertig und bereit stand, wurde kein Wort gewechselt. Ich stieg ein, und fort rollte das Gefährt. Es war mir zwar einigermaßen auffallend, die Kutsche noch ganz leer zu finden, während ich wenigstens drei der Familie L. darin zu finden erwartete; allein, es konnte sehr wohl sein, daß diese beabsichtigten, erst hernach einzusteigen. Dabei achtete ich auch ganz und gar nicht darauf, welches Wege ich gefahren wurde; das mußte ja der Mann außen auf dem Boche am besten wissen. Ich hatte mich wohlgefällig in eine Ecke der verschlossenen Kutsche gelehnt bis, wie ich nicht anders erwartete, die angenehme Plätze zwei Damen anheimsallen würde. Länger als die Wahrscheinlichkeit zuließ in dieser Lage verbleiben zu können, beachtete ich diesen Umstand nicht. Endlich erschien es mir doch seltsam, daß der Wagen nicht anhielt, ich schaute hinaus, um die Gegend zu recognosciren, in der ich mich befand. Merkwürdigerweise durchleiten wir schon eine Vorstadt, welche nicht der Richtung entsprach, die ich zu fahren hatte. Mein Bemühen, den Kutscher zu fragen, ward durch das Lärmen des schnellen Fahrens vereitelt; jeder Versuch, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß ich ihn zu sprechen wünschte, blieb ohne Erfolg. Nun dachte ich daran, seine Aufmerksamkeit durch Berührung rege zu machen; allein, dazu war erforderlich, ein kleines Fenster zu öffnen, welches sich vorne am Wagen befand. Das war aber bei weitem leichter gedacht als

gethan. Ich kannte den Mechanismus desselben nicht, und es spottete aller meiner Anstrengungen. Der Schweiß trat mir auf die Stirn, theils von der Arbeit, theils aus der peinlichen Situation entspringend, in der ich mich befand. Das Ding wurde ja immer seltsamer. Schon dachte ich an ein Hinauspringen, aber die muntern Klappen griffen zu scharf aus, als daß ein solches Unternehmen ohne bedenkliche Folgen hätte riskirt werden können. Endlich — es war nach meiner Uhr über eine halbe Stunde verlaufen seit der Abfahrt von meinem Hause — fiel ich auf den Gedanken, mich dadurch bemerkbar zu machen, daß ich mich so weit als möglich zum Seitenfenster hinausbog und mit dem Taschentuch wehte. Auch dies dauerte eine geraume Weile, ehe es die Aufmerksamkeit des Fuhrmannes auf sich zog. Als es endlich bemerkt wurde, begann er langsamen Schrittes zu fahren, indem er sich zu mir herumbog. Ich bat ihn, ganz still zu halten, da ich mit ihm zu sprechen wünsche; die Erwiderung darauf aber lautete:

„O ja, Herr, in einer halben Stunde sind wir dort.“

„Aber,“ rief ich ihm zu, „wo sind Herr und Frau L.?“

„Wir sind gleich die Höhe hinauf, dann fahre ich wieder zu“ — entgegnete er.

Mit Schrecken hatte ich erkannt, daß der Mann sehr schwerhörig war; doch machte ich noch einen letzten desperaten Versuch, indem ich aus allen Kräften schrie: „Salt still!“

Hatte er nun dies für „Süll oder Füll“ verstanden — er murmelte nur: „Ja, jetzt sind wir oben“ — und schnalste dabei seinen Pferden zu, welche sogleich sich wieder in scharfen Trab setzten.

Mit schwerem Seufzer bog ich mich wieder in den Wagen zurück. Was war zu thun? — was weiter, als sich fügen in das Unvermeidliche? — Ein Irrthum lag hier zu Grunde; wie derselbe enden, wie er sich lösen werde, das stand dahin. Im Verlaufe weiterer Betrachtungen stellte sich sogar unwillkürlich ein Lächeln ein über das komische meiner Lage. Ob ich, wo auch meine Fahrt ihr Ziel finden mochte, als ungebetener, aber auch unfreiwilliger Gast willkommen sein würde, das war sehr die Frage. Doch ich war unschuldig daran, und das machte mich ruhig, selbst da, als endlich die Kutsche vor einem sehr hübschen Landhause still hielt. Schon beim Herankommen

der Equipage öffnete sich weit die Thür, aus welcher eine Anzahl feingekleideter Damen und Herren trat, und während der Kutscher den Schlag öffnete, sprang eine junge, schöne Dame, ganz besonders festlich angethan, mir mit dem Ausruf entgegen: „Willkommen! willkommen!“

Aber ach, die Aermste! — wie blieb sie plötzlich am Boden gewurzelt. Die Freude verwandelte sich in Schreck, die rosige Bluth in Marmorblässe, die ausgestreckten Arme sanken zu beiden Seiten nieder. Wie dauerte sie mich. — Während dessen trat die übrige Gesellschaft heran, und ein ältlicher Herr fragte mich artig, was ihnen das Vergnügen meines Besuchs verursachte.

Ich erwiderte lächelnd, daß ich mir eine ähnliche Frage während des größten Theiles der Fahrt vergeblich gestellt, doch endlich dafür gehalten habe, daß es auf einem Irrthum beruhet müsse. Ich erzählte nun in Kürze meinen Fall und nahm dabei wahr, wie allmählig die jüngern Glieder sich angeheitert hinter die älteren versteckten. Der Herr, zu dem ich redete, winkte den Kutscher heran und schrie ihm ins Ohr: „Heinrich, wo hast du den Herrn abgeholt?“

„Von Nr. 25 K—straße.“

„Dann haben Sie sich geirrt,“ entgegnete ich, „ich wohne Nr. 23.“

Jetzt brach Alles in ein gemeinschaftliches lustiges Lachen aus. Es war Jedem einleuchtend, daß der ehrliche alte Bursche die der 5 ähnliche 3 nicht deutlich erkannt hatte. Ich konnte nicht umhin, in die Heiterkeit einzustimmen, doch beklagte ich zugleich die Unannehmlichkeit, welche dies Versehen herbeigeführt. Die junge Dame, welche mir mit so freundlichem Willkommen entgegen kam, hatte nicht mit gelacht. Der, welcher an meiner Statt erwartet wurde, war ihr Bräutigam, und morgen sollte Hochzeit sein.

„Was ist da zu thun? Wie wirds um ihn stehen?“ so gingen die Fragen um. „Er wird wohl nach der Lagerversammlung sein,“ meinte ein Spatzvogel.

Schon wollte man Order geben, daß Heinrich noch einmal nach der Stadt fahre, als plötzlich ein zweiter Wagen ankam. Aus diesem sprang der Ersehnte, und Alles schwamm in Lust und Freude. Der Rest des Mißverständnisses klärte sich auf. Als der Kutscher meiner Freunde kam, mich abzuholen, wartete schon der Bräutigam am Fenster des Nachbarhauses, und annehmend, daß der Kutscher sich im Hause geirrt, sprang er hinaus und in den gleichfalls leeren Wagen hinein. Der Kutscher, im guten Glauben den Rechten zu haben, fuhr mit ihm an der Thür meiner Freunde vor, die, als sie einsteigen wollten, sich höchlichst über den fremden Herrn verwunderten. Es kam zu Erklärungen und Vermuthungen. Der Bräutigam wollte nun eine Equipage mietzen, allein meine Freunde dachten an meine Lage, in der ich mich befinden mußte, und schlugen ihm vor, mit ihnen zu fahren, wozu er sich gern bereit erklärte. Die freundlichen Eltern der Braut wollten nicht gestatten, daß meine Freunde und ich weiter fahren sollten, sondern luden uns zum morgigen Feste ein. Man war noch einerseits im Erwägen, andererseits in herzlichem Zureden begriffen, als ein reitender Bote seine Erscheinung machte. Er brachte die Kunde, daß jener Geistliche, welchem längst die Trauung für morgen aufgetragen war, plötzlich so erkrankt sei, daß er seinem Versprechen nicht nachkommen könne. — Im Familienrathe kam man sehr bald überein, mir den Trauungsact zu übertragen. Man betrachtete nunmehr, was man vorher als Irrungen ansah, als gütige Anordnung höherer Hand. Einige alte Damen wollten es überhaupt als günstiges Zeichen ansehen, wenn der Pfarrer eher zur Trauung käme als der Bräutigam.

Die Hälfte der Zeit, welche für die Lagerversammlung bestimmt war, ward uns so zu einem fröhlichen Hochzeitsfeste und hatte zur Folge recht freundliche Beziehungen zwischen den so zusammengebrachten Familien herbeizuführen. Auch die Lagerversammlung wurde noch besucht und viel Segen gesoffen.

## Bilder aus dem Orient.

Von F. W. Bögelein.



### I.

Hier grüßen sich Morgen- und Abendland,“ bemerkte einst einer unserer theuren Bischöfe, als ich mit ihm in Californien reiste und wir so manche asiatischen Eigenthümlichkeiten zu sehen Gelegenheit hatten. Und so ist es auch. Denn die vielen Chinesen, die an der Küste des Stillen Meeres wohnen, versäumen nicht, bei ihrer Abreise aus dem „himmlischen Reich der Mitte“ alles Mögliche mitzunehmen, worunter weder die Opiumpfeife noch die Götter fehlen dürfen.

Opiumhöhlen wollen wir lieber keine besuchen und eine Beschreibung derselben lieber unterlassen, weil wir aus der Schilderung Anderer wissen, daß eine naturgetreue Darstellung einer solchen Rasterhöhle dem geneigten Leser ein abschreckendes Bild darstellen würde.

Ein Blick in einen Tempel dürfte aber von Interesse sein; zumal wenn wir noch nie einen Götzen zu sehen Gelegenheit hatten. Wir stellen uns vor ihn hin (behalten aber den Hut auf) und betrachten ihn vom Kopf bis zu den Füßen, alles genau, denn er ist uns eines Theils ein interessanter Gegenstand,

haben wir doch als Kinder schon von Götzen gehört und gesehen, und nun stehen wir vor einem und könnten ihm, wenn wir dazu Neigung verspürten, seinen Bart rupfen. Sein Thron oder Stuhl ist nicht im Himmel, sondern eben gerade vor uns und, wie wir sehen, von Menschenhänden gemacht. Die Erde ist nicht der Schemel seiner Füße, sondern zwei Schildkröten sind dazu gemacht. Augen hat er, aber er sieht nicht, obwohl man fortwährend bei Tag und bei Nacht ein schönes Licht vor ihm brennen läßt. Ohren hat er auch, aber sie hören nicht, obgleich man zu seiner Rechten eine Ocke und eine Trommel angebracht hat, worauf seine Anbeter oft heftig schlagen, in dem Wahn, daß er daran einen besonderen Wohlgefallen habe. Und was soll all der Weibrauch, der ihm gesendet wird? O ihr thörichten Heiden! Wir stehen eine kurze Zeit sinnend vor diesem Koloß, und wenden uns dann ab, betrübt durch das Bewußtsein, daß nicht nur hier in unserem sogenannten „christlichen“ Lande Tausende diese Götzen anbeten, sondern jenseits des großen Oceans, in dem schönen Japan und in China viele Millionen Heiden sind, die ihre Kniee vor Götzen beugen.



Die lernbegierigen Japaner besitzen zwei Hauptreligions-Systeme, welche bekanntlich Sintoismus und Buddhismus



Göttin der Barmherzigkeit — Japan.

genannt werden, sich aber in viele Nebensysteme verzweigen, worüber uns ja der theure Br. Palmhuber früher im Magazin treffliche Schilderungen gab.

verschiedenen Priester sind damit beschäftigt, die auf Papier gedruckte Gebete je nach den Wünschen der Käufer auszufertigen. Manche kaufen bloß eins solcher Gebete, Andere jedoch sechs, acht bis zehn derselben, je nach Vermögen. Die Armen, die



Verkauf von Gebetspapier in China.

keins solcher Gebete zu kaufen im Stande sind, werden als höchst unglücklich betrachtet. Arme Bettlerinnen bitten oft auf ihren Knien die vornehmen Damen um ein wenig Geld,



Sintutempel in Yokohama.

In China spielt das Verkaufen geschriebener Gebete eine hervorragende Rolle und ist selbstverständlich eine vorzügliche Einnahmequelle der Tempel. Unser Bild gibt uns eine richtige Darstellung von diesem schönen „Gebetshandel.“ Die

so daß sie doch ein Gebet kaufen können. Die Priester aber betrachten solche Armen, und treiben sie oft in halber Verzweiflung aus dem Tempel fort. Wdch ein unaussprechlicher Segen ist dem gegenüber doch das Christenthum!



## Eine Geschichte aus dem Walde.

Von H. Mühlfeld.



Wenn die Schwalben heimwärts ziehen und leise die Blätter von den Bäumen fallen, dann ist es Herbst geworden. Aber ehe die Natur sich ihr weißes Leinentuch webt, zieht sie noch einmal ein schönes Gewand an, um des Menschen Auge und Herz zu erfreuen. Die Berge und Wälder prangen im Schmuck des festen, goldgelb und röthlich gefärbten Laubes, von dem düstern Grün der Fichten und Tannen unterbrochen. Goldig lacht die Sonne von dem tiefblauen Himmel herab, und Silberfäden durchziehen die klare, reine Luft. Die Felser freilich stehen kahl und öde, und in dem dürren, schwankenden Rohre am Teich säuselt der Wind schwermüthig seine Weisen. Wer daher noch einmal sich an des großen Meisters Werken erfreuen will, der eile jezt hinaus, denn gar bald kommen die rauhen, tobenden Stürme, die letzten Blätter sinken zu Boden und todt und öde ist's umher.

Mitten im Walde, schon dort, wo der Hochwald beginnt, steht das Försterhaus, leicht an seinem zackigen Giebel und den Hirschgeweihen über der Thür erkennbar. So lauschig und einsam, und doch so schön ist dieses Plätzchen hier; so ruhig und still, daß man fast vor dem flüchtigen Fleh, das über das raschelnnde Laub dahin eilt, erschrickt. Die hohen, geraden Baumriesen des schweigenden Hochwaldes und die Kiefernhäupter der umliegenden Berge umrahmen dies friedliche Bild. Ob aber auch im Innern jenes Hauses Friede wohnen mag, solch stiller Friede wie draußen?

In dem vorderen Zimmer des Försterhauses sitzt ein ältlicher Mann mit grauem Haar und Bart. Aber trotz des Alters ist es noch eine rüstige Gestalt; der hohe Wuchs, die gerade, straffe Haltung lassen den ehemaligen Soldaten nicht verkennen. — Feldwebel Werner hatte als Lohn der Treue während seiner fünfundsingzigjährigen Dienstzeit die Stelle eines Forstauffsehers erhalten, und dieselbe schon fünfzehn Jahre zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten versehen. So kam es denn, daß ihm der Wald lieb und werth geworden war, und er sich gar nicht mehr nach menschlicher Gesellschaft sehnte; nur zuweilen, wenn es sein Dienst erlaubte, kam er des Sonntags hinunter nach Seidorf zur Kirche; dort hatte er sein eigenes Plätzchen und schaute dem Pastor gar forsch ins Antlitz, wenn er predigte; und war die Predigt zu Ende, dann schlug der alte Förster sein vergilbtes Gesangbuch, das noch von der seligen Frau Mutter herrührte, auf und sang noch so frisch und kräftig, daß die Singduben mit dem Schulmeister droben auf dem Chor schier nicht mehr zu hören waren vor dem dröhnenden Basse des „Herrn Oberförsters,“ wie ihn die biedern Bewohner der Umgegend nannten.

Werner war ein alter Junggeselle, aber nicht von dem griesgrämigen, verblühten Kaliber, wie man sie oft unter den Stadtleuten, namentlich bei den Gelehrten findet; im Gegentheil, er war ein heiterer, freundlicher Mann, mit dem sich ganz gut ein Stündlein verplaudern ließ. Die Reisenden, welche das herrliche Riesengebirge besuchten, kehrten oft bei ihm ein, einmal weil das Försterhaus nach dem beschwerlichen Bergsteigen ein lauschiger Ruheplatz war, und dann von wegen des „Rübezahls Brunnens,“ eine frisch hervorprudelnde Quelle mit herrlichem Wasser; auf diese Art lernten Viele den wackern Alten kennen und lieben.

Eine Sorte Leute aber gab es, denen der Förster Werner ein wahrer Schrecken war, nemlich die Wild- und Holzdiebe. Sie wußten gar wohl, daß mit dem Alten in dieser Hinsicht nicht zu spaßen war, und mehr als Einer von ihnen hatte schon die wuchtige Faust des Gestrungen am Kragen gefühlt, oder der Noth war ihm im „angezogenen Zustande“ ausgeklopft worden. Den Kindern und armen Frauen, welche im Walde Reifig sammelten, that Werner nichts, nur auf die hatte er es abgesehen, welche muthwillig seine lieben Waldfinder beschädigten oder mit der Büchse in der Hand auf unrechten Wegen gingen. —

Das Zimmer, in dem wir den Alten am Eingang unserer Erzählung getroffen, war so heimlich und gemüthlich eingerichtet, als waltete die sorgsame Hand einer Hausfrau darin. Oben an der Decke hängt ein Gebauer, darinnen ein strohgelber Kanarienvogel lustig darauf loschmettert; die himmelblau angestrichenen Wände sind mit Bildern, welche meistens Waldblanschaften darstellen, geschmückt; auf dem gewichtigen Tische steht ein Glas mit frischen Herbstblumen, und auch die Fenster Simsse sind mit blühenden Topfgewächsen beladen. So freundlich scheint die Sonne herein, und so leise flüstert der Wind in den Zweigen, daß es eine wahre Lust sein muß, hier zu wohnen, mitten in dem stillen, hehren Walde. —

In dem gepolsterten Lehnstuhl am Fenster sitzt Werner und blickt nachdenklich zu Boden. Er ist heute gar nicht mehr, wie sonst; seine Stirn ist in düstere Falten gezogen und die dunklen Augen blicken finster und fast unheimlich drein. — Da mußte wohl etwas Besonderes passiert sein, was den alten Förster in eine so gedrückte Stimmung versetzt hatte. Und das war's auch. Am Vormittag nemlich war ein Amtsbote vom Forstrath in Hirschberg gekommen und hatte Werner einen dicken Brief mit einem großen Siegel überreicht; in dem Schreiben hatte Werner einen herben Verweis bekommen, erstens, weil in seinem Revier vergangene Woche die Schößlinge arg beschädigt worden waren, er also nicht genug aufgepaßt habe, und zweitens, weil er sich gegen seinen Vorgesetzten, den Forstmeister Müller, eine unziemende Sprache erlaubt hätte. Dieses Unglücks Schreiben war vom Herrn Oberforstrath, der sonst den alten Werner sehr gern hatte und große Stücke auf ihn hielt, höchst eigenhändig unterzeichnet und mit einem riesigen Amtssiegel versehen, daß beinahe allein schon hätte Schrecken einjagen können. Nun möchte der Leser wohl auch wissen, was Werner eigentlich mit dem Forstmeister Müller gehabt hat. Das ging so zu. Forstmeister Müller nemlich war noch ein junger Mann, kaum von der Forstakademie herunter, und daher noch ein wenig „grün“ im Walde. Da er aber, wie bei uns in Schlessien die Leute sagen, ein „G'schultierter“ war, so dünkte er sich gegen Werner, einen alten, erfahrenen, wenn auch nicht wissenschaftlich gebildeten Forstmann, ein viel höheres und geachteteres Wesen zu sein, und schlug deßhalb auch gegen den alten Förster, wenn er mit ihm zusammentraf, einen sehr hochfahrenden Ton an. Werner jedoch, von Herzen gutmüthig, beachtete dieses unehrerbietige Benehmen sehr wenig, meinte nur für sich, es müßte auch solch gelehrte Flegel in der Welt geben, und ging dem Forstmeister schon auf hundert Schritt aus dem Wege, wenn sich's thun ließ.

Als nun vergangene Woche mehrere Schößlinge einer jun-



gen Schonung durch ruchlose Hand vernichtet worden waren, da hatte Müller den alten Förster auf solch rücksichtslose und grobe Art zur Rede gestellt, daß letzterem das Blut zu Kopf gestiegen war, und er in grimmigen Worten ausstieß, eine solche Beleidigung würde er sich ein ander Mal nicht mehr gefallen lassen; dabei hatte Werner krampfhaft den Griff seines Stocks umklammert und war finstern Blickes seines Weges gegangen.

Noch lange saß der Alte dumpf vor sich hin brütend am Fenster, bis es Abend geworden und die scheidende Sonne noch einmal den herbstlichen Wald vergoldete. Erst als die Dämmerung eingetreten, und nur noch der Gipfel der Riesentoppe über dem schwarzen Hochwald brüben wie in feurigem Purpur erglühte, erwachte er aus seinen düstern Träumereien. Es war ihm doch leid geworden, daß er sich zu solch harten Worten hatte hinreißen lassen, und bei der nächsten Gelegenheit wollte er's wieder gut machen. Jetzt stand er auf, zündete die Lampe an und holte vom Kaminsims das alte Gebetbuch herunter; es war ihm so eigen ums Herz, und da wollte er sich denn aus den kräftigen Sprüchlein und Gebeten wieder Trost und Frieden holen.—Draußen war alles still, nur der Wind flüsterte geheimnißvoll in dem dünnen Laube oder ein flüchtiges Stück Wild jagte scheu durch die dunklen Büsche dahin.

Ungefähr eine halbe Stunde mochte Werner gelesen haben, da nahen plötzlich schwere Tritte dem Hause, die Thür wurde ungesümm geöfnet und zwei riesige Gensdarmen traten ins Zimmer. Werner war ob dieses schnellen Vorgangs anfangs so verdußt, daß er nicht im Stande war, ein Wort hervorzu bringen; als aber einer der Gensdarmen ein Schreiben aus der Brusttasche zog, und es mit lauter Stimme vorlas, da sprang der alte Förster wie ein gereizter Löwe auf, seine ganze Gestalt bebte und zitterte, und man sah ihm den Seelenkampf an, der in ihm tobte. „Was!“ schrie er erregt, „mich alten Mann will man als Mörder verhaften; ich bin in Ehren alt und grau geworden, und noch nie hat mir jemals Einer etwas Schlimmes nachsagen können; eine solche Schandthat soll ich begangen, den Forstmeister hinterrücks zu Boden geschlagen haben; Gott im Himmel weiß es, einer solch erbärmlichen Rache wäre ich niemals fähig gewesen, und auf solche Weise will man meinen Ruf antasten, mich alten Mann mit Schimpf und Schande ins Gefängniß bringen, nein, das geht nimmermehr, das geht nicht!“ stieß Werner noch mühsam hervor und sank, von der ungeheuren Aufregung erschöpft, in den Sessel zurück. Selbst die beiden Gensdarmen fühlten sich bei dem Jammer des unglücklichen Greises ergriffen, und der eine von ihnen, der mit Werner früher in derselben Compagnie gebiet, redete ihm mit gütigen Worten so lange zu, bis der alte Förster aufstand und sagte: „Nun, ich gebe mit, aber Der da droben, der den Bäumen steuert, daß sie nicht in den Himmel wachsen, der wird mir helfen und meine Unschuld an den Tag bringen, jetzt kommt und laßt uns gehen!“ — — —

Ungefähr drei bis vier Stunden vor der Verhaftung des alten Försters hatte man den Forstmeister Müller mit einer furchtbaren Kopfwunde und in einer Blutlache liegend, im Walde aufgefunden. Anfangs hielt man ihn für todt, nachdem er aber auf einer Tragbahre hinunter ins Städtchen geschafft worden war, erwiesen sich die Wiederbelebungsversuche der herbeigerufenen Aerzte als erfolgreich; der Schädel war nicht gebrochen worden, nur hatte der furchtbare Schlag, der von hinten geführt worden war, das Gehirn des unglücklichen jungen Mannes dermaßen erschüttert, daß er jetzt im ärgsten

Fieber phantasirte und fortwährend den Namen des alten Försters nannte. Schon dies war verdachterregend; aber es kam noch ein viel schwerer wiegender Umstand hinzu. Man hatte nemlich an der Unglücksstätte auch das Stück eines blutigen Knüttels gefunden, und mehrere der Leute, welche den armen Müller nach der Stadt hinunter gebracht, bezeugten, daß Werner einen solch ähnlichen Stock bei sich getragen, wenn er ohne Gewehr den Wald durchstrich. Auf Grund dieser Verdachtsmomente war die Verhaftung des Försters erfolgt.

Wir wollen hier dem Leser keine lange, gerichtliche Verhandlung wiedergeben, sondern nur in kurzem den Lauf der Dinge erzählen. Beinahe sechs Tage hatte der arme, alte Förster im Stadtgefängniß gesessen; der unglückliche Mann schien geistig und körperlich gebrochen; aus seinem schönen, freien Walde hatte man ihn zwischen diese öden, schwarzen Wände geschleppt, und nur durch ein schmales, vergittertes Fenster konnte er ein Stück Himmelblau sehen; aber so oft er das sah, dachte er auch an Den, der all seine schönen Waldbünder draußen wachsen ließ, und der würde ihn gewiß nicht im Stich lassen, ja der mußte ihm helfen!—Nach Verlauf einer langen, schweren Woche wurde Werner in den Richtersaal geführt; die Blicke aller Anwesenden ruhten theilnahmsvoll auf seinem gramgefüllten Antlitze, und Jedermann schien den Schmerz des unglücklichen Greises zu ehren. Nachdem Werner eidlich bestätigt hatte, daß er zur Zeit jener Unthat in seinem Hause gewesen und niemals Nachgedanken gegen den jungen Forstmeister gehegt habe, theilte ihm der Richter nun mit, daß neben dem Niedergeschlagenen das Stück eines blutigen Stodes gelegen, und dasselbe genau zu dem andern Stück passe, welches man bei näherer Untersuchung im Stalle hinterm Forsthaufe versteckt gefunden, er solle nun hierüber Auskunft geben und erklären, ob dies wirklich sein Stod gewesen. Werner erkannte ihn sofort als den seinen, wußte aber nichts weiter darüber, als daß er ihn Tags zuvor, ehe die blutige That geschehen, in einen Winkel des Hofes gestellt habe; wie der Knüttel an jene Unglücksstätte gekommen sei, davon habe er keine Ahnung.—Als Forstmeister Müller, der mit verbundenem Kopf im Saal erschienen war, vernommen wurde, erklärte er, daß Werner bei jener Gelegenheit, wovon wir dem Leser schon erzählt haben, harte Worte ausgestoßen und ingrimmig den Griff seines Stodes umklammert hätte; da jener Streich ihn von hinten zu Boden gefällt, so habe er den Angreifer nicht sehen können, sondern sei bewußtlos zu Boden gesunken; weil er jedoch sonst keinen Feind in der Umgegend gehabt, so habe sich sein Verdacht unwillkürlich auf den Förster gelenkt, Bestimmteres könne er aber nicht sagen. — — —

Wild braust der Sturm um das einsame Försterhaus und fährt pfeifend durch den öden, entblätterten Wald; die Häupter der umliegenden Bergriesen sind mit schwarzem Gewölk umhüllt, kahl und dürr sind die Fluren und Matten zu ihren Füßen, und traurig und abgestorben erscheint die ganze Natur.

Der alte Werner sitzt wieder in seinem Lehnstuhl am Fenster und schaut düster in den trostlosen Wald hinaus. Er muß wohl schwer leiden der arme Mann, denn sein Antlitz blickt nicht mehr so heiter wie sonst, eine tiefe Schwermuth liegt darüber ausgebreitet. — Man hatte ihn „aus Mangel an Beweisen“ freisprechen müssen, aber die Mienen des Richters und die Blicke vieler Anwesenden hatten ihm zur Genüge gezeigt, daß der Verdacht schwer auf ihm ruhte, und das schnitt ihm arg ins Herz.

Tage und Wochen lang blieb er finster und in sich gekehrt, und ließ sich nicht mehr im Dorf oder im Städtchen blicken,

in seinem Walde, da fühlte er sich noch am glücklichsten, und mied die Menschen, wo er nur konnte. — Doch als der Winter mit seinen langen Abenden kam, und Werner mehr ans Haus gebunden war, das Feuer im Ofen knisterte und es so heimlich in seinem Stübchen war, trotz des todbenden Unwetters draußen, da thaute auch sein Herz allmählig auf, und die dicke, alte Hausbibel wanderte wieder vom Kaminsims herunter, und das Schöne und Trostreiche, was er darin fand, floß ihm wie milder Balsam in seine gebeugte Seele. Mit stiller Ergebenheit ertrug er sein Schicksal, und blieb felsenfest dabei, daß Gott es alles wohl machen werde. — — —

Der lange, rauhe Winter ist verschwunden; zwar sind die Gipfel der hohen Berge noch mit Schnee bedeckt, aber im Thale bräunten und auf den Hügeln beginnt's schon zu grünen, und die liebe Sonne strahlt warm und mild vom Himmel herab, so daß bald die ersten Frühlingsboten auf Feldern und Wiesen erscheinen. Die Natur feiert ihr Auferstehen, und auch das herrliche Ostern, was wir nicht nur in der Kirche, sondern auch im Herzen feiern sollen, war nahe.

Werner saß auf einem Baumstumpf und blickte ins Thal hinab; morgen war Ostersonntag, und da war er sonst immer hinunter nach Seibdorf gegangen in die Kirche, die so lieblich in ihrem grünen Laubschmuck aussah; und wenn die hellen Stimmen der weißgekleideten Schulkinder ihr Osterlied ertönen ließen, feierlich das Spiel der Orgel erklang, und der ehrwürdige Pastor vom auferstandenen Christus gepredigt, da war es dem alten Forstmann immer so weich ums Herz geworden, daß ihm die Thränen in den grauen Bart liefen; aber diesmal mußte er wohl heimblicken; gab's doch auch Leute im Dorf, die ihn scheel angeblickt hätten, wenn er sich in der Hauptgasse hätte sehen lassen.

Schon neigte sich die Sonne dem Horizont zu und Werner machte sich auf den Heimweg. Doch als er noch einige hundert Schritt vom Hause entfernt war, kam ihm hastig ein Mann entgegengelassen, einen großen Brief emporhaltend. — Dem Förster wurde es fast bange, sollte es wieder eine gerichtliche Vorladung sein! Und in der That, es war auch eine, aber Werner konnte aus dem Schreiben nichts entnehmen, als daß er sofort aufs Gericht kommen solle. Schnell eilte er nun mit dem Boten hinab nach der Stadt, und sie kamen nach einem starken Marsch von zwei Stunden beim Gerichtsgebäude an. Dem Förster klopfte das Herz doch etwas beim Anblick des hohen, verräucherten Gebäudes, allein bald gewann er seine ganze Ruhe wieder, und folgte dem Boten nach einem großen Zimmer. Als Werner eintrat, erblickte er außer mehreren Bürgern der Stadt den Richter und einen Pastor; der Richter winkte ihm näher zu treten, und als der Förster dies that, gewahrte er auf einem Lager einen Menschen, dem der blasse Tod seinen Stempel auf die Stirn gedrückt hatte; die Züge dieses Mannes kamen Werner so bekannt vor, die schwarzen Haare, die dunklen Augen mit ihrem stechenden Blick, — er begann sich: „Ja, jetzt weiß ich's, das ist der schwarze Seppi,“ rief er aus; bei diesem Namen drehte sich der Sterbende um, reichte dem Förster die Hand und stotterte mühsam: „Werner, den schlechten Streich habe ich Euch gespielt; vor zwei Jahren habt Ihr mich einmal wegen Wildbieberei angezeigt, und ich

mußte ein halbes Jahr sitzen; das wollt' ich Euch eintränken und Euch in die Tinte bringen; hab' lang drüber nachgedacht, wie ich's am besten thun könnt'; als Ihr mit dem jungen Forstmeister wegen der Schonung Streit gehabt, bin ich ihm ein Paar Tag' später nachgegangen, hab' aber vorher Euren Stock aus dem Hof geholt, und dann, als der Forstmeister den dunklen Busch passirt, hab' ich ihm mit dem Stock über den Kopf gehauen und das eine Stück von dem Knüttel unbeachtet wieder in Euren Stall gesteckt; wollt' Euch in die Patsche bringen, Förster; s'war ein Schurkenstreich, s'ist wahr, Werner; muß nun bald sterben, könnt ihr mir verzeihen, Werner?“ Tief erschüttert hatten Werner und die Andern dem Geständniß zugehört, und als der alte Förster dem schwarzen Seppi innig die Hand drückte und ihm in herzlichen Worten verzieh, da warf ihm der Sterbende einen reuevollen, dankbaren Blick zu und drehte sein Haupt zur andern Seite, jetzt wollte er Ruhe haben. — Als sich Werner zum Gehen wandte, klopfte ihm der Richter auf die Schulter und sagte: „Werner, Ihr seid ein Ehrenmann und ein wahrer Christ, ich und viele Andere haben Euch unrecht gethan, geht mit Gott.“ — —

Der Ostersonntag ist gekommen. Das Kirchlein zu Seibdorf ist festlich mit grünen Reifern geschmückt; auf dem Chore droben stehen die Kinder mit dem Schulmeister; der ehrwürdige Pastor predigt von dem Christus, der da heute auferstehen soll in jedes Menschen Herz, auferstehen zum neuen, zum ewigen Leben; und als er Amen gesagt, da ertönt von lieblichen Kinderstimmen das Auferstanden! Auferstanden! In einer der hintersten Bänke sitzt eine alte, straffe, militärische Gestalt. Aufmerksamkeit hat der schöne Greis der Predigt gelauscht, als aber die lieblichen Kinderstimmen durch die Kirche hallten, da flossen ihm die Thränen über die Wangen herab; s'war ja heute Ostern, Werner!

Noch eins wird dem Leser unklar sein, nemlich die Geschichte mit dem schwarzen Seppi. — Seppi war von der böhmischen Seite des Riesengebirges und galt lange Zeit als einer der gefährlichsten Wilddiebe und Schmuggler. Er hatte dem alten Förster viel zu schaffen gemacht, und ihm dann aus Rache jenen Streich gespielt. — Lange hat er sein Unwesen fortgetrieben, bis er zuletzt, auf einem seiner Schmugglerzüge von einem Zollbeamten schwer verwundet, der Drigkeit in die Hände fiel. Nachdem ihm der alte Förster verziehen, ist er seinen Wunden erlegen.

Daß der alte Förster jetzt wieder ganz der Alte war, kann sich der liebe Leser wohl denken, und um so mehr, als Tags drauf ein amtliches Schreiben ihm zugesandt wurde, folgenden Inhalts:

Herrn Forstauffseher Werner! Von heutigen Tags ab befehlen Sie, in Anerkennung Ihrer treuen Dienste und ehrenhaften Charakters die Stelle eines Forstmeisters und erhalten anbei die goldene Verdienstmedaille. Mögen Sie Ihre neue Stelle in gleicher Treue fort verwaltten.

Der Ober-Forstrath.

Neben dem riesigen Amtssiegel hatte der Herr Ober-Forstrath noch sehr klein die Worte hingekritzelt:

„Gott steuert den Bäumen, daß sie nicht in den Himmel wachsen.“





## Die Wunder des Meeres.

Nach Quellen bearbeitet von J. Jauch.

(Fortsetzung der Abhandlung V.)

Weitere Muschelthiere zu beschreiben, deren verschiedenerelei Gattungen sich bei Duzenden aufzählen ließen, darauf wollen wir uns hier nicht einlassen, sondern nur noch über die für den Handel so wichtige kostbare Perle einiges erwähnen. Von der Perle sagt Rückert:

„Die Perlenmuschel selbst—ganz in der eignen Reinheit Verschlössen—theilet doch des Meeres Allgemeinheit, In ihrer Perle Farb' erscheint, ob sie schwamm In Fluth leicht oder tief, auf Meergras oder Schlamm. Doch ob sie länglicht warb, eis- oder kugelförmig, Das liegt am Muschelhaus und nicht am Meeresgrund. Ob endlich größer, ob sie kleiner selber sei, Liegt an der Kraft, die von Natur ihr wohnet bei. Ein Mensch nimmt aus der Welt mehr oder minder Licht, Die Form aus seinem Stand, und aus sich sein Gewicht.“

Perlen sind die meist bläulich weißen Kügelchen, welche sich in oder an den Schalen mehrerer Weichthiere finden, die man als Muscheln bezeichnet. Ihr weicher, schleimiger Leib wird von zwei durch ein Schloß und ein Schloßband versehenen Schalen eingeschlossen. Im Innern zeigen die Schalen gewöhnlich eine glänzende weiße, ins Grünliche, Gelbe, Rothe schimmernde Farbe, jenen eigenthümlichen Perlenmutterglanz, der schon früh die Menschen reizte, diese Schalen zu Dosen, Messerheften, Fächern, Knöpfen, Kreuzen und allerlei eingelegter Arbeit zur Verzierung hölzerner Geräthe zu verarbeiten.

Obzwar dieser kostbare Handelsartikel aus mehreren Arten, wie z. B. der Malermuschel, der Schwanenteich-Muschel und andern mehr erhalten wird, so ist doch eine besondere Art: die echte Seeperlmuschel, die beides Perlmutter und die kostbare



Der Seeigel an der Seite des Aquariums emporsteigend.

Perle liefert, welche Muschel sich besonders im rothen, persischen und indischen Meere vorfindet. Durch neuere Forschungen und Entdeckungen hat sich herausgestellt, daß der ganze große Ocean reich an Perlen ist, wie denn auch die Inseln an

auf der ganzen Linie von Neuhoiland bis Amerika mit Perlen sich schmücken.

Vor einigen Jahren entdeckte man auch in den Flüssen von Texas, namentlich im Colorado und seinen Nebenflüssen, reiche Lager dieser Muschel, an einigen Stellen in solcher Menge, daß der Grund des Flußbettes damit gepflastert zu sein schien. In



Die von Chinesen künstlich erzeugten Perlen.

den meisten der geöffneten Muscheln zeigten sich freilich die Perlen sehr klein.

Die Bildungsstätte der Perlen ist der Mantel, d. h. der weiche, viel Schleim absondernde Hautlappen, womit der Körper unmittelbar umhüllt ist, und aus welchem sich auch das unbiegsame, feste Kalkgehäuse, die Schale, erzeugt, worin das Thier, wie in einem Hause wohnt. Dringt nun durch die offenen Klappen ein Sandkorn oder sonst ein kleiner fester Gegenstand in das Zellgewebe der äußeren Haut des Mantels, so wird der auf diese Haut gemachte Reiz eine vermehrte Schleimabsonderung bewirken und daselbst die Perle sich gestalten. Durch die Art der Entstehung, sowie auch durch den großen Werth der Perlen veranlaßt, kam man schon sehr früh auf den Gedanken, dieselben künstlich zu erzeugen. Die Araber, welche der Perlenfischerei längst den Sandbänken des rothen Meeres oblagen, sollen schon vor der christlichen Zeitrechnung die Perlenaustern gefangen, mit einem spitzen Werkzeuge verwundet und so das Thier zur Erzeugung von Perlen gezwungen haben. Die Chinesen verstanden sich schon lange darauf, kleine Perlen oder auch künstlich ausgearbeitete Gegenstände zwischen die Schalen der Muschel zu legen und durch Ablagerungen des Perlsafftes zu größeren Perlen anwachsen zu lassen. Die Naturforscher der Nobara Expedition sahen in Hongkong und Schanghai mehrere Muschelschalen, in welchem sich über kleine, zierliche Figürchen, (siehe Abbildung) Buddha in sitzender Stellung vorstellend, ein Perlmutterüberzug gebildet hatte.

Im ganzen Alterthum wurden bereits Perlen zum Schmuck gebraucht, und wie hoch dieser Schmuck geachtet wurde, geht aus folgenden Stellen, in welchen die Perlen mit der himmli-



schen Weisheit Hiob 28, 18 und Sprüchw. 3. 15, sowie auch im Gleichniß des Herrn Matth. 13, 45. 46 mit der Religion selbst verglichen wird.—Nur ein Beispiel von dem Werth mancher Perlen: An der Spitze des Kreuzes der englischen Krone befindet sich eine Perle, die Karl I. einst der holländischen Republik für achtzehn Tausend Pfund Sterling verpfändet hatte und die also noch mehr werth sein muß.

Die Perlenfischerei geschieht durch Taucher, und dieselbe hier näher zu beschreiben, fehlt leider der Raum.

Ein weiteres Curiose wird nun dem Leser in der Gestalt des Seeigels vorgeführt, welcher zwar nicht zu den Weich- sondern zu der Klasse der Strahlthiere gehört.

seint wesentlich nur von Seegräsern und den daran angeheften Thieren sich zu nähren. Die meisten der regungslos dasitzenben Thiere tragen einige Muschelfragmente, Steine und dergleichen auf dem Rücken, wo sie durch die zunächst befindlichen Saugnäpfen festgehalten werden. Ich nahm ein Exemplar mit auf mein Zimmer, entfernte seine Bürde vom Rücken und setzte dasselbe in ein weißes, mit Meerwasser gefülltes Becken. Das Thier fühlte sich offenbar sehr unbehaglich, suchte sich zu verbergen, und bedeckte sich alsbald mit Stücken der Lattich-Blätter und mit Algen, die ich mit in das Becken gethan. In einer Viertelstunde hatte es sich vollkommen eingehüllt und auch die Muschel, die ich ihm abgenommen, wieder auf seinen



Die Wollfräße.

Aus den verschiedenen Gattungen des wunderlichen Geschöpfes sei hier nur des gemeinen Seeigels gedacht, welchen der Leser auf der vorhergehenden Seite abgebildet findet. Doktor Schmidt, der häufig Gelegenheit hatte, den Seeigel im Meere zu beobachten, sagt: „Am lebenden in seinem Elemente befindlichen Seeigel bemerkt man sehr bald, daß die Stacheln keineswegs bloße Vertheidigungswerkzeuge sind; sie dienen auch als Stützen, als Stelzen und Füße, ja sogar kann er sich derselben als Arme zum Erfassen von Gegenständen bedienen. Trotz des formidablen Aussehens und des scharfen Gebisses ist der Seeigel ein harmloses Thier. Er ist ungemein träge und

Rücken gebracht. Der junge Seeigel ist winzig klein, gleich einer Erbse, der erwachsene übertrifft einen großen Apfel an Umfang, und doch bewohnt er im Alter dasselbe Steinhaus, wie in den Tagen der Kindheit. Die Wohnung muß in demselben Maße sich vergrößern, wie das Wachsthum des Thieres selbst fortschreitet. Das Seeigel-Gehäuse besteht nicht aus einem einzigen Stück, sondern aus sechshundert regelmäßigen sechseckigen kleinen Platten; diese sind innen und außen von einer feinen Haut überzogen, welche jedoch erst bei Vergrößerung erkennbar ist.

Die Krebse bilden ein weiteres Meerwunder. Die mei-



sten derselben leben im Wasser und athmen durch Kiemen. Ihr Körper besteht aus vielen Ringeln und ist mit einer hornartigen oder kalkigen Schale bedeckt. Sie haben zehn oder mehr Beine. Zwei Paar Fühler und ein Paar Scheeren, also im Ganzen acht Paar Glieder. Sie sind Nachthiere, die nur selten am Tage, außer bei Gewitterluft, ihre Wohnung in Uferlöchern unter Baumstämmen und Steinen verlassen. Ihr Gang ist zum Sprichwort geworden, weil sie rückwärts gehen, doch kriechen sie auch vorwärts, schwimmen aber nur rückwärts und benutzen dabei ihr flossenartiges Schwanzende als Ruder. Sie ziehen sich oft zwei Fuß tief in ihre Löcher zurück, gewöhnlich den Kopf nach vorn mit vorgehaltenen Scheeren, stemmen sich dabei aber so gewaltig an, indem sie ihren Stirnstachel einbohren, daß man ihnen oft eher eine Scheere oder ein anderes Glied abreißt, ehe sie sich herausziehen lassen. Eine ganz eigene Erscheinung bei den Krebsen ist das Wechseln ihrer kalkartigen Schale. Dieser Schalenwechsel findet statt, wenn unter der alten Schale, die dann dünner und weicher wird, sich eine eigene dicke, mit rothen Adern durchzogene Haut gebildet hat, welche die alte Bedeckung aus ihrer bisherigen Verbindung mit den übrigen Körpertheilen löst. Besonders merkwürdig in verschiedenen Beziehungen erscheint der Einsiedler oder Bernhardtkrebs. Während bei anderen Krebsarten der ganze Körper mit einem mehr oder weniger festen Panzer bedeckt ist, hat der Einsiedler einen solchen nur auf der Brust oder am Kopf; der übrige



Die langstirnige Spinnenkrabbe.

Leib aber ist nur mit einer weichen, wenig widerstandsfähigen, Haut bekleidet. Er weiß sich jedoch vortrefflich zu helfen; um seinen, allen Angriffen ausgesetzten Nachleib in Sicherheit zu bringen, sucht er eine der Größe nach für ihn passende leere Muschel, und im Nothfall, wenn er keine findet, greift er auch eine lebendige Muschelinfaßin an, tötet und verspeist sie ohne Erbarmen, bemächtigt sich ihrer Behausung, schiebt sich rückwärts mit dem ganzen Leib in dieselbe hinein und wohnt darin wie in einer kleinen Festung. Wird ihm diese in Folge seines Wachstums zu eng, so sieht er sich nach einer größeren um. Er sieht so fest darin, daß es fast nie gelingt einen lebendig und ganz herauszuziehen. Er ist kräftig und gefräßig, läßt sich todte Fische, sowie die Ueberreste von Mollusken und Würmern schmecken und greift auch lebendige Thiere an.

Auf der Muschel, welche dem Bernhardtkrebs zur Wohnung dient, läßt sich gern die hübsche Schmaroger-Anemone\* nieder, was sich, da dieselbe eine nicht unbedeutende Höhe erreicht,

gar wunderbar ausnimmt, und zwar leben die beiden Thiere, der Krebs, wie die Anemone, im besten Einvernehmen miteinander. Der Naturforscher Goffe beobachtete eines Tages, wie ein Bernhardtkrebs, der einen Wohnungswechsel vorhatte, seine liebe Gefährtin, die Anemone, vorsichtig von ihrer bisherigen Muschel ablöste, sie auf diejenige Muschel, welche er beziehen wollte, brachte und ihr dann mit seinen Scheeren ein Paar leichte Schläge versetzte, damit sie sich auf ihrem neuen Standorte rascher befestigen sollte. Derselbe Vorgang wurde mehrere Male von dem Naturforscher Dr. Lloyd in seinem Aquarium beobachtet. Dieser sah sogar einen Bernhardtkrebs auf seinen beabsichtigten Wohnungswechsel verzichten, weil er seine Anemone, welche leidend war, nicht zum Weggange zu bringen vermochte. Welch eine merkwürdige Verkettung des Lebens so ganz verschiedener organischer Wesen!

Un die Krabben schließen sich auch noch die Meersspinnen oder Spinnenkrabben an. Die erstere ist die Wollkrabbe, welche auf der Abbildung mehr einem wandelnden Walde, als

einem Thiere gleicht. Sie gehört zu der Gruppe der Rückenfüßer, welche durch die höhere Einlenkung des vierten und fünften Fußpaars nach dem Rücken zu den Uebergang zur nächsten größeren Unterabtheilung der Reihfüßer vermitteln. Ihr Körper, mit Ausnahme der röthlichen Scheerenstippen ist dicht behaart und deshalb gewöhnlich so mit Schmutz, allerlei Pflanzen, wie Tangen und Algen, bewachsen, daß dieselben ihren Träger vollständig verhül-

len und man sie vor der Einstellung in die Sammlung in der Regel erst einer gründlichen Wäsche unterwerfen muß. Es mag ihnen dieser Pflanzenwuchs mancherlei Unbequemlichkeit verursachen; auf der andern Seite aber dient ihnen der unwillkürliche Ueberwurf sicherlich auch als Schutz, indem er sie den Augen ihrer zahlreichen Feinde entzieht. Vielerlei Fische, namentlich die Stachelroche, stellen ihnen beständig nach. Das Eigenthümlichste der Wollkrabbe ist aber die Gewohnheit, ein Schutzdach mit sich herum zu tragen, woraus erst der Nutzen und die Verwendung der Rückenfüße ersichtlich wird. Aehnlich derselben ist die große Meerspinne, die ebenfalls vorzugsweise im Mittelmeer vorkommt und drei bis vier Zoll groß wird, und die man jährlich zu vielen Tausenden auf die Fischmärkte der mittelländischen Küstenstädte zum Verkauf bringt. Von der Meerspinne wußte man vor Alters allerlei wunderbare Dinge zu erzählen. Sie sollte außerordentlich flug und auch eine Musikliebhaberin sein. Auch wurde sie auf zahlreichen Münzen verehrt.

\* Ueber Anemonen siehe in einem früheren Artikel.



Anf der letzten Abbildung sehen wir schließlich eine Meer-spinne, welche mit ihren langen Beinen uns an eine gewöhnliche Hausspinne erinnert, von welcher sie sich nur durch ihren thurmspizartigen Körper und ihr Paar Scheren unterscheidet.

Man nennt sie die langstirnige Spinnenkrabbe. Sie pflegt auch in der Ruhe mit dem Körper den Boden nicht zu berühren, sondern ihn auf den langen Beinen in der Schwebelage zu halten, oder auf Seepflanzen ruhen zu lassen.

## Der Gernsjäger.

Eingefandt von Anna Gölisch.

**D**aß ein Gernsjäger vertwegen und tollkühn ist wie das Grathier, welches er verfolgt, das ist nicht auffallend, daß aber auch ein verwegenere und tollkühnere Gernsjäger auf seinen Fahrten in eine Lage kommt, wo der Schrecken und die Angst in einigen Stunden sein Haar bleichen, ist allerdings auffallender.

Der Gernsjäger ist Rudolf Bläsi von Schwanden bei Glarus. Mit einem treuen Gefährten, Manuel Walcher, der gleichfalls ein muthiger Waidgeselle war, zog er aus in die himmelhohen Berge, welche die Grenze zwischen Glarus, St. Gallen und Graubünden bilden. Auf der Höhe eines der Tschingelhörner nahmen die Beiden von einander Abschied, um getrennt dem edlen Waidwerk nachzugehen. Am Abend sollten sie sich wieder treffen, in einer Alpenhütte, auf Balzliher, einer fetten Bergtrift zwischen dem Tschingel und Sardona, an der Gebirgswand zwischen dem Glarnischen Serns- und dem St. Gallischen Kalseufertbale. Walcher schritt schweigsam gen Süden, dem Hausstock zu, welcher seine Scheitel in den Wolken birgt oder an sonnigen Tagen im reinen Aetherlichte badet. Rudolf Bläsi wandte sich gegen die Felswände, welche durch das sogenannte St. Martinsloch durchbrochen sind, dem Segnespaß zu, immer höher hinauf und immer tiefer hinein in das Labyrinth der Schluchten und Klippen. Auf der Scheitelhöhe des Dons hielt der Jäger Umschau. — Sieh! auf dem nächsten Felsenvorsprung geht die schönste Gernse auf die Waide. Schnell hat er Posten gefaßt, kauert hinter einem Felsenriff nieder, legt an und drückt los, — das Wild schnell empor und stürzt zusammen. Hastig, mit Waidmannslust eilt Bläsi hinzu, um die Beute zu holen. Noch ein paar Schritte, und er hat den Vorsprung erklimmt; aber da rafft sich die angeschossene Gernse auf, und blutend eilt sie mit der letzten Kraft von Fels zu Fels, von Riff zu Riff, über Schluchten und Abgründe, — der Jäger ihr nach, so kühn, so vertwegen wie sie. Wie sollte er so leicht von seiner ihm verfallenen Beute lassen! Die Gernse schwingt sich auf einen Felsengrat hinunter und verschwindet: — der Sprung ist ein entseßlicher, von allen Seiten gähnen schreckliche Gründe, aber es muß gewagt sein, der Jäger holt aus, und glücklich erreicht er den schmalen, steilen Grat. —

„Er springt — erreicht's — und mit Entsetzen  
Erkennt es der verlor'ne Mann,  
Daß er den Fuß nicht fürder setzen,  
Nicht wieder rückwärts lenken kann.“

Denn vor ihm starrt in schroffer Glätte  
Und neben ihm die Felsenwand,  
Und unten ist sein Todesbette  
Im schwarzen Grausen ausgespannt.“

So singt der Schweizer Dichter Reithard, welcher das entseßliche Abenteuer geschildert hat. — Die Lage war eine schreckliche; — an ein Entkommen aus eigener Macht und Hülfe und Geschick war nicht zu denken; der Felsgrat bot

kaum Raum genug, um dem Fuß als Haltpunkt zu dienen, ein Sprung auf ein tieferes Riff nicht möglich, nur glatte Wände führten in die unermessliche Tiefe; — es war buchstäblich ein Schweben zwischen Leben und Tod. Und die Aussicht? Ein Hoffnungsstern leuchtete durch das Dunkel der angstvollen Gedanken. Möglich, daß, wenn der treue Waidgeselle am Abend in der Alpenhütte den Freund nicht findet und einen Unfall ahnt, er ihn sucht und ihm Hülfe bringt. Der arme Mann schreit um Hülfe: Das schreckliche Echo der Abgründe wiederholt höhnend die Rufer, welche an den Felswänden fruchtlos verklingen; er jammert, seufzt, betet, — gewiß, der Himmel hört ihn, wird er ihn auch erhören? Die Vormittagsstunden verrinnen schrecklich langsam, es kommt der Nachmittag, die glühenden Sonnenstrahlen sengen und brennen die Felswände, sengen und brennen den Unglückseligen; widerstandslos bringen ihm Pfeile in seinen Leib und drohen seine Kraft zu erschöpfen. Der Abend schleicht trüg heran, die Dämmerung, die Nacht, — keine Stimme gibt Antwort auf den ängstlichen Hilferuf, als der herzlose Wiederhall der Felsen und Schluchten. Also soll der Arme die lange Nacht in seiner entseßlichen Lage hinbringen, soll kein Auge schließen, soll keines der müden, strammen, starren Glieder rühren, — sonst ist er verloren! Wer könnte sich auch nur annähernd vorstellen, welches die Pein des Unglücklichen während der schrecklichen Nacht war! Die größte Angst, die entseßlichste Gefahr, welche ein kurzer Traum im Schlafe uns vorlügt, und welcher uns aus der Ruhe aufschreckt, ist nur ein mattes, blaßes Bild der furchtbarsten Wirklichkeit, in welcher der Gernsjäger in langen, langen Stunden schwebte. Aber Alles hat ein Ende!

„Doch endlich glimmt es auf den Firnen;  
In mildem, rosenfarbnen Schein  
Zieht auf erblickenden Gefirnen  
Der junge Tag ins Leben ein.  
Und mocht' ich es bis jetzt bestehen,  
Ertrag ich's wohl auch länger noch.  
Gewiß erhört der Herr mein Flehen,  
Und endlich findet Hans (Walcher) mich doch.“

Bis Mittag mag er wohl erscheinen,  
Doch wenn umsonst die Frist verrinnt —  
Dann fahret wohl ihr lieben Meinen,  
Dann ewig wohl mein Weib und Kind!  
Er seufzt es, brüht von seiner Klippe  
Sich fester an den kalten Stein  
Und laugt mit trockner, bleicher Lippe  
Den bittern Reif des Felsens ein.“

Wieder verrinnt Stunde um Stunde, der Mittag ist da; vor den Augen des armen Außers wird es dunkel, schwarz — da klingt es von der Höhe: Bläsi, Bläsi! Es ist Manuel Walcher (von Reithard Hans genannt), der treue Geselle, er hat endlich den Unglücklichen gefunden, er wirft ihm über den Felsenvorsprung das rettende Seil hinunter, Bläsi schlingt und bindet es um seinen Leib, nach einigen Minuten ist er gerettet.



„... In Wonn und Schmerz  
Voll unaussprechlicher Gefühle  
Sinkt er dem Treuen an das Herz.

Gott half, daß ich dich noch erreichte  
Spricht Hans, mir zeigt dein weißes Haar,  
Daß in der einen Nacht erbleichte,  
Wie schauerlich dein Leiden war.“

Der Dichter fügt hinzu, — ob es Wahrheit oder dichterische  
Zuthat ist, ich weiß es nicht, — Bläsi habe gelobt, nie mehr

zu jagen, und seine Flinte dem Netter geschenkt. Wie die  
Beiden dann neben einander saßen, da sah Bläsi einen Gemshock und

„Hör, Hans, die Gemse muß ich fällen:  
Gib schnell die Büchse mir zurück!“

Leibenschaft für das Waidwerk war seit alter Zeit des Jägers  
Tugend oder Untugend! Bläsi erledigte während seines  
Jägerlebens 675 Gemsen, Manuel Walcher 458 Stück.

## Sommerfriebe.

(Von R. Gerolt.)

**V**on dieser Feldhöh in des Birnbaums Schatten,  
Wie schaut sich schön hinaus ins heitre Land!  
Wie friedlich sonnen sich die grünen Matten,  
Die salben Saaten in des Mittags-Brand;  
Wie glänzt der Himmel drüberhin im latten,  
Aurnen Blau bis zum Gebirgsrand,  
Wo silberhell gleich fernen Gletscherspitzen  
In langer Reih die Hausenwolken blitzen.

Wie säuselt leis der sommerliche Friebe  
In lauen Lüftchen durch die weite Flur;  
Vom Freudenrausch des Wonnemondes müde,  
Zu stillem Wirken faßt sich die Natur;  
Die Lerche ruht vom lauten Jubelliebe,  
Bescheiden zirpt im Gras die Grille nur,  
Die letzte Rose ist am Hag zerfallen,  
Nun darf im Wind das blühnde Mohnfeld wallen.

Wahr ist's, des Jahres Jugend ist verslogen,  
Verweht, o Lenz, dein holder Blüthenduft,  
Doch auch des Frühlings Wetter sind verzogen,  
Die Donner ruhn, gereinigt glänzt die Luft,  
Der Sommer waltet mild am Himmelsbogen,  
Indeß die Wachtel durch das Kornfeld ruft,  
Und will zum Schluß das Beste noch bescheren,  
Den Saft der Reben und die Frucht der Aehren.

Schön war der Mai; doch willig, ohne Klage  
Füg ich, Natur, mich deinem heiligen Gang;  
Im Wonnemond verträumt ich meine Tage  
Und schwärmte Nachts beim Nachtigallgesang,  
Nun geht mein Herz in friedevollem Schlage,  
Genesen von des Frühlings Sturm und Drang;  
Mag auch der Wind vom Hag die Rosen streifen:  
Wenn nur indeß die goldenen Aehren reifen.

## Aus dem Leben der Ameisen.

**S**chon seit langer Zeit ist das Verhältniß der Ameisen  
zu den Blattläusen bekannt. Linne nannte schon die  
Blattläuse die Kühe der Ameisen, und Huber sagt:  
Eine Ameisenkolonie ist um so reicher, je mehr Blattläuse sie  
hält; denn sie sind ihr Rindvieh, ihre Kühe, ihre Ziegen. Wer  
hätte denken sollen, daß die Ameisen ein viehzuchtreibendes  
Volk sind! Die süße Abscheidung der Blattläuse ist für die  
Ameisen ein gesuchter Lederbissen. Deshalb suchen sie aber  
auch derselben habhaft zu werden und bewachen sie dann mit  
Argusaugen. Sie treiben sie also auf einen Haufen und um-  
geben den Platz, wenn es irgend angeht, durch einen Erdwall  
oder eine Umzäunung und stellen besondere Wachen aus, um  
sie zu bewachen und zu beschützen. Ja sie gehen theilweise  
noch weiter. Sie sammeln die Eier der Blattläuse, nehmen sie  
mit in ihre Wohnung, erziehen die Larven und Puppen und  
pflegen die entwickelten Thiere mit größter Sorgfalt. Wenn  
in der Nähe eines Ameisennestes sich keine Blattläuse befinden,  
so gründen die Ameisen Blattlauskolonien. So berichtet Herr  
Bau-Inspettor Netzebohm folgendes Beispiel. Derselbe be-  
merkte, daß von zwei gleich kräftig gepflanzten jungen Trauer-  
Eichen die eine kräftig gedieh, während die andere regelmäßig  
im Frühling beim Ausschlagen der Blätter von Millionen von  
Blattläusen besetzt war, welche die Entwicklung der Blätter  
störten, wodurch natürlich der Baum im Wachsthum zurück-  
blieb. Eines Frühjahr's reinigte er die Zweige im März vor  
Aufbrechen der Knospen durch Bürsten und Abwaschen voll-  
ständig von den Blattläusen. Bis Ende Mai blieb der Baum  
von ihnen verschont und entwickelte gesunde Triebe und Blät-  
ter. Eines Morgens bemerkte jedoch unser Berichterstatter,

daß eine Menge von Ameisen sich am Baume hastig auf und  
ab bewegte und bei näherer Betrachtung bemerkte er, daß  
jeder Trupp eine Anzahl Blattläuse den Stamm in die Höhe  
transportirte. Die unteren Blätter waren bereits mit Blatt-  
lauskolonien besetzt. Nach wenigen Wochen war das Uebel  
stärker als vorher. Der Baum stand vereinzelt auf einem  
Nasenplage in der Nähe eines Ameisennestes und bot die ein-  
zige Gelegenheit zu einer Blattlauskolonie, welche die Ameisen,  
nachdem sie zum ersten Male zerstört war, wieder herstellten,  
indem sie Blattläuse von entfernten Sträuchern herbeiholten.

Oft hat man auch schon erbitterte Kämpfe zwischen verschie-  
denen Ameisenkolonien um eine Blattlauskolonie beobachtet.  
Auch Hindernisse wissen die Thiere geschickt zu überwinden, um  
zu ihren geliebten Milchkühen zu gelangen. So hatte Professor  
Leuthart, um die Ameisen von dem Besuche eines Baumes ab-  
zuhalten, den Stamm mit einer breiten Binde von Tabaks-  
jauche bestrichen. Die von oben kommenden Ameisen kehrten,  
als sie das Hinderniß bemerkten, wieder um, ließen die Zweige  
entlang und ließen sich von ihnen zur Erde fallen. Die von  
unten kommenden ließen lange rathlos umher und verließen  
endlich den Stamm. Bald aber kehrten sie zurück und eine  
jede trug ein Klümpchen Erde zwischen den Fehzangen, welche  
auf den Klebring gelegt wurde, wodurch schließlich eine Brücke  
entstand, welche die Thiere ohne Gefahr überschreiten konnten.  
In einem anderen Falle beobachtete man, daß die von oben  
herabkommenden Thierchen sich Blattläuse holten und mit ih-  
nen eine Brücke bauten, also ihre Lieblinge opferten, um den  
Baum auf bequeme Art zu verlassen.

## Suchen und Finden.

(Von Louise Devrient.)



## VII.

Die Reisenden kamen glücklich nach langert Fahrt nach Paris, wohin jetzt auch viele frühere Bewohner zurückkehrten, denen man es ansah, wie wohl es ihnen war, in die beruhigte Stadt wieder einzuziehen.

Herr Dumas brachte die Seinigen in einem bescheidenen Gasthof unter und ging nach der Rue des Saints Peres, wo er eine seinen Verhältnissen gemäße Wohnung zu finden hoffte.

Als er über den Concordienplatz kam, sah er eine Negerin, die mit dem Korb am Arm Einkäufe besorgte; sie schien in der Gegend bekannt zu sein und so schritt er auf die Magd zu, die erschrocken den fremden Herrn anblickte, sich aber schnell beru-

Wer hätte damals in Paris Zeit gefunden, sich um Blumen und Beete zu kümmern!

Aber auch ohne Pflege rankten die schönsten Rosen am Gartenhäuschen herauf und kletterten sich an das Wohnhaus, wo die duftenden Blüten die Bewohner erquickten.

Die Stadt war wieder ruhig, man merkte ihr Summen und Tosen kaum in der stillen Wohnung und die schöne Maisonnette drang warm und hell durch das offene Fenster, an dem die alte Creolin saß. Die lange, freiwillige Gefangenschaft hatte sie geschwächt, und sie ließ sich gern von den warmen Strahlen bescheinen. Sie fuhr erschreckt zusammen, als sie Lelia mit einem Fremden in die Wohnung kommen hörte, da

seit Jahr und Tag Niemand hier eingebrungen war — doch beruhigte sie sich sogleich, als sie Lelia sah, derenzüge eher eine frohe als eine schlimme Botschaft verkündeten.

Als sie den Namen des Besuchers vernahm, rief sie freudig überrascht: „Führe den Herrn herein, er kommt ja aus unserer Heimath!“ Herr Dumas' Name war ihr nicht fremd, sie erinnerte sich wohl, daß sein Vater mit ihrem Gatten und Schwager häufig auf San



Der Concordienplatz.

higte, als dieser sie in ihrer Muttersprache freundlich anredete.

Nach einigen Fragen und Antworten folgte Herr Dumas der schwarzen Magd zu ihrer Herrschaft, die eben in der besagten Rue des Saints-Peres wohnte.

Hier fand er zwei Schwestern, beide Wittwen, die dadurch, daß ihre Männer Brüder gewesen, doppelt verwandt waren, und die durch das gleiche Schicksal, das sie betroffen, doppelt an einander zu hängen schienen. Sie lebten früher auf San Domingo und waren vor fünfzehn Jahren nach Paris gekommen, wohin ihnen ihre treue Sklavin Lelia gefolgt war.

Die beiden Frauen hatten die Stadt auch während der Schreckenszeit nicht verlassen, nur war Frau Rosalbat, die ältere Schwester, über Jahr und Tag nicht vor die Thür gekommen, während Frau Caroline Besonnenheit und Ruhe genug bewahrte, um furchtlos das zu besorgen, was die kleine Haushaltung erforderte.

Die kleine Wohnung der beiden Damen lag im zweiten Stock der Rue des Saints-Peres Nr. 14 und bestand aus fünf nicht allzugroßen Zimmern. Die Fenster gingen nach dem Hof, wo ein kleines Gärtchen lag, das augenblicklich nur ein Grasplatz war, auf dem die Nachbarn ihre Wäsche trockneten.

Domingo verkehrt hatte, und so begrüßte sie auch den Sohn wie einen alten Bekannten. ●

Der Empfang war so herzlich, daß Herr Dumas nicht umhin konnte, der alten Dame alle Einzelheiten des Negeraufstandes und seiner Flucht zu erzählen. Er war damit fast zu Ende als Madame Caroline nach Hause kam, die sich so theilnehmend zeigte, daß er Alles wiederholen mußte.

„Sie und die Ihrigen sind gerettet,“ sagte die freundliche Dame, „das ist die Hauptsache, alles Uebrige können Zeit und Fleiß ersetzen; hoffen wir das Beste und vertrauen wir auf Gottes Beistand.“

„Ob wir Alle gerettet — das weiß ich nicht,“ sagte der unglückliche Vater, und mit Thränen erzählte er von seinem Kummer um den verlorenen Sohn und von den vergeblichen Nachforschungen, die er angestellt, um ihn wieder zu finden.

Das Unglück nähert die Menschen einander schnell; unsere alten Damen saßen schon, während ihr Besucher noch sprach, darauf, ihm nach Kräften zu Hülfe zu kommen, und nach einem Blick auf die Schwester, den diese verständnißvoll erwiderte, nahm Frau Caroline das Wort und sagte:

„Landsleute helfen einander gern, lieber Freund, darum



erlauben wir es nicht, daß Sie im Gasthof bleiben. Folgen Sie mir gefälligst; hier sind zwei Stuben, die für Sie bereit stehen; die eine bewohnte ich bis jetzt, trete Sie Ihnen aber mit Freuden ab und ziehe hinüber zu meiner Schwester. Ess- und Wohnzimmer sind groß genug, um uns Alle aufzunehmen, darum bringen Sie uns nur Ihre liebe Frau und Josepphine — das Uebrige besprechen wir später."

Herr Dumas war gern dazu bereit, das freundliche Anerbieten anzunehmen, denn er wußte, daß es aufrichtig gemeint war.

Wer gastfrei ist, der bereitet sich selbst wahren Genuß. Die

beiden Frauen waren unermüdetlich darin bemüht, für das Behagen der erwarteten Gäste zu sorgen. Die bescheidene Wohnung sah heute trotz ihrer Einfachheit wie ein wahres Schmuckkästchen aus. Frau Caroline zog die alte Standuhr auf, die seit Jahr und Tag nicht mehr geschlagen hatte, dann stellte sie zwei langhalbige Blumenständer daneben und suchte auch die silbernen Leuchter wieder hervor, die in den ersten Tagen der Revolution versteckt worden waren.

Sobiel Lelia auch zu thun hatte, so fand sie doch manchen Augenblick nach der Thür zu laufen, um nach den Erwarteten zu sehen; endlich kam sie athemlos gelaufen und rief: „Sie kommen . . . sie kommen!“

Frau Rosalbat konnte ihre Aufregung kaum verbergen; als sie die Frau erblickte, die sie in der fernern Heimath, in Tagen des Glücks gesehen, brachte sie kein Wort über die Lippen, sie streckte ihr nur die Arme entgegen, und die beiden Fremden umarmten sich wie traute Freundinnen.

Unsere kleine Josepphine sah erstaunt die Mutter an, das Kind war, an der sonst so stillen Frau, so lebhaftes Gefühlsäußerungen nicht gewöhnt. In kindlicher Unbefangenheit fühlte es sich bei den Freunden ihrer Großeltern sogleich heimisch; kaum war sie da, so lief sie mit Frau Caroline nach Allem zu sehen und suchte der freundlichen Wirthin behülflich zu sein.

Sylvia blieb von fern stehen, erst auf einen Wink Frau Rosalbat's eilte sie herbei, kniete vor ihr nieder und küßte ihr die Hand. Bald fand sie, die, wie wir schon früher erwähnt, vortrefflich wusch, plättete und nähte, reichliche Beschäftigung und überließ gern der älteren Lelia ihren Platz am Kochherd, — doch, ob weiß, ob schwarz — Neid wohnt in der Menschen Brust,

und so glaubte die schwarze Lelia bald, die neue Josef lasse sie in den Augen ihrer Herrschaft nicht mehr, wie bisher, zur vollen Geltung kommen.

So geschick auch Frau Caroline die Gewitterwolken, die sich zwischen den beiden Negerinnen emporthürmten, zu verschleichen suchte, so warf doch der Unfriede in der Küche einen kleinen Schatten auf das stille Glück des Hauses. Wurde auch Lelia Schweigen geboten, so konnte man es doch ihren Augen nicht verwehren, zornige Blicke auf ihre vermeinte Nebenbuhlerin zu schleudern.

Was die Herrin des Hauses nicht vermochte, das gelang

unserer Josephe, die mit der Eifersüchtigen sich so freundlich und gut zeigte, daß sie, in der Meinung von dem Kinde bevorzugt zu sein, wieder vernünftig wurde. Auch Sylvia's Nachgibigkeit trug endlich den Sieg davon und bald arbeiteten die beiden Mägde in guter Eintracht zusammen. Josepphine war auch hier der Sonnenblick des Hauses, der Alle erfreute und beglückte. Spaziergänge nach dem Luxemburg, mit dem Vater oder der neuen Tante, gehörten zu ihren liebsten Erholungen, ja, es gelang ihr sogar, die Mutter und Frau Rosalbat zu verlocken, ihr zuweilen dahin zu folgen.

Jetzt mußte abermals dafür gesorgt werden, daß Josepphine der nöthige Unterricht zu Theil werde. Sie war bald zehn Jahre alt und stand also in dem Alter wo man ernstlich lernt.

Nach langem Suchen fand Herr Dumas eine Dame, der er die Erziehung seines Töchterchens anvertrauen konnte. Frau Bertrand war eine fein gebildete Frau, die ihr ganzes Vermögen durch die Revolution verloren hatte, und

die nun gesonnen war, einige wohlherzogene Kinder zu den Unterrichtsstunden aufzunehmen.

Josephe war, durch ihr Wanderleben, daran gewöhnt schnell mit Fremden bekannt zu werden, und ihr freundliches Entgegenkommen wurde ihr nicht minder freundlich erwidert.

Emilie Daniel, ein nettes Mädchen ihres Alters, erwählte sie nach kurzem zur Freundin; sie saßen auf der Schulbank neben einander und waren auch auf dem Spielplatz unzertrennlich. Daheim erzählte Josephe nur von der neuen Freundin, so wie diese bei den Ihrigen auch immer wieder von der kleinen Cressin sprach. Der höchste Wunsch der beiden Kinder war, ihre Bekanntschaft auch außer der Schule fortzu-



Wohl bekomm's!



setzen, und so entschloß sich Frau Daniel, auf die Bitten ihrer Tochter, Josephinens Mutter zu besuchen, und fast so schnell wie die Kinder schlossen sich die beiden Mütter an einander an. Obwohl ein gewisser Wohlstand in dem Hause der Familie Daniel nicht zu verkennen war, so lebte doch auch diese in einfachen Verhältnissen. War unsere Josephine bei der Freundin, so stellte sie unwillkürlich Betrachtungen und Vergleiche an und überlegte, weshalb es bei den neuen Tanten nicht auch so hübsche Sachen gab wie dort.

Was aber ihre Bewunderung immer von Neuem erregte, war eine herrliche Schweizer Landschaft; das Bild stellte den Nigi dar und erweckte stets in ihr den sehnlichsten Wunsch den sonnigen Berg zu besteigen.

„Sag mir doch, wer das Bild gemalt hat? Emilie, es gefällt mir gar so gut,“ fragte sie eines Tages.

„Das hat mein Onkel Tom, der Maler ist, gemacht,“ lautete die Antwort.



Der Luxembourg.

„Ach, hätte ich doch auch so einen Onkel Tom, er lehrte mich gewiß seine Kunst.“

„Laß gut sein, Josephine,—mein Onkel soll auch ein wenig der Deinige werden; er kommt nächstes Jahr zu uns, da lernst du den lieben, alten Herrn kennen, der nur einen einzigen Fehler hat, den,—mich zum Zeichnen zwingen zu wollen! Aber, was ist dir, Josephine? — Du siehst ja ganz betrübt in die Welt.“

„Wäre das mein Onkel! wie gern wollte ich mir rechte Mühe geben, wie früher, als ich“ . . .

Emilie ließ die Freundin nicht ausreden: „Wie! was! Du zeichnest?“ rief sie aus.

„Ja, als kleines Mädchen hatte ich schon in Vorbeaug Unterricht, und meine Lehrerin fand mich damals nicht so ganz ungeschickt dazu.“

„Dann sei getrost—hast du Lust und Liebe zur Kunst, so läßt sich Onkel Tom gewiß gern herbei dir Zeichenstunden zu geben.“

Josephine hatte Eltern und Tanten an dem Abend viel zu erzählen; Onkel Tom und seine Meisterwerke wurden dabei nicht vergessen, und die Eltern freuten sich über den offenbar ungewöhnlichen Kunstsinne ihres Kindes.

Herr Dumas wußte, daß er nicht mehr auf den Ertrag seiner Besitzungen auf San Domingo rechnen durfte, um die Zukunft seiner Tochter zu sichern, darum legte er doppelten Werth darauf, sie in Kunst und Wissenschaften gründlich auszubilden, „denn,“ dachte er mit vollem Recht, „was sie in ihrer Jugend lernt, kann sie später im Leben verwerten.“

### VIII.

Eines Tages sprang Emilie der Freundin glücklich entgegen und rief ihr zu, der Onkel sei angekommen. „Ich habe ihm schon viel von dir erzählt,“ sagte sie, „du wirst sehen, wie gut und wie lustig er sein kann; freilich ist er dieses Jahr viel ernster als sonst, besonders wenn mein Vater mit ihm von dem Unglück Frankreichs spricht. Ich weiß aber das beste Mittel ihm die Grillen zu vertreiben:—ein Kuß von mir—da lacht der ganze Onkel wieder.“

Herr Tom Pascal, ein geborener Schweizer, hing mit großer Liebe an Frankreich, dem Lande seiner Eltern und seiner

einzigsten Schwester, die, wie wir wissen, in Paris lebte; dennoch hatte er niemals daran gedacht die Schweiz zu verlassen, seine wahre Künstlernatur konnte sich nur da wohl fühlen, wo Berge, Gletscher und Thäler ihn zu seiner Arbeit begeisterten. Er war nur selten daheim in seinem Dorf, denn jede Wollenbildung, jede eigenthümliche Färbung hätte er auf seinen Bildern festhalten mögen. Er bewohnte das liebliche Altdorf am Fuß

des Nigi. Die Leute im kleinen Ort waren stolz auf ihren „Pinselmann,“ wie sie den freundlichen Herrn nannten; er stand bei Allen in großem Ansehen, nicht allein wegen seiner Kunst, sondern ebenso sehr wegen seines geraden Sinnes und seiner Herzensgüte.

Die Leute im Dorf kümmerten sich wenig um Das, was in der Welt draußen vorging, doch wußten Alle von den schrecklichen Dingen, die sich damals in Paris ereigneten.

„Was muß unser armer Pinselherr leiden,“ meinten die Nachbarn, „um darüber Sonnenaufgang, Sonnenuntergang und seinen Kasten so ganz zu vergessen!“

„Fast möchte man wünschen selbst in Noth zu kommen,“ sagte eine gute, alte Frau, „um Andern zu helfen, vergäße er gewiß den eignen Kummer!“

Der Maler erwartete mit Ungebuld die Zeit, wo der Friede wiederhergestellt sein würde, um selbst nach Paris reisen zu können. Als dies endlich der Fall war, überfiel ihn ein langwieriges rheumatisches Leiden, das seine Geduld gar sehr auf die Probe stellte.

Erst im August des Jahres 1802 konnte Herr Pascal Altdorf verlassen und die Seinigen aufsuchen.

Der Verkehr der Familien Daniel und Dumas war und



blieb ein reger; am Tage nach des Onkels Ankunft lud Emilie ihre junge Freundin zu Tische ein, damit sie den neuen Verwandten kennen lerne.

Aus unserer kleinen Josephe war schon ein ganz stattlicher Backfisch geworden, der heute, im frischen, weißen Kleid mit den Korallenperlen um den Hals, gar liebreizend aussah.

Ehe Josephine eintrat, erzählte Frau Daniel ihrem Bruder wie diese mit den Ihrigen nach Paris gekommen war; er bat sie, auch ihn mit den Eingewanderten bekannt zu machen, und als er wenige Tage später Josephinens künstlerische Anlagen kennen lernte, schloß er die junge Creolin innig in sein Herz.

Seine Nichte war nicht wenig stolz darauf, gerade dieses begabte Mädchen als beste Freundin zu besitzen, sie dachte nicht daran auf ihre seltene Befähigung neidisch zu sein, sondern der kleine Faulpelz meinte nur: „Vielleicht quält mich Onkel Tom nun nicht mehr mit dem Zeichnen, Josephe's Talent wird ihn über meine völlige Unbrauchbarkeit in der Kunst trösten.“

Wenn Herr Pascal sein Zeichenbuch zur Hand nahm, so war es für Emilien um ihre Gespielin geschehen, nichts konnte sie mehr fesseln, das junge Mädchen blieb still neben dem Künstler stehen und folgte gespannt jedem seiner Striche.

„Macht dir das Zeichnen Freude, liebes Kind?“ fragte der Maler, der sich schnell daran gewöhnt hatte, die Freundin seiner Nichte fast wie diese zu behandeln.

„Gewiß,“ erwiderte sie, „es ist mir die liebste Beschäftigung, — manchmal versuche ich es auch Emilien's Bild zu zeichnen, aber . . .“

„Ja, aber,“ lachte die Freundin, „schmeichelhaft ist das nicht sich mit einer endlosen Nase und einem schiefen Mund zu sehen!“

„So versuche es mein Bild zu machen,“ sagte Herr Pascal.

„Ach, nein, Herr Pascal, lassen Sie mich lieber den Baum dort im Hof abzeichnen.“

„Ist mir auch recht — nur schnell an's Werk.“

Da saß nun das junge Mädchen am Fenster und skizzierte mit leichter Hand den üppig belaubten Baum; dicht neben ihr stand der Maler und folgte ihren Strichen nicht minder gespannt als sie vorher den seinigen.

Es war deutlich auf seinen Zügen zu lesen, daß er mit Dem, was er sah, nicht unzufrieden war.

Frau Daniel, die den Enthusiasmus ihres Bruders kannte, raunte ihm zu, mit seinem Lob vorsichtig zu sein, um nicht Josephinens Eitelkeit zu erwecken; er befolgte ihren Rath, aber von dem Tage an wurde unsere kleine Freundin seine Schülerin. Aber leider sprach der Maler oft von seiner baldigen Abreise und überlegte, wie er für den weiteren Unterricht seiner Schülerin sorgen könnte.

„Jetzt hat ja Josephine die beste Anleitung gehabt,“ meinte ihre Mutter, „das Weitere wird sich finden.“

„Finden? — nein, geehrte Frau, das Weitere muß man suchen. Josephe ist schon jetzt eine Künstlerin und ein solches Talent darf nicht vernachlässigt werden!“

„Eine Künstlerin soll meine Tochter niemals werden!“

„Das hängt weder von Ihnen, werthe Freundin, noch von Ihrem Kinde ab, — Gott hat ihr das schöne Talent gegeben, das sie nicht leichter verbergen kann als ihre lebendigen, schwarzen Augen.“

Nach langem, vergeblichem Suchen kam ein günstiger Zufall dem Maler zu Hülfe: eine Bekannte seiner Schwester, die diese besuchte, bedauerte beim Fortgehen nicht länger bleiben zu können, da sie ihre Tochter in ein Zeichenatelier begleiten müsse.

Herr Pascal bat die Dame sofort um nähere Auskunft und erfuhr, daß Frau Gilbert, eine sehr gebildete Frau, ganz in der Nähe, vor Kurzem ein Atelier für junge Mädchen eröffnet habe, das jedoch nur wenig bekannt war, da sich die Lehrerin nicht dazu entschließen konnte, ihr Unternehmen in den Zeitungen bekannt zu machen.

Herr Pascal dankte freundlich für den Bescheid und ging noch am selben Tag nach dem angegebenen Hause, das von außen gar bescheiden aussah; er stieg drei schmale Treppen hinauf, bis er den Namen Gilbert angeschrieben sah.

Auf sein Klingeln öffnete ihm eine noch junge Frau die Thür, und die große, graue Malschürze ließ ihn leicht errathen, daß die Lehrerin selbst vor ihm stand.

Sie führte ihn in das große Atelier, wo eine ganze Reihe von Meisterwerken hing; der Maler blickte erstaunt um sich, er fühlte sich hier wie im Kreise seiner besten Freunde. „Holbein, Murillo! Van Dyk! Rembrandt! eine Landschaft von Ruysdael!“ rief er aus, „ich preise Sie glücklich, geehrte Frau, in solcher Umgebung zu hausen!“

„Daran thun Sie recht, mein werther Herr, ich habe stündlich meine Freude an den großen Meistern und möchte ihnen gar oft dafür danken, daß sie so vielen Menschen auf Erden erhebenden Genuß gewähren! Menschen, die Großes geleistet, leben weit, weit über ihr irdisches Dasein fort, und ihre Werke schaffen Gutes und Edles auf Jahrhunderte hinaus.“

Der Besucher freute sich über die warmen Worte der Lehrerin, ihr war es heiliger Ernst mit der Kunst, das merkte er wohl, als er sich weiter auf ihr Gespräch einließ, und vergaß darüber eine geraume Zeit den Zweck seines Besuches.

Onkel Tom machte nunmehr von seiner jungen Freundin eine so vortheilhafte Beschreibung, daß sich die Malerin im Voraus auf diese freute; ist doch eine talentvolle Schülerin für den Lehrer Das, was die reisende Ernte dem Schnitter ist.

Frau Gilbert sprach so eingehend mit dem Maler über die Art und Weise, wie Josephinens Unterricht geleitet werden sollte, daß er, als er die Lehrerin verließ, das junge Talent in den besten Händen wußte, und noch am selben Abend ging der gute, alte Herr zu seinen Freunden, ihnen seine glückliche Entdeckung mitzutheilen.

## IX.

Frau Dumas begleitete ihre Tochter selbst nach dem Atelier, wo diese in dem angenehmen Kreis schnell heimisch wurde und mit Lust und Liebe unter der trefflichen Anleitung der Frau Gilbert arbeitete.

Josephine machte ganz erstaunliche Fortschritte; es war als habe sie die verlorene Zeit nachholen müssen und schon drei Monate nach ihrem Eintritt in das Atelier nahm sie Pinsel und Oelfarben zur Hand. Blumen, Bäume und kleine Landschaften, die deutlich das Talent der Anfängerin verriethen, schmückten die Wände der elterlichen Wohnung.

Ihre Leistungen hielten mit ihrem Wachsthum redlich Schritt. Ihre Lehrerin bedauerte es fast die Zeit herbeikommen zu sehen, wo sie ihre Lieblings Schülerin nichts mehr lehren konnte, denn so sehr sich Frau Dumas auch dagegen sträuben mochte, aus unserer Josephe war eine wahre Künstlerin geworden, deren sich in jedem Strich offenbarendes Talent ihr eine glänzende Zukunft versprach.

Bei seinem nächsten Besuch in Paris, zwei Jahre später, betrachtete Onkel Tom staunend die Studien und Bilder des jungen Mädchens, die er stolz als Landschaftsmaler seine Nebenbuhlerin nannte. Er benutzte seinen Aufenthalt in Paris

besonders dazu, mit ihr die Bildergalerien der großen Stadt zu besuchen.

Josephe sprach oft mit der Mutter, die in Gottes Fügung still ergeben war, von Dem, der nicht wiederkehrte; wenn sie von ihm ein liebes Bild entwarf und ihn als tugendhaften Jüngling darstellte, der, vor Allen der Seinen in treuer Liebe gedachte, lauschte die Mutter beglückt ihren Worten und

dort das Gespräch auf die französischen Colonien in den Antillen, und Herr Saint-Romain wurde von dem richtigen Urtheil und von der Sachkenntniß des früheren Pflanzers so eingenommen, daß er diesem sofort glänzende, geschäftliche Anerbietungen machte, die dieser mit Freuden annahm.

Trotz der vermehrten Arbeit erlürigte der Vater stets die nöthige Zeit, um seine Tochter in den Louvre zu begleiten, wo

sie jetzt die Bilder der großen Meister copirte. Nur ungern hätte er einem Andern dies Amt überlassen; er saß stundenlang neben der jungen Malerin und vertiefte sich in seine Bücher und seine Gedanken, während diese emsig Strich um Strich Farben und Leben auf die Leinwand zauberte. Nur dann und wann hob der Vater den Blick, der sich nur flüchtig nach dem Bilde richtete, aber beglückt auf der holden Tochter ruhte.



Der Louvre.

drückte ihr heißgeliebtes Kind an ihr Herz, indem sie leise flüsterte: „Du, du, meine Josephe, bist genau wie er.“

Auch der alten Noemi wurde oft gedacht, sie hatte ja Mutter und Kinder so treu gewartet, daß sie sich ein warmes Andenken gesichert hatte.

Ein glücklicher Zufall vermehrte eben jetzt die Einnahmen des Herrn Dumas, der einen Kaufmann aus Havre bei seinen Freunden Daniel kennen gelernt hatte. Unter Anderem kam

hatte sich endlich darein ergeben eine Künstlerin in ihrer Familie zu haben, und als Josephine eines Tages heimkam und ihr erzählte, sie sei beauftragt eine Raphael'sche Madonna zu copiren, eine Arbeit, die ihr 600 Francs eintragen würde, dankte sie Gott von Herzen für das Talent, das er ihrem Kinde geschenkt und jetzt eben anfang herrliche Früchte zu tragen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Katastrophe im Alßöld.

Aus dem Daheim nach A. v. Spielberg.

Wie war es möglich, daß das Entsetzliche geschehen konnte?“ so fragte ich mich, als ich auf die Trauerkunde von der Vernichtung Szegedins hin meine Reise nach der Unglücksstätte antrat, und immer wieder verfolgte mich die gleiche Frage, bis mich das Dampfroß in die weite Bucht hineinführte, bis ich die Ersten der Unglücklichen, Flüchtigen, Heimathlosen mit eigenen Augen erblickte, denen eine Nacht ihr Alles geraubt hatte! Da trat die Frage, wie es geschehen konnte, zurück vor der schrecklichen Thatsache: „Es ist geschehen!“ und mein Herz wurde schier erdrückt von dem Schauen all' des Leidens, all' des Jammers!

Das—allem Anschein nach—so plötzlich eingetretene Unglück Szegedins hatte sich schon seit Jahren vorbereitet, die drohende Gefahr hätte längst erkannt werden müssen. Es ist dies die Ansicht aller Autoritäten und ein Blick auf unsere Skizze muß es bestätigen. Szegedin liegt unmittelbar unterhalb des Zusammenflusses von Theiß und Maros, ist also den kolossa-

len Wassermassen der vereinigten Ströme bei etwaigen Inundationen permanent ausgesetzt. Wenn auch die Theiß vor Jahren ein ziemlich ruhig fließender Strom gewesen, dessen periodische Ueberschwemmungen bei den weiten Grenzen des Thalkeffels, den sie ausfüllten, nie zu ernstern Gefahren Anlaß geben konnten, so waren im Laufe der Zeiten doch Umstände hinzugetreten, die der stets geträumten absoluten Gefahrllosigkeit energisch widersprachen. Die durch die Theißregulirung hervorgerufene Einengung des Stromgebietes brachte naturgemäß eine sich stetig steigende Erhöhung des Wasserstandes hervor. Es wäre dieser Umstand vielleicht von geringerer Bedeutung gewesen, wenn die Flußregulirung in der Richtung von der Mündung nach der Quelle zu erfolgt wäre, anstatt umgekehrt, und wenn der Mutterstrom, die Donau, an dem Einfluß der Theiß die neu hinzukommenden gewaltigen Wassermassen in ein weites Strombett hätte aufnehmen können. Die Donau engt sich aber vor dem schmalen „eisernen Thor“



bei Dersowa zu einer solchen Ufernähe ein, daß die gesammten Wasser sich anstauen und rückwirkend mit gewaltiger Wucht auf die Nebenflüsse drücken, während die fortgesetzten Einengungsarbeiten bei Wien und Pest in dem oberen Stromgebiet das Gefälle erhöhen.

Am 8. März durchbrachen die entseffelten Wasser die Soebenbahner Dämme, und schon am 9. ergossen sie sich, Algyo und Tape überschwemmend, über die Alföld-Bahn und den Moeskas-Damm. Szegedin war jetzt nur noch durch den Baktöer-Damm und durch den Westtheil des Dammes der Alföld-Bahn geschützt. Der erste war fest und solide genug ausgeführt, um genügende Sicherheit versprechen zu können, auf den Alföldbahn-Damm dagegen mußte sich die ganze Thätigkeit der Verteidiger konzentrieren.

Gen.-Leut. Pulz hatte mit seinem Stabe auf dem gefährdetsten Punkte, dem Alföldbahn-Hof, sein Hauptquartier aufgeschlagen und dirigierte von hier aus die Arbeiten seiner wackeren Truppen, die in jeder Weise besser ihre Schulbigkeit thaten als die eigenen Bürger der gefährdeten Stadt. Schon am 8. — oder besser gesagt, erst am 8. — hatte man begonnen, die Unterführung der Staatsbahn unter dem Damm der Alföldbahn durch ein festes Mauerwerk zu schließen. Es war diese Maßregel von der allergrößten Wichtigkeit, weil der Natur der Sache nach das Wasser, sobald es über den Alföldbahn-Hof nach Südwesten vorgebracht, durch die Untertunnelung in direkter Richtung auf die Stadt hätte abfließen müssen. Wunderbar ist es, daß man gerade mit diesen nothwendigsten Sicherheitsarbeiten bis auf den letzten entscheidenden Moment gewartet hat; natürlich wurden dadurch die Arbeitskräfte, deren Konzentration zur Befestigung des Bahndammes so dringend erwünscht war,

zersplittert. — Gleichfalls am 8., an welchem Tage bereits das Niveau des Inundationswassers den Wasserspiegel der Theiß überragte, nahm man, um die wogenden Fluthen in das Flußbett der Theiß abzuleiten, einen Durchstich des Theißarmes zwischen Szegedin und Tape und einen zweiten an der Matyibrücke (westlich der Stadt) vor. An der Erhöhung des Alföldbahn-Dammes wurde inzwischen, unter den enormsten Schwierigkeiten, ununterbrochen gearbeitet. Immer wieder von neuem brach sich das rasende Element durch die aufgeschichteten Sandsäcke und Faschinen Bahn, und immer wieder von neuem wurde mit frischen Kräften der Damm fortificirt.

Man hoffte und kämpfte und — es ist heute wohl mit Sicherheit zu konstatiren — die Katastrophe wäre verhindert worden — verhindert in erster Linie durch die aufopfernde Thätigkeit der Armee — wenn nicht am Abend des 11. zu dem entseffelten Element des Wassers ein orkanartiger Nordweststurm hinzugetreten wäre, der die wüthenden Wogen mit furchtbarer Gewalt gegen das schwache Bollwerk schleuderte.

Gegen 9 Uhr verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, das Wasser habe den Damm durchbrochen; die Aufregung war eine entsetzliche, und erst dem energischen Dementi der Behörden gelang es, die Ruhe wiederherzustellen — eine Ruhe allerdings, wie sie dem Sturme voranzugehen pflegt,



Das Ueberschwemmungsgebiet bei Szegedin.

schwül und unheilathmend. — Der falsche Alarm war dadurch hervorgerufen worden, daß der Sturm die Wellen an der späteren Durchbruchsstelle stoßweise über die Dammkrone geschleudert, so daß sich diesseits des Dammes eine mächtige Lache gebildet hatte. Noch hielt das letzte Bollwerk — die Hoffnung von Tausenden und Abertausenden, aber es war nur eine kurze Spanne Zeit — eine Frist



von wenigen Stunden, die das Schicksal der unglücklichen Stadt gönnte! — Kurz nach Mitternacht kammte die Wasserfluth ca. 500 Schritte östlich des Alsföldbahnhs die Dammkronen hinweg und stürzte sich mit rasender Gewalt und Schnelligkeit in die Niederung — auf die Stadt zu! Das Loos Szegedins war entschieden!!

Als auf den oben erwähnten ersten Alarm das beruhigende Dementi gefolgt war, und da es außerdem in der Stadt bekannt geworden war, daß der Regierungscommissar gegen Abend nach Pest depeeschirt habe, daß er Szegedin für gerettet ansehe, hatte sich die Mehrzahl der Bevölkerung zur Ruhe gegeben, und so überraschte der plötzliche Eintritt der Katastrophe fast ganz Szegedin im tiefsten Schlummer; überdies verzögerten sich die Alarmsignale, so daß, als die Einwohner auf die Straße eilten, das Schlimmste immer noch nicht ahnend, sie diese bereits überschwemmt fanden. Die Gasflammen erloschen, da die Gasanstalt gleich zuerst unter Wasser gesetzt war, und die Pechjackeln kämpften nur mühsam gegen den wüthenden Sturm!

Glücklich diejenigen, welchen der Besitz eines massiven Hauses die Möglichkeit gewährte, wenigstens momentaner Sicherheit sich noch zu erfreuen — glücklich auch die, welche ihren Wohnsitz in der etwas höher gelegenen Balanka oder längst der Theißdämme hatten. Aber wie gering war ihre Zahl! In den weit ausgedehnten, tiefliegenden Vorstädten wüthete das Wasser unumschränkt, und schon nach der ersten Viertelstunde tönte das donnernde Getrach zusammenstürzender Häuser in die Hilserufe der verzweifeltsten Unglücklichen.

Die Rochusvorstadt, die obere und untere Vorstadt waren sofort in ihrer ganzen Ausdehnung inunbrt; ein Theil ihrer Bewohner rettete sich nach dem Staatsbahnhof, ein anderer nach dem Alsföldbahnhs, eine kleine Zahl fand in einer großen Ziegelei eine Zuflucht; in das mächtige Gebäude der neu erbauten Realschule flüchteten sich 5000 Menschen, so daß das Gebäude nach zwei Tagen infolge der übermäßigen Belastung Risse zeigte. Andere suchten nach der Rochuskirche, nach dem Spital, der Synagoge zu gelangen — aber die Mehrzahl mußte auf Flucht verzichten, mit so überraschender Schnelle drang die Fluth vor. Die unsicheren Firten der Dächer wurden erstiegen, und an die stärkeren Zweige der Gartenbäume banden die Verzweifeltsten Stühle an als letzte Zuflucht! Jede Besinnung schwand! Es ist konstatirt, daß einer Frau nur mit Gewalt die schweren Centnergewichte ihrer Waage entrisen werden konnten, welche sie draußen retten wollte; eine andere eilte zu Fuß mehrere Meilen weit bis zur Bahnstation Groß Kisinda — in jeder Hand einen Blumentopf!

Einzelne Schreckensscenen spotten jeder Beschreibung. Ein reicher Advokat rettete seine Familie auf das Dach seines Hauses, während er selbst, um das Dach nicht zu sehr zu belasten, ein Gerüst von Tischen und Hausgeräthen auf dem Hofe der Besitzung aufbaute; aber die Fluth stieg zu rapide und bis an das Kinn im Wasser konnte er den Seinen nur noch

ein Lebewohl zusrufen und sank dann zurück! Ein Beamter der Alsföldbahn rettete sich auf einem Baum, sein Kind im Arm; und die Nacht verging und der nächste Tag brach an, und noch immer nahte keine Hilfe — da erstarrte ihm der Arm und das Kind fiel in die Fluthen hinab, während er selbst kurze Zeit darauf gerettet wurde, halb wahnsinnig vor Schmerz und Verzweiflung!

Die herausstieigende Morgendämmerung beleuchtete ein entsetzliches Bild — das Bild einer Zerstörung, wie sie seit der Vernichtung von Herculaneum und Pompeji, seit dem Erdbeben von Lissabon wohl Menschenherzen nicht erschüttert hat — eine Stadt von 9000 Häusern war fast ganz vernichtet, eine wohlhabende Bevölkerung von 72,000 Seelen zu Grunde gerichtet und an der Stätte, welche Arbeit und Strebensamkeit zur zweitgrößten Stadt eines Königreichs erhoben, breitete sich ein trümmerbedecktes Meer aus!

Trüben, thränenschweren Auges lagerten auf dem Theißdamm und dem hochgelegenen Staatsbahnhof Tausende und Abertausende um die wenigen Reste ihrer geretteten Habe — entblößt von allem, was das Leben, des Lebens Werth macht und ohne Vertrauen auf eine bessere Zukunft! Immer wieder fuhrn die unermüdblichen Retter auf schwankendem Kahn in die trümmergefüllten Gassen und immer wieder lehrten sie mit aus qualvoller Lage Erlösten zurück! Staats- und Eisenbahnverwaltung eröffneten eine raslose Thätigkeit — es galt einmal den Hungernden Nahrung zuzuführen, zum andern ihrer möglichst Viele nach den nächstgelegenen Städten zu evakuiren — es galt zu retten, zu helfen, zu trösten! —

Da durchdrang ein Trosteswort, vom Funken des Blüthes herübergetragen, die Massen und brachte neues Leben, neues Hoffen unter die Unglücklichen — das Wort: „Der König kommt!“ Und zugleich ertönte die Kunde, wie nicht nur das engere Vaterland, nicht nur Oesterreich und Deutschland, nein! wie die ganze Welt für Szegedin fühle, Sorge und sammle!

In erster Linie aber wird es nun Pflicht des Staates sein, eine Wiederkehr derartigen elementarer Verhältnisse, soweit menschliches Wissen und menschliche Kraft es ermöglicht, zu verhindern. Donau- und Theißregulirung bedürfen eingehender Studien und durchgreifender Veränderungen; an Stelle der gewaltsamen Eingriffe in die natürliche Gestaltung des Stromlaufes muß ein sorgsames Anschmiegen an seine Jahrhunderte lang bewahrten Gewohnheiten treten! Erst wenn das Bett der Donau am eisernen Thor genügend erweitert, wenn der Theiß und Maros ein natürliches Inundationsbeden zwischen weiter auseinander gerückten Dämmen gegeben und die Stadt Szegedin auf gänzlich erhöhtem Niveau neu inmitten eines soliden Ringdammes aufgebaut ist — erst dann wird man erkennen, daß selbst das gräßlichste Unglück, selbst die Vernichtung eines ganzen Gemeinwesens für die Gesamtheit eines Landes der erste Anstoß zum Besseren, zur Einsicht sein kann!

## Gottes Güte.

Für wen schuf Gottes Güte,  
Herr, diese Welt so schön?  
Für wen ist Blum und Blüthe  
In Thälern und auf Höhen?  
Für wen ist hohe Wonne  
Da, wo das Saatheld walt?  
Für wen bescheint die Sonne  
Die Wiesen und den Wald?

Und gabst du ein Vermögen,  
Die Schönheit einzusehn,  
Uns Menschen deinen Segen  
Zu fühlen, zu verstehn;  
Uns sollte all die Wonne  
Ein Ruf der Liebe sein,  
Mit jeder Morgenröthe  
Dir unser Herz zu weihn!

Nun sieh, o Gott, wir weihen,  
Ein Herz voll Dankbarkeit  
Dir, der uns liebt, und freuen  
Uns deiner Güte! —  
Du hauchtest nicht vergebens  
Ein fühlend Herz uns ein:  
Ein Vorhof jenes Lebens  
Soll uns die Erde sein.



## Sonntagsschul - Artikel.

## Die beste Methode des Bibelstudiums für S. Schullehrer.

Ins der erfreulichsten Zeichen der Zeit, in Verbindung mit dem religiösen Unterricht der Jugend in unseren Tagen, ist das stets wachsende Bestreben bei den Sonntagsschullehrern, einen höheren Grad der Tüchtigkeit zu erlangen, um ihren hohen und edlen Pflichten als Lehrer Genüge zu leisten. Täglich gewinnt man mehr die Ueberzeugung, daß, wenn die Jugend unter dem geheiligten Einfluß der Kirche und Sonntagsschule bleiben soll, sie im Worte Gottes gegründet und bewandert sein muß; um aber das Gemüth gehörig zu leiten und einen Reiz für Gottes Wort zu erzeugen, muß dasselbe mit einer ungewöhnlichen Kraft und Lebensfrische erklärt und vorgetragen werden, daher ist es auch unumgänglich nothwendig, daß den Lehrern alle erreichbaren Mittel gezeigt und zugänglich gemacht werden, die ihnen behülflich sein können in ihrer Ausrüstung und Vorbereitung zum Unterricht.

Das nützlichste und erhabenste Studium für den tüchtigen Lehrer bleibt immerhin das Wort Gottes; aber über die Art und Weise, wie es zu studiren, sind die Ansichten vielleicht doch sehr verschieden. In der Beleuchtung dieses Gegenstandes gehe ich von dem Standpunkt aus, daß die Mehrzahl unserer Lehrer nicht Studenten eines theologischen Seminars sind, sondern Brüder und Schwestern, die bereit sind, durch Selbstausbildung das zu erwerben, was ihnen nicht vergönnet war, auf andere Weise zu erlangen. Um die Frage eingehend zu besprechen, fragen wir:

I. Was muß die Gemüthsstimmung sein, wenn man Gottes Wort studiren will? Hier auf antworten wir nun: 1. Betend. Kein Buch ist von solcher Wichtigkeit wie die Bibel. Wer Gottes Wort öffnet tritt, ins Heiligthum Gottes ein und sollte daher in andächtiger, betender Stimmung sein, und zwar: weil die wahre Weisheit nur auf die Bedingung des Gebetes verheißten ist, Jac. 1, 5., und weil der Inhalt der Schrift von solcher Art ist, daß nur ein betendes Gemüth Nutzen daraus schöpfen kann. 2. Vorurtheilsfrei. Wer Gottes Wort studiren will, muß das suchen, was es enthält, und nicht das, was man mitbringt. Erziehung, erste Eindrücke, eingepflanzte Vorurtheile u. dgl. sind öfters große Hindernisse im Bibelstudium; anstatt neue Schätze zu suchen im Lichte der ewigen Wahrheit, sucht man nur zu oft die Lichtstrahlen des Wortes der Wahrheit so zu drehen, daß dieselben einen günstigen Schein auf schon eingewurzelte Ansichten und Meinungen werfen. Gottes Wort darf sich nie nach unseren Ansichten richten, sondern dieselben müssen je und allezeit dem Worte unterworfen sein, ob es dem Geschmac gerade paßt oder nicht. 3. Kindlich und demüthig. Es ist leider oft der Fall, daß S. Schullehrer Gottes Wort studiren, um sich bloß zu einem Kampf mit andern Lehrern und Beamten zu rüsten, und zwar einfach, weil sie verschiedener Ansicht sind. Der kindliche, demüthige Geist aber studirt, um in der Erkenntniß zu wachsen und in der Wahrheit vollkommen zu werden, denn das Wort ist die Wahrheit; eben darum muß das Gemüth vom heiligen Geist erleuchtet sein, er ist es, der uns in alle Wahrheit leitet, dieselbe versiegelt und in den Herzen fruchtbar macht. Wer in solcher Gemüthsstimmung zum Born des Heils kommt, wird mit Freuden Wasser schöpfen aus dem Heilsbrunnen.

II. Was soll der Zweck des Bibelstudiums sein? — Wir antworten: 1. Erbauung. Das Fundament eines christlichen und nützlichen Charakters ist gelegt, nemlich Christus; nun aber muß jeder zusehen, wie er darauf baue. Plan, Grundriß und Bauregeln zu einem vollkommenen christlichen Charakter und Leben sind niedergelegt im Worte Gottes und dort muß der Gläubige sie suchen. Wie Stein auf Stein gelegt und Balken an Balkengefügt, den Bau höher und höher bringt, so fördert das Bibelstudium den Bau des christlichen Lebens. So wie selbst ein Baumeister öfters zum entworfenen Plan und Abriß referiren muß, um Alles gehörig zu fügen und zu passen, so muß der Christ, besonders aber der, dem Gott das wichtige Amt eines Lehrers anvertraut hat, immer wieder forschen, damit er nach Gottes Plan baue. 2. Ausrüstung. Als Säemann holt der S. Schullehrer seinen Samen im Buche Gottes, „denn der Same ist das Wort Gottes.“ Er darf sich nicht unterstehen menschliche Lehren, Ideen und Meinungen in die zarten Kinderherzen zu säen, denn Gott wird ihn zur Rechenschaft fordern. Als Kriegermann holt er dort seine ganze Waffenrüstung, in der er stets kampfbereit ist; ja sie macht ihn unüberwindlich, denn im Worte spricht der Herr: „Ich bin dein Schild.“ Als Pilger findet er dort die nöthige Unterweisung für seine Reise. Die Bibel ist dem Gläubigen Marschroute und Reisepaß, Karte und Verhaltensregel. Als Lehrer aber ist sie ihm Textbuch und Vor-schrift; er hält sich genau daran und verlangt von seinen Schülern dasselbe. 3. Gründung. „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde;“ um aber fest zu sein, muß man einen guten Grund haben. Wer den Mantel nach dem Wind dreht, wird sich schwerlich warm halten. Der Christ muß gegründet sein; besonders aber der Lehrer, damit nicht jede Lehre ihn wende und ändere. Sein Wandel muß seine Lehre bekräftigen.

III. Wie soll er nun zu Werke gehen in seinem Studium? Er muß natürlich nicht vergessen, daß er studirt, um zu lehren, d. h. zu erklären. Seine Absicht ist nicht bloß Selbstbefriedigung, sondern Kenntniße zu sammeln, um sie Andern mitzutheilen; es ist daher nöthig:

1. Daß er die Sprache der Bibel kennt. Ich habe hier nicht Bezug auf die Ursprache, denn ich schreibe nicht für Gelehrte; ich beziehe mich auf die Sprache, in welcher seine Bibel gedruckt ist, und das ist gewöhnlich die Muttersprache. Von dieser muß er einen klaren Begriff haben; die Verbindung der Wörter mit einander, deren Sinn und Werth im Satz u. s. w. Die Sprache ist dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu offenbaren, nicht um dieselben zu verwirren und zu verstecken. Durch die Sprache muß der Lehrer erklären, d. h. deutlich machen, darum ist es durchaus nöthig, daß er sie verstehe. Es war einst ein Lehrer, der fragte seine Schüler, warum der liebe Gott sie zu Samen habe kommen lassen; ein gewekter Junge antwortete: damit sie im Winter Brod hätten; nach einigen Erklärungen stellte es sich heraus, daß der Lehrer nicht zu Samen sondern zusammen meinte. Ein anderer fragte seine Schüler, das Buch der Pesa-men aufzuschlagen, sie antworteten es gebe kein solches Buch, nun suchte er sie öffentlich zu beschämen und wiederholte die Frage. Niemand wußte es; dann schrieb er es auf die Wandtafel, aber nun hieß es Psa-men, und er war der beschämte.

2. Ist es nöthig, daß er die Bibel im Zusammenhang studire. Viele Dinge können nur im Zusammenhang richtig verstanden und erklärt werden; dieses ist besonders mit den Evangelien der Fall. Jeder Lehrer sollte deshalb eine Geschichte der Bibel und Evangelienharmonie studiren, um eine fortlaufende Geschichte nach Zeit und Begebenheit zu haben; dadurch werden fast alle scheinbaren Widersprüche gehoben und erklärt.

3. Um die Bibel richtig zu studiren, ist es nothwendig, daß man die biblische Archäologie mehr oder weniger kenne, d. i.: a. Die biblische Geographie, denn sie beschreibt die Länderkunde und die bedeutenden Derter und Städte die in der Bibel vorkommen; ohne diese geographischen Kenntnisse kann man unmöglich verständlichen Unterricht erteilen, besonders in den vorangeschrittenen Klassen. b. Die biblische Naturkunde. Der Hebräer ist so innig mit der Natur seines Landes verknüpft in seiner religiösen Anschauung, daß selbst die größten Religionsoffenbarungen mit der orientalischen Natur und ihrer Scenerie zusammenhängen. c. Die biblische Ethnographie, d. h. die orientalischen Sitten und Gebräuche, und zwar zunächst das Verhältniß des Menschen zur Natur und dann das Verhältniß der Menschen zueinander im gesellschaftlichen Leben. d. Die Geschichte biblischer Heiligtümer, oder Religionen des Alterthums, soweit sie mit der Bibel in Berührung kommen. Dann könnte man noch biblische Politik, Wissenschaft und Kunst mit nennen. Für alle diese Zweigstudien ist die Bibel als Quelle zu betrachten, denn man kann sie selbst nicht lesen, ohne auf genannte Zweige zu stoßen.

4. Ist es nothwendig, daß man die Regeln der Bibelerklärungen wenigstens einigermaßen verstehe. Für alle diese Dinge hat das Sonntagschulbepartement unserer Kirche reichlich Sorge getragen und keine Mühe gespart, die nöthigen Hülfquellen zu liefern, so daß Jedermann für wenig Geld, mit leichter Mühe, aber viel Ausdauer sich an allen nöthigen Kenntnissen bereichern kann.

Endlich, möchte ich noch beifügen, um die Bibel erfolgreich zu studiren, ist es nöthig, daß man nie dem Gedanken Raum gebe, man sei hinlänglich bekannt damit. Die herrlichsten Gedanken, die kernigsten Wahrheiten und die köstlichsten Lehren haben uns die erfahrensten Männer und die eifrigsten Forscher nach jahrelangem Studium der heiligen Schrift noch kurz vor ihrem endlichen Feierabend überliefert. Lehrer und Mitarbeiter: Die zu Berda waren die Edelsten unter denen zu Thessalonich, denn sie nahmen das Wort auf williglich, und forschten täglich in der Schrift, ob sich's also hielte. H. M a t t.

### Evangelischer Sonntagschul-Verein

Schon seit etwa anderthalb Jahren besteht in Cleveland, D., ein Sonntagschul-Verein, woran sich die deutschen Gemeinden der Methodisten, Baptisten und der Evangelischen Gemeinschaft betheiligen. Früher nahmen auch die Vereinigten Brüder Theil daran, dieselben haben sich jedoch zurückgezogen. Der Verein hat seine Constitution, seine Beamten und versammelt sich jedesmal am dritten Sonntagnachmittag im Monat, um die wichtigsten Sonntagschulfragen zu besprechen. In diesen angenehmen Stunden ist schon mancher Punkt erklärt, manche Frage beantwortet, mancher Lehrer ermuntert und manche Schwierigkeit aus dem Wege geräumt worden.

Um aber den verschiedenen Sonntagschularbeitern, namentlich den Lehrern, noch mehr nützlich zu werden, hat dieser Ver-

ein nun auch ein „Normal-Institut“ gegründet, in welchem Vorträge zur Belehrung und Ausbildung der S. Schullehrer gehalten werden. Diese Vorträge sollen besonders die Geschichte und den Inhalt der heiligen Schrift, sowie die beste Methode, dieselbe zu lehren, umfassen. Der Vereinspräsident, W. Horn, und E. Golber, Prediger der Scoville Ab. Methodistischen Gemeinde, sind als Lehrer angestellt, diese Vorträge nach einem bereits niedergelegten Programm zu halten. Diese Vorträge werden natürlich unentgeltlich gehalten; der Lehrkursus wird etwa zwei Jahre umfassen und die regelmäßigen Studenten, welche dann die Prüfung gut bestehen, werden ein entsprechendes Zeugniß erhalten.

In dem Mangel an genügender Fähigkeit und Thätigkeit bei unseren Sonntagschul-Lehrern liegt bekanntlich das größte Hinderniß in der geeigneten Entwicklung der guten Sache. Gerade deshalb ist es besonders für uns Prediger Pflicht, alle geeigneten Mittel zur Anwendung zu bringen, um das Werk zu fördern. Und das zu thun, sind wir entschlossen. Möge Gott das Werk unserer Hände fördern.

M. G u h l, Secr.

### Liebe und Geduld.

(Etwas für Sonntagschul-Lehrer und so es werden wollen.)

Ein reicher Mann hatte den Schlüssel zu seinem eisernen Geldschrank verloren. Er ließ daher, weil er ein darin aufbewahrtes Dokument sofort haben mußte, eiligst den Schmied aus dem Dorfe kommen.

„Nun, Ihr habt ja eine Paar kräftige, nervige Arme, Herr Schmied,“ sagte der reiche Herr, „und da wird's Euch wohl nicht schwer fallen, diesen Schrank aufzubrechen.“

„O, das ist mir eine Kleinigkeit,“ erwiderte lachend der Schmied, und machte sich sofort mit seinem Brecheisen an die Arbeit.—Aber so sehr er sich auch anstrenzte, er vermochte die eiserne Thüre nicht zu sprengen. Dicke Schweißtropfen perlten bald auf seiner Stirn; immer wieder von neuem setzte er mit nerviger Faust das Brecheisen an—aber vergeblich, die Thür blieb fest.—Da ließ der Eigenthümer des Schrankes den Schlosser herbei holen. Als dieser eintrat, wollte der Schmied über das bleiche, schwächliche Männlein, das den Schlosser vorstellte, schier vor Lachen bersten, und er meinte innerlich: „Na, wenn ich starker Mensch das nicht fertig bringe, wie soll's da ein solch armselig Wichtlein zu Stande bringen!“

Der Schlosser aber zog ein Bündel Schlüssel aus der Tasche, nahm nach sorgfältiger Prüfung einen feinen Haften Schlüssel daraus, steckte ihn in's Schloß des widerspenstigen Geldschrank's und öffnete selbigen mit leichter Mühe.—

N u n z u s a g e n d u n g : Du kannst das Herz eines Kindes, und wenn es noch so verstockt ist, nur durch Liebe und Milde öffnen, d. h. es zum Heiland führen.—Wenn du aber, lieber Leser und Lehrer, bei einem verstockten Kinderherzen die Geduld verlierst und glaubst, dasselbe nur durch Strenge zu gewinnen, so bist du sehr im Irrthum; das Herz bleibt bei all deinen strengen Worten kalt; ja es verhärtet nur noch mehr und trotz all deinen Anstrengungen, so gut du es vielleicht damit meinen magst.—Die Liebe ist der Schlüssel, welcher nur die zarten Kinderherzen dem Heiland zu erschließen vermag. Wohl ist auch Strenge nöthig, aber sie muß mit Liebe gepaart und nur aus Liebe angewendet sein.—

M ü l l e r.



## Einige Beschlüsse.

(Zum gelegentlichen Nachlesen, Nachdenken und Ausführen für uns hier wiederholt.)

## Ost penn. Konferenz.

Beschlossen, daß wir glauben, daß die gegenwärtigen Einrichtungen unserer S. S.-Lectionen den Zweck erreichen, wozu sie bestimmt sind: nemlich die Erhebung unserer S. S. zu dem Charakter einer religiösen Erziehungsanstalt, in der unsere Jugend mit der seligmachenden Lehre der Bibel erfahrungsmäßig bekannt gemacht wird.

Beschlossen, daß wir darauf bringen, daß unsere Lehrer diese Lectionen sorgfältig und gründlich studiren und dieselben ihren Klassen in der Furcht des Herrn mittheilen.

Beschlossen, daß wir den S. S., die bis jetzt die Internationale Reihenfolge von Lectionen noch nicht eingeführt haben, dringend anrathen, dies möglichst bald zu thun.

Beschlossen, daß wir alle unsere S. S.-Lehrer und Arbeiter auffordern, sich unsere S. S.-Literatur anzuschaffen, indem letztere ihnen in der Fortsetzung ihrer Arbeit eine große Hülfe ist.

## Erie Konferenz.

Der Förderung der Sonntagschulsache, welche wir aus vielfacher gegegneter Erfahrung als eine erfolgreiche religiöse Bildungsanstalt, namentlich für unsere Jugend, haben kennen lernen, wollen wir uns mit verdoppeltem Eifer widmen und empfehlen deßhalb mit allem Ernst

1. Die Abhaltung von einer oder mehrerer Sonntagschul-Conventionen auf jedem Distrikt.

2. Die eifrige Verbreitung unserer S. Schulschriften in S. Schulen und Familien.

3. Den gründlichen Unterricht unserer S. S. Lehrer in den betreffenden Lectionen, sowie auch in den zu vermehrter Lehrfähigkeit nöthigen übrigen biblischen Wissenschaften.

4. Die Einführung von geeignetem Anschauungsunterricht in unsere S. Schulen, soviel es nur immer thunlich ist.

## New York Konferenz.

Beschlossen, daß wir uns aufs neue anstrengen und bemühen wollen, daß unsere Sonntagschulen nicht nur von größerm Interesse und Segen werden mögen, sondern auch, wo immer thunlich, neue S. Schulen zu gründen und aufrecht zu halten, sowie auch den catechetischen Unterricht immer mehr einzuführen und auf bestmögliche Weise zu fördern und regelmäßig zu leiten.

## Michigan Konferenz.

Die Erziehung und Ausbildung der Jugend in den Grundsätzen der christlichen Religion ist eine Hauptaufgabe der Kirche, soll diese überhaupt fortbestehen; fernermal wir in einer Zeit und in einem Lande leben, wo sittenverderbende Lehren durch Schrift und Wort verbreitet werden, und unsere Jugend mehr als wir nur ahnen in Gefahr steht, sittlich und ewig ruiniert zu werden. Wir brauchen daher auch eine sittenbildende Literatur, und wir dürfen stolz darauf sein, daß wir als eine Kirche eine solche reichhaltige Literatur besitzen; nebst Gott haben wir es auch den Bestrebungen edler Menschen zu danken, die sich bemühten, dieselbe hauptsächlich in den S. S. zu verwerthen, wodurch diese viel segensreicher geworden als früher der Fall war. Cure Committee hat daher

Beschlossen, daß jeder Prediger unter uns aus allen Kräften sich bemühe, daß jede S. S. mit hinreichender Literatur versehen wird.

## Ohio Konferenz.

Indem viele Literatur unser Land überfluthet, welche besonders unserer Jugend sehr schädlich ist, daher beschlossen, daß wir darauf bringen wollen, daß die Eltern ihre Kinder mit guten Büchern und Zeitschriften und namentlich mit der Literatur unserer Gemeinschaft versorgen.

## Indiana Konferenz.

Beschlossen, daß ein jeder Prediger dazu sehen soll, daß bei der letzten Vierteljahrsconferenz auf seinem Arbeitsfeld ein vollständiger Bericht der Statistik und Zustände der S. S. auf seinem Arbeitsfelde eingereicht und ins Vierteljahrsconferenzbuch eingetragen werde.

Wir sind entschlossen, mit Gottes Hülfe immer Größeres zu erzielen und besonders unsere Jugend sorgfältig für die Kirche und den Himmel zu gewinnen.

## Wisconsin Konferenz.

Ein unseren kirchlichen Verhältnissen zufolge nothwendiges und unentbehrliches Mittel zur sittlich religiösen Ausbildung der Jugend, um sie durch die hl. Schrift zur Seligkeit zu unterweisen durch den Glauben, ist die Sonntagschule. Es wurden im verflossenen Konferenzjahr in 173 Schulen 7777 Schüler sonntäglich in den Heilswahrheiten unterrichtet, und dadurch eine beträchtliche Zahl verirrer Lämmer dem großen Erzhirten zugeführt. Der löbliche Fortschritt auf diesem so wichtigen Gebiete in den letzten Jahren muß zum Theil der so vortreflichen S. S. Literatur unserer Kirche zuerkannt werden. Unser Lösungswort soll auch hier vorwärts heißen. Es bleibt noch viel Raum zur allseitigen Entwicklung und Vervollkommenung übrig, auf daß der gottgewollte Zweck der S. S. erreicht werde und die Hoffnung der Kirche sich verwirkliche. So weit als thunlich wollen wir uns auch bestreben, besonders die Wandtafel-Lectionen einzuführen, da dieselben unstreitig eine anerkennungswerthe Hülfe sind, um der Jugend die göttlichen Heilswahrheiten auf dem Wege der Illustration leichter verständlich zu machen und dem Herzen einzuprägen.

## Süd-Indiana Konferenz.

Auch möchten wir die vortreflichen Hilfsmittel, die unser ausgezeichnete Buchverlag herausgibt, zur Unterstützung der Arbeit an unsern Kindern zu ihrer geistigen und intellectuellen Ausbildung zur bestmöglichen Benützung und Verbreitung empfehlen. Wir sprechen den geschätzten Editoren und Herausgebern unsern herzlichsten Dank für ihre Anstrengungen aus und wünschen ihnen Gottes Segen und reichen Erfolg zu ihrem ferneren Dienste am Reiche Gottes.

## Kansas Konferenz.

Wir verpflichten uns aufs neue, uns ernstlich zu bemühen, wo immer möglich, catechetischen Unterricht zu ertheilen; öfters über die Erziehung der Jugend zu predigen; Sonntagschulen zu gründen, Lehrerversammlungen zu halten, und die reichen Mittel unserer trefflichen Sonntagschulliteratur zum Besten der Schule zu benutzen. Es soll überhaupt unser Bestreben sein, Alles zu thun, um die theure Jugend für Gott und die Kirche zu gewinnen.

## Minnesota Konferenz.

Der Zustand unserer S. Schulen war im verflossenen Jahr ein guter und zeigte sich von Seiten der Gemeinden ein größeres Interesse. Nur leider machen auch hier Manche eine beklagenswerthe Ausnahme. Ebenso bedarf es mehr Ernst und Mithülfe von Seiten der Eltern, um erfolgreicher den cateche-

tischen Unterricht betreiben zu können. Deshalb empfehlen wir: 1. Die S.-Schulsache mit noch größeren Ernst und Eifer zu betreiben.

2. Der erwachsenen Jugend in unseren Gemeinden durch christlich und kirchlich geleitete Jugendvereine die größte Aufmerksamkeit zu schenken.

3. Den catechetischen Unterricht unermüdet fortzusetzen.

Pittsburg Distrikt, Erie Conferenz.

Es gereicht uns zur großen Freude und stimmt zur Dankbarkeit gegen Gott, sagen zu können, daß unsere Kirche bereit

und vermögend ist, ihre Jugend mit guter, solider und werthvoller Jugendliteratur zu versehen und zu befriedigen.

Daher beschloßen, daß wir uns bestreben wollen, unsere Jugendschriften und Bücher unseres Verlags allgemein zu verbreiten und unsere Sonntagschulen damit zu versehen, wo immer thunlich.

Beschloßen, daß wir den Editoren unserer S.-Schulliteratur, sowie auch dem Verleger derselben, herzlich gratuliren zu ihrem Erfolg und sie unseres Gebetes und Einflusses versichern.

## Sonntagschul - Lektionen.

Drittes Quartal.

### Frieden mit Gott.

#### 1. Lektion: Röm. 5, 1—10. — Sonntag den 6. Juli 1879.

1. Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir (1) Frieden mit Gott, durch unsern Herrn Jesum Christ.
2. Durch welchen wir auch einen (2) Zugang haben im Glauben zu dieser Gnade, darinnen wir stehen; und rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben soll.
3. Nicht allein aber das, sondern (3) wir rühmen uns auch der Trübsal, insofern wir wissen, daß Trübsal Geduld bringet;
4. (4) Geduld aber bringet Erfahrung; Erfahrung aber bringet Hoffnung;
5. (5) Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden. Denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den hl. Geist, welcher uns gegeben ist.

6. Denn auch Christus, da wir noch schwach waren, nach der Zeit, ist für uns Gottlose gestorben.
7. Nun (6) stirbt kaum Jemand um des Rechtes willen; um etwas Gutes willen dürfte vielleicht Jemand sterben.
8. Darum preiset Gott seine (7) Liebe gegen uns, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren.
9. So werden wir je vielmehr durch ihn gehalten werden vor dem Zorn, nachdem wir durch sein Blut gerecht geworden sind.
10. Denn so wir Gott versöhnet sind durch den Tod seines Sohnes, da wir noch Feinde waren; vielmehr werden wir selig werden durch sein Leben, so wir nun versöhnet sind.

#### Parallelen und Anmerkungen.

- (1) Cap. 14, 17. Jes. 32, 17, 18.; Joh. 16, 33. (2) Eph. 2, 18.; 3, 12. (3) Jac. 1, 2. (4) Jac. 1, 3. (5) Ebr. 6, 18, 19. (6) Joh. 15, 13. (7) Joh. 3, 16. Zeit: Zu Anfang des Jahres 58 nach Chr. als Paulus etwa 50 Jahr alt war und ungefähr 24 Jahre predigte. Ort: Corinth, als Paulus das zweite Mal in dieser Stadt sich aufhielt.

**Haupttext:** Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben; so haben wir Frieden mit Gott, durch unsern Herrn Jesum Christ. — Röm. 5, 1.

#### I.

Die Epistel an die Römer ist an die Gemeinde zu Rom gerichtet, welche aus Juden und Heidenchristen bestand. Geschrieben wurde dieselbe von Paulus durch die Feder eines Christen Namens Tertius (Cap. 16, 22.). Von Phöbe, einer gottseligen Frau von Cenchrea, die in Geschäften nach Rom reiste, wurde sie den dortigen Christen überbracht. Die Gemeinde zu Rom war eine der ältesten außerhalb Judäa, und ihr Glaube war zu der Zeit, als der Apostel diesen Brief an sie schrieb, schon allenthalben bekannt, und dieses hatte schon lange in Paulus das Verlangen geweckt, sie zu sehen und zu stärken. Bislang war er aber daran verhindert, und er wünschte deshalb durch eine Zuschrift sie zu ermahnen und in ihrem Glauben zu bestärken. Der Endzweck dieses Schreibens bestand darin, die Hauptstücke vom christlichen Glauben und Leben den Gläubigen zu Rom schriftlich darzulegen, um sie in der Wahrheit zu befestigen und vor der Verführung falscher Apostel zu warnen bis er selber zu ihnen kommen konnte. Er führt durch, wie alle — Juden und Heiden — ehe sie zu Christo kommen, unter der Gewalt der Sünde stehen und dem Zorn Gottes verfallen sind, und daß kein Mensch durch eigene Werke vor Gott gerecht werden könne, sondern alle durch den Glauben an Christum gerecht und selig werden müssen. Schön wird von einem gewissen Ausleger Paulus in diesem Brief mit einem Arzt verglichen, der 1. rede von der Krankheit, woran alle Menschen darniederliegen; 2. zeige er die Kur durch die Gerechtigkeit Christi, welche man im Glauben ergreifen müsse; 3. verschreibe er die Diät, wie man sich nach der Genesung in seinem Leben verhalten müsse. Zu einem der schönsten und erhabensten Theile dieses Briefes kann das Capitel gezählt werden, in welchem unsere Lektion enthalten ist.

#### II.

1. Geistlicher Friede. — B. 1. Eine der wichtigsten Fragen, die von jeher gestellt wurden, ist wohl die: Wie kann

der sündige Mensch gerecht werden vor Gott? Auf verschiedene Wegen und durch verschiedene Mittel wird diese Gerechtigkeit zu erlangen gesucht. Der Apostel zeigt, wie dies geschehen kann. Nicht aus eigenem Vermögen oder durch sich selbst kann der Mensch gerecht werden, sondern allein durch den Glauben an Christum. Unter „gerecht machen“ wird verstanden ein Losprechen von aller Schuld und Strafe. Von Natur sind alle Menschen, wie der Apostel am Anfang dieser Epistel zeigt, Sünder. Vor Gott ist kein Mensch gerecht. Aber Gott will uns unsere Sünden vergeben und uns so ansehen, als hätten wir nie gesündigt, wenn wir im Glauben uns Christum aneignen, der für unsere Sünden Genugthuung geleistet und durch sein Verdienst uns die Gerechtigkeit erworben hat. Die Folge der Vergebung der Sünden und mit dieser Losprechung von aller Schuld und Strafe ist: Friede bei Gott und also auch mit und in Gott.

2. Gekoster Zutritt zu Gott. — B. 2. In der alten Bundeszeit durfte Niemand dem Heiligtum Gottes nahen als nur die Priester, und zum Allerheiligsten hatte nur der Hohepriester Zutritt und das nur am großen Versöhnungstag. Das Opferblut verschaffte ihm alsdann den Zugang (1. Mos. 16, 23.). Der Todestag Christi ist im neuen Bund der große Versöhnungstag der Welt. Um drei Uhr Nachmittags starb Jesus. Um diese Zeit ging auch der Hohepriester am großen Versöhnungstag ins Allerheiligste. In dieser Stunde zerriß der Vorhang im Tempel von Oben bis Unten. Ein freier Zutritt ist uns durch den Tod Christi zum Gnadenstuhl zuwege gebracht. Ebr. 4, 16.; 10, 19. u.; 1. Petr. 3, 18. Als geistliche Priester dürfen wir uns in den Schmutz der Gerechtigkeit, die durch den Glauben an Christum aus Gnaden uns zu Theil geworden ist, Gott nahen. Christus ist der Weg zu Gott, die Thür, der Eingang zum Heiligtum des Herrn; er ist der alleinige Mittler zwischen Gott und den Menschen. Wie eine Thür das Verbindungsmittel zweier Räumlichkeiten ist und man durch dieselbe von der



einen in die andere gelangen kann, so Christus zwischen Gott und den Menschen. Niemand kommt zum Vater denn durch ihn. Der Hohepriester Israels durfte des Jahres nur einmal ins Allerheiligste treten und dem Gnadenstuhl sich nahen; durch Christum haben wir das Vorrecht täglich und stündlich zum göttlichen Gnadenbron zu kommen und in allen Lagen und Verhältnissen unseres Lebens unsere Zuflucht zu ihm zu nehmen.

3. **Freudiger Ruhm.** — A. 3-10. Die wahre Religion erzeugt Vergnügen, sie verursacht Freude. Der begnadigte Sünder freut sich, daß er ein Kind Gottes ist; er rühmt die überschwängliche Gnade Gottes, die ihm geworden ist in der Vergebung seiner Sünden und eine lebendige Hoffnung des ewigen Lebens in ihm gewirkt hat. Die Gläubigen sind ihrer Seligkeit, insofern sie in dieser Gnade stehen bleiben, so gewiß, daß sie sich der zukünftigen Herrlichkeit jetzt schon rühmen können. Cap. 8, 38. 39. Nichts macht so freudig als die gewisse Hoffnung des unvergänglichen, unbesleckten und unverwelklichen Erbes, das behalten wird im Himmel. Der Apostel weist noch auf einen andern Ruhm hin als den der Herrlichkeit im Himmel, die der Christ zu erwarten hat; er redet davon, daß wir uns auch der Trübsal rühmen können. Das ist ein Glaubenpunkt im Christenleben. In Trübsal jauchzen und rühmen ist eine große Kunst, die man in keiner Hochschule lernt und nur bei Jesu erlangt. Darum sind auch nur die Kinder Gottes im Besitz derselben. Iob und viele andere Gottes Kinder haben sie gründlich verstanden. Auch der Apostel Paulus kannte sie gründlich und hat von ihr gezeugt. 2. Cor. 7, 4. Die Ungläubigen wissen sich dieses nicht zurecht zu legen. Die Kinder Gottes sind davon überzeugt, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge (auch Trübsal) zum Besten dienen sollen. Die Trübsal bringt herrliche Früchte hervor, zunächst: Geduld — Ausdauer im Guten, Gelassenheit und Beständigkeit im Kreuz, welches für die Seligkeit so höchst nothwendig ist, indem man durch das Feuer der Trübsal von den Schlacken und Unreinigkeiten geläutert wird. 1. Petr. 1, 7. Aus dieser entspringt Erfahrung oder Bewährung, daß unser Glaube rechtschaffen sei und die Probe bestehe, und daß Gott die Seinen in Kreuz und Noth nicht verläßt, sondern ihnen nach seiner Verheißung beisteht und sie endlich daraus errettet. Joh. 14, 17. 18.; 2. Cor. 1, 5. 6. Diese bringt Hoffnung, daß Gott, der uns aus sechs Trübsalen errettet, in den vorigen geholfen hat, der wird es auch ferner thun und alle andern Verheißungen gewiß an uns erfüllen. In der Hoffnung auf weltliche und irdische Dinge werden wir vielfältig getäuscht; nicht aber in der Hoffnung auf Gott und seine Verheißungen. Diese besteht, so lange Gott selbst und sein Wort besteht, das nimmer vergeht. Der Grund davon ist allein in der Liebe Gottes, die in unser Herz ausgegossen ist, zu suchen. Diese Liebe ist eine unerbildete, um Christi willen uns zukommende, der als der Gerechte für die Ungerechten gestorben ist und so den größten thatsächlichsten Beweis der Liebe uns geoffenbart hat.

Die Sünde ist das große Verderben der Menschheit. Sie erregt Gottes Mißfallen und Zorn, wovon alle Gottlosen, die in der Sünde beharren, betroffen werden. Nicht aber Die, welche durch gläubige Zueignung des Verdienstes Christi gerecht gemacht, von ihren Sünden losgesprochen sind und Kraft empfangen haben, gerecht zu leben und heilig zu wandeln. Wenn Christus für seine Feinde gestorben ist, so wird er sicher seine Freunde, die seinen Willen thun, retten, selig machen. Wir alle waren Feinde Gottes um der Sünde willen, welche eine Feindschaft wider Gott ist; aber durch die Versöhnung sind wir Freunde geworden und werden im Glauben an ihn durch den Geist mit ihm verbunden auf ewig mit ihm leben und selig sein.

**Anmerkung.** — B. 6 und 7 sind etwa so zu lesen und zu verstehen: Christus starb für uns, da wir so schwach (geistlos) waren, daß wir zu unserer Rettung ihm nicht von ferne helfen konnten, so gottlos, daß wir ihm das Retten noch erschwerten. Alles mußte er allein thun und er that's zur rechten Zeit Gal. 4, 4., da Gottlosigkeit das Gepräge der Zeit bildete. Unter Menschen achtet man den Gerechten, stirbt aber kaum für ihn; für einen Wohltäter zu sterben, dürfte noch eher unternommen werden, wer aber gäbe sein Leben für einen Feind!

Nun aber sind wir nicht mehr seine Feinde, sondern versöhnt, d. h. in Gottes Freundschaft versetzt.

**Praktische Nutzenwendungen.** — 1. Das Hauptbedürfnis unserer Seele ist Gnade. Niemand kann sich ohne Vergebung in Liebe zu Gott nahen.

2. Die Vergebung der Sünde bringt Frieden ins Herz.

3. Das wahre Christenthum ist ein Stand der Freude. Freut sich der Sünder in den vergänglichen Dingen der Erde, so freut sich der Christ in den ewigen, himmlischen Gütern.

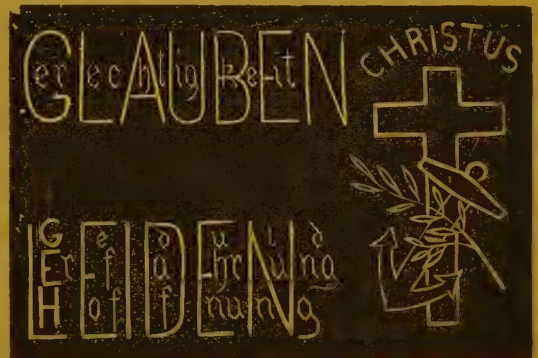
4. Der Christ kann sich auch der Trübsal rühmen, weil sie ihm segensreich ist.

5. So wie beim Gottlosen eine Sünde die andere erzeugt, so erzeugt beim Christen eine Tugend die andere.

6. Durch das Verdienst Christi sind wir Gottes Freunde geworden. Er erweist sich uns als treuer Freund; wir sollen ihm auch Treue erweisen.

**Kindersinnliche.** — Frieden mit Gott durch Christum. Dieses lasse man den Hauptgegenstand des Unterrichts sein. Man kann den Zustand des Menschen in der Sünde und die Vergebung der Sünden trefflich an dem Verhältniß der Kinder den Eltern gegenüber illustriren. Hat sich z. B. das Kind eines Fehlers gegenüber seinen Eltern schuldig gemacht, so fühlt es Unfrieden in seinem Herzen. So der Sünder in der Sünde. Bekennt es aber seinen Angehörigen und bittet um Verzeihung, so vergibt ihm der Vater. Dann ist es wieder zufrieden und fühlt sich glücklich. So ist es mit dem Sünder, wenn er Vergebung in Christo findet.

**Illustrationen.** — Frieden mit Gott. Ein Hofbeamter wurde einst eines schweren Verbrechens angeklagt und vor den Richter geführt. Anstatt aber aufgeregt und ängstlich zu sein, war sein Verhalten ganz ruhig und er zeigte auch nicht durch das Zucken einer Muskel, daß ihm der vorliegende Fall Schrecken einflöhe. Er wurde verhört, die Zeugenaussagen stellten seine Schuld deutlich dar, seine Freunde hielten ihn unrettbar verloren, und dennoch behauptete der Verklagte eine Ruhe, wie das Kind auf dem Schooße seines Vaters. Eben hielt der Richter eine ernste Anrede an den Uebertreter des Gesetzes und war im Begriff das „Schuldig“ über ihn auszusprechen, da griff der Mißethäter in seine Tasche und legte eine vom König unterschriebene und versiegelte Begnadigung auf den Tisch. Jetzt war die Ursache seiner Ruhe während des Prozesses erklärt. Verhält es sich nicht ähnlich so mit dem bußfertigen Sünder?



**Erläuterung der Wandtafel.** — Gerechtigkeit im Glauben an Christus den Gekreuzigten. Dieses bedeutet das Wort „Gerechtigkeit“ in dem Worte „Glauben.“ Das Kreuz deutet auf das Verdienst Christi, der uns Gerechtigkeit gebracht hat. Dadurch haben wir Frieden mit Gott, welchen der Delzweig vorstellt, und Hoffnung des ewigen Lebens, abgebildet durch den Anker. Nun können wir uns auch des Leidens um Christi willen rühmen, denn es bringt Geduld, Erfahrung, Hoffnung. Das ist in der zweiten Inschrift vorgebildet. Der Lehrer kann, je nach Zeit und Umständen, das Eine oder Andere der Sinnbilder weglassen, doch aber die Hauptsache beibehalten.



## Die Gewißheit der Gläubigen.

## 2. Section: Röm. 8. 28—39. — Sonntag den 13. Juli 1879.

28. Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, die nach dem (1) Vorlage berufen sind.

29. Denn welche er zuvor versehen hat, die hat er auch verordnet, daß sie gleich sein sollten dem Ebenbilde seines Sohnes, auf daß derselbige der (2) Erstgeborene sei unter vielen Brüdern.

30. Welche er aber verordnet hat, die hat er auch berufen; welche er aber berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht; welche er aber hat gerecht gemacht, die hat er auch herrlich gemacht.

31. Was wollen wir denn hierzu sagen? Ist (3) Gott für uns, wer mag wider uns sein?

32. Welcher auch (4) seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn (5) für uns alle dahin gegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken?

33. Wer will die Auserwählten Gottes (6) beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht.

34. Wer will (7) verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferweckt ist, welcher ist zur Rechten Gottes, und tritt uns.

35. Wer will uns scheiden (8) von der Liebe Gottes? Trübsal, oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Kälte, oder Mühsal, oder Schwere?

36. Wie (9) geschrieben steht: „Um deinet willen werden wir getödtet den ganzen Tag; wir sind geachtet wie Schlachtopfer.“

37. Aber in dem allen (10) überwinden wir weit, um daß wir, die wir geliebt hat.

38. Denn (11) ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges,

39. Weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Creatur, mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn.

## Parallelen und Anmerkungen.

(1) Eph. 1, 11.; 3, 11. (2) Col. 1, 18.; Ebr. 1, 6. (3) 4. Mos. 14, 9. (4) 1. Mos. 22, 16. (5) Joh. 3, 16. (6) Jes. 50, 8. 9.; 54, 16. (7) B. 1.; Hiob 34, 20. (8) Joh. 10, 28. Jes. 44, 23.; 1. Cor. 4, 9.; 2. Cor. 4, 11. (9) 1. Cor. 15, 57. (10) Phil. 1, 6.; 2. Tim. 1, 12.

Zeit und Ort dieser Section wie die der vorigen.

**Haupttext:** „Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Creatur, mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn.“ Röm. 8, 38, 39.

## I.

Wie der ganze Hauptinhalt des Römerbriefes von der Rechtfertigung des Menschen vor Gott handelt, so zeigt uns das achte Capitel dieser Epistel hauptsächlich die Freiheit der Gläubigen von der Verdammniß, wie das, was dem Gesez unmöglich ist zu thun, durch die Kraft des Evangeliums bewirkt werden kann. Es bezeichnet ferner, wie diese Freiheit im Leben des Christen angewandt und gebraucht werden soll. Sie soll sich erweisen in einem heiligen Lebenswandel der Kinder Gottes und gedulden Ertragen der Leiden, die sie treffen mögen, unter Hinweis auf die Größe der zukünftigen Herrlichkeit und der endlichen völligen Erlösung von allen Leiden dieses Lebens, und hilfreichen Verstandes des heil. Geistes in aller Noth. Im Ferneren zeigt der Apostel in unserer Section wie ein Kind Gottes eine unzweifelhafte Gewißheit darüber haben darf, daß:

## II.

1. Unter Gottes weiser Vorsehung alles zu seinem Wohl zusammenwirkt.—V. 28—30. Es ist in jeder Lebenshinsicht von großem Vortheil, ob Jemand seiner Sache gewiß ist oder nicht. Es liegt Zuversicht und Vertrauen darin. Ist dies schon bei den zeitlichen Dingen der Fall, um so viel mehr bei den ewigen. Niemand sollte sich mit etwas Ungewissem zufrieden geben bezüglich seiner geistlichen Angelegenheiten. Die Gläubigen haben einen sichern Grund für die Gewißheit ihrer Sache, so besonders auch darin, daß Alles, selbst solche Dinge, die augenblicklich nicht scheinen gut zu sein, auf ihr Wohlergehen hinielen. Die Versicherung dafür findet sich in Gottes Wort, dem Zeugniß des hl. Geistes, dem Kindesverhältniß zu Gott, dem Beispiel aus der Geschichte seines Volkes und der eigenen Erfahrung. Unser Leben und unsere Seligkeit ruht in des weisen und allmächtigen Gottes Händen. Er weiß das Angenehme und das Unangenehme so zu ordnen, daß Alles zu unserem Besten gereichen muß. Wie bei einer Maschine alle einzelnen Theile zusammen heissen, um das Ganze im Gang zu halten, so kann der Herr auch alle Verhältnisse so zusammenwirken lassen, daß alles zur Förderung unseres Heils beitragen muß. Unser ewiges Wohl ist nicht von einem blinden Unglück abhängig; wir sind nicht dem willkürlichen Schicksal des Zufalls anheimgestellt. Von Ewigkeit her hat der Herr in seinem weisen Rathschluß schon durch seinen eingeborenen Sohn Christum uns zur himmlischen Herrlichkeit verordnet und bestimmt. Dazu will er uns seinem Sohne ähnlich machen; er will uns durch des Kindschäftsrecht in den Stand setzen, als Brüder unseres Herrn Jesu fürs ewige Leben würdig zu werden.

Gott hat in seinem Erlösungsplan bestimmt, daß Alle Theil haben sollen an dem durch Christum erworbenen Heil. Es sind auch Alle in seinem Evangelium eingeladen und werden durch sein Wort gerufen und durch seinen Geist gezogen. Aber es wissen nicht Alle Folge. Solchen aber, die nach dem ewigen Rathschluß Gottes, wie er die Menschen in Christo se-

lig machen will, den Gnadenruf angenommen und an Christum gläubig geworden sind, und sich dadurch dessen Gerechtigkeit zugeeignet und mit der Vergebung der Sünden auch die Kraft erlangt haben, ein gerechtes und heiliges Leben zu führen und bis ans Ende zu verharren, wird seine untrügliche heilige Vorsehung auch so leiten und führen, daß nach seiner Güte, Weisheit und Allmacht sie die Seligkeit erlangen.

2. Er Gott und Christus zu seinem Beistand auf seiner Seite hat.—V. 31—34. Gott hat auf mancherlei Weise gezeigt, daß er auf der Seite seiner Kinder ist und ihnen hilft durch seinen Beistand in ihrer Noth. Hat er sie doch an Kindesstatt aufgenommen und sich ihnen als ihr Vater erwiesen. Er hat es gezeigt in der Verleibung seines Geistes und durch seine gnädige Absicht und Mitwirkung uns zu retten. Der Christ findet viele Dinge, die sich ihm feindlich entgegenstellen. Da ist die Welt, auf die Jesus seine Jünger schon aufmerksam macht: „Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb; vieteil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich habe euch von der Welt erwählt, darum haßet euch die Welt.“ Da ist ferner der große Feind unserer Seelen, der alle seine Kraft in Anwendung bringt, uns zu verderben. Aber Gott ist mächtiger als alle unsere Feinde, haben wir ihn auf unserer Seite zu unserem Vertheidiger, dann sind wir gerettet—unsere Feinde sind ihm gegenüber ohnmächtig, sie können uns nicht schaden. Angefochtene, vom Teufel und bösen Menschen geängstete Seelen können das zum Troste haben und alle Furcht überwinden, wie es ja auch Elias Diener deutlich erfahren hat. In unseren Sünden kann Gott nicht für uns sein, nur wenn wir durch Christum mit ihm versöhnt werden, und die Handschrift, die gegen uns ist, ausgetilgt wird, kann er als unser Freund, als unser Vater auf unsere Seite treten.

Der stärkste Grund, der uns die vertrauensvollste Gewißheit verleiht, daß Gott für uns ist, ist seine unbegrenzte Liebe, die alles andere weit übertrifft, und die sich in der Dahingabe seines eingeborenen Sohnes offenbart. Ja noch mehr als das, er hat ihn in Menschenhände überantwortet, und in Leiden und einen martervollen Tod für uns—an unserer Statt—gegeben. Ist seine Liebe zu uns so groß, daß er sein bestes und edelstes freiwillig gegeben, so wird er nicht ermangeln, uns alles andere zu geben, was uns zur gewissen Erlangung der Seligkeit nothwendig ist.

Wenn dem Gesez Gottes Genüge geleistet ist—und das ist durch Christum geschehen—so kann dem Volk Gottes, dem Christi Gerechtigkeit zugerechnet ist und sie darum von aller Sündenschuld und Strafe losgesprochen sind, keine Beschuldigung oder Anklage mehr etwas anhaben. Gott rettet die Seinen auf solche Weise, daß sie sicher gestellt sind von dem anfliegenden Feind ihrer Seele. Der Christ ist sicher vor der Verdammung durch den Tod Christi, der stellvertretend denselben für ihn erlitten hat, und wodurch die Gerechtigkeit Gottes zufriedengestellt und der Gläubige selbst gerecht gesprochen ist. Es wird dem Christen eine vierfache Versicherung gegeben, daß



Niemand mehr mit einer Beschuldigung ihn belasten kann. Zunächst der Tod Christi, wodurch er am Kreuz ein Fluch für uns geworden ist—dann seine Auferweckung, die ein noch stärkerer Beweis für unsere Erlösung ist. Denn wäre er nicht auferstanden, er hätte das nicht sein können, für das er sich ausgegeben und von uns gehalten ist. Wäre unser Erlöser im Tode geblieben, so hätte er den Sieg nicht errungen. Der zur rechten Hand erhöhte Gottmensch, der die Majestät und Gewalt einnimmt, und uns beschützen und beschirmen kann—der Vermittler, der als der rechte Hohepriester uns beim Vater vertritt, und durch den wir Gnade und Kraft erlangen, Hilfe finden gegen unsere Feinde und Unterspand für uns ist, daß dem Geheiß Genugthuung geleistet und der Gerechtigkeit Gottes willfahren ist, wodurch wir gerettet sind.

3. Er der beständigen Liebe Gottes und Christi versichert sein kann.—B. 35–39. Immer neue Schönheiten bedecken sich in dem seligen Gottesleben des Christen auf. Niemand kann uns beschuldigen; Niemand verdammen und auch Niemand trennen von der seligen Gemeinschaft mit Gott. Der Grund dieser Unzertrennlichkeit liegt ohne Zweifel mehr in der Liebe Gottes gegen uns als in unserer Liebe gegen ihn. Gott liebt uns vielmehr als wir ihn lieben können. Seine Liebe gegen uns ist eine rein unverbundene. Wenn unsere Liebe rechter Art ist, so kann kein Leiden, sei es innerlich oder äußerlich, kein Schaben, sei es am Leib oder an Gütern, selbst nicht Marter und Pein, uns von der Liebe Christi und Gottes abwendig machen. Von diesen und noch anderen mehr, wie es der Psalmist (Ps. 44, 23), schon beschreibt, werden die Christen oft heimgesucht und nicht selten bis in den Tod verfolgt, und oft gewaltthamerweise wehrlos umgebracht. Diese Dinge können uns aber nicht nur allein unsere Liebe zu Gott nicht rauben, sondern durch Christum, der uns in seiner Liebe die Kraft zum Ertragen verleiht, können wir alles überwinden und besiegen.

Es ist für den Christen etwas ganz besonders Trostreiches, daß er durch den Glauben eine solche innere Herzengewißheit genießen darf, daß der Tod zu irgend einer Zeit und in irgend einer Form, oder das Leben in all seinen wechselfälligen Verhältnissen, keine übermenschliche Kraft oder Engel, wie mächtig er auch sein mag, nichts in dem jetzigen oder zukünftigen Leben soll diese Liebe zerstören können. Die Worte: „Höhe“ und „Tiefe“ werden verschieden verstanden. „Höhe“: Ehre der Welt, Ansehen, Reichthum; Himmel.—„Tiefe“: Verachtung, Schmach, Armuth; Erde; Hölle. Mögen sie verstanden werden wie sie wollen, nichts soll dazu helfen, uns das Vertrauen zu nehmen, daß uns Gott in Christo Jesu beständig liebe oder uns veranlassen, daß wir ihn nicht sollten wiederum herzlich lieben. Und weil diese Liebe eine unzertrennliche ist, so sind wir für die Gegenwart und Zukunft unserer Seligkeit gewiß.

Anmerkungen.—B. 29. „Denn welche er zuvor versehen (eigentlich ersehen) hat“ 2c. Gott sah zum Voraus, daß diese das Heil in Christo annehmen würden und deshalb hat er sie „verordnet“, daß sie sein Volk sein und seinem Sohne ähnlich werden sollten. Die andern „wollen“ dies nicht und haben deshalb keine Hoffnung. Die nun also „verordnet“ sind, die „berufen“ der Herr durch seinen Geist im Evangelium; er macht sie „gerecht“ in Christo und „herrlich“ in Heiligkeit auf Erden und im Himmel.

Praktische Anwendungen.—1. Weil Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, deshalb sollten wir immer zufrieden und für Alles dankbar sein.

2. Wie beglückend ist der Gedanke, daß Gott, der Alles herrlich hinausführt, uns zur Seligkeit bestimmt hat.

3. Ist Gott auf unserer Seite, so kann uns Niemand schaden.

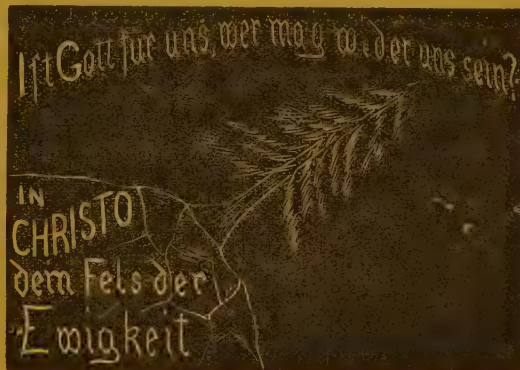
4. Hat Gott uns das Größte, seinen Sohn gegeben, sollten wir daran zweifeln, daß er uns das Geringere mittheilen wird?

5. Ist die Liebe Gottes so groß, daß er uns, trotz Teufel, Welt und allem Anderen in seiner Gnade erhalten will, wie innig sollte dann doch unsere Gegenliebe sein.

Kindergarten.—„Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ Dies lasse man den Grundton der Section sein. So ist denn die erste Frage an die Schüler: „Liebt ihr Gott?“ Lehre wie uns Gott liebt und wie wir unsere Gegenliebe beweisen sollen. Wenn wir Gott lieben, so sind wir glücklich und sicher in Christo. Dann muß uns auch alles zum Besten dienen. Dieses illustrierte man an biblischen Bildern, wie z. B. Joseph, Daniel, die Jünger Jesu und die ersten Christen, sowie an Bildern aus dem täglichen Leben. Was uns oft hart und gefährlich scheint, mag gerade zu unserem Wohl gereichen. Wenn der Vater sein Kind züchtigt, das büßt dem Kinde hart, ist aber zu seinem Besten gemeint.

Illustrationen.—Für B. 28 siehe die Abtheilung „Vorsehung“ in Goldförner S. 263.

Nichts soll uns scheiden.—Wenn wir unser Bild lösen und den Eisenbahnzug besteigen, so bringt uns derselbe, falls wir nicht selbst herunterspringen, ohne unser Zutun an Ort und Stelle. So ist es, wenn wir durch den Glauben an Christum gerecht geworden und in ihn eingegangen sind, so sind wir sicher und nichts kann uns von ihm trennen, er bringt uns ohne Fehl heim zur ewigen Ruhe, es sei denn, wir entreißen uns durch thörichte Muthwillen seinen heiligen Bänden der Liebe.



Erklärung der Wandtafel.—Hier ist ein schönes Sinnbild, um die Sicherheit der Gläubigen in Christo vorzustellen: An einem Abhange steht eine Eder—ein edler Baum—sicher über den Abgrund dahinwachsend, weil er seine Wurzeln in die Spalten eines unerschütterlichen Felsen einschlägt. So ist der Christ sicher, obschon unten der Abgrund droht und die Stürme ihn umtoben, denn er ist in Christo, dem ewigen Felsen eingewurzelt. Oft wird ja in der Schrift Christus mit einem Felsen und der Christ mit einer Eder verglichen.

## Christliche Liebe

### 3. Section: 1. Cor. 13, 1–13.—Sonntag den 20. Juli 1879.

1. Wenn ich mit Menschen und mit Engelungen rede, und hätte der Liebe nicht; so wäre ich ein tönendes Erz, oder eine klingende Schelle.

2. Und (1) wenn ich weissagen könnte, und wüßte alle Geheimnisse, und alle Erkenntnis, und hätte (2) allen Glauben, also, daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht; so wäre ich nichts.

3. Und wenn ich alle meine Gaben (3) den Armen gäbe, und liebe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht; so wäre mir es nichts nütze.

4. Die Liebe ist (4) langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht,

5. Sie stellt sich nicht ungeberdig, (5) sie sucht nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaben,

6. Sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freut sich aber der Wahrheit,

7. Sie (6) verträgt Alles, sie glaubet Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles.

8. Die Liebe hört nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden, und die Sprachen aufhören werden, und das Erkenntnis aufhören wird.

9. Denn unser Wissen ist Strohwerk und unser Weissagen ist Strohwerk.



10. Wenn aber kommen wird (7) das Vollkommene, so wird das Stückerf ausführen.

11. Da ich ein Kind war, da rebete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind, und hatte kindische Ansätze; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war.

12. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich es flüchtige; dann aber werde ich es erkennen, gleich wie ich erkannt bin.

13. Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.

### Parallelen und Anmerkungen.

- (1) Matth. 7, 22. (2) Matth. 17, 20. (3) Matth. 6, 1.; Joh. 15, 13.; Röm. 12, 18, 20.; 1. Joh. 3, 17. (4) Eph. 10, 12. (5) Phil. 2, 4, 21. (6) Cap. 9, 12.; Eph. 10, 12.; Röm. 15, 1. (7) Eph. 4, 13.

**Haupttext:** Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen. 1. Cor. 13, 13.

Die Zeit dieser Epistel fällt in den Frühling des Jahres 57 nach Chr. während der 3. Missionsreise und gegen Ende des Aufenthalts Pauli in Ephesus, an welchem Ort auch die Epistel geschrieben wurde 1. Cor. 16, 18.—Corinth, die vor dem in der Gegend auch Heliopolis hieß, und jetzt den Namen Corontho hat, war früher die Hauptstadt der Landschaft Achaja und Residenz der römischen Landvögte. Sie war ehemals eine sehr berühmte und reiche Handelsstadt und liegt auf der Landenge zwischen dem ägeischen und ionischen Meere. Die Stadt wurde von den Römern zerstört, aber von Julius Cäsar später wieder aufgebaut und blühte nach diesem wieder in ihrem früheren Glanz. Doch nahmen bald allerlei Laster unter den Einwohnern überhand, wovon auch besonders der prachtvolle Venusstempel zeugte. Auch wurden in der Nähe dieser Stadt jene berühmten istsmischen Lauf und Kampfspiele gehalten, auf welche sich der Apostel im 9. Capitel B. 24—27. bezieht.

Die Gemeinde zu Corinth wurde von Paulus gegründet als er von Antiochien aus seine andere Missionsreise antrat und unter andern Städten auch nach Athen kam, von wo aus er nach Corinth ging und hier sich anderthalb Jahre aufhielt. Etwa 5 Jahre später schrieb er diese Epistel, weil nach seinem Abgang die Gemeinde auf allerlei Abwege gerathen war und sich auch Spaltungen in ihr gebildet hatten. Er wollte ihnen Anweisung und Lehre in unterschiedlichen Streitfragen geben und sie ermahnen, daß sie die geistlichen Gaben zum Wohl der Kirche verwenden möchten, und zur Sammlung der Steuer für die Armen zu Jerusalem einen milden Beitrag geben sollten.

1. Die Nothwendigkeit der Liebe. — B. 1—3. Gelehrsamkeit und Wissenschaft sind schätzenswerth für den Menschen. Eine ausgedehnte Sprachkenntniß und Redekunst zu besitzen ist sehr werthvoll. Es sollen etwa 900 verschiedene Sprachen gesprochen werden. Auch die höchste geistige Weisheit zu besitzen und den Grad des Wunderglaubens zu haben, den Jesus rühmt in Matth. 17, 20.; 21, 21. wäre zu wünschen. Freigebigkeit gegen die Armen ist lobenswerth und erreicht den Höhepunkt, wenn Gaben und Gut ganz geopfert wird. Die Dahingabe des Lebens und vollends unter einem martervollen Tod ist der höchste Beweis der Liebe gegen unsere Mitmenschen. „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde.“ Aber alles das nützt nichts, ist umsonst und werthlos, wo keine echte Liebe ist: „Christum lieb haben ist besser, denn alles Wissen.“ Die Liebe gibt allen Werken das Gewicht: denn wie die Liebe ist, so ist das Herz, und wie das Herz ist, so sind die Werke. Die echte Liebe hat den rechten Klang, einen bessern als metallene Instrumente und große Messingplatten. Die besten und herrlichsten Gaben machen keinen Christen, sondern der Glaube an Christum macht ihn, und die Liebe beweist ihn, weil der seligmachende Glaube durch die Liebe thätig ist, und von dem die Liebe nicht getrennt werden kann. Das äußere Bekenntniß, und wenn es auch durch Marter und Tod besiegelt würde, kann nichts nützen, wenn nicht die Liebe, die Gottes Kinder befeht, die Triebfeder ist. Alle diese Dinge sind Gaben, die uns verliehen werden können; aber die Liebe ist das, was wir sind und sein müssen, um mit Gott durch Christum verbunden zu bleiben und darum um so viel besser als alles andere.

2. Beschaffenheit der Liebe. — B. 4—7. Die Eigenschaften, welche die Liebe kennzeichnen, können summarisch in Freundschaft B. 4—6. und Langmuth B. 7. zusammengefaßt werden. Sie zeigen, daß die Liebe sich nicht nur mit Worten und mit der Zunge offenbaren, sondern eine Liebe in der That und Wahrheit sein soll. Sie sucht das Wohl des Mitmenschen zu befördern; denn sie ist bereit Gutes zu thun, sieht es gern, wenn es dem Nächsten gut geht, erhebt sich nicht stolz und übermüthig über andere, sondern ist demüthig und

achtet den Andern höher denn sich selbst nach dem Sinn Christi. Die christliche Liebe ist schonend im Urtheil gegen den Mitmenschen und rücksichtslose Behandlung Anderer ist ihr fremd. Selbstsucht verträgt sich nicht mit der wahren Liebe, sie spricht: „Alles, was ihr wollt, das auch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen.“ Der römische Kaiser Severus fand schon Gefallen an solch wohlthollender Liebe und ließ diesen Spruch über den Eingang seines Palastes schreiben. Im Philipperbrief schreibt der Apostel von dieser Liebe: „Ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, das des Andern ist.“ Eine solche Liebe hält den Zorn im Zaum und alle bittern Nachgefühle fern. Bei ihr heißt es nicht: „Auge um Auge, Zahn um Zahn;“ sie sammelt feurige Kohlen auf des Feindes Haupt. Wie ein fruchtbarer Baum, geziert mit den schönsten und süßesten Früchten, steht die Liebe da mit ihren vortrefflichen Tugenden und Eigenschaften.

1. Die Dauer der Liebe. — B. 8—13. Das eben erhöht der Liebe wahren Werth, daß sie ewig währet. Während die zuerst erwähnten Dinge mit der Zeit ihren Abschluß finden, und zudem unser Wissen, und wenn es auch den höchsten Grad erreicht hätte, nur unvollkommen ist und zu dem, was wir noch nicht wissen, verhältnismäßig sehr gering ist und dem Vollkommenen gegenüber wie der Kerzenschein im Vergleich mit dem Sonnenlicht ist, so reicht die Liebe in die Ewigkeit hinein. Und wie zwischen der Erkenntniß eines unverständigen Kindes und eines klugen, erfahrenen Mannes ein großer Unterschied ist, also ist auch ein so großer, ja ein noch weit größerer Unterschied zwischen der Erkenntniß in dieser und der in jener Welt. Gleich als wenn wir einen Gegenstand durch einen Spiegel, bildlich oder mittelbar sehen, und unmittelbar in Wirklichkeit so wie er ist. „In einem dunkeln Wort;“ damit ist nicht gesagt, daß Gottes Wort an und für sich dunkel sei; es ist vielmehr ein Licht auf unserm Wege und eine Leuchte unsern Füßen. Wohl sind unterschiedliche Stellen dunkler und schwerer zu verstehen als andere; aber dabei ist der Weg zur Seligkeit doch so klar darin bezeichnet, daß selbst die Thoren nicht irren können. Durch das Licht des hl. Geistes wird uns die Erkenntniß des göttlichen Wortes erschlossen. Aber die Erkenntniß der himmlischen Dinge bleibt uns doch noch in mancher Hinsicht verhältnismäßig dunkel im Vergleich zur Ewigkeit, wo wir alles sehen werden wie es ist. Im Schlußvers des Capitels drückt der Apostel dem Ganzen das Siegel auf. Während die genannten Gaben aufhören werden, redet er von Glaube, Hoffnung und Liebe, daß die für immer bleiben werden. Das ist ohne Zweifel die Meinung und nicht, daß die Liebe allein bleiben soll und die beiden andern nur während der gegenwärtigen Zeit, wie öfters angenommen wird. Von diesen drei köstlichen Heils Gaben wird die Liebe als die größte bezeichnet und das aus verschiedenen Gründen: a. Die Liebe schließt alle andern in sich; b. sie ist recht das Wesen Gottes und verwandelt in dasselbe; in Gott kann eigentlich nicht Glaube und Hoffnung sein; aber die Liebe ist in Gott und Gott ist die Liebe; c. sie ist von dem größten Nutzen; denn den Glauben hat Jeder nur für sich und die Hoffnung nützt nur Dem, der sie hat; die Liebe aber dient Jedem — Freund und Feind. Der Glaube ist der Grund des heil. Lebens; die Hoffnung führt das Gebände auf; die Liebe aber vollführt, endigt und krönt es in der seligen Ewigkeit.

Während die außerordentlichen Gabengaben mit Christi Erscheinen aufhören, dauern diese nothwendigen Eigenschaften des Christen, Glaube, Hoffnung, Liebe, fort. Der rechtfertigende Glaube bleibt die ewige Grundlage unseres Heils, während freilich der Glaube, so fern er dem Schauen entgegenge setzt ist, 2. Cor. 5, 7., auch aufhört. Die Hoffnung bleibt, sofern wir auch in der Herrlichkeit immer neuen und höheren Entfaltungen derselben entgegensehen werden. Weil die Liebe das Ebenbild Gottes aufs vollkommenste darstellt, 1. Joh. 4,



8—16.; weil Glaube und Hoffnung empfängt, aber die Liebe gibt; weil Glaube in Schauen, Hoffnung in Genuß übergeht, die Liebe aber sich nicht verändert, darum ist sie die größte unter den Eigenschaften des Christen.

**Praktische Nutzenwendungen.**—1. Der Werth eines Christen besteht nicht in irgend welcher Anlage oder Gabe, sondern in dem Maße seiner Gottähnlichkeit. Gott ist die Liebe. Daraus ergibt sich für uns der Werth der Liebe.

2. Weil die Liebe solchen Werth hat, so sollte es unser höchstes Bestreben sein, das möglichst größte Maß davon zu besitzen.

3. Die Liebe ist so geschäftig in ihrem Wesen und so deutlich in ihren Wirkungen, daß Niemand im Zweifel sein kann und darf, ob er sie besitze oder nicht.

4. Wie thöricht ist es, dem was zeitlich und vergänglich ist sorgend nachzujagen gegenüber den Dingen die ewig beglücken.

5. Die Liebe ist auch der Maßstab, womit unser Christenthum von Gott und Menschen gemessen wird.

**Kleinkinderklasse.** Liebe. Die Liebe ist das Größte, denn sie macht uns Gott ähnlich. Gott ist die Liebe. Die Liebe ist das Größte, denn aus ihr entspringen alle die andern christlichen Eigenschaften. Die Liebe ist die Wurzel, welche den Baum treibt und trägt. Die Liebe ist die Quelle, aus welcher die übrigen Früchte des christlichen Wandels strömen. Alle die im Anfang der Section angeführten Dinge sind nöthig; aber ohne die Liebe nutzlos. Dieses kann der Lehrer schön illustriren, wenn er für jede dieser Gaben eine Null auf die Tafel macht: Mit Engelnungen reden (0), Weisung (00), Weisheit (000), Erkenntniß (0000), Glauben (00000), Freigebigkeit (000000), Aufopferung (0000000). Die Nullen sind allein nicht werth. Nun mache man für Liebe 1, aber vorne hin.—Die Liebe steht vorne dran, dann ist's 10,000,000.

**Illustrationen.** In der prächtigen Kette christlicher Eigenschaften ist die Liebe der Haken, womit die Kette befestigt wird, welcher das Ganze zusammen und festhält. Ohne den Haken nützt die Kette nichts, wie wichtig sonst auch ein jedes Glied an seinem Platze sein mag.

**Freuet sich nicht der Ungerechtigkeit.** Alexander der Große, welcher eine große Narbe im Gesicht hatte, ließ einst sein Bildniß malen. Der Künstler, der ein getreues Bild herstellen und doch auch die Narbe verbergen wollte, malte den großen Eroberer in sitzender Stellung den Kopf auf die Hand gestützt, so daß er mit einem Finger die Narbe bedeckte. Davon sollten wir lernen. Wir sollten in Liebe unsere Mitmenschen tragen und ihre Fehler mit dem Finger der Liebe zu decken.



**Erklärung der Wandtafel.** In der Anweisung für die Lehrer der „Kleinkinderklasse“ ist auch für diese Wandtafellection schon Anweisung gegeben. Man fange hinten an, an der Zahl und nehme eine Null nach der andern vor. Alle die Vorzüge: Zungen, Weissagen, Erkenntniß etc. sind gut, sowie eine Null Werth hat an ihrem Platze. Aber sowie erst die Ziffer vor der Null der letzteren ihren Werth gibt, so gibt auch erst die Liebe den andern Eigenschaften ihren Werth. So wie nun die Ziffer vorne stehen muß, um der Null Werth zu geben, so muß auch die Liebe vorne stehen und Hauptsache sein.

## Sieg über den Tod.

### 4. Section: 1. Cor. 15, 50—58. — Sonntag den 27. Juli 1879.

50. Davon sage ich aber, lieben Brüder, daß (1) Fleisch und Blut nicht können das Reich Gottes erben; und auch wird das Verwesliche nicht erben das Unverwesliche.

51. Siehe, ich sage euch ein Geheimniß: Wir (2) werden nicht alle entschlafen, wir aber werden alle verwandelt werden;

52. Und dasselbige plötzlich in einem Augenblick, zu der Zeit der letzten (3) Posaune. Denn es wird die Posaune schallen, und die Todten werden auferstehen unverweslich, und wir werden verwandelt werden.

53. Denn dies Verwesliche muß anziehen das Unverwesliche, und (4) dies Sterbliche muß anziehen die Unsterblichkeit.

54. Wenn aber dies Verwesliche wird anziehen das Unverwesliche, und

dies Sterbliche wird anziehen die Unsterblichkeit; dann wird erfüllt werden das Wort, (5) das geschrieben steht:

55. „Der Tod ist verschlungen in den Sieg.“ Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?

56. Aber der Stachel des Todes ist die Sünde, (6) die Kraft aber der Sünde ist das Gesetz.

57. Gott aber sei Dank, (7) der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesum Christum.

58. Darum, meine lieben Brüder, seid (8) fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn; denn ihr wisset, (9) daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn.

### Parallelen und Anmerkungen.

(1) Matth. 16, 17.; Joh. 1, 13. (2) 1. Thess. 4, 15. (3) Matth. 24, 31.; 1. Thess. 4, 16. (4) 2. Cor. 5, 4. (5) Jes. 25, 8. (6) Röm. 7, 13. (7) 1. Joh. 5, 4. (8) Col. 1, 23. (9) 2. Chron. 15, 7. Zeit und Ort dieselben wie in voriger Section.

**Haupttext:** Jesus spricht zu ihr: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbt, Joh. 11, 25.

### I.

Es scheint aus dem Inhalt des Capitels hervorzugehen, daß gewisse falsche Lehrer in Corinth die Auferstehung der Todten gelehrt haben. Es wird angenommen, daß es Befehre Sadducäer oder auch Epicuräer waren. Doch Paulus liefert den klaren Beweis von der Auferstehung der Todten unter Hinweisung auf die Auferstehung Jesu Christi, welches eine unleugbare, erwiesene Thatsache ist. Der Apostel veranschaulicht sodann, mit welcher Art Leiber die Todten auferstehen werden.—Es leuchtet aus dem Zusammenhang hervor, daß der Einwand gegen die Lehre der Auferstehung auf der irrtümlichen Annahme beruhe, daß unser künftiger Leib von der gleichen Beschaffenheit sein werde wie unser jetziger, Fleisch und Blut an sich habe. Paulus widerlegt diese Ansicht als eine verkehrte. Unser künftiger Leib mag körperlich unserem

gegenwärtigen Leib ähnlich, und doch ganz anders eingerichtet sein. Er versinnbildlicht dies mit dem Samen, der in die Erde gesät und als Pflanze wieder hervorgeht. Ferner sucht er den Unterschied durch die verschiedene Klarheit der Sonne, des Mondes und der Sterne deutlich zu machen. Unser vergänglichlicher Leib wird als schwach und gebrechlich in die Erde gelegt und als ein unvergänglicher, geistiger Leib in Kraft und Herrlichkeit auferstehen. Das Himmlische wird correspondiren mit dem Irdischen, doch wie dieses vergänglich, irdischer Natur ist, wird jenes unvergänglich und geistig sein, entsprechend dem Verhältniß des zweiten Adams zu dem ersten. Wie wir getragen haben das Bild des Irdischen, also werden wir tragen das Bild des Himmlischen. Es handelt sich also in dieser Beweisführung des Apostels zunächst um den Punkt: ob überhaupt eine Auferstehung der Todten sein werde, dann welches die



Beschaffenheit der auferstandenen Körper sei, was es mit denen geben soll, die zur Zeit der Zukunft Christi auf Erden noch leben werden, und endlich eine Ermahnung zur Standhaftigkeit und zum Ausdauern im Dienst des Herrn.

## II.

1. Die Verwandlung der Leiber. B. 50-54. Unsere sterblichen Leiber sind vergänglich, weil irdisch, materiell, bestehend aus Fleisch und Blut: der Himmel aber ist ein Ort, wo nur ein geistig, ewig dauernder Zustand möglich ist. Ein Leib wie der menschliche, der zerbrechlich und schwach ist, Krankheiten unterworfen, und Schmerzen und dem Tod ausgesetzt ist, kann natürlich nicht tauglich sein für einen Ort, wo kein Schmerz noch Tod sein wird. Ein Vogel, ein Schaf, oder ein Fisch haben das eine sowohl einen Körper als das andere, und die Beschaffenheit ihrer Körper ist nach der Lebensweise eingerichtet, zu welcher Gott sie bestimmt hat, aber zu keiner andern. Paulus sagt nun: nicht alles Fleisch ist einerlei Fleisch, ein anderes ist das Fleisch des Viehs, ein anderes das der Fische und ein anderes das der Vögel. Ein Schaf oder ein Vogel z. B. müßten einen andern Körper erhalten, wenn sie sollten für die Lebensweise eines Fisches bestimmt werden. Das ist bei uns der Fall, wenn wir in ein neues Dasein eintreten wollen. Hier drängt sich nun aber die Frage auf: Was wird aus den Leibern Derer werden, die am Zukunftstag des Herrn auf der Erde noch leben werden? Paulus lüftet den Schleier des Geheimnisses: wir werden verwandelt werden. Er redet hier insbesondere von den Gläubigen. Jedoch auch die Ungläubigen werden eine Verwandlung erfahren. Diese, daß sie dem ewigen Tod übergeben werden, jene aber, daß sie die Seligkeit des ewigen Lebens genießen. Und die Leiber der Gläubigen werden mit Herrlichkeit, die der Ungläubigen aber mit Schmach und Schande bekleidet werden. Auf welche Art und Weise diese Verwandlung vor sich gehen wird, das bleibt uns einstweilen noch unentsehelt. Diese Verwandlung ist nicht eine allmähliche, durch einen langsamen Prozeß vor sich gehende, sondern eine plötzliche, wenn der Herr mit dem Feldgeschrei und der Stimme des Erzengels und mit der Posaune Gottes vom Himmel hernieder kommen wird, daß es die Todten in den Gräbern hören und hervorgehen werden. Der Schall der Posaune wird ertönen wie beim Umzug Israels um Jericho, bis die Mauern dieser Stadt eingestürzt sind. Dies wird zur endlichen Vollendung der Zubereitung der menschlichen Leiber für die Behausung im Himmel führen, wenn das Sterbliche von dem Unsterblichen verschlungen wird.

2. Der Grund des Siegs. B. 55-57. Der letzte Feind, der überwunden werden soll, ist der Tod. Den Sieg über denselben sieht Jesajas 25, 8. Wenn der oben beschriebene Wechsel stattgefunden hat und die Auferstehung erfolgt ist, dann wird der Tod vollständig besiegt sein. Nicht allein sind dann diejenigen, welche er vorher so lange im Gefängnis des Grabes zurückgehalten hatte, befreit von seiner Gewalt, sondern es soll nach diesem kein Tod mehr sein; er ist buchstäblich besiegt für immer, aufgegangen in den Sieg. Somit hat er auch keine Gewalt noch Macht mehr. Christus hat ihn besiegt, und sein Volk ist errettet. Für den Christen hat der Tod auch jetzt schon seine Schrecken verloren, der Kraft des Glaubens an den Todesüberwinder müssen sie weichen in der letzten Todesstunde. Die Todesnöthen, von welchen Christus die Gläubigen befreit, sind: a. Zweifel und Furcht vor der Ungewißheit der zukünftigen Bestimmung; b. die Furcht vor der Strafe, welche von dem Bewußtsein der Sünde herrührt und c. die Furcht, die sich dem Gemüth ausdrückt wegen des peinlichen Ueberganges von dieser in die andere Welt. Auch die Hölle (oder richtiger übersetzt das Grab) kann keinen Sieg mehr beanspruchen, seit Christus ihm entronnen und der Erstling geworden ist, und die Gräber ihre Todten wiedergeben müssen. Der Apostel spricht von einem Stachel des Todes und bezeichnet ihn als die Sünde. Dies ist ein bildlicher Ausdruck, vielleicht von Wespen und dergleichen Thieren hergenommen, die einen Stachel haben, der empfindlich sticht, welche aber, wenn man ihnen den Stachel nimmt, unschädlich sind, zugleich ihre Kraft verlieren und sterben. Oder auch von der zur Apostelzeit gebräuchlichen Art, die Ochsen mit einem Sack, der einen eisernen Stachel hatte, fortzutreiben. Hätten wir keine Sünde, dann wäre kein Tod; denn der Tod ist der Sünde Sold. Durchs Gesetz verlangt die Sünde ihre Kraft, weswegen sie uns schaden und den Tod zuziehen kann. Wäre kein Gesetz,

so wäre keine Sünde, und wäre keine Sünde, so wäre auch kein Tod. Mit der Hülfe Gottes aber können wir triumphiren über Sünde und Tod; denn die Sünde kann uns nicht verderben, noch über uns herrschen, und der leibliche Tod nicht mehr schaden, weil unser Herr Jesus durch seinen vollkommenen Gehorsam und Veröhnungstod für unsere Sünden Genugthuung geleistet und den Tod besiegt hat, wovon seine siegreiche Auferstehung ein Zeugnis ist. Dieser Sieg wird durch den Glauben an den Todesüberwinder auf uns übertragen und gibt uns Kraft, daß wir über die Sünde herrschen und siegen können, und der Tod dadurch seine Macht über uns verliert.

3. Ermahnung zur Treue. B. 58. Der völlige Sieg wird uns nur, wenn wir auch völlig überwunden, und dies nur dann, wenn wir unseren Lauf vollendet haben. Dazu ist Standhaftigkeit und Beharrlichkeit, Treue bis an den Tod nothwendig. Und das sowohl in der rechten Lehre und im wahren Glauben, als auch unter allen Verhältnissen des Lebens. Nur wer ausharrt bis ans Ende wird die Krone des Lebens erlangen als Preis für den Sieg über Sünde und Tod.

Anmerkung. — Die Posaune gab das Zeichen zum Krieg zur Versammlung. So die letzte Posaune, Offh. 11, 15. So posaunte es bei Gottes Erscheinung, 2. Mose 19, 16; zur Versammlung der Gemeinde, 4. Mose 10; zum Aufbruch, Jes. 27, 13, der Israeliten vor der Wiedertekehr in ihr Land; also auch zur letzten Wiedertekehr aus aller irdischen Gefangenschaft.

Praktische Nuganwendungen. — 1. Es ist ein großer Trost für den Christen, daß er sich über das „Wie“ seiner Zukunft keine Sorgen zu machen braucht.

2. Christus hebt alle Folgen der Sünde auf und zerstört alle Werke des Teufels.

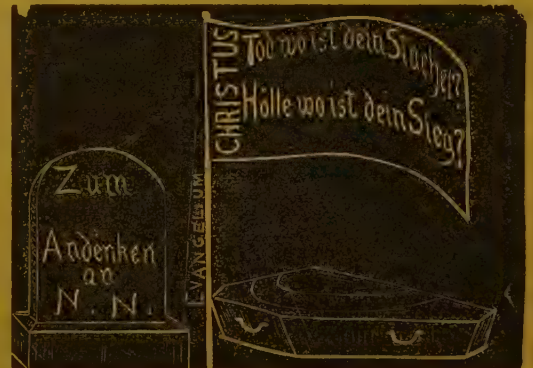
3. Wir werden nicht unsere Persönlichkeit verlieren, wie ein Tropfen verschwindet, der ins Meer fällt, sondern wir werden zu ewiger Herrlichkeit verwandelt werden.

4. Mit dem Anziehen der Unsterblichkeit werden alle Schmerzen und alle Sorgen ausgezogen sein, — keine Furcht vor Abfall, Tod, Hölle u. c. kann uns mehr betrüben.

5. Nur durch Christum können wir siegreich durch Leben und Sterben in die ewige Herrlichkeit hinüber gehen.

6. Wie sollten wir ihm deshalb mit aller Treue dienen und nachfolgen.

Kleinfinderklasse. — Diese Section wird wieder etwas schwierig sein, den Kleinen beizubringen. Man erzähle zuerst, was die Schrift von der Auferstehung der Todten sagt. Dann illustriert man an den von Paulus selbst angeführten Dingen. Man kann an einem Samenorn den Gegenstand so deutlich machen, als er unter Umständen gemacht werden kann. Auch das Erstehen der gesammten Natur zu neuem Leben im Frühling ist ein treffliches Bild.



Erklärung der Wandtafel. — Ueber die Symbole des Todes weht hier die Siegesfahne. Christus hat dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht durch sein Evangelium. Dieses will unsere Zeichnung versinnbildlichen. Das Grab und der Tod kann uns nicht halten, wenn der Herr kommen wird zum Gericht, sondern die Frommen werden leben und fragen können: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“



**Illustrationen.** — Siehe Goldkörner über die Abtheilung: „Auferstehung.“ S. 13.  
In der Hand einer vielleicht tausend Jahre alten Mumie

fand man eine scheinbar vertrocknete Zwiebel. Als man dieselbe aber nahm und in die Erde pflanzte, keimte daraus ein Lilienstengel empor, welcher bald herrlich duftende Blüten trieb.

## Winterstübchen.

### Affe und Aufklärung.

Ein Affe steckt einst einen Hain  
Von Cedern Nachts in Brand,  
Und freute sich dann ungemein,  
Als er's so helle fand.

„Kommt Brüder, seht, was ich vermag,  
Ich, ich verwandle Nacht in Tag!“  
Die Brüder kamen groß und klein,  
Bewunderten den Glanz.

Und alle fingen an zu schrein:  
Hoch lebe Bruder Hans!

Hans Affe ist des Nachruhms werth;  
Er hat die Gegend — a u s g e k l ä r t!“

**Die Gräberinsel im Columbiaflusse.** — Unter den Indianerstämmen zeichnen sich im fernen Nordwesten die Chenooks, Shtlufes, Wallatwallas, Nez-perces und andere durch die Eigenthümlichkeit aus, daß sie ihre natürliche Pflichtigkeit noch durch allerlei Verunstaltungen zu vermehren suchen. Sie brücken nämlich ihre Köpfe flach, was selbstverständlich in frühester Kindheit geschehen muß, und durchbohren den Nasenthorp, um groteske Hierathen hineinzuhängen. Die genannten Stämme hausen in schmutzigen hölzernen Wigwams an den Ufern des gewaltigen Columbiaflusses, in der Gegend der reichenden Stromschnellen, oberhalb und unterhalb der Dalles-Mission. Ihr hauptsächlichster Lebensunterhalt ist der Lachs-fang, den sie theils mit Netzen, theils mit Speeren betreiben. Die Fische, welche sie nicht augenblicklich verzehren, werden getrocknet und zu Pulver zerstoßen, welches dann mit dem vorher ausgelassenen Fette vermischt wird. Dieser so bereitete Fisch-Bemmikan bleibt ein Jahr lang gut und genießbar, sofern man ihn luftdicht in ledernen Säcken aufbewahrt. Für ihre Töchter bezeigen diese schmutzigen, halb verherrlichten Indianer eine außerordentliche Ehrfurcht. Eine Insel mitten im Flusse ist ihr Friedhof, worauf Tausende ihrer Vorfahren ruhen, jede Leiche in einer besonderen Hütte von Cedernholz, die etwa acht Fuß lang, breit und hoch ist, gehüllt in ein Thierfell, mit dem Kopfe nach Osten gelegt. Rings um den Todten liegen die Jagd- und Fischfanggeräthe, welche er bei Lebzeiten benutzte. Viele der älteren Hütten sind gänzlich zerfallen und die plattgedrückten Schädel und die Knochen bleichen jetzt in der Sonne. Sorgfältig aber halten die Indianer Wache über die Gebeine. Wollte irgend ein für seine Wissenschaft begeisteter Anthropologe es unternehmen, einen dieser merkwürdigen platten Schädel für ein europäisches Museum zu stehlen, so könnte der Versuch für ihn sehr übel ablaufen, denn die rathshätigen Grabhüter würden sich durchaus kein Gewissen daraus machen, ihm den eigenen Schädel einzuschlagen.

Eine originelle Sonnenfinsterniß-Verordnung wurde im Jahre 1699 von der Regierung des Landgrafen Friedrich II. von Homburg vor der Höhe erlassen, sie lautet wörtlich: „Sept. 1699. Demnach Se. Hochfürstl. Durchlaucht berichtet worden, daß am nächstkünftigen Mittwoch, Umb 10 Uhr eine gar gefährliche Finsternis sein soll, als haben Se. Hochfürstl. D. als ein rechter Landesvater auch für ihre Unterthanen hierin sorgen und ihnen andeuten lassen wollen, daß Sie ihr Vieh den Tag zu Vor, und etliche Tage hernach zu Hause halten, und desfalls das nöthig Futter anschaffen, und der ställen Thür und Fenster wohl schließen, die brunnen wohl bedecken, die Keller und bornböden wohl versorgen sollen, damit um diese Zeit die böse luft nicht einlogiren und eine böse infection anhasse, weil solch große Finsternis und aspecten stich-husten, schweren flüssen (Schwärenflüssen), schlag, jähen fällen, grabirende geistliche Fieber, ja pestilenzische Seuchen und ganz unbekante Krankheiten und der gleichen troht, wornach sich dan ein jeder wird zu richten wissen.“

**Ein kostbarer Stoff.** — Wie kostbar zur Zeit der Römer die Seide war, erzieht man daraus, daß Kaiser Vespasian (im Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr.) der Erste war, welcher sich eines Kleides von reiner Seide bediente, und Kaiser Aurelian schlug seiner Gemahlin ab, ihr ein ganz seidenes Kleid zu kaufen, weil es zu theuer wäre. Noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts war in Europa die Seide so selten und theuer, daß Kurfürst Friedrich der Weise, als sein Kanzler Berthold Mandelsloh an einem Werktag in seidenen Strümpfen zu ihm kam, in die tabelnden Worte ausbrach: „Bertholde, Bertholde, wie Ihr in böse Hoffahrt verfallt! Ich habe auch seidene Strümpfe, aber ich trage die meinen nur an Sonn- und Festtagen.“

**Curiosa aus der Technologica Mechanicorum 1590.** Nimm ein Pflaumen mache selbiges glühig gebe einen Fingerhut voll Wasser hinein, so hast du vil Lustbarkeit, das Wasser tanzt so lange herum, bis selbiges Pflaumen die Blut verliert alsbald hast du Leid statt Freud, ein heftiger Knall wirft dir das Wasser an den Kopf woran du lange denken wirst.

Ein anderes Wunder. Hänge eine Sense an ihr Angul an eine ellenlange Schnur, laße diese frei hängen, und halte mit deine Zähne das andere Ende der Schnur laße gelinde an die hangende Sense sachte klopfen, so hörest großen Clodentklang, was gut zu hören ist.

Kumt dir in der Ginde ein Hund, oder Wolf entgegen, fürchte dich nicht, sondern hocke dich geschwind recht niedrig zur Erde, ist der Wolf oder Hund dir nahe, so stelle dich rasch hoch auf mit ausgebreitete Hände, das Thiere kret um, und lauft angänglich fort, ohne sich umzusehen.

Ein Anderes. Lege ein Hahn, oder Henne auf die Erde, mache mit Kreide einen weißen Strich auf den Schnabel, und fahre fort mit der Kreide einen langen Strich auf die Erde zu zeichnen so glaubt der Hahn oder die Henne er ist angebunden, und bleibt so lange liegen, bis er aufgeschreckt wird, ist lustig anzusehen.

Nimm geschmolzen Blei, fülle dieses in eine Spritze und trude dieses unter Wasser heraus, aber geschwinde, so wirst du Wunder schauen, ein Stam mit Zweige und Aeste, Bletter, und Stacheln, so durch Kunst nicht nachzumachen ist, das ganze bleibt beisammen ohne auseinander zu fallen in ain Stuf.

**Zungen-Turnerei.** — Aus einem neulich erschienenen Hefte der Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft geht hervor, daß ein Jünger der Chemie Untersuchungen angestellt über „Orthoamidocresylparaschnefflige Säure“ und daß die Substanz bei Einwirkung gewisser Agentien in „Trichlorothochinon“ übergeht. Der Autor verbreitet sich ebenfalls über „Nitroorthocresylparaschnefflige Säure,“ sowie über „salpetersaures Ethylendinitrophebidiamin.“

Das geht fast noch über das Wort „Konstantinopolitanschemohnjaamentapfelstüberdickungsalloidoberdiesensatoriumsborfsteher“ welches wir einer Anzeige entnehmen.

**Der Mensch.** — Kein Gebild der Schöpfung hat so viel Erklärungen sich gefallen lassen müssen als — der Mensch. Die Egypter nannten den Menschen ein lebendes Thier; Moses nennt ihn ein Ebenbild Gottes; Aeschylus ein Tagesgeschöpf, den Erdensohn; Sophokles ein Bild; Sokrates einen kleinen Gott; Pindar den Traum eines Schattens; Orian ein himfälliges Baumblatt; Shatespeare den Schatten eines Traumes; Job den Sohn vom Staube; Philemon den Anlaß zum Glend; Herodot das Glend selbst; Schleiermacher den Erdgeist; Jean Paul einen Halbgott; Schiller den Herrn der Natur; Goethe den kleinen Gott der Welt; Seume den Widerspruch im großen King; Cicero das vernünftige Thier; Plato Gottes mitwirkendes Werkzeug; Paracelsus den Typus aller Thiere; Darwin den Urentel des Affen.

**Ein Weg zum Glück.**—In den unruhigen Zeiten Königs Karls I. von England kam ein Landmädchen nach London, um Dienste zu suchen. Sie konnte nicht unterkommen und mußte zufrieden sein, daß sie ein Brauer zum Biertragen aus dem Brauhaus annahm. Das Mädchen war sehr schön. Der Brauer beobachtete sie und fand, daß ihre Aufführung tadellos war, und dies bewog ihn später, sie zu heirathen. Er starb bald und hinterließ der jungen Wittve ein bedeutendes Vermögen. Sie gab das Geschäft auf und zog sich zurück. Wegen Geldangelegenheiten mußte sie sich jedoch nach einem geschickten Rechtsgelehrten umsehen. Man empfahl ihr den Herrn Hyde, einen sehr berühmten Sachwalter. Da dieser Mann, der nachherige Graf v. Clarendon, sah, daß der schönen Wittve Vermögen sehr ansehnlich war, so bot er ihr seine Hand und fand Gehör. Aus dieser Ehe entsproßte nur eine Tochter und zwar die spätere Gemahlin des Königs Jakob II. und Mutter Mariens von Oranien und Anna's von Dänemark. So seltsam dieser Glückswechsel auch scheinen kann, so ist doch keine historische Thatsache besser beglaubigt.

**Vogelersprechen.**—Heinrich VII. von England besaß einen Papagei, der sehr gut sprach und sich in einem Saale von Westminster befand, dessen Fenster nach der Themse hinausgingen. Eines Tages, als der Vogel auf seiner Stange nahe bei dem Fenster umherkletterte, glitt er aus und fiel aus dem Fenster, und da ihm die Flügel beschnitten waren, in den Fluß. Während des Fallens schrie er laut: „Zwanzig Pfund für ein Boot!“ Ein Schiffer rettete ihn, trug ihn zum König und verlangte die versprochene Belohnung. Heinrich war sehr erstaunt über die Freigebigkeit seines Vogels und fragte scherzweise den Papagei, ob er zahlen solle. Der Papagei aber plapperte trocken: „Gib dem Lump einen Sixpence!“ Der König und der Bootsmann brachen zugleich in Lachen aus, aber der Erstere zeigte sich dankbarer als sein Papagei.

**Der kommt nimmer.**—Im Schwarzwalde wurde neulich ein Bauernbursche ausgehoben; man steckte den Jüngling unter die Garnison von Ludwigsburg. Daß es ihm dort nicht gefiel, war natürlich; es war aber auch sehr gegen alle militärischen Regeln, als er sich eines Tages auf und davon machte, und bald darauf in voller Uniform und freundlich lächelnd in sein heimatliches Dorf einmarschirte. Seinem Vater war die Bedeutung des Wörtchens „Deserteur“ nicht klar, aber er kannte das sechste Gebot, packte die Uniform zusammen und machte sich auf den Weg nach Ludwigsburg. Angelangt übergab er seine Bürde dem ersten Soldaten, der ihm begegnete, mit den Worten: „Gute Morge! Da bring' i moi'm Gannesle sei Kleider wieder. Dem g'fallt's nit bei Dich—der kommt nimmer!“

**G und Beh'.**—Lehrer (zum Schüler, welcher an die Wandtafel das große Alphabet zu schreiben beginnt): „So, mein Sohn, deine A und B sind gut, jetzt zeige auch einmal, wie deine großen C aussehauen!“

Schüler: „Ach, Herr Lehrer, ich schäme mich—meine Strümpf sind gerissen!“

**Im Starnberger „Seeboten“** ist wörtlich zu lesen: „Verloren eine silberne Cylinderruhr in etwas angetrunkenem Zustand von Felsabfing bis Tuzing!“ (Eine goldene Uhr würde sich sicher nie so weit vergessen haben!)

Unter den drolligen Annoncen hat wohl auch folgende ein Anrecht auf weitere Verbreitung über die Grenzen ihrer ursprünglichen Bestimmung: „Ein neunjähriger Reisender in Spiritus sucht für seinen verstorbenen Chef einen neuen Prinzipal in obiger Flüssigkeit.“

**Ein kostbarer Ring.**—Johann Voß von Waldeck, genannt der Gütige, ein deutscher Edelmann, besaß ein großes Mühlwerk. Von einem Mühlstein desselben ließ er ein kleines Stück in einen kostbaren goldenen Ring einpassen und trug ihn am Finger. Als nun mehrere Edelleute ihn deswegen verspotteten, gab er zur Antwort: „Dieser Stein kostet mich etwa zwei Gulden, trägt mir dagegen jährlich tausende ein; eure Edelsteine, die auch oft viele Tausende kosten, nützen euch nicht einen Gulden.“

**Abschieds-scene.**—Bei dem Bahnhofe zu A. steigt ein junger Gatte in den Wagen und nimmt zärtlichen Abschied von seiner Frau. „Beh' wohl, gedenke mein, und vergiß mich nicht.“

sagt er. „Niemals, niemals,“ versichert die junge Frau und nimmt ihr Taschentuch und . . . macht einen Knoten hinein, um ja nicht ihr Versprechen zu vergessen.

**Ein guter Kopf.**—Maier: „Herr Pfarrer, was soll ich denn aus meinem Lorenz machen? Ich möchte ihn gerne studiren lassen.“

Pfarrer: „Hat er auch einen guten Kopf?“

Maier: „O, einen recht guten Kopf, denn er ist schon dreimal unsere Stiege heruntergefallen auf den Kopf, und es hat ihm nichts gethan.“

**Entschiedene Verwahrung.**—Beamter: Wie heißen Sie und woher sind Sie?

Bauer: Josef Neumann aus Silbergründel.

Beamter: Hat nicht einen Josef Neumann aus Silbergründel voriges Jahr der Blitz erschlagen?

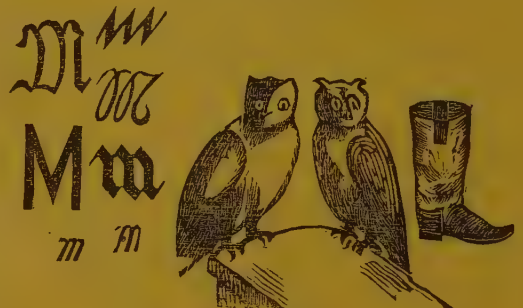
Bauer: Ja; aber der bin ich nicht!

**Gut parirt.**—Ein Jüngling neckt seinen Freund: „Du, deine Ohren sind für einen Menschen zu lang.“ „Und die deinen für einen Esel zu kurz,“ war die Antwort.

**Ein Farmer brachte Eier in die Stadt und sprach zuerst bei seinem Schwiegersohn vor, um ihm welche zu verkaufen, und frag ihn, was der Preis derselben sei. Der Schwiegersohn antwortete, daß man sie jetzt für sechzehn Cents per Duzend kaufe, worauf der Farmer sagte: „Nun, dann lasse ich dich sie für zwanzig Cents haben.“ Der Schwiegersohn nahm ganz kaltblütig vier Duzend, bezahlte für dieselben und hat sich seitdem entschlossen, seine Eier in der ersten besten Grocerie zu taufen.**

**Ein Advokat im Westen** brachte in seiner Rechnung gegen seinen Klienten folgenden Anspruch ein: „Um Nachts aufzuwachen und über Ihren Prozeß nachzudenken, \$5.00.“

### Bilderräthsel.



### Logogryphh.

Gott zu loben und zu preisen, hat man mich gemacht. Mich zu fertigen, hat ein König manche Nacht gewacht.

Nimm das Haupt des Ganzen fort,

Bleibt ein schön Gerich;

Wer mich endlich ißt,

Macht ein vergnügt Gesicht.

### Räthsel.

Das Erste immer sein,  
Und bald die Zweite werden,  
Das ist und bleibt der Lieblingswunsch  
Des Ganzen auf der Erden.

### Buchstaben-Räthsel.

Sieh ein Hauch trübt immer die glänzende Fläche des Stahles  
Und verwandelt den Glanz in verderblichen Rost.  
So auch wandelt ein Laut das Sinnbild der Reinheit und  
Unschuld.

In das Sinnbild von Schmutz, Laster, Verderben und Schuld.

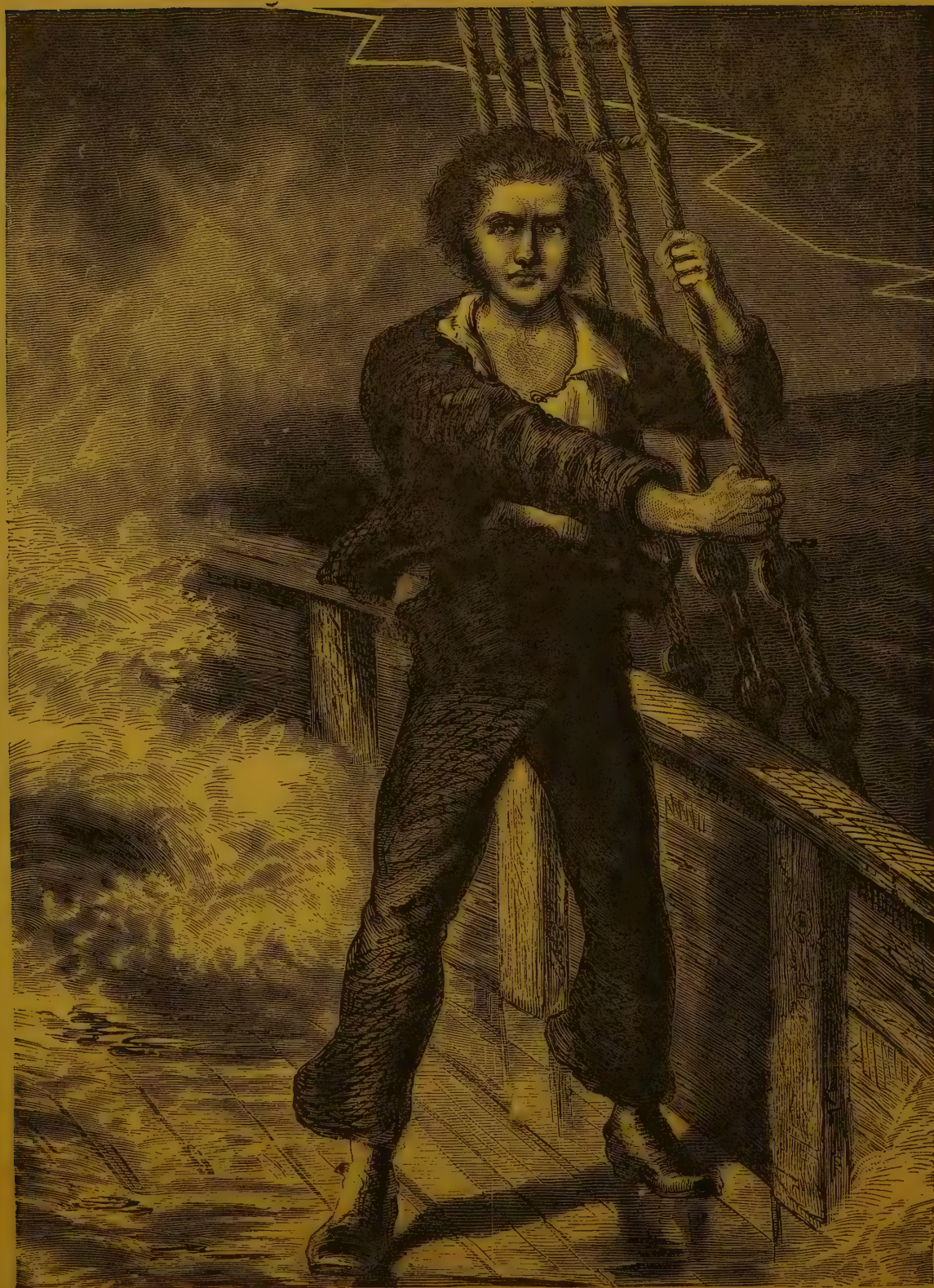
### Auflösung der Räthsel im Maiheft.

Rebus.—Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Philipp Hitzel, W. G. Messerschmidt, S. Laßinger, F. A. Willmann.

Räthsel.—Posaune. C. A. Ermeling, Ph. Hitzel, W. G. Messerschmidt, S. Laßinger, F. A. Willmann.







Auf seinem Posten.



# Das Evangelische Magazin.

Band 11.

August 1879.

Nr. 8.

## Auf seinem Posten.

Von W. G.



Es ist nicht der höchste Ruhm, in Zeiten des Friedens Soldat zu sein, noch am stillen heiteren Tage die See zu befahren. Aber wenn des Krieges Wetter toben, der Kugelregen hagel dicht herniederfällt und Ströme von Menschenblut die Wahlstatt tränken, dann erfordert es Courage auf Seite des Kriegers, seinen Posten zu behaupten. Und wenn ein wilder Orkan die Meereswogen peitscht, daß dieselben wie tanzende Furien durcheinanderrausen; wenn die berg hohen Wellen ihren weißen Gischt an den krachenden Masten hinaufwerfen und in der kochenden Wassermüste das hin und her geschleuderte Fahrzeug wie ein sterbender Riese ächzt; wenn die düsteren Wolken, gleich einem schwarzen Kriegsgeschwader voll Todesahnungen über die Häupter der Matrosen dahinziehen, dann ist es eine andere Kunst, das Herz auf dem rechten Fleck zu haben und, muthig seinen Posten behauptend, der Gefahr die Stirn zu bieten.

Aber es ist ein herrlicher Gedanke für den Mann, auf dem ihm angewiesenen Posten zu verharren und allen sich aufthürmenden Widerwärtigkeiten zum Trotz seine Pflicht zu erfüllen. Die New England Staaten überzog einst plötzlich eine große Finsterniß, daß der helle Tag sich in dunkle Nacht verwandelte. Viele Leute glaubten, der jüngste Tag sei angebrochen. Auch viele der Staatspräsidenten, welche in der Legislatur saßen, beschlich dieser Gedanke, und es wurde der Antrag gestellt, zu vertagen. Da erhob sich der unerschrockene Davenport und sagte: „Der große Tag des Gerichts ist entweder angebrochen, oder er ist nicht angebrochen. Ist er nicht angebrochen, warum denn vertagen? Ist er aber angebrochen, so ist es mir am liebsten, wenn er mich auf meinem Posten, bei der Erfüllung meiner Pflichten, antrifft. Ich beantrage deshalb, daß man die Lampen anzündet und mit den Verhandlungen fortfährt.“

Von dem sel. Bischof Seybert wird erzählt, er habe oft den angelegentlichen Wunsch geäußert, daß ihn der Tod auf seinem Posten in voller Thätigkeit antreffen möge. Wie merkwürdig charakterisirt solcher Wunsch diesen Mann des Glaubens und unermüdlchen Wirkens. Und wie herrlich

„Hoch klingt das Lied vom braven Mann.“

wurde derselbe ihm gewährt. In völliger Amtsausrüstung ist er dem geheimnißvollen Boten entgegen getreten, der ihn aus der irdischen Werkflatt, wo noch das Echo seiner begeisterten Worte tausendfach erklang, hinüber in eine höhere Wirklichkeit geführt hat.

Auch unser Bild vergegenwärtigt uns eine Scene, welche den Muth der Pflichterfüllung im Augenblick höchster Gefahr in hohem Grade illustriert. Welcher Schauer fährt schon durch jedes Menschenherz, wenn in einer Stadt das eigenthümliche Geräusel der Feuerglocken plötzlich durch die Straßen dröhnt.

Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?

Das ist Sturm!

Noth, wie Blut, ist der Himmel;

Das ist nicht des Tages Gluth!

Welch Getümmel

Straßen auf! Dampf wallt auf!

Flackernd steigt die Feuersäule,

Durch der Straßen lange Zeile

Wächst es fort mit Windeseile.“

Wenn aber auf weiter Meeresfläche der Schreckenruf: „Feuer!“ mit schauerlichem Echo über die Fluthen dahintönt, so kann man sich kaum einen Begriff von der Angst machen, welche die rathlosen Passagiere ergreift. Auf uferlosem Meere den Tod vor Augen und nur die Wahl zu haben, von den Flammen verzehrt oder von den Fluthen ertränkt zu werden, ist in der That kein beneidenswerther Zustand. Wenn aber dann unter solchen Umständen der wackere Seemann, bei dem Bemühen, Andere dem Feuertode zu entreißen, auf seine eigene Rettung verzichtet und als Opfer der Menschenliebe fällt, so ist dies gewiß ein größerer Triumph, als wenn der gefeierte Krieger aus siegreicher Schlacht ruhmgelohnt nach Hause kehrt.

Einen solchen Helben veranschaulicht uns unser Bild. Im Rettungswerk der Liebe hat er sich selbst vergessen. Alle Andern sind glücklich gerettet, er allein ist zurückgeblieben. Schaut ihn an, wie er einsam auf der langsam dahintreibenden Flammeninsel steht. Sich krampfhaft an ein Tau anklammernd, ringt er nach einem Entschluß, welcher, obgleich die Wahl nur zwischen zwei Schreckenselementen liegt, doch so entsetzlich schwer zu fassen ist. Immer näher hüpfen und zischeln die tödtlichen Flammen und unten growlt verrätherisch die bodenlose Tiefe. Der Tod starrt ihm in doppelter Form ins Angesicht. In seinen Blicken malt sich zwar der Schrecken des Augenblicks; aber noch mehr wird derselbe verklärt von dem Bewußtsein, durch das schwere Opfer, welches er bringt, manchem weinenden Kinde die liebende Mutter—mancher Mutter das Kind ihrer Liebe gerettet zu haben. Und dieser Sonnenstrahl durchleuchtet einigermaßen die schreckliche Gruft, welche bodenlos vor seinem Blicke gähnt. Mögen Engelshände dann seine Seele sanft hinübertragen ins Reich des ewigen Lichts!

## Aufgang und Niedergang.

(Erzählung von Franz Hoffmann.)

### Erstes Capitel.



#### Winter innen und außen.

Die langen, meist engen und winkligen Straßen der großen Stadt am Rheine lagen still und verödet, wie todt. Die Finsterniß war schon längst herein gebrochen, und selbst die hellbrennenden Gaslaternen verbreiteten nur ein schwaches, schwankendes Licht, denn die Scheiben waren dicht mit Schnee bedeckt, der noch immer massenhaft vom dicht bewölkten, von keinem Sterne erhellen, dunklen Himmel herabrieselte, und sich wie ein weißes Leichentuch auf der erstarrten Erde ausbreitete. Kein Geräusch nah und fern. Die wenigen Fußgänger wateten unhörbar durch die dicke Schneedecke der Straßen, und selbst das so muntere Geräffel einzelner Fuhrwerke, das Trappen der Hufschläge, das Knallen der Peitschen erstickte in den blendend weißen Schneemassen, welche Luft, Himmel und Erde zu erfüllen und einzuhüllen schienen.

Es mochte in der ersten Stunde der Nacht sein, und man sah nur selten die Gestalt eines lebenden Wesens an den Häusern entlang huschen, selten und kaum erkennbar, denn Jeder hüllte sich dicht in Mantel, Pelz oder Tuch ein, um sich so viel als möglich vor dem Schneefalle zu schützen. Die Häuser, Hütten und Paläste ragten still und dunkel in den Nachthimmel hinauf, da die Mehrzahl ihrer Bewohner bereits ihre Betten aufgesucht hatten. Nur wenige Fenster zeigten sich erhellt und verriethen, daß hinter den verschneiten Scheiben noch nicht Alles zur Ruhe gegangen war.

Zu diesen wenigen Fenstern zählten auch zwei in dem ersten Stockwerke eines mächtigen geräumigen Gebäudes, welches an einem der größten öffentlichen Plätze der Stadt lag, und dessen Aeußere, so weit man es in dieser Nacht zu erkennen vermochte, verrieth oder doch andeutete, daß es einem wohlhabenden, wenn nicht reichen Manne angehören müsse.

Und dies war in der That der Fall. Der Besitzer dieses Hauses gehörte zu den reichsten Bewohnern der großen, überhaupt an reichen Leuten nicht Mangel leidenden Stadt. Er hatte im Laufe eines langen und glücklichen Geschäftslebens Schätze auf Schätze gesammelt, und fast alle Genüsse, die großer Reichtum verschaffen kann, standen in Hülle und Fülle ihm zu Gebote. Man hätte meinen können, daß er zu den glücklichsten Menschen der Erde zählen müsse,—und doch, wie weit, wie ab lag dieser Schein von der ernsten und düstern Wirklichkeit!

In einem großen Zimmer dieses schönen Hauses lag ein alter Mann im Sterben, und qualvolle Gedanken und Bilder schienen an seiner Seele vorüber zu ziehen. Sein Reichtum konnte ihm weder Frieden noch Ruhe geben, ein trüber Schatten aus der Vergangenheit lehnte sich dagegen auf. Das Zimmer war mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten ausgestattet, ein helles Feuer loderte und prasselte im hohen Kamine, reiche Vergoldung blühte von Spiegeln und prachtvollen Delgemälden, aber der alte Mann sah von alle dem nichts, seine Gedanken und Empfindungen schweiften weit davon ab und seine Augen haften mit dem Ausdrücke unerkennbarer Angst auf den dunklen Fensterscheiben, gegen welche von Außen her ununterbrochen der Schnee in großen Floden hernieder rieselte.

Seine bleichen Rippen zitterten und öffneten sich unwillkürlich zu einem leisen Geflüster.

„Ja, ja, ich sehe es ein, jetzt, wo es zu spät ist,“ murmelte er. „So lange wir jung und kräftig sind, hören wir nicht auf die leise und doch nimmer schweigende Stimme unseres Gewissens; wir sind hart, selbstsüchtig und starrsinnig in unserer Verblendung. Erst wenn der Tod heran nahet, schrecken wir auf aus unsern Irthümern, und nun ist der Tod auch zu mir gekommen und nimmt den Schleier von meinen trüben Augen. Warum, warum verstieß ich ihn, den armen Knaben Edgar, den Sohn meiner einst so heiß geliebten Schwester? Er hatte in der Welt keine andere Stütze als mich, und ich jagte ihn von meiner Schwelle unter fremde, lieblose Menschen? Und warum? Bloß, weil er nicht meinem Willen, sondern seinen eigenen, angeborenen Neigungen folgte. Und waren denn diese Neigungen nicht rein und edel, und frei von allem Eigennutz? Und hatte ich meiner Schwester nicht vor ihrem Ende mit Hand und Mund gelobt, mich des Knaben anzunehmen und ihn zu behüten, als ob er mein eigenes Kind wäre? Und wie ist dieses Versprechen gehalten worden? Oh, oh, werde ich dafür meiner Schwester nicht Rede stehen müssen, wenn sie mir drüben in jener Welt entgegen tritt?“

Ein neuer tiefer Schmerzenslaut entrang sich seinen Lippen und erweckte seine Wärterin, die schlummernd in der Nähe des Kamines auf einem Lehnstuhle ruhte.

„Haben Sie gerufen, Herr?“ fragte sie erschreckend.

„Nein!“ lautete die Antwort,—„geht hinaus und laßt mich allein.“ Die Frau erhob sich, um das Zimmer zu verlassen, aber ein Ruf des alten Mannes hielt sie wieder zurück.

„Sind sie noch nicht da?“ fragte er ungeduldig.

„Nein, Herr Bachmann, noch nicht, aber sie können jeden Augenblick eintreffen. Ueber die Verspätung darf man sich nicht wundern bei dem schweren Schneefall. Es ist gewiß kaum fortzukommen draußen bei diesem Wetter.“

Die Frau verließ jetzt das Zimmer, und der alte Mann sank wieder in sein Kissen zurück und überließ sich von Neuem seinen nicht angenehmen Gedanken.

Herr Bachmann war, wie schon erwähnt, ein reicher Kaufherr und das Älteste von drei Kindern. Seine Geschwister Alfred und Helene verheirateten sich, während er selbst unvermählt blieb. Bruder und Schwester starben beide, und Jedes hinterließ eine Waise, die eine zweite Heimath im Hause des Onkel Richard fanden. Julie Bachmann, die Waise des Bruders, war die Erste, welche zum Onkel kam, und erst viel später folgte ihr Edgar Steinbrunn. Helene hatte einen Pfarrer Steinbrunn im Thüringischen geheirathet, ihr Gatte war vor ihr gestorben, und auch sie überlebte ihn nicht lange. Doch schied sie nicht aus der Welt, ehe sie das Versprechen ihres Bruders erlangt hatte, daß derselbe sich ihres Sohnes Edgar getreulich annehmen wolle.

Die beiden armen Waisen hatten es wirklich gut bei ihrem Onkel. Julie verließ dessen Haus zuerst wieder, um sich an einen Sachwalter, Ramens Dorn, ebenfalls in einer Thüringischen Stadt zu verheirathen, und kurze Zeit nach ihrer Vermählung hatte Herr Bachmann seinen Neffen Edgar verstoßen, weil derselbe darauf bestand, ein Geistlicher, wie sein Vater, zu



werden, während der Onkel ihn zwingen wollte, sich dem Handelsstande zu widmen.

Seit jener Zeit war eine ziemlich lange Reihe von Jahren verfloßen, und nun finden wir Herrn Bachmann wieder, dem Tode nahe, und bitterlich bereuend, daß er seinen Nessen mit so großer Härte behandelt und sich seit seiner Trennung von ihm nie wieder um ihn bekümmert, ja nicht einmal seine brieflichen Bitten um Verzeihung, die ihm Anfangs nicht selten zu Händen kamen, einer Antwort gewürdigt hatte.

Eine geraume Zeit lag er, in tiefes Nachdenken versunken, fast unbeweglich da. Plötzlich aber fuhr ein heller Schein, wie ein Blitz, über sein bleiches, tief gefurchtes Antlitz, und er fuhr in die Höhe.

„Wie, wäre es nicht jetzt noch an der Zeit?“ murmelte er vor sich hin. „Könnte ich nicht jetzt noch wieder etwas gut machen?“

Seine schon halb erloschenen Augen blitzten hell auf bei diesem Gedanken, und er riß so heftig an der Klingelschnur, daß zwei Dienerrinnen auf einmal in sein Gemach herein stürzten.

„Gehe Eine von Euch sogleich zum Notar West!“ rief er ihnen zu. „Aber sogleich von der Stelle weg, und bringt ihn unter jeder Bedingung hierher. Sagt ihm, ich wolle mein Testament ändern, und er müsse kommen, stehenden Fußes kommen! Fort, Ihr Mädchen, fort! fort! Und bringt ihn augenblicklich mit.“

Noch hatte er indeß das letzte Wort nicht gesprochen, als unten laut an die Hausthür geklopft wurde, als ob Jemand ungebüldig Einlaß begehrte.

„Hören Sie, Herr!“ sagte die Eine der Dienerrinnen. „Das find sie! Sie kommen wirklich!“

„Wer kommt? West?“ fragte Herr Bachmann überrascht.

„Nein, nein, nicht Herr West, sondern der Herr Rechtsanwalt Dorn und dessen Frau, deren Ankunft Sie ja so ungeduldig erwarteten!“

In der That, wenige Augenblicke später traten die genannten beiden Personen in das Zimmer und warfen einen prüfenden Blick umher.

„Ich hoffe, wir kommen doch nicht zu spät,“ sagte Dorn, zu dem Bette tretend, auf welchem der Kranke ruhte.

„Nein, nicht zu spät, sondern gerade zu rechter Zeit,“ erwiderte der alte Herr, und begrüßte seine Besucher mit einem schwachen Neigen des Hauptes. „Es braucht jetzt Niemand zu West zu gehen, denn du bist ja auch Jurist und Notar, Dorn, und kannst eben so gut, wie ein Anderer, meinen Wunsch erfüllen. Willst du das thun?“

„Oh, gewiß, Onkel, sehr gern.“

„Nun, dann setze dich, du auch, Julie. Ihr werdet hungrig und durstig sein, aber Ihr müßt warten, bis mein Vorhaben ausgeführt und Ruhe in mein Gemüth zurückgekehrt ist. Wir haben keine Zeit zu verlieren, Dorn, denn der Rest meines Lebens geht rasch zu Ende.“

„Es schmerzt mich, das hören zu müssen, lieber Onkel,“ versetzte Dorn. „Aber was kann ich für dich thun?“

„Reiß jene Schreibtißch, wo du Feder, Tinte und Papier finden wirst. Du bleibst hier, Julie, — Ihr Anderen geht hinaus.“ Die Dienerrinnen entfernten sich und Herr Bachmann blieb mit seinen Anverwandten allein.

„Jetzt zu dir, Anton Dorn,“ sprach der alte Herr mit bewegter Stimme weiter. „Sieh, ich bin hart und halsstarrig, verstockt, grausam und ungerecht gewesen, und dies beunruhigt mich jetzt in tiefster Seele.“

„Aber gegen wen denn, lieber Onkel?“ fragte Frau Dorn im

sanftesten Tone, aus dem aber leicht Hinterlist und Falschheit deutlich heraus zu hören war.

„Gegen wen? Nun gegen wen anders, als gegen meinen armen Nessen Edgar Steinbrunn?“ versetzte Herr Bachmann aufgeregt. „Es war sehr unrecht von mir, daß ich ihn verstieß, und nicht weniger unrecht, daß ich später alle seine Versuche, sich wieder mit mir auszusöhnen, zurückwies. Ich habe seine Briefe uneröffnet zurückgeschickt, — als er heirathete, habe ich ihn mit Stolz und Verachtung behandelt, und jetzt erst, leider erst jetzt sehe ich mein ganzes Unrecht klar ein. Du verstehst mich, Julie, und du, Anton Dorn?“

Julie zog eine verächtliche Miene, während Dorn seine Empfindungen besser beherrschte, obgleich sie auch nicht die angenehmsten sein mochten, da er wohl ahnte, daß es sich hier um eine Theilung des reichen Erbes seines Onkels handelte.

„Was ist da zu thun, Onkel?“ fragte er. „Sollen wir nach Edgar schicken?“

„Nein, dazu ist keine Zeit mehr, aber ich wünsche, daß Ihr Beide mich aufmerksam anhört, denn ich kann nicht sterben, ehe ich nicht meine Ungerechtigkeit so viel als möglich wieder gut gemacht habe. Ihr wißt, daß ich über mein Vermögen zu Julie's Gunsten verfügt habe. Nach meinem Testamente wird ihr Alles zufallen. Aber das soll nicht sein, ich will es nicht. Ich mache es Euch Beiden, dir, Julie Dorn, und dir, Anton Dorn, zur heiligen Pflicht, meine ganze Hinterlassenschaft mit Edgar Steinbrunn zu theilen. Es ist zu spät für mich, ein neues Testament zu machen, aber Ihr werdet mir versprechen, Edgar seinen vollen Antheil zu geben, die Hälfte — genau bis auf den Heller. Willst du das thun, Anton Dorn?“

„Ja, ich will es thun, lieber Onkel!“

„Gut! Ich fordere Euch Beide noch einmal feierlich auf, Euer Versprechen zu halten. Wenn Ihr einmal selbst ruhig und in Frieden sterben wollt, so werdet Eurem Worte nicht untreu. Würdet Ihr wagen, es zu brechen, so würde Gott Euch strafen, wie eine so schwere Sünde es verdient. Schreibe, Anton, was ich dir dictiren werde: Ich, Richard Bachmann, bereue die Ungerechtigkeit, die ich an meinem lieben Nessen Edgar Steinbrunn begangen, und wünsche durch diesen meinen letzten Willen auf dem Sterbebette ihm die Hälfte des Geldes und Eigenthums zu vermachen, welches ich bei meinem Tode hinterlassen werde, indem ich zugleich Anton Dorn, den Vollstrecker meines Testaments, beauftrage, diesen meinen Willen und Wunsch ebenso streng und genau auszuführen, als ob derselbe in gesetzlich gültiger Form ausgedrückt wäre. Ich wünsche sonach, daß meine ganze Hinterlassenschaft zwischen meinem Nessen Edgar und meiner Nichte Julie zu gleichen Theilen getheilt werde.“

Dorn wurde vom alten Herrn aufgefordert, das Geschriebene vorzulesen. Während dies aber geschah, versank der Kranke in eine Art Schlämmer oder Betäubung, erwachte aber sofort wieder, als seine Nichte sich über ihn beugte.

„Jetzt laß mich unterschreiben,“ sagte er matt. „Aber wo ist das Licht? Warum habt Ihr die Lampen ausgelöscht? Habe ich schon unterzeichnet? Aber wo bleibt das Licht? Hole andere Lampen herein, Julie!“

Die Nichte entfernte sich aus dem Zimmer. Als sie zurückkehrte, lag der alte Herr Bachmann besinnungslos da.

„Hat er unterzeichnet?“ fragte Julie hastig.

Dorn schüttelte den Kopf. Julie nahm ihm das Dokument aus der Hand und steckte es mit einer selbstsam triumphirenden Miene in ihre Tasche.

Während der Nacht verstarb der alte Herr Bachmann. Von dem Dokumente war keine Rede weiter. Edgar Steinbrunn wenigstens hörte weder von ihm, noch von den guten Absichten, die sein Onkel für ihn gehegt und ausgesprochen hatte, jemals eine Sybte.

### Zweites Capitel.

#### Ein harter Kampf.

Während nun Justizrath Dorn und seine Familie, welche außer seiner Frau noch in drei Knaben bestand, in Behagen und Wohlleben schwelgte, ein prachtvolle Equipage hielt, luxuriöse Gesellschaften gab, sich selbst und den Seinigen keinen Wunsch versagte, und dabei wohl manchmal sein Berufsgeschäft vernachlässigte, — Alles in Folge des ihm durch Betrug und Hinterlist zugefallenen Vermögens seines Verwandten Bachmann, hatte der Nefte desselben, Edgar Steinbrunn, mit Anstrengung aller Kräfte einen harten und schwerem Kampf um das Dasein, das tägliche Leben auszufechten.

Wir wissen bereits, daß Steinbrunn verheirathet war. Im Laufe der Jahre hatte seine Gattin ihm zwei Söhne geschenkt, Fritz und Ludwig, — wackere brave Knaben, deren Fleiß und Betragen den Eltern viel Freude machte, freilich aber auch nicht Weniges zu den schweren Sorgen beitrugen, welche Steinbrunn's sonst heiteren Sinn verdüsterten, wenn er der Zukunft gedachte, welche keine Aussicht bot, daß sich die Lasten des Lebens mit der Zeit verringern würden.

Als Edgar von seinem Oheim unbarmherzig in die Welt hinaus gestoßen wurde, standen ihm nur geringe Mittel zu Gebote, mit deren Hülfe er das Ziel seines Strebens zu erreichen hoffen durfte. Aber Edgar verlor deshalb seinen Muth nicht. Seinen redlichen Anstrengungen, seinem Fleiße, seiner Sparsamkeit, die keine Entbehrungen achtete, gelang es, alle ihm entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden, und nach Beendigung seiner Universitätsstudien Kandidat der Theologie zu werden. Das Glück schien ihm sogar sein heiterstes Lächeln spenden zu wollen. Nachdem er einige Zeit Hauslehrer in einer vornehmen Familie gewesen war, empfing er ein Schreiben von einem seiner Jugendfreunde, einem jungen Edelmann, der ihm die erledigte Pfarrei in seinem Dorfe anbot, welche er in einem Vierteljahre antreten könne. Die Stelle war gut dotirt, die Lage des Dorfes höchst angenehm, und der junge Edelmann war ihm ein aufrichtig ergebener, lieber und treuer Freund. Edgar schwelgte in Gefühlen des Glückes, welche sich noch höher steigerten, als er sich mit der Tochter eines freilich nicht reichen Mannes vermählte, welche in der Nähe des Gutes wohnte, wo Edgar die Stelle eines Hauslehrers bekleidete.

Aber das Lächeln verschwand schnell wieder von dem Antlitze der Glücksgöttin. Kurz nach seiner Vermählung traf abermals ein Schreiben ein, welches ihm die traurige Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Freundes brachte, der auf einer Treibjagd durch eine Kugel getroffen worden war. Der Erbe und jetzige Besitzer des Gutes fügte mit trockenen Worten hinzu, daß Edgar sich keine fernere Hoffnung auf die Einsetzung der betreffenden Pfarrei zu machen habe, indem dieselbe mittlerweile von dem neuen Herrn anderweitig vergeben worden sei.

Das war ein harter Schlag für Edgar, aber, obwohl so bitter in seinen sichersten Erwartungen getäuscht, legte er dennoch nicht muthlos die Hände in den Schooß. Seinen rühri- gen Anstrengungen gelang es, eine gute Stelle als Oberlehrer am Gymnasium einer größeren Stadt zu finden, so daß wenigstens die nächsten Jahre seiner Zukunft gesichert schienen.

Freilich, sehr groß war sein Einkommen nicht, und als seine Familie sich vermehrte und heran wuchs, reichten seine Einnahmen zur Erhaltung derselben nicht mehr aus. Edgar ergänzte das Fehlende durch Ertheilung von Privatunterricht, wurde indeß im Laufe der Zeit dadurch so angestrengt, daß seine ohnehin nicht allzu feste Gesundheit allmählig mehr und mehr untergraben wurde, und anfang ihm ernstliche Sorge einzusößen. Was sollte aus seiner Familie werden, wenn er ihr in der Blüthe seines Mannesalters entrisen wurde. Vermögen besaß er nicht, sein Onkel Bachmann hatte ihn, wie er glaubte und glauben mußte, enterbt, — was konnte er da von der Zukunft hoffen?

Plötzlich fiel ihm, wie er meinte, ein sehr glücklicher Gedanke ein. Er wollte sein Leben bei einer Lebensversicherungs-Gesellschaft versichern, und wenn dann Gottes Wille früher oder später über ihn verfügte, konnte er doch mit dem glücklichen Bewußtsein die Augen schließen, nach besten Kräften für seine Hinterbliebenen gesorgt zu haben.

Edgar säumte nicht, diesen Gedanken auszuführen. Die Beamten der Versicherungs-Gesellschaft empfingen ihn sehr artig und höflich, verwiesen ihn aber zunächst an ihren Arzt, von dem er vor der Aufnahme seinen Gesundheitszustand untersuchen lassen müsse. Edgar notirte sich die Adresse des betreffenden Arztes, begab sich zu ihm, und wurde in das Zimmer eines kleinen, blonden, etwas wortfargen Mannes geführt. Nach Beantwortung verschiedener Fragen und genauer körperlicher Untersuchung, namentlich der Brust, wendete der Arzt ihm den Rücken zu, und schien zu erwarten daß Edgar ihn verlassen werde.

„Wollen Sie mir nicht eine Bescheinigung geben, daß Sie mich untersucht haben?“ fragte dieser.

„Nein, die kann ich Ihnen nicht geben,“ lautete die trockene Antwort.

„Warum nicht?“

„Weil Sie nicht hinreichend gesund sind.“

„Wie? Nicht hinreichend gesund? Was fehlt mir denn?“

„Ich beantworte diese Frage höchst ungern, so oft sie auch an mich gerichtet wird,“ versetzte der Arzt. „Indeß, Sie scheinen ein durchaus vernünftiger Mann, und so sage ich Ihnen denn, daß Ihre Lunge krank ist.“

„Oh, mein Gott!“ rief Edgar schmerzlich aus und sank auf einen Stuhl. „Mein armes Weib! Meine armen Kinder! Wenn ich sterbe, haben sie kein Brod!“

„Salt! Sie haben mich nicht ausreden lassen,“ nahm der Arzt wieder das Wort. „Allerdings ist Ihre Lunge in hohem Grade krank, doch nicht so, daß man alle Hoffnung aufgeben müßte. Hoffnung ist noch vorhanden, vorausgesetzt, daß Sie eine richtige Lebensweise führen. Leben Sie hier, in dieser ungesunden, sumpfigen Stadt?“

„Allerdings.“

„Nun denn, so dürfen Sie auf keinen Fall hier bleiben, sondern müssen einen Ort mit gesunder reiner Waldbluft aussuchen. In Thüringen zum Beispiel. Das ist das Erste, das Hauptsächliche, das Wesentlichste. Doch verstehen Sie wohl, — nicht auf einige Wochen oder Monate, sondern Sie müssen diese Stadt gänzlich verlassen und für immer eine gesunde Waldbluft athmen.“

Trostlos verließ Edgar den Arzt, hegte aber doch in seinem Innern noch einen Schatten von Hoffnung. Konnte sich der gelehrte Herr nicht geirrt haben? Das gehörte ja nicht zu den Unmöglichkeiten. Edgar beschloß, noch einen andern Arzt, der ihm als scharfsichtig und sehr gelehrt bekannt war, um seine



Meinung zu befragen. Unverzüglich begab er sich zu ihm, theilte mit, was ihm begegnet war, und hielt auch mit der Meinung des Versicherungsarztes Dr. Roth nicht zurück. „Und nun sagen Sie mir Ihre aufrichtige Ansicht, Doktor!“ schloß er. „Ist mein Zustand wirklich gefährlich?“

Doktor Bertram machte ein sehr ernstes Gesicht und schüttelte bedenklich den Kopf.

„Doktor Roth ist ein sehr geschickter und erfahrener Mann,“ sagte er. „Ein Mann, der sich nicht leicht Täuschungen hingibt. Indes wollen wir sehen.“

Wiederum erfolgte eine genaue Untersuchung, sorgfältiger noch, als die vorige, sie führte aber leider zu keinem andern Resultate.

„Ich bedaure, Herrn Doktor Roth Recht geben zu müssen,“ sagte Doktor Bertram mit aufrichtiger Theilnahme. „Die einzige Möglichkeit, Ihr Leben noch längere Zeit zu erhalten, beruht auf dem Wechsel Ihres Wohnortes. Hier in dieser Stadt können und dürfen Sie nicht bleiben, und außerdem müssen Sie sich gar sehr vor Erkältungen hüten, welche leicht die schlimmsten Folgen nach sich ziehen können.“

Mit tiefster Niederge schlagenheit vernahm Steinbrunn diesen Ausspruch. An dem übereinstimmenden Urtheile zweier so gelehrter Aerzte konnte nicht länger Zweifel gehegt werden.

„Nun denn, so geschehe des Herrn Wille,“ sagte Edgar seufzend. „Wenn mir der gütige Gott nur noch so viel Zeit vergönnt, daß ich die Ausbildung meiner zwei Söhne bis zum Abgang nach einer Universität vollenden kann. Dort müssen Sie dann sehen, wie Sie sich selbst weiter helfen.“

Doktor Bertram sprach ihm, so viel er konnte, guten Trost ein, und gab ihm die feste Versicherung, daß er keineswegs ein naheß Ende seines Lebens zu befürchten brauche.

„Befolgen Sie nur die nöthigen Vorsichtsmaßregeln,“ sagte er, „und es wird Alles besser gehen, als Sie jetzt fürchten und glauben.“

Es blieb nun dem tiefgebeugten Edgar nichts weiter übrig, als seiner Frau die gemachten Erfahrungen mitzutheilen, und mit ihr die weiter zu thunenden Schritte zu überlegen. Frau Steinbrunn erschraf bis ins innerste Herz hinein, als Edgar ihr noch am nemlichen Abende die nöthigen Eröffnungen machte, suchte sich aber schnell zu fassen, und auch ihrem Gatten Ermutigung einzusprechen. Daß sie ihren jetzigen ungesunden Wohnort verlassen mußten, stand bei Beiden von vornherein fest; und es handelte sich nur noch um die Wahl eines zukünftigen Wohnortes. Aber auch damit kamen sie bald ins Reine.

„Doktor Roth hat mir irgend eine Stadt am Fuße des Thüringer Waldes vorgeschlagen, und Doktor Bertram diesen Vorschlag gebilligt,“ sagte Edgar. „B . . . ist eine ziemlich ansehnliche Stadt, und ringsum von den herrlichsten Laubwäldern umgeben, wie denn die Stadt überhaupt eine äußerst gesunde Lage hat. Außerdem habe ich dort zweifelsohne Gelegenheit, durch meine Thätigkeit als Privatlehrer unseren Unterhalt zu verdienen, wozu noch kommt, daß daselbst der Rechtsanwalt Anton Dorn, der Mann meiner Cousine Julie, wohnt, durch dessen Empfehlungen ich gewiß bald sehr werthvolle Bekanntschaften machen werde.“

Der arme Steinbrunn! Er wußte ja nicht, und hatte keine Ahnung davon, wie nichtswürdig er von diesem seinem Verwandten hintergangen und betrogen worden war. Seine Frau, natürlich eben so unbekannt mit den Verhältnissen, wie er selbst, gab ihre freudige Zustimmung zu erkennen, und der

Beschluß, B. zum künftigen Wohnorte zu erwählen, wurde gefaßt.

Einige Wochen vergingen noch in Abwicklung verschiedener Geschäfte, mit dem Verkaufe der Möbel und sonstiger Besorgung nothwendiger Dinge, wie sie ja immer ein solcher Umzug mit sich bringt, und dann endlich wurde die Reise nach dem neuen Wohnorte angetreten.

Es war an einem Sonnabende, als die Postkutsche—Eisenbahnen gab es damals noch nicht,—vor dem Gasthose zum Stern in B . . . Halt machte. Der Wagen war vollständig besetzt und selbst auf dem ungeschützten Verdecke desselben hatten mehrere Platz nehmen müssen. Unter diesen letzteren befand sich auch Edgar Steinbrunn, welcher ebenfalls im Innern des Postwagens keinen Platz gefunden hatte, und nun, bis auf die Haut durchnäßt, von oben herunter stieg. Stunden lang hatte er ohne Schirm und Schutz in strömendem Regen gegessen, und zitterte jetzt natürlich vor Kälte und Nässe. Aus dem Innern des Wagens kam Frau Steinbrunn mit ihren beiden Knaben, und erschraf heftig, als sie den Zustand bemerkte, in welchem ihr Mann sich befand.

„Mein armer Edgar! du bist ja völlig durchweicht sein!“ rief sie aus.

„Gewiß, das bin ich,“ erwiderte er, zugleich lächelnd und zähneklappernd. „Aber es ließ sich einmal nicht ändern. Suchen wir schnell nach einem passenden Unterkommen.“

Dieses fand sich im Stern, und die Frau Edgars bestand darauf, daß er sogleich zu Bette ging und ein Paar Tassen heißen Thee zu sich nahm.

Die nächste Nacht verging ruhig und am nächsten Morgen kühlte sich Edgar weniger angegriffen, als er Abends vorher gefürchtet hatte.

„Wir müssen uns ohne Zögern nach einer Wohnung umsehen,“ sagte er nach eingenommenem Frühstück. „Das Gasthaus-Leben ist theuer, liebe Frau, und du weißt, unsere baaren Mittel sind nicht eben bedeutend. Wieviel Geld ist uns nach der Reise hierher noch übrig geblieben?“

Frau Steinbrunn zählte. Der ganze Baarvorrath bestand in etwas über sechshundert Thalern. Edgar zuckte die Achseln. „Freilich nicht viel,“ murmelte er. „Um so schneller müssen wir uns umthun, damit wir wieder zur Ruhe kommen.“

Er machte sich mit seiner Frau auf den Weg, und bald hatten sie in einer gesund gelegenen Vorstadt ein Haus gefunden, das ihnen für ihre Zwecke ganz passend erschien. Es war noch neu, lag auf drei Seiten frei, und hatte einen kleinen Vorplatz, der durch ein eisernes Geländer von der Straße getrennt war. Sein Inneres enthielt zwei Wohnzimmer, drei Schlafzimmer und ein hübsches Dachstübchen. Hinter dem Hause befand sich ein kleiner Garten, und jenseits desselben ein Feld, das aber nicht zu dem Hause gehörte. Ein anstoßendes Haus war dem ersten ähnlich, hatte aber einen großen, fruchtbaren Garten. Eine Bewohnerin dieses Hauses führte die Miethslustigen in dem andern herum. Ihre Tracht war die einer Herrnhuterin. Sie war nicht mehr jung, zeigte aber ein angenehmes Betragen und hatte gutmüthige, blaue Augen.

„Der Miethzins beträgt zweihundert Thaler jährlich,“ antwortete sie auf eine Frage von Frau Steinbrunn. „Das Haus gehört dem Fabrikanten Hallberg, aber an diesen darfst du nicht wenden, sondern an den Agenten, welcher die Vermietzung von Herrn Hallberg's Häusern zu besorgen hat. Es ist dies der Advokat Anton Dorn. Wenn du dich entschließt, das Haus zu nehmen, wirst du es angenehm und gesund fin-

den." Steinbrunn stuzte, als die Frau Dorn's Namen nannte.

"Das muß der Mann meiner Cousine Julie sein," flüsterte er seiner Frau zu. "Ich werde sogleich zu ihm gehen."

Dies geschah, aber er traf den Advokaten nicht zu Hause, wogegen ein Schreiber ermächtigt war, den Miethsvertrag abzuschließen. Steinbrunn mietete das Haus, erwähnte aber dem Schreiber gegenüber nichts von seiner Verwandtschaft mit dem Rechtsanwalt.

Am nächsten Tage wurde die neue Wohnung nothdürftig eingerichtet, wobei die Herrnhuterin den neuen Miethsleuten freundlich zur Hand ging.

"Sie sind sehr gütig," sagte Frau Steinbrunn zu ihr, "und Sie werden mir gewiß nicht verhehlen, wem ich so zu Danke verpflichtet bin."

"Du kannst mich Martha nennen," lautete die Antwort. "Ich wohne nebenan bei meinem Vetter Samuel Lynn, welcher Werkführer in der großen Handschuhfabrik des Herrn Hallberg ist."

"Herr Hallberg ist wohl ein reicher Mann?"

"Ja gewiß, er ist sehr reich! Sein Haushalt kostet schweres Geld, und doch legt er noch jedes Jahr ansehnliche Summen zurück. Auch erfreut er sich der allgemeinen Achtung — nicht seines Reichthums wegen, sondern weil er ein durch und durch gerechter und edler Mann ist. Nur schade, daß sein Sohn ihm so viele Sorge macht. Er hat nemlich einen Sohn und eine Tochter."

"Sein Sohn bereitet ihm Kummer? Hat er vielleicht schlechte Eigenschaften?"

"Oh nein, nicht das! Aber der arme Knabe ist sehr krank. Im Alter von vierzehn Monaten ließ ihn die Wärterin die Treppe hinunterfallen, und seit jener Zeit kann er sich nicht wieder erholen. Der arme Knabe muß häufig große Schmerzen erleiden, und wird auf seine ganze Lebenszeit lahm bleiben. Von Gesicht ist er schön, aber seine Krankheit macht ihn oft verdrießlich und übelhumorisch. Er lernt viel aus Büchern und sein Lehrer, der im Lateinischen und Griechischen sehr tüchtig ist, besucht ihn täglich, um ihn zu unterrichten. Aber seine

Krankheit ist und bleibt unheilbar, und das verursacht Herrn Hallberg vielen Kummer."

Am folgenden Tage stand Frau Steinbrunn sehr zeitig auf, um wieder an ihre Geschäfte zu gehen, wandte sich aber vorher zu ihrem Manne, der schwer athmend und mit offenen Augen in seinem Bette lag.

"Johanna," leuchtete er, "ich bin sehr krank."

"Wie Edgar, krank? Was fehlt dir?"

"Alle Glieder thun mir weh, der Kopf schmerzt mich, und ich brenne vor Fieber. Die ganze Nacht habe ich schon gespürt, daß es so kommen wird."

Sie beugte sich zu ihm nieder, befühlte seine Hände und sein heißes Gesicht, und überzeugte sich freilich, daß der Arme im heftigsten Fieber lag. Ein Arzt wurde geholt und sein Ausspruch lautete nicht eben tröstlich.

Neun lange Wochen lag der beklagenswerthe Mann auf einer Stelle. Seine Frau war durch die Nachtwachen, sowie durch Angst und Sorge ebenfalls zu einem Schatten abgezehrt. Ihr Körper war müde, ihr Herz war krank.

Du weißt vielleicht nicht, freundlicher Leser, was Krankheiten für Kosten verursachen. Johanna wußte es nun.

Endlich schien sich der Zustand des Kranken der Besserung zuguneigen. Er konnte sein Bett verlassen und wieder im Zimmer umherschleichen. Nun ließ es ihm auch keine Ruhe mehr, und er empfand den heftigsten Drang, die verlorene Zeit wieder einzubringen, und sich nach Familien umzusehen, wo er Unterricht ertheilen und seine vielfachen Kenntnisse verwerthen könnte.

"Du mußt zu meiner Cousine Julie Dorn gehen, Johanna!" sagte er. "Sie muß mir Empfehlungen von ihrem Manne verschaffen."

Johanna weigerte sich dessen nicht. Sie fragte Martha nach Dorn's Wohnung und begab sich dorthin. Ein stattlicher Lakai nahm sie in Empfang und führte sie in ein prachtvoll möblirtes Wohnzimmer, wo sie Frau Dorn antraf. Diese war höchst elegant gekleidet, und empfing ihren Gast mit kalter, abstoßender Miene.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Wunder des Meeres.

Nach Quellen bearbeitet von J. Jauch.

### VI. Die Fische.

Und Gott sprach: „Es erzeuge sich das Wasser mit webenden und lebendigen Thieren.“ 1. Mose 1, 20. 21.



Und sind wir endlich bei denjenigen Thieren angelangt, welche in der großen Schöpfungsgeschichte als Repräsentanten der Meeresbewohner gelten, nemlich: Die Fische, eine Klasse kaltblütiger, wasserleibiger Wirbelthiere mit beschuppeter Haut, Kiemenathmung und einem Herzen, das eine einfache Vorkammer und Kammer hat. Ihre Gestalt ist im Allgemeinen eine spinselförmige, auch schiffartige, und schon dieses zeigt, wie jedes lebendige Wesen von seinem Schöpfer für das Element und die Umstände, worin es sich befindet, so weise und zweckmäßig geschaffen wurde.

Ohne hier in das Naturgeschichtliche dieser Thiere besonders einzugehen, seien aus den tausenden von Fischarten nur einige wenige derselben als Merkwürdigkeiten hervorgehoben. Und da begegnen wir denn gleich einer Scene, welche unsere

Aufmerksamkeit fesselt. Es ist ein Schauspiel in der Luft, eine Schar fliegender Fische, von einem Seeraubvogel verfolgt. Daß es auch fliegende Fische gebe, wollte eine Mutter einst ihrem von der See heimkehrenden Sohne, der ihr von solchen erzählte, durchaus nicht gelten lassen, und sie sagte kopfschüttelnd: „Johann, Johann, das ist unmöglich, versuche mir nur da keinen Wären aufzubinden!“ Als aber ihr Sohn fortfuhr und erzählte, man habe beim Fischen im rothen Meere neulich ein goldenes Rad mit Diamanten besetzt in einem Netz mit herausgezogen und dasselbe für ein Rad vom Wagen Pharaos gehalten, das noch vom Untergang der Egyptianer herrühre, sprach sie: „O, das ist ganz wahrscheinlich! so was kann ich eher glauben, aber sage mir nur nichts mehr von fliegenden Fischen!“

Aber es gibt dennoch fliegende Fische, ebensowohl als schwimmende Vögel. Die Flossfiebern an der Brust der fliegenden Fische sind sehr lang und mit einer Haut überzogen,



Durch deren Hülfe kann sich der Fisch eine Zeit lang in der Luft erhalten. „Aber erstlich,“ sagt Hebel, „thut das nicht länger gut, als diese Haut naß ist. Sobald sie trocknet, fällt der Fisch ins Wasser zurück. Zweitens, er geht nicht aus dem Wasser ohne Noth, fliegt nicht spazieren für Kurzweil, oder um seine Kunst zu zeigen, sondern wenn ihn ein Raubfisch verfolgt und kann ihm nicht mehr anders entrinne; und darin ist er klüger als mancher Mensch, der schon Hals und

naheilt. Da sieht man eine seltsame Fischjagd in der Luft. Oft erhascht der Raubfisch seine Beute und zieht sie wieder in das Wasser hinab. Oft entgeht sie durch Geschwindigkeit oder Glück. Manchmal ist noch ein ganz anderer Spaß zu sehen. Denn gewisse Raubvögel fliegen über dem Wasser hin und her und stellen den Fischen nach, können ihnen aber nichts anhaben, so lange diese daheim im Wasser bleiben, wohin sie gehören.“



Fliegende Fische und deren Verfolger.

Wein gebrochen hat. Denn der Fisch denkt, man muß seiner Natur und seinem Stand getreu bleiben, so lange man kann, kein Wagstück treiben, wenn's nicht sein muß, nicht oben zum Fenster hinauspringen, wenn die Thüre offen steht. Solche fliegende Fische geben den Schiffsfahrenden, die viele Wochen lang nichts als Himmel und Wasser um sich haben, auf ihrer langweiligen Reise manche Kurzweil, besonders wenn der Raubfisch, welcher sie verfolgt, ebenfalls fliegen kann und ihnen

Eines der vielen in den Fluthen des Meeres sich tummelnden Wesen, das schon so viel von sich reden machte, ist der Hai. Von den vielen Gattungen dieser Klasse sei hier nur der sogenannte Menschenhai, oder Menschenfresser, erwähnt, welcher sich in allen Océanen findet, bis dreißig Fuß lang und über tausend Pfund schwer wird, oben sechs, unten vier Reihen großer Zähne hat, sehr gefräßig, ja das für den Menschen gefährlichste und deshalb gefürchtetste aller Seeun-



geheuer ist. Es quält den Haiisch ein wirklich niemals zu stillender Heißhunger. Alle Nahrungsmittel, welche er verschlingt, verdaut er nur halb und deshalb ist er genöthigt, den fortwährend rasch sich entleerenden Magen immer von Neuem zu füllen. Zur Erläuterung dieser Thatsache hier nur einige Beispiele: In dem Magen eines Weißhai, welcher bei Tadsjon erlegt wurde, fand man einen halben Schinken, einige Schafbeine, das Hintertheil eines Schweins, den Kopf und die Vorderbeine einer Bulldogge, eine Menge von Pferdefleisch, ein Stück Sackleinen und einen Schiffsträger. Schon Gefner erzählt, daß man in einzelnen Haiischen ganze Menschen gefunden haben soll, „zu Marfilien auf eine Zeit in einem ein ganzer gewappneter Mann.“

senfisch seinen Hai zum Raub führe, vielleicht in der Hoffnung, von demselben auch seinen Antheil zu erhalten, Andere, wohl mit mehr Recht, daß er im Geleite des fürchterlichen Raubthieres sich vor den Nachstellungen seiner schlimmsten Feinde, behender Raubfische, sicher fühle, dem Hai aber durch die Gewandtheit seines Schwimmens leicht zu entgehen wisse. Aber ein Verhältniß zwischen beiden scheint übrigens bestimmt obzuwalten, in welchem der Lootsenfisch sich nicht allein um den Hai, sondern dieser sich auch um seinen Führer bekümmert.

Eine andere Curiosität ist der Schwertfisch. Dieser Fisch, aus der Familie der Matresen trägt eine schwertförmige verlängerte Oberkiefer, die ihn eigentlich bloß deshalb merkwürdig macht. Dieses Schwert ist für dessen Träger eine gewaltige



Schwertfisch.

Als ein wirkliches Wunder ist der den Haiisch begleitende Lootsenfisch zu betrachten, welcher jenem zum Begleiter auf seinen Streifzügen beigegeben zu sein scheint. „Ich habe immer“, sagt Commerison, „die Erzählung von dem Lootsen des Haiisches für eine Fabel gehalten, mich nun aber doch durch den Augenschein überzeugt, so daß ich nicht mehr an der Wahrheit zweifeln kann. Oft habe ich gesehen, wie ein Lootsenfisch nach dem ausgeworfenen Specke schwamm und dann zurück zum Hai ging, worauf dieser sogleich selbst kam. Fängt man den Hai, so folgen ihm seine Lootsen, bis man ihn emporwindet, erst dann fliehen sie. Finden sie nun keinen andern Hai, so halten sie sich an das Schiff selbst und folgen diesem oft mehrere Tage lang, bis sie wieder ihr Glück gemacht haben. Die Ursache des Freundschaftsverhältnisses zwischen beiden Fischen hat man verschieden gedeutet. Einige glauben, daß der Loot-

Waffe. Selbst Menschen ist der Schwertfisch gefährlich. So versichert ein gewisser Daniel, daß ein in Severn, unweit Worcester badender Mann von einem Schwertfisch durchbohrt und der Uebelthäter unmittelbar darauf gefangen worden sei. Schiffe sind von Schwertfischen mehrmals angebohrt und Planken, welche noch das Schwert in sich tragen, in mehrerer Museen zur Schau ausgestellt worden. Als im Jahre 1725 das britische Königsschiff „Leopard“ ausgehefert werden mußte, fand man in einer Seitenplanke desselben das abgebrochene Schwert eines solchen Fisches, welches die äußere zolldicke Verschalung, einen dreizölligen Pfosten und vier und einen halben Zoll von einer Rippe durchbohrt hatte. Und ebenso entdeckte man in einem aus der Südsee zurückkehrenden Schiffe die ebenfalls abgebrochene Waffe des gewaltigen Ungethüms, welche nicht allein die Verschalung, eine drei Zoll dicke Planke



durchstoßen hatte, sondern auch durch einen zwölf Zoll dicken gebogenen Balken gedrungen war, und noch außerdem den Boden eines Thranfassers zertrümmert haben soll.

Eine Seltenheit unter den Fischen bildet auch unstreitig der sogenannte Kletterfisch, auch Baumkletterer genannt, welchen der Leser auf Seite 266 abgebildet findet. Es ist ein Süßwasserfisch, aus der Familie der Landkriecher oder Labyrinthfische, und bewohnt die Bäche und Seen Borneo's, Java's und des ganzen indischen Archipels und ist merkwürdig durch seine Fähigkeit, sich Stunden, ja Tage lang, auf dem Lande aufzuhalten, wo er mit Hülfe der Stacheln des Kiemenbeckens und der Flossenstrahlen kriecht und oft bis zu einigen Fuß Bäume emporklettern. Blätterförmige, vielkammerige und unter einander verbundene Höhlen in den oberen Schlundknochen, die

des Süßwassers und meint, daß man sie die Hyänen desselben nennen könnte. Im Vergleich zu ihnen sind aber die Hyänen harmlose, die Geier bescheidene Geschöpfe. Die Gefräßigkeit der ersteren übersteigt jede Vorstellung. „Greifen sie,“ schreibt Schomburgk, „einen größeren Fisch an, so beißen sie ihm zuerst die Schwanzflosse ab und berauben damit den Gegner seines Hauptbewegungswerkzeuges, während die übrigen, wie Harpyien, über ihn herfallen, und ihn bis auf den Kopf zerfleischen und verzehren. Kein Säugethier, welches durch den Fluß schwimmt, entgeht ihrer Raubguth; ja selbst die Füße der Wasservögel, Schildkröten und Behen der Alligatoren sind nicht sicher vor ihnen. Sie sind deshalb ein wahrer Schrecken der Bewohner von Britisch-Guinea, deren Gewässer sie bewohnen. Raun, daß sich Gänse und Enten daselbst in das



Fische in ihrem Element.

das eingeschlossene Wasser zurückhalten und ganz allmählig an die darunterliegenden Kiemen abgeben, ermöglichen die zeitweilige Athmung auf dem Trockenen, was ihm denn auch in jenen Gegenden, wo der Fisch lebt, sehr oft gar trefflich zu statuten kommt, indem die genannten Bäche nicht selten zeitweilig auf Wochen lang, vertrocknen und versiegen.

Zur Familie der Lachse gehören auch die Sägesalmen, deren Bauch sägeartig gezähnt ist; vor der Rückenflosse haben sie einen langen Stachel, im Ober- und Untertiefen, eine Reihe großer, dreieckiger Zähne. Sie leben in den Flüssen Südamerikas und sind räuberische Fische, ja wahre Tyrannen. Zwei Arten derselben den Pirai und den Karabensch, bezeichnet Schomburgk mit Recht als die gierigsten Raubfische

Wasser begeben haben, kommen diese Tyrannen bereits herbei und beißen den armen Vögeln die Füße unten rein ab. Es ist ein fremdartiger Anblick, die meisten dieser armen Geschöpfe mit den bloßen Stumpen ihrer Beine umher laufen zu sehen. Selbst Pferde, die man ins Wasser führt, greift der Fisch an und beißt ein Stück aus deren Bein. Ein Reisender sah eines Tages, wie ein Mann seinen Daumen auf solche Weise verlor, indem ihm ein Pirai während des Ruderns denselben abbiss, obgleich er die Hand gar nicht im Wasser gehabt hatte.

Ein anderer Tyrann ist der Seewolf, dem zwar nicht das fürchterliche Gebiß, sondern seine ingrimmige Wuth, welche er bei jeder vermeintlichen oder wirklichen Gefahr an den Tag legt, seinen Namen verschafft hat. Der Ausdruck der



Augen hat etwas Tückisches und sein Wesen entspricht ganz dem Anscheine. Gefangen geberdet sich dieser Fisch wie rasend, tobt in den Regen umher, versucht sie zu zerreißen und beißt mit schlangenartiger Gewandtheit nach jedem Gegenstande, der ihm vorgehalten wird. Selbst außer dem Wasser zappelt er noch lange und behält seine Wuth, so lange er lebt.

Hat der Leser auch jemals von Spritzfischen gehört? Hier ist ein solcher und derselbe sieht höchst eigenthümlich aus. Der Spritzfisch lebt in den ostindischen Flüssen und nährt sich von kleinen Insekten. Wenn er ein solches an einer Wasserpflanze sitzen sieht, oder wenn eines über ihn wegfiegt, so spritzt er bis auf sechs Fuß ein Tröpfchen Wasser darnach und schießt es so herunter. Daraus läßt sich sehen, welch sicheres Auge dieser Fisch haben muß, und auf welche bestimmte Art er seine Muskeln bewegen kann, mit welchen er den Wassertropfen in die Höhe treibt. Die großen Herren halten ihn bewie-



Der Kletterfisch.

gen zum Vergnügen oft in einem Aquarium. Sobald sie ein Nestchen, worauf eine Fliege sitzt, über sein Gefängniß bringen, schießt er die Fliege sogleich herunter. Er thut es mit seiner Schnauze, die wie ein Schnäbelschen geformt ist und nur vorn eine Oeffnung hat, so daß sie ihm zur Spritze dienen muß. Der ganze Fisch ist übrigens nur sechs bis acht Zoll lang. Sein Leib ist dünn, aber breit, fast wie eine Scheibe. Er hat drei schwarze Querbinden mit weißem Saume. Auf der Rückenflosse steht ein schwarzer, ebenfalls weiß gesäumter Fleck wie ein Auge.

Noch sei hier ein anderes Seeungethüm erwähnt: Ein Schriftsteller, welcher zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts nach Siam reiste und 1685 seine Reisebeschreibung herausgab, erzählte unter Anderem: „Es war großer Lärm unter den Schiffleuten. Alle griffen zu den Waffen, und man sah nichts als Spieße, Harpunen und Flinten. Ich selbst lief herbei und sah einen großen Fisch, wie ein Rocher, außer daß er zwei Hörner hatte wie ein Ochse. Er war immer von einem weißen Fisch begleitet, welcher von Zeit zu Zeit aufs Plänkeln

ausging und sich dann wieder unter ihm versteckte. Zwischen seinen Hörnern trug er einen kleinen grauen Fisch, den man des Teufels Loothen nannte, weil er ihn leitet und kneipt, wenn er Fische bemerkt; auf diese stürzt dann der Teufel mit der Schnelligkeit eines Pfeiles.“

Nach obigem Schriftsteller sprechen noch andere Reisende und Forscher von denselben „Teufeln“ ausführlich; unter Andern auch Le Vaillant, welcher unter dem zehnten Grade nördlicher Breite drei von ihnen beobachtete. Auch diese waren von Loothenfischen umgeben, und jedem saß auf dem Horn vor dem Kopfe ein weißer, armbider, langer Fisch, welcher ihn zu leiten schien. Es gelang, den kleinsten der drei Rochen zu fangen, und man fand, daß es ein Rocher war von einundzwanzig Fuß Länge ausschließlich des zweiundzwanzig Zoll langen Schwanzes. Das Maul war so weit, daß er leicht einen Menschen verschlucken konnte, der Rücken braun, der Bauch weiß. Das Gewicht schätzte man auf zwanzig Centner.

Man könnte versucht sein, diese Erzählungen mit Mißtrauen aufzunehmen, wären nicht neuerdings wiederholt ähnliche Riesen beobachtet worden. Bei New York tödtete man einen Rochen, welcher fast die Größe eines Wallfisches und ungefähr zehntausend Pfund an Gewicht hatte. Sein Leib war fünfzehn, der Schwanz vier Fuß lang; die Breite von einer Brustflosse zur andern betrug achtzehn Fuß. Die Kräfte von zwei



Der Spritzfisch.

Geßpann Ochsen, zwei Pferden und zweiundzwanzig Menschen reichten kaum hin, um das Ungethüm ans Land zu ziehen.

Eine merkwürdige Erscheinung unter den Wasserbewohnern bildet auch besonders der Aal, namentlich der electrische oder Zitteraal. Nicht nur der Aal, sondern auch verschiedene andere Fische, aber erstere besonders, besitzen ein electrisches Organ, das im Allgemeinen aus Fächern oder Zellen mit faseriger Wendung und einem gelatinösen Inhalt besteht. Das Organ erhält bei dem Zitteraal vom Rückenmark, bei den andern vom Lungenmagennerven sehr starke und zahlreiche Nervenstränge, welche die Erzeugung der Electricität bedingen.

Humboldt und Bonpland stellten die ersten genauen Untersuchungen über den Zitteraal an, der in den süßen Gewässern Südamerikas, sowohl in den Teichen, als in den schwachfließenden Bächen und Flüssen Surinams, Guiana, Columbia und überhaupt in allen Theilen des warmen Amerika unter dem Namen „Temblador“ gekannt und gefürchtet ist. Die beiden Reisenden hatten lange umsonst Geld und Versprechungen angewandt, um lebende Zitteraale zu bekom-



men. Eine fast kindische Furcht der Eingebornen überwog alle angebotenen Vortheile.

Humboldt und seine Begleiter begaben sich an den Rand eines Teiches, in welchem sich viele Zitteraale befanden. Nun fingen die Indianer auf den benachbarten Steppen etwa dreißig halbwilde Pferde und Maulthiere ein. Die Pferde wurden gegen den Teich getrieben und gezwungen, sich in das Wasser zu begeben. Die Indianer umstellten mit langen Stangen den Teich, einige stiegen auf die am Ufer befindlichen Bäume, deren Zweige über das Wasser hingen, und trieben durch ihr Geschrei und ihre Stangen die Pferde, welche mit Gewalt an's Ufer wollten, immer wieder zurück. Nun ent-

stand der sonderbarste Kampf zwischen den Aalen und den Pferden. Erstere, erschreckt durch den Lärm der Menschen und Pferde, verteidigten ihr Gebiet durch Austheilung gewaltiger electrischer Schläge. So dauerte das Schauspiel fort, bis zuletzt einige Pferde zwar durch die electrischen Schläge betäubt, niederfielen und ertranken, die Aale aber endlich ihre electrische Kraft für die Gegenwart erschöpft hatten und nun ohne alle Mühe gefangen werden konnten.

Die Empfindung, welche durch die Entladung eines Zitteraales hervorgebracht wird, ist ganz eigenthümlich, der Schmerz so stark, daß ein Mensch nach einem solchen Schlag nicht leicht einem zweiten sich aussetzen begehrt.

## Echos neu-französischer Lyrik.

Von A. L.

### hoffnung.

Auf morgen hoffe, Kind, auf morgen hoffe du,  
Der Zukunft traue froh, die segnend näher treift,  
Und zeigt im Osten sich das erste Morgenroth,  
O laß uns beten, Kind, zu Ihm, der's tagen heißt.

Ach, unfre Fehler, Kind, erzeugten unser Weh,  
Laß uns noch länger knie'n — ob Er sich zu uns neigt,  
Die Unschuldsvollen, wenn Er die gesegnet hat,  
Die Reuollen dann — kommt Er zu uns vielleicht.

B. Hugo.

### Die Waisen.

Wo find, Gott, Die, die uns so hoch gegolten  
In dieser Welt,

Wo find, die unfre Schritte lenken sollten,  
Wie's dir gefällt!

Wer ist nun unser Schützer und Verather  
In Spiel und Pflicht,

Ach, alle Kinder haben einen Vater,  
Doch wir nur nicht.

Die Mutter ist im bessern Lande drüben  
Und unbetrübt,

Doch uns ist Niemand auf der Welt geblieben,  
Der uns noch liebt.

O horchet auf des Herzens leises Flüstern:

Müht aufwärts sehn,

Ein Vater wohnt verwaifeten Geschwistern  
In Himmelshöhn.

Mde. A. Tarsee.

### Das Grab und die Rose.

Es sprach das Grab zur Rose:

Was machst du Liebesblume,  
Was machst du mit den Berlen,  
Die dir die Morgenröthe  
In deine Kelche träuft?

Die Rose sprach zum Grab:

Was machst du mit den Lippen,  
Von denen Balsamtöne  
Und Weisheitsprüche flossen?

Was mit den Augensternen,  
Die Licht und heiliges Feuer

In alle Herzen sprühten?

Was mit den Jugendblüthen,  
Die rüchelnd niederfinken

In deinen offenen Schlund?

Die Rose sprach: die Thränen,

Mit denen mich Aurora

Am Morgen früh bethaut,

Die wandle ich in Düste,

In süße Wohlgerüche,

In frühroth-helle Farben,

Ringsum die Luft zu würzen

Und alles zu erfreuen.

Da sprach das Grab zur Rose:

Bebauernswerthe Blume;

Sieh', jede reine Knospe,

Die von dem Baum des Lebens

Noch in mich niederfant,

Die reise ich zu Blüthen

In Edens sel'gen Gärten;

Zu himmlisch-schönen Engeln;

Umstrahlt vom Glorienschimмер

Der Unvergänglichkeit.

Frei nach B. Hugo.

## Der Stammgast.

Eine wahre Geschichte erzählt von C. F. Schöpflin.



In einer unserer großen Städte ist in dem Erdgeschos eines großen Gebäudes an einer Hauptstraße eine vielbesuchte Wirthschaft. Unter den vielen Gästen, die dort aus- und eingehen, konnte man täglich eine etwas auffallende Persönlichkeit sehen; wir wollen den Mann Gemüthlich nennen, denn das ist er, in hohem Grade, nur schade, daß seine Gemüthlichkeit ihn ins Verderben führte. Herr Ge-

müthlich ist ein noch ziemlich junger, wohlbeleibter Mann, mit einem freundlichen, bartlosen etwas listigen Gesicht, und sein geschmeidiges Wesen macht ihm die Leute auf den ersten Anblick zu Freunden. Seine Kleidung war immer musterhaft und zeugte davon, daß er ein fleißiges Weib und ein gutes Heim besaß, auch fehlte es ihm nicht an Geld, noch an Liberalität.

In der Wirthschaft war Gemüthlich ein gern gesehener Gast; ein Freund, der in Geschäften zufällig einmal hinfam, erzählte mir, wie sich derselbe dort daheim fühle, wie er die besten Getränke kenne, und wisse, in welchem Schrank die besten Würste und Schinken und sonstige gute Sachen sich befänden und wie ihm Vorrechte erlaubt werden, wie sie kein Anderer sich anmaßen durfte; er war ein sogenannter Stammgast; als solcher hatte er vom Wirth ein besonderes Glas, mit silbernem Deckel zum Geschenk bekommen, das natürlich immer in der Wirthschaft blieb, aus dem aber kein Anderer trinken durfte. Gar viele, viele Stunden verbrachte er hier in gemüthlicher Gesellschaft, und ein mancher Thaler seines Verdienstes wanderte in die Tasche des schmunzelnden Wirths. Vielleicht wunderst du dich darüber wie Gemüthlich zu solcher Bekanntschaft gekommen ist. Das ist nun freilich schwer zu sagen, aber das weiß ich, daß es nicht immer so war, einmal begte man auch in anderen Kreisen für ihn die schönsten Hoffnungen, es lag eine Zeit nicht allzuferne in der Vergangenheit, wo er als vielversprechender Jüngling, ein frommes fleißiges Mädchen zum Altare führte, und manches Mädchenauge beneidend nach dem glücklichen Paare schielte; in dem Geschäfte, in dem er lange Zeit arbeitete, besaß er die Gunst und das Vertrauen der Arbeitgeber in hohem Grade, und manches schöne Geschenk wanderte von ihnen in sein glückliches Heim. Mehrere schöne, versprechende Kinder beglückten ihr eheliches Leben. Auch in religiöser Beziehung ließ er Gutes hoffen. Von Sonntag zu Sonntag konnte man ihn mit seiner Familie sehen zum Hause Gottes gehen, und das Wort Gottes rührte ihn und brachte ihn zu guten Entschlüssen; er schloß sich einer Kirche der Ev. Gem. an, erfuhr aber niemals die Erneuerung seines Herzens durch den heiligen Geist, doch war er für mehrere Jahre ein fleißiger und pünktlicher Kirchengänger, und besaß die Achtung der Kirchenglieder in hohem Grade. Als ein wohlwollender und gütiger Hausvater ließ er es seiner Familie an keiner Bequemlichkeit fehlen, und seine Gattin war stets beflissen, das schöne weiße Häuschen, das sie ihre Heimath nannten, und das in einer guten Straße steht, zu einem Muster von Ordnung und Reinlichkeit zu machen, und Jeder, der über ihre Schwelle trat, pries die Leute glücklich. Aber es sollte nicht immer so bleiben. Herr Gemüthlich wurde auf die eine oder die andere Weise zum Besuch der Wirthshäuser gebracht, und dieses wurde bei ihm endlich Gewohnheit, bis er es so weit gebracht hatte, daß er ein Stammgast war, wie wir oben gesehen haben; dieses kam zwar nicht auf einmal, lange Jahre hindurch war er ein sogenannter mäßiger Trinker, und entschuldigte den Besuch des Wirthshauses, wie viele Andere, damit, daß er nur trinke, was seinem Körper dienlich und nöthig sei. Zwischen den regelmäßigen Mahlzeiten, oft auch des Morgens, um vorgeblich seine Familie zu schonen, nahm er seine Mahlzeit im Wirthshause ein und vielleicht war hieran in etwas seine Frau zu beschuldigen. Die traurigen Folgen des Wirthshausbesuches ließen nicht lange auf sich warten. Herr Gemüthlich wurde ein leidenschaftlicher Trinker, und ein immer größerer Theil seines Verdienstes wanderte

ins Wirthshaus. In der Familiekehrte die Armuth ein, der Kirche wurde natürlich der Rücken gekehrt, und es ging schnell dem Verderben entgegen. Von Zeit zu Zeit wurden ihm zwar ernstliche Vorstellungen gemacht, sein Weib ließ nichts unberücksichtigt, oft—mit fast gebrochenem Herzen, und weinenden Augen, bat sie ihn doch um seiner Kinder willen, in sich zu schlagen, sein Prediger und seine christlichen Freunde besuchten ihn häufig, ermahnten ihn aufs eindringlichste, doch das Trinken berauschender Getränke aufzugeben, und bei dem Herrn Hülfe zu suchen. Sie beteten mit ihm, und bewogen ihn, mit zerknirschem Herzen, ein Enthaltensgelübde zu unterzeichnen, mit dem feierlichem Versprechen keinen Tropfen mehr zu trinken. Aber alles war vergeblich. Es ging immer schneller dem Abgrunde zu.

Das Trinken wurde immer stärker, die Kirche, und christliche Freunde hatten keinen Einfluß mehr über ihn, seine Verschwendung führte ihn zur Unehrllichkeit, und seine gütigen Arbeitgeber mußten ihn endlich entlassen. Sein noch junges Weib sank gebrochenen Herzens ins Grab, und seine Kinder wurden Waisen. Da, noch einmal schien es, als wollte er sich ändern, noch einmal fing er an den Herrn zu suchen, durch die Bitten der sterbenden Gattin bewegt, und sich über die Kinder erbarmend, versuchend seine Arbeitgeber nochmals mit ihm; nachdem er seine Gattin begraben, konnte er wieder an seine frühere Arbeit gehen. Aber siehe da, er war nicht los von der alten Gewohnheit. Gänzlich in die alten Sünden zurücksinkend, wurde er zum zweiten mal entlassen. Und nun noch eine Schlussscene, die sich in der bekannten Wirthschaft zutrug, und die ein Augenzeuge erzählt wie folgt:

Herr Gemüthlich trat an den Schenkisch in Gegenwart mehrerer Gäste, und verlangte ein Glas Bier. „Hast du Geld? Zuerst Geld her,“ herrschte der Wirth ihn an. „Ich bezahle später.“ „Nichts später. Geld her oder ich gebe dir nichts!“ Und der ehemalige Stammgast wurde abgewiesen.

Brennende Gluth auf seinen Wangen stand der Arme zitternd in einer Ecke, bis der Wirth das Lokal verließ. Schnell tritt er nun heran, und fordert von dem Angestellten ein Glas Bier. Es wird ihm verabreicht, mit unbeschreiblicher Hast wird es an die Lippen geführt, und auf einen Zug geleert. „Bezahlen!“ sprach der Kellner. „Ich habe kein Geld, ich zahle später.“ „Dann hinaus mit dir, du Hallunke; hast du mich überlistet, und betrogen? Unterstehe dich nie wieder hier herein zu treten, oder du wirst sehen wie es dir geht.“

Und hinaus ging er, und mußte gehen, hinaus aus der Wirthschaft wo er sein Geld verzehrt, sein Glied und auch den Wohlstand seiner Familie geopfert hatte—hinaus auch aus seinem Hause, denn es war nicht mehr sein, es war in andere Hände übergegangen, hinaus aus der Stadt, in der er so gut bekannt war. Hier ist seines Lebens nicht mehr länger. Fort, fort trieb's ihn, und fort ist er gegangen, wohin weiß der Herr; wir aber wollen beten, daß der gütige Gott in seinem Erbarmen auch diesen so tief Gefallenen noch retten möge.

## Der Pilot.

Glaube stehet still erhoben  
 Ueberr'n nächst'gen Wellenlang,  
 Liefest in den Sternen broden  
 Fromm des Schiffleins sichern Gang.

Liebe schwellet sanft die Segel,  
 Dämmernd zwischen Tag und Nacht  
 Schweifen Paradiesesvögel,  
 Ob der Morgen bald erwacht?

Morgen will sich kühn entzünden,  
 Nun wirb's mir auf einmal kund:  
 Hoffnung wird die Heimath finden  
 Und den stillen Ankergrund.



## Skizzen von Japan.

Von Ad. Salmhuber mit Originalzeichnung.

Wie ein Japaner den Anfang der Christlichen Missionsgeschichte in Japan (A. D. 1540)

schildert. — (Schluß.)

Nobunaga befahl, daß das Schiff, welches die weiteren Missionare bringen sollte, nach Obama in Wakasa komme, damit er sich nicht mit Kiuzoji, dem widerspenstigen Gouverneur von Nagasaki, herumschlagen müsse. Sie kamen von dort auf dem Bibasee nach Otsu, und von dort nach Kioto, woselbst Nobunaga seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Ihre Namen waren Flatten Padre, Keritori Truman

Gestalt jener edlen Männer—denn edel waren sie—läßt unser Erzähler seinen ganzen Witz aus, im Uebrigen bleibt er ziemlich wahr. Die Missionsgeschichte sagt über sie Folgendes: Sie kamen mit dem Japanesen Hanshiro und mit Franz Xavier [Urutan (?), also nicht erst später] ins Land. Da sie im Besitz einiger ärztlichen Kenntnisse waren, so bedienten sie bereitwillig und unentgeltlich die Kranken, und wurden von den Eingeborenen als Freunde betrachtet, deren Leben und Talente einzig ihrem Wohl gewidmet wären. Sie mischten sich nicht in Politik; unbelästigt von der Regierung kümmerten sie sich auch nicht um ihre Sachen, und dem Beispiel des selbstver-



Buddhistische Iko oder Giken.

und Mirisu Truman. (Unser Geschichtschreiber sagt, Truman heiße „Schüler.“ Ob in der lateinischen, spanischen, hebräischen Sprache oder sonst einer, das muß ich dem Urtheil Anderer überlassen. So sind auch die Namen ganz unverständlich, da sie entweder bis zur Unkenntlichkeit japanisirt oder ganz unrichtig sind. Unser Historiker scheint seine Quellen mit Urutan erschöpft zu haben und macht's nun mit Flatten und den Jüngern ganz kurz. Er sagt:)

Die beiden Schüler waren ausgezeichnete Aerzte und konnten irgend eine Krankheit heilen. Sie behandelten die kranken Armen unentgeltlich und nahmen nur von denen Geld an, welche wohl bezahlen konnten. Flatten war einen Fuß und einen halben größer als Urutan (also 10½ Fuß lang); seine Gesichtsfarbe war kränklich und sein Haar gelb. (An der

läugnungsvollen Xavier folgend, beschränkten sie sich ausschließlich auf die eigentliche Aufgabe ihrer Sendung. Sie waren wirklich und aufrichtig vom Volke geliebt und geachtet, und dieses bewies sich eben so freundlich als gelegig gegen seine neuen Wohlthäter. Nach Verlaufs von wenigen Jahren zählten die Missionare schon viele Tausend Befehrte und eine ganze Reihe von Kirchen erhob sich im Lande.)

Als Presente brachten sie sechs verschiedene Arten: Parfümerie, zehn Hundefelle, einen Agattisch, zehn Tigerfelle und fünfzig Stücke farbiger Wollstoffe in fünf verschiedenen Farben. Nobunaga war höchst erfreut über die neuen Ankömmlinge und gab ihnen auf Ansuchen der Aerzte Land zu Zibutiyama in Goshiiu, um medizinische Pflanzen zu ziehen. (Obgleich dieselben Arten von Pflanzen zu verschiedenen Zeiten

auch anderswo gepflanzt wurden, so sollen sie doch nirgends so gerathen, wie eben hier. „Da nun unser Geschichtschreiber der Details müde wird, so wollen wir ihn verlassen.“ So sagt der Uebersetzer jenes Buches, berichtet aber über den Gegenstand selbst weiter, wie folgt:)

Die so gepflanzte christliche Kirche nahm zu und blühte, und andere Kirchen wurden gebaut. Ein Herr Maschi, ein Japanese, sagt, daß einst der ganze Grund, welcher Seganji heißt (in Kioto, wie ich vermuthet), und jetzt von Guckkasten, Hanswursten, gemeinen Theatern und dgl. bedeckt ist, von christlichen Kirchen eingenommen war. Zur Zeit des Schogun Taiko Hidetschi trat die Reaktion ein (deren Gewalt das kaiserliche Edikt bezeugt, wonach „das ganze Geschlecht der Portugiesen mit ihren Mittern, Frauen und was immer zu ihnen gehört, für ewige Zeiten aus dem Reiche verbannt sein soll.“) Die Priester wurden getödtet oder aus dem Lande vertrieben, und die Tempel zerstört; und es ist bekanntermaßen erst ein Paar Jahre her, daß das Verbot der christlichen Religion, welches den Hauptplatz an den Brettern für öffentliche Bekanntmachungen durchs ganze Land einnahm, zurückgezogen oder besser wenigstens von den Brettern entfernt wurde. Nur in der Provinz Satsuma verlor der Fluch gegen das Christenthum etwas an seiner Wichtigkeit wegen des Hasses gegen eine Kotte der Honganji Sekte, deren Priester jenes Land an Taiko Hidetschi verrathen haben sollen, indem sie als Führer dienten.

Es scheint, daß in jenen ersten christlichen Kirchen viele kleine Steinbilder aufgestellt waren, welche an die Zjo der Buddhisten erinnern. (Um dem geneigten Leser das Nachfolgende möglichst klar zu machen, habe ich zwei dieser buddhistischen Zjo [sprich weich: Tschjo] auf einem Todtenplatz in Osaka abgezeichnet und hier beigelegt. Diese beiden Zjo sind nur Reliefs, wie sie meist an Grabmälern vorkommen. Es gibt aber auch viele volle Figuren, namentlich in den Tempelnischen. Theilweise stehen sie, theilweise sitzen sie, im Ganzen aber stellen sie doch immer ein und dieselbe Idee vor. Es gibt auch Zjo, deren Bauch ausgehöhlt ist, damit er beim Anwerfen eines kleinen Steines Töne gibt. Dieses Anwerfen kleiner Steine geschieht von den Anbetern, um sich durch den Klang des Zjo dem betreffenden Gott oder besser Geiste anzumelden. Diese Art Zjo heißt Kanlan-Zjo, weil sie beim Anwerfen eines Steines kan! kan! machen; sie scheinen von Erz zu sein, während die andern meist von Stein sind. Unter Zjo versteht man eigentlich sechs buddhistische Götzen, welche oft in Reich und Glied in Tempeln oder längs der Straße angetroffen werden; man findet sie aber auch vielfach einzeln oder zu Paaren oder nur drei von ihnen.)

Diese alten christlichen Steinbilder mußten durch Regierungsbefehl beseitigt werden; etliche wurden in den Ramosfluß oder in den Horisfluß geworfen, und etliche in die Berge getragen. Im Laufe der Zeit wurden manche von ihnen wieder entdeckt und an den Straßen aufgestellt; oft kamen sie mit buddhistischen Zjo zusammen und wurden mit ihnen angebetet, später aber wurde der Gottesdienst dieser Art Schreine verboten und die buddhistischen Zjo mit sammt den christlichen an verschiedene Derter geschleppt. So kam z. B. eine große Zahl derselben nach Kofu, einem Tempel zu Kijomibzu. Da nahezu alle, wenn nicht alle, Ueberbleibsel des ersten Versuchs waren, das Christenthum in Japan einzuführen, so

sind sie wohl unserer Aufmerksamkeit würdig. Die christlichen Priester scheinen echt jesuitisch ihre Lehre der der herrschenden Religion angepaßt zu haben, so daß es oft sehr schwierig ist, einen Jajuzjo als solchen zu erkennen, zumal ihn der Zahn der Zeit benagt hat. (Jaju ist der chinesische Ausdruck für Jesus, wie er von den Japanesen, besonders den Nichtchristen, vielfach gebraucht wird.) Die Zeichen ihrer Authentizität sind diese: Der Jajuzjo ist immer in den Felsen (oder Stein) eingegraben; die Hände sind ineinandergelegt (gefaltet) oder in den Schooß gelegt; ein Jajuzjo sitzt nie auf der Lotuspflanze. Die buddhistischen Zjo haben gewöhnlich einen Stab in der einen und einen Edelstein in der andern Hand; sie sind gewöhnlich auch besser gearbeitet. (Vergl. die Illustration; einer dieser Zjo hat zwar weder Stab noch Ball, er ist aber dennoch ein buddhistischer Zjo.)

Der größte dieser alten christlichen Götzen steht an dem Weg nach Schiratawa, nahe dem Dorfe gleichen Namens. Er heißt Schiratawa Kuwannon und ist in einen Schieferfelsen gehauen. Er war ungefähr acht Fuß hoch, ist aber jetzt in sehr vernachlässigtem Zustande, und es ist aus seiner jetzigen Erscheinung schwierig zu beurtheilen, ob er ursprünglich ein Heiliger oder ein Sünder war. Vor ungefähr drei Jahren fiel sein Kopf herab und derselbe liegt jetzt nahe dem Wibe unter der Erde begraben. Der Hut liegt im Hintergrund des Bildes, und seine Brüste und Arme scheinen sich abgeschiefert zu haben. Die Tradition stellt es als christlichen Ursprungs dar.

Ein Zweig des Schiratawaweges führt durch die Berge nach dem Dorfe Yamanata und weiter nach Gochiu. Es fehlt nicht an Beweisen, daß die christlichen Priester häufig diese Straße zogen, wenn sie nach Kioto gingen; denn dies ist die alte Straße nach Gochiu. Ungefähr 360 Fuß westlich von dem Dorfe Yamanata, an der Grenze zwischen Gochiu und Kioto Ju, steht ein einzelner Fels, der Tai-ishi heißt. (Tai ist der Name eines Fisches, dessen Gestalt der des Felsen einigermaßen gleicht; ischi heißt Stein, jener Name also Tai-Stein.) Gegen Osten, Gochiu zu, sind drei Bilder in diesen Fels gehauen, gegen Kioto zu zwei solche. Sie sind nur Brustbilder und ganz nahe aneinandergereiht. Die Tradition schreibt ihren Ursprung den Christen zu. Sollen die Drei der einen Seite vielleicht die Dreieinigkeit, und die andern Zwei den Vater und Sohn vorstellen? Im Dorfe selbst werden zwei derselben Klasse angebetet, und in der Nähe liegen etliche sechs auf dem Boden herum. Im neunten Ku von Nordkioto, im Bereich eines alten Gebäudes, welches für eine Distriktschule reparirt werden soll, liegt ein Haufen von etlichen und zwanzig derselben. Noch vor ein Paar Monaten lagen sie im Kogawa, einem Zweigfluß des Horisfluß, wohin sie vor Jahrhunderten geworfen wurden. Nun sollen sie zur Reparation jenes Hauses verwendet werden. Vielleicht werden einige der besterhaltenen im Museum zu Kioto ausgestellt.

Unser Glaube mag nun sein, welcher er will (so schließt der Erzähler), wir müssen christliche Helden wie Franz Xavier bewundern, welche dem Reichthum und allen Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens entsagten, sich unerhörten Entbehrungen unterwarfen, und mit dem Leben in der Hand jeder Gefahr trogten, um die Religion des Kreuzes in diesem entlegenen Theil der Welt zu pflanzen, in diesem wahren ultima thule.





## Aus dem Reiche der Todten.

Von W. M.

Das heutige Syrakus ist eine unschöne Stadt, eng zusammengebrängt auf der Insel Ortygia, welche in einem weiten Meerbusen liegt und denselben in zwei ungleiche Hälften theilt. Durch eine Landenge ist diese Insel mit dem Festlande verbunden und gleichzeitig durch ehemals sehr starke, von Kaiser Karl V. erbaute Festungswerke wieder gegen dasselbe abgeschlossen. Das alte Syrakus aber, die größte Stadt des griechischen Alterthums, mit einer ungeheuren Bevölkerung, mächtigem Handel und starker Kraft im Kriege, dehnte sich rasch von der Insel herüber auf das Festland aus. Es zerfiel in mehrere Stadttheile, wovon der östliche den Namen Akhradina hatte, und hier liegen die Katakomben, die unterirdische Todtenstadt des altgriechischen Syrakus. Die Akhradina selbst ist gänzlich verödet, und nur die Steingeleise, die sich in den Felsboden eingeschliffen haben, und hier und da ein viereckig hergerichteter Platz, auf dem ehemals ein Haus gestanden, erinnern noch an die große, herrliche Stadt. Der ganze furchtbare Ernst der Weltgeschichte ist in das todesstarre Antlitz dieser weiten schweigenden Einöde mit monumentalen Zügen eingeschrieben.

Hinter dem jetzt aufgehobenen Kloster der Kapuziner liegen die Latomien jenes Klosters. Es sind ungeheure, tief in die felsige Fläche hineingesenkte Steinbrüche mit senkrechten Wänden, an denen man schon Spuren von Katakomben findet. Wir treffen dort Gräber in Nischen, deren jedes mit einem Grabstein verschlossen ist. Eine weitere, ganz unzweideutige Hinweisung nach den Katakomben findet man in der Kirche St. Lucia, der Schutzpatronin von Syrakus. Aus der großen Kirche führt ein unterirdischer, mit Lichtöffnungen versehener Gang nach einer tief in die Erde gebauten Rundkirche, welche sich an der Stelle befindet, wo die Heilige den Märtyrertod erlitten haben soll. Höchst wahrscheinlich hat man später den unterirdischen Raum nach oben durchgebrochen und so eine vom Tageslicht beleuchtete Kirche geschaffen. Von dem vorhin erwähnten Gange zweigt sich ein zweiter ab, der aber ohne Licht und Führer nicht betreten werden kann; er gehört bereits den Katakomben an und ist ganz mit Grabnischen versehen.

Der Eingang in den zugänglich gemachten Theil der Katakomben ist neben der alten gothischen, später gänzlich veränderten Kirche San Giovanni.—Die Gänge, welche von hier aus unter die Erde führen, sind trotz des harten Felsgesteins schön und regelmäßig ausgehauen; sie sind oft bis zwanzig Fuß breit und so hoch, daß selbst große Personen bequem darin gehen können. Stets münden mehrere dieser Gänge in eine große, runde Kammer, welche oben mit einem sogenannten Luftloch versehen ist. Die Kammer ist nemlich trichterförmig erhöht und verengert sich oben in einen Ring, der durchgebrochen ist, um das Tageslicht einzulassen. Bewundernswerth ist die Sorgfalt und Kunst, mit welcher diese Grabkapellen ausgemeißelt sind; auch die Gänge, welche sie unter einander verbinden, sind in kurzen Zwischenräumen mit solchen Lichtöffnungen versehen. Meist rechtwinklig zum Haupteingang sind die Nebengänge in die Seitenwände eingehauen und in den letzteren fand die eigentliche Leichenbestattung statt. Sie führen tief in den Felsen hinein und in ihrem Fußboden befinden sich hinter einander sarophagartige Vertiefungen, die, nach-

dem der Todte darin bestattet, mit einer Steinplatte verschlossen wurden. Oft liegen in solchen Gängen zwanzig bis vierzig derartige Gräber neben einander; sie sind aber alle leer und weder Leichen noch Knochen sind in ihnen zu finden. Wer kann die Stürme zählen, die zur Zeit der Völkerwanderung und vielleicht schon früher durch diese weite unterirdische Todtenstadt gebraust sind, und wer die Verwüstungen schildern, welche noch in den spätern Jahrhunderten die Gänge hier angerichtet hat!

Es ist manchmal sehr mühsam, in diesen unterirdischen Gängen umher zu gehen; stellenweise ist die Decke eingesunken; Schutt und Stein versperren den Durchgang, und die Bäume der Oberwelt haben ihre Wurzeln in die stillen Räume getrieben; dann muß man durch eine enge Oeffnung im Schutt kriechen, bis der Gang wieder höher wird und aufrecht zu Gehen gestattet.

Die Wände und Decken dieser unterirdischen Todtenstadt sind oft mit Malereien bedeckt, an denen sich der altchristliche Charakter deutlich erkennen läßt; dagegen findet man nirgends Inschriften, selbst nicht auf den steinernen Grabplatten. Leider sind viele der Bilder durch den nagenben Zahn der Zeit schon sehr unkenntlich geworden, obwohl sich einzelne noch in ihrer ursprünglichen Schönheit erhalten haben. Deutlich läßt sich aus all diesen Malereien erkennen, wie sich die altchristliche Malerei aus der römisch-griechischen Kunst entwickelte und sich aus derselben immer weiter ausbildete. Sicher waren unter den zum Christenthum Uebergetretenen auch viele Künstler, welche jetzt ihre Kunst, statt im Dienste der Venus und des Apollo, zur Verherrlichung der Lehren des neuen Glaubens verwendeten. Mit als ein Beweis von dem wirklich altchristlichen Charakter dieser Bilder dient das überall sich wiederholende Monogramm Christi. Dasselbe wird gebildet durch die sich kreuzenden griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Christus, X und P.

Wann wurde diese unterirdische Stadt ausgemeißelt? Diese Frage läßt sich bis jetzt noch nicht mit Bestimmtheit beantworten, denn die meisten Gänge unter der Hochfläche der Akhradina sind noch nicht zugänglich; erst in letzter Zeit hat man die Jahre lang ruhenden Nachgrabungen wieder aufgenommen, und wird dann vielleicht dies Räthsel lösen können. Daß diese Todtenstadt aber in uralter Zeit gegraben wurde, kann man aus mancherlei Anzeichen mit Gewißheit annehmen; so haben z. B. schon die Phönizier ähnliche Grabstätten gehabt, und auch in den Katakomben von Syrakus hat man Spuren dieses Volkes gefunden. Wahrscheinlich stammt die Sitte, die Todten in den Felsengeheiden der Erde beizusetzen, aus Indien und Egypten, wo der Gottesdienst in unterirdischen Felsenstädten sich am umfassendsten entwickelt hat.

Wandern wir von Syrakus nach einer andern unterirdischen Todtenstadt, wir meinen die Katakomben von Rom. Es sind dies ebenfalls Gänge und Kammern, welche tief in den Felsen hineinführen und sich unter einem beträchtlichen Theil der Siebenhügelstadt ausdehnen. Diese Stätte des Schweigens ist aber erst im Laufe der christlichen Jahrhunderte entstanden, was man deutlich aus den Malereien und Inschriften wahrnehmen kann. Die Gänge sind meist sehr schmal, oft

kann sich kaum eine Person nur mühsam durchwinden; in den Seitenwänden sind über einander rechtwinkelige Vertiefungen in den Felsen eingehauen, worin die Todten bestattet wurden. Jedes derartige Grab ist mit einer Steinplatte verschlossen, worauf der Name und Todesast des Verstorbenen geschrieben wurde; oft findet man auf solchen Grabsteinen auch christliche Symbole oder einen Spruch eingemeißelt.

Der selbe Zweck, der den Katafomben zu Grunde lag, nemlich die Todten vor den Lebenden zu schützen, ist auch von den Erbauern der Pyramiden ins Auge gefaßt worden; doch dienen letztere zugleich als Denkmäler der alten ägyptischen und syrischen Könige, denn die Pyramiden waren ausschließlich nur für die Herrscher, ihre Familien und die höchsten Würdenträger im Lande als Begräbnißstätte bestimmt; man zählt gegen siebenzig dieser Pyramiden, wovon der größte Theil heutzutage nur noch aus armseligen Trümmern besteht; doch sind einige zwanzig, darunter die drei größten, noch ziemlich gut erhalten, obwohl schon Jahrtausende über ihren hochragenden Häuptern dahingeschwunden sind. Das Innere der Pyramiden besteht aus lauter Kammern, in denen die Todten, nachdem sie zuvor mit unverwundlichen Stoffen einbalsamirt worden, beigesetzt wurden; auf diese Weise haben sich die Leichen oder Mumien tausende von Jahren erhalten. Der Eingang zu den Todtenräumen wurde sorgfältig geheim gehalten, und der Stein, welcher den Zugang verschloß, wurde den andern so genau angepaßt und eingefügt, daß er dem schärfsten Auge nicht erkennbar war. Doch menschliche Habguth und rohe Gewalt haben es vermocht, auch hier einzudringen, und die Lebenden schauderten nicht zurück, die Todten zu berauben.

Wir haben hier dem Leser einige Begräbniß-Orten und Stätten aus der alten Welt vorgeführt, und er wird daraus ersehen, welche Sorgfalt und Mühe es sich selbst die Urvölker

jenseit des großen Wassers kosten ließen, ihre Todten zu bestatten, um sie vor Habguth und roher Willkür zu schützen; schauen wir uns zum Schluß einmal bei einigen alten Völkern der neuen Welt um, wie da die Lebenden ihre Todten bestatteten.

Die alten Peruaner gaben, wie dies aus den aufgefundenen Mumien zu ersehen ist, ihren Todten bei der Beerdigung eine kauende Stellung. In Tunja, auf dem Hochlande von Cundinamarca, hat man viele Begräbnißhöhlen des Chibchavolfes entdeckt, in welchen die Todten sich alle in sitzender Stellung mit zusammengebundenen Daumen befanden. In Cuzco brachte man die Leichen, welche in Töpfen aufbewahrt wurden, in eine zusammengekrümmte Stellung und richtete ihnen das Gesicht nach Westen. An der ganzen nördlichen Küste, vorzüglich im Gebiete des Gran Chimu, sind in den künstlichen, kegelförmigen Begräbnißplätzen, den Huacas, die Leichen in kauender Stellung gefunden worden. Diese kauende Todtenstellung scheint in Amerika sehr allgemein gewesen zu sein und findet sich noch an der Hudsonbai bei den Irokesen, bei den Völkern am obern Missouri, den Creek-Indianern und theilweise bei den Eskimo. In Mexiko wurden von mehreren alten Völkern die Todten häufig verbrannt, während bei den übrigen Bewohnern des Landes die Beerdigung der Art stattfand, daß man den Todten in einem ausgemauerten Grabe auf einen Stuhl setzte.—So gibt es noch eine Reihe anderer Völker, die ihre Todten meist in solch sitzender Stellung bestatteten.—Auf diese Sitte deuten auch alte Grabhügel in den Ländern der alten Welt, z. B. in Schweden, der Schweiz, Frankreich, England &c. Auch in Afrika und Australien hat man derartige Begräbnißorte entdeckt, und in den Kreisen der Gelehrten ist man geneigt zu glauben, daß bei jenen alten Völkern die sitzende Stellung ihrer Todten als eine symbolische Idee der Auferstehung galt.

## Bilder aus dem Orient.

Von F. W. Bögelein.

**C**hina ist die europäische Bezeichnung des ungeheuren Ländercomplexes im östlichen Asien. Die historische Kunde dieses für Jahrtausende abgeschlossenen Landes und seines Volkes zeigt uns ein höchst eigenartiges Cultur- und Verfassungswesen; für das wir in der Geschichte anderer Völker eine Parallele vergeblich suchen würden.

Der Name, welcher seit der Entdeckung durch die Portugiesen im Abendland üblich ist, entstand aus dem alten Feudalstaate, „Tsin,“ genannt; und wurde dieser Name im Jahr 255 v. Chr. durch die Dynastie gleichen Namens dem ganzen Lande gegeben, daher der in englischer und französischer Sprache übliche Ausdruck sich mehr der Richtigkeit nähert; er lautet bei den Malaien,

Tschina; bei den Annameesen, Tsin; bei den arabischen Schriftstellern, Schin; die alten Griechen kannten dieses Land unter dem Namen Tsinitsa (auch Sinai). Aber selbst unter den Chinesen herrscht keine vollständige Harmonie in der Be-

zeichnung ihres Landes. Manche nennen es mit besonderer Vorliebe einer Dynastie des zwölften Jahrhunderts nach: Tschung-tue (Reich der Mitte). Andere nennen es Tschung-hoa (Blume der Mitte) &c.

Die gegenwärtige Bevölkerung ist ein Gemisch von eigentlichen Chinesen, Mondschu-Tibetan-



Schwimmende Häuser in China.

ern und Mongolen; von den Urweingwohnern sind nur Reste von Miao-tsen, Si-fan und Lo-lo im südlichen Gebirge vorhanden. Sie sind von der kaukasischen Race durchaus ver-



schieben, dem Mongolenstamm verwandter Menschenschlag, die Mitte haltend zwischen dem leichtbeweglichen Hindu und dem muskulösen Europäer, mit einer Neigung zum Fettwerden; rundes Gesicht, niedrige, fast zusammengebrückte Stirn, kleine tiefliegende, fast schielende Augen, kleine Nase, hervorragende Backenknochen, fleischige Lippen, schwacher Bartwuchs und eine gelbliche oder fast krankhaft aussehende weißgelbe Hautfarbe. Sie sind durchschnittlich fünf Fuß hoch und unterseht.

Ihr fanatischer Nationalstolz den Fremden gegenüber findet in der traditionellen Verehrung während der tausendjährigen Abgeschlossenheit seinen Hauptgrund.

Die Achtung vor der Heiligkeit der Familie, und namentlich die Würde des Familienhauptes (dem Vater) und der unbedingte Gehorsam gegen dasselbe, ist ein Grundzug bei ihnen, der sowohl das öffentliche als auch das Privatleben der Chinesen durchdringt.

Das weibliche Geschlecht wird jedoch mit Geringschätzung behandelt, ja öfters mißhandelt. Von sogenannten „Frauenrechten“ hat man in China keinen Begriff, zumal von der amerikanischen Auffassung desselben. Die Frauen sind vielmehr der Willkür der Männer

ganz überlassen; ja man geht mitunter soweit, daß man sie in einigen Stücken sogar mit den Thieren classificirt. So erzählt uns z. B. der ehemalige amerikanische Staatsmann Seward in seiner „Reise um die Welt“, daß er in China an einem öffentlichen Gebäude angeschrieben sah: „Frauen und Thieren ist hier kein Zutritt gestattet.“

Verlobungen finden oft im frühesten Kindesalter statt und werden meist von den Eltern abgeschlossen. Ehescheidungen können bei gegenseitiger Einwilligung stattfinden und kommen häufig vor. Die Geburt eines Mädchens wird von Manchen als ein Unglück angesehen, und in Folge dessen werden

viele sogleich getödtet.—In den größeren Städten leben die Chinesen sehr dicht beisammen, und da ihre Straßen sehr enge sind, ist zu manchen Tageszeiten fast nicht durchzukommen. In den Seestädten wohnen viele Familien wegen Mangel an Raum in der Stadt die ganze Zeit in kleinen Schiffen auf dem Wasser. Im Handel sind sie ränkevoll, gegen Fremde heimtückisch, gegen Vorgesetzte beugsam.



Straße in Canton, China.

Das Missionswerk wird jetzt in China mit großem Eifer betrieben und werden schon nahezu zwölftausend belehrte Chinesen berichtet. Dies sind gewiß erfreuliche Zahlen und doch, wenn wir bedenken, daß von einem Volk die Rede ist, welches nahe fünfhundert Millionen Seelen zählt, so kann auch hierin allen Ernstes bemerkt werden: „Was ist das unter so Vielen?“

Anfangs ist es für den ausländischen Missionar äußerst schwierig Eingang unter diesen Leuten zu finden und nimmt daher längere Zeit, ehe er mit wesentlichem Erfolg unter ihnen wirken kann. Es gibt heutzutage aber auch einheimische Lehrer und Prediger, die mit herrlichem Erfolg unter ihrem Volk wirken und werden in Zukunft noch großes zu leisten im Stande sein.

Daß in dieser Welt, welche doch

voll werden soll von der Erkenntniß Jesu Christi, noch solche Völker, die nach hundert Millionen gezählt werden können, fast ganz ohne die Mittel zu dieser Erkenntniß zu gelangen, sind, gibt gewiß viel Anlaß zu ernstlichem Nachdenken. Wie viele Gaben, Gebete und Anstrengungen von Seiten der Christen sind da erforderlich, bis endlich das Licht des Lebens strahlend über das gewaltige Reich der Mitte von einem Ende bis zum andern dahingleuchtet. Und doch sind auch diese bezopften Söhne Asiens zu dem Reich berufen, welches „nicht ist von dieser Welt“, sondern das sehr verschieden von ihrem sogenannten „himmlischen Reich“ das rechte Himmelreich ist.

## Sonntagnachmittagsstille.

Eine Idylle von W. S.



Da liegt der Friedhof. Ich trete durch die hohe Bogenpforte ein und mich umfängt der grüne, schattige Blätterdom. Die Lüste schweigen rings umher. Vom tiefblauen Himmel lacht der goldene Sonnenschein. Aber kaum gelingt es hier und da einem dreisten Sonnenstrahl einzelne seiner feurigen Perlen durch das grüne Laubdach zu streuen. Alles scheint in stiller Feier die hehre Stätte zu weihen, wo der Staub der müden Erdenpilger ruht. Hier spendet noch der Flieder sein letztes duftendes Aroma, da nicken schon die ersten Rosen wie in verständnisinnigem Wonnetraum, während sich dort feurig blühende Pianen wie liebende Geschwisterpaare um graue, verwitterte Leichensteine ranken. Es ist ein schöner Contrast, daß der lauschige Hain in seiner Blätterfülle und Blütenpracht zugleich ein sinnreiches Denkmal den Verstorbenen und einen feierlichen Lustgarten den Lebenden gewährt.

Ich stehe mit meinen Lieben an einem kleinen Grabe. Bieder voll erblaster Wonne und süßer Ahnungen steigen dem Geiste aus demselben empor. Siehe wie die halbverblühte weiße Rose Blatt um Blatt duftend am losen Bande hält, um sie dem bald sanft vorbeiziehenden Abendwinde auf seine leichten Flügel zu streuen, damit er sie zu stillem Gruße den Schwestern entgegentrege. Aber hebt nicht auch daneben schon wieder eine gefüllte Knospe ihr Haupt hoffnungsvoll empor, um bald die umschließende Hülle zu sprengen, damit sie dem Besucher in stiller Feierstunde neuen Duft und neue Farben spende? Ja, so ist Kommen und Gehen, Erblühen und Verblühen, auch der Menschen Loos. Wenn wir nur als Menschen unserer Bestimmung immer so entsprochen, wie diese weißen Frühlingsrosen auf dem schattigen kleinen Hügel.

Während ich so meinen Gedanken nachhänge, schreitet gemessenen Schrittes eine uns bekannte Frau daher. Schwarz ist ihre Kleidung und tiefer Ernst liegt in ihren Zügen. Sie kommt auf uns zu, bietet uns die Hand zum stummen Gruße und sagt dann, wie Jemand, der an solche Worte gewöhnt ist: „Die ruhen gut da drunten, welche in den Tagen ihrer Unschuld den Mühsalen des Lebens entflohen sind.“

„Ihr habt wohl auch schon der Trennung Schmerzen bitter erfahren“, sage ich, „denn die bedeutungsvollen Furchen eurer Wangen scheinen mir zu sagen, daß schon manche Abschiedsträne darüber hin geflossen sei.“

„Ach freilich ja. Eine Frau, der einst ein Liebender, thatkräftiger Gatte zur Seite stand, die von sechs hoffnungsvollen Kindern umspielt wurde, der das Leben die wonnereichsten Zukunftsbildungen in den Schooß zu streuen schien und nun in weiter Welt allein steht, die muß ja wohl die Worte des Dichters verstehen:

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,  
Daß man vom liebsten was man hat  
Muß scheiden.“

Ich habe oben gesagt, es war eine uns bekannte Frau und doch kannten wir sie nicht. Ach wie wenig kennen wir Menschen uns gegenseitig, ehe wir gemeinsame Thränen mit einander geweint, gemeinsame Wonne mit einander genossen und Geschwistergefühle unserer Herzen sich gegenseitig begrüßt und aufgenommen haben!

„In weiter Welt allein,“ nahm ich nun wieder das Wort;

„ja freilich das ist ein trüber Contrast zu dem lieblichen Familienbilde, welches Ihr zuerst entworfen habt. Und ruhen die Gebeine der lieben Entschlafenen etwa hier in diesen langen, grünen Hügelreihen unter diesen Schattenbäumen?“

„Nur Einer, zu dessen Grab zu gehen ich eben jetzt im Begriffe bin. Es ist der jüngste Sohn, welcher in einer Fabrik seinen Tod so plötzlich fand. Erst vorige Woche habe ich frische Blumen auf seine Gruft gepflanzt und ich will sehen, wie diese voran kommen. Ach, könnte ich auch den Uebrigen nur noch diesen letzten Tribut der Gattin- und Mutterliebe bringen!“

„Und wo ruhen diese?“ fragte ich.

„Welche liegen begraben im alten Vaterlande. Den Leichnam meines Gatten und den eines Sohnes habe ich den Wogen des atlantischen Oceans übergeben müssen und ein anderer Sohn fand seinen Tod auf den heißen Schlachtfeldern des Südens. Ihm habe ich nicht einmal die Augen zudrücken, — an seiner Gruft habe ich nicht weinen können.“

Ein vielsagendes Schweigen herrschte in der kleinen Gruppe an dem kleinen Grabe. Endlich bot uns die schwarzgekleidete Frau zum stummen Gruße wieder die Hand und entfernte sich in der Richtung, wo die Blumen auf dem Grabe ihres Sohnes blühten. Mit eigenthümlichen Gefühlen blickte ich ihr nach. Die Worte „in weiter Welt allein“ klangen immer noch in meinen Ohren wieder. Aber schien der Blick der Alten nicht licht und ihr Herz nicht leicht zu sein? Von verzehrendem Gram und vorwurfsvollem Murren zeigte sich nichts. Vielmehr schien jedes ihrer Worte von süßen Hoffnungen getragen. Wo war der Grund ihrer Hoffnung, die unsichtbare Quelle ihres Trostes? Antwort: In der Erkenntniß dessen, der da ist die „Auferstehung und das Leben.“

In dieser Stunde erfüllte mein Herz eine unbeschreibliche Wonne im Hinblick auf den süßen Trost, den das lebendige Christenthum gewährt. Aber — ich kann es nicht verhehlen — auch eine Entrüstung gegen die unheimlichen Feinde des menschlichen Glückes, welche dadurch, daß sie den Schlängensamen des Zweifels in harmlose Gemüther zu säen trachten, dem Menschen die Brücke der Hoffnung abzubrecheln suchen, welche ihm den Weg ins Reich des ewigen Lichts und zur Vereinigung mit Gott und den lieben Abgeschiedenen offen hält. Was wäre dieser Frau, welche auf ihren einsamen Erdenwegen hoffnungsvoll zu den ewigen Verheißungen und durch dieselben zu ihren Angehörigen emporblickt, geblieben, wenn man mit ruchloser Hand diesen letzten Trost ihr raubte? Darum hoffe und glaube, du kindliche Christenseele, denn dein Glaube wird seliges Schauen werden; aber zittere du Verächter der Christen Hoffnung, denn deine Verneinung wird dein Kerker und dein Zweifel dir zur Folterbank werden.

Es ist spät geworden. Die Sonne senkt sich wie eine gewaltige Feuerkugel auf den See und scheint die zitternde Wasserfläche in einen rosenfarbenen Flammenpiegel zu verwandeln. Der Abendwind hebt leise seine Schwingen und streicht über die Gräber und durch die Bäume hin. Aber ringsumher scheinen die Schatten sich zu beleben und jeder Hauch weht uns Abschiedsgrüße zu.

„Sinds längst entschwundene Seelen, die aus der Selgen Reihn  
Sich grüßend zu uns stehlen in traulichem Verein?“



## Suchen und Finden.

(Von Louise Devrient.)

X.



Wir wenden uns nun wieder nach England und statten unsern Freunden daselbst einen Besuch ab. — Durch vorzügliche Anleitung und seltene Strebsamkeit war Leo ein ganz ungewöhnlich gebildeter junger Mann geworden, mit dem sich Jeder gern in ein ernstes Gespräch vertiefte, um so mehr, da ihm trotz seiner seltenen Kenntnisse jegliche Selbstüberschätzung fern geblieben und er als Erwachsender sein einfaches, fast kindliches Wesen bewahrt hatte.

Eines Tages fand der Jüngling seine treue Wärterin im Garten sitzend, sie schien in ihre Gedanken ganz vertieft zu sein, da sie ihn nicht kommen hörte.

„Was ist mit dir, meine Alte?“ fragte er theilnehmend und faßte die Hand der Negerin.

„Ich denke darüber nach,“ sagte sie, „wie viele merkwürdige Dinge sich auf der Welt zutragen — das Leben bringt uns manch' Gutes, Leo!“

„Aber auch viel Trauriges,“ fügte der junge Mann hinzu.

„Ach nein, lieber Herr, das wollte ich nicht sagen“ . . . .

„Aber ich will es sagen, Noemi, — ich kann dies Leben so nicht länger ertragen . . . . Lebe ich nicht wie ein Taugenichts, der die Arbeit scheut?“ —

„Was — was kannst du dagegen thun, Leo?“

„Arbeiten will ich!“ rief er aus, will dein und mein Brod rebellisch verdienen!“

Wie versteinert blickte ihn die Slavin an, wie konnte man Arbeit suchen, ohne dazu gezwungen zu sein? Wie mochte man sein Brod verdienen wollen, wenn man sich täglich an einen gedeckten Tisch setzen durfte? Es fehlten ihr die Worte, um ihr Fremden über ein solches Vorhaben auszusprechen.

„Ja, ja, ich muß, ich will arbeiten,“ sagte Leo, dem es wohl that von dem, was ihn so sehr bewegte, zu sprechen: „bin ich es doch meinen Wohlthätern schuldig für mich zu sorgen, nachdem sie es so treulich für mich gethan haben.“

Leo's Zukunft bekümmerte ihn aber nicht allein, auch Mr. und Mrs. Forbes überlegten und besprachen oft, welche Laufbahn für ihren Pflegesohn die beste sein würde, da ihn seine gebiegenen Kenntnisse zu Manchem fähig machten.

Mr. Forbes fühlte es dem jungen Mann vollkommen nach, wie sich dieser nach Unabhängigkeit sehnen mußte.

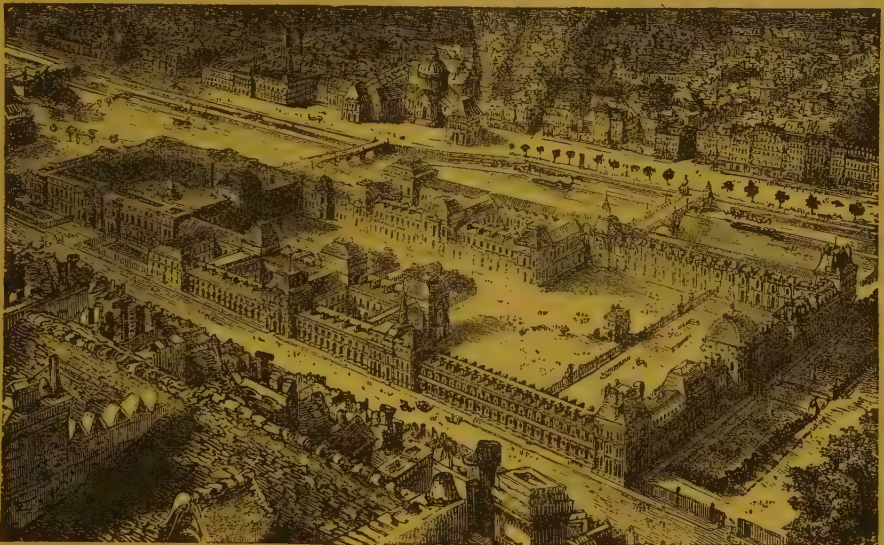
Ein solcher Mann konnte es wohl begreifen wie reizlos eine

Lebensstellung war, in der ein strebsamer Jüngling, wie Leo, nichts Nutzbringendes leisten konnte.

„Wäre ich in Leo's Lage,“ sagte er oft zu seiner Gattin, „es ginge mir wie ihm. — Vielleicht wäre es das Beste ihn nach den Antillen zu schicken, wo der Name seines Vaters nicht vergessen sein kann.“

Aber Mrs. Forbes wollte nichts von Trennung hören, und nach echter Frauenart suchte sie dem Gatten den Plan auszureiben.

Eines Morgens schlug dieser Leo vor, ihn nach einem seiner benachbarten Güter zu begleiten; der junge Mann war zu jedem Morgenritt gern bereit, und er merkte es dem Pflegevater wohl an, daß dieser etwas Besonderes im Sinne hatte.



Tuileries und Louvre.

Raum lagen Schloß und Park hinter ihnen, so hielt Mr. Forbes sein Pferd zu einem ruhigeren Schritt an, und indem er Leo die Hand entgegenstreckte, sagte er: „Freund, du bist in Green-Hill nicht glücklich — du hast das Alter erreicht, wo der Mann frei sein will und Freiheit sollst du haben. Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben die Deinigen wiederzufinden, aber wir dürfen nicht mehr fest darauf bauen, und so scheint mir die Zeit gekommen zu sein, wo du einen festen Entschluß für deine Zukunft fassen solltest. Durch meine geschäftlichen Verbindungen steht dir der Weg nach Ostindien offen, willst du dahin, so ist deine Zukunft gesichert. — Glaube mir, Leo, es wird mir nicht leicht dir einen solchen Vorschlag zu machen, und doch liegt mir als Ehrenmann die Pflicht ob, deinem ferneren Wohlergehen nicht im Wege zu stehen.“

Ueberrascht und tief bewegt wollte der junge Mann etwas erwidern, aber Mr. Forbes gab seinem Pferd die Sporen und in raschem Trabe ritten Beide dem Dorfe zu.

Wie manches Mal hatte sich der Jüngling das gewünscht,



was ihm jetzt so liebevoll angetragen wurde! War er sich doch so oft wie ein gefangener Vogel im goldenen Käfig vorgekommen, nun stand die Thür offen — weshalb zauderte er noch auszufliegen? — er war ja frei? Fre i — durch das eine Zauberwort erschien ihm Englands grauer Himmel minder trübe, die Vögel sangen heller, die Blumen dufteten süßer! Die weite, weite Welt stand ihm nun offen und doch — wie wird ihm sein fern von den Lieben, die seine Jugend beschützten, die in ihm den Sinn für alles Gute und Schöne so liebevoll weckten und pflegten? Wie treulich hatte die edle Frau das Versprechen gehalten, das sie dem verlassenen Kinde gegeben! „Sei nicht bange, liebes Kind, wir verlassen dich nicht,“ hatte sie ihm damals zugesüßert und noch klangen die trostreichen Worte im Ohr des Jünglings. — Und Helena, das liebe, holde Geschöpf sollte er auf lange Jahre verlassen, sie, deren einziger Fehler der war — nicht seine Schwester zu sein!

Dennoch freute er sich darauf nach Indien zu gehen, nur hätte er gern vorher einen andern Wunsch erfüllt gehabt, und

sellschaft von dannen, sich in Southampton einzuschiffen. — Wohlbehalten langten sie nach einer schnellen Ueberfahrt in Havre an, hielten sich aber nur kurz dort auf, da es sie drängte, Paris zu erreichen. So schnell wie heut zu Tage reiste man damals nicht, im Jahr 1805 gab es weder Eisenbahn noch Locomotive; mit guten Pferden kam man aber doch vom Fied und so fuhr endlich der große Reisewagen durch ein Thor der Rue de Rivoli in die große Weltstadt ein. Mutter und Kinder hatten schon daheim und auf der langen Fahrt alle Karten und Pläne, die Mr. Forbes von Paris besaß, genau studirt, und so legte Helena schnell ihre Reisekleider ab und bat ihre Mutter, die sich ausruhen wollte, sie mit Leo sofort nach den Tuileries gehen zu lassen; sie wollte in der großen Stadt keine Stunde versäumen und die Sonne schien so warm und hell als wollte sie den Fremden Alles im besten Lichte zeigen.

Das junge Mädchen war entzückt, und hier konnte sie, ohne ihrem Vater damit wehe zu thun, ihre Bewunderung für Frankreich offen kundgeben.



Garten der Tuileries.

diesen äußerte er gegen seinen väterlichen Freund, indem er sprach:

„Vielleicht würden Sie mir erlauben auf einige Tage nach Paris zu reisen, ehe ich Ihren Vorschlag dankbar annehme und das Leben der Arbeit, nach dem ich mich von Herzen sehne, beginne?“

„Weshalb nicht, mein Freund?“ antwortete Herr Forbes, „du sollst Frankreich sehen und ich werde meiner Frau vorschlagen, dich mit Helena nach Paris zu begleiten.“

Leo's jugendliche Phantasie zauberte ihn sofort über den Kanal; neue Hoffnung erwachte in ihm — wie leicht konnte er die Seinigen oder doch Kunde von ihnen in Paris finden. Er kam wie verwandelt nach Green-Hill zurück, der sonst so ernste, junge Mann war ausgelassen wie ein Kind; seine Freundin Helena war kaum minder gespannt als er, Land und Leute jenseit des Kanals kennen zu lernen, und da ihre Mutter sich zur Reise gern bereit erklärte, wurden in den ersten Tunitagen die nöthigen Vorbereitungen dazu getroffen. Bald standen Kisten und Kasten gepackt da, man nahm vom zurückbleibenden Vater gärtlichen Abschied, und fröhlich fuhr die kleine Reiseges-

ellschaft vorübergehen und glaub mir, auch sie müssen sich zu uns hingezogen fühlen!“

Allein sie kehrten bald zurück, die Mutter zu holen und mit ihr über die Eintheilung des Tages zu sprechen.

Leo wollte jede Stunde benutzen und sogleich seine Nachforschungen beginnen. Er selbst war in so glänzenden Verhältnissen aufgewachsen, daß er sich die Seinigen nicht in minder günstigen vorstellen konnte. Darum glaubte er sie, wenn sie in Paris weilten, am sichersten im Theater, im Concert oder unter den tausenden von eleganten Nichtsthuern zu finden, die dort auf den Straßen und Plätzen die neuen Bauten besichtigten. — „Ich bin überzeugt,“ sagte er eines Tages, „daß meine Mutter in einem offenen Wagen im Garten der Tuileries heute an mir vorübergefahren ist.“ Er hätte Vater und Schwester leicht im Louvre treffen können! dort waren neu angekommene deutsche und niederländische Bilder ausgestellt und Josephine stand gar oft bewundernd davor. — Wer weiß, ob Die, die einander seit so vielen Jahren sehnend suchten, nicht zugleich in denselben Räumen weilten, oder wie Fremde gleichgültig an einander vorüberstreiften?

„Ach, Leo,“ rief sie aus, „wie schön blau ist der Himmel hier, nicht ein Wölkchen ist zu sehen! und wie fröhlich schauen all die gepuhten Leute im Sonnenschein aus! Sieh du nach links, ich passe auf der rechten Seite auf, vielleicht sind die Deinigen unter ihnen und wir finden sie schon heute!“

„Wie aber willst du Menschen erkennen, die du nie gesehen hast, Helena?“

„Laß gut sein, mein Herz kann nicht gleichgültig an ihnen



Die Zeit, die unsere Reisenden in Paris verleben wollten verstrich, und täglich schwand die Hoffnung auf Erfüllung ihrer Wünsche mehr. Sie hatten die große Stadt gründlich kennen gelernt, die berühmten Plätze, wie Fontainebleau, Notre Dame, den Vendômeplatz u. s. w., gesehen und bewundert, sich an den seltenen Kunstwerken ergötzt, und nun mußten sie die Rückreise antreten, die eben nicht fröhlich wurde, denn der junge Mann kehrte, um eine frohe Hoffnung ärmer, nach Green-Hill zurück, wo er nur noch einen kurzen Aufenthalt haben sollte.

Noemi freute sich darauf nach Indien zu gehen, denn die Negerin war im Lande der streifen Britten niemals ganz heimisch geworden und Leo hatte ihren höchsten Wunsch erfüllt, indem er ihr versprach, sie dort nicht zurückzulassen. Es war ihm selbst ein Trost, die treue Seele mit dem schwarzen Gesicht und den zitternden Händen bei sich zu haben, — war sie ihm

fuhr, verrieth, daß auch ihr der Abschied nicht leicht geworden war. Sie konnte es nicht fassen, weshalb ihr junger Freund von ihnen gegangen und weshalb es ihre Eltern zugegeben hatten! „Wie wird er Papa fehlen,“ meinte sie, „er sprach und arbeitete ja so gern mit ihm! wie wird sich Mama nach ihm sehnen, nun er nicht mehr da ist uns vorzulesen! ohne Leo macht mir auch das Reiten kein Vergnügen mehr! Ach, warum, warum müssen Menschen, die wir lieben, von uns gehen?“

Nach langer, glücklicher Fahrt um ganz Afrika herum erreichte das Fahrzeug die herrliche Insel Ceylon im indischen Meer. Wie ein blühender Garten prangt ihr üppiger Boden und verdient reblich ihren Namen, die Dichter des Morgenlandes nennen Ceylon die Golbinsel, oder auch die Perle auf Indiens Stirn. — Kurz vor der Ankunft hatte das Schiff noch einen heftigen Sturm zu bestehen, dunkle Wolken hingen am



Fontainebleau.

noch wie ein theures Vermächtniß seiner Heimath, seiner ersten Jugend!

Endlich fuhr der große Reisewagen vor; Mr. Forbes stieg ein, und ihm folgte, nach kurzem aber innigem Abschied, der junge Mann. Mutter und Tochter blickten mit Thränen dem Wagen lange nach, der ihren Liebling davon trug.

Mrs. Forbes kehrte traurig in das stille Haus zurück und durchslog in Gedanken die ganze Zeit, wo sie dem fremden Knaben eine treue Mutter gewesen war. „Was wir dem Kind versprochen,“ sagte sie sich, „das haben wir gehalten — und wahrlich, es ist uns nicht schwer geworden, sein für alles Gute empfängliche Herz hat den Samen, den wir gestreut, sorgsam bewahrt und keimen lassen; aus unserem kleinen Leo ist ein tüchtiger Mann, ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft geworden. Gott schütze ihn auch ferner an Leib und Seele vor jeglicher Gefahr; und schauernd dachte sie an das böse Klima Indiens.

Während die Mutter so ihren Gedanken nachhing, ging Helena schnellen Schrittes im Garten auf und ab, und das Tuch, mit dem sie sich dann und wann hastig über die Augen

Himmel und die See war so unbändig, daß die Passagiere Gott von Herzen dankten, als sie in den sichern Hafen von Calcutta einfuhren und endlich festen Boden unter den Füßen hatten.

## XI.

Uebermäßig angestrengte Arbeit hatte die Kräfte der jungen Künstlerin Josephe erschöpft und während sechs langen Wochen wachte Frau Dumas am Krankenlager ihrer einzigen Tochter, die den Ihrigen bange Sorge verursachte und so elend war, daß nicht einmal Emilie sie besuchen durfte.

Endlich war die Gefahr vorüber, und da man sich in Josephes Jahren schnell erholt, saß sie nach Kurzem wieder mit der Freundin unter den Bäumen im Luxembourg, wohin die treue Sylvia die jungen Mädchen meist begleitete.

Manche Stunde verplauderten sie dort beisammen, aber so traulich es ihnen auch war, so konnte die Genesende den frohen Lebensmuth von ehemals nicht wiederfinden.

Onkel Tom, der während der Krankheit Josephines eingehende Berichte erhalten hatte, wäre längst selbst gekommen, sich von ihrer Genesung zu überzeugen, aber eine angefangene



Arbeit hielt ihn in Altdorf zurück. Er gedachte der Freunde aber auch in der Ferne, denn eines Tages schickte er seinen treuen Fritz mit dem Auftrage nach Luzern, dort verschiedenes Hausgeräth einzukaufen. Der Diener konnte sich nicht vorstellen, wozu sein Herr so vieler Betten und Schränke bedurfte; doch Fragen waren nicht seine Sache: seit zwanzig Jahren, wo er bei dem Maler diente, überlegte er, weshalb sein Herr oft stundenlang vor einem fahlen Berg saß, der für ihn durchaus keinen Reiz hatte, obwohl er sich selbst als Künstler betrachtete—er rief ja all die bunten Farben zu den schönen Bildern und nannte, also mit Recht, die Werke seines Herrn auch die seinen.

Als dieser ihm sagte, daß er sich für den Sommer Gäste holen wolle, freute sich der alte Diener wie ein Kind und fing sogleich an, die Wohnung zu ihrem Empfang herzurichten.

Du, lieber Leser, hast wohl längst errathen, wer die Gäste sein werden, darum folge Onkel Tom sogleich nach seiner Ankunft in Paris zu seiner jungen Freundin. Mit banger Hast eilte er zu ihr, denn er fürchtete, sie von der schweren Krankheit noch matt und elend anzutreffen: Josephine war für ihn eine liebe Tochter geworden, in der er zugleich eine edle Jüngerin der Kunst verehrte.

Freudig wurde der alte Freund willkommen geheißen, und nachdem die ersten Begrüßungen vorüber, erklärte er, nicht nur als Freund, sondern auch als strenger Arzt gekommen zu sein, der für die ganze Familie eine vorzügliche Arznei verschrieben habe. „Nehmt es mir nicht übel, liebe Freunde,“ sagte er lachend, „aber Vater und Mutter sehen nicht eben frischer aus als unsere Gensenden—darum nehme ich Sie

alle drei nach Altdorf mit, wo Sie sich rothe Wangen holen sollen! Ich gebe Ihnen acht Tage Zeit Ihre Vortehrungen zu treffen—dann aber fort nach meinen Bergen, wo Sie sich an guter Luft—und noch Anderem—satt essen können! Mein Haus ist zu Ihrem Empfang bereit, also keine Widerrede, sondern sagen Sie einfach „ja“. Sie, Freund Dumas, bedürfen einer Erholung—und Emilien nehmen wir auch mit, nicht wahr, Josephine?“

Dem jungen Mädchen schoß vor Freuden das Blut in die Wangen, doch richtete sie ängstlich fragende Blicke nach den Eltern.

„Einem solchen Doktor folgt man gern,“ lachte Herr Dumas, „ich verspreche Ihre Verordnung pünktlich auszuführen,“ und ohne weiter hören zu wollen, nahm der Maler seinen Hut und ging zu seiner Schwester, von ihr die Richte zur Reise zu erbitten. Frau Daniel war gern bereit, ihrem Kinde die Freude zu gönnen und dankte dem Bruder herzlich für die Aufforderung. Die jungen Mädchen konnten ihr Glück kaum fassen, immer wieder drückten sie dem alten Herrn die Hände, um sich zu überzeugen, daß er wirklich da war, sie nach der Schweiz zu holen. Der Maler gestattete keinen langen Aufenthalt unterwegs, ihm war darum zu thun, seine Gäste recht

balb an den Vierwaldstädter See zu bringen und so berührten sie Straßburg und Basel nur flüchtig.

Onkel Tom bereute es nicht die weite Reise unternommen zu haben, denn seine Freunde waren keine unwürdigen Gäste für die Schweiz und ihre Herrlichkeit. In jedem Thal, auf jedem Berg wie zu Hause, war er der beste Führer, den die Fremden haben konnten. Die jungen Mädchen wären gern nach rechts und links in jede Schlucht gedrungen, aber der Maler wollte vor Allem Frau Dumas bequem bei sich unterbringen, damit sie sich von den Strapazen der Reise schnell erhole, deshalb schlug er den nächsten Weg nach Luzern ein, und endlich saßen die Reisenden in dem breiten Post, das sie über den Vierwaldstädter See nach Flüelen brachte.

Während sich unsere Freunde dem Ziele ihrer Reise näherten, führte Fritz getreulich die Aufträge seines Herrn aus. Er hatte die erste Mahlzeit im goldenen Löwen bestellt und trat eben, mit seinem Werk zufrieden, vor die Thür, als der Wagen, der die Gäste in Flüelen erwartet hatte, in das Dorf fuhr.

Kein Zweifel, daß es unsere Freunde sind, denn auf dem Bock sitzt die schwarze Sylvia unter einem großen, weißen Sonnenschirm, der ihre zarte Haut vor den Strahlen der Sonne schützen soll.

Der Diener trug geschäftig das Gepäck ins Haus, und während die versammelten Dorfbewohner den Maler begrüßten, musterten sie zufrieden die Fremden, die der Hausherr nunmehr in sein kleines Dacheim führte.

Josephine und Emilie erhielten ein freundliches Zimmer mit der schönsten Aussicht nach den Bergen, und auch Herr und Frau Dumas waren angenehm überrascht,



Vendôme.

in dem entlegenen Dorf jede Bequemlichkeit zu finden.—Das waren liebliche, sonnige Tage, die unsere Pariser im stillen Malerhaus in Altdorf verlebten. Eine bessere „Hausfrau“ als Onkel Tom war weit und breit nicht zu finden; er errieth jeden Wunsch und gewährte Jedem unumschränkte Freiheit. Nur über Josephinen wachte er streng—sie durfte ihren Kräften nicht zu viel zumuthen, dafür aber erlaubte er ihr, oft nach Flüelen zu gehen und sich dann während Stunden auf dem herrlichen See umherrubeln zu lassen.

Josephine hatte nur noch einen Wunsch—den, unter der Leitung ihres Freundes den Pinsel zur Hand nehmen zu dürfen; aber er schien durchaus ihre darauf bezüglichen Anspielungen nicht verstehen zu wollen, und als sie ihn unumwunden bat wieder ihr Lehrer zu sein, erwiderte er bestimmt:

„Nein, liebes Kind, Du bist hierher gekommen, dich gründlich zu erholen—das ist die einzige Arbeit, die ich von dir verlange. Laß dich von der Natur zu späteren Werken begeistern, ich erlaube dir sogar dazu an Ort und Stelle die nöthigen Stützen aufzunehmen, aber malen sollst du nicht. Uebrigens hättest du auch wenig Zeit dazu, denn ich gebente euch nunmehr nach Interlaken zu führen, um euch die Jungfrau in ihrer ganzen Pracht zu zeigen.“



Welcher Fleiß, welcher Arbeitstrieb ließe sich nicht gern durch die Aussicht auf eine schöne Reise beschwichtigen?—Josephine wußte, wie gut es ihr alter Freund mit ihr meinte und fügte sich gern seinen Wünschen.

In kleinen Tagereisen wanderte unsere kleine Gesellschaft nach Interlaken; wo es ihnen gefiel, dort blieben sie; die fieberische Hast des Eisenbahnverkehrs lag ihnen ja noch nicht in den Gliedern, die heut zu Tage sogar die Vergnügungsreisenden treibt, die Schweiz mehr zu durchfliegen als zu durchwandern.—Leider lassen sich die angenehmen Tage nicht festhalten; so kam der September und mit ihm die Zeit, wo Herr Dumas seinen Geschäften wieder nachgehen mußte. Niemand, der eine Zeit lang in der Schweiz gelebt, kehrt ihr gern den Rücken,

denn an ihren Bergen und Seen sieht man sich niemals satt. „Laß uns die Augen weit öffnen, um das Bild auf alle Zeiten festzuhalten,“ sagte Emilie als sie im Boot zum letzten Mal über den blauen See fuhren.

Abschiednehmen ist immer ein böses Ding, — wohl Denen, die wie unsere Reisenden dem Zurückbleibenden „auf baldiges Wiedersehen“ zurufen können und die in ein liebes Heim zurückkehren.—Wie glücklich waren unsere Freunde draußen gewesen, und wie glücklich fühlten sie sich nun wieder daheim. Die alten Tanten behaupteten, durch die entzückten Erzählungen Josephinens und ihrer Eltern, die schöne Schweizerreise ebenso, nur viel bequemer, genossen zu haben wie jene.

(Fortsetzung folgt.)

## Das schönste Denkmal.

Von W. H.

In einem alten Buche lag  
Ein Blümlein, wie in dunkler Gruft;  
Schon lange ist's, seit man es brach,  
Doch spendet es noch süßen Duft.

Verdorrt ist beides Stiel und Blatt,  
Erstorben jeder Lebenstrieb,  
Und farblos liegt's da dürr und matt—  
Allein der süße Duft—er blieb.

Du welkes Blümlein, dufterfüllt,  
Du hast des Erdenlebens Werth,  
Des schönsten Denkmals holdes Bild  
Auch ohne Worte mich gelehrt.

Wenn ich am Lebensabend matt  
Pinsinfte in des Todes Graun,  
Und dann ein treuer Freund sich naht,  
Der welken Blume nachzuschau'n.

O werbe, wenn in stillem Leid,  
Er weinend auf den Hügel blickt,  
Vom Dufte der Vergangenheit  
Sein sehnsuchend Herz dann noch erquickt!

## Auf dem großen Wasser.

Mein Lieber, freundlicher Magazinbruder! — Wenn Du doch nur bei mir wärest, das wäre mal etwas Rechtes und Großes für Dich, zu beschreiben und bedichten.

„Wo bist Du denn wohl?“ fragst Du etwas verdukt. Ei, ich fahre heute Morgen, den 10. Juni 1879, um 9 Uhr (nach hiesiger Zeit) soeben an den Scilly Inseln vorbei in den Englischen Kanal hinein, nach England, Holland, Frankreich, Deutschland und vielen andern Ländern zu, bei dem schönsten Sonnenschein und der herrlichsten Aussicht und Umsicht, die man sich nur wünschen mag! Unser majestätischer Dampfer „Neckar“, zu der Norddeutschen Lloyd Linie gehörig, schiebt sich mit seiner 950 Pferdekraftmaschine und dazu noch aufgezogenen Segeln (360 Fuß lang, 40 breit und 32 tief—wie er ist), ganz grandios durch die Umgebung von Schiffen, Leuchttürmen, kleinen Inseln, hohen Felsenriffen—inmitten welcher der „Schiller“ vor etlichen Jahren so schrecklich untergegangen ist—hindurch, seiner Bestimmung, Bremen, Deutschland, entgegen, und hinter ihm her fliegen wohl hundert Seemöven, — schöne weiße Vögel, fast halb so groß wie Gänse—die zuweilen über das Schiff her schweben und lauern sobald der Knabe etwas hinaus schüttet—wutsch! wie schießen sie da hinunter auf das Wasser, um sich ihr Frühstück zu holen! — Früh, um 4 Uhr diesen Morgen schon, kamen sie von England und Frankreich her dem Schiff entgegen geflogen für diesen Zweck.

Nun erlaube mir, Hr. Magazin, eigentlich vorne anzufangen mit dieser Sache und dieselbe etwas ordentlich herzusagen, so gut es das schaukelnde Schiff erlauben will.

Am 31. Mai, Punkt 2 Uhr Nachm., verließen ich und Frau New York—ich, um die Deutschland Konferenz zu Bern, Schweiz, zu halten, sie, um ihre betagte Mutter in Kaiserslautern, Baiern, zu besuchen. Seitdem sind wir Tag und Nacht auf dem atlantischen Ocean dahin geschwommen, ohne den geringsten Unfall—nur die unverschämte Seekrankheit troch an Bord des Schiffes, ohne etwas dafür zu bezahlen, und würgte eine Anzahl der Passagiere, daß es erbärmlich war!—Ich bin mit derselben in große Feindschaft gerathen—sagte es in Norristown, Pa., schon, ich wollte nichts mit ihr zu thun haben, ich habe gar keinen Glauben an sie—sie muß das gehört haben, denn sie ging schmollend vorüber und ließ mich mit Frieden, was mir gerade recht war. Großdank!

Was ich unterwegs gesehen habe? — Ach — Wasser! Wasser! Wasser! salziges, indigoblaues, wogendes, großes Wasser! Ein Wasser mehr denn dreitausend Meilen breit, viele tausende Meilen lang und öfters manche Meilen tief.—Wer kann wohl sagen wie viele Eimer voll dies macht? Ich denke wir überlassen dieses dem geschiedten Hrn. Magazin.\*—Ach wie schön war's, die ersten Abende unserer

\* Das Magazin gibt sich mit solchen Kleinigkeiten nicht ab.—D. Red.

Fahrt beim lieben Vollmond und warmem Wetter—neben bei sei es gesagt, daß der Mond so freundlich war mit uns zu reisen—wie er da auf das große Wasser schien und der „Mann im Mond“ wollte sein rauhes Angesicht da im Wasser beschauen, aber leider das Wasser war etwas scheu und zitterte vor ihm und glitzerte mit solcher Pracht, daß er sich nicht recht sehen konnte, aber genug wäre es gewesen Deine Dichtergabe auf dem glänzenden Wasser tanzen zu machen!—

Doch etlichmal gab es auch dicken Nebel, so dick, daß man nur etliche Ruthen weit sehen konnte. Da wurde die Alarmpfeife alle zwei Minuten mit Macht geblasen, und es war große Unruhe auf dem Schiff, denn man fürchtete solchen Nebel mehr als einem Sturm, weil man in demselben unrlöglich auf ein Schiff rennen könnte, was schlimme Folgen haben müßte.—

Sobald wir an Neufundland vorbei waren, drehte sich das Schiff nördlich und fuhr hinauf bis zum fünfzigsten Breitengrad, da wurde es aber kalt. Der Nord- und Nordostwind fuhrn grimmig und schneidend auf uns los, und da hättest Du sehen sollen wie die Passagiere sich in alle Schutts und Ueberstöcke einwickelten, die sie austreiben konnten.—Da gab's Gezitter und Geschnatter wie bei uns im Winter!—Aber auch Wellen gab's von nun an! Wie da das Schiff schaukelte und krachte.—Wasserberge rollten dahin und Wasserthäler dazwischen und das Schiff mußte etwa 5 Tage und Nächte lang dieselben übersteigen und ergründen. Da ging's wie im 107. Psalm, daß man gen Himmel fuhr und in den Abgrund fuhr, und das sogar um Mitternacht mit dem Kopf vorwärts! Da hättest Du ohne Fehl dabei sein sollen, das hätte Deine Poesie mit Prosa versauerteigt auf eine kräftige Weise!—Ach, der Sturm ist eine eigenthümliche Majestät, vor der man gezwungenen Respekt haben muß!—Zulezt aber wurde es mir ein Vergnügen es anzuschauen, wie diese graufige Excellenz drauf los brauste und unser Schiff seine eiserne Stirn mitten in die Wasserberge hinein rannte und sie mit großem Rauschen auseinander sprengte!—

Die lieben Wasservögel waren mir herzige Kameraden. Wenn Du aber, lieber, hochweises Magazin, mir sagst, wo sie

mitten auf dem Meer des Nachts schlafen und wo sie ihre Eier hinlegen und ausbrüten, will ich Dir ganz vergnüglich zuhören!—

Große mächtige Fische sahen wir auch gestern, die ihrem Schöpfer im Wasser frohlockten, dadurch, daß sie ihren Körper halbwegs über dem Wasser zeigten, die starken Schwänze im Wasser herum schlugen, und dann das Wasser in die Höhe bliesen, daß kleine Nebelwolken daraus entstünden. Gewißlich sind diese auch nach ihrer Art erschaffen für einen guten Zweck.

Was soll ich noch weiter sagen? Unsere Gesellschaft war leider nicht so interessant. Juden, Namenschristen und Nichtsinge machten dieselbe aus, aber im Wein- und Biertrinken, Tabakrauchen, Kartenspielen, Leichtsin und Eitelkeit waren sie ein Herz und eine Seele, mit Ausnahme von etwa einem Duzend eingezogener Personen, unter denen wir einen warmen lebendigen Christen fanden aus „Egypten“, Illinois, der nach Deutschland reist, um seiner Mutter und andern Blutsfreunden zu sagen, was Jesus an ihm gethan hat. Gott gebe ihm auch viel Segen dazu!

Eins muß ich aber doch dieser Gesellschaft lassen, nemlich, daß sie am Sonntag negativ gut war, d. i. sie war nicht so schlimm, als an andern Tagen; auch spielte die Musikbande hier und da ein geistliches Lied am Tage des Herrn. Aus allem Gesagten wirst Du schon vernommen haben, daß wir auf einem deutschen Schiffe reisen; es wird deutsch gesprochen, deutsch gesungen, deutsch Wein und Bier getrunken, aber nicht deutsch gebetet, und zu meiner Verwunderung auch nicht deutsch gesflucht!—Nicht wahr, das sind Eigenthümlichkeiten?—

Nun muß ich schließen und hinauf auf das Verdeck, denn in diesem englischen Canal gibt es viele interessante Merkwürdigkeiten. Wenn es Dir scheinen sollte, I. Br. Magazin, daß mein Artikel schaukelhaft sei, so denke dran, daß das Schiff schaukelte, da ich schrieb und meine Gedanken nothwendigerweise mitgeschaukelt wurden!—Gehab dich wohl bis ich auf dem Festlande schreibe, dann geht's vielleicht besser.

Dein bekannter Freund,

R. Z.

## Sonntagsschul - Artikel.

### Die besten Mittel und beste Methode zur Selbstbildung eines Sonntagsschullehrers.

#### I.

Man könnte den Satz aufstellen und mit endgültigen Argumenten belegen, daß die Aufgabe des Sonntagsschullehrers eine wichtigere sei, als diejenige des Lehrers in den Communal- oder Tageschulen, wo, wie in den Vereinigten Staaten ein unabhängiges Verhältniß zwischen Staat und Kirche wieder hergestellt, die Pflege religiösen Lebens in den staatlichen Unterrichts-Anstalten aufgehoben und nach dem Muster der apostolischen Zeit den kirchlichen Verbindungen wieder anheimgefallen ist. — Zwar streift das Gebiet des Tagesschullehrers bis an das Reich des Ueber Sinnlichen, bis an die Pforten der Ewigkeit, aber hier verliert die Bahn deductiven Wissens die Sicherheit ihrer Grundlage und zersplittert sich in den nebelhaften Irrgängen spekulativer Philosophie. So wenig wie das Auge aus sich selbst, ohne eine äußere Quelle von Licht, Farben, Formen oder Entfernungen wahrnehmen kann, eben so wenig vermag der menschliche Geist

das Reich des Ueber Sinnlichen zu erfassen, wenn nicht das Licht göttlicher Offenbarung ihn dazu befähigt. Unter günstigen Verhältnissen kann der Tagesschullehrer den Schüler zur Bewunderung des historischen Jesus führen, aber nicht zu den Füßen und an die Brust des sündberrettenden Welterlösers. Ein unparteiisches weltliches Wissen kann dem Forscher vielleicht einen großen Theil der unübertrefflichen Tugenden des Rabbi von Nazareth enthüllen: aber den Geist zur Nachahmung dieses großen Meisters zu beflügeln, ihm seine beseligende Allgegenwart fühlbar zu machen, ihn zu reineren und immer reineren Freuden christlicher Erkenntniß und Thätigkeit zu führen: diese unvergleichlich hohe Aufgabe liegt zum größten Theil in den Händen des Sonntagsschullehrers.

Sind nun die Fähigkeiten unserer Sonntagsschullehrer dieser ihrer hohen Aufgabe entsprechend? Oder sind die Mittel zur Erlangung der nöthigen Ausbildung so umfassend und allgemein zugänglich als es zu wünschen wäre? — Schon, daß in einer Sonntagsschul-Convention ein Thema aufgestellt wird, wie das vorliegende, möchte uns beweisen, daß Manches zu verbessern übrig bleibt. Die Bedeutung dieser Frage wird



kaum unterschätzt werden von denen, die sich ein auf Thatfachen und eigene Erfahrung gegründetes Urtheil bilden können über die erforderlichen Vorbedingungen zur erfolgreichen Amtsführung eines Sonntagschullehrers.

Lehrer-Versammlungen, Bibelklassen, Sonntagschullehrer-Institute, Sonntagschul-Conventionen, Sonntagschul-Literatur und dergleichen Einrichtungen stehen in sehr nahem aber nicht unbedingt nothwendigem Zusammenhang mit der Selbstbildung des S. S. Lehrers, dieselben können hier nur erwähnungsweise berührt werden; ein näheres Eingehen auf diese Punkte würde uns zu weit über die Grenzen des uns gestatteten Raumes hinausführen.

Selbstbildung, in der gewöhnlichen Annahme des Wortes, ist der Gebrauch aller derjenigen Vervollkommnungsmittel, die uns außerhalb einer regelrechten Schulanstalt zu Gebote stehen. Selbstbildung kann in den meisten Fällen ein reguläres Collegialstudium nicht nur ersetzen, sondern bietet in mancher Hinsicht entschiedene Vortheile vor diesem. Ein mächtiger Hebel zum Fleiß—die Schuldisciplin fällt bei der Selbstbildung leider fort, und da nur wenige Menschen Willenskraft genug besitzen, sich den Anforderungen eines systematischen Studiums zu unterziehen, so bleibt die Zahl derjenigen verhältnismäßig gering, die sich auf dem Wege der Selbstbildung emporgearbeitet haben. Aber bei dem besten Willen und der zähesten Ausdauer vergessen Manche in einem Punkte so viel als sie sich in einem andern aneignen. Solchen fehlt es meist an der rechten Methode und manchmal nur an einer praktischen Anleitung. In dieser Beziehung einige Winke zu geben, soll der Zweck des vorliegenden Artikels sein.

## II.

Die erste Grundbedingung zum erfolgreichen Wirken des S. S. Lehrers ist, wie überall im Leben, Einfluß zu gewinnen. Auch hier gilt der Satz: Je höher wir steigen auf der Staffel der Vollkommenheit, desto größer wird unser Einfluß sein; je tiefer wir sinken, desto geringer wird er. Dies rückt uns vor das unabsehbare Gebiet menschlicher Vervollkommnungsfähigkeit in geistiger, seelischer, gefelliger und religiöser Beziehung. In diese genannten vier Hauptgruppen kann man alle menschlichen Vorzüge und Schwächen bequem zerlegen, dieselben gegenseitig vergleichen und in ihrem Zusammenwirken erkennen. Vorzüge oder Schwächen in der einen oder andern Richtung können ziemlich unabhängig für sich bestehen, sie geben jedem Menschen das eigenthümliche Gepräge seines Charakters. Bei jedem Lebensberuf kommen besondere Fähigkeiten mehr oder weniger in Betracht, so auch bei dem S. S. Lehrer. Ein Feldherr oder Börsenoperator bedarf Umsicht und Entschlossenheit, ein Sänger starke Stimmbänder und gute Lungen, ein Violin Virtuose gelenkige Finger, mancher Handwerker kräftige Arme, ein anderer ein scharfes Auge, ein Verkäufer Ueberredungskunst u. s. w. Um ein berühmter Gelehrter zu werden, dazu braucht man oft nicht mehr als ein gutes Gedächtniß. Aber um so viel höher als die Aufgabe des S. S. Lehrers ist als diejenige des Handwerkers, des Büchergelehrten oder selbst des Künstlers, um so vielseitiger sind die Anforderungen, auf denen sein Erfolg beruht. Eine symmetrische Entwicklung aller seiner Fähigkeiten ist unerlässlich nothwendig, um ihm das vollendet harmonische Gepräge des Wesens zu verleihen, das so unwiderstehlich alle Herzen öffnet, jeden, selbst den rohesten Menschen, besänftigt und seinen Willen wie unter einen Zauber beugt. Jeder Mensch hat die Reime zu diesen Fähigkeiten. Weltgeschichte und Mythologie berichten uns zahllose Beispiele von Menschen, die durch ihren Seelen-

adel wilde Thiere, rohe Krieger und ganze Völker besänftigten. Die heil. Schrift erzählt uns viele andere Beispiele, und Christus selbst preist die Sanftmüthigen selig und verheißt ihnen das Erdreich zu besitzen. Die Legenden der ersten christlichen Jahrhunderte berichten uns von Märtyrern, denen selbst hungrige Löwen nichts zu Leid zu thun vermochten, und wenn man nur beobachtet, so findet man auch heute überall Leute, die uns ganz gegen unseren Willen hierhin oder dorthin leiten und das so angenehm, daß wir uns unter ihrer Leitung ganz glücklich fühlen. Ist ein Geheimniß dabei? Ei freilich, aber in offenes. Es ist das Uebergewicht ihres Geistes. Wie erlangten sie dieses? Durch Selbsterkenntniß, Selbstbeherrschung und Selbsterziehung. Wie viel Arbeit, Selbstverläugnung, Wachen und Beten es aber gekostet hat, sie zu Herrschern zu machen, davon haben leider die meisten Menschen keine Ahnung. Sie glauben diese Gaben angeboren und streben nicht im Geringsten danach, sich dieselben anzueignen. Merke wohl was Göthe, der größte Menschenkenner unserer Zeit, sagt:

„Der kann sich manchen Wunsch gewähren,  
Der kält sich selbst und seinem Willen lebt,  
Wer Andre wohl zu leiten strebt,  
Muß fähig sein viel zu entbehren.“

Entbehren? Ja, in einem Punkte, um in einem andern es zehnfach zurück zu gewinnen. Oder ist es die Sache des Herrn nicht werth sich von ganzem Herzen, aus allen Kräften, von ganzem Gemüth zu ihrer Förderung thätig zu machen, selbst wenn es ein wenig auf Unkosten unserer Bequemlichkeit geschehen müßte? Weißt du, mein lieber Mitarbeiter in der Sonntagschule, mit welcher wahrhaft erstaunlichen Hartnäckigkeit sich die Studenten der östlichen Hochschulen für die jährlichen Bootwettfahrten auf dem Saratogasee vorbereiten? Nicht nur die Stählung ihrer Armmuskeln durch tägliches Rudern und Reulenschwingen, sondern der Gegenstand ihrer geistigen Arbeit, Kleidung, Schlaf, und sogar Essen und Trinken, werden darnach eingerichtet, um die Muskelkraft zu stärken, um die bald verbrauchte Ehre zu erlangen, der Sieger in der Wettfahrt zu sein. Weißt du, welchen jahrelangen und oft höchst unangenehmen Uebungen ein Reitschüler sich zu unterziehen hat, bis er die ritterliche Kunst erlernt, grazios im Sattel zu sitzen und ein feuriges Pferd schulgerecht zu lenken? Und du, dem das hohe Loos gefallen ist, vom Herrn berufen zu sein, unsterbliche Seelen zu lenken, wie viel Zeit verwendest du darauf, dich für deinen Herrscherberuf thätig zu machen?

„Auf ans Werk, denn sieh der Morgen  
Bricht mit Strahlenglanz herein!“

R. L.

Weiteres folgt im nächsten Heft.

## Es paßt nicht für Alle.

Wenn ein menschliches Nachwerk für Alle passen soll, so bringt es sich in einen „patent-medizinischen“ Verdacht. Nur das Vollkommene kann für Alle passen, was aber Menschen machen ist unvollkommen, und hängt deshalb viel von den besondern Ansichten ab, ob es diesem oder Jenem paßt oder nicht. Das Evangelium ist an sich vollkommen und paßt deshalb für alle Menschen. Die menschlichen Erklärungen desselben aber in unwesentlichen Dingen sind unvollkommen, denn der Eine betrachtet sie so, der Andere anders, und jeder paßt sie seiner kirchlichen Meinung an. „Ein Jeglicher aber sei in seiner Meinung gewiß.“

Dies gilt nun auch von der Erklärung unserer S. Schul-

Sectionen. Es werden heutzutage viele solcher Erklärungen gedruckt, welche ganz farblos, d. h. ohne alle denominationellen Sonderansichten sein sollen. Das klingt sehr weitherzig, aber es paßt nicht für uns. Wir als Kirche haben unsere besondere Farbe, unsere besonderen Ansichten z. B. mit Rücksicht auf Taufe, Abendmahl, Gnadenwahl 2c. 2c., welche nicht Alle theilen. Wie könnten wir nun Sectionen, in welchen diese Punkte berührt werden, erklären, daß sie für Alle paßten? Nicht, es sei denn, wir machten es damit, wie man es in unserem Kosthaus mit dem Salat macht. Da kommt der Lattich auf den Tisch, wie ihn Gott hat wachsen lassen. Der Mensch ist aber an eine Zubereitung desselben gewöhnt. Nun „gleicht“ aber der Eine Zucker darin, der Andere dagegen Salz. Dieser will ihn recht sauer, ein Anderer wieder ganz süß haben. Wer soll es aber Allen recht machen können. Deshalb stellen die Leute Essig und Salz 2c. daneben, und Jeder mag sich seinen Salat selbst machen. Weil das aber nur Wenige verstehen oder thun mögen, so wird die gute Speise theilweise vernachlässigt, ja Manchem sogar verleidet.

Wer die Sonntagsschul-Sectionen Allen mundgerecht machen will, der muß viele Punkte umgehen, die uns als Glieder der Ev. Gemeinschaft sehr wichtig sind. Wir können dieselben nicht entbehren, wir dürfen dieselben nicht umgehen, denn gerade in der Jugendzeit müssen wir unseren S. Schülern unsere kirchlichen Grundsätze überzeugend einprägen. Andere Kirchen halten und machen es ebenso—und zwar mit Recht. Wollen wir deshalb unsere sonderkirchliche Stellung wahren und derselben eine Zukunft sichern, so müssen wir in der Sonntagsschule und im catechetischen Unterricht den unerschütterlichen Grund dazu legen. Solche Prediger und S. Schul-Beamten, welche dies vernachlässigen, versündigen sich deshalb gegen die Kirche. Es mag dies nicht ihre Absicht sein—wahrscheinlich ist es in den meisten Fällen nicht—sie mögen es nicht einmal einsehen, bis sie mit Bedauern wahrnehmen, daß die Ansichten der jungen Leute sich verflachen und dieselben leichtfertig zu andern Kirchen gehen, welche mehr äußeren Pomp entfalten oder gar der argen Welt in die Arme fallen. Dann sind freilich die bitteren Klagen zu spät.

Es ist deshalb die Pflicht einer jeden Sonntagsschule, unsere eigene Literatur zu benützen, selbst auch dann, wenn sie Andere Schriften vielleicht billiger oder besser ausgestattet bekommen könnten. Uebrigens sind wir auch überzeugt, daß unsere Kirche den Sonntagsschulen die Schriften so billig und in so eleganter Ausstattung liefern kann und will, als dies irgend Jemand sonst zu thun im Stande ist. Geschieht es etwa nicht immer, so sind wir der Ansicht, man sollte das Verlangen an geeigneter Stelle energisch äußern und man wird demselben willfahren.

Es ist sehr erfreulich wahrzunehmen, daß dieser Meinung auch bei den meisten Conferenzen während den diesjährigen Sitzungen durch geeignete Beschlüsse Ausdruck gegeben wurde.

### Geeignete Zeiteintheilung.

In manchen Sonntagsschulen wird nicht die Rücksicht genommen auf eine gehörige Zeiteintheilung, wie es die Sache erheischt. In Folge solcher Versäumnisse entsteht öfters Unordnung und Verwirrung; es geht Alles zu viel durcheinander, nichts ist an seinem Platz und es ist unmöglich der Schule die rechte Aufmerksamkeit zu schenken, gute Ordnung zu halten und die gehörigen Eindrücke zu machen. Man hat gewöhnlich nur 1½ Stunde Zeit von Anfang bis zu Ende der Schule, und deshalb ist es unumgänglich nöthig, daß ein gehöriges System eingeführt und die Zeit gut eingetheilt wird, damit sie recht benutzt und die Schule recht interessant gemacht werden kann; geschieht dies, so kann in einer so kurzen Zeit viel Nutzen gewirkt werden, wird es aber versäumt, so wird der rechte Zweck verfehlt. Die Schule sollte auf die bestimmte Zeit geöffnet und auch beschloffen werden. Ist sie um 9 Uhr Morgens bestimmt, so sollte dieselbe nicht 5, 10 oder gar 15 Minuten nach 9 Uhr angefangen werden, wie es in manchen Schulen der Fall ist, sondern präcis auf die bestimmte Zeit. Die ganze Schule sollte wissen, daß der Superintendent pünktlich ist und keine Minute nach der Zeit wartet; ebenso auch in Beziehung auf den Schluß der Schule.

Folgende Zeiteintheilung in der Schule ist meiner Ansicht nach so angemessen als sie wohl gemacht werden kann. Wir nehmen z. B. eine Schule, die Morgens um 9 Uhr anzufangen hat.

1. Möchte bei Eröffnung der Schule eine Minute verwendet werden mit stillem, stehendem Gebet.
2. Von 9.1 bis 9.10 Uhr, Gesang.
3. Gebet, Gesang, Aufrufen der Lehrer und Lesen der Lektion, 9.10—9.25.
4. Lektions-Unterricht, 9.25—9.55.
5. Gesang, 9.55—10.5.
6. Uebersicht der Lektion, 10.5—10.15.
7. Bericht des Secretärs, Bekanntmachungen und Schlußgesang, 10.15—10.20 oder 10.25.

Wenn obige Zeiteintheilung in einer Schule eingeführt wird und der Superintendent ist selbst recht pünktlich, wie er sein sollte, auch die übrigen Beamten, so kann die schönste Ordnung und Harmonie stattfinden. Der Secretär, Bibliothekar, ja, die Lehrer und Schüler, wissen immer was Zeit es ist und wie sich in dieselbe zu schicken, und die Zeit kann auf die vortheilhafteste Weise benutzt werden. Die Arbeit des Secretärs und Bibliothekars sollte weiter keine besondere Zeit in Anspruch nehmen. E. Hamer.

## Sonntagsschul - Lektionen.

### Drittes Quartal.

### Von der Versöhnung.

#### 5. Lektion : 2. Cor. 5, 14—21. — Sonntag den 3. Aug. 1879.

14. Denn die Liebe Christi bringet uns also; sinntmal wir halten, daß, so Einer (1) für Alle gestorben ist, so sind sie alle gestorben.

15. Und er ist darum für (2) Alle gestorben, (3) auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist.

16. Darum, von nun an kennen wir Niemand nach dem Fleisch; und ob wir auch Christum gekannt haben nach dem Fleisch, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr.

17. Darum (4) ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur; (5) das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden.



18. Aber das alles von Gott, der (6) uns mit ihm selber versöhnet hat durch Jesum Christum, und das Amt gegeben, das die Versöhnung predigt.  
19. Denn (7) Gott war in Christo, und versöhnete die Welt mit ihm selber, und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu, und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung.  
20. So sind wir nun (8) Botschafter an Christi Statt, denn Gott ver-

mahnet durch uns; so bitten wir nun an Christi Statt; Lasset euch versöhnen mit Gott.

21. Denner hat den, (9) der von keiner Sündem bewußte für uns zur (10) Sündengemacht, auf daß wir würden (11) in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.

## Parallelen.

(1) Ebr. 2, 9. (2) 1. Tim. 2, 6. (3) Röm. 14, 7. (4) Röm. 8, 1. 10. (5) Jef. 43, 19.; Offb. 21, 5. (6) Röm. 5, 10. (7) Röm. 3, 24, 25. (8) Jef. 52, 27. (9) 1. Petr. 2, 22. (10) Gal. 3, 13. (11) Col. 1, 14.; Eph. 1, 6, 7.; Phil. 3, 9.

**Haupttext:** So sind wir nun Botschafter an Christi Statt, denn Gott vermahnet durch uns; so bitten wir nun an Christi Statt: Lasset euch versöhnen mit Gott. 2. Cor. 5, 20.

**Zeit und Ort.**—Dieser zweite Brief an die Corinthier wurde gegen Ende des gleichen Jahres geschrieben wie der erste, anfangs 57 n. Chr., aber nicht an demselben Ort. Es kann jedoch nicht mit Bestimmtheit bezeichnet werden, an welchem Ort Paulus bei Abfassung desselben sich aufgehalten hat. Nur so viel ist zuverlässig, daß es von einer der Kirchen Macedoniens aus geschehen war, wohn Paulus sich gewandt, nachdem er den ersten Brief geschrieben hatte. Es wird angenommen, daß er in Philippi oder Thessalonich geschrieben wurde.

Das 5. Capitel ist mit dem vorhergehenden eng verbunden, in welchem der Apostel die Erhabenheit des evangelischen Predigtamtes und dessen segensreiche Lehre hervorhebt. Es ist eine Fortsetzung der Angabe von den Motiven, die den Apostel bewogen haben zur Eingabe für dieses Werk und der Kraft, die ihm zu seinem schweren Amtsberuf gegeben ist. Er spricht sodann im Näheren von der Vortrefflichkeit der evangelischen Predigt und hebt in unserer Section die Lehre von der Versöhnung hervor.

**I. Ihre Begründung.**—B. 14. 15. Unsere Versöhnung mit Gott beruht auf dem Tod Christi, als dem Opfer für alle Menschen. Christus ist nicht nur uns zu gut gestorben, sondern sein Leiden und Sterben ist auch an unserer Statt geschehen. Die Strafe, die wir um unserer Sünden willen verdient hatten, ist ihm zugerechnet worden, und dieser Ursache wegen kann auch Das, was er durch seinen Versöhnungstod erworben hat, uns zugerechnet werden. Paulus will hier so viel sagen, daß Christi Tod für uns so viel sei, als wären wir selbst gestorben. Daraus weisen alle vorbildlichen Opfer des Alten Testaments hin. Dort wurden die Sünden auf das Opferrheil gelegt und dasselbe getödtet, wie hier Christus unsere Sünden auf sich genommen und dafür am Kreuz gestorben ist. Der Beweggrund bei Christus war seine unendliche Liebe zu uns und dies—die Liebe, womit Christus uns geliebet hat—ist wiederum bei Paulus und den andern Aposteln die Triebfeder zur Wirksamkeit für den Herrn, und muß sie bei den Dienern Christi und allen Nachfolgern Jesu sein. Der Tod Jesu Christi hat jedoch nicht nur die Kraft, daß wir vermittelt dessen mit Gott versöhnt werden können, sondern als Frucht desselben erweist sich bei uns Menschen auch die Möglichkeit eines heil. Lebens. Unter „sich selbst leben“ ist zu verstehen, als ein mit der sündlichen Natur behafteter Mensch nur nach den Trieben seines Fleisches und der Zügellosigkeit seiner Luste zu leben, und in seinem gemeinen Thun und Lassen nur sich selbst zum Zweck zu haben, seine Ehre und seinen Nutzen zu suchen. Gingeen, „Christus zu leben“ heißt im Glauben an Christum nach seinem Willen und Wohlgefallen, seinem Vorbild gemäß und zur Verherrlichung seines Namens zu leben. Oder der Welt absterben und in Verleugnung seiner selbst ganz Christo zu leben. So wie dies Paulus, Röm. 14, 7—9., bezeichnet und er von sich, Gal. 2, 20., sagt: „Ich lebe aber; doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir.“ Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich in dem Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat und sich selbst für mich dargegeben.“ Und das um so mehr, weil Christus durch seine Auferstehung seinem Erlösungswerk das Siegel aufgedrückt und wir mithin unsern Dienst und Leben einem lebendigen, zur Rechten Gottes erhöhten, Heiland weihen.

**II. Ihre Wirkung.**—B. 16. und 17. Unter dem Evangelium fällt aller äußere Unterschied weg. Sobald Jemand anfangt im Geist Christo zu leben, hört er auf den Werth eines Menschen nach seiner äußern Stellung oder Herkunft zu schätzen und sieht vielmehr auf den innern Gehalt des Menschen. Als Paulus „Christus gekannt hat nach dem Fleisch“, auf seine fleischliche Herkunft geblickt und wie die

andern Juden seine geistige, himmlische Mission verkannt, hasste und verfolgte er ihn in seinen Zünfern. Nun er aber zum Lichte und zur geistlichen Erkenntniß gebracht wurde, kennt er ihn nicht mehr als den armen Zimmermanns Sohn von Nazareth, sondern als den Sohn Gottes, seinen Heiland und Erlöser. Der Glaube an den Fleisch gewordenen, historischen Christus allein macht nicht selig, sondern an den geistigen, lebendigen Gottmenschen. Diese Aenderung des Sinnes erfordert eine innere Geistesgemeinschaft und Lebensverbindung mit Christus, und äußert sich eben so wohl in einer neuen Anschauung als auch in einer neuen Lebensoffenbarung und Handlung. Durch die Wiedergeburt wird der Mensch zu einem andern, einem neuen gottverwandten Wesen umgeschaffen. Er ist neu in seiner Liebe, seinen Wünschen und Gefühlen, seinem Dichten und Trachten, seiner Hoffnung und Liebe—neu in seinem ganzen Leben.

**III. Ihre Ursache.**—B. 18—21. Was hier über Versöhnung gesagt wurde und noch vieles andere mehr, das nicht namhaft gemacht werden konnte, ist nicht dem Verdienste des Menschen zuzuschreiben, sondern lediglich Gott zu verdanken, von dem alles Gute herkommt. Wir hätten uns selbst mit Gott nicht versöhnen können, auch veröbnte Gott sich nicht mit uns, er hatte das nicht nöthig, sondern uns mit ihm selber, weil wir der beleidigten, Gott aber der beleidigte Theil war. Durch Christum wurde die Schuld des Beleidigers (wir Menschen) abgethan und daraus folgt, daß der Beleidigte (Gott) als veröbnt den Menschen seine Gunst wieder zuwenden kann, was allen Menschen verbindlich werden soll. Das Versöhnungswerk Christi nützt dem Menschen aber nichts, wenn er sich dasselbe nicht durch den Glauben zuignet. Wie sollen sie aber glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger? Darum ist das Amt, das die Versöhnung predigt, von Gott den Predigern aufgetragen. „Gott war in Christo“, daß in ihm die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig gewohnt, als er im Fleisch erschienen war. Paulus bezeugt es ausdrücklich, wenn auch als ein wunderbares Geheimniß: „Gott ist geoffenbaret im Fleisch.“ Seiner göttlichen Natur nach ist Christus ein unzertrennliches Wesen mit dem Vater, daher er sagen konnte: „Ich in ihm und er in mir.“ Denen nun, die an Christum glauben, der die „Versöhnung der Welt“ durch die Aufsidnahme derer Sünden und hierfür geleistete Genugthuung zu Stande gebracht, werden die Sünden nicht zugerechnet.“ Sie sind davon losgesprochen, für gerecht erkannt und geachtet, weil sie sich durch den Glauben Christus und dessen Verdienst zugeeignet haben.

Ein „Botschafter“ ist ein Gesandter der höchsten Rangstufe im Dienste eines Regenten oder Staates am Hofe einer andern Macht. Er besorgt die Geschäfte und vertritt die Würde seines Gebieters an dem Ort seiner Gesandtschaft, und er vereinigt beides in sich, den Diener und Stellvertreter. Aber er spricht nicht in seinem Namen und handelt nicht auf eigene Autorität, sondern alle seine Handlungen geschehen nur durch die Autorität seines Herrn. Dieses Alles findet seine Gültigkeit und Anwendung bei einem Diener Jesu Christi. Gott hat nicht nur eine Versöhnungsmöglichkeit zwischen sich und den Menschen geschaffen, sondern er sendet auch noch seine Diener, ausgerüstet mit seiner Botschaft an die Menschen: „Lasset euch versöhnen mit Gott.“ Wenn ein Prediger, den Gott berufen und gesandt, die gnadenreiche Botschaft des Herrn verkündigt, so ist es annehmen, als würde Gott selber geredet haben. Ein Prediger darf aber auch deshalb nichts anders verkündigen als nur das,—aber auch das in seinem vollen Umfang—was Gott ihm aufgetragen hat.

Christus, der das Sündopfer für unsere Sünden geworden



ist, wußte selbst, aus eigener Erfahrung von keiner Sünde, er spürte keine Sünde noch sündliche Neigung in seinem Herzen. Nur in so fern als er das Sündopfer für uns Menschen geworden und unsere Sünden auf ihn geladen und ihm zugerechnet wurden, konnte er als „die Sünde“ selbst angesehen werden und die Strafe dafür erleiden. Und durch den Glauben wird auch dem Menschen die erworbene Gerechtigkeit so zugerechnet, daß er für gerecht und heilig gehalten wird und vor Gott im Gericht bestehen kann.

**Praktische Nuganwendungen.** — 1. Die Liebe Christi ist unser Leben und Heil.

2. Die Liebe Christi ist die rechte Triebfeder zu unseren Handlungen.

3. Der Tod Christi für unsere Sünden zeigt an, wie schrecklich unser Fall war.

4. Wir können nie in, sondern von der Sünde erlöst werden.

5. Die Befehlung zu Gott ist eine gänzliche Umwandlung unserer Liebe und unseres Willens.

6. Wir müssen den von Gott berufenen Predigern gehorchen, denn sie sind Gottes Boten.

7. Christus ist für uns gestorben und „zur Sünde“ geworden, so sollten wir nun ganz für ihn leben, damit wir ihm zur Ehre werden.

**Kleinkinderklasse.** — Die Liebe Christi zu unserer Rettung lasse man den Hauptgegenstand des Unterrichts sein. Man kann dieselbe einigermaßen illustrieren an der Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde; sie sieht dasselbe in Gefahr und rettet es, indem sie ihr eigenes Leben wagt. Die Liebe Christi aber ist viel größer, indem er für seine Feinde starb. Nun können wir durch ihn ewig glücklich und selig werden, wenn wir dem Evangelium gehorchen. Ermahne zum Gehorchen und zur Liebe gegen die Prediger, welche Gottes Wort verkündigen.

**Illustrationen.** — Siehe Goldförner den Artikel „Liebe“, Seite 148, und „Versöhnung“, S. 259.



**Wandtafel: Gebrauchsanweisung.** Diese Section lehrt das Amt, das die Versöhnung predigt. Auf der Wandtafel ist eine Hand, welche einen Delzweig, als Symbol des Friedens und der Versöhnung reicht. Das stellt das Predigtamt vor, welches an „Christi Statt“ bittet: „Laßt euch versöhnen mit Gott.“ Eine andere Hand empfängt den Delzweig, als Zeichen der Willigkeit, die Versöhnung anzunehmen. Das mit einer Schnalle befestigte Band ist das Symbol der Vereinigung zwischen Christo und den Seinigen. Die Inschrift desselben enthält den Beweggrund, der bei allen unseren Bemühungen, das Reich Gottes zu verbreiten unser Heil erfüllen sollte.

## Die Frucht des Geistes.

### 6. Section: Gal. 5, 22–26; 6, 1–9 — Sonntag den 10. Aug. 1879.

22. Die Frucht (1) aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gültigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit.

23. (2) Wider folge ist das Gesetz nicht.

24. Welche (3) aber Christo angehören, die (4) kreuzigen ihr Fleisch sammt den Lüften und Begierden.

25. So wir im (5) Geist leben, so laßt uns auch im Geist wandeln.

26. Laßt uns nicht (6) eitlem Egre geizig sein, unter einander zu entzünden und zu hassen.

Cap. 6, 1. Liebe Brüder, so (7) ein Mensch etwa von einem Fehler überleitet würde; so helfet ihm wieder zurecht mit sanftmüthigem Geist, die ihn geistlich seib. Und siehe auf dich selbst, daß du nicht auch verluhet werdest.

2. Einer trage des Andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.

3. So aber sich Jemand läßt dünken, er sei etwas, so er doch nichts ist, der betrügt sich selbst.

4. Ein Jeglicher aber (8) prüfe sein selbst Wert; und alsdann wird er an ihm selber Ruhm haben, und nicht an einem Andern.

6. Denn (9) ein Jeglicher wird seine Last tragen.

6. Der aber unterrichtet wird mit dem Wort, der theile mit allerlei Gutes dem, der ihn unterrichtet.

7. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Denn was der Mensch sät, das wird er ernten.

8. Wer (10) auf sein Fleisch sät, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten. Wer aber auf den Geist sät, der wird von dem Geist das ewige Leben ernten.

9. Laßt (11) uns aber Gutes thun, und nicht milde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören.

### Parallelen.

(1) Eph. 5, 9. (2) 1. Tim. 1, 9. (3) 1. Cor. 15, 23. (4) Röm. 6, 6. (5) Röm. 8, 5. (6) Phil. 2, 3. (7) Matth. 18, 15.; Röm. 15, 1.; Jac. 5, 19. (8) 1. Cor. 11, 28. (9) 1. Cor. 8, 8.; 2. Cor. 6, 10. (10) Spr. 22, 8.; Röm. 8, 13. (11) 2. Thess. 3, 13.; Dff. 2, 8.

**Haupttext:** Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Denn was der Mensch sät, das wird er ernten. Gal. 6, 7.

**Zeit und Ort.** — Nach etlichen Autoren fällt die Zeit der Epistel an die Galater in das Ende des Jahres 57 oder Anfang 58, und wäre dann dieselbe während des Winteraufenthalts des Apostels in Corinth geschrieben. Nach andern aber soll sie von Epheesus aus während seines dreijährigen Aufenthalts daselbst geschrieben worden sein und würde dann in die Zeit von 54–57 nach Chr. fallen.

Galatien ist eine Landschaft in Kleinasien, gegen Osten begrenzt von Rappadocien, gegen Norden von Babilagionen und Bithynien, gegen Westen von Bithynien und Phrygien, gegen Süden von Phrygien und Lykaonien. Das Wort des Herrn nahm in dieser Landschaft durch Paulus während seiner zweiten Missionstheise seinen Anfang etwa 51 nach Chr. An welchem Orte er aber hauptsächlich seine Missionstheise entfaltet, davon finden wir nirgends eine Spur in der Schrift.

Das 5. Cap., welchem ein Theil unserer Section entnommen ist, ist eine Fortsetzung von der Beweisführung des Apostels gegen die unter den Christen in Galatien aufgetretenen falschen Lehrer und deren Lehren, in welche die Galater schon theilweise

verirrt und in Irrthümer gefallen waren. Paulus ermahnt sie zur Standhaftigkeit in der christlichen Freiheit. Er versichert sie, wenn sie ihre Seligmachung von der Beschneidung abhängig machen, Christus ihnen von keinem Nutzen sein könne. Nicht des Gesetzes Werke, sondern der Glaube an Christum macht selig. Um ihnen nun das Verderbliche der Nachgiebigkeit fleischlicher Begierden unter dem Vorwand falscher Freiheit deutlich zu machen, zeigt er ihnen zunächst die Werke des Fleisches und hernach die Frucht des Geistes.

I. Welcher Art sie ist. — 22–26. Das Produkt des Geistes wird hier dem des Fleisches entgegengesetzt. Während dieses mit dem Ausdruck „Werke“ bezeichnet wird, wird jenes unter dem Namen „Früchte“ geschildert. Als erste Hauptfrucht, welche alle anderen in sich begreift, wird die „Liebe“ gegen Gott und Menschen genannt. Sie ist das Hauptkennzeichen eines geisterfüllten mit Christo innig verbundenen Herzens. „Freude und Friede“, sind die hervorgebrachten Wirkungen des hl. Geistes in unseren Herzen, wenn er uns erneuert und lebendig gemacht hat. Freude



über das große Heil das uns geworden ist und Friede mit Gott durch Freisprechung von der Sünde und Erlassung aller Schuld und Strafe. „Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit“, sind andere Eigenschaften, die der hl. Geist bei den Christen wirkt. In Ausübung der Geduld ist man langmüthig, läßt sich nicht so leicht von seinen Gefühlen beherrschen und zum Zorn reizen. Man ist dabei nachgiebig und kann auch Unrecht tragen ohne Böses mit Bösem zu vergelten. Die Freundlichkeit ist auf das Wohl Anderer bedacht und gern zur Dienstfertigkeit bereit, dem Nächsten in Werk und That behülflich zu sein. Der Begriff von Gütigkeit ist das immerwährende Verlangen und aufrichtige Bemühen, nicht allein nur allen Schein des Bösen zu meiden, sondern auch mit dem äußersten Vermögen, den Menschen nach Leib und Seele Gutes zu thun. Aber das ist nur einem wahrhaftigen Christen, mit einem durch den hl. Geist gereinigten und erfüllten Herzen möglich. „Glauben“ ist ein Vertrauen in Gottes Verheißungen und Gnade. Aufrichtige Treue gegen alle Menschen und Wahrhaftigkeit in jeder Beziehung. Bei dem Christen muß sich beides finden: Glauben üben und selbst glaubhaft sein. Eine der lieblichsten Christentugenden ist die „Sanftmuth“, Beleidigungen gerne zu verzeihen und willig zu tragen, lieber Unrecht leiden als Unrecht thun und unter Nachgiebigkeit auch jedes Scheines sich zu enthalten, andere zu beleidigen. Die „Reuschheit“ ist eine Beherrschung aller bösen fleischlichen Lüfte und Leidenschaften. Bei denen nun die Kraft des Geistes solche Früchte treibt, hat das Gesetz seine Kraft verloren.

„Das Fleisch kreuzigen“. Der Zweck des Kreuzigens einer Person ist ihr den Tod beizubringen, der gänzlichen Vernichtung überliefern. Dieses ist immer mit großen Schmerzen verbunden. So muß es auch mit dem Fleisch, dem alten Menschen geschehen, obgleich es wehe thun und sehr schmerzen mag. Er muß sammt allen bösen Leidenschaften, vernichtet werden, daß er keine Kraft noch Wirkung mehr ausüben kann.

II. Welchen Nutzen sie schafft. Cap. 6, 1—9. Es gibt verschiedene Ursachen, um welcher Willen sich ein Christ aus Uebereilung einer Sünde schuldig machen und fallen kann. Unsere Pflicht ist es, solchem wieder mitleidig und liebevoll zurecht zu helfen, daß er sich wieder aufrichten kann und ihn nicht durch liebloses Betragen und Richten noch mehr hinunter zu drücken. Wir sollten uns in die Lage des Andern versetzen und denken, wie wir in solchem Falle gerne behandelt sein möchten. Und Niemand weiß, ob er nicht zu einer anderen Zeit in ähnliche Lage verkehrt werden kann. Um aber davon bewahrt zu bleiben, sollten wir uns fleißig einer ernsten Selbstprüfung unterziehen. Dies ist ohne Zweifel von größerem Nutzen, als wenn wir immer bereit sind andere zu prüfen. Dadurch bleiben wir auch vor Eigenbündel und Hochmuth bewahrt und nehmen nicht sobald Anlaß, auf unsere Mitchristen geringschätzend herabzusehen.

„Der aber unterrichtet wird mit dem Wort, der theile mit allerlei Gutes dem, der ihn unterrichtete.“ Diejenigen, die berufen sind für die Unterweisung in der Lehre Sorge zu tragen—hauptsächlich die Prediger des Wortes—sollen von denen, die sie zu unterrichten haben, in ihrem zeitlichen Unterhalt versorgt werden. Es ist kein Almosen, was man dem Prediger oder Lehrer darreicht, sondern der schuldige, wohlverdiente Lohn.

„Irrt euch nicht.“ Damit will der Apostel andeuten; bilde euch nicht fälschlich ein, als hätte es nicht viel zu bedeuten und wäre gleichgültig, wie ihr diese eben angeführten und vorerwähnten Christenpflichten erfüllt. Es fällt alles auf den Menschen selbst wieder zurück. Wie er thut, wird ihm wieder gethan werden; wie er gibt, wird ihm wieder gegeben werden. Er hat die Frucht seiner eigenen Werke zu genießen, die Ernte seiner eigenen Ausfaat zu sammeln.

„Fleisch säen“ meint, den sündlichen Lüsten und Begierden folgen, dem Trieb der alten Natur nach leben, der Fleischeslust und Augenlust fröhnen und die Werke des Fleisches thun (S. Cap. 5, 19—21). „Geist säen“ hingegen, dem Trieb

des hl. Geistes Folge leisten und überhaupt als ein nach Gott geschaffener Mensch in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit wandeln und leben, so daß Früchte des Geistes sich offenbaren (B. 22.) Unsere ganze Lebenszeit ist eine Saatzeit. Entweder säen wir guten oder bösen Samen, und je nach dem wird die Ernte sein. Von Disteln und Dornen kann man keine Feigen und Trauben ernten. Die Saatzeit ist kurz und die Ernte ewig, darum sollen wir unermüdet am Säen, am Gutes thun sein. Durch nichts sollten wir uns ermüden oder abhalten lassen. Erst erntet man jetzt schon; aber völlig erst drüben in der Ewigkeit.

**Praktische Nutzenwendungen.** — 1. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

2. Was der Mensch sät, das wird er ernten.

3. Helfet dem Irrenden wieder zurecht.

4. Einer trage des Andern Last—Liebe—

5. Vergesst nicht, eure Prediger mit Wort und That zu unterstützen.

6. Seid unermüdet Gutes zu thun.

**Kleinkinderklasse.** Man nehme als Gegenstand des Unterrichts einen Baum. 1. Ein unfruchtbarer, knorpelicher Baum dient nur zum Verbrennen. So sind die Menschen, die in geistlicher Beziehung unfruchtbar sind. Sie arbeiten, schlafen und—sterben. Was dann? 2. Ein wilder Baum trägt saure Früchte. So der Sünder die Früchte des Fleisches. Er hündert das Land. 3. Ein guter Baum bringt gute Früchte. Ein solcher Baum wurde veredelt, trägt nun nützliche, nahrhafte Früchte. So ist die Frucht des Geistes—des Veredelten (Befehrten) Liebe, Freude, Friede etc.

**Illustrationen.** B. 7. Eines Tages sagte sein Meister zu Luthmann: „Gehe und säe Gerste.“ Luthmann aber ging und säete Hafer. Als nun der Hafer aufging, sagte sein Herr zornig zu ihm: „habe ich dir nicht befohlen Gerste zu säen und du hast Hafer gesät?“ Luthmann entgegnete: „Thust du nicht gleich also? Du säest beständig die Saat des Fleisches und erwartest doch einst die Frucht des Geistes zu ernten?“

B. 9. Während einer Schlacht kam ein tapferer Offizier zu Sir Charles und rapportirte: „General, wir haben eine Batterie genommen.“ Der General ließ ihn scheinbar unbeachtet und redete mit Andern. Da meinte der Offizier er sei nicht verstanden worden und wiederholte: „Sir Charles, wir haben eine Batterie genommen.“ „Dann geht und nehmt eine zweite“, sagte der General kurz.



**Wandtafel: Gebrauchsanweisung.** „Was der Mensch sät, das wird er ernten.“ Dies ist der wichtige Inhalt dieser Lektion. Hier sehen wir auf der einen Seite Weizen als Sinnbild der Geistesaat, auf der anderen Seite Unkraut, als Sinnbild der Fleischsaat. Der große Unterschied ist: Leben oder Verderben—Tod. In der Mitte ist die Sichel, zum Zeichen, daß die Zeit der Ernte für Alle kommt. Dann wird die Frucht des Geistes in die Scheunen gesammelt und die Frucht des Fleisches mit Feuer verbrannt.





## Des Christen Rüstung.

## 7. Lektion: Eph. 6, 10–20. — Sonntag den 17. Aug. 1879.

10. Zuletzt, meine Brüder, (1) seid stark in dem Herrn, und in der Macht seiner Stärke.

11. Ziehet an den Harnisch Gottes, daß ihr bestehen könnt gegen die listigen Anläufe des Teufels.

12. Denn wir haben nicht (2) mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern (3) mit Fürsten und Gewaltigen, nemlich mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel.

13. Um des willen, so ergreift den Harnisch Gottes, auf daß ihr an dem bösen Tage Widerstand thut, und Alles wohl ausrichtet, und das Feld behaltet.

14. So ziehet (4) nun, umgürtet eure Lenden mit Wahrheit, und (5) angezogen mit dem Krebs der Gerechtigkeit,

15. Und an den Beinen gestieft, als fertig, zu treiben das Evangelium des Friedens, damit ihr bereit seid.

16. Vor allen Dingen aber ergreift (6) den Schild des Glaubens, mit welchem ihr auslöschen könnt alle feurige Pfeile des Bösewichts.

17. Und nehmet den (7) Helm des Heils, und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes.

18. Und betet stets in allem Anliegen, mit Bitten und Flehen im Geist und wachet dazu mit allem Anhalten und Flehen für alle Zeitigen.

19. Und (8) für mich, auf daß mir gegeben werde das Wort mit freubigem Aufstun meines Mundes, daß ich möge kund machen das Geheimniß des Evangelii;

20. (9) Welches Bote ich bin in der Kette, auf daß ich darinnen (10) freudig handeln möge, und reden wie sich gebührt.

## Parallelen.

(1) 1. Cor. 16, 13.; 1. Joh. 2, 14. (2) Matth. 16, 17.; 1. Cor. 9, 26. (3) Joh. 14, 30. (4) Luc. 12, 35.; 1. Petr. 1, 13. (5) Jes. 59, 17. (6) 1. Petr. 5, 9.; 1. Joh. 5, 4. (7) Jes. 59, 17.; 1. Thess. 5, 8. (8) Col. 4, 3. 2c. (9) 2. Cor. 5, 20. (10) Ap. 4, 29.

## Haupttext: Ziehet an den Harnisch Gottes, daß ihr bestehen könnt gegen die listigen Anläufe des Teufels. Eph. 6, 11.

**Zeit und Ort.**—Es ist nicht bestimmt festgesetzt zu welcher Zeit dieser Brief Pauli geschrieben wurde. Wohl die meisten Ausleger nehmen das Jahr 62 an, also während seiner ersten Gefangenschaft. Andere hingegen erst das Jahr 67, während seiner zweiten Gefangenschaft in Rom. Erstere Ansicht ist wohl die richtigere, während letztere jedoch auch nicht ganz unbedeutende Gründe für sich hat. Aus verschiedenen Stellen der Epistel geht aber sicher hervor, daß Rom der Ort war, von wo aus diese Epistel geschrieben wurde.

Ephefus liegt am östlichen Ufer des ägeischen Meeres in Kleinasien, zwischen Smyrna und Milet oder Miletus, ungefähr zehn Meilen von der Insel Patmos entfernt und ist die Hauptstadt von Jonien. Früher war Ephefus eine berühmte Handelsstadt. So stand auch der berühmte Götzentempel der Diana darin. Dieser war 425 Fuß lang, 220 F. breit und 600 Fuß hoch. Es wurde 210 Jahre daran gebaut, und er wurde unter die sieben Wunderwerke der Welt gerechnet. S. App. 19, 24. 27.

Die Gemeinde zu Ephefus wurde von Paulus gegründet während seines dreijährigen Aufenthalts und mit Sorgfalt gepflegt. App. 20, 18—31. Bei Abfassung dieser Epistel lag bei Paulus gerade keine besondere Veranlassung vor, wie bei anderen Episteln; es war ihm im Allgemeinen nur darum zu thun, die ephefinische Gemeinde zur Beständigkeit im Glauben und heiligem Leben zu ermahnen. Es mußte ihm ohne Zweifel sehr viel an dem guten Zustand dieser Gemeinde vor allen andern gelegen haben, weil Ephefus ein so wichtiger Handelsplatz war, und darum aus allen Ländern Leute hier verkehrten und mit dem Christenthum bekannt wurden.

**I. B. 10—13.** Das Leben der Christen im Allgemeinen ist ein Leben des Kampfes. Ihnen gilt die Ermahnung: Den guten Kampf des Glaubens zu kämpfen. Und weil sie es mit mächtigen Feinden zu thun haben, so ist es vor allem nöthig, daß sie viel „Stärke“ besitzen. Diese darf aber Niemand bei sich selbst suchen; sie muß vom Herrn kommen. Durch Gebet und Glauben können wir sie erlangen. Sie besteht in einem reichen Maß der Gnade und Salbung des Geistes. „Harnisch Gottes.“ Ein Harnisch ist die volle Waffenrüstung eines Kriegers. So auch der Harnisch Gottes die ganze Ausrüstung mit den Gaben und Kräften des Geistes Gottes. „Listige Anläufe des Teufels.“ Der Satan hat verschiedene Mittel und Wege, wie er die Menschen überhaupt und die Christen insbesondere ins Verderben zu ziehen sucht. Er nähert sich nicht plump und ungeachtet seinem Opfer, sondern fein und listig. Will's nicht als ein Engel des Lichts mit schönen Reden und Vorstellungen gehen, dann probirt er's als brüllender Löwe mit Furcht und Schreden. Er kommt nicht zur Zeit des wachenden Zustandes oder auf dieser Seite, wo der Christ am schwierigsten anzugreifen ist, sondern in einem unbewachten Augenblick und auf der schwächsten Seite. Darum soll der Christ mit dem Harnisch Gottes bepanzert sein, immer in der völligen Ausrüstung des Herrn stehen. „Ziehet an“, im 13. Vers heißt es „ergreift“. Ein bildlicher Ausdruck vom Wechsel der Kleider hergenommen. Anziehen meint sich bekleiden, sich hineinbegeben in

Kleidungsstücke. Dieser Kampf ist kein Leiblicher, sondern ein geistlicher, darum auch nur geistliche Waffen zu gebrauchen sind. Fürsten und Gewaltige“, gefallene Geister, welche einst bevorzugte Rangstufen im Himmel inne hatten und eine ähnliche Stellung unter der Schaar der bösen Geister einnehmen. „Herr der Welt“—der Teufel wird ein gewaltiger Herr, der in der Finsterniß dieser Welt herrscht, ein Gott oder Fürst dieser Welt, der sein Wesen in den Kindern des Unglaubens hat, genannt, insofern damit gemeint ist, daß diese Welt im Argen liegt, und die Kinder dieser Welt ihm dienen und als Gehorsame des Reichs der Finsterniß ihm unterthänig sind. „Böse Geister unter dem Himmel“—die geistliche, subtile Bosheit, wie sie betreffs himmlischer Dinge nur allein durch solche hervorgebracht werden kann; denn in diesem Kampf handelt es sich nicht um irdische und zeitliche, sondern himmlische und ewige Dinge. „An dem bösen Tage Widerstand thun.“ Der Kampf ist zwar ein beständiger, aber zu gewissen Zeiten größer und heftiger als zu anderen. Es sind solche Zeiten, wo die Versuchungen besonders heftig und die Ansetzungen von innen und außen mächtig anstürmen, böse Tage. Zu solcher Zeit ist es besonders nöthig, wachend und lebend zu sein, unter der Waffe des Geistes zu stehen, damit der Feind uns nicht überlistet, sondern wir auf unserer Hut sind.

**II. Im Besonderen.**—B. 14—20. Im fernerem Verlauf beschreibt der Apostel in diesen Versen stückweise die geistlichen Waffen, bezugnehmend auf die frühere Art, wie die Soldaten zu der damaligen Zeit am ganzen Leib bepanzert waren. „Umgürtet eure Lenden mit Wahrheit.“ Die Lenden ist der Theil des Körpers zwischen den Hüften und Rippen. Dieser Körpertheil ist am meisten verwundbar und am wenigsten von der Natur selbst beschützt. Zu dessen Schutz, und auch um das Schwert oder den Köcher daran zu tragen, wurde von den Kriegsknechten ein breiter, starker Gürtel getragen. Die Wahrheit soll das Schwert des Geistes tragen; sie ist das Bindemittel aller geistigen Kriegswaffen, ohne welche die andere Ausrüstung wenig von Belang ist. „Krebs der Gerechtigkeit.“ Der Brustpanzer von Horn oder Metall zur Beschützung des ganzen Oberkörpers, hauptsächlich der Lunge und des Herzens, wurde Krebs genannt. Im geistlichen Sinne ist dieses Christi Gerechtigkeit, mit ihr bekleidet sind geistliche Feinde machtlos; sie ist das beste Schutzmittel gegen die Anläufe des Satans. „Beine gestieft.“ Schuhe oder Stiefel bilden einen wichtigen Theil der Ausrüstung eines Soldaten, daß er gut marschiren und auf allen Wegen fortkommen kann. Als ein Streiter für den Herrn ist ein jeder Christ berufen, des Herrn Werk zu treiben, vertheidigend und angreifend. Dazu bedarf er eines sichern Standes, er muß auf die unerschütterliche Lehre des Evangeliums gegründet sein. „Evangelium des Friedens.“ Das Wort Gottes macht den Menschen zuerst traurig—dann fröhlich; zuerst bewirkt es Unruhe und Unfrieden—dann aber den seligmachenden Gottesfrieden. Die hauptsächlichste Waffe ist der „Schild des Glaubens.“ Dieser ist eine Vertheidigungswaffe. Die Schilde waren früher



aus verschiedenem Material gemacht. Meist aus Weidenruthen oder Holz, die in- und auswendig mit Leder überzogen waren. Auch gab es eiserne, kupferne, silberne und selbst goldene Schilde. Ebenso waren sie von verschiedener Größe. Sie sollen oft 2½ F. breit und 4 F. lang gewesen sein, so daß der ganze Leib hinter denselben verborgen werden konnte und er sicheren Schutz gewährte. Solch ein Schild ist der Glaube. So lang ein Soldat seinen Schild vor sich hat, fühlt er sicher, und so lang ein Christ seinen Glauben bewahrt, ist er gerettet. Die Schilde wurden im Kampf so lange benutzt als „Pfeile“ gebräuchlich waren. Diese waren von hartem, zähem Holz gemacht, am Ende scharf und im Feuer gehärtet oder mit Eisen beschlagen. Andere waren mit Blei, Harz und dergleichen brennbaren Stoffen überzogen, die dann angezündet und „feurig“ nach dem Feind geschossen wurden. Solcher Art sind die Versuchungen des Satans, die aber alle durch den Glauben unschädlich gemacht werden können. Auf dem Haupt trug der Krieger einen „Helm“, eine Art Hut von Metall oder dickem Leder, welcher den Kopf zu schützen hatte vor dem Schwertstreich oder Schlag einer Keule. „Helm des Heils.“ In 1. Theß. 5, 8. redet der Apostel von einem Helm der Hoffnung zur Seligkeit. Diese Hoffnung ist eine gewisse, lebendige; sie schützt den Christen in Trübsal und Anfechtung und bewahrt ihn vor den Streichen des Feindes. Vom Wort Gottes, als einem „Schwert des Geistes“ ist in heil. Schrift die Rede. Das Schwert war ein Haupttheil der Waffenrüstung eines Soldaten. Ohne Schwert würde er sich nicht als ein gut ausgerüsteter Soldat betrachtet haben. Wir dürfen als Christen nicht ohne das Schwert des Geistes—Gottes Wort—sein. Mit dem hat Jesus den Satan überwunden, mit dem werden auch wir siegen. Für Handhabung und den ganzen Kampf sollen wir durchs geheiligte „Gebet“ uns stärken. Die Wächter auf Zions Mauern sollen besonders ein Gegenstand des Gebets für die Kinder Gottes sein; sie sind die Feldherren im heil. Kampf und auf eine gute Führerschaft kommt viel an. Das Gebet muß frei und offen, kühn und muthig sein. Aus der Andeutung: „Worte der Kette“, ist zu schließen, daß er zur Zeit der Abfassung der Epistel gefangen in Rom war. Auch läßt sich aus diesem Vers ergeben, daß er selbst in der Gefangenschaft noch das Evangelium predigen durfte, wozu er sich das Gebet der Gemeindefürer in Ephesus erbittet.

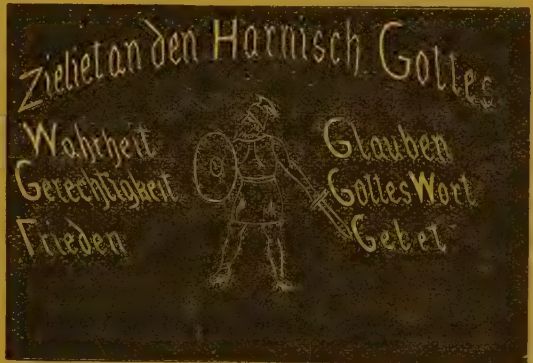
**Praktische Nutzenwendungen.** 1. Alle Kraft kommt von Gott. Wer sich auf sich selbst verläßt wird zu Schanden.  
2. Wir müssen den ganzen Harnisch Gottes haben. Eine Festung ist nur so stark als ihr schwächster Punkt.  
3. Gott gibt uns Kraft und Waffen; wir müssen dieselben gebrauchen.  
4. Unsere Feinde sind zahlreich und stark. Der Weise merkt sich das.

5. Geistliche Feinde müssen mit geistlichen Waffen bekämpft werden.

6. Wir müssen unsere Waffen gebrauchen und kämpfen, als ob Alles davon abhinge und dabei beten, als ob wir von uns selbst nichts könnten.

**Kleinfinderklasse.** Dieses ist wieder eine recht interessante Lektion für die Kleinen. Etwas Kenntniß von Waffen und der Art Kriegsführung ist sehr nöthig dabei. Der Krieg mag dann als Bild dienen. Wer ist der Befehlshaber der Christen und der ihrer Feinde? Wer sind die feindlichen Heere? Wo und wie kämpfen sie? Was sind die Waffen? Warum können die Christen gewiß siegen? Was wird der Lohn der Sieger sein? Diese Fragen sind interessant und leicht. Man mache besonders auf die Nothwendigkeit und den Segen des Gebets aufmerksam.

**Illustrationen.** Die Kämpfe der Israeliten mit Amalek, bei Jericho 2c. 2c. bilden gute Erläuterungen. Siehe auch „Goldkörner“ S. 132 den Artikel „Kampf.“



**Wandtafel - Gebrauchsanweisung.** Hier sehen wir einen Krieger der alten Zeiten in voller Rüstung, wie er in der Lektion als Bild für die Streiter Christi angeführt ist. Um seine Lenden ist der Gurt, welcher seine Kleider zusammenhält, daß er frei und ungehindert streiten kann: Gurt der Wahrheit. Seine Brust deckt das Brustschild (Krebs), Bild der Gerechtigkeit Christi; die gebräuchlichen Schuhe an den Füßen, zum marschiren; in der einen Hand den Schild, zur Abwehr der feindlichen Geschosse—Schild des Glaubens—; auf dem Haupt den Schutzhelm—Helm des Heils—und in der andern Hand das Schwert, welches bedeutet das Schwert des Geistes oder das Wort Gottes. Wer so gewaffnet, betend kämpft, der wird siegen.

## Der Sinn Christi.

### 8. Lektion: Phil. 2, 1—13.—Sonntag den 24. Aug. 1879.

1. Ist nun bei euch Ermahnung in Christo, ist Trost der Liebe, ist Gemeinshaft des Geistes, (1) ist herzliche Liebe und Barmherzigkeit:  
2. So erfüllet meine Freude, daß ihr Ein es Sinnes seid, gleiche Liebe habt, einmüthig und einbellig seid,  
3. Nicht thut durch Eitelkeit oder eitle Ehre, sondern durch Demuth achtet euch unter einander, einer den andern höher, denn sich selbst.  
4. Und ein Jeglicher (2) sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, was des Andern ist.  
5. Ein Jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war.  
6. Welcher, ob er wohl in (3) göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich sein;  
7. Sondern äußerte sich selbst, und nahm (4) Knechtsgestalt an, ward gleich wie ein anderer Mensch, und an Geberden als ein Mensch erhaben.  
8. Er (5) niedrige sich selbst, und ward gehorham bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz.

9. Darum hat ihn auch Gott erhöht, und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist:

10. Daß (6) in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle derer Kniee, die im Himmel, und auf Erden, und unter der Erde sind;

11. Und alle Jungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters.

12. Also, meine Liebsten, wie ihr allezeit seid gehorham gewesen, nicht allein in meiner Gegenwärtigkeit, sondern auch nun vielmehr in meinem Abwesen; schaffet, daß ihr selig werbet, (7) mit Furcht und Zittern.

13. Denn (8) Gott ist es, der in euch wirkt beides, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen.

### Parallelen.

(1) Röm. 12, 10.; Col. 3, 12. (2) 1. Cor. 10, 24. 33. (3) Joh. 1, 1. 2.; 6, 18.; 10, 33. (4) Jes. 42, 1.; 49, 3.; 53, 3. (5) Ebr. 12, 2. (6) Jes. 45, 23.; Röm. 14, 11. (7) Ps. 2, 11.; 1. Petr. 1, 17. (8) 2. Cor. 3, 5.

**Haupttext:** Ein Jeglicher sei gesinnet wie Jesus Christus auch war. Phil. 2, 5.

**Zeit und Ort:** Aus verschiedenen Stellen des Briefes selbst geht hervor, daß Paulus denselben während seiner ersten Gefangenschaft in Rom 62 n. Chr. geschrieben, nachdem er sich

an Epistel an Philemon, die Colosser und wahrscheinlich an die Epheser schon geschrieben hatte.

Philippi war die Hauptstadt von Makedonien, unweit des



ägäischen Meeres bei Thessalonich am Fluß Strymon gelegen. Sie wurde von König Philipp, dem Vater Alexanders, angelegt. Hier wurde die denkwürdige Schlacht zwischen Brutus und Cassius einerseits, Antonius und Octavianus andererseits 42 n. Chr. geschlagen. In dieser Stadt gründete Paulus, als er mit Silas und Timotheus auf seiner zweiten Missionsreise durch Asien und Griechenland kam, die Gemeinde. Apg. Cap. 15. 16.

Die nächste Veranlassung zu dieser Epistel war die Erweisung von Liebe und Hochachtung gegen ihn, welche die Christen in Philippi ihm dadurch bekundeten, daß sie Epaphroditus zu ihm sandten, um sich nach seinem Befinden in der Gefangenschaft zu erkundigen und ihm eine Liebesgabe zukommen zu lassen, damit er keinen Mangel habe. Durch ihn vernahm sodann Paulus den herrlichen Zustand in der Gemeinde und war darüber erfreut. Auch empfand er ein herzliches Verlangen, sie nach seiner Befreiung wieder zu sehen und eintheilhaftig sie zu einem Gott wohlgefälligen Wandel zu ermahnen, der sich in der Gleichgesinnung Christi gipfelt.

I. Die Ermahnung.—B. 1—4. Die Form dieser Ermahnung drückt keinen Zweifel in der guten Meinung des Apostels von den Philippinern aus, wie es den Anschein haben möchte, sondern nur eine desto bestimmtere Zuversicht zu ihnen. Er war froh über ihr geistliches Wohlbefinden; aber er wünscht seine Freude noch vermehrt zu sehen durch ihre herzliche Gemeinschaft und gegenseitige Liebe. Dieses ist einer der erhabensten Jügel des christlichen Lebens. Darauf zielen die angeführten Punkte hin: „Tröst der Liebe“, welcher durch die besessene, theilnehmende Liebe der Christen unter einander gewirkt wird; „Gemeinschaft des Geistes“, wie es bei den wahren Christen der Fall ist, die Glieder an demselben Haupt und durch denselben Geist und Sinn mit einander verbunden sind; herzliche Liebe und Barmherzigkeit, innige Zuneigung und Herzensergabung, Mitleid und Mitgefühl, wie sie es erfahren haben durch den Herrn, so dieselbe auch gegen andere wieder zu erweisen. Christen sind ihrem Wesen nach „einmüthig und einhellig“ im Geist und in der Liebe, als wären sie ein Herz und eine Seele, bildeten gleichsam nur einen Menschen mit einer Seele. Das mangelt vielfältig den Christen heutigen Tages. Eine größere Freude könnte es für alle aufrichtigen Gotteskinder und Knechte des Herrn nicht geben. „Eines Sinnes“ sein und „gleiche Liebe“ haben, ist das beste Schutzmittel gegen Zwietracht und „Zank“, das meistens durch „eitle Ehre oder Ehrsucht“ entsteht, was durchaus mit dem Sinn Christi nicht verträglich ist. Selbstsucht, die nur nach dem eigenen Nutzen, nach der eigenen Ehre begehrt, ist eine der schlimmsten, verächtlichsten Untugenden eines Menschen, verabscheuungswürdigsten Dinge bei einem Christen, das den Fortbestand des christlichen Lebens und Wachstums in der Gnade unmöglich macht und endlich zum gänzlichen Ruin und Verderben führt. „Demuth“ hingegen ist eine der schönsten Tugenden des Christen, kennzeichnet den echten Jünger des Herrn, der selber sanftmüthig und von Herzen demüthig war und sich zum Vorbild darin gesetzt. Die wahre Herzensdemuth, wo eins das andere höher achtet denn sich selbst, sollten die Christen immer noch besser lernen. Der nächste 4. V. ist gegen den Eigennutz gerichtet. Christus hat das Gegentheil an uns erwiesen. Er sah allein auf unser Heil und Wohl. Als seine Nachfolger müssen wir das Wohlergehen unserer Nebenmenschen im Auge behalten und zu befördern suchen, und wenns auch mit persönlichen Opfern verbunden wäre, zeitlichen Verlust und Nachtheil mit sich bringen würde.

II. Der Grund.—B. 5—11. Bei der Nachfolge Christi kommt es in einem großen Maßstabe auf den Sinn Christi an, den wir in der Wiedergeburt erlangen, wenn wir seiner Natur theilhaftig werden, und dieser ist der Grund der wahren Einigkeit unter allen Gliedern Christi. „Gesinnet sein, wie Jesus Christus war.“ Das ist ein Musterbild, das uns zu unserer Nachahmung vorgehalten ist. Christen müssen Christi Sinn haben. „Wer Christi Geist nicht hat, ist nicht sein.“ Dieser demuthsvolle Sinn zeigt sich ganz besonders in seiner Erniedrigung ins Fleisch. „Göttlicher Gestalt war.“ d. h. in der Gestalt Gottes, in göttlicher Majestät und Herrlichkeit vermöge der persönlichen Vereinigung, da er Gott und Mensch in einer Person war, die Fülle der Gottheit in seiner Menschheit leibhaftig wohnte (Col. 2, 9.),

und er also die wahre göttliche Gestalt in und an sich trug (Col. 1, 15.; Ebr. 1, 3.). — Starke. „Hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich sein“—hielt seine Wesensgleichheit mit Gott nicht für Etwas, das er erhasche, sich unrechtmäßiger Weise angeeignet hätte, oder auch, daß er damit gevrahlt hätte, wie die Eroberer mit der im Krieg erworbenen Raubbeute. Sein Stand im Himmel war so hoch und erhaben, daß seine Gleichstellung mit Gott nichts von dessen Größe, Macht und Herrlichkeit genommen hat. „Neußerzte sich“, entleibete sich, freilich nicht seiner göttlichen Natur, das war nicht möglich, aber der Herrlichkeit und Majestät Gottes und Nichtgebrauch der göttlichen Eigenschaften zeit- und theilweise. „Nahm Knechtsgestalt an“, nahm durch seine Menschwerdung die niedere Gestalt eines Menschen an, gleichen Wesens wie ein Mensch wurde, Fleisch und Blut annahm, menschlichen Bedürfnissen und Schwachheiten sich unterzog, ohne sich jedoch der Sünde theilhaftig zu machen. Dies alles that er freiwillig. „Gehorsam bis zum Tode am Kreuze“. Dieser Gehorsam war ein vollkommener. Auf die vollkommenste Weise war er dem Befehl unterthan und erfüllte es an unserer Statt. Gal. 4, 4, 5.; Ebr. 5, 8.; 10, 7, 9. Sein Gehorsam unter den Willen seines Vaters gipfelt in seinem Kreuzestod, dem martervollsten und verachteten Tod als dem höchsten Grad seines Leidens, das er willig über sich ergehen ließ zur Versöhnung der Menschheit, damit der Rathschluß des Erlösungsplans seines Vaters ausgeführt und wir durch seinen Gehorsam gerecht würden. Röm. 5, 19. In Ansehung seiner Erniedrigung und seines Gehorsams hat ihn „Gott erhöht“. Der Apostel zeigt mit Christi Beispiel, daß die von Gott geehrt werden, die mit Christo sich freiwillig selbst erniedrigen. Gott erhöhte Christus als Mensch. Wie er als solcher nur erniedrigt werden konnte, so konnte er nur in dieser Gestalt auch erhöht werden. Sie bestand in der Auferweckung vom Tode, Himmelfahrt und Sitzen zur Rechten und somit zur höchsten Ehre und Herrlichkeit erhaben, verklärt in die Herrlichkeit, die er beim Vater von Ewigkeit her hatte. „Namen gegeben, der über alle Namen ist.“ Der Name Jesus (Erlöser), den er im Stand seiner Erniedrigung getragen, ist im Stand seiner Erhöhung der herrlichste und gefeierte Name aller Namen, der überall verehrt, im Himmel und auf Erden gepriesen wird. „Alle Kniee beugen sollen“ zum Zeichen der Anbetung und Verehrung freiwillig aus Liebe gedungen oder von der Macht seiner Herrlichkeit überwältigt gegen ihren Willen seine Gewalt und Herrschaft anerkennend. Die knieende Stellung des Gebets ist die ehrfurchtsvollste und für uns menschliche Geschöpfe die gebührendste, weil dadurch die Demuth und Ehrerbietung einerseits und die Majestät und Herrlichkeit andererseits am deutlichsten gezeigt wird. Es soll gesehen bei denen, die „im Himmel“, allen himmlischen Wesen, den Engeln und Erlösten, „auf Erden“, den Menschen auf Erden und „unter der Erde sind“, den Todten, derer Leiber jetzt noch in der Grabesgruft modern, und welchen er einst beigezählt war. Röm. 14, 9, 11.; Eph. 4, 9, 10.; Offb. 5, 13. Auch die Teufel und die Verdammten müssen mit eingeschlossen werden, die ihm als ihrem Herrn und Richter freilich nicht aus Liebe, aber aus Furcht ihre Huldigung nicht verlagen können. Es wird ein großer Triumph sein für den Herrn, wenn alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei. Das ganze Weltall, alle vernünftigen Creaturen, Menschen und Engel in allen „Zungen“, Sprachen, seine Gottheit anerkennen und bekennen werden. Jes. 45, 23, 24. Es ist besser für uns freiwillig in Liebe hier, als gezwungen dort dem Herrn gehuldig. Und durch den Sohn wird auch der Vater geehrt.

III. Die Wirkung.—B. 12, 13. Wie Christus seinem Vater gehorsam war und uns zu gut sich erniedrigte bis zum Kreuzestod, so sollten wir uns dadurch veranlaßt fühlen in allen Stücken dem Herrn alle Zeit gehorsam zu sein. „Schaffet daß ihr selig werdet.“ Wir werden freilich nicht durch unsere Werke selig; aber die himmlische Seligkeit wird uns auch nicht im Schlaf in den Schooß geschüttet. Gott bietet uns die Gnadenmittel an, durch deren Gebrauch es uns möglich ist, unsere Seligkeit auszusuchen. „Mit Furcht und Zittern.“ Dieses zeigt an mit welcher gewissenhaften Sorgfalt wir auf das Heil unserer Seele bedacht sein sollen. Es ist hier nicht von einer knechtischen Furcht und kriechenden Angstlichkeit die Rede. Wenn wir etwas Bedeu-



tungsvolles, äußerst Wichtiges unternehmen, so sind wir um das Resultat oder Gelingen in einem gewissen Sinn ängstlich besorgt, greifen nicht leichtsinnig und oberflächlich zu, sondern sind furchtsam, sehr bedächtig. Die Ausschaffung des Seelenheils ist die wichtigste Lebensaufgabe für uns. „Gott ist es, der in euch wirkt,“ das ist unsere einzige Hoffnung auf Erfolg in der Ausschaffung unseres Seelenheils und sind wir gleichsam Mitarbeiter Gottes. Wenn der Farmer den Grund gut bearbeitet und bei Zeit den Samen sät, so muß Gott durch die Naturkräfte, mit Sonnenschein, Regen und dgl. mitwirken, soll eine gute Ernte erzielt werden. „Das Wollen und das Vollbringen.“ Er hilft uns das Gute zu wählen und es zu thun und unterstützt mit seinem Geiste die innersten Bewegungen der Seele zur Ausschaffung ihres Heils. „Nach seinem Wohlgefallen,“ nach seiner Güte und Gnade.

**Praktische Anwendungen.**—1. Die größte Freude eines Dieners Christi ist die, daß seine Gemeindeglieder recht fromm sind.

2. Einigkeit und Liebe machen die Christen stark und sind die rechten Früchte des Christenthums.

3. Die größte Gefahr, die Liebe und Einigkeit zu zerstören, ist die Selbstsucht.

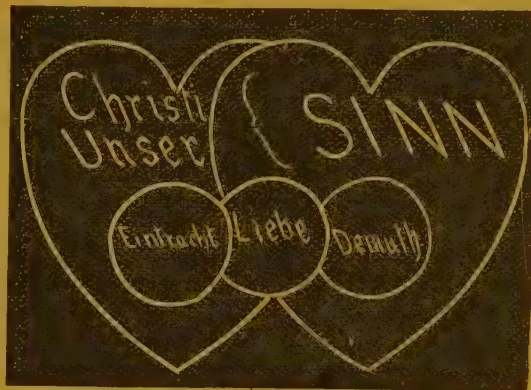
4. Um gesinnet zu werden wie Christus war, müssen wir seinem Beispiel folgen und zum Wohl unseres Nächsten leben.

5. Um dieses aber thun zu können, müssen wir dem Wirken des Geistes Gottes in uns Raum geben, der das Wollen und Vollbringen bei uns wirkt.

**Kleinfinderklasse.**—Der Sinn Jesu Christi sollte den Hauptgegenstand des Unterrichts bilden. Man illustrierte: B. E. man hält den Kleinen einen musterhaften Charakter vor, etwa ihre Eltern, oder ihren Prediger, oder sonst Jemand, den sie persönlich oder aus der Beschreibung kennen, vor welchem sie Hochachtung haben. Sie möchten natürlich gerne auch so werden wie der, den sie sich zum Vorbilde gewählt haben. Dann müssen sie aber auch handeln und wandeln, wie dieses

Vorbild. Christus nun ist das Muster aller Muster. Seine ganze Erhabenheit sollte man den Schülern schildern. Um nun gesinnet zu werden, wie Jesus Christus war, muß man ihm nachfolgen, in der Liebe, der Demuth, Selbstverleugnung, Wohlwollen etc.

**Illustrationen.**—Siehe „Goldkörner“ Seite 175 den Artikel „Nachfolge Jesu“; sowie auch Seite 149 in dem Artikel „Liebe“ die Beispiele d, e, f.



**Wandtafel = Gebrauchsanweisung.** Wir sind gesinnet wie unser Herz beschaffen ist. Sind wir christlich gesinnet, so ist unser Herz sozusagen mit dem Herzen Christi vereinigt, wie die vereinigten Herzen auf der Tafel da vorstellen. Dann ist auch in unseren Herzen der Sinn Jesu Christi. In den drei vereinigten Ringen sind die in der Section genannten Haupteigenschaften dieses Sinnes Christi genannt. Alles dieses deutet auf die Vereinigung mit Christo hin, denn darin liegt unsere Stärke und unser Glück.

## Thätiges Christenthum.

### 9. Section: Col. 3, 16—25. — Sonntag den 31. Aug. 1879.

16. Lasset das Wort Christi unter euch (1) reichlich wohnen, in aller Weisheit; lehret und vernahmet euch selbst (2) mit Psalmen und Lobgesängen, und geistlichen lieblichen Liedern, und singet dem Herrn in eurem Herzen.

17. Und (3) Alles, was ihr thut mit Worten oder mit Werken, das thut alles in dem Namen des Herrn Jesu, und danket Gott und dem Vater durch ihn.

18. (4) Ihr Weiber, seid unterthan euren Männern in dem Herrn wie sich gebührt.

19. (5) Ihr Männer, liebet eure Weiber, und seid nicht bitter gegen sie.

20. (6) Ihr Kinder, seid gehorsam den Eltern in allen Dingen; denn das ist dem Herrn gefällig.

21. (7) Ihr Väter, erbittert eure Kinder nicht, auf daß sie nicht scheu werden.

22. (8) Ihr Knechte, seid gehorsam in allen Dingen euren leiblichen Herren, nicht mit Dienst vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern mit Einfältigkeit des Herzens und mit Gottesfurcht.

23. Alles, was ihr thut, das thut von Herzen, (9) als dem Herrn, und nicht den Menschen;

24. Und wisset, daß ihr von dem Herrn empfangen werdet die Vergeltung des Erbtes; denn ihr dienet dem (10) Herrn Christo.

25. Wer aber Unrecht thut, der wird empfangen, was er Unrecht gethan hat; und (11) gilt kein Ansehen der Person.

#### Parallelen.

(1) 1. Cor. 1, 5. (2) Eph. 5, 19. (3) 1. Cor. 10, 31. (4) Eph. 5, 22. 2c. 2c. (5) Eph. 5, 25; 1. Petr. 3, 7. (6) Eph. 6, 1. (7) Eph. 6, 4. (8) Eph. 6, 5. 2c. 2c. (9) Eph. 6, 7. (10) 1. Cor. 7, 22. (11) Apg. 10, 34. 2c. 2c.

**Haupttext:** Alles, was ihr thut, das thut von Herzen, als dem Herrn, und nicht den Menschen. Col. 3, 23.

**Zeit und Ort:** Während der ersten Gefangenschaft Pauli 62 n. Chr. von Rom aus.

Die Colosser waren die Bewohner einer ziemlich bedeutenden Stadt Colossä in Phrygien, Kleinasien an dem Fluß Lycus gelegen in der Nähe von Laodicea und Hierapolis. Die Colossergemeinde wurde von Paulus selbst nicht gegründet, sondern durch seine Mitarbeiter am Reich Gottes, hauptsächlich durch Epaphras und Archipaus, sowie Thymicus, Onesimus und a. m. Die Veranlassung zu dieser Epistel mag eine verschiedene gewesen sein. Durch Epaphras wurde Paulus in seiner Gefangenschaft viel Gutes von dieser Gemeinde berichtet. Paulus war erfreut darüber, und weil er nie daselbst gewesen, so sucht er sie auf dem schriftlichen Weg im Glauben zu stärken und vor Irrthümern, deren schon welche unter ihnen eingeschlichen waren, zu warnen.

I. Die Pflichten der Christen unter einander.

der.—B. 16. 17. Der Apostel weist zuerst auf gegenseitige Erbauung hin. Es ist dies ein Hauptbeförderungsmittel im christlichen Leben, wenn es auf die rechte Art geschieht. Leider wird sie zu viel versäumt. Viel zu viel wird von allem andern gesprochen, anstatt vom Wort des Herrn. Unter dem „Worte Christi“ haben wir Das zu verstehen, was Christus gelehrt hat. Es bezieht sich auf die ganze Schrift Alten und Neuen Testaments. Es befördert die Erkenntniß und gereicht zur Stärkung des Glaubens und Wachstums in der Gnade. Gottes Wort soll bei den Christen Hausrecht haben, in Haus und Herz eingebürgert sein, eine bleibende Stätte gefunden haben. Wo Gottes Wort in einem Hause „wohnt“, da wohnt der Herr selbst und bringt Glück und Segen ins Haus. „In aller Weisheit“—mit dem richtigen Verständniß, unter dem Beistand des heil. Geistes, der in alle Wahrheit leitet, so daß es uns weise und klug zur Seligkeit



machen kann. Unter „Lehren“ ist ein Unterweisen und Unterrichten in Gottes Wort verstanden. Dies kann auf verschiedene Weise geschehen. Bei gemeinschaftlichen Zusammenkünften, im Haus, in der S. Schule u. dgl. Die Christen sollen das gegenseitig unter sich thun, wie auch „ermahnen“, liebevoll und freundlich eins das andere auf allenfallige Fehler aufmerksam machen, oder bei vorgekommenen Uebertretungen warnen und wieder zurecht helfen. Das gereicht zum Segen und ist viel besser als das lieblose Richten und Verurtheilen. „Psalmen“ wurden gewöhnlich mit Begleitung von Vokal- und Instrumentalmusik gesungen; „Lobgesänge“ sind Dankfagungen in welchen der Herr gepriesen wird für erhaltene Wohlthaten und Segnungen; „Lieder“ sind Gesänge von verschiedenem geistlichem Lehrinhalt. Der Gesang ist ein wesentlicher Theil zur Verehrung Gottes und wirkt mächtig aufs Herz und Gemüth ein, wenn es nicht nur mit der Zunge, sondern von Herzensgrund geschieht. Er sollte deßhalb unter den Christen gepflegt und ausgebildet werden. Im 17. Vers faßt der Apostel alles übrige zusammen und ermahnt die Christen, was immer sie unternehmen und vollbringen in Rede und Handlung, so sollen sie solches alles thun mit der Hülfe und unter dem Beistand Gottes. Within auch alles lassen und niemals etwas thun, was sie nicht im Namen Gottes und zur Ehre des Herrn thun können. 1. Cor. 10, 31.

II. Die Pflichten der Hausgenossen.—B. 18—25. a. Der Eheleute. B. 18. 19. „Ihr Weiber seid unterthan euren Männern.“ Das Weib ist nach dem Befehl des Herrn die Gehilfin des Mannes, also nicht seine Herrscherin. Gott hat ausdrücklich in Eva dem weiblichen Geschlecht befohlen, gleich nach dem Sündenfall, und es durch verschiedene Stellen der heil. Schrift bestätigt: 1. Cor. 11, 3; Col. 3, 18; 1. Petr. 3, 1. 5. u. c., daß sie dem Manne unterthan sei und er ihr Haupt sein soll. Es beruht auch auf der natürlichen Bestimmung der weiblichen Berufssphäre und ist der Natur und dem Wesen des weiblichen Geschlechts angemessen. Es wird dies Verhältniß der Ehegatten in dem Beziehungsverhältniß von Christus und seiner Kirche abgebildet. Wie Christus nemlich das Haupt seiner Kirche ist, so ist auch der Ehemann das Haupt der Ehefrau. Daher ist es des Weibes Pflicht, daß sie den Mann hoch halte und ihn solches in jeder Hinsicht erweise und ihren Willen dem des Mannes unterwerfe. Dieses Unterthänigkeitsverhältniß soll aber nicht das einer Magd oder Skavin sein, der Mann nicht als Despot über die Frau herrschen, wie das im Orient und bei den Heiden der Fall war und ist. Die christliche Religion setzt die Weiber in ihr rechtes Ständeverhältniß; sie fordert von den Männern: „Liebet eure Weiber“, wie Christus seine Kirche liebet und Sorge für sie trägt, so sollen auch die Männer ihre Weiber lieben, alle mögliche und nöthige Sorge für sie tragen. Diese Liebe schließt alle leidenschaftliche, gehässige und harte Behandlung aus; denn „seid nicht bitter gegen sie.“

b. Kinder und Eltern.—B. 20. 21. Im 20. Vers wird das 5. Gebot den Kindern aufs Neue wieder eingeschärft. Diese sollen „gehorsam sein den Eltern in allen Dingen.“ Der Gehorsam der Kinder den Eltern gegenüber ist schon in ihrer Stellung zu diesem begründet. Die Kinder sind abhängig von den Eltern. Diese haben sie zu versorgen. Sie scheuen kein Opfer und keine Mühe für ihr Glück und Wohlergehen. Darum sind die Kinder verpflichtet, die Eltern zu lieben und zu ehren. Können sie dieses aber thun, ohne denselben gehorsam zu sein? „In allen Dingen,“ nicht nur in Dem, was den Kindern gerade zu thun beliebt, sondern in allen Dingen, was die Eltern billig von den Kindern fordern können. Wie Gott von den Menschen Gehorsam zu beanspruchen ein Recht hat, so die Eltern von den Kindern. „Ihr Väter erbittert eure Kinder nicht,“ da sind natürlich die Mütter und alle, die Elternpflicht an den Kindern versehen, mit eingeschlossen. Erbittern ist reizen, sündrige Gefühle und böse Leidenschaften in ihnen hervorbringen. Kinder werden öfters zu Heftigkeit und Zorn erregt durch zu große Strenge und ungerechte Behandlung der Eltern oder durch Parteilichkeit. „Daß sie nicht scheu werden.“ Scheu, d. h. nicht frech und vorwizig sein ist an und für sich gut, oder wenn sie aus kindlicher Furcht vor den Eltern sich scheuen, etwas zu thun, das diesen mißfällt. Die Kinder sollen aber durch verfehlte Behandlung die Liebe und das Vertrauen ge-

gen ihre Eltern nicht verlieren, und bittere Gefühle gegen sie in ihrem Herzen gepflanzt werden daß die Eltern keinen Einfluß mehr auf deren Herzen haben.

c. Der Dienstboten.—B. 22—25. „Ihr Knechte, seid gehorsam in allen Dingen euren leiblichen Herren.“ Es ist die Pflicht aller Dienstboten, ihrer weltlichen Herrschaft, bei der sie stehen, und zwar wie Petrus sagt: nicht nur allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen in allen billigen Stücken unterthan, d. h. gehorsam zu sein in dem, was von ihnen zu thun gefordert wird. „Nicht mit Dienst vor Augen“, und das nicht nur, wenn sie gesehen und beobachtet werden in Gegenwart der Herrschaft, sondern auch wenn diese abwesend ist, wie die im Dienste Gottes stehenden wahrhaften Christen, die dem Herrn, dessen Auge sie immer sieht, allezeit dienen mit aufrichtigen, treuen und gottesfürchtigen Herzen. „Alles, was ihr thut, das thut von Herzen,“ nicht mit theilweisem Zwang, aus Furcht vor Strafe, sondern von Herzen, aus Liebe, gern und willig. „Als dem Herrn“, was immer wir thun in treuer Ergebung und Gehorsam unter Gottes Willen, und wenn es zunächst auch nur für Menschen berechnet ist, so sieht es der Herr an, als wäre es für ihn geschehen; denn es geschieht zu seiner Verherrlichung. „Und wisset, daß ihr von dem Herrn empfangen werdet die Vergeltung des Erbes.“ Ein unvergängliches, unbeflecktes und unverwelkliches Erbe, das behalten wird im Himmel, ist für die bereitet, die dem Herrn Christo dienen. Die Sklaven, auf deren Dienst der Apostel sich zunächst bezieht, wahrscheinlich veranlaßt durch Onesimus Flucht, hatten kein Erbgut auf Erden und durften auch kein Eigenthum erwerben. Aber ein himmlisches Erbgut, reich und herrlich ernten alle, die im Dienst des Herrn und um seiner willen im Dienst der Menschen sich treu erweisen. „Unrecht thut“, seine Pflichten veräußert, nicht treu im Dienste ist, wird empfangen“, dem wird vergolten werden. Gott ist gerecht in all seinem Thun, in der Strafe sowohl als an der Belohnung. „Vor ihm gilt kein Ansehen der Person.“ Herr oder Knecht, reich oder arm, hoch oder nieder ist alles vor ihm gleich. Am Tage der Vergeltung wird es sich nur um die wichtige Frage handeln: „Wer hat den Willen Gottes gethan?“

**Praktische Nuzanwendungen.** 1. Es ist für alle Christen unumgänglich nöthig, daß sie sich durch Unterricht im Worte Gottes, Gebet und Gesang gegenseitig erbauen.

2. Alles was wir thun, sollen wir im Namen Jesu—d. h. mit seiner Hülfe und zu seiner Ehre thun.

3. Das Christenthum besteht aber nicht allein im öffentlichen Gottesdienste, sondern daß Alle in ihrem Stande ihre Pflichten erfüllen: Der Mann, die Frau, die Kinder, die Dienstboten.

4. Die christliche Pflichterfüllung ist kein Sklavendienst, sondern ein wirken aus Liebe mit kindlicher Freudeigkeit.

5. Jeder wird nach seinem Wirken belohnt werden, sowohl der Fromme als auch der Gottlose.



**Wandtafel = Gebrauchsanweisung.** Hier ist ein Wasserglas in der Form eines Herzens. In demselben befindet sich eine Bibel: „das Wort Christi,“ zum Zeichen wie das Wort Christi im Herzen wohnen soll. Dieses Glas ist so angefüllt,



daß sein Inhalt überströmt. So soll das Herz von der Kraft des Evangeliums und dem Geiste Gottes erfüllt sein, daß es in Lobgesängen, Gehorsam und Gottesfurcht überströmt.

**Kleinkinderklasse.** „Ihr Kinder seid gehorsam euren Eltern“, sollte die Lektion für die Kleinen lauten. Man halte ihnen das Gebot vor: „Ehre Vater und Mutter“ 2c. Dann erläutere man durch Beispiele aus Schrift und Beobachtung den Fluch des Ungehorsams und den Segen des Gehorsams gegen die Eltern. Beispiele: Eli's Söhne, Absolon, die Söhne Jakobs 2c. auf der einen, Samuel, Joseph, Salomo, Timotheus und vor allen Jesus auf der anderen Seite.

## Hinterstübchen.

### An der Frucht erkennt den Baum.

Wollt ihr Gutes, habt ihr bald den Frieden,  
Glaubenszwiste wären längst entschieden,  
Fakhte man nur recht das Ziel ins Auge,  
Gottes Reich zu gründen schon hienieden.

Was uns trennt ist sicher nicht das Wahre;  
Doch ihr kramt in Silben, spaltet Haare,  
Seiget Rücken und verschlingt Kameele,  
Nacht Gerades schief und trüb das Klare.

Willst du prüfen, wo der rechte Glaube  
Sich dir nahe, gleich der Frühlingstaube,  
Hör den Meister! Forche nach den Früchten,  
Von der Distel liest man keine Traube.

F. B e d.

**Die Macht der Einbildungskraft.**—Zum Beweise, welcher wunderbaren Einfluß die Einbildungskraft auf Geist und Körper auszuüben vermag, mag folgendes Geschichtchen dienen, das sich in Dublin zugegetragen haben soll. Ein Professor, dessen spezielle Passion die Ventilation war, übernachtete mit einem Freunde in einem Hotel. Wie gewöhnlich fand er die Luft im Zimmer drückend und bat seinen Stubengenossen, ein Fenster zu öffnen.

„Es läßt sich nicht öffnen“, sagte dieser, nachdem er mehrmals versucht hatte, den Flügel aufzustößen.

„So schlagen Sie eine Scheibe ein“, gebot der Professor. Dies geschah; da ihm aber durch die gemachte Oeffnung noch nicht genug frische Luft ins Zimmer gelangt schien, so stand der Professor selbst auf, schlug eine zweite Scheibe ein und entschloß sich bald darauf in aller Begeisterung, denn nun glaubte er frei zu athmen. Am andern Morgen stellte sich heraus, daß das Zerbrechen der Scheiben und ihr Ersatz an den Wirth Wirklichkeiten waren, die dadurch erlangte frische Luft aber auf Einbildung beruht hatte, denn die Scheiben hatten sich nicht in einem Fenster, sondern in einem Glaschranke befunden.

Ein erstes Beispiel von der Gewalt der Einbildungskraft ist folgendes:

Julius Cäsar belagerte einst eine Stadt, die unerwartet heftigen Widerstand leistete; seine Aufforderungen, sich zu ergeben, blieben, vornemlich durch die Thätigkeit zweier Patrioten der Stadt, erfolglos. Erbittert hierüber drohte der Feldherr, diese beiden Senatoren nach der Eroberung der Stadt kreuzigen zu lassen. Die Stadt fiel. Der jüngere der beiden Rathsherren begab sich sofort ins römische Lager, wo er sich um Gnade bittend vor Cäsar niederwarf, der ihm und seinem Freunde verzieh. Der Begnadigte eilte zurück, seinem Freunde die frohe Nachricht zu bringen, findet diesen aber auf seinem Lager mit dem Tode ringend. „Sei getrost, er hat auch dir verziehen“, ruft er dem Freunde zu, dieser aber erwidert kalt: „Es ist zu spät, ich habe Gift.“

—Entsetzt eilt der Freund nun zum Arzte. „Es hat keine Gefahr, versteht dieser lächelnd; „ich rechnete auf Cäsars Großmuth und habe ihm statt Gift einen unschuldigen Trank gereicht.“ Sie finden den Senator jedoch röchelnd und in Krämpfen. „Du wirst nicht sterben“, ruft ihm der Arzt zu, „denn was ich dir reichte, ist unschädlich; die sichere Erwartung des Todes hätte dir jedoch den Tod gebracht.“ Mit diesen Worten nahm der Arzt ruhig die noch vorhandene Hälfte des Trankes zu sich und reichte dem Senator die Hand, der sich nun rasch wieder erholt.

**Illustrationen.** Siehe „Goldkörner“ S. 98 über „Gottesdienst.“

B. 20. Der Ehrw. Thomas S. Benton hielt einst eine Rede in New York, während welcher er sich gegen die anwesenden Frauen wendete und sagte: „Meine Mutter ermahnte mich, niemals Tabak zu gebrauchen und ich habe es nie gethan. Sie ermahnte mich ebenfalls niemals Karten und dgl. zu spielen, ich habe niemals am Spieltisch geessen. So ermahnte sie mich ebenfalls niemals berauschende Getränke zu genießen und ich habe dieses gewissenhaft befolgt. Wenn ich mir je durch eine Handlung Ehre erworben habe, so verdanke ich dieselbe meiner edlen Mutter.“

**Ein Mißverständnis.**—Im Jahre 1815 hatte der österreichische Kaiser Franz I. in Heidelberg sein Hauptquartier. Als er die Ruinen des Schlosses gesehen und über den herrlichen Bau sein Wohlgefallen äußerte, bemerkte er: „Das ist ein schönes ehrwürdiges Schloß; ich werd es abreißen lassen und nach Wien senden.—Wie ein Lauffeuer verbreitete sich nun in dem guten Heidelberg die Nachricht: „Der Kaiser wolle das Schloß abreißen lassen.“ Der Gemeinderath versammelte sich, verfügte sich zu seiner Majestät und fragten an, ob das Gerücht wahr sei, daß er die ehrwürdige Ruine abreißen lassen wolle, worauf der Kaiser erwiderte: Ja, sie hätte ihm so ausnehmend gut gefallen, daß er sie wirklich abreißen lassen wolle. Man machte nun dem Kaiser unterthänigste Vorstellungen und bat um Schonung dieses ehrwürdigen Fürstenbaues, bis Franz endlich ausrief: Versteht denn nicht, bei uns nennt man abzeichnen—abreißen, worauf Kaiser und Deputation in Heiterkeit ausbrachen.

**In dem an Kleindummlingen vorbeischießenden Bach,** wurde einst der Leichnam eines Unbekannten gefunden. Der schwierige Fall mußte an das tgl. Oberamt gemeldet werden. Am Schlusse des Berichts fügte das wohlwollende Schultheißenamt bei: „Den Unbekannten hat Niemand gekannt, auch war der Leichnam schon ganz schmackhaft.“

**Was die Augen Alles anzuhalten haben.**—Erbchaften stehen auf den Augen!—Das Herz liegt in den Augen!—Im Leid gehen die Augen über!—In Thränen müssen sie sich baden!—Ueberraschung reißt die Augen auf!—Ein deutlicher Gegenstand springt in die Augen!—Auf schöne Gemälde und schöne Mädchen werden die Augen geheftet!—Sittsame Mädchen und eitle Beischmeißerinnen schlagen die Augen nieder!—Der Zornige rollt die Augen!—Der Neugierige läßt sie herumspazieren!—Prächtige Kleidung sticht in die Augen!—Der Rauch beißt in die Augen!—Der Schlaf schließt sie zu und ein!—Der Liebende wirft sie auf seine Geliebte.

**Malitiös.**—Der Herr Landrichter schießt auf einen im Felde sitzenden Hasen und seht ihn, worauf jedoch der Hase sich noch nicht bemüht findet, das Weiße zu suchen. Der Herr Landrichter schießt nun das zweite Mal, und zwar mit demselben Erfolge, nur empfiehlt sich diesmal der Hase.

**Bauer:** „Herr Landrichter, es ist wirklich ein Glück, daß Ihr Gewehr zwei Läufe hat, sonst hätten sie am Ende den Kerl gar nicht von der Stelle gebracht!“

**Engelmachen.**—Dr. Greiner von Erie, Pa., sagt, wenn man Kinder recht schnell und sicher zu wirklichen Engeln machen will, so braucht man sie nur, wie viele irregeleitete Mütter thun, zu einem Pic-Nic zu nehmen, ihnen erst etwas Milch zu trinken geben, dann ein Quart oder weniger Erdbeeren, dann ein Stück Kuchen, dann vielleicht ein Paar Schluck Bier, hierauf einen Keller voll Eis Cream und endlich ein wenig mehr Milch oder noch ein paar Duzend Erdbeeren. Er fügt jedoch hinzu, daß eine noch schnellere und jedenfalls mehr humane Methode, Engel aus den „Babies“ zu machen, die wäre, sie mit Blausäure zu vergiften. Und er hat Recht. Wenn man die armen kleinen Geschöpfe doch mit Gewalt umbringen will, so sollte es zum Wenigsten möglichst schnell geschehen!

**Brasilianische Bettler.**—In Rio de Janeiro, dem gelobten Lande der Faulheit, bettelt man zu Fuß, zu Esel, zu Pferde,

zuweilen gar in einer Sänfte. In Bezug auf diesen Gegenstand erzählt der französische Reisende Max Rabquet Folgendes: Eines Tages wurde ich in Rio de Janeiro von einem Mann angerebet, der auf seinem Hamat lag, den zwei Neger—seine Sklaven—an einem Bambusstabe, woran der Hamat befestigt war, trugen. Dieser Mann bat mich um ein Almosen. „Verkaufe Deine Neger!“ antwortete ich dem Bettler, welcher mein Mitleid mit einer klagenden Stimme anflehte. „Senor,“ entgegnete er mit Stolz, „ich bat Sie um Geld und nicht um Ihre Rathschläge.“

**Strenge Justiz.**—Peter der Große war eines Tages im Senate sehr aufgebracht über die vielen Diebstähle, die ihm angezeigt wurden. „Schreiben Sie,“ sagte er zum Kanzler Jaguschinsky, „Jeder, der nur den Werth eines Strickes stiehlt, wird ohne Gnade gehängt.“ Der Kanzler lachte laut auf: „Wenn Ew. Majestät Lust haben, Ihr ohne Unterthanen zu sein, so soll es sofort geschehen.“ Jetzt lachte Peter seinerseits und—die Sache blieb, wie sie war.

**Russische Sprichwörter.**—Iß den Honig, den du kannst, und trink' den Wermuth, den du mußt.

Wenn du den Schnee schmutzig schilfst, wie willst du den Dsenruß nennen.

Zu einer Entschuldigung ist auch der Dummste klug genug. Da man der Nachtigall Stimme lobte, fing der Karrengaul zu wiehern an.

Wie schade um mein schönes Schiff, rief der Fährmann, da er sammt seinen Fahrgästen unterlief.

Wenn der Geizige den Wald verkauft hat, will er auch die Bäume verkaufen.

Die Bienen sammeln Wachs und Honig; dem Geizigen sollen sie auch gleich den Reih brauen.

Sieh' die Löcher in deinem Wammus nicht so lang an, sondern setz, einen Fleck drauf.

Wer übermäßig gelobt wird, dem wachsen Eßelsöhren.

Spinne Flachs, wenn du nicht Seide weben kannst.

Schmutziges Silber ist besser als blankes Zinn.

Die Gurke will für eine Tochter der Melone gelten.

Kein stolzeres Kupfer, als was eben aus dem Hammerwerke kommt.

Wenn du wie Wachs bist, so stell' dich nicht ans Feuer.

Man muß Niemand die Fliegen auf seinem Kopfe mit dem Schmiedehammer todt schlagen.

**Thorschreibertweishheit.**—Jean Paul (Friedrich Richter) fuhr einst auf einer Reise in das Thor einer kleinen Stadt. Der Corporal der Thormache trat mit seiner Schreibtisch her aus. „Ihren Namen, mein Herr?“ „Ich heiße Richter.“ „Ihr Stand?“ „Ich bin Autor.“ „Autor?—Autor? Was heißt das? Was soll ich darunter verstehen?“ fragte der Corporal. „Nun, das heißt, ich mache Bücher!“ „Ja, so,“ schmunzelte der Biedere, „das ist mir verständlich. Heutzutage gibt man sich allerlei fremde unbekannte Titel. Hierzulande nennt man einen Mann, der Bücher macht, einen Buchbinde. —Also, Buchbinde!“

**Ein kleiner Gutschmeyer** hörte bei einem Reisgerichte den Vater aus einer Zeitung erzählen, daß eine Meeresalge, den Pflanzenforschern als *Macrocostis pyrifera* bekannt, im Grunde des nördlichen stillen Oceans oft bis zu erstaunlicher Größe wachse, ja schon eine Pflanze gefunden und vermessen wurde, welche drei Quadratmeilen Seegrund bedeckte und einen acht Fuß dicken Stamm hatte. „D,“ meinte der Kleine, der nach Blumentohl im Reize herumspähte, „wenn das ein Blumentohl wäre!“

**Schuldschmerz.**—Aus Aufsathesten: Die Pyrenäen sind ein gebirgiges Hirtenvolk, welches die natürliche Grenze zwischen Frankreich und Spanien bildet und sich vom biskaischen Meerbusen bis ins siebenzehnte Jahrhundert erstreckt.

Kaiser Julian war selten krank, wenn er aber erkrankte, so war die Krankheit immer tödtlich.

Die alten Griechen stützten sich beim Essen auf den linken Oberarm, mit dem andern aßen sie.

Die Römer sahen ihre Bundesgenossen als eroberte Provinzen an.

Nach der Schlacht bei Leipzig liefen viele Pferde, denen zwei oder mehr Beine abgeschossen waren, hertenlos auf dem Schlachtfelde umher.

Sokrates ging nicht auf Sandalen, sondern zu Fuß. Alexander ritt seiner Flotte im Indus voran. Das Fest begann mit der Absingung eines Liebes. Die erste Strophe sang der Chor, bei der zweiten fiel das ganze Gymnasium ein.

**Aus dem Rechnungsunterricht.**—Ein Lehrer erklärte seinen Schülern, daß man ungleichartige Größen nicht zusammenrechnen könne. Als er seine Erklärung beendet hatte, fragte er: „Habt Ihr das recht verstanden?“

Alle: „Ja! Ja!“ (Besonders laut ruft Sophie.)

Lehrer (schlau): „Nun, Sophie! Wie viel machen zusammen: drei Schullehrer und zehn Fünftrententhaler?“

Sophie (nachdenkend): „Es geht nit!“

Lehrer: „Warum?“

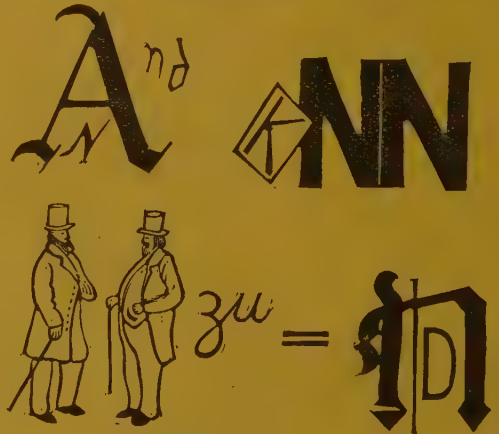
Sophie: „Will Schulmeister und so viel Füßliber nie zemme chöme!“

**Muttersorgen.**—Fritz: „Mama, der Lehrer will uns heute die Sonnensfinsterniß zeigen!“

Mama: „Ist recht, Fritz, aber ich bitte Dich, geh' nicht zu nahe!“

Ein Amtmann fragte einen Gemeindevorstand, ob Luxus und Industrie im Orte wären. „Ne, Herr Amtmann,“ sagte der gute Deconom, „Luchse ha'n mer hier nicht und Industrie wächst Se ooch nicht, bloß Korn und Kartoffeln und etwas Flachs.“

### Bilderräthsel.



### Räthsel.

#### Nr. 1.

Mein Erstes sagt so viel als „Es ist aus“,  
Dasselbe sagt mein Zweites mit dem Dritten;  
Nur paßt das Eine mehr zu Saus und Braus,  
Das And're zu der Kirche heil'gen Sitten,  
Zu jedes Christenmenschen frommen Bitten.  
Das Ganze reiht Frag' an Frage,  
Der Schüler wie der Lehrer Plage.

#### Nr. 2.

Die Ersten gedeihen auf des Acker's Mitte,  
Mit Gleich und Ungleich wechselt die Dritte;  
Das Ganze blickt aus vergangener Zeit  
Und lebt in Märchen weit und breit.

#### Nr. 3.

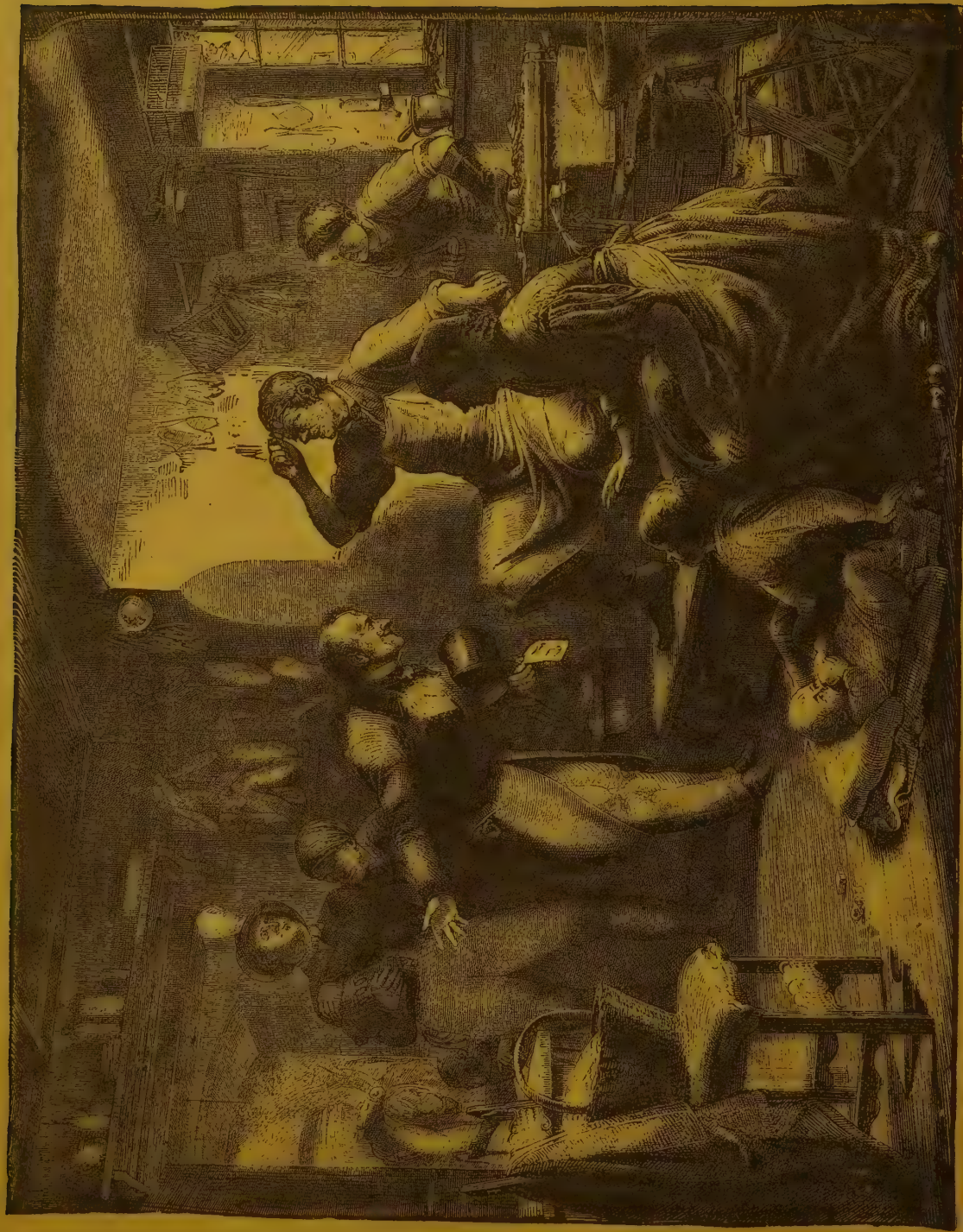
Nehmt vornen mir ein M und hinten mir ein L,  
Dann wandelt sich, wie im Ovid so schnell  
Ein weiblich Bild, verschmimt und fein,  
In ein gar lieblich Bögelein.

### Auflösung der Räthsel im Juniheft.

**Bilderräthsel.**—Untergehen und Werden, wechselt raslos auf Erden: A. Rinden, A. Ströbel, C. A. Ermeling, G. Schapp, S. Scherer, C. Billing, F. A. Willmann.  
**Logograph.**—Juliana: G. Schapp.  
**Wenberäthsel.**—Kram—Mark: A. Rinden, R. Eilert, C. A. Ermeling, G. Schapp, C. Billing.







Das große Los.



## Zweifelhaftes Glück.

(Zum Titelbilde.)

„Geldmacherei und Lotterie,  
Dem bösen Spiel sich weih'n  
Und Schätze graben segnet nie,  
Wird Manchen noch gereu'n.  
Mein Sprüchlein heißt:  
„Auf Gott vertrau,  
Arbeite brav und leb genau!“

Die Thorheit des Lotteriespiels hat der Dichter Langbein in einem seiner Gedichte so recht anschaulich geschildert. Der Schneider Till rutscht nemlich verdrsslich auf seinem Nhtisch und klagt, daß die Armuth ihn sammt seiner Familie bald vertreiben werde. „Aber haben wir denn auch jemals einen ernstern Versuch gemacht,“ spricht er zu seiner Frau, „dem Glück den Weg zu ffnen? Laß uns ein Lotterieloos kaufen und dann kann ein großer Gewinn unserer Noth mit einem Schlage ein Ende machen.“ Gesagt, gethan. Es wird gespart und gekargt und das Loos gekauft. Endlich kommt der glckverheißende Tag der Ziehung. Früh schon wirft sich Meister Till in seinen Sonntagsstaat und eilt ohne Frühstück an den Plaz, wo die Ziehung stattfindet. Vorher aber sagt er seiner guten Frau, wenn er das große Loos gewinnt, wie ihm ein Glckstraum über Nacht offenbart hat, dann ist es mit der „Futgngerei“ aus. Er laßt sich dann gleich in einer Sänfte heimtragen. Und sobald sie die Sänfte sieht, kann sie all den alten Plunder von Hausrath zu Thür und Fenster hinauswerfen, weil's dann neue Sachen gibt. Endlich kommt Till's Loos heraus und zwar als eine — Niets. Unser Schneiderlein wird ohnmächtig. Man ruft nach einer Sänfte den Bewußtlosen heimzutragen. Als seine Frau die Sänfte kommen sieht, fliegen alle Kannen und Töpfe zu Thür und Fenster hinaus, so daß die Snfentrger brummend darüber hinsteigen müssen. Erst eine Zeitlang nachher kommt dem Bethrten das Bewußtsein wieder, so daß er seiner vor Freuden und Trauer schwindlichen Frau den Sachverhalt erklären kann. Jetzt ist aber das Geld fort, das Loos fort und der Hausrath auch fort. Doch freut sie sich, daß sie ihr Schneiderlein lebendig wieder hat, und ist dasselbe glücklicherweise nach den Erfahrungen dieses Tages nicht dmmer geworden.

So geht's mit der Lotterie. Manche Leute hat diese Spielerei schon um Haus und Hof und Lebensglück gebracht. Jahr aus Jahr ein wird eingesezt; aber wo oft aus Hunderten kaum Einer etwas nennenswerthes gewinnt, welche vernünftige Hoffnung hat da Jemand auf Ersatz für sein Geld und seine Mühe? Ist es nicht thrlich, sein Glück dem Zufall anvertrauen zu wollen? Und wenn Jemand einmal ausnahmsweise einen bedeutenden Gewinn zieht, so hat er's nicht geerbt oder verdient, sondern Andere, welche ihn bitter beneiden, haben dafr bezahlen müssen.

Da waren die Glckshfen oder Glckstpfe unserer Vorfahren doch noch ein lustigeres und unschuldigeres Ding.

„Anno 1477, auf den Montag nach St. Jakobstag“ — lesen wir in alten Chroniken —, und die Woche über ward ein großes Schzenschieen zu Erfurth. — — — Unter dem Schzenhof machten die von Erfurth eine Frligkeit und gaben Kleinode aus, der waren 17 silberne Becher und Schaalen, gldene Ringe, seidene Borten etc., und daß Jedermann, wer da wollte, Fürst, Graf, Ritter und Knecht, Bürger und Bauer, Mann und Frau, Knecht und Magd mochte einlegen einen neuen Groschen vor einen Zettul, und schrieb seinen Nahmen darauf und that die in ein Faß 2c. Darauf machte man Kleinode, und soviel Zettul, als man mit der Leute Nahmen gezeichnet hatte, ebensoviel machte man ungeschriebene Zettul, und die auch in ein Faß, und machte dann Zettuln, darein schrieb man die Gewinne und mengte die unter die ungeschriebenen Zettuln. Und man band die Fasse oben best zu und schickte einen Knecht, der da ungelehrt war, der die Zettuln offenbarchen auf dem Fischmarkt ausnahm, in Gegenwart der Rathsherrn 2c. 2c. Der Schreiber — wann er einen ungeschriebenen Zettul fand, rief: „Nichts! Nichts!“ wenn er aber einen Zettul fand, darin Gewinn innen geschrieben war: „Was!“ so trommete man auf, und las die Zettul gegen einander, wes Nahmen man da fand, der gewann das Kleinod. Der allererste gewann 2 Gänse und ein Pfund Ingwers. Der letzte gewann Einen Glsen, das war ein Stbenheizer von der Langenbrücken. — — Und einer solchen Kurzweil gedachte kein Mensch mehr zu Erfurth.“

Von solchen Glckstpfen lesen wir noch weiter in Nürnberger, Augsburger 2c. 2c. Chroniken, ein solcher kommt auch 1576 bei dem Straßburger Schießen vor, auf welchem der berühmte Zürcher Hirsbreitopf erschien. „Es wurde auch diese Zeit ein Glckstopf eröffnet“, heißt es davon „darin das Beste auf 100 Thrl. war, das gewann ein armes Dienstmgdelein, welches nur einen einzigen Zettel darin zu losen hatte. Die Einlage war 6 fr. 2c.“

Um aber den ganzen durch das Lotto angerichteten Schaden zu ermessen, muß man die sittliche Seite desselben neben der wirtschaftlichen nicht außer Acht lassen. Man muß es an manchen Orten erlebt haben, wie die armen Leute sich zu den Lottobureaus herzubrngen, wie sie ihre letzten Kreuzer herbeibringen oder sie den umherziehenden Agenten übergeben, — Geld, das oft zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen unerlässlich, oder das unredlich erworben, wie sie dann bis zum Ziehungstage in einer fortwährenden, zur Arbeit untüchtig machenden Spannung und Aufregung leben; man muß es gesehen haben, welchen Aberglauben die Spielsucht erzeugt und nährt, wie „Traumbchlein, woraus ein jeder Lotto spielender

Liebhaber gehabte Träume nachsuchen, deren Bedeutungsnummer finden und dadurch in der Lotterie sich glücklich machen kann," reizenden Absatz finden, wie ganze Familien aufregenden Thee trinken, um . . . glückliche Zahlen zu träumen, wie Kreuzspinne und Wünschelrute zc. zur Erzwingung des Glückes benutzt werden; ich sage, man muß das gesehen und erlebt haben, um zu ermeßen, welch ein Krebsßchaden das Lotto für das sittliche Gedeihen des Volkes ist.

Nach diesen Darlegungen, die wir—um des Ernstes der Sache willen—nicht zurückhalten mochten, wird man unser Bild vielleicht mit etwas anderen Augen ansehen, als auf den ersten Blick, wo es sicherlich einem Lächeln begegnet ist. Es ist ja auch ein ergötliches Bild, an dem wir der freundlichen Leserin durchaus nicht den Geschmack verderben wollen. Der aalglatte, kazenbuckelnde Lottoagent, der mit Extrapost den großen Gewinn in zwei mächtigen Säcken herbeischafft, der erstaunte Meister Knieriem, der seinen Augen nicht trauen will, dazu die Blicke der beiden Jungen, des kleinen Mädchens und des alten Weibes, das auf den Schatz Beschlagnamen legen zu wollen scheint, während der jüngste Sprößling, unbekümmert um Lotto und Geldschätze—stillvergnügt an seiner Kugel sich erlustirt. Alles

das ist ja so treu und humoristisch dargestellt, daß es in Wirklichkeit zu leben scheint. Ja, noch mehr, die Leute machen ganz und gar nicht den Eindruck von erpöchten Spielern. Große Armuth herrscht in dem kleinen Häuschen, aber doch auch Arbeitsamkeit und Genügsamkeit, so weit wir die Bildersprache zu lesen verstehen. Die Frage aber drängt sich uns unwillkürlich auf: ist es ein wirkliches Glück, was der höfliche Herr ins Haus bringt, oder nur ein Scheinglück, das den nagenden Wurm kommenden Glends nach kurzen, lustigen Tagen in sich trägt? Der Bote wird jedenfalls keinen sehr heilsamen Rath zur Benutzung des Geldes zu geben wissen, noch es thun wollen. Manche Fälle mag es ja geben, wo das erlangte Vermögen weise benutzt und fleißig vermehrt wird; es sind aber gewiß nicht viele. Möchte es unserer braven Schustersfamilie zum wahren Glück gereichen.

Soll das aber der Fall sein, so müssen sie besonders die beiden letzten Strophen von unserem Motto beherzigen:

„Mein Sprüchlein heißt:  
„Auf Gott vertrau,  
Arbeite brav und leb genau.““

## Aufgang und Niedergang.

(Erzählung von Franz Hoffmann.)



(Fortsetzung.)

„Sie sind Frau Steinbrunn?“ fragte sie. „Was für eine Steinbrunn?“

Johanna erklärte, daß sie die Gattin von Edgar Steinbrunn sei, der Cousin der Frau Dorn.

Frau Dorn schien plötzlich alle Geistesgegenwart zu verlieren. Sie ward todtentbleich, hielt sich an einem Stuhl, um nicht umzufinken, und war gänzlich unfähig, zu sprechen oder ihre Aufregung zu verbergen. Johanna sah sie erstaunt an und glaubte, sie sei von einem plötzlichen Unwohlsein ergriffen. Rasch ermannte sich indeß Frau Dorn wieder, und fragte ganz gleichgültig, als ob sie eine fremde Person vor sich hätte, was von ihr gewünscht werde. Johanna setzte es ihr ausführlich auseinander. Frau Dorn's Ueberraschung war groß, und ihr Gesicht ward erst dunkelroth und dann todtentblä.

„Wie, Edgar Steinbrunn hat seinen Wohnsitz hier in B... genommen, und Sie sind sein Weib?“ fragte sie außer sich.

„Ja, das bin ich!“

„Und Sie verlangen von uns Empfehlungen an achtbare Familien!“ fuhr Frau Dorn mit Härte fort. „Ich muß das entschieden ablehnen. B... ist kein Ort für Herrn Steinbrunn, denn wir haben hier Lehrer aller Art im Ueberfluß. Auch an Schulen ist kein Mangel, und Sie würden daher am besten thun, sich anderswo hin zu wenden, wo die Verhältnisse für Sie besser liegen. Ich und mein Mann können und werden nichts, gar nichts für Sie thun!“

„Aber wir können jetzt nicht von hier fort.“ versetzte Johanna tief betrübt. „Wir haben bereits ein Haus gemiethet.“

„Doch nicht Herrn Hallberg's Haus? Ich entsinne mich, daß in Bezug darauf Ihr Name genannt ward.“

„Ganz recht, Herrn Hallberg's Haus.“

„Wohl denn, ich habe Ihnen weiter nichts zu sagen, als was ich bereits gesagt habe. Ich und Herr Dorn können

nichts für Sie thun und wünschen auch nicht wieder von Ihnen belästigt zu werden.“

„Nur noch eine Frage, die an Sie zu richten mein Mann mir aufgetragen hat, beantworten Sie mir.“ sagte Johanna, indem sie vom Stuhle aufstand. „Wir haben seiner Zeit aus der Zeitung erfahren, daß Herr Bachmann, Edgar's und Ihr Onkel, gestorben ist. Können Sie uns nichts Näheres über seinen Tod mittheilen?“

„Nichts!“ versetzte Frau Dorn, und erbleichte von Neuem. „In seinem Testamente hat er mich zu seiner alleinigen Erbin eingesetzt, und es lag also keine Veranlassung vor, Edgar zu benachrichtigen. Das Testament können Sie auf dem Bureau meines Mannes einsehen. Und man leben Sie wohl! Vergessen Sie nicht, daß wir nicht weiter von Ihnen beehelligt zu werden wünschen.“

Johanna entfernte sich tief gebeugt und Frau Dorn begab sich eiligst zu ihrem Manne.

„O Anton, was für einen Schrecken hab' ich gehabt.“ schrie sie ihm zu, und erzählte ihm mit fliegenden Worten ihre Begegnung mit Johanna Steinbrunn. Dorn war anfangs auch darüber betroffen, wußte sich aber schnell zu fassen.

„Mache dir darüber keine Gedanken, Frau.“ sagte er, „die Leute sind zweifelsohne arm.“

„Ganz arm, Anton! Sonst würden sie nicht bei dir um Empfehlungen nachsuchen.“

„Wohl, dann ist ja Alles vortrefflich, Julie! Ich werde dieses Vierteljahr keinen Hauszins von ihnen einfordern, um sie dann später in desto größere Verlegenheit zu bringen. Sei nur ganz ruhig! Wir wollen sie bald genug von hier fortzexpirirt haben, darauf kannst du dich verlassen.“

Der Herbst kam, der Winter zog ein mit kalten Ostwinden, mit Eis und Schneegeßtöber, und Edgar Steinbrunn, so bitter in seinen Hoffnungen getäuscht, von Kummer und Sorgen niedergedrückt, konnte nicht wieder genesen, sondern ging vielmehr



rasch und immer rascher seiner Auflösung entgegen. Seine Gemüthsunruhe tödtete ihn.

Am zweiten Weihnachts-Feiertage war die Familie Steinbrunn Nachmittags in ihrem Wohnzimmer versammelt. Die beiden Knaben flüsterten theils an einem Tische mit ihrer Mutter ganz leise, um den Vater nicht aufzuwecken, der, das Haupt an ein weiches Kissen gelehnt, auf einem bequemen Armstuhle saß und schlummerte. Plötzlich und ganz unerwartet richtete er sich von dem Kissen auf, schaute ganz verwundert um sich, und fragte leise: „Wo bin ich?“

„Bei uns, Papa!“ rief Fritz, der ältere Knabe, „du hast ein wenig geschlafen.“

„Geschlafen? Ach ja! Ich besinne mich, es ist ja Weihnacht. Einen sonderbaren Traum habe ich gehabt.“

„Was für einen Traum, Papa?“

Er sank auf sein Kissen zurück, und blickte in Gedanken verloren vor sich hin. „Ein sonderbares Ding ist's doch um die Träume,“ nahm er nach einer Weile wieder das Wort. „Mir träumte, ich wäre auf einer breiten, unübersehbar breiten Straße, einer ganz unermesslichen Straße, deren Ende ich nicht absehen konnte und die ganz dicht von Menschen erfüllt war. Wir gingen Alle nach ein und derselben Richtung, bald stolpernd, bald strauchelnd, denn die Straße war mit mancherlei Hindernissen angefüllt. Steine, Hügel, Dornbüsche, Wasserpfützen, langes Gras hemmten fast jeden Schritt. Ganz in der äußersten Ferne, so weit das Auge reichen konnte, glänzte ein helles Licht. Und wie hell erglänzte es! Nie im Leben habt Ihr etwas dem Aehnliches gesehen, denn kein irdisches Auge könnte ein solches Licht ertragen. Und doch schauten wir Alle danach, ohne daß wir davon geblendet wären. Alles drängte vorwärts, dem Lichte entgegen, obgleich es schien, daß die weite Entfernung gar nicht durchmessen werden konnte. So lange unsere Augen das Licht erschauten, konnten wir sehen, wie wir gingen, und wir überwandten alle Hindernisse, wenn auch nicht ohne Mühe. Sobald aber unsere Augen sich von dem Lichte abwendeten, konnten wir nicht weiter vordringen. Einige sanken zu Boden, Andere wandten sich seitwärts, und Viele versuchten es gar nicht, weiter vorwärts zu kommen. Und doch konnten sie wissen, daß nichts ihr Weiterwandern zu hindern im Stande sei, wenn sie nur beharrlich ihre Augen auf das Licht richteten. Die Wenigen, welche es thaten, kamen vorwärts, wenn auch nur langsam, aber sie kamen doch vorwärts, ununterbrochen, wenn sich auch Hemmungen über Hemmungen vor ihnen aufthürmten. Das Licht war ein sicherer Freund, Führer und Helfer, der Niemandem untreu wurde, und er führte alle die Tausende auf der Straße, bis sie endlich ihr Ziel erreicht hatten.“

Die Kinder hörten mit gespannter Aufmerksamkeit dem Vater zu.

„Warum aber ließen sich nicht Alle von dem Lichte geleiten?“ fragte während einer kurzen Pause Ludwig. „Es konnte doch gewiß nicht schwer sein, ein so helles, glänzendes Licht im Auge zu behalten. Und was machtest du denn, Papa?“

„Das Licht schien immer nur für einen Schritt auf einmal,“ sprach der Vater weiter, ohne auf die Frage Ludwigs zu achten. „Nicht weiter konnten wir sehen, als immer nur einen Schritt weit, und dies genügte auch, denn in dem Augenblicke, wo wir ihn zurückgelegt hatten, beglänzte das Licht einen zweiten, und so gingen wir langsam dem Ende entgegen, wobei das Licht, je näher wir ihm kamen, immer heller und heller zu leuchten schien.“

„Erreichst du es, Papa?“ fragte Ludwig begierig.

„Ich weiß nicht,—ich besinne mich eben darauf. Schon schien ich ihm ganz nahe zu sein, und da grade—glaube ich, wachte ich auf.“

Der Vater schwieg, versank wieder in Gedanken, und verlangte dann eine Tasse Thee, weil ihn so sehr dürste. Die Mutter ging hinaus, um den Thee zu besorgen, war aber kaum draußen, als die Thür wieder aufgerissen ward, und die beiden Knaben mit angstvollen Geberden die Mutter zurückriefen.

\* Ein trauriger Anblick erwartete sie. Ihr Vater lag todtbleich, von Blut überströmt, auf seinem Kissen, und schaute sie mit halberloschenen Augen an. Dennoch lächelte er mit unendlicher Liebe die Seinigen an.

„Meine Reise geht zu Ende, meine Theuren,“ flüsterte er leise, kaum hörbar. „Ich sehe das Licht dicht vor mir, und seine Bedeutung ist mir klar. Ihr wandert ebenfalls jenem Lichte entgegen, wie ich ihm entgegen gewandert bin. Ihr werdet dieselben Hindernisse, wie ich, zu übersteigen haben, denn kein Mensch ist frei davon. Anfechtungen aller Art, Versuchungen, schwere Leiden und Kümmernisse harren Eurer. Aber das Licht ist da, und strahlt Euch mit seinem göttlichen Glanze entgegen, denn es ist der Himmel, zu dem die Frommen und Gerechten einst eingehen. Meine geliebten Kinder, wollt Ihr stets zu ihm aufblicken, und keinen Schritt vom Pfade der Tugend abweichen, wie rauh und beschwerlich er Euch auch vorkommen mag? Sehet, meine Kinder, das Licht ist Gott, und Gott ist bei Euch, mit Euch und über Euch, und wacht über Euch auf allen Euren Wegen. Gott kann Euch nicht untreu werden, und wenn ihr ausblickt zu ihm, so wird er Eure Schritte leiten, und Alles Böse fern von Euch halten. Verliert nie Euer Vertrauen zum himmlischen Vater, und ihr werdet sicher sein, daß er Euch dem hellstrahlenden Ziele entgegen führen wird. Wollt Ihr mir das in meine Hand geloben, Ihr theuren Kinder?“

Die beiden Knaben ergriffen die Hand des Vaters, badeten sie mit ihren Thränen, und konnten sich nur mühsam wieder fassen.

„Ich gelobe es!“ sagte dann Fritz mit brechender Stimme, und Ludwig sprach ihm dasselbe feierliche Gelübde nach.

„Du hörst es, Johanna, mein theures geliebtes Weib,“ fuhr der Sterbende fort, und legte segnend seine Hände auf das Haupt der Kinder. „So möge denn Gott Euch seine Gnade schenken, und Euch später wieder mit mir vereinigen, dort, wo es keine Schmerzen und keine Trennung mehr gibt.“

Tiefe Stille herrschte, nur von unterdrücktem Schluchzen und Weinen unterbrochen. Als Johanna ihre Blicke wieder auf Edgar richtete, lag er bleich und still da. Seine Seele war zum himmlischen Vater hinüber gegangen. — — —

### Drittes Capitel.

Mit Gottes und guter Menschen Hülfe.

Die arme Johanna befand sich nach dem Tode ihres Gatten in einer äußerst traurigen Lage, und, obgleich sie keinen Augenblick das Vertrauen zu Gottes ewiger Güte verlor, erlag sie dennoch beinahe dem nagenden Kummer und den bitteren Sorgen um ihre und ihrer Kinder Zukunft. Die gute Nachbarin Martha war in diesen Zeiten schwerer Noth ihre einzige Stütze, und sie konnte ihr auch in jeder Beziehung volles Vertrauen schenken.

„Ich sehe wohl, du hast einen schweren Kampf zu kämpfen,“ sagte die freundliche Herrnhuterin eines Tages zu der tief bekümmerten Wittve. „Dennoch darfst du nicht gänzlich ver-

zagen. Wenn du nur im Hause bleiben und deine Kinder bei dir behalten kannst, so wirst du gewiß dein Fortkommen finden. Die Möbel sind dein, vermiethe einige Zimmer. Und dann mußt du es mit irgend einer Beschäftigung versuchen, um dadurch Geld zu verdienen. Du kannst doch gewiß nähen und wohl auch feinere Arbeiten machen?"

"Sie wissen wohl, Martha, wie schlecht solche Arbeiten bezahlt werden. Wenn ich nur wenigstens ganz frei von Schulden wäre! Schon habe ich ein volles halbes Jahr keine Miete bezahlt! Und die Knaben, sie müssen doch endlich auch wieder eine Schule besuchen? Woher das Geld nehmen?"

"Hast du gar keine Verwandte, die dich unterstützen könnten?"

"Nur einen Bruder, und auch der ist arm, fast so arm, als wir. Er ist so gut! Gewiß würde er mir Beistand leisten, wenn er es irgend vermöchte."

"Schlimm! Schlimm!" seufzte Martha, „da wird dir wohl nichts weiter übrig bleiben, als Einiges zu verkaufen, damit du dir wenigstens über die nächste Zeit fortbelfen kannst. Später wird sich ja schon etwas finden, was dir bessere Ausichten für die Zukunft verschafft."

Die nächsten Schwierigkeiten zu beseitigen, schien der armen Johanna fast unmöglich zu sein. Sie besaß nur noch ganz wenig Geld, und sah keine Möglichkeit vor sich, ihr Brod zu verdienen. Es blieb ihr nichts weiter übrig, als sich an ihren Bruder zu wenden und seine Hülfe anzurufen, sowie etwas Silberzeug und einige kleine Schmuckachen zu verkaufen, welche ihr aus vergangener besserer Zeit noch übrig geblieben waren. Das half für den Augenblick, — freilich nicht auf lange.

Der einzige Trost für Johanna waren ihre Knaben. Sie waren bereits gereift genug, um das harte Loos ihrer Mutter einigermaßen begreifen zu können, und in Folge dessen gaben sie derselben nie Veranlassung zur Klage über sie. Geduldig trugen sie ihr Schicksal, kein Murren kam über ihre Lippen, und jede Entbehrung nahmen sie als etwas Selbstverständliches ruhig hin. Jedes ihrer Worte, jeder ihrer Blicke bewies der Mutter, daß die Kinder mit unerschütterlicher Liebe an ihr hingen.

Wiederum waren einige Tage verstrichen, da entlud sich eine neue Gewitterwolke über dem Haupte der gebeugten Mutter. Ein junger, widerwärtig sich zierender Mensch erschien im Auftrage vom Rechtsanwalt Dorn, um den längst verfallebenen Miethzins von Frau Steinbrunn einzufordern. Johanna ertheilte ihm den Bescheid, daß sie für den Augenblick nicht zu bezahlen im Stande sei, aber an Herrn Dorn schreiben, und ihm die Sache auseinander setzen werde.

Der junge Mensch, dessen Betragen stolz und hochfahrend erschien, drehte sich hierauf kurz um, und verließ das Haus prozig und ohne Abschiedsgruß. Im Flur begegnete ihm Martha, der er wegwerfend den Rücken zulehrte.

"Wissen Sie, wer das ist?" fragte Johanna.

"Ei ja, es ist der junge Anton Dorn, ein hochmüthiger Narr, der alle Welt wie seine Untergebenen betrachtet, was bei seiner Erziehung freilich nicht zu verwundern ist. Auch seine beiden Brüder betragen sich grade so, wie der da, und der alte Dorn ist der hochmüthigste von Allen. Nun, seine Herren Söhne stehen nicht grade in gutem Rufe, und beliebt sind sie in der Stadt auch nicht. Verschwendung und Trägheit sind ihre hervorstechendsten Eigenschaften, und man erzählt sich sogar, daß die beiden Aeltesten bereits in Wirthshäusern sich umhertreiben, und mit Kartenspiel, Schlemmen und Trinken viel Geld verthun. Aber sprechen wir nicht weiter davon.

Was geh' uns jene Leute an? Da sieh', ich bringe dir ein Stück Merino, kannst du wohl davon ein paar Kleider für die beiden Mädchen von dort drüben machen? Die Mutter der Kinder will dir für jedes einen Thaler Macherlohn bezahlen."

Wie gerne erklärte sich Johanna bereit, die Arbeit zu übernehmen. Ehe sie aber die Kleider zerschneitt, schrieb sie an den Rechtsanwalt Dorn und versprach, den rückständigen Miethzins in einigen Wochen zu bezahlen. Sie konnte dies mit gutem Gewissen versprechen, da ihr edelherziger Bruder auf einen Brief von ihr mit Bereitwilligkeit erklärt hatte, die nothleidende Schwester bis zu einem bestimmten Termin, nämlich Mitte Februar, mit einer Summe von hundert Thalern zu unterstützen. Hierauf ging sie an die Arbeit, um die Kleider zu recht zu schneiden und zum Nähen fertig zu machen.

Plötzlich wurde heftig das Gartenthürchen aufgerissen, und zwei Männer näherten sich der Hausthür und pochten.

"Sieh' einmal nach, Fritz, wer die Herren sind, und was sie wünschen," sagte Johanna, von der Arbeit aufblickend, zu ihrem älteren Sohn, der in ihrer Nähe mit dem Studium eines lateinischen Buches beschäftigt war.

Die beiden Fremden traten ins Haus, und fragten, ob Frau Steinbrunn zu sprechen sei? Johanna legte ihre Arbeit zur Seite, und ging in den Flur hinaus, während Fritz zu seinem Buche zurückkehrte.

Die beiden Männer standen im Flur. Einer von ihnen war gut gekleidet, der Andere sah schäbig aus. Ersterer verlangte in nicht grade unhöflichem Ton den halbjährlichen Miethzins.

"Aber ich habe ja schon an Herrn Dorn geschrieben, und ihn für eine kurze Frist um Nachsicht gebeten," sagte Johanna erschrocken.

"Herr Dorn kann nicht warten," lautete die immer noch ziemlich höfliche Antwort, — „und es thut mir leid, daß ich gezwungen bin, diesen Mann hier zu lassen, bis die Schuld vollständig berichtigt ist."

Nach diesen Worten gingen Beide in das beste Wohnzimmer hinein, und Johanna ersah daraus, daß ihre Möbel mit Beschlagnahme belegt waren. Eine stumpfe Verzweiflung bemächtigte sich ihrer.

Während sie noch von Schrecken wie gelähmt da stand, kam Martha, warf einen Blick auf die beiden eingebrungenen Männer, und zog Johanna sich nach in die Küche.

"Was wollen die hier?" fragte sie.

Johanna konnte nicht antworten; sie sank auf einen Stuhl, und brach in ein so heftiges Weinen aus, daß Martha ganz verwirrt wurde.

"Beruhige dich nur, beruhige dich," sagte sie. „Was ist denn eigentlich geschehen?"

"Sie sehen es ja, Martha, Herr Dorn legt mir wegen des Miethzinses Execution in das Haus!"

"Unmöglich, unmöglich," antwortete Martha kopfschüttelnd, „Herr Hallberg würde nimmermehr etwas derartiges zugeben!"

"Er hat es gethan!"

"Nein, nein, ich glaube das nicht, das paßt nicht zu seinem Charakter, dazu ist Herr Hallberg ein viel zu menschenfreundlicher und gütiger Mann!"

"Aber was kann ich thun, da doch die Thatfachen sprechen?" stöhnte Johanna in tiefstem Herzeleid. „Wenn man uns unsere Möbel nimmt und uns aus dem Hause jagt, so bleibt uns ja keine Zuflucht übrig, als das Armenhaus!"

"Nur ruhig, Freundin! das Beste wird sein, du begibst



dich persönlich zu Herrn Dorn, und wiederholst deine Bitte, dir noch eine Frist zu gewähren."

"Ja, ich will es thun, will es, so schwer es mir auch fällt!"

Als sie aufstand, um sich zu dem schweren Gang vorzubereiten, traten ihre beiden Knaben stürmisch in die Küche herein.

"Was soll denn das heißen, Mutter?" rief Ludwig ungestüm. "Wer ist denn der widerwärtige, schmutzige Mann drin? Er sitzt groß und breit vor dem Ramin, und schürt das Feuer, als ob er bei sich zu Hause wäre. Und der Andere geht in der Stube herum und sieht sich die Tische und Stühle an."

"Kümmert Euch nicht darum, Kinder," nahm Martha das Wort, "der Mann hat Befehl, hier zu sein. Seid ja höflich gegen ihn, sonst würde er gewiß grob und unverschämmt werden." Die Knaben wurden eingeschüchtert und schwiegen. Ihre Mutter verließ das Haus, nachdem auch der besser gekleidete fremde Mensch es verlassen hatte, und trat den schweren Gang zum Justizrath Dorn an.

Im Bureau desselben fand sie drei oder vier Schreiber, und darunter den, der noch eben in ihrem Hause gewesen war. Sie verlangte Herrn Dorn zu sprechen; dieser Wunsch wurde in ein hinten gelegenes Zimmer weiter gemeldet, und bald darauf trat ein Sohn des Justizraths herein.

"Mein Vater ist beschäftigt und kann Sie jetzt nicht sprechen," sagte er kurz und abstoßend. "Theilen Sie mir mit was sie zu sagen haben, es bleibt sich das ganz gleich."

"Nein," versetzte Johanna in sehr höflichem, aber bestimmtem Tone, "ich möchte lieber mit Herrn Dorn selbst reden."

"Ich sage Ihnen ja, daß er beschäftigt ist!"

"So will ich warten,—ich muß ihn sprechen!"

"Nun, so warten Sie bis ins Aschgrau," versetzte der junge Dorn, und stolzirte wieder aus dem Bureau hinaus.

Die so abgefertigte arme Frau setzte sich müde und matt auf eine Bank an der Wand, und wartete geduldig.

Als sie im Bureau ankam, war es ungefähr halb eins, und jetzt, wo es zwei schlug, saß sie immer noch da. Andere Leute kamen und gingen, und wurden beim Justizrath vorgelassen, um Johanna kümmerte sich Niemand.

Kurz nach zwei Uhr kam der junge Dorn mit dem Hute auf dem Kopfe durch das Bureau, und stutzte, als er Johanna noch immer auf ihrem Plaze bemerkte.

"Wie? Sie noch hier?" rief er aus, ohne den Hut von seinem Kopfe zu nehmen. "Was wollen Sie denn noch? Mein Vater kann Sie nicht sprechen, und das Warten nützt Ihnen also gar nichts!"

Da Johanna fest darauf bestand, daß sie noch heute den Justizrath sprechen müsse, so zuckte der junge Mensch die Achseln, und ging ohne weiteren Gruß davon. Johanna blieb,—zur Verwunderung aller im Bureau antretenden Schreiber—sitzen. Endlich, nachdem abermals wohl eine Stunde verstrichen war, öffnete sich von Neuem die innere Thür, und der Justizrath selbst schaute mit seinem kalten gleichgültigen Gesicht in das Bureau. Johanna eilte auf ihn zu, aber er streckte ihr abwehrend beide Hände entgegen.

"Nichts da, nichts!" rief er fast zornig, "ich habe keine Zeit und kann Sie nicht sprechen!"

Zugleich schlug er ohne Weiteres die Thüre wieder zu, und verschwand so schnell, wie er erschienen war.

Johanna blieb immer noch sitzen, und fragte sich, was sie nun thun und beginnen könne? Plötzlich faßte sie ihren Entschluß. Sie stand auf, ging mit festen Schritten auf die innere Thür zu, öffnete sie, und trat in das Zimmer des Justizrathes, ehe Einer von den Schreibern sie daran hindern konnte.

"Ich will und muß Sie sprechen," rebete sie ihn an, und verhaltene Thränen zitterten in ihrer Stimme. "Meine Lage ist eine schreckliche, und ich flehe Sie an, nur noch kurze Zeit Nachsicht mit mir zu haben. Wenn Sie uns aus unserem Hause vertreiben, unsere Möbel mit Beschlag belegen, sehe ich nirgends mehr einen Schimmer von Rettung. Bis Mitte Februar kann ich meine Miete bezahlen, mein Bruder hat mir das Geld dazu versprochen, und eine so kurze Frist werden Sie mir doch zugestehen können. O, denken Sie, ich bin Wittve und Mutter, und es kann Ihnen nicht schwer fallen, Erbarmen mit mir zu haben!"

(Fortsetzung folgt.)

## Die Wunder des Meeres.

Nach Quellen bearbeitet von J. Jauch.

### VII. Meer säugethiere, Seeschlangen und Amphibien.

"Und Gott schuf große Wallfische, und allerlei Thier, das da lebet und webet, und vom Wasser erregt ward, ein jegliches nach seiner Art."—1. Mose 1, 21.

Der Fisch, der Wellen spielt,  
Und Matten niederschlägt,  
Das starke Krokobil,  
Das Thier, das Thürme trägt,  
Und der Geschöpfe Heer,  
Im Trodenen wie in Meeren,  
Sind Prediger von Gott,  
Die dich sein Dasein lehren.

Sturm.



Den Fischen, welche im vorigen Artikel unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkten, schließt sich nun hier zunächst der Wallfisch an. Dieses Seeungeethüm findet man aber allgemein mehr den Meer säugethierien statt den Fischen beigezählt. Warum? fragt vielleicht mancher Leser. Deshalb, weil er sich von den übrigen Fischen durch sein warmes

Blut, durch Lungenathmung, durch das Lebenbiggebären und Säugen der Jungen, sowie durch die vollkommene Entwicklung des Gehirns und der Nerven unterscheidet. Und so möge er denn auch hier seinen gehörigen Platz einnehmen.

Der Wal ist, wenn auch nicht gerade das längste, so doch der Masse nach das größte Thier; er wird fünfzig bis siebenzig Fuß lang und erreicht ein Gewicht von fünfzehnhundert Centnern. Die Varten, welche er liefert, sind etwa zwölf Fuß lang, und jede vier bis fünf Pfund schwer. Die Spritzlöcher haben einen Fuß Durchmesser.

Ein großer Wallfisch liefert bis zu vierhundert Centner Thran und dreißig Centner Fischbein—ein Ertrag, der dem Werth von acht bis neun Tausend Thalern entspricht.—Weil unermäßig verfolgt und getödtet, werden die Wallfische in neuerer Zeit immer seltener und man sollte denken, die Art werde endlich ganz verschwinden. Allein das Thier weiß sich zwischen die unzugänglichen Eisschollen und Eisineln zu

flüchten, wohin man es nicht verfolgen kann.—Die Liebe des Wallfisches zu seinen Jungen ist sehr groß. Der junge Wallfisch, welcher die Gefahr nicht kennt, wird leicht harpunirt. Dann zeigt sich die Härlichkeit der Mutter in einem so hohen Grade, daß diese dadurch oft in die Gewalt des Feindes geräth. Wenn daher ein Junges auch von geringem Werth ist, da es selten mehr als eine Tonne Del, oder noch weniger gibt, so wird doch zuweilen Jagd darauf gemacht, um die Mutter herbeizulocken. Dieselbe eilt sogleich zu dem verwundeten Jungen, steigt mit ihm auf die Oberfläche, um zu athmen, treibt es an fortzuschwimmen, sucht ihm zur Flucht behülflich zu sein, indem sie es unter die Flosse nimmt und selten verläßt, so lange es noch lebt. Dann ist es höchst gefährlich, sich ihr zu nähern, aber sie gibt dabei oft Gelegenheit zum Angriff. Aus Angst für ihr Junges setzt sie alle Rücksichten auf die eigene Sicherheit bei Seite, fährt mitten durch ihre Feinde hindurch, verachtet die Gefahr, welche ihr droht, und bleibt bei ihrem Jungen, auch wenn schon mehrere Harpune in ihr Fett hinein gebrungen sind.

ders in Grönland, mit Knütteln erschlagen werden, freilich nicht zu Hunderten, aber doch zuweilen zu dreißig bis vierzig Stück. Oft ist es eine nicht sehr schwierige Aufgabe sie zu fangen, denn sie schlafen so fest, daß eins oft nichts davon merkt, wenn sein Nachbar erschlagen wird. Sie selbst kennen diese ihre schwache Seite und wissen recht wohl, daß sie leicht die rechte Zeit verträumen, daher stellen sie Wachen aus, welche bei Zeiten Alarm schlagen. Dennoch werden sie in Folge ihrer Unbehendigkeit auf dem Lande zu Duzenden erlegt. Man legt diesen Thieren auch Angeln im Sande, in welchen sie sich mit den Füßen fangen. Eine noch grausamere Fangweise ist die mittelst Haken, die so gelegt werden, daß die Thiere sie sich in die Brust stoßen. Die hübscheste, aber auch arglistigste Weise, die Seehunde zu fangen, ist die, wenn die Jäger sich selbst als Seehunde verkleiden und sich mitten in die Gesellschaft dieser Thiere begeben. Nicht bloß die Grönländer, sondern auch die Friesen verstehen diesen Kunstgriff.

Eine Art der Robben ist der See Löwe (siehe Abbildung). Von diesem sagt Steller: „Obchon das löwenartige Thier



Der Wallfisch.

Zunächst kommen wir zu den Robben. Dies sind Säugethiere mit Flossenfüßen, deren Zehen durch dicke, bis über das Nagelglied reichende Schwimmhäute verbunden sind. Es sind friedliebende und gesellige Thiere, die sich in allen Meeren, auch in großen, salzigen Binnenseen aufhalten; sie sind gute Schwimmer, sowohl auf dem Rücken, als auf dem Bauch, können aber wegen ihrer Organisation sich nur schwerfällig auf dem Lande oder auf Eisschollen bewegen; sie verlassen das Wasser auch nur, um zu ruhen, sich zu sonnen, oder ihrer Brutpflege obzuliegen. Ihre Nahrung besteht aus Fischen, Weichthieren und Seepflanzen. Den Polarvölkern sind die Robben, die theils harpunirt, theils geschossen und theils mit Knütteln erschlagen werden, ganz unentbehrliche Thiere, da sie ihnen durch ihren Speck, Nahrung, durch ihren Pelz Kleidung, Zelte, Ueberzüge für ihre Klähne u. s. w. liefern. Auch der aus dem Speck ausgekochte Thran kommt als Beleuchtungsmaterial ihnen gut zu statten.

Sie und da sind die Robben schon so häufig, daß sie, beson-

gräulich aussieht, böß und hitzig scheint, schwer zu überwinden ist und wenn es in Noth kommt, auß' grausamste kämpft, endlich durch seine Löwengestalt die Augen und das Gemüth erschreckt, so fürchtet es sich doch dermaßen vor dem Menschen, daß es sich beim Anblick desselben schleunigst auf die Flucht macht und vom Lande in das Wasser eilt. Wenn es mit einem Stock oder mit Geschrei aufgeschreckt wird, so entsezt es sich so sehr, daß es mit tiefem Seufzen entläuft und auf der Flucht beständig fällt, weil es vor Angst und Zittern seiner Glieder nicht mächtig ist. Treibt man es aber so sehr in die Enge, daß es nicht mehr entfliehen kann, so geht es gerade auf den Verfolger los, wirft vor Zorn den Kopf hin und her, brüllt und brummt, und treibt auch den herabtesten Menschen in die Flucht.“ Die größte Länge dieser Thiere beträgt etwa fünfzehn Fuß.

Der Seebär, eine andere Gattung der Robben, steht an Größe hinter dem Seelöwen merklich zurück, da selbst die größten Männchen von der Schnauzenspitze bis zum Ende der Hin-



tern Flossenfüße höchstens neun Fuß messen. Der Leib ist zwar kräftig, aber doch sehr gestreckt gebaut.

Man fängt die Bärenrobbe, welche die Russen „Kot“ nennen, nur zwischen dem 50. und 56. Grade auf den Inseln,

und bringen die meiste Zeit schlafend zu. Die Jungen spielen und streiten zusammen, wie junge Hunde. Der Vater schaut ihnen still zu. Zanken sie sich ernstlich, so eilt er brummend herbei, jagt sie auseinander, küßt und leckt den Sieger, stößt



Der Seelöwe.

nicht aber auf dem festen Lande, weil sie selten dahin kommen. Im Frühjahr erhält man nur Weibchen und deren Junge. Nun ziehen sie nach Norden und man sieht vom Anfange des

ihn mit dem Maule auf den Boden und freut sich, wenn er sich ernstlich widerseht. Aus Jungen, welche faul und müßig sind, macht er sich nichts; deßhalb halten sich einige beständig



Der Seebär.

Juni bis zu Ende August keine mehr; dann kehren sie kraftlos und mager mit ihren Jungen wieder nach Süden zurück. Die Mütter liegen mit ihren Jungen herdenweise am Strande

bei der Mutter, andere fast immer beim Vater auf. Ein Männchen hat acht bis fünfzehn Weibchen und bewacht dieselben sehr sorgfältig. Obgleich viele Tausende am Strande



beisammen liegen, sieht man sie doch allenthalben in Herden getheilt. Jede Herde ist eine besondere Familie. Das Männchen hält mit seinen Weibchen, Söhnen und Töchtern zusammen, auch mit den Jährlingen, welche noch keine Weibchen haben, und so kann die Familie bis zu 120 Stück anwachsen.

Die gewaltigste und größte aller Robben ist das Walroß. Vollkommen erwachsen erreichte dasselbe schon eine Länge von 18 bis 24 Fuß bei einem Gewicht von etwa 20 Centnern, obschon gegenwärtig so große und schwere Stücke zu den Seltenheiten gehören. Wie bei den Robben überhaupt, ist der lang gestreckte Leib in der Mitte am dicksten. Die Hautzähne, welche oft 5 bis 10 Pfund schwer, sehr weiß und hart wie Elfenbein sind, werden zerstückelt und, weil sie nicht gelb werden, von Zahnärzten, zu falschen Zähnen gebraucht.

Erblickt ein Walroß ein Boot, so erhebt es sich meist verwundert über die Wasserfläche, beginnt sofort den Alarmruf, ein stoßweises fortgesetztes Bellen und schwimmt so rasch als

der Schneide der Ruder Hiebe auf die riesigen Dickschädel fuhren, oder schwer verdauliche, bleierne Pillen in den weit aufgesperrten Abgrund der ununterbrochen brüllenden Rachen senden. Geschrei erfüllt die Luft, Boot und Vertheidiger kämpfen mit dem Gleichgewicht, das Wasser schäumt in heftiger Bewegung; neue Ungeheuer tauchen plötzlich empor oder schwimmen heran, andere sinken, tödtlich getroffen, die Wasserfläche mit ihrem Blute färbend, in die Tiefe. Die drohende Gefahr, daß das Boot durch die Wucht eines mit den Zähnen über die Bordwand schlagenden Walrosses ungerissen, oder durch ein tauchendes von unten aus schwer beschädigt würde, vermag oft nur die tödtliche Verwundung des Anführers dieser eben so tapfern als ausdauernden Thiere zu beschwören.

Zu den Wundern des Meeres ist nun auch ferner die Seeschlange zu zählen. Von diesem Ungeheuer ist schon seit etlichen Jahrhunderten Manches gefabelt worden.—Dias Magnus (geb. 1490) erzählte bereits von einem riesen-



Die Seeschlange.

möglich auf dasselbe zu. Die Rufe locken andere Walrosse herbei und wecken die schlafenden auf. In kurzer Zeit zieht dem kleinen Fahrzeuge eine Menge dieser Kolosse nach, tobend vor Scheindarem oder wirklichem Grimm und von unheimlicher Häßlichkeit. Es mag sein, daß die Thiere nur vor Neugierde dabei geleitet werden, allein die Art und Weise, wie sie diese zum Ausdruck bringen, ist jedenfalls eine Furcht einflößende und der Verdacht, daß sie das Boot, um es gründlich kennen zu lernen, umstürzen wollen, liegt so nahe, daß man sich kampfbereit halten muß, um so mehr, als man gar bald die Ueberzeugung gewinnt, ihnen auch durch das stärkste Rudern mit fünf Mann nicht entkommen zu können. Die brüllende, spritzende und tauchende Herde ist nur mehr wenige Schritte vom Boote entfernt—es fallen die ersten Schläge—dies entflammt ihre Wuth. Ein wilder Kampf beginnt, in welchem die einen den gräulichen Sphingen mit der Art auf die Brustflossen schlagen, womit sie das Boot umzuwerfen oder zu zerreißen drohen, die anderen sich mit Spießen vertheidigen, mit

großen Reptil, welches eine Länge von 1½ Meilen gehabt haben soll. Im Jahre 1734 erzählte Missionar Hans Egede in seiner Schrift: „Reise nach Grönland“, daß er am 6. Juli desselben Jahres südlich von der Küste Grönlands ein Seeungeheuer gesehen habe (das er in seinem Werk auch abbildete), dessen Kopf sich vorn in eine Art Schnabel zuspitzte, aus welchem eine förmliche Rauchwolke hervorschoß. Der Hals schien mit einem Mantel von Flossfebern, der riesenmäßige, dicke Körper mit Schuppen bedeckt zu sein. Im Jahre 1875 wurde zwanzig Meilen von der brasilianischen Nordküste entfernt, von der Mannschaft des englischen Barkschiffes „Pauline“ eine Seeschlange beobachtet, wie sie einen Walfisch umschlang und denselben in den Meeresgrund hinabzog. Ihr Umfang betrug angeblich etwa 7, die Länge über 150 Fuß.

Solche und ähnliche Berichte circulirten wohl schon zu hunderten Malen in Zeitungen. Das wirkliche Vorhandensein der artiger Seeungehülme ist zwar bis heute noch nie mit genügenden Gründen widerlegt, aber auch ebenso we-



nig über alle Zweifel festgestellt worden. Daß aber alle die zahlreichen Berichte von Seeungeheuren aus der Luft gegriffen; oder immer aus bloßem Wahn hervorgegangen sein sollten, ist nicht wahrscheinlich, obgleich viele Zoologen die Existenz derselben immer noch in Zweifel ziehen. Das National Magazine vom Jahre 1834 enthielt einmal folgende Notiz in Betreff dieser Frage:

„Die Meerschlange ist eben so wenig ein fabelhaftes Thier als das Einhorn. Im Laufe der verfloßenen drei Jahre ist sie zu wiederholten Malen von vielen Personen, deren Zeugniß über alle Zweifel erhaben ist, an der atlantischen Küste von

Nordamerika, besonders aber in der Nähe von Boston beobachtet worden. Die größte, die sich dort gezeigt hat, war schwarzbraun auf dem Rücken und weißlich am Bauche; ihre Länge wurde auf 150 Fuß und ihre Stärke im Durchmesser auf sechs Fuß geschätzt. Ihren Kopf streckte sie zuweilen 8—10 Fuß hoch aus dem Wasser hervor.“

Die vorliegende Abbildung stellt uns eine Seeschlange vor, wie sie im stillen Ocean vorkommt. Die Schlange gehört zur Familie der Hydrophiden. Ihr langer Körper ist mit Entenmuscheln, welche sich gern an irgend einen schwimmenden Gegenstand anhängen, und mit Seetang bewachsen.

## Besser als Diamanten.

Als ich da stand in der breiten, geräuschvollen Straße der großen Stadt, an einem kalten schmutzigen Wintertage, sah ich ein kleines Kind rasch vorüberlaufen, ein armes, schlecht gekleidetes Kind, ein Mädchen. Ihr Röschchen war dürrig und fadenförmig, sie hatte weder Mantel noch Tuch, und ihre kleinen nackten Füße sahen roth und erfroren aus. Das arme frierende Kind—höchstens konnte es acht Jahre zählen—wie bedauerte ich es!

In der Hand hielt die kleine ein Päckchen, und als sie im raschen Lauf vorübereilte, glitt sie aus und fiel mit einem Behgegeschrei zu Boden; doch das Päckchen fest in ihrer Hand haltend, raffte sie sich auf und lief, so rasch es mit dem schmerzenden Fuße möglich war, vorwärts.

„Warte doch, Kleine, warte doch!“ rief eine sanfte Stimme, und eine schöne Frau, dicht in einen großen Schawl gehüllt und mit Pelzpalatine und Muff wohl gegen die Kälte bewahrt, trat soeben aus dem nahen Juwelierladen. „Armes Kind,“ sagte sie, „hast du dir wehe gethan? Setz dich hier auf die Stufe nieder und erzähle es mir!“

O, wie liebenswerth war die schöne Dame, als sie so freundlich mit dem armen Kinde sprach. „Ich kann nicht warten,“ antwortete die Kleine; „ich kann nicht warten, ich habe große Eile—bin soeben beim Schumacher gewesen—und Mutter muß die Arbeit noch zu heut' Abend fertig machen, sonst bekommt sie nie mehr Schuhe einzufassen.“

„Noch zu heut' Abend?“ fragte die schöne Frau.

„Ja,“ erwiderte das Kind, welchem die Freundlichkeit der Dame Muth eingeblüht; „ja, heut Nacht ist der große Ball, und dazu müssen die Atlaschuhe hier besetzt und mit Flittern gestickt werden, und—“

Die schöne Dame nahm das Päckchen aus des Kindes Hand und entfaltete es. Ihr Muth kömmt nicht wissen, weshalb sie erst erröthete und dann erblaßte—aber ich—ich sah über die Schulter der Dame in das Päckchen und sah auf der inneren Seite des Schuhs einen Namen geschrieben, einen weiblichen Namen, den ich jedoch nicht verrathen will.

„Wo wohnt deine Mutter, Kind?“ fragte sie endlich.

Das Kind nannte ihr die Wohnung; und dann erzählte es ihr, daß der Vater tobt sei, der kleine Bruder krank, daß ihre Mutter Schuhe einfasse für Geld, aber daß es bei ihnen oft sehr kalt sei, und daß die Mutter oft weine, weil sie nicht Geld genug habe, um Milch zu kaufen für den kleinen Bruder.

Da sah ich Thränen glänzen in den Augen der schönen, jungen Frau; sie rollte das Päckchen schnell wieder zusammen und gab es der Kleinen rasch zurück, aber sonst gab sie ihr

nichts, auch nicht einen Groschen, sondern ging zurück in den Laden des Juweliers, woher sie gekommen. Beim Hineingehen sah ich eine Diamantnadel in ihrer Hand.—Bald kam sie wieder zurück, stieg in einen eleganten Wagen und rollte davon. Das kleine Mädchen sah ihr einen Augenblick nach und setzte dann ihre wundten Füße um so rascher in Bewegung.

Ich folgte dem Mädchen, sah sie in eine dumpfe, enge Gasse, in das niedere Zimmer eines schlechten Hauses eintreten. Ich sah ihre Mutter, ihre betübte, verblühte Mutter mit den sanften, gebulbigen Augen, beschäftigt, ihren kranken Säugling zu beruhigen.

Das Kind schlief ein, die Mutter legte es auf ihr dürriges Lager, das Päckchen ward geöffnet, und beim Schein eines dünnen Lichtes arbeitete sie an den Schuhen, denn obgleich es noch nicht Abend, war es in der Stube doch sehr dunkel.

Nach einer Weile küßte die Mutter ihre kleine Tochter, hieß sie ihre armen erfrorenen Füße an dem spärlichen Kaminfeuer wärmen und gab ihr ein kleines Stückchen Brod, denn mehr hatte sie nicht.

Darauf ließ sie die Kleine ihr Abendgebet sprechen, umarmte, küßte und segnete sie, und verhiess ihr die schützende Wacht der Engel.

Das kleine Mädchen schlief ein und träumte—ach wie schöne Träume—von warmen Strümpfen und neuen Schuhen; aber die Mutter saß allein und nähte—und als die glänzenden Flittern auf dem seidenen Schuh strahlten und glitzerten, mußten da nicht Gedanken voller Bitterkeit und Neid in ihrer Seele aufsteigen? Wenn sie an ihres Kindes nackte Füße dachte, an das Stückchen trockenen Brodes, nicht groß genug, seinen Hunger zu stillen, mußte da nicht der glänzende kleine Schuh in ihrer Hand glänzende Bilder an ihr vorüberführen von hellerleuchteten Sälen voll geschmückter Menschen, mit reich besetzten Tafeln, von welchem Ueberfluß ein kleiner Theil genügen würde, Wärme, Nahrung und Freude unter ihr Dach zu tragen!

Wenn solche Gedanken kamen und andere von einer freundlichen Heimath, in welcher einst der starke Arm eines geliebten Mannes sie und die Kinder gegen die Leiden des Lebens geschützt; wenn solche Gedanken das Herz der Wittve mit Bitterkeit erfüllten, so kamen dagegen auch andere, demüthigere. Sie faltete ihre Hände und sprach: „Vater, vergib mir; du wirst Alles wohl machen! ich traue auf dich!“ Da ward die Thür leise geöffnet und—war es ein Engel, der in dem dunklen Stübchen erschien? Ihr Kleid war matellos weiß und ihr Schritt unhörbar. Sie trat ans Bett des schlafenden

Kindes und bedeckte es mit weichen, warmen Hüllen. Bald brannte im Kamin ein lustigeres Feuer, als er je gesehen; auf dem Tisch lag ein großes Brod, und ein Napf mit frischer Milch für den kleinen Knaben stand daneben.

Das engelhafte Wesen schritt auf die Mutter zu, nahm den noch unvollendeten Schuh aus ihrer Hand, legte eine Börse mit Gold hinein und sagte mit einer Stimme, welche der Armen wie Musik klang: „Gott, der der Vater der Wittwen und Waisen ist, segne Euch!“

Mit diesen Worten verließ sie das Stübchen der Wittwe. „Besser als Diamanten!“ hörte ich sie sagen, als sie aus der Thür des Hauses trat. Was konnte sie meinen? Ich blickte durchs Fenster auf die Mutter des kleinen Mädchens. Mit gefalteten Händen und strömenden Augen dankte sie

Gott, der ihr einen Engel zum Trost gesandt. — Auch ich verließ das enge Gäßchen und kam zu einer breiten Straße, in einen hellen, prachtvollen Saal, wo Musik und Tanz und Blumendüfte durcheinandertugten; ich sah junge, glückliche Gesichter, schöne Gestalten in kostbaren Gewändern mit Edelsteinen geschmückt, aber keine von all' den schönen Frauen war mir bekannt. Ich ging weiter. Endlich erblickte ich durch ein Fenster ein Bild, welches meine Aufmerksamkeit fesselte. Es war die Dame von heute — der Engel in der Hütte — wie sie heiter im Familienkreise saß. Das Bewußtsein, im Auftrage der Menschenliebe gehandelt zu haben, verklärte ihr Antlitz. Besser als Diamanten im Haar, war der Segen des Wohlthuns, und besser als ein lustiger Ball, war das vergnügte Weilen im Kreise der lieben Familie.

## Skizzen von Japan.

Von Ad. Halmhuber.

Im Innern des Landes.

Bestenfalls ist der Ausländer in Japan auf ein Paar Hauptstädte angewiesen; eine Reise ins Innere ist ihm also etwas Besonderes, nicht allein der reizenden Landschaften halber, sondern noch mehr deshalb, weil er dort das japanische Volksleben erst recht kennen lernt, denn er wird selbst unmittelbar damit verflochten: Sein Quartier, sein Bett, seine Speise, seine Gesellschaft — alles ist urjapanisch. Seit ich in diesem asiatischen Klima bin, bin ich jedesmal des Frühjahrs, und besonders im Mai, sich stets steigenden cholerähnlichen Anfällen ausgesetzt gewesen, welche theils aus den Anstrengungen des Studiums und theils aus den damit verbundenen Einformigkeiten in Luft und Speise entsprungen sein mögen. Nach fleißigen Erkundigungen, welche ich einzog, fand ich, daß der beste Weg, diesem Uebel mit Gottes Hülfe zu entgehen, der sei, gerade im Mai eine mehrwöchentliche Fußreise ins Innere des Landes zu machen, denn eine solche Fußreise brächte mir statt entnervendes Studium tüchtige körperliche Anstrengung im Verein mit frischer kräftigender Bergluft und veränderter Kost.

Nachdem ich mir einen Paß verschafft hatte, welcher die erste Bedingung zu einer Reise ins Innere ist, ordnete ich Alles so an, daß die sonntäglichen Versammlungen wenigstens ihren geordneten Gang gehen konnten. Meine Frau, welche die Hauptsache einer Rede ziemlich versteht, übernahm die Aufsicht über das Ganze, während etliche junge Männer für mich zu reden versprachen. Somit konnte ich in dieser Beziehung völlig ruhig sein und mich der nöthigen Erholung für etliche Wochen hingeben. Welch ein Segen ist doch eine gottgeweihte Gehülfin für den Missionar! Kann sie auch nicht gerade seine Arbeit thun, so wohnt ihr doch derselbe Geist, dieselbe Theilnahme inne, daß Seelen gerettet und alles nach Gottes und der Menschen Ordnung gethan werde; in dieser Geistes- und Seelenverwandtschaft mag sie mittelbar durch andere Organe zu Zeiten seine Stelle einnehmen und ihm so auch hierin eine wahre Gehülfin sein. Die übrigen Reisevorbereitungen waren bald gemacht; etwas Fleisch, Brod und condensirte Milch nebst der nöthigen Kleidung wurden ins Felleisen geschmückt, und auch ein Leintuch nicht vergessen, gewisser kleiner Creaturen halber, die sich in den Mattdeden der japanischen Hotels befinden möchten. Ein junger Mann aus Osaka, wel-

cher wenigstens ein Christ werden will, erbot sich, mitzugehen und die Reisetasche zu tragen; dieses ist nicht nur der billigste Weg, sondern auch der sicherste, denn man hat in allen Fällen wenigstens einen vertrauten Japanesen bei sich, der Bescheid weiß. Nimmt man einen Tagelöhner von Station zu Station, so hat man mit den Burschen immer erst zu handeln und oft das Doppelte zu bezahlen, und zum Dank machen sie schließlich noch Krawall und wollen ein Trinkgeld, indem sie schlechten Weg, Hitze oder Kälte und wer weiß was alles vor-schützen. All diesen Unannehmlichkeiten und vielen Unkosten entgeht man, wenn man eine vertraute Person von Anfang an mitnimmt.

Am ersten Mai in der Frühe brachen wir auf, zunächst per Eisenbahn nach Kobe. Von Kobe aus wanderten wir der Meeresküste entlang auf einer ziemlich guten Straße, welche stets die Telegraphenlinie zur Seite hat. Zur Rechten hat man immer Hügel und Felsen, zur Linken das Binnenmeer, zunächst die Meerenge von Kaschi. Die Insel Awaji nähert sich bis auf eine Meile; sie ist sehr bergig und mit reizendem Grün bedeckt. Am engsten Theile der Seestraße hat sie einen Leuchthurm, zu welchem wir hinüberfahren wollten; durch starken Wind und bewegte See wurden wir aber verhindert. Wir machten Mittagssrast in einem Theehause am Wege, wo ich nun einmal japanisch essen sollte. Ich konnte wenigstens die Hälfte der Sachen essen und das Uebrige aus meiner Tasche ersehen. In den verschiedenen Theehäusern und Hotels bekam ich doch oft wunderliche Sachen auf den Tisch, die ich essen sollte. Zähre Seepflanzen, noch zähre Fegenschirme, harte Rüben, unverdauliche Kleisterkuchen und halbverdorrene Fische — alles das sollte ich essen. Das Beste war gelegentlich ein Ei und der unsehbar gegenwärtige Reis; letzteren konnte ich mit ein wenig condensirter Milch immer ekbar machen. Dazu hat man keinen Tisch; man sitzt wie ein Schneider vor ein kleines Tischchen, in der Höhe eines Fußschemels, oder legt sich daneben auf die weichen Matten. In den Berggegenden gibt's Wasser genug, das man mit Appetit und ohne Furcht trinken kann, in den Ebenen muß man aber auch dieses köstliche Labfal mit Mißtrauen behandeln.

Als wir den schmälsten Theil der Straße von Kaschi angichts der Inseln Awaji, Schitoku und Kischiu passirten, waren wir Zeugen eines sonderbaren, wenn nicht wunderbaren Fisch-



zuges. Etliche starke Burschen warfen das Netz aus, ein Netz von wohl 200 Fuß Länge und 30 Fuß Breite; es war von Strohsehnüren und hatte Maschen oder Löcher von vier Quadratzoll. Der obere Rand des Netzes schwamm, getragen von Holzklößen, der untere Theil lag auf dem Meeresgrund, versenkt durch eiserne Kugeln; in der Mitte des Netzes war ein leinener Sack von 20 Fuß Tiefe und acht Fuß Umfang. Als dasselbe ausgeworfen und seine beiden Enden ans Land gebracht waren, zogen auf jeder Seite elf Personen, indem sie dabei eine Art Gesang sangen oder den Takt summten, und das Netz sofort wieder in schöner Ordnung längs das Ufer legten, so daß es mit leichter Mühe ins Schiff gebracht und wieder ausgeworfen werden konnte. Die Ziehenden waren

Daher zieht man sie so klein und massenhaft heraus. Ist dies aber wirklich Gewinn? mußte ich mich fragen. Erklärt sich nicht hieraus die verhältnismäßige Armuth des Meeres in der Nähe Japans? Ich bekam später einmal etliche 50 Stück dieser Fische zum Mittagessen; sie schmeckten ein wenig wie Haringe und würden ohne Zweifel keine Fische, wenn sie nicht so früh in solchen Massen gefangen würden. Ein einziges Netz wird täglich wohl zwanzig mal ausgeworfen und liefert also 50 bis 60 Kübel voll Fische, deren Zahl demnach in die Millionen geht. Allerdings können diese kleinen Fische leicht getrocknet und ins Innere versandt werden.

Wenige Minuten von Matschi entfernt durchzogen wir ein Dorf, Maiko, in welchem fast ausschließlich Ziegel gebrannt



Am Ufer des Meeres.

theils fast völlig nackte Männer, theils lumpig gekleidete Weiber und zierlich geputzte Mädchen; ein alter Mann führte das Commando. Endlich war das Netz am Land, nur der Sack wurde noch von den Wellen gepeitscht; etliche Männer sprangen ins Wasser und halfen nach, bis der Zipfel des Sackes zum Vorschein kam. Eine Schnur wurde gelöst und die Beute kam zum Vorschein. Drei Kübel voll kleiner Fische von drei Zoll Länge! Ich staunte; hatte ich doch erwartet, eine Menge großer und kleiner Seeungeheuer zu erblicken, und nun nichts als eine Masse kleiner Fische. Ich erfuhr die Ursache bald. In dieser Meerenge gibt es keine andere Fische und diese gehen fort, sobald sie eine bestimmte Größe erreicht haben.

An demselben Orte, hart am Ufer, befindet sich eine gedeckte Schanze für Kanonen und Infanterie, welche die Meerenge beherrscht; und wenn mich mein Auge nicht täuschte, sah ich eine ähnliche Schanze auf dem gegenüberliegenden Ufer. Wie mit Leuchthürmen, so versehen die Japanesen ihre Ufer auch mit Schanzen und Kanonen. Um 6 Uhr Abends erreichten wir Matschi und nahmen Herberge für die Nacht. Wir hatten fünf japanische Meilen gemacht, was ungefähr 15 englischen gleich kommt, und waren somit müde. Unser Zimmer hatte keine Möbel; einen Brief, den ich heim-schrieb, mußte ich auf dem Boden liegend schreiben. Nach dem Abendessen wurden wattirte Teppiche gebracht und ausgebrei-



let; das Felleisen diente als Kopfstütze und eine Ruhestätte war fertig. Vergebens suchte ich zu schlafen. Die Zimmer sind nur durch Papiertüren getrennt, so daß der Lärm einer Partie Gäste alle stört; und Lärm machen diese Gäste gewöhnlich, abscheulichen Lärm bis spät in die Nacht hinein, und die schamlosen Mädchen der Hotels tragen dazu nicht den geringsten Theil bei. In diesen Hotels ist man auch nie allein, man kann nicht allein sein. Man mag sich waschen, sich umkleiden, oder beten, oder schlafen, nie ist man sicher, ob nicht die Schiebtüre leise aufgeht und das dienende Mädchen hereintritt. Von einer Entschuldigung ist da keine Rede; versteht es sich doch von selbst, daß sie kommen kann, wann sie will. Oft reden diese Mädchen einen zwei, dreimal an während eines einzigen Gebets, was man ihnen freilich nicht übel nehmen kann, denn ein Gebet ohne Geplapper, ohne Gözen und dergleichen ist ihnen völlig fremd. Die Sitten beider Theile sind eben sehr verschieden, so verschieden als das Christenthum, das alles vergeistigt und erhebt, und das Heidenthum, das alles materialisirt und in die Sphäre der gemeinen Sinnenlust herabzieht.

Am Morgen des zweiten Mai verließen wir Asachi und zogen landeinwärts durch eine hügelige, wohlbebaute Gegend. Reis, Weizen, Keps, Rüben, Bohnen und dergleichen gibt es reichlich; nur Schade, daß der Weizen den europäischen und amerikanischen an Qualität nicht erreichen kann. Da die Japaner ihn in Reihen pflanzen, wie Bohnen oder Rüben, so muß auch die Quantität geringer und somit der Preis höher werden, was die Thatsache herbeiführt, daß wir unser Weizenmehl nicht nur viel besser, sondern auch fast billiger von Amerika beziehen, als wenn wir japanischen Weizen gebrauchten, aus dem wir nicht einmal rechttes Brod backen können. Die Hügel sind meist mit Tannen bewachsen und gerade jetzt im

Mai durch die Tsutsuji-Blume wunderbar schön geschmückt. Diese Blume ist kelchförmig, wächst an Büschen und zwar in verschiedenen Farben, bald weiß, bald roth, bald violett und so reichlich, daß Berg und Wald stellenweise einem Rosengarten gleichen. Wir konnten in jener Gegend vor Abend kein Hotel erreichen und aßen somit in einem einsamen Theehause, so gut es eben ging. Eine echte schwäbische Wassertuppe, die ich mir kochte, war nicht der geringste Theil meiner Mahlzeit, denn da brauchte nicht der Hunger erst der Koch und das Gewürze zu sein; sie mundete um ihrer selbst willen. Ja, ja, lieber Leser, lache mich nur nicht aus; wenn Du einmal durch diese Gegenden wanderst, wer weiß, welche Erfindungskunst Dein hungriger Magen in Dir weckt. Nach einer kurzen Rast eilten wir Miki zu, denn es fing an, zu regnen. Gegen 4 Uhr Abends erreichten wir diesen Platz, ein schmutziges Nest, voll von Schmieden, welche allerlei eiserne Geräthschaften verfertigen. Damit will ich das edle Schmiedehandwerk nicht verdächtigen; aber in Miki könnte es doch einmal reinlicher sein, wenn die Deute Besen und Schaufel nicht sparten. Unser Hotelzimmer dort war ein schmutziges Loch, mit vergitterten Fenstern, einer Art Leiter als Stiege und der Gesellschaft der Ratten, welche gelegentlich rassend auf der hölzernen Decke umherfuhren und beständig mit ihrem Besuche drohten. Das Gute aber war hier, daß wir wenigstens Ruhe hatten und daß sich unsere Wirthsleute freundlich und nach Kräften unserer annahmen. Mehr konnten wir doch nicht erwarten. Wir hatten auch an diesem Tag 15 engl. Meilen zurückgelegt und waren somit recht dankbar, daß wir ungestört schlafen konnten. Es regnete die Nacht hindurch und schien, als ob wir gerade hier länger bleiben müßten als wir wünschten.

(Fortsetzung folgt.)

## Doppelte Täuschung.

(Zwei Vorfälle aus dem Leben des Feldmarshalls Molke von G. Jaquet.)

### I.

**I**n östlichen Theile der Schweiz liegt ein Städtchen Namens Kagaz, welches durch das dort befindliche, namentlich gegen Altersbeschwerden mancher Art sich sehr heilkräftig erweisende heiße Mineralbad in neuerer Zeit einen großen Ruf erlangt hat und demnach im Sommer von Patienten aus der Nähe und Ferne zahlreich besucht wird. Auf dem Bahnhofe dieses Städtchens nun entstieg vor einigen Jahren einem Wagon zweiter Klasse des eben angekommenen Personenzuges ein bürgerlich und sehr einfach gekleideter, augenscheinlich schon hochbejahrter Herr von militärischer Haltung. Nachdem er—es war an einem Juni Vormittag—die drei auf dem Bahnhofe aufgefahrenen Hotelwagen flüchtig gemustert, stieg er in den einen derselben. Er war zwar sauber, aber, wie angedeutet, äußerst einfach gekleidet, trug keinerlei Schmuckstücken an sich und nur einen ganz gewöhnlichen Reisepelz über dem Arme; an seinem Reisegepäck aber hatte der dienstfertige herzuspringende Bahnhof-Gepäckträger durchaus nicht schwer zu tragen. Alles deutete darauf hin, daß der Zugereiste weit reicher an Jahren und an Gesichtsrünzeln, als an solchen Gütern war, welche (wie die heilige Schrift sagt) „die Motten freissen und der Rost zernagt.“ So geschah es denn sicher wohl nur aus lokaler Unkenntniß, daß der Reisen-

de in den Wagen just des vornehmsten, und demzufolge auch des theuersten, unter den verschiedenen Gasthöfen von Kagaz stieg.

Der Wagen hielt alsbald vor dem Hotel und mit Kennersblicken musterte dessen Portier den Ankömmling. Dieser schien ihm ein alter, gewiß lange schon verabschiedeter Hauptmann—wenn es hoch kam, Major—zu sein, welcher wohl nur eine sehr mäßige Pension und kein weiteres Einkommen haben mochte; also ein Mann, welchem wohl mehr mit einer nicht zu theueren, als mit einer eleganten Wohnung gebient war. So wies er ihm denn ein Zimmer im obersten Stock an, und der Reisende begab sich, ohne eine Einwendung dagegen zu machen, dorthin. Es war dies ein nicht eben kleines, aus seinen beiden Fenstern eine sehr schöne Aussicht darbietendes, aber ein ziemlich niedriges und nur ganz einfach möblirtes Zimmer. Ein hartes, schwarzes Leder'opha war noch sein größter, wo nicht sein einziger Luxus.

Kurze Zeit darauf erschien der Zimmerkellner, um, wie polizeilich vorgeschrieben, dem Einzöbling das „Fremdenbuch“ vorzulegen. Dieser trug seinen Namen und Stand ein und gab darauf das Buch zurück. Der „dienende Geist“ las die kurze Eingekennung und erschaute sichlich. Er las, als traue er seinen Augen nicht, die Schrift noch einmal, schaute den al-



ten Herrn ungläubig an und eilte dann spornreichs mit dem Buche zu seinem Prinzipal. Kaum hatte dieser die Eintragung gelesen – sie lautete: „Graf Helmuth von Moltke, Königl. Preussischer General-Feldmarschall“ – so eilte er die drei Treppen hinauf. Mit tief-bevoter Verbeugung und in höchster Verlegenheit trat er in das Zimmer des so gering geschätzten Fremden, stammelte unterschiedliche Entschuldigungen, und erklärte schließlich, daß er dem „hochverehrten Gaste“ sämtliche Salons der Bel-etage Behufs „geneigter Auswahl“ zur Verfügung stelle.

„Ich danke Ihnen, lieber Freund,“ entgegnete der jetzt Geschmeichelte kühl. „Ich befinde mich hier ganz wohl, und zudem wohne ich hier oben jedenfalls erheblich billiger, als in der Bel-etage. Sprach's und wandte sich dem Fenster zu. So blieb dem verblüfften Wirths denn Nichts weiter übrig, als mit langem Gesichte abzugehen.

## II.

Der Mißgriff des Portiers im Hotel zu Ragatz war allerdings kein kleiner, doch war der Feldmarschall über denselben weder ergötzt, noch sonderlich erstaunt; war doch in ihm selbst ein Jahr vorher ein nicht geringerer passirt. Damit aber ging es so zu.

Feldmarschall von Moltke ist nicht nur ein so großer „Kriegsminister“ und „Schlachtendenker,“ wie die Kriegsgeschichte aller Zeiten und Völker deren nur wenige nachweist, sondern er ist auch ein Freund des Landbaues, was durchaus nicht verwunderlich, da er seine ersten Jugendjahre auf dem platten Lande verlebte und sich froh in Feld und Garten getummelt hat. Diese Vorliebe ist ihm bis in sein Greisenalter geblieben, und so verlebte der Feld denn in jedem Jahre längere oder kürzere Zeit auf dem großen Rittergute, welches er in Schlesien besitzt. Es heißt Kreisau, liegt bei der Festung Schweidnitz und ist eines der größten Güter der Provinz. Die Zeit aber seines Aufenthaltes in Kreisau ist für seine dortigen Angestellten keine besonders angenehme. Denn so leutselig der Feldmarschall einerseits gegen seine Untergebenen, ebenso streng ist er andererseits auch in seiner Anforderung an ihren Pflichter, demnach auch im Punkte des frühen Aufstehens, wie er selbst, trotz seiner hohen Jahre immer noch ein Frühaufsteher ist und früh schon in Stall und Scheune „nach dem Rechten sieht.“ Wehe daher dem Inspector oder Hofmeister, welcher zu lange in den Posen liegt!

Exzellenz läßt ihn aus diesen holen, läßt die Pferde vorführen und der Langschläfer muß, ohne auch nur einen Schluck Kaffee getrunken zu haben, mit ihm hinaus auf das Blachfeld. Das wirkt mehr, als eine lange Strafpredigt.

Mitunter geht auch der Chef des Generalstabes der deutschen Heere – den freilich in seiner schlicht bürgerlichen Tracht, und ohne auch nur einen einzigen von seinen vielen Orden, Kneiband, der ihn nicht kennt, dafür hält – am Frühmorgen ganz allein und incognito auf das Feld. So that er es denn auch etwa ein Jahr vor dem oben erzählten Ragatzer Vorkommniß an einem schönen Sommermorgen. Der Feldmarschall rechnete, da es vom Thurme der nahen Dorfkirche erst so eben halb vier geschlagen, kaum darauf, schon Arbeiter auf dem Felde in Thätigkeit zu finden. Um so angenehmer berührte es ihn, schon eine Magd im Kleefelde so emsig die Sichel handhaben zu sehen, daß ihr der Schweiß an den braunen Wangen herunterlief. Der gräfliche Gutsherr belobte darob die Dirne nicht wenig, griff in seine Tasche und verabreichte ihr, als Lohn für ihren Fleiß, einen blanken Thaler. Die Beschenkte bedankte sich bestens, band den gemähten Klee zusammen und enifernte sich mit raschen Schritten.

Angenehm berührt durch diesen Vorfall, theilte ein Paar Stunden später der General-Feldmarschall selbigen seinem Ober-Inspector mit und verlangte von diesem den Namen der schon am frühesten Morgen so fleißigen Schnitterin zu wissen, um sie gelegentlich den anderen Arbeiterinnen als Vorbild vorstellen zu können. Zu seiner nicht geringen Ueberraschung ward ihm folgende Auskunft: „Mit dem Kleeschneiden sollte erst in ein Paar Tagen in Kreisau begonnen werden; überdies aber schiebe man bei einem so zahlreichen Viehstande, wie er auf einem großen Rittergute gehalten werde, niemals eine einzelne Arbeiterin zum Kleemähen aufs Feld. Die Person, welche Exzellenz dort in Thätigkeit gesehen und so freigebig belohnt hätten, sei ohne Zweifel nichts Anders gewesen, als – eine Felddiebin.“

Graf Moltke soll bei dieser ganz unerwarteten Aufklärung ein nicht wenig verwundertes Gesicht gemacht haben; und sicher mit Recht! War doch dieser dörflichen Spitzbäbin, welche wohl kaum ihren Namen schreiben konnte, geglückt, was 1866 und 1870 die vornehmsten Feldherren Oesterreichs und Frankreichs vergeblich versucht hatten, nämlich: den Weltwissenden, Scharfsichtigen hinter das Licht zu führen!

## Luthers Geburts- und Todesstätte.



Es sind zwei unscheinbare Häuser, die wir hier vor uns sehen, und dennoch ein Magnet, der alljährlich nicht nur deutsche, sondern auch dänische, schwedische, norwegische, englische und amerikanische Reisende in das thüring'sche Landstädtchen Gisleben führt. Waren sie es doch, in denen ein der gesammten evangelischen Christenheit angehörendes Leben begann und endete! Kehren auch wir einen Augenblick in ihnen ein.

Vom Bahnhof aus ist schnell die Lutherstraße erreicht, in welcher wir das erste derselben an der über dem ziemlich modernen Eingang angebrachten Inschrift erkennen: „In diesem Hause wurde geboren Martin Luther den 10. Nov. 1483. Gottes Wort ist Luthers Lehr, darum vergeht sie nimmermehr.“ Obschon das Haus einmal theilweise niederbrannte

und anno 1817 renovirt wurde, sind die untern Räume innen doch unverändert erhalten. Aus der Hausflur treten wir links in ein Zimmer, in dem Luthers und Melancthons Bildnisse hängen; ein älteres Lutherbild, das bei jener Feuersbrunst verschont blieb, befindet sich gleichfalls da. Wieder ein anderes Gemälde stellt ihn dar, wie er zwei junge Prediger ordinirt; endlich ist er sammt Frau Rätke auch noch in Holz geschnitten aufgestellt. Ein eisernes Kästchen und ein Schwan, die wir auf einem in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch gewahren, sollen einst in Luthers Studirzimmer ihren Platz gehabt haben. – Eine alte Treppe führt in ein oberes Zimmer hinauf, in dem autographische Briefe von Luther und Melancthon, zwei Ringe Luthers, etliche zum Andenken an seine Wirksamkeit geprägte Münzen und ein Gemälde aufbewahrt

sind, das Gisleben im J. 1561 darstellt und somit erkennen läßt, wie viel von der alten Stadt noch in damaliger Gestalt fortbesteht.

Wiewohl es keinem Zweifel unterworfen ist, daß wir uns hier wirklich in Luthers Geburtshaus befinden, herrscht doch noch keine volle Klarheit darüber wie es kam, daß er in Gisleben das Licht der Welt erblickte! Sein Vater, Hans Luther, gehörte bekanntlich einem Bauerngeschlechte an, das im Dorfe Möhra, am südwestlichen Abhang des Thüringer Waldes ansäßig war. Nachher finden wir denselben mit Bergbau beschäftigt, in Gislebens Schwesterstadt Mansfeld als Mitglied der dortigen Bürgerschaft und später auch des Magistrats; sein Aufenthalt in Gisleben war also jedenfalls nur vorübergehend.

Die Beschäftigung mit dem Bergbau, auf welche der wegen seiner Sittenreinheit bei allen rechtshaffenen Männern werth geschätzte Hans Luther seinen Hausstand gründete, hat Andern zuweilen schnellen Reichthum zugeführt; seine eigne

zu weihen. Die Platte des Taufsteins ist noch dieselbe wie damals, nur das Fundament ist erneuert worden. Gar leicht kannst du dir auch die Mutter denken, wie sie kurz darauf ihren ersten Kirchgang that und Gott ihren Dank darbrachte für die Gnade, die er an ihr und dem Kleinen erwiesen.—

Luthers Kindheit und Jugend verfloß, wie wir wissen, nicht in Gisleben, da seine Eltern schon ein halbes Jahr nach seiner Geburt nach Mansfeld zogen. Ein höheres Interesse aber als an die Räume, in denen er als neugeborenes Kindlein bewußtlos in der Wiege lag und die h. Taufe empfing, knüpft sich in der Erinnerung an ihn noch an ein anderes Haus und eine andere Kirche Gislebens. Wir finden beide in der Mitte des Städtchens beim Marktplatz. Dort steht die Andreaskirche mit ihren drei Thürmen, und ihr gegenüber ein altes Haus mit der Inschrift: „In diesem Hause starb Dr. Martin Luther den 18. Febr. 1546.“

Dreihundsechzig Jahre waren verstrichen, seit in der Straße, die heute seinen Namen trägt, das Bergmannskindlein seinen



Lage aber blieb bei saurer Arbeit längere Zeit eine sehr bebrängte. Des äußern Behagens mochte da wenig im Hause sein, als das Kinderhäuflein sich mehrte, während die Eltern noch mit der Sorge für ihr Durchkommen zu ringen hatten. Konnte im Untrieb der täglichen Arbeit die durch weibliche Keuschheit, Gottesfurcht und Gebet hervorleuchtende Mutter doch sogar das Geburtsjahr ihres Erstgeborenen, Martins, vergessen!

Den Tag und die Stunde aber, da er ihr geschenkt wurde, hat sie in treuem Gedächtniß behalten. Nachts zwischen 11 und 12 Uhr langte das Knäblein an, und gleich Tags darauf erhielt es in der nahen Peterskirche die h. Taufe. Sie ist nur wenige Schritte entfernt; werfen wir auch in sie einen Blick. Ueber der Thüre hängen die Bilder des ehrbaren Elternpaares Hans und Margaretha Luther. Unwillkürlich träumst du dich zurück und siehst im Geiste den kleinen, kurzen Bergmann mit dem gebräunten Gesicht, den mageren Wangen und den namentlich in Nase und Augen dem Sohn verwandten Zügen, sein Kindlein auf den Armen hereintreten, um es dem Herrn

Lauf begonnen hatte. Es war weit über alles Denken und Erwarten hinaus groß und stark am Geiste geworden, hatte sich als ein guter Streiter Christi gelitten, hatte nicht nur für seine eigene Person, sondern für die ganze Christenheit einen guten Kampf gekämpft, und in mancher schweren Stunde männlich Glauben gehalten. Aber nicht als Kämpfer, sondern als Friedensstifter soll Luther noch einmal seinen Geburtsort besuchen. Das gräfliche Geschlecht der Mansfeld, bei dem schon sein Vater in großer Achtung stand, begehrte seine Dienste zur Ausgleichung eines Familienstreits. Mit einem Ehrengelock von 113 Pferden fährt der ehrwürdige Doktor, der in seiner Jugend so dürftig gelebt hat, am 28. Jan. 1546 in die Stadt ein. Seine drei Söhne, sein Diener und Hauslehrer Rutfeld und Freund Justus Jonas sind bei ihm. Er hat zwar schon unterwegs sich unwohl gefühlt, aber ganz getrost gesagt: „Das thut mir der Teufel alleweg, wenn ich etwas Großes vorhabe, daß er mich also ansieht,“ und wirklich erholt er sich so, daß er gleich in den nächsten Tagen den Verhandlungen beizuhohnen und am 31. predigen kann.



Ach diese leibigen Verhandlungen! Wie viel Kummer, Verdruß und Anstrengungen bereiten sie ihm nicht! „Hier,“ schreibt er an seine treue Katharina, „ist die Schule, da man verstehen lernet, warum der Herr die Reichtthümer im Evangelium Dornen nennt, aber mir grauet, daß allewege in der h. Schrift den Dornen das Feuer gedroht wird, darum ich desto größere Geduld habe, ob ich mit Gottes Hülfe möchte etwas Gutes ausrichten.“ Besonders in Privatgesprächen mit den Betheiligten bringt Luther fort und fort auf wechselseitige Nachgibigkeit und Billigkeit: wenn die Grafen ihre Gerechtigkeit niederlegten, käme man bald zur rechten Gerechtigkeit, wie ja auch Gott seinen Zorn abgelegt habe und die Menschen auf ihre Gerechtigkeit haben verzichten müssen, damit sie versöhnt würden; einen Baum bringe man nicht in eine Stube, wenn man ihn am Wipfel anfasse, sondern nur wenn man ihn am Stamm nehme und die Aeste sich fein zusammenbiegen lasse; mit dem strengen Recht der Juristen komme man in Verlegenheiten wie bei jenem Falle, wo eines Müllers Esel in eines Fischers Raßn davon geschwommen sei und jeder der beiden Männer vom andern Schadenersatz gefordert habe. Oft küßet's ihn, „den Wagen zu schmieren in seinem Zorn“ und wieder heimzureisen, aber er harret aus, und endlich gibt Gott Gnade, daß die Versöhnung wirklich zu Stande kommt. Am 17. Febr. darf Luther seine Unterschrift unter den abgeschlossenen Vertrag setzen. Viermal hatte er noch in Eisleben gepredigt. Von der alten Kanzel dort in der Andreaskirche, die noch heute eine in Luthers Tagen von einer Gräfin Mansfeld gestiftete Decke schmückt, vernahm man zum letzten Mal öffentlich seine Stimme. Hier sprach er am 14. oder 15. Febr. noch über die Worte Matth. 11, 25—30., konnte aber seines Schwächegefühls wegen nicht alles sagen, was er gewollt hätte. Schon etliche Tage vorher hatte er einem Hohensteinschen Rentmeister in eine Hauspostille den Vers geschrieben: „Wer mein Wort hält, der wird den Tod nicht sehen ewiglich“ und hinzugefügt: „Wie unglaublich ist doch das geredet;—dennoch ist es die Wahrheit, wenn ein Mensch mit Ernst Gottes Wort im Herzen betrachtet, ihm gläubt und darüber einschläft und stirbet, so sinkt und fährt er dahin, ehe er sich des Todes versieht und ist gewiß selig im Wort, das er also gegläubet, von himmen gefahren.“

Das ist der Tod, den er sich selbst ersahnte, und er ist ihm geworden. Doch treten wir ein in die durch seine letzten Stunden geweihten Räume. Eine steinerne Wendeltreppe führt uns aus der geräumigen Eingangshalle in die von ihm bewohnten Zimmer hinauf. In richtigem Takt hat man die alterthümlichen Gemächer leer gelassen, damit der Besucher, ungestört durch äußere Eindrücke, die Scenen, die hier stattfanden, an seiner Seele vorüberziehen lassen kann.

In dieser Stube hier also pflegte Luther mit seinen Söhnen und Freund Jonas zusammen zu sein; hier empfing er die Besuche, die sich täglich an seinen Reden erbauen wollten, hier brachte er auch den Abend des 17. Febr. noch in traulichen

Gesprächen mit seinen Freunden zu, wobei er namentlich seine Ansicht über ein gegenseitiges Wiedersehen im Jenseits aussprach. Wie Adam die neugeschaffene Eva vom Schlaf erwachend alsbald für Fleisch von seinem Fleisch erkannt habe, vermöge des ihn erleuchtenden Gottesgeistes, so, und noch besser, sagte er, werden wir dort, in Christo erneuert, uns unter einander kennen. Und dort über jene Schwelle trat er dann um zehn Uhr in die anstoßende Schlafkammer mit den Worten: „Walt's Gott, ich geh zu Bette, in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöst, du treuer Gott.“ Diese Schwelle überschritt er nochmals, als er Morgens ein Uhr mit dem Gefühl erwachte: „Ich achte, ich werde hie zu Eisleben, da ich geboren und getauft bin, bleiben.“ „In deine Hände befehle ich meinen Geist,“ wiederholte er, in dieser Stube noch ein paar Mal auf- und abgehend, um sich dann zum letzten Schlummer aufs Ruhebett niederzulegen. Wir sehen im Geiste den herbeigerufenen Stadtschreiber und seine Frau, zwei Aerzte, bald darauf den Grafen Albrecht mit seiner Gemahlin, endlich auch den Grafen und die Gräfin von Schwarzburg eintreten, und hören den sterbenden Lippen noch das Gebet entspringen: „O mein himmlischer Vater, ein Gott und Vater unsers Herrn Jesu Christi, du Gott alles Trostes, ich danke dir, daß du mir deinen lieben Sohn Jesum Christum offenbarest hast, an den ich glaube, den ich gepredigt und bekannt hab, den ich geliebet und gelobt hab, welchen der leidige Papst und alle Gottlosen schänden, verfolgen und lästern; ich bitte dich, mein Herr Jesu Christe, laß dir mein Seelichen befohlen sein; o himmlischer Vater, ob ich schon diesen Leib lassen und aus diesem Leben hinweggerissen werden muß, so weiß ich doch, daß ich ewig bei dir bleiben und aus deinen Händen mich Niemand reißen kann.“ Wir hören ihn auch noch lateinisch das Trostwort wiederholen: „Also hat Gott die Welt geliebt“ u. s. w.; vernehmen sein deutliches Ja auf die von Justus Jonas und Hofprediger Coelius ihm ins Ohr gerufene Frage: „Reverende pater, wollet Ihr auf Christum und die Lehre, wie Ihr gepredigt, beständig bleiben?“ sehen ihn wie ein Kind sich zum Schlaf auf die Seite legen, dann plötzlich erblassen und mit einem tiefen, sanften Athemzug seinen Geist aushauchen.

Ueber 300 Jahre sind nun verstrichen seit jenem feierlichen Augenblick in diesen Räumen, aber noch heute ergreift dich hier mit Siegesgewalt die in ihnen so lieblich erfüllte Verheißung: „Wer mein Wort hält, der wird den Tod nicht sehen ewiglich.“ Du gedenkst nicht der Hunderte, welche noch kamen, die in ein langes weiches Gewand gehüllte theure Leiche zu sehen, gedenkst nicht des stattlichen Zugs, der ihr das Geleite gab, als man sie am 20. nach Wittenberg abführte; wohl aber lönen dir die 1. Thess. 4, 13—18. verzeichneten Worte ins Herz, über die Justus Jonas in der St. Andreaskirche drüben am 19. die Leichenpredigt hielt, und an denen Tausende und aber Tausende gläubiger Seelen unsres Vaterlandes sich in Stunden der Trennung gelabt haben, seit Luther durch seine Uebersetzung die Bibel wieder zu einem Gemeingut des deutschen Volkes gemacht hat.

## Veröhnung.

Hast du Jemand weh gethan,  
Und du hörst ein frommes Läuten,  
Denke, o gedenke d'r an:  
Seinen Tod könnt' es bedeuten.

Geh' ihm nach und bitte ab—  
Bis du ihm das Herz erweichest,  
Daß nicht einst an seinem Grab  
Zagend du vorüber schleichst.

## Suchen und Finden.

(Von Louise Devrient.)

## XII.



Josephine und ihre Eltern weilen nicht mehr in Paris. Der reiche Handelsmann, dessen Bekanntschaft Herr Dumas damals bei der Familie Daniel machte, setzt sein volles Vertrauen in ihn, und da er seiner bei jedem wichtigen Geschäft bedurfte, war eine Uebersiedlung nach Havre für ihn und die Seinen unumgänglich nöthig geworden.

Auch die alten Damen haben die Rue des Saints Peres verlassen. Als habe ihnen Gott ein einsames Alter ersparen wollen, hat er sie kurz nach einander zu sich gerufen. Ihr kleines Vermögen ist Josephinen zugefallen, und so finden wir diese mit ihren Eltern, ein Jahr nach ihrer Schweizerreise, in einem freundlichen Hause in Ingouville, nicht weit von Havre.

Das kleine Gastzimmer, mit dem Blick auf die See, heißt „Dante Tom's Cabinet“ und Emilie hat versprochen es in seiner Abwesenheit oft zu benutzen.

Gern würden wir Josephinens neues Leben hier am Strande näher kennen lernen, doch heute dürfen wir nicht bei dem blühenden Mädchen bleiben, das eben in seinem Gärtchen einen Rosenstrauch bindet, sondern wir eilen zu seinem fernem Bruder und wollen mit ihm den Brief durchlesen, den er kurz nach seiner Ankunft in Calcutta nach Green-Hill schrieb.

Calcutta, den 11. Mai 1806.

Hochverehrte, innig geliebte Eltern! — Sie haben wohl bereits einen Brief von mir, den ich in der Capstadt abgab, erhalten. Meine Gedanken weilen viel, sehr viel bei Ihnen und ich muß mir Mühe geben, mich nicht über die große Entfernung, die zwischen uns liegt, ernstlich zu betrüben; ich erwarte mit Sehnsucht den ersten Gruß aus meinem lieben Green-Hill.

Die Reise hierher lief glücklich ab; wir verließen unsern englischen Segler in der Capstadt, und betiegen dort ganz eigenthümliche, schmale, sehr lange Boote, die uns nach der Insel Ceylon brachten, wo wir uns einige Tage aufhielten, um einen Ausflug in das Innere der herrlichen Insel zu machen. Ich wanderte mit einigen Reisegefährten durch die dichten Wälder von Cocospäulen und hätte gar zu gern die großen braunen Früchte für Helena gesammelt.

Mr. Armstrong versichert, er habe in mir sogleich den Knaben erkannt, der vor so vielen Jahren mit Ihnen in Calcutta war; ich fand bei dem vortrefflichen Mann eine herzliche Aufnahme, und seine liebenswürdige Gattin sorgt dafür, daß ich Nichts von dem vermissen, was einem Europäer irgend angenehm sein kann. Ihnen allein, lieber Mr. Forbes, verdanke ich den freundlichen Empfang hier, denn ich selbst habe ja noch nichts thun können, um ihn zu verdienen.

Ich freute mich am ersten Sonntag nach meiner Ankunft, zum ersten Mal wieder, nach so langer Zeit, dem Gottesdienst in einer Kirche beizuwohnen und gedachte dabei oft meiner fernem Lieben.

Wie Sie ja wissen, bewohne ich eines der bestgelegenen Häuser der Stadt. Früh Morgens gehe ich auf das italienische Dach und erwarte dort, in der Kühle, die Sonne, die hier noch schöner aufgeht als anderwärts. Sobald es heiß wird, kehre ich in mein Gemach zurück, wohin mir ein Diener Thee, Butter und Brod bringt, ein Frühstück, das mich immer freut,

weil mich der Duft aus der Kanne stets in das Wohnzimmer von Green-Hill versetzt. Bis zwölf Uhr arbeite ich zu Hause und fahre dann erst in das Geschäft, das Abends um sechs Uhr geschlossen wird.

Sie können es mir glauben, werther Mr. Forbes, daß ich mein Möglichstes thue, um ein tüchtiger Arbeiter zu werden. Ich staune über die vielen, vielen Menschen, die nach Indien kommen, nur um sich zu bereichern; wie mancher kehrt krank, elend und ärmer, als er gekommen, zurück, da nur wenige das indische Klima vertragen können. Ich sehe manchen Europäer, der seine Hauptzeit in den großen Bambussesseln zubringen muß, wo ein künstlich in Bewegung gesetzter Fächer dem von der Hitze Ermatteten Kühlung zuwehrt.

Meine arme Noemi ist recht alt, ihr Haar ist schneeweiß geworden, und ihre Kräfte schwinden seit der weiten Reise mehr und mehr; ich fürchte sehr, der Tag ist nicht allzufern, wo ich der Betreuen die Augen schließen werde.

Leben Sie wohl, hochverehrter Vater, theure Mutter und liebe Helena; in dankbarer Verehrung und inniger Liebe gedenkt Ihrer,

Ihr treu ergebener Pflegesohn

Leo Dumas.

Ein Jahr, in welchem sich der junge Mann die Achtung seines Principals und die Zuneigung seiner Mitarbeiter erworben hat, ist verflossen; auch in geschäftlicher Beziehung geht es ihm wohl, denn er erntet bereits die Früchte seines rastlosen Fleißes. Die frohe Aussicht sich selbst eine Zukunft zu gründen und die liebevollen Briefe, die er aus Green-Hill erhält, ermuthigen ihn auf der eingeschlagenen Bahn vorwärts zu schreiten. So stand es um unsern Freund, als ein von Allen längst vorhergesehener Fall eintrat, der ihm schwere Betrübnis brachte: — Seine treue Noemi, die zu jedem Dienst unfähig geworden, starb fast plötzlich.

Leo suchte seinen Kummer durch unausgesetzte Arbeit zu vergeßen; er beschäftigte sich, trotz seiner kaufmännischen Laufbahn, viel mit seiner wissenschaftlichen Weiterbildung, was ihn öfters in die öffentlichen Bibliotheken Calcuttas führte. Zufällig fiel ihm dort ein neu erschienenes Werk über den Aufstand von San Domingo in die Hände, in welchem er ein genaues Verzeichniß von allen Weißen, die dabei dem Tode entgingen, fand. Auch der Name Dumas war darunter.

Die Augen versagten ihm den Dienst und das Buch glitt aus seinen zitternden Händen. Aber ein nie geahnter Strahl der Hoffnung drang belebend in sein Herz und mit froher Hast las er folgende Zeilen:

„Herr Carlos Dumas, seine Gattin, sein fünfjähriges Töchterchen und eine junge Negerin, Namens Silvia, haben in der Nacht des Aufstandes den Nautilus im Hafen von San Domingo bestiegen, um sich nach Bordeaux zu begeben. Leo Dumas, ihr sechsjähriger Knabe, wurde nicht mit ihnen gerettet und sein Schicksal ist bis heute verborgen geblieben.“

Leo bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte lange wie ein Kind; dann las er wieder und wieder die wenigen Zeilen, die ihm die erste Kunde von den Seinen brachten, schrieb sie genau ab und eilte zu seinem Principal, ihm mitzutheilen was er entdeckt.

Mr. Armstrong nahm an dem Schicksal seines jungen



Freundes den innigsten Antheil; wiederholt drückte er ihm die Hand und räumte ihm jedes Hinderniß aus dem Weg, das ihn in Calcutta zurückhalten konnte.

Noch am selben Tag schrieb der Glückliche nach Green-Hill.

Calcutta, den 19. Sept. 1807.

Th eure Pflegeeltern! — Sie haben mich von Jugend an gelehrt, zu jeder Zeit auf Gottes Hülfe zu hoffen und wahrlich, seine Wege sind wunderbar! — Als ich mit so schwerem Herzen von Ihnen ging, ahnte ich nicht, daß mir hier, im fernen Land, die erste Kunde von den Meinigen werden sollte. Lesen Sie inliegenden Zettel und freuen Sie sich mit mir, weiß ich doch, daß, was mich so tief bewegt, auch in Green-Hill einen mächtigen Wiederhall finden wird.

Noch wage ich es kaum an das Glück zu glauben — wie, wo und wann werde ich die Meinigen wiedersehen? nun ich weiß, wohin sie zogen, kann uns ihre Spur nicht entgehen! Ach, mein Herz ist so übergelb, daß ich mich doppelt nach Ihnen sehne, die Sie meine Freude theilen würden.

Dieser Brief wird vielleicht nur wenige Tage vor mir in Green-Hill eintreffen, denn ich gedenke die erste Fahrgelegenheit nach England zu benutzen. Bitten Sie Gott, geliebte Pflegeeltern und theure Helena, daß er bald in Ihre Arme führe  
Ihren treuen Leo.

Leo's vortreffliche Vorsätze hinderten ihn doch nicht daran, sich wenige Tage später auf einen der ersten Dampfer zu wagen, die zwischen Indien und Europa ihre Probefahrten anstellten. — Damals begann der überseeische Verkehr pünktlicher zu werden und so kam Leo's Brief, wie er gedacht, nur wenige Tage vor ihm selbst an.

Draußen war es rauh und kalt, aber im kleinen Salon von Green-Hill merkte man nichts davon; Vater, Mutter und Tochter saßen traulich am Kamin, wo Mr. Forbes soeben die letzten Bogen eines Manuscriptes, von der Hand Helena's, vorlas.

Auf ein Zeichen des Mr. Forbes blieb der Diener, der einen Brief hereinbrachte, an der Thür stehen, bis Helena das Vorlesen unterbrach und ihm selbst den Brief abnahm. „Von Leo,“ rief sie freudig überrascht aus, indem sie ihn dem Vater reichte.

Leo's Aufregung konnte in der Bibliothek von Calcutta kaum größer gewesen sein als die, die sein Brief in Green-Hill verursachte.

Mr. Forbes hätte sich am liebsten sofort selbst nach Bordeaux begeben, um Erkundigungen einzuziehen, aber da man die Dauer einer Seereise nicht genau berechnen und Leo jeden Tag eintreffen konnte, rieth Mrs. Forbes, lieber auf ihn zu warten, da er gewiß gern selbst nach den Seinigen forschen würde. — Die Vorbereitungen, die wir treffen, um einen lieben Heimkehrenden aufzunehmen, gehören wohl zu unseren liebsten Beschäftigungen; sorgfältig stellen wir die tausend Kleinigkeiten, die ihm gefallen, an Ort und Stelle, und wie gern pflücken wir die frischen Blumen, die nicht mehr verwelken werden, ehe der Ersehnte wieder daheim in unserer Mitte weilt.

In Green-Hill hatten sich zahlreiche Gäste eingefunden, um Weihnachten und Neujahr fröhlich zu feiern. Eines Abends saßen Helena und ihre Eltern still beisammen, sie freuten sich fast darüber, nach den lärmenden Festen wieder allein zu sein, als ein Diener eintrat und ruhig meldete, der junge Herr sei soeben angekommen.

Mutter und Tochter jauchzten laut auf, und Mr. Forbes eilte hinaus, den lieben Sohn zu empfangen, der soeben Gut

und Mantel abwarf und den Schnee von seinen Schuhen abschüttelte.

„Mein liebes Kind!“ . . . das war Alles was er sagen konnte, aber seine innige Umarmung war berebter als alle Worte. „Komm, komm,“ fügte er hinzu, „sie erwarten Dich mit Ungeduld.“

Wie herzlich das Wiedersehen bei den übrigen Gliedern der Familie war, kann sich der Leser leicht denken.

Bis tief in die Nacht saßen sie traulich am Kamin, Leo erzählte nun ausführlich, was er nur flüchtig in seinen Briefen berührt; findet man sich nach langer Trennung wieder, so vergißt man schnell die Monate, die Jahre, wo man einander fern gewesen ist, unwillkürlich rollt sich die gemeinschaftlich erlebte Vergangenheit vor unseren Blicken wieder auf, und freundlich lacht uns die Zukunft entgegen, die uns vereinigt lassen soll. Die wenigen Worte, die Leo über seine Familie Aufschluß gaben, wurden wieder und wieder besprochen.

„Wir reisen zusammen nach Bordeaux, alle vier in den nächsten Tagen; aber Leo mag wollen oder nicht, erst muß er sich ausruhen und so lang behalten wir ihn für uns allein in Green-Hill.“

Die Rückkehr des jungen Dumas wurde schnell in der Umgegend bekannt; von nah und fern kamen die Freunde des Hauses ihn zu begrüßen, und ihm zu seiner Entdeckung Glück zu wünschen.

Nach echt englischer Art wurden zahllose Wetten darauf eingegangen, ob sich die Familie Dumas binnen dem Zeitraum eines Jahres auffinden lassen würde. Mr. Forbes, der hiervon fest überzeugt war, nahm gern alle ihm gebotenen Wetten an, denn jetzt, wo er einen Fingerzeig hatte, wollte er Alles daran setzen, die Verschollenen zu entdecken.

### XIII.

Kaum hatte das Schiff im Hafen von Bordeaux angelegt, so eilten Mr. Forbes und Leo bei den Behörden Erkundigungen einzuziehen, aber der Aufenthalt der Familie Dumas in dieser Stadt war von zu kurzer Dauer gewesen, um bis auf heute Spuren zu hinterlassen.

Nach zahllosen, ganz fruchtlosen Nachforschungen trafen sie zufällig auf einen Angestellten, der aus sagte, eine Familie Dumas habe vor vielen Jahren ganz kurze Zeit bei einer alten Dame seiner Verwandtschaft gewohnt. Gespannt gingen die beiden Herren nach dem angegebenen Hause, fanden aber in der bescheidenen Wohnung nur eine steinalte Frau, die nicht im Stande war irgend eine Frage klar zu beantworten.

Als sie sich eben enttäuscht wieder entfernen wollten, kam eine Magd, die von der Herrschaft auf San Domingo gar Manches zu erzählen wußte.

Aber ach! sie hatte den Namen des Dorfes, nach dem sie geflüchtet, vergessen, sie wußte nur, daß es am Strande lag, denn das Kind hatte davon erzählt, wie es dort Muscheln suchte und im Meer baden wolte.

Während mehrerer Wochen wurden nun alle Dörfer und Ortschaften an der See vergebens durchwandert — Niemand wußte von den Südländern.

Eines Sonntags sah Leo, in einem Dörfchen bei Bullh, eine Frau aus der Kirche kommen, die eine Kette von amerikanischen rothen Erbsen um den Hals trug; eine Diamantenschnur hätte seine Blicke nicht mehr gefesselt als der werthlose Schmuck; er machte Mr. Forbes darauf aufmerksam und dieser sprach die Bäuerin freundlich an.

„Darf ich Sie bitten, mir zu sagen, wo Sie das Halsband kauften?“ fragte er die fremde Frau.

„Ein kleines Mädchen, das bei meiner Mutter wohnte, schenkte mir die Perlen als ich noch jung war.“

„Erinnern Sie sich wohl an den Namen des Kindes?“

„Gewiß, Josephine Dumas hieß sie, wir hatten sie und ihre Eltern zu lieb, um sie je zu vergessen; auch ihre schwarze Magd war gut, obschon wir uns Anfangs Alle vor ihr fürchteten.“

„Wo, wo ist aber nun das kleine Mädchen?“ fragte Leo zitternd.

„Nun,“ lachte die Bäuerin, „klein ist die Josephine gewiß nicht mehr, aber wohin sie mit den Eltern gegangen, weiß ich nicht genau—ich glaube sie reisten nach Spanien.“

Die letzten Worte fielen wie harte Schläge auf Leo's Herz; auch Helena, die zugegen war, hatte in freudiger Hoffnung schon geschloßt, und nun—nun fiel wieder ein dichter Schleier über das kaum gelichtete Bild.

„Können Sie uns nach diesem Hause führen, das die Familie Dumas bereinigt bewohnte?“ fragte Mr. Forbes.

„Gern, mein Herr,“ erwiderte die junge Frau, „ich selbst wohne ja darin.“

Eine halbe Stunde später standen sie im Hause des alten Dupont, der mit seiner Annette längst im Grabe ruhte; die Tochter hatte sich verheirathet und hauste nun im Fischerhaus, wo noch jeder Stuhl am selben Platze stand wie zu Lebzeiten ihrer Eltern.

„Seht,“ sagte die freundliche Wirthin, „dort oben stand Josephine's Bettchen, hier am Fenster saß ihre Mutter gern. Ach, und der Herr, der für Frau und Kind rührend sorgte. Sie waren bei uns in Pully gar zufrieden, obschon sie recht betrübt waren—ich erinnere mich, daß die arme gnädige Frau oft bitterlich weinte.“

Da von Pully aus jede Spur der San Domingoer verschwunden blieb, reiste Mr. Forbes mit den Seinigen nach Paris, wo er nochmals sein Anliegen in alle dort erscheinenden Zeitungen einrücken ließ.

Nach Green-Hill zurückgekehrt, entging es Leo nicht, daß sein sonst so heiterer Pflegevater jetzt oft sorgenvoll und ernst erschien.

„Daß gut sein, Leo,“ meinte Helena, „das ist ein guter Vorbote,“ und da sie des Vaters düstres Schweigen müde war, fragte sie ihn beim Frühstück gerade heraus, ob er nicht etwas ganz Besonderes ausgegrübelt habe.

„Ja, ja, Kind, Du hast es mir angesehen, daß ich wieder ein neues Mittel erdacht, und so Gott will, führt es uns endlich ans Ziel und zu Leo's Eltern. Nur bedarf es leider einiger Zeit, um meinen Plan auszuführen und Leo muß mir dabei helfen.“

„Was kann ich thun, lieber Mr. Forbes?“

„Wir wollen morgen nach London fahren, um einen berühmten Maler aufzusuchen, den wir dann bitten, Dein kleines Bild mehrere Male zu copiren und Dich dazu zu malen wie Du heute bist; die beiden Bilder lassen wir dann mit einer schriftlichen Erklärung in den bedeutendsten Bildergallerieen Europa's aufstellen.“

„Glaubst Du, lieber George,“ fragte Mrs. Forbes, „daß Leo's Eltern auch gewiß solche Orte besuchen?“

„Das können wir freilich nicht wissen; ich rechne aber sehr auf das Aufsehen, das ein solches Doppelbild nothwendig machen muß, und gebe mich der Hoffnung hin, daß früher oder später, wenigstens gesprächsweise davon Kunde zu denen dringen wird, für die wir aushängen lassen.“

„Das muß gelingen,“ sagte Leo bewegt, „aber, lieber Mr. Forbes, wie kann ich es gestatten, daß Sie nun wieder so große Summen für mich opfern?“

„Daß das gut sein, mein Junge, für Dein und der Deinen Lebensglück darf ich kein Opfer scheuen! Uebrigens wird Lord B. ein gutes Theil der Kosten zahlen, denn hoffentlich werden wir ihm bald beweisen, daß er vorschnell gewettet hat.“

Mr. Forbes trug dem, damals sehr geschätzten, Maler Smith seine Bitte vor, der mit Freuden auf die eigenthümliche Bestellung einging.

Der Rahmen, der beide Bilder aufnahm, war groß genug, um darunter noch folgende Notiz anzubringen:

„Leo Dumas' Bild im 6. und 22. Lebensjahr. Dieses Kind wurde im Jahr 1791 beim Ausstande von San Domingo gerettet. Mr. und Mrs. Forbes haben sich seit jener Zeit seiner angenommen, ihn wie ihr eigenes Kind erzogen und bis jetzt vergebens nach seinen Angehörigen gesucht.“

Mögen Alle diese Zeilen in weiteren Kreisen bekannt machen und etwaige Auskunft über die Familie des jungen Mannes richten an: George Forbes, Esq., in Green-Hill, Gloucestershire, England.“

Beide Bilder waren tadellos.

Die ersten Bilder wurden nunmehr in Paris ausgestellt, und die weiteren nach Spanien, Wien, Brüssel und Amsterdam versandt. In letzterem Ort hielt Leo die Ausstellung für ganz überflüssig, da Vater und Mutter gewiß nimmermehr nach Holland kommen würden, dessen feuchtes Klima Frau Dumas durchaus nicht zuträglich sein konnte.

Dennoch bestand Mr. Forbes darauf. „Es genügt ja,“ sagte er, „daß Andere die Bilder sehen—wir versuchen Alles—wer hätte vermuthet, daß uns die erste Kunde der Gesuchten aus Calcutta kommen würde!“

#### XIV.

So wohnten denn unsere Freunde Dumas nunmehr im lieblichen Ingouville bei Havre, wo wir sie zuletzt gesehen.

Mutter und Tochter verlebten hier ruhige Tage; da sie nur wenige Bekannten hatten, wurde die junge Malerin selten an ihrer Staffelei gestört und ihr Vater brachte den größten Theil des Tages in der Stadt zu, wo ihn sein blühendes Geschäft mehr und mehr in Anspruch nahm.

An einem schönen Septemberabend blieb er, der sonst so pünktlich war, ungewöhnlich lang aus; schon sprach Frau Dumas ihr Befremden darüber aus und das junge Mädchen schickte sich an, dem Vater entgegenzugehen, als sie ihn mit einem Fremden in der Ferne kommen sah.

Einen willkommenen Gast hätte Herr Dumas wohl nicht bringen können, laut jubelnd umarmte Josephine—Onkel Tom. Auch ihre Mutter eilte dem lieben Freund entgegen und rief ihm schon von ferne zu: „Nun halten wir Sie fest, Ihr Zimmerchen steht längst für Sie bereit!“

Nach den ersten Begrüßungen erklärte Herr Pascal, sich unmöglich lange aufhalten zu können, er sei, „nur auf Raub ausgezogen,“ sagte er und bat Josephinens Eltern ihm diese auf kurze Zeit als Reisegefährtin anzuvertrauen. „Ist es nicht meine Pflicht für ihre künstlerische Weiterbildung zu sorgen?“ fragte er, „denn hier in Ingouville sieht sie ja nur Fische und Krebse!“

Wichtige Angelegenheiten riefen den alten Herrn nach Brüssel, und er gedachte von hier aus nach Antwerpen und Amsterdam zu reisen, um seiner jungen Freundin die Meisterwerke der niederländischen Schule zu zeigen.



Die Geschäfte in Brüssel waren schnell erledigt, sod als Herr Pascal seine Begleiterin in der schönen, alten Stadt umherführen konnte.

Es gab dort viel zu sehen, denn es fehlt nicht an alterthümlichen Bauten aller Arten und die öffentlichen wie die Privat-Bildersammlungen fesselten unsere beiden Künstler mehrere Tage.

Am nächsten Morgen reisten sie weiter nach Amsterdam, wo sich die beiden Maler ganz besonders auf Rembrandt's herrliche Bilder freuten; das junge Mädchen gab sich aus vollem Herzen dem Vergnügen hin, mit einem gleichgesinnten Kunstgenossen, sich in die Betrachtung der alten Meister zu vertiefen.

Amsterdam bot seinen Besuchern viel Interessantes, viel Neues. Die Stadt ist fast ganz auf Pfählen gebaut und breite Canäle, die mit Schiffen bedeckt sind, ersetzen die Straßen zwischen den hochgiebeligen Häusern. Eine große Menge von Brücken sind nöthig, um den sehr regen Verkehr zu ermöglichen, und wenn sich am Abend die tausende und abertausende von Lichtern im Wasser spiegeln, erinnert der schöne Anblick unwillkürlich an Venedig.

Wir wissen bereits von dem Doppelbild, das in Amsterdam ausgestellt ist, und ein Gefühl der Bangigkeit überkommt uns, da wir sehen wie unsere junge Freundin, ganz unbewußt aber fast mutwillig, das große, große Glück, das ihrer harret, hinauschiebt.

Endlich, endlich gehen die Reiden nach der Bildergalerie! Vor Allem führt der Maler seine junge Freundin an Rembrandt's „Nachtwache“; er selbst sah heute das Bild nicht zum ersten Mal, aber wie ganz anders treten uns alle Einzelheiten eines solchen Kunstwerkes vor Augen, wenn wir mit Gleichgesinnten davor stehen!

Hier unter den Bildern fühlte sich Josephine wie zu Hause, darum bemerkte sie es kaum wie der alte Herr bei diesem oder jenem länger verweilte, während sie selbst einen anderen Saal betrat. Erst nach geraumer Zeit wurde es Herr Pascal wahr, daß er von seiner Reisegefährtin getrennt war. Suchend geht er nach den nächsten Sälen, wo er sie, von Fremden dicht umgeben, ohnmächtig findet. In banger Sorge eilt er auf sie zu, ruft sie laut — aber sie scheint seine Stimme nicht zu hören! Er versucht es, sie nach dem geöffneten Fenster zu führen, doch sie hält ihn zurück und deutet nur zitternd mit dem Finger auf die, uns so wohl bekannten Bilder des Knaben und des Jünglings.

Nun war es der starke Mann, der, von dem was er vor sich sah, überwältigt, fast der Stütze bedurft hätte; aber schnell faßte er sich wieder und erklärte den Umstehenden, was das junge Mädchen so tief bewegte. „Lesen Sie selbst was unter dem Bilde steht,“ rief er aus, „sie ist des Kindes, des jungen Mannes einzige Schwester . . . Gott sei gelobt . . . nach langem Suchen finden wir ihn wieder! . . . Sei stark, meine Josephine,“ fügte er leise hinzu, „fasse Dich und denke an das Glück Deiner Eltern!“

Mit inniger Theilnahme umgaben die Fremden das junge Mädchen, und manche Mutter wuschte eine Thräne aus den Augen als sie Jener gedachte, die so lange Jahre den einzigen Sohn beweint.

Ein alter Amsterdamer Mynher war stolz darauf, daß seine Vaterstadt der Schauplatz des glücklichen Wiederfindens geworden war. „Das Bild,“ sagte er, „muß nothwendig zum ewigen Andenken daran von unserem Museum angekauft werden, denn die Kunst hat hier wieder einen wunderbaren Sieg errungen!“ (Schluß folgt.)

## Us der Schwyz.

**L**iebes Magazin! — Wo'ne bi vor a paar Woche mitts uf'em Meer gsh, und i d'r ha g'schriebe, de han i denkt, s'Wasser sig so groß, daß s'Land nüt me sig; so ne aber jetzt in der Schwyz bi und sogar bis z'oberst use gftige bi uf d'Alpe, so isch mer vorcho, s'Wasser sig nüt me. Sotst a mal da si und selber chönne luege was das für Berge sind, du würdest de grüßli verwundere! Und was die für Name hent — em säge se Jungfrau und nebe zuhe der Mönch, dä chomit der Eiger, dä d'Schreckhorn, schwarzer Mönch, Silberhorn, Finsteraarhorn, Niesen, Ralligstöck, Wetterhorn, Faulhorn, Wildenhorn, Rothhorn — und no munge sotige. Zeh seß de ä mal zu mer zuhe und rechne e mal: da ist ener 13,230, der ander 12,951, ener 12,827, e n'ander 12,609 Fuß hoch ic. Und denk numme e „Jungfrau“ vo zwölfbusig, acht hundert und siebenundzwanzig Fuß Größel! Und e „Mönch,“ vo zwölfbusig, sechs hundert und nün! Und bede hent wüße Schleider a, vo äppe hundert Fuß dickem Schnee und Sch, und die Schleider heisi scho viel busig Jahr an und sind no gäng suber. Gestern han i dere „Jungfrau“ e Visite gmacht, und won'ne sechs busig Fuß zure use gftige gsh bi, dä het se e Wolkekappe anglegt und hät e paar mal Schneebitze la d'role, daß donneret und gwetteret hät, dä bin i e chli bliba sta, ha' nem zugluegt, ha me umfehrt und bi unne de Berg abe!

Und denk dir, uf em Weg hant, vier busig Fuß obe, e Dorf

antrotte (Wengen genannt), wo mer Glieder hent und üsere Prediger all 14 Tag use stige zu predige, da bin i bi der Schwester Schlunegger iehrt für e chli zu verschnappe, e mim gange Lebe han i nie de bessere Milch drunke als grad hie, und rohe Eier dazu gesse. Trotz der grüßliche Höhe wachst hie obe e s'Gras und Blume, wie mers in der ganze Welt net schöner sind, und das macht d'Rüch so fett und schön, daß von'ne „Milch und Honig“ zämme fließt, da han i bi mer selber denkt s'isch keis Wunder, daß der Schwyzerschäs so guet ist.

Sider, daß i dir z'Vorig gschriebe ha, bin i wider use gftige u das mal siebe busig drei hundert Fuß hoch, da hant de gse d'Sunne ufsta, si het si nit verschlase, si isch cho zeh'n Minute vor Vieri. De het si ihre fürige Strahle gemorfe grad uf die schneeige Bergchöpf; sie het wahrschynli denkt bi „chalte Chöpf söllte äs Bißele zäme gschmolze si,“ aber die große Kerli si halt u stsh blibe. Si obe uf der stolze Bergshöhe da macht der Wind grad nume was er will mit ein, er chent kei Abstand vor de Fremde, gspaket het er no mit mier u het mer äs paare mal de Hut aben Chöpf dreihe, u blase het er, daß äs ein tschuberet het und Zähn usenandere schlage, als wäre mer z'mühe im Winter gsh. Wo-n-i umenand gluegt, so isch mer vor cho äppis Schöners und Größers find ner nit. We der Chönig David da obe bi de Wolke gsh we, so hät er ä neue Psalm dichte müße. Wo-n-i so da obe gestande bi u siebe busig Fuß tief abe gluegt ha, hant denkt wie bini doch da use cho u wie chumini o wieder abe. Zif Stund het es brucht für use z'cho

u vier Stund au wider für abe. Müed hini zwar gsh, u zitteret hei mer Bei, denn de Berg isch so stösig gsh, wie e pennsylvanisches Huzdach. U jetz, wo-n-i ä chli gleuet bi, freut's mi, daß i obe gsh bi. Wenn du auch äs mal in d' Schwyz chumst, de geist du o use use d' „Ni e sen.“

Liebe Lüt hetz o zwische diese himmelhohe Berge, u greut hei sy si, daß i ihne prediget ha. Schaarewiz sy sie cho vo de Berge abe u hei gern glost und mengi Thräne isch über Bache

abe grunne. A em Ort hei diese liebe Berglütli ihre Freud usdruck ge u hei Schrängli gsflochte u de Versammlungsaal dermit gschmückt.

As we no viel z'erzelle, denn Gott het äs herrliches Werk i de Schwyz, das größer no isch u besser als diese schöne Berge, aber jetz isch's spät, no welle mer ushöre schreibe.

H. J.

Thun, Schweiz, Juni 28. 1879.

## Bilder aus dem Orient.

Von F. W. Bögelein.

### III.

Bei der noch immer vorherrschenden Unkenntniß der Ausländer über die inneren Verhältnisse Chinas, namentlich im Innern des Landes, ist es unmöglich ein anderes als allgemeines Bild der Oberfläche zu geben.

abfallendes Hügelland sind, zum Theil mit großen Wäldern bestanden, aber von geringer Fruchtbarkeit und Produktion. Die eigentlich fruchtbaren Landesheile Chinas sind die Niederungen längs der großen Ströme, vor allen die ungeheuer dicht bewohnten Provinzen Kainsu, Schantung, Petschili



Vor dem Orakel.

Während das gelbe Meer und die chinesischen Ost- und Südmere das Reich im Osten begrenzen, sind es die noch vielfach unerforschten Gebirgsketten des Himalaja und Kuen-luen, zwei sternförmig auseinanderlaufende Gebirgssysteme, welche als West- und Südgrenze dienen, im Norden hingegen die großen Schneefelder Sibiriens noch eine unbestimmte Grenze bilden.

Man glaubt annehmen zu dürfen, daß die westlichen Provinzen Chinas, theils hochgelegene Gebirgsländer (z. B. Szechuan, Kansu, Tünnan) theils terrassenförmig zur Ebene

zu, in denen die Dichtigkeit der Bevölkerung verhältnismäßig die größte im Reiche ist und von keinem andern Theil der Welt übertroffen wird. Das Klima ist selbstverständlich, bei der großen Ausdehnung und der ungleichen Beschaffenheit des Landes sehr verschieden. Zur Abgeschlossenheit dieses Volks trug nicht allein die geographische Lage des Landes viel bei, sondern auch die Produkte des Pflanzen- und Thierreiches, und durch die Erzeugnisse des Bergbaues wurde wesentlich dazu beigetragen. Wohl sind von den Letzteren die edleren Metalle, Gold und Silber, nicht in ausreichendem Maße vorhan-



den: dagegen aber bieten die Gebirge der Bevölkerung mächtige, seit Jahrtausenden benutzte Lager von Eisen und Kupfer, sowie auch Quetsilber, Schwefel, Graphit, Meerschaum etc., welche in großen Massen gewonnen werden. Von den großen Porzellanlagern ist hier nicht noth zu reden, die sind ja Weltbekannt.

In der Pflanzenwelt bedingt die ungeheure Ausdehnung des Landes ein wechselndes Bild je nach der Zone. In den südlichen Provinzen erlaubt das Klima noch den Anbau tropischer Produkte, z. B. Zuckerrohr, Indigo, Bananen, Palmen etc. Die nördlichen Provinzen hingegen liefern Weizen, Gerste, Hirse, Erbsen etc.

Im mittleren Theil wird Baumwolle mit gutem Erfolg produziert. Die haupt und unentbehrlichsten Produkte jedoch sind bekanntlich Reis und Thee, ohne diese glauben die Chinesen absolut nicht leben zu können. Unter den wilden Thieren Chinas sind Elephanten, Nashörner, Bären, Tiger, Leoparden, Panther, Affen, Moschusthiere, Kameele, Luchse, Wölfe,

die Sonne, den Mond, die Sterne, das Meer, nebst vielen anderen Naturgegenständen, an. Selbst die philosophischen Morallehren des Confucius ließ dieses Volk im Dunkel des Materialismus stehen. Der realistische Religionsbegriff der Chinesen ist am deutlichsten durch die Erbauung ihrer Nationaltempel ausgedrückt. Z. B. der Tempel des Himmels, der Tempel der Erde, der Tempel des Mondes etc. Der materielle Himmel hat nicht nur China, sondern die ganze Welt gemacht, darum ist zur Ehre des Himmels der allergrößte und herrlichste Tempel gebaut (in Peking). Was den Juden der Tempel Salomo war, was die St. Peterkirche in Rom für die Katholiken und was Mecca für die Muhamedaner ist, das ist der „Tempel des Himmels“ in Peking für die Chinesen. Und man hält es für eine heilige Pflicht, wenigstens einmal im Leben diesen Tempel in Peking zu besuchen.

Schließlich noch einige Bemerkungen über unsere Bilder. Der Chineser, wie alle Asiaten, ist Fatalist und der Priester ist der Dolmetscher seines Schicksals durch das Orakel, wie



Der Straßenbarbier.

wilde Hunde, Wildschweine, Gamsen, Hirsche und Gazellen zu nennen. Hausthiere sind rar. Die Schweine sind überall verbreitet und liefern der Bevölkerung ihre beliebteste Nahrung. Pferde und Ochsen werden wenig gebraucht, und Schafe sind ebenfalls nur in beschränkter Zahl vorhanden. Unter den einheimischen Vögeln sind Gold- und Silberfasanen, Flamingos, Pelikane, Albatrosse, Paradiesvögel (namentlich auf der Insel Formosa), Kasuare, Kraniche, Pfauen, Wasservögel, namentlich Gänse und Enten, in unzählbarer Menge vorhanden.

Werfen wir nun noch einen Blick auf diese größte Nation der Erde, so kommen wir dabei nach genauer Einsichtsnahme zum Schluß, daß während andere Nationen der Erde in höherer Civilisation rasch vorwärts dringen, diese Nation im Gegentheil sich in einer reactionären Bahn rückwärts bewegt. Ueber die etwaige Ursache dieser eigenthümlichen Sachlage wollen wir hier nicht speculiren. Die Chinesen sind schon fünftausend Jahre Materialisten. Sie beten den Himmel, die Erde,

unser erstes Bild zeigt. In eine Art von Röcher sind eine Anzahl pfeilartige, mit besonderen Zeichen versehene Stäbchen gesteckt, welche tüchtig geschüttelt und dann auf die Erde geworfen werden. Während der Ceremonie wird Perfümerie mit Gold- und Silberpapier in einer Urne verbrannt. Auch werden Schüsse abgefeuert, um den Gott, welchen die Sache angeht, wach zu erhalten. Nach den Zeichen der zur Erde gefallenen Stäbchen verkündet der Priester dann dem Vetter sein Schicksal. Natürlich geht er dabei sehr vorsichtig zu Werke, um seinen Orakelspruch so zweideutig zu machen, daß der Götz, dem er dient, auf jeden Fall recht behält und nicht in Mißcredit kommt.

Unser zweites Bild bedarf kaum einer Erklärung. Ein wandernder Straßenbarbier ist an der Arbeit, einem seiner bezopften Landsleute die Gedächtniskammer vom emporkeimenden Haarwuchs zu befreien. Nur der Pops bleibt stehen. Ach, es geht ja auch hierzulande so, daß Manchem der Pops stehen bleibt.

## Die Bibel in Reisebildern.

So überschreibt der sel. Dr. F. W. Krummacher einen seiner Vorträge, worin das folgende Gespräch vorkommt, welches nicht nur sehr interessant sondern auch höchst lehrreich ist. Er sagt:

Ihr wißt ja wie es auf Reisen zu geschehen pflegt. Da sitzt man, wenn auch einander fremd, nicht lange stumm nebeneinander. Nur wenige Menschengeister sind befähigt, an einem quellenden Reichthum einiger Ideen zehrend ein Einsiedler-dasein zu führen. Die meisten empfinden bald und immer aufs Neue, ein Bedürfnis nach Anregung und Nahrung von Außen, und so entstehen die Reise-Unterhaltungen. Diejenigen, welche ich zu melden gedente, knüpfen ein freundlicher Mann mit mir an, ein Franzose, jedoch der deutschen Sprache ziemlich mächtig, indem er an mich die Worte richtete:

„Es ist wohl nicht die Industrie-Ausstellung allein, welche Sie nach Paris zieht?“

„Nein, mein Herr,“ lautete meine Antwort.

„Wenn ich nicht irre,“ fuhr er fort, „so gehen auch Sie zu der Versammlung der evangelischen Alliance, von der ich in den öffentlichen Blättern gelesen habe?“

„Sie haben es errathen.“

„Eine schöne Vereinigung dieß, stände sie nur auf festerem Grund und Boden.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte ich.

„Nun, der evangelische Bund ruht doch auf dem Glauben an die Bibel als an ein untrügliches Gotteswort?“

„Ja, auf diesem Felsen ruht er mit der ganzen christlichen Kirche,“ war meine Antwort.

„Aber dieser Felsen ist morsch und wankt,“ meinte der Fremde.

„Ist dies wirklich Ihre Ansicht?“

„Si wohl; denn wer in der Welt der Gebildeten glaubt nach den neuesten Ergebnissen der Wissenschaften noch daran, daß z. B. die vier Evangelien mit ihren Wundergeschichten, die doch die Grundlage Ihres Glaubenssystems und Ihrer christlichen Anschauungen bilden, wirklich von den Männern herrühren, deren Namen sie an der Stirne tragen, und überhaupt von Augen- und Ohrenzeugen der Thatfachen verfaßt sind, die sie berichten, und nicht vielmehr in späteren Jahrhunderten erdichtet, oder doch dichterisch ausgeschmückt und fälschlich den Aposteln untergeschoben wurden?“

„Ich glaube daran,“ entgegnete ich.

„Und wirklich aus Gründen?“ fragte er.

„Aus sehr starken.“

„Die Gründe möchte ich hören!“ meinte mein Gefährte kopfschüttelnd und lächelnd.

„Ich stehe damit zu Diensten,“ sagte ich, „wenn es Ihnen wirklich um Wahrheit zu thun ist.“

Hierauf blickte er mich ernst und treuherzig an und sagte:

„Ja, mein Herr, ich suche Wahrheit.“

„Wohl, so sagen Sie mir zuerst, wann Sie glauben, daß die Evangelien erdichtet und untergeschoben seien?“

„Nun etwa gegen Ende des zweiten, oder in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts.“

„Hatten die Evangelien damals schon ihre Feinde?“ fragte ich.

„O gewiß, und zwar sehr bittere.“

„So erklären Sie mir doch, wie es zugegangen ist, daß die feindselig gesinnten Juden, Heiden und Keger, unter denen doch

sehr geschickte und kampfgeübte Leute waren, niemals gegen die Echtheit der Evangelien ihre Waffen richteten, da sie doch durch einen bündigen Nachweis ihrer Erdichtung mit einem Schlage das ganze Christenthum hätten vernichten, und sich den glänzenden Sieg über die Gläubigen verschaffen können.“

„Sie waren selbst überlistet und getäuscht,“ meinte er.

„Mein Herr, an die Möglichkeit, daß sich bei ihnen eine bei ihren Lehzeiten und unter ihren Augen ersonnene Zug- und Trugschrift als echt und ihrem Inhalte nach glaubwürdig hätte geltend machen können, glauben Sie selbst nicht ernstlich.“

Der Fremde sah mich nachdenkend an und versummte. Nach einer Pause fuhr er fort:

„Ausgemacht ist es aber, daß die Evangelien erst Jahrhunderte nach den Thatfachen, die sie beschreiben, verfaßt worden sind.“

„Das bestreite ich aufs Entschiedenste,“ entgegnete ich ihm.

„Wie können Sie das bestreiten?“

„Hören Sie! Sie kennen den Eusebius?“

„Den alten Kirchenhistoriker?“

„Ja. Er schrieb um das Jahr 324 nach Christo. Er nennt neben den andern Schriften des neuen Testaments die vier Evangelien und sagt: 'Diese sind mit allgemeiner Uebereinstimmung angenommen.' Sie wissen von Origenes?“

„Dem berühmten Kirchenvater?“

„Ja. Er lebte hundert Jahre früher als Eusebius, führt dieselben Evangelien namentlich auf und sagt: 'Sie sind von der ganzen Kirche Gottes, die unter dem Himmel ist, ohne Einsprache angenommen.' Dasselbe sagt der Kirchenvater Tertullian um das Jahr 200. Folgen Sie mir jedoch noch weiter rückwärts. Irenäus, ein Schüler des Polycarp, welcher letzterer ein unmittelbarer Schüler Johannis, des Evangelisten und Apostels, war, bezeugt zu Anfang des zweiten Jahrhunderts: 'Die Gewißheit unserer Evangelien ist von der Art, daß sogar die Keger ihnen Zeugniß geben, und die Autorität derselben in Anspruch nehmen, um ihre Lehren damit zu bekräftigen.' Justinus der Märtyrer, früher heidnischer Philosoph, schreibt 36 Jahre nach Johannis, als er von einer Reise durch alle Kirchen des Orients zurückgekehrt war: 'Am Sonntage kommen die Gläubigen zusammen, und lesen die Denkwürdigkeiten der Apostel, die man Evangelien nennt.' Also 36 Jahre nach Johannis Tode waren unsere Evangelien schon vorhanden und allgemein verbreitet.“

Der Fremde, der mir aufmerksam zuhört hatte, unterbrach mich jetzt mit dem Einwurf:

„Aber waren dies auch unsere Evangelien?“

„Keine andern, denn Justin schreibt die Hauptstellen daraus ab, und siehe da, sie stimmen mit dem Wortlaut unserer Evangelien vollkommen überein.“

„Aber auch damals konnten die Evangelien schon verfälscht und untergeschoben sein.“

„In der That, Sie sind ein hartnäckiger Zweifler. Aber sagen Sie mir, ob Sie glauben, daß ein erdichtetes Evangelium auch zu der Zeit mit Erfolg hätte untergeschoben werden können, als noch Zeitgenossen Jesu und Augenzeugen seines Erdenwandels lebten?“

„Nein, das ist schlechthin undenkbar,“ antwortete er.

„Nun, so mögen Sie wissen, daß unter Andern Ignatius mindestens ein Zeitgenosse und Schüler des Johannis war; und Ignatius kennt schon, wie auch die gleichzeitigen Polycarp und Cle-



mens, unsere Evangelien, mit Ausnahme des Johanneischen, das damals noch nicht geschrieben war — Und hören Sie weiter! Sind Sie gewiß, daß die neutestamentlichen Briefe an die Römer, die Corinthier und Galater den Paulus von Tarsen zum Verfasser haben, dessen Leben bis an die Tage des „Menschensohnes“ hinan reicht?“

„Ja, dies steht außer allem Zweifel; das muß auch die neueste Wissenschaft anerkennen,“ meinte er.

„Nun, so lesen Sie diese Briefe, und überzeugen Sie sich, daß sich dieselben durchgehends auf die Evangelien stützen, und deren Hauptthatfachen als allgemein anerkannt und vollkommen constatirt wiederholen. Es ist also die Echtheit der Evangelien, ihr apostolischer Ursprung und die Wahrheit ihres Inhalts zu einer Evidenz erhoben, wie die Echtheit keines andern Buchs und keiner andern Geschichte des Alterthums.“ — Der Unbekannte schwieg. Bald darauf ergriff er aufs Neue das Wort und sagte:

„Viele Zeugen für die Echtheit der Evangelien und die historische Wahrheit ihrer Geschichten haben Sie aufgeführt; aber es waren nur christliche, also parteiische Zeugen, und befand sich kein heidnischer unter ihnen.“

„Kein heidnischer? Verzeihen Sie. Tertullian, Irenäus, Justinus Martyr, Ignatius, Polykarp und Andere, die ich nannte, waren sämtlich Heiden und meist gelehrte Männer, hervorragende philosophische Geister, Genien ersten Ranges die aber, als sie das Evangelium kennen lernten so von der Wahrheit desselben überwältigt wurden, daß sie dem Heidenthum entsagten, und auf Leben und Sterben dem Herrn Christo sich ergaben. Meinen Sie nicht, es stehe durch diesen Umstand ihr Zeugniß für die Evangelien noch viel gewichtiger da, als wenn es ihnen möglich gewesen wäre, die Bekanntheit des Evangeliums zu machen und dennoch Heiden zu bleiben? — O, wir hätten viele heidnische Zeugnisse für das evangelische Christenthum, hätte dasselbe nicht durch seine Wahrheit und Macht die einsichtsvolleren und ehrlicheren Heiden sich gleich bekehrt und zu seinen Fahnen geworben.“

Der Fremde senkte seinen Blick und schwieg. Ich bat ihn nun, daß er das Evangelium, welches ja ohnehin nicht mehr bloß auf Papier, sondern seit achtzehn Jahrhunderten „auf die Welt“ geschrieben sei, die es umgestaltet habe, noch einmal vorurtheilsfrei durchlesen und dann sich fragen wolle, ob dasselbe nicht schon in der wunderbaren Objektivität, Einfachheit und Keuschheit seiner von derjenigen aller menschlichen Geisteszeugnissen so wesentlich verschiedenen Darstellung den Stempel unwidersprechlicher Wahrheit an der Stirne trage

Ich erinnerte ihn an ein berühmtes Wort eines berühmten Mannes seiner Nation, der in seiner Schriften, bei Gelegenheit, daß er das Bild eines rechtschaffenen Mannes entwerfe, den Ausdruck thue, man dürfe von einem Solchen eigentlich keinen Eid verlangen, sondern bloß ein schlichtes Ja oder Nein, weil schon sein Charakter für ihn schwöre. Ich versicherte ihn, er werde finden, es schwöre auch für das Evangelium dessen Charakter.

Ich sprach. Da hatte der Fremde sein Reiseziel erreicht. Sichtlich gerührt bot er mir zum Abschied seine Rechte.

„Mein Herr,“ sprach er, „die Unterhaltung, die wir miteinander gepflogen, ist mir von Werth gewesen. Verzeihen sie mir, wenn ich Sie um Ihre Adresse bitte. Ich bin Professor und zwar der Mathematik und Naturwissenschaften. Sie erlauben mir aber, daß ich Ihnen meinen Namen einstweilen verschweige. Vielleicht erfahren Sie ihn später, vielleicht schon bald. Seien Sie aber versichert, daß ich von heute an meine Studien über die Grundlagen des Christenthums von Neuem beginnen werde. Uebrigens mögen Sie wissen, daß Millionen unserer Zeitgenossen die verneinenden Anschauungen von Bibel und Christenthum, wie ich sie heute unverhohlen vor Ihnen ausgesprochen, theilen. Möchte doch für Belehrung und Zurechtweisung redlicher Zweifler mehr geschehen, als dafür geschieht.“

Dieser mit tiefer Bewegung ausgesprochene Wunsch des Fremden drang mir zu Herzen. Ja, in einer Zeit, in der, wie in der unsrigen, die Lust mit Zweifeln gebrängt, und überall im Volke das Glaubensbewußtsein aufs Tiefste erschüttert ist, müssen dem Worte geistliche Pioniere in Wort und Schrift voran, die ihm durch das wirre Dickicht gangbarer Vorurtheile, Einwürfe und Scrupel erst Bahn brechen. Es wäre darum sehr zu wünschen, daß die Männer der Wissenschaft im Lager der Gläubigen tiefer, als es gemeinlich geschieht, wie weiland Luther die Schäden des armen Volkes sich zu Herzen gehn und sofern ihnen die Gabe, lebendig, frisch und anschaulich zu schreiben, verliehen ist, sich mehr dazu herab lassen wollten, in populären Formen auch dem Volke mitzutheilen, was Gott sie etwa Glaubensstärkendes und Zweifelerstreuendes finden ließ. Allerding's thun dies schon Manche unter ihnen, und Gott wolle sie dafür segnen! Aber im Allgemeinen stehen die Gelehrten unter den Gläubigen dem Volke noch zu fremd und vornehm gegenüber und bedenken nicht genug, daß eine neue Zeit hereingebrochen ist, die auch ihnen neue Aufgaben ertheilt und neue Stellungen anweist. Diese Zeit leidet jene kostenartige Kluft nicht mehr, sondern verlangt, daß leutselige Liebe sie überbrücke.

## Sommernachtsgedanken.

Von Schwarzwälder.

Es ist warm; die Sonne ist in das Zeichen des Sirius übergegangen. Sirius ist der hellste aller Sterne im Bilde des großen Hundes und wird darum auch Hundstern genannt, von ihm haben eben auch die Hundstage ihren Namen. Der Sommer ist auf dem Höhepunkt angekommen und der Mensch genießt beides, seine Segnungen und seine Qualen. Der Schlaf flieht, denn es lastet eine schwüle Gewitterluft über der Erde und der Mensch hat Gelegenheit Denkbungen zu halten, aber siehe, auch sein tiefstes Sinnen wird gestört durch die lästigen Fliegen; ärgerlich fragt die

Hausmutter: „Für was sind denn eigentlich die Fliegen da?“ Ich antworte ihr gelassen: „Im großen Haushalt der Natur hat auch das Schwächste seinen Zweck, im Staate ist Keiner überflüssig, gebt ihm nur eine richtige Stelle.“

Wie oft werden doch die treuesten Hausgenossen des Menschen, die Fliegen, verdammt, und wie geduldig sie das Urtheil hinnehmen? Von der Wiege bis zum Grabe sind sie unsere treuesten Begleiter; sie verlassen uns nie. Gehe hin, wo kein lebendiges Wesen dir mehr nahe ist, wo kein Laub sich rührt und Grabesstille herrscht, da summt dir plötzlich eine Fliege in

rührenden Tönen ins Ohr; „Ich bin bei dir und verlasse dich nicht.“

Raum ist ein neues Haus fertig, noch fehlen Thüren und Fenster, da ziehen schon die Fliegen ein in die heimlichen Räume, und wie behaglich sie sich ein weißes Fleckchen auffuchen, um sich wonniglich zu sonnen oder gemüthlich Bart und Flügel zu streichen. Um Miethe bekümmern sie sich nicht und für Nahrung sind sie nicht verlegen; jede Schüssel, jeder Teller und jedes Glas wird durchmustert und gezeichnet, als wäre es bloß für sie da. Sollte auch öfters eine ihre Unvorsichtigkeit mit dem Tode büßen, was schadet's? Ungeheuer ist ihre Vermehrung und aller Verfolgung trotzend, bleiben sie, wo sie sich einmal häuslich niedergelassen haben. In ihrer Fliegenunschuld denken sie gar nicht daran, daß der Mensch ihr Feind ist; mit Lust genießen sie das süße Ambrosia, das der Mensch ihnen heimtückisch bereitet, erst wenn es zu spät ist, erfahren sie, daß Tod im Topf ist.

Das Märchen aus den Kinderjahren erzählt uns, daß einst ein zahmer Bär, um einer Fliege willen, zum Mörder seines Meisters wurde; um aber ja auch den Fliegen Gerechtigkeit willfahren zu lassen, erzählt ein anderes Märchen, daß der zeitige Stich einer Fliege in das Nießorgan eines Prinzen demselben das Leben rettete. Es ist freilich nicht erbaulich, wenn man in seiner Gesellschaft oder gar in der Kirche sein Gesicht manierlich tragen will und kommt plötzlich eine unmanierliche Fliege, die den unwiderstehlichen Kitzel zum Nießen treibt; aber wem wäre das nicht schon begegnet?

Undank ist der Welt Lohn, das muß auch die Fliege erleben, und Verleumdung trifft auch den Unschuldigen, das weiß sie aus trauriger Erfahrung. Nichts wird ihr gutgeschrieben, der schwerverfolgten, aber oft muß sie als Ursache dienen, der man etwaige Vergehen und ungeschickte Streiche zuschreibt. Wenn z. B. eine sparsame Hauswirthin ein Stück Zuckerwerk wegwerfen muß, weil eine arme Fliege mit eingebaden worden, oder wenn etwa ein Gast eine in seinem Kaffee findet, dann wird räsontirt über die armen Geschöpfe, als wenn eine Fliege kein größeres Vergnügen kennete, als sich einbaden zu lassen, oder als hätte sie keinen höheren Wunsch in ihrem Leben, als sich durch ein heißes Bad ins Jenseits zu spediren, d. h. zu Tode zu brühen. Eine einzige Ausnahme machte hierinnen jener gemüthliche Landpriester, der seiner Köchin befahl, stets ein be-

sonderes Schüsselchen mit Honig für seine Fliegen aufzutragen.

Man ist geneigt zu glauben, es sei kein weiter Weg zwischen Lippen und Becher, und doch spielt das Schicksal oft arge Lücke auf so kurzer Strecke. Schon hebt man den Becher, schon neigt sich das Haupt und spigen sich die Lippen den köstlichen Labetrant zu genießen, da fällt es plötzlich einer vorwitzigen Fliege ein, sie möchte den Trank noch schnell zuerst kosten; sie fällt aber unglücklicher Weise hinein und das entrißte Menschenkind verzichtet auf das labende Getränk. Wie manchen weißen Schleier, wie viele zarte Sommergewände und wie viel tausend aufgeregte Gemüther haben nicht die Fliegen auf ihrem Gewissen! Wie oft muß sie sitzen und mit anhören, wie man den Stab über sie bricht, ohne daß sie Gelegenheit hat, sich zu vertheidigen?

Doch erst dann erreicht der Schrecken seinen Höhepunkt, wenn sich ein Mann etwa einbildet, er sei zu einem Mittagsschlafchen, auf spanisch, zu einem Siesta, berechtigt; gemüthlich streckt er sich auf sein kühles Lager und schlummert ein. Plötzlich summt es um seine Ohren und bald sitzt Madame Fliege ihm auf dem Nießorgan; nun beobachte einmal die Grimassen jenes Gesichtes—er will sie wegblasen, aber es ist umsonst. Man möchte lachen, wenn man zusieht, wie ein Coloss, millionenmal größer als der kleine Quälgeist, sich abmüht, die Fliege los zu werden; endlich regt sich die Galle, er schlägt um sich mit wuchtigen Hieben, als wäre das Zimmer mit unsichtbaren Mächten angefüllt, wild springt er von seinem Lager auf und sucht nach der berühmten Fliegenklappe, aber durchs offene Fenster findet die Geächtete einen Ausweg ins Freie; doch sitzt eben ein hungriges Späzchen auf dem Laden im Schatten und schnappt die Fliehende, als köstliche Labung vom Schöpfer weg.

Wer darfs wagen zu behaupten, unter den Millionen Blättern auf den Bäumen sei auch nur ein einziges überflüssig? Sollte es ein Geschöpf geben, das zwecklos da wäre? Oder bilden wir uns ein, eben weil eine kleine Fliege uns ärgern kann, sie sei ohne Nutzen? Bezähme deinen Unwillen, o Mensch; erbigte dich nicht unnöthiger Weise, während dieser heißen Tagen, bändige deinen leidenschaftlichen Zorn. Alles hat seine Zeit Bald hören die Qualen der Hausfliege auf und was gilt's, du sehnst dich wieder nach den Tagen des Sirius, obgleich du weißt, er bringt Fliegen mit.

## Der alte Lumpensammler.

Der alte Lumpensammler ist todt!“ hieß es eines Tages in einer abgelegenen Straße in Paris, wo man seit vielen Jahren gewohnt gewesen, einen alten Mann, Hake und Korb tragend, Morgens seiner elenden Dachstube entsteigen, Abends dahin zurückkehren zu sehen.

Man sah ihn nicht mehr; der alte Lumpensammler war todt. Weiter aber kümmerte sich Niemand viel darum; denn der alte Mann hatte mit Niemand verkehrt, keinen geliebt und um sich gehabt, als eine Kaze, die er selbst nach ihrem Tode ausgestopft und gleich einem Schatz bewahrt hatte. Nur von Zeit zu Zeit war eine Nichte—seine einzige Verwandte—zu ihm gekommen, den armen alten Onkel mit ihren geringen Mitteln zu unterstützen; wahrscheinlich der einzige Grund, der den Sonderling bestimmte, diese Besuche zu dulden.

Zu dieser Nichte entschloß sich endlich einer der Nachbarn zu gehen und sie von dem Tode des alten Lumpensammlers zu

benachrichtigen. Eusette, so hieß das Mädchen, diente bei einer Gemüthhändlerin, stand aber im Begriffe, sich mit dem Gehülfen eines Bäckers zu verheirathen. Sobald sie aber den Tod ihres Onkels erfahren hatte, ließ sie ihren Verlobten rufen und theilte ihm mit, daß sie ihre Hochzeit verschieben müßten, da sie ja die zum Ankauf ihres Brautkleides ersparte Geldsumme für das Begräbniß des alten Mannes verwenden müßte. Ihre Herrin, welche bei diesem Gespräche zugegen war, erklärte diese Ansicht für eine Ueberspanntheit und rath ihr, die Bestattung des Lumpensammlers der öffentlichen Wohlthätigkeit zu überlassen. Eusettes Verlobter trat dieser Meinung bei und es entspann sich, da das brave Mädchen sich entschieden weigerte, dem ertheilten Rathe zu folgen, ein Streit, welcher für Eusette die ernststen Folgen hatte, nicht nur ihren Dienst, sondern auch ihren Bräutigam zu verlieren. Dennoch blieb sie standhaft bei dem, was sie für ihre Pflicht hielt und



eilte nach der Dachkammer, in welcher ihr Onkel verschied, dort mit Aufwendung ihrer ganzen Baarschaft ein anständiges Begräbniß anzuordnen.

Nachdem das Liebeswerk, dem sie so viel geopfert, vollbracht, der alte Mann bestattet war, saß sie allein in der fahlen traurigen Kammer, nachdenkend, was sie für ihre Zukunft beginnen solle.

Ein leises Klopfen an der Thüre schreckte sie aus ihrem Sinnen; ausblickend sah sie zu ihrem Erstaunen den Meister ihres ungetreuen Verlobten—einen wackeren jungen Mann—eintreten.

„Sie haben ihren Dienst verloren, Susette,“ redete er sie an; „die Veranlassung dazu ist eine solch ehrenwerthe, daß ich hieher gekommen bin, Ihnen ein anderes Unterkommen und zwar für das ganze Leben anzubieten. Wollen Sie meine Frau werden?“

„Ich? Sie scherzen, mein Herr!“ „Ich spreche in vollem Ernste. Schon seit längerer Zeit habe ich die Absicht gehabt, mich zu verheirathen; ich bin überzeugt, ich kann keine bessere Frau bekommen.“

„Aber ich bin blutarm; man wird Ihnen allgemein diese Heirath verdenken.“

„Das lassen Sie meine Sorge sein. Wenn Sie weiter kein Bedenken haben, so schlagen Sie getrost ein. Kommen Sie mit mir zu meiner Mutter, die meinen Entschluß kennt und billigt, und Sie mit offenen Armen erwartet.“

Nach dieser Erklärung zögerte Susette nicht länger; sie wollte jedoch den Ort nicht verlassen, an welchem ihr Onkel so viele Jahre eines traurigen Daseins verbracht, ohne ein Andenken an ihn mitzunehmen. Nur aus wenigen Stücken bestand das Mobiliar. Die Wahl konnte daher keine schwierige sein; sie fiel auf die neben dem Bette stehende ausgestopfte Kake. Dieselbe in die Höhe hebend war Susette nicht wenig über ihre ungewöhnliche Schwere erstaunt. Der junge Mann trat hinzu, öffnete das Thier—and ein Goldbregen fiel den Erstaunten entgegen.

Der Körper der Kake war angefüllt mit einer Summe von tausend Goldstücken, die der alte Geizhals viele Jahre hindurch zusammengeheftet, während er mit dem Anscheine der äußersten Armuth lebte und selbst am Nothwendigsten Mangel litt. Die Vorsehung hatte das Geld in die Hände der rechten Erbin gelangen lassen, als eine Belohnung ihres Edelmuthes und der Uneigennützigkeit ihres Bewerbers.

## Sonntagschul - Artikel.

### Unser neues Sonntagschulgesetz.

**E**schäzter Editor! Man kann nach Prüfung einer Sache viel besser über dieselbe urtheilen als vorher; so geht es mir mit unserem neuen Sonntagschulgesetz. Als ich dasselbe in den Verhandlungen der General-Conferenz und später in der Disciplin las, hatte ich mein Bedenken, ob es zweckentsprechend sei. Ich wollte aber kein Urtheil fällen, bis ich dasselbe praktisch geprüft hatte. Es sind nun bald vier Jahre, daß wir Gelegenheit hatten es zu prüfen. Da nun die General-Conferenz so nahe ist, möchte ich doch gerne die Mängel des Gesetzes, wie ich aufrichtig glaube, daß sie sind, hervorheben.

Die General-Conferenz in 1875 that einen Schritt in rechter Richtung, als sie durch das neue Gesetz ein engeres Verhältniß zwischen Gemeinde und Sonntagschule anstrebte. Durch dieses ist die S. Schule in ein natürliches Verhältniß zur Gemeinde gestellt, als Kind zur Mutter, als die Rebe zum Weinstock; nemlich in ein abhängiges. Die S. Schule steht nun unter dem Schutz, der Aufsicht und Pflege der Gemeinde. Das ist sehr schön und kann nur beides für Gemeinde und Schule von Vortheil sein.

Das neue Gesetz macht den Prediger zum Oberaufseher, oder wie ein Superintendent sich gerne ausdrückt: „Der Prediger ist General-Feldmarschall.“ Ob die Vermehrung der Beamten vortheilhaft, wer will das sagen; in den meisten Fällen beweist sich im Gegentheil. Ich glaube, daß die Sonntagschule unbedingt unter der Aufsicht der Gemeinde stehen soll. Es ist kein Zweifel, unsere Gesetzgeber hatten die beste Absicht in der Schaffung des neuen Gesetzes, und der Zweck war das Wohl des Werkes Gottes in Schule und Gemeinde; jedoch zweifelten gleich am Anfang Viele an der allgemeinen Ausführbarkeit desselben. So hat es sich auch ergeben in verschiedenen Gemeinden. Von verschiedenen Theilen der Kirche hat man vernommen, daß der Prediger in Ausführung des Gesetzes auf heftige Widerstände gestoßen und in nicht geringe

Schwierigkeiten verwickelt wurde. Ich gebe zu, daß diese Unannehmlichkeiten nicht im Gesetz, sondern in Personen und Verhältnissen, mit denen es in Berührung kommt, liegen.

Man erlaube mir nun zuerst auf die Mängel des Gesetzes und hernach auf die Abhülfe derselben hinzuweisen.

1. Stellt das Gesetz die S. Schule abhängig zur Gemeinde in der Wahl der Beamten. In finanzieller Hinsicht aber steht die Schule ganz unabhängig und bleibt auf ihre eigene Hülfquellen angewiesen. Da sind nun die treuen und fleißigen Arbeiter in der Schule; sie geben ihre Zeit und Kraft, müssen aber zu dem auch noch fast Alles thun, was zur Erhaltung der Schule nöthig ist. Jeder, der schon eine Sonntagschule besucht, muß erkennen, daß ein solches Werk nicht ohne Geld betrieben werden kann. Da bleibt nun die Mehrheit der Gemeinde, die sich wenig um die Sonntagschule bekümmert, von dieser Last befreit. Sie geben nichts zur Schule. Die Gemeinde aber erwartet, ja fordert, daß die treuen Lehrer und Beamten, die manchen Gang thun müssen für die Schule, auch noch ihre volle Pflicht thun in der Unterstützung der Kirchenshaushaltung. Allerdings ergibt sich die finanzielle Abhängigkeit aus dem Verhältniß der S. Schule zur Gemeinde ganz naturgemäß, nemlich: Die Gemeinde soll die Schule versorgen (die Mutter soll das Kind pflegen und nicht umgekehrt), aber nicht Jeder kann noch will es so erkennen. Ebenso aber ergab sich das Verhältniß der Sonntagschule zur Gemeinde ganz naturgemäß aus unserer kirchlichen Einrichtung, daß die Schule unter Aufsicht des Predigers und der Gemeinde stehe ohne daß man's durch spezielle Regeln festsetzte. Weil aber Viele es nicht so erkennen wollten, „weil sie lieber der Erste im Dorf, als der Zweite in der Stadt sein wollen“, sah man sich genöthigt, es gesetzlich klar zu stellen. Warum aber nicht ebensowohl in finanzieller Beziehung, wo doch, wie Bismarck sagt: „Alle Gemüthlichkeit aufhört, wenn es sich um den Dollar handelt.“

2. Ist das Gesetz mangelhaft, ich hätte schier gesagt unge-

recht, in Bezug auf die Wahl der Beamten. Das Gesetz erlaubt, ja macht es eigentlich jedem Gemeindeglied zur Pflicht, bei den Wahlen für Leiter der Schule zu stimmen, ob sie derselben zugethan sind oder nicht, ob sie mit der Sache bekannt oder in gänglicher Unwissenheit darüber sind, was die Schule eigentlich nöthig hat. Wie kann eine Person, die in 52 Sonntagen nicht einmal in der Sonntagschule ist, die Bedürfnisse und den Wunsch der Schule kennen? Wie kann eine solche Person wissen wer die nöthigen Fähigkeiten und Eigenschaften für die wichtige Stelle eines Superintendents besitzt. Wie leicht kann es da vorkommen, daß die Gemeinde der Schule einen Mann aufbürdet, der ganz untauglich ist in der S. Schule zu arbeiten. Ich achte, wenn ein Christ nicht in die S. Schule kommt bis man ihn zum Amt erwählt, wird solcher ein Gemeindeglied für die Schule.

3. Bestehen in manchen Gemeinden S. S. Gesellschaften schon viele Jahre, die hauptsächlich wegen der Finanzen und Wahlen ins Leben gerufen wurden und heute noch bestehen. Die Regeln solcher Gesellschaften stehen oft in schnurgeradem Widerspruch mit unserem neuen Gesetz. Sie ignoriren den Prediger gänzlich, enthalten ihm Rede und Stimmrecht. Der Prediger ist als ein Fremder in solchen Gesellschaften, hat keinen Einfluß noch maßgebendes Wort. Diese alten Gesellschaften aufzuheben, oder ihre heiligen, unverletzlichen, nach ihrer Meinung, unverbesserlichen Gesetze umzustößen, um den neuen Raum zu machen, ist eine delikate Sache. Da heißt's: „Hand ab!“ Man weiß doch, wie jäh man am Alten hängt, nicht weil es besser als das Neue, sondern weil es eben a l t ist, und man sich nicht ins Neue zu fügen weiß, oder nicht will. Hat es ja Petrus auch nicht besser gegangen, so sehr hat der liebe Mann am alten festgehalten, daß es einer besondern Offenbarung von Oben bedurfte, ihn davon los zu reißen. Aber heute gibt es Manche, die sich durch die hohe Offenbarung der General-Conferenz nicht los machen lassen. Um des Friedens und der Einigkeit willen läßt man dann lieber solche a l t e Dinge stehen und macht sich dadurch zum Uebertreter eines Gesetzes der Kirche, trotzdem man überzeugt ist, das N e u e ist viel, viel besser.

Man wird es mir hoffentlich nicht als Anmaßung anrechnen, wenn ich hier meine Ansicht offen ausspreche, wie den hervorgehobenen Mängeln abzuhelfen.

1. Am Ende des ersten Paragraphen unter dem Abschnitt: „Von den Sonntagschulen,“ könnte man hinzufügen: „Der Aufsichtsprediger soll bei allen Sonntagschul-Geschäftsversammlungen den Vorsitz führen. Besteht eine S. Schulgesellschaft neben der Schule, so soll die Gesellschaft ihre übrigen Beamten durch Stimmen erwählen.“

2. Bei Paragraph 2 könnte man einschalten: „Jedes Gemeindeglied, das nicht in der Schule arbeitet, soll, ehe es stimmen kann, 25 Cents jährlich in die Sonntagschulkasse zahlen.“ Mit diesem wäre den Lehrern ein Vorrecht gegeben, welches sie gewiß reichlich verdienen.

3. Sollen die Beamten der Schule aus den regelmäßigen Arbeitern derselben gewählt werden. Mit diesem Satz wäre der Gemeinde einiegel vorgeschoben, der Schule einen Beamten aufzubürden, den sie nicht wünscht. Es wäre vielleicht auch nicht zu viel gewagt, das Stimmrecht auf die größeren Sonntagschüler auszuwehnen, etwa vom 15 Jahre aufwärts. Kinder von solchem Alter und Verstand, die jeden Sonntag um einen Mann versammelt, können gewiß besser urtheilen und eine bessere Wahl machen, als ein Glied der Gemeinde, welches weder Schule noch Personen kennt.

Ich hoffe die so nah bevorstehende General-Conferenz schenkt dieser Sache ihre Aufmerksamkeit und schafft, wenn möglich, Abhilfe. In der Zwischenzeit sollte dieser Gegenstand von unsern S. Schulmännern von allen Seiten in unsern Blättern beleuchtet werden. Die erfahrenen Superintendents sollten sich hören lassen. Es gibt ja auch Schulen der Weisheit in der Sv. Gemeinschaft; von dorther sollte man Rath und Anweisung erwarten dürfen. Laßt uns hören, ihr gelehrten Männer Gottes.

Euer geringer S. Schularbeiter,  
Atlantic.

### Die besten Mittel und beste Methode zur Selbstbildung eines Sonntagschullehrers.

#### III.

Die Pflege des Geistes oder der Weg zur intellectuellen Verbesserung vollkommung liegt unserer Aufmerksamkeit zunächst. Im Anschluß an die vorhergehend erwähnte Gliederung des vorliegenden Themas wollen wir dieselbe zuerst betrachten.

Die Fortbildung unseres Verstandes ist vergleichsweise die leichteste Aufgabe auf dem Gebiet der Selbstbildung. Man braucht nur einen ernstlichen ausdauernden Willen zu haben, sein Wissen auszudehnen, und bei der Reichhaltigkeit und Wohlfeilheit unserer heutigen Literatur, ist es selbst dem Aermsten möglich sich gute Bücher ohne große Opfer zu verschaffen. Die passenden Werke auszuwählen ist freilich oft schwieriger als die Mittel zum Ankauf zu beschaffen. Das zu Rathe ziehen erfahrener Freunde, des Predigers u. s. w. wird hier von großem Nutzen sein. Die Bezeichnung: Biblische Hilfswissenschaften, wird meist gebraucht für das dem Theologen und S. S. Lehrer am Wissenswerthesten. Der Ausdruck biblische Hilfswissenschaften wird meist in einem engeren Sinne gebraucht, doch im erweiterten Sinne könnte man nicht einen einzigen Zweig des Wissens nennen, der nicht zum bessern Verständniß der Bibel beitragen würde. Allgemeine Weltgeschichte, Geographie, Alterthumskunde, alte Sprachen und Naturgeschichte stehen in nächster Beziehung zur Aufgabe des S. S. Lehrers; Chemie, Astronomie, Physik, Geologie, Dynamik, weltliche Philosophie und Literaturkunde haben für das Verständniß der Bibel zwar nur eine secundäre oder zweitwichtige Bedeutung, doch diejenigen unserer S. S. Lehrer, die glücklich genug sind in diesen Wissenschaften unterrichtet zu sein, werden genügen erfahren haben, wie viele Vortheile solches Wissen ihnen bietet.

Bei der Erklärung des 139. Psalms frug ein Schüler bei der Stelle: „Nähme ich Flügel der Morgenröthe,“ wie schnell fliegt die Morgenröthe? was sind ihre Flügel? In der Lehrerversammlung hatte Niemand an eine solche Frage gedacht. Der Lehrer war in der Lage zu erklären, daß das Sonnenlicht mit einer Schnelligkeit von 195,000 Meilen in der Sekunde sich verbreite. Daran knüpften sich einige Bemerkungen über das Wesen und die Eigenschaften des Lichtes, Vergleiche zwischen der Schnelligkeit der Eisenbahnzüge, der Kanonenkugeln und des elektrischen Funken. Diese kleine Abschweifung nahm kaum mehr als zwei Minuten in Anspruch, doch aus der fast athemlosen Aufmerksamkeit der Schüler zu schließen, schöpften dieselben in diesen zwei Minuten mehr Ehrfurcht für Gottes Wesen und sein heilig Wort als aus manchen stundenlangen dogmatisch-ergetischen Vorträgen.

Die Psychologie oder Seelenlehre, soweit sie in das Gebiet der Pädagogik hinüberreicht, verdient noch der Erwähnung.



Diese Wissenschaft wird auf theoretischem Wege fast allgemein vernachlässigt und das unabwiesbare Bedürfnis zum Verständniß derselben dem unsichern intuitiven Errathen des Lehrers oder seinen oft unrichtigen Erfahrungsschlüssen überlassen. Die Primär-Ursachen menschlicher Leidenschaften, Antipathien gegen den Lehrer und ihre Gründe, Umschlagen von Neigung in Abneigung und die dem zu Grunde liegenden Naturgesetze werden von Denen zwar intuitiv errathen, die das besitzen, was man feinen Takt nennt, aber keinem einzigen Menschen ist er in so hohem Maße angeboren, um nicht der Pflege bedürftig zu sein. Wie es jetzt steht—da wird meist Alles unter dem bequemen Kollektivnamen: „Sünde“ zusammengefaßt und kurzweg verdammt. Knaben, die von Natur aus selbstständig, oppositionslustig und störend von den erfreulichen Vorzeichen einer kraftbegabten Männlichkeit sind—die werden nur zu oft als ein Auswurfselement in den Sonntagsschulen betrachtet, und wenig begabte, schwächliche und daher leicht lenkbare Schüler als ein musterergültiges Ideal hingestellt. Lehrer, die sich solcher Kurzsichtigkeit schuldig machen, mögen sich bei manchen Klassen nützlich erweisen, im allgemeinen wird ihr Einfluß nur gering sein.—Gott selbst hat es so verordnet.

## IV.

Pflege des Gemüths, oder der seelischen Fähigkeiten, oder Diätetik der Seele könnte man Alles das nennen, was geeignet ist, uns das zu sichern, was man meist mit dem Ausdruck: „Ein gutes Herz“ bezeichnet. Die Gruppe dieser Eigenschaften ist ziemlich unabhängig von den intellektuellen und kann stark entwickelt sein bei nur mäßigen Verstandesgaben, wie auch der umgekehrte Fall oft zu beobachten ist.

Höflichkeit, Freundlichkeit, Wohlwollen, Gefälligkeit, Nachsicht und der höchste Inbegriff dieser Eigenschaften, die christliche Liebe, sind die natürlichen Ausflüsse dieser seelischen Vollkommenheit. Mit dem durchdringendsten Verstande, dem umfangreichsten Wissen und dem schärfsten Vergleichungsvermögen, aber einem Mangel an diesen Eigenschaften wird ein S. S. Lehrer nur immer geringen Erfolg haben, es sei denn, daß er eine Klasse von lernbegierigen sehr bescheidenen und nachsichtsvollen älteren Personen habe, die sich durch die liebesvolle Entfaltung eines ostentatiosen Wissens weniger abstoßen fühlen als Kinder, bei denen das Gefühlsleben meist lebendiger ist. Wem Herzensgüte, Milde und Sanftmuth fehlt, der sollte dieselben eifrig zu pflegen suchen. Bücher sind für diesen Zweck nur von geringem Nutzen. Das beste Mittel ist geselliger Verkehr mit guten Menschen, die in dieser Beziehung reich sind. Der Mangel an diesen Eigenschaften tritt bei den Männern meist fühlbarer zu Tage als bei dem weiblichen Geschlecht. Die Ursachen liegen theilweise in den Eigenthümlichkeiten des männlichen Charakters und zeigen sich da am schärfsten, wo der Mann freiwillig oder unfreiwillig dem veredelnden Einfluß weiblichen Umgangs entzogen blieb, wie bei Seelenten, Goldgräbern &c. Sodann sollte man niemals Gefühle des Hasses gegen irgend Jemanden nähren. Kampfsinn gegen alles Ueble und Unehle war die Himmelsgabe, die Gott dem unverderbten Menschen gab, der Sündenfall aber lenkte auch diese Kraft in verkehrte Bahnen. Hasse, wenn du mußt, auch Christus hasste, vielleicht aber niemals einen Menschen. Hasse die Sünde, aber liebe den Sünder; verabscheue die Trunkenheit, aber bemitleide den Trunkenbold; bekämpfe das böse Prinzip, aber tröste und pflege den gesunkenen Menschen an dem dieses böse Prinzip sich äußert. Nur so wirst du der barmherzigen Härte entgehen, die der Haß unfehlbar auf dein

Gesicht, deine Mienen und dein ganzes Wesen prägt. Umgang mit feinfühlenden christlichen Frauen, mit wohlgezogenen Kindern, und besonders den Eltern solcher Kinder, das möchten die wirksamsten Mittel zur Hebung dieser Tugenden sein. Und dann wache beständig über die ersten Keime aller bitteren Gefühle mit dem Motto des Lieblingsjüngers Jesu: Kindlein, liebet euch unter einander. Der Geist der Liebe aber wirkt Friede, Freundlichkeit, Geduld, Geduld aber bringet Erfahrung, Erfahrung aber bringet Hoffnung—und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.

R. L.

## Kleinkinderklassen.

Wenn man mit Rücksicht auf die Bedeutung der Klassen in Sonntagsschulen einen Unterschied machen wollte, so könnte man wohl die Kleinkinderklasse die wichtigste derselben nennen. Gewöhnlich ist sie die zahlreichste, hier werden die ersten Eindrücke gemacht und aus ihr muß sich die Schule rekrutiren, wie die Kirche aus der Sonntagsschule überhaupt. Den Lehrern solcher Klassen werden deshalb die hier folgenden Winke, welche aus einer Ansprache, die der Editor des Magazins vor einer S. S. Convention in Pittsburg hielt, auf Wunsch veröffentlicht werden, nicht unwillkommen sein.

1. Die Kleinkinderklasse ist keine Kleinkinder-Bewahranstalt. Manche Leute schicken die zweijährigen Kleinen mit ihren übrigen Kindern in die Sonntagsschule, weil sie dieselben gern auf einige Zeit los sind, oder weil sie nicht aus Erfahrung wissen, welche Störung dieselben in der Schule machen. Es läßt sich hier freilich kein bestimmtes Alter festsetzen; aber die Kinder sollten jedenfalls soweit sein, daß sie die einfachen Lehren, die in der Schule gegeben werden, einigermaßen verstehen können, ehe man sie in die Sonntagsschule schickt. Sie sollten sich wenigstens einige Begriffe über Pflicht und Ordnung bilden können. Manche Kinder sind gewekter, Andere ruhiger als die Uebrigen; danach sollte geurtheilt werden. Ich habe gesehen, daß ein „baby“ in der Klasse die Aufmerksamkeit derselben mehr auf seine Schnurren zog, als sie der Lehrer für seinen Unterricht zu fesseln vermochte.

2. Sollten nach meiner Ansicht die Kleinen in einem besonderen Zimmer in eine Klasse gebracht und miteinander unterrichtet werden. Die Kleinen lernen gerne miteinander und begeistern sich gegenseitig. Auch werden dadurch, daß sie zusammen unterrichtet werden, Lehrer erspart, welche man sonst wo gut verwerthen kann. Unter „Kleinen“ verstehe ich solche Kinder, welche den einfachen Unterricht schon fassen, aber noch nicht lesen können.

Freilich ist an vielen Orten der Mangel an einem besonderen Zimmer das Haupthinderniß für diesen Gesamtunterricht. Es ist hier nicht der Platz, eingehend über dieses Bedürfnis zu reden, doch erlaube ich mir zu bemerken, wenn alle Gemeinden den Werth dieses Unterrichts recht einsehen und nur so besorgt um die geistliche Ausbildung ihrer Kinder sein würden als um deren „Nahrung und Kleidung“, so fiel dieser Einwand auf einmal von selbst weg.

Ist aber die Klasse etwa so groß, daß es für einen Lehrer zu viel Zeit in Anspruch nimmt die besonderen Arbeiten, wie z. B. Registrirung der Namen, Abhören des Auswendiggelernten &c. allein vorzunehmen, so mag er sich dazu Gehülfsen nehmen. Aber den eigentlichen Unterricht sollte ein Lehrer mit der ganzen Klasse vornehmen.

3. Man lasse es nicht an einer guten Hausordnung fehlen. Man registrirte genau Namen, Kollekte, Auswendiggelerntes,

Betragen zc. Jedes habe seinen eigenen Platz. Nach den Abwesenden erkundige man sich, besuche wenn möglich Alle, besonders aber die Fehlenden während der Woche und ertheile je nach Bedürfniß Rath, Trost und Ermahnung.

4. Man hege ja nicht den falschen Begriff, daß „irgend Jemand tauglich sei“ die Kinderklasse erfolgreich zu unterrichten. Der Lehrer muß hier gleichsam Mutter und Lehrer zugleich sein. Deshalb ist für diesen Posten wohl auch immer eine tüchtige Lehrerin vorzuziehen. Ein gutes Herz, ein mütterlicher Sinn und klarer Verstand sind hier die Hauptsache.

5. Der Unterricht soll darin bestehen, den Schülern den Hauptpunkt der Sonntagschullection einzuprägen. Dazu ist es nöthig, daß sie sprechen und lesen lernen. Deshalb verbinde man den Sprach- und Religionsunterricht miteinander. Dadurch erreicht man den Zweck, gewinnt Zeit und hält das Gemüth an einem Gegenstande.

6. Beim Unterricht habe man also einen Gegenstand aber viel Abwechslung. Es ist nicht die Länge der Zeit, sondern der Gehalt des jugendlichen Fassungsvermögens, was hier maßgebend ist. Manche Lehrer verwischen durch Langweiligkeit wieder, was sie durch Unterricht erreicht hatten. Man bediene sich so viel als möglich des Anschauungsunterrichts. Eine Wandtafel sollte nicht fehlen. Der Haupttext in Tracturschrift, oder einzelne Zeichnungen mögen genügen. Darüber unterrichte man, lasse es zuerst im Chöre und dann einzeln lesen. Man lasse überhaupt viel im Chöre sprechen, das übt in der Sprache und hilft den Blöden. Man stelle Fragen, aber einfach und bestimmt. Man sehe überhaupt darauf, daß die Kinder so viel als möglich spielend lernen, aber ja nicht lernend spielen.

7. Wer nun glauben sollte, daß es zum Unterricht der Kleinen keines Studiums bedürfe, ist in großem Irrthum. Es bedarf keiner Erörterung von theologischen Streitfragen oder Kenntniß der Grundsprachen, wohl aber, wie man den Kleinen das Beste auf die beste Weise kurz und bündig beibringen kann.

8. Das Singen ist eine Hauptsache in der Kleinkinderklasse. Dies ist auch das Hauptmittel zur Abwechslung. Zuerst übe man den Text ein, — Zeile für Zeile lasse man im Chöre nach-

sprechen, bis es geht. Ein Vers auf einmal ist genug. Dann erkläre man kurz was die Bedeutung davon ist, damit die Schüler die Wichtigkeit des Inhalts kennen lernen. Dann singe man, aber nicht zu viel auf einmal. Man singe ein Lied bis es geht, ehe man ein anderes in Angriff nimmt. — Oft essen, aber nicht zu viel auf einmal und nicht zu vielerlei durcheinander, denn das verbirbt den Magen.

9. Um einen Wettstreit zu erregen, kann man oft die Knaben, dann die Mädchen miteinander Lesen oder Singen lassen, dann wieder alle miteinander.

10. Den Kleinen ist es eigen schnell zu laufen, aber nicht schwer zu tragen. Das vergesse man nicht. Bruder Langsam paßt nicht zu den Kleinen. Schlag auf Schlag muß Alles gehen. Das bringt Leben und Vergnügen in den Unterricht. Will sich ein Schüler umbreihen, um mit einem andern zu spielen, so packe man ihn mit einer Frage. Hat er nicht aufgepaßt, so ersuche man ihn, das Gesagte zu wiederholen, lasse ihn aber nicht merken, daß es eine Strafe für seine Gleichgültigkeit ist. Er wird schon gestraft genug, dadurch, daß er's nicht weiß, vor der ganzen Schule bekennen zu müssen, er habe nicht aufgepaßt.

11. Man hüte sich vor Reizen und allzubielem Tadeln. Hat sich ein Schüler etwas zu Schulden kommen lassen, so wird man dadurch, daß man ihn fühlen läßt, wie wehe dies dem Lehrer thut und wie nachtheilig es für den Schüler ist, viel mehr erreichen, als mit beständigen Vorwürfen. Man vergesse ja nicht, den Fleiß und die Lernbegierde der Kleinen anzuerkennen. Ein verdientes Wort des Lobes wird sie ebenso wenig stolz machen, als ewiger Tadel das geeignete Mittel ist, Jemand demüthig zu halten.

12. Man stelle den Schülern ganz leichte Aufgaben zum Lernen während der Woche, und probire überhaupt den Unterricht so zu leiten, daß sie veranlaßt werden, im Laufe der Woche oft an die Sonntagschule und den Lehrer zu denken.

Daß Gebet und frommer Wandel bei einem Lehrer nöthig sind, versteht sich von selbst. Ich habe mich hier nur auf die Lehrmethode bezogen und nur die Hauptpunkte flüchtig berühren können.

## Sonntagschul - Lectionen.

### Drittes Quartal.

### Die Zukunft Christi.

#### 10. Lection: 1. Theff. 4, 13—18. — Sonntag den 7. Sept. 1879.

13. Wir wollen euch aber, lieben Brüder, (1) nicht verhalten von denen, die da schlafen, auf daß ihr nicht traurig seid, wie die Andern, die keine Hoffnung haben.

14. Denn so wir glauben, daß (2) Jesus gestorben und auferstanden ist: also wird Gott auch, die da entschlafen sind durch Jesus, mit ihm führen.

15. Denn das sagen wir euch, als ein Wort des Herrn, daß wir, die wir leben, und überleben in der Zukunft des Herrn, (3) werden denen nicht vorkommen, die da schlafen.

16. Denn er selbst, der Herr, wird mit einem Fehlgeschrei und Stimme des Erzengels, und mit der Posaune Gottes hernieberkommen vom Himmel, und die Todten in Christo werden auferstehen zuerst.

17. Darnach wir, die wir leben und überleben, werden zugleich mit denselbigen (4) hingerückt werden in den Wolken, dem Herrn entgegen in der Luft, und werden also (5) bei dem Herrn sein allezeit.

18. So tröstet euch nun mit diesen Worten unter einander.

### Parallelen und Anmerkungen.

(1) 1. Cor. 10, 1. (2) Röm. 14, 9; 1. Cor. 15, 13. 18. (3) 1. Cor. 15, 23. 51. 2c. 2c. (4) Offb. 11, 12. (5) Joh. 12, 26; Cap. 17, 24.

**Haupttext:** Darnach wir, die wir leben und überleben, werden zugleich mit denselbigen hingerückt werden in den Wolken, dem Herrn entgegen in der Luft, und werden also bei dem Herrn sein allezeit.

1. Theff. 4, 17.

**Zeit und Ort:** Ueber andere verschiedene Meinungen darf mit Sicherheit angenommen werden, daß diese Epistel als die erste von Paulus im Jahr 52 nach Chr. von Corinth aus geschrieben wurde. — Sich auf Cap. 3, 1. und die Unter-

schrift beziehend ist von etlichen angenommen worden, daß sie von Athen aus geschrieben worden sei. Dem aber ist mit Recht entgegenzuhalten, daß nicht allzuviel Gewicht auf die Unterschrift gelegt werden kann und ohnedies diese Angabe in



mehreren Uebersetzungen fehlt. Es muß beachtet werden, daß Paulus den Timotheus von Athen aus nach Thessalonich gesandt hat, um dort die Gläubigen zu stärken. Während dessen war Paulus nach Corinth gereist und 1. Th. und 2. Th. daselbst geschrieben, wohin auch Timotheus kam und ihm erfreuliche Nachrichten von dem Zustand der Gemeinde zu Thessalonich brachte.

I. Thessalonich, das jetzt den Namen Salonich führt und zur europäischen Türkei gehört, liegt am ägeischen Meerbusen und war ehemals nebst Philipp die vornehmste See- und Handelsstadt in Macedonien. Es liegt etwa 300 M. von Constantinopel entfernt.—An die Gemeinde zu Thessalonich schrieb Paulus diese Epistel theils, um seine Theilnahme für sie zu bezeugen, und weil die Kirche zu der Zeit viel Verfolgung zu leiden hatte, sie aufzumuntern und zu trösten. Andererseits um sie zurecht zu weisen wegen einiger Irthümer, in welche sie gerathen waren. Dies war hauptsächlich der Fall bezüglich der Lehre von der Auferstehung. Einige waren besorgt wegen des Zustandes ihrer Freunde, die seit ihrer Befehlung gestorben waren. Andere waren auf den Gedanken verfallen, Christus werde bald in seiner zweiten Wiederkunft erscheinen, weßwegen sie ihre zeitliche Arbeit fortzusetzen nicht mehr für nothwendig erachteten.

II. Der Zustand der Entschlafenen.—B. 13. 14. Es muß hiebei berücksichtigt werden, wenn die Gläubigen zu Thessalonich im Unklaren und darum traurig über den Zustand der Entschlafenen waren, daß sie noch nicht lange vom Hidentum bekehrt und es ihnen also noch an Erkenntniß mangelte, weil sie noch nicht viel Belehrung empfangen hatten. Darum war es auch einigen Irlehrern, die nicht an die Auferstehung der Todten glaubten, verhältnißmäßig leicht, sie irre zu führen. Gründliche Schriftkenntniß bewahrt vor Verirrung. „Schlafen.“ In der Schrift wird der Tod der Gläubigen oft als ein Schlaf bezeichnet und er ist im Grunde genommen nichts anders. Während der Leib im Grabe ruht, lebt die Seele als unsterblich ewig fort, und auch der Leib wird wieder am jüngsten Tage auferweckt und lebendig gemacht werden. „Nicht traurig sein wie die Andern.“ Es ist ein Unterschied bezüglich des Trauern zwischen den Ungläubigen und den Christen über Solche, die in Christo mit der lebendigen Hoffnung des ewigen Lebens entschlafen sind und Solchen, die in ihren Sünden gestorben sind. Christen dürfen wohl trauern über den Verlust ihrer Lieben; Christus selbst trauerte am Grabe seines Freundes Lazarus. Aber sie sollen nicht trauern wie die Andern—die Heiden und die Ungläubigen, die keine Hoffnung haben auf ein ewiges Leben und selbigen Wiedersehen. Diese glauben weder an die Auferstehung Christi noch an ihre eigene, sondern denken, wenn der Mensch gestorben ist, so ist er eben todt und bleibet todt wie das Vieh, und deshalb über verstorbene Angehörige auch keinen Trost fassen können. Als Christ läßt sich's gut leben, aber auch gut sterben; er kann immer getrost sein im Hinblick auf die himmlische Seligkeit und das ewige Leben. Wenn Andere trostlos sind am Grabe, belebt ihn der Trost einer Wiedervereinigung in der Auferstehung der Todten. „So wir glauben, daß Jesus gestorben und auferstanden ist.“ Diese Stelle unterscheidet sich von andern ähnlichen in sofern, als hier der Apostel den Tod und die Auferstehung als eine allbekannte nicht erst zu beweisende Wahrheit hinstellt als Grund christlichen Glaubens und Hoffens. Christus und seine Auferstehung ist die Ursache, daß auch wir, wenn wir gläubig an ihn leben und „durch Christum“ oder in Christo entschlafen, durch ihn auferstehen und ewig leben werden und zwar in Vereinigung des Leibes mit der Seele. Christus ist mit eben dem Leib, mit welchem er ins Grab gelegt wurde, wieder auferstanden, freilich in verstärkter Gestalt und also wird Gott auch bei seiner Wiederkunft „mit ihm führen“, aus dem Grabe hervorgehen lassen mit verklärten Leibern, die im Glauben an Christum entschlafen sind.

III. Die Ordnung der Auferstehung bei der Wiederkunft des Herrn.—B. 15—17. Was nun Paulus über diesen Gegenstand hier spricht, das will er nicht als seine eigenen Gedanken und menschliche Meinung verstanden und aufgefaßt haben, sondern als eine von Gott selbst offenbarte und in seinem Wort niedergelegte Wahrheit bezeichnen. Darum weist er ausdrücklich darauf hin, wenn er spricht:

„Das sagen wir (ich sowohl als die Andern Mitarbeiter) euch, als ein Wort des Herrn“ (Matth. 24, 31.; Joh. 5, 28), das ihm nebenbei noch durch eine besondere Offenbarung eingegeben ist. „Daß wir, die wir leben und überleben in der Zukunft des Herrn“ darf nicht so aufgefaßt werden, als hätte Paulus erwartet, daß dieser Vorgang noch bei seinen Lebzeiten stattfinden werde, wie von einem großen Theil der ersten Christen anfänglich geglaubt wurde, daß die Wiederkunft Christi so bald erfolgen werde. Paulus war inspirirt vom Geiste Gottes, als er das schrieb, und konnte demgemäß keine irrige Auffassung haben. Er redet hier von den Gläubigen der Kirche überhaupt und zählt sich als zu ihnen gehörend mit, von welchen, wenn der Herr sein Erscheinen macht, eine große Anzahl auf dieser Erde lebend vorhanden sein werde. Das Bild dieser erhabenen und merkwürdigen Erscheinung stand so natürlich und deutlich vor den Augen seines Geistes, daß er in dessen Gegenwart versetzt ward und in dieser Form auch schrieb. Die bei der Wiederkunft Christi auf dieser Welt lebenden Gläubigen werden aber vor denen, die in Christo längst entschlafen sind, keinen Vorrang haben in der Erlangung der künftigen Herrlichkeit, indem sie eher als diese dazu kommen werden, sondern diese werden erst auferstehen und sodann mit den andern, nachdem sie verklärt sind, ins ewige Leben eingehen.—Zur Zeit, wenn die Zukunft des Herrn zum Gericht anbrechen wird, dann wird er wiederkommen, aber nicht wie das erste Mal als der erniedrigte Menschensohn, sondern als der Herr der Herrlichkeit, als Richter der Welt. „Mit einem Felsdgeschrei“, lautem Siegesjubel, der die Todten in ihren Gräbern erwachen läßt. „Stimme des Erzengels“, der Ruf des vornehmsten, höchsten Engels, der die Todten vor's Gericht ladet. „Posaune Gottes.“ Eine Posaune ist ein Musikinstrument, das im A. Bund viel bei Kirchenmusik Verwendung fand, besonders an Festtagen wie z. B. Neujahr, welches darum auch das Fest des Blases genannt wurde. Es wird hier die Ausrufung des Gerichts, welches Gott durch die Engel vollziehen lassen wird, mit Posaunenschall verglichen, wie es auch bei der Gesekgebung heißt, daß ein Ton einer starken Posaune gehört wurde. Auf diesen Ruf „werden die Todten in Christo auferstehen zuerst.“ Diejenigen, die im Glauben an Christum selig entschlafen sind, werden in der Rangordnung der allgemeinen Auferstehung die ersten, d. h. die zuerst auf den Ruf der Stimme ihres Herrn folgenden sein. Sie haben schon lange auf den Ruf gewartet, wo ihre Seele mit dem auferstandenen verklärten Leibe vereinigt werden soll und folgen ihm mit Freuden. Die nächsten werden die sein, die sich zu der Zeit am Leben befinden, und welches ohne Zweifel eine große Anzahl sein wird, welche die Verklärung ihrer Leiber erfahren. Zwischen den beiden Allen wird jedoch keine lange Zwischenpause sein, sondern es wird augenblicklich erfolgen; sie werden „gleich mit denselben hingerückt werden in den Wolken“, in einer aufwärtssteigenden wolkenartigen Umhüllung, wie dies bei der Himmelfahrt Christi der Fall war. „Dem Herrn entgegen in der Luft.“ Die Kinder Gottes werden keine Furcht haben vor dem Herrn; sie werden ihm entgegenzueilen und ihn empfangen wie eine Braut ihren Bräutigam. Es wird Freude und Jubel unter ihnen entstehen; das, was sie schon längst ersehnten und ihnen verheißen war, wird sich nunmehr erfüllen: „sie werden bei dem Herrn sein allezeit“ an dem Ort, den er ihnen erworb und bereitet hat, um sich auf ewig seiner ungetrennlichen Gemeinschaft zu erfreuen. „Die Ermahnung.“

B. 18. Gegenseitiger Trost in den Zeiten der Trübsal, besonders beim Abscheiden lieber Angehöriger beruht auf den Gründen, die der Apostel durch den Beleg von der Auferstehung zum ewigen Leben angeführt hat.

Praktische Anwendungen.—1. Mangel an richtiger Erkenntniß des göttlichen Wortes ist immer nachtheilig.

2. Wo keine Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit ist, da ist Trauer und Leid.

3. Bei denen, die im Glauben an Christum sterben, ist der Tod ein Schlaf zum freudigen Erwachen.

4. So gewiß es ist, daß Christus auferstanden ist von den Todten, so gewiß werden auch wir auferstehen.

5. Die Zukunft Christi soll uns zum Wachen und zur Treue veranlassen.



6. Die Zukunft Christi ist den Gottlosen ein Schrecken, aber für die Gläubigen ist sie ein großer Trost.

**Kleinkinderklasse.**—Diese Section gibt Veranlassung, den Kleinen die Zukunft Christi in ihrer Erhabenheit zu schildern. Die Schüler mögen freilich die innere Bedeutung noch nicht in ihrer ganzen Tragweite verstehen; aber die in der Section angeführten Thatfachen geben hinreichenden Stoff, um das Gemüth bleibend zu beeinflussen. Man schildere das Kommen Christi in Majestät und Herrlichkeit, die ihn begleitenden Zeichen und Engelheere, das Staunen der Menschen, die Freude der Frommen, die Schrecken der Gottlosen. Die Anwendungen sind dann leicht zu machen:—Wer Christi Freund (Gottes Kind) ist, erschrickt nicht, sondern freut sich. Ermahnung: Werde ein Kind Gottes, mache, thue deine Pflicht.

**Illustrationen.**—Einem Manne, welcher ein Verbrechen begangen hatte und zu schwerer Strafe verurtheilt werden sollte, versprach ein Freund, noch einmal die Gnade des Landesherrn anzusuchen, ob derselbe ihm vielleicht verzeihen werde. In welcher ängstlicher Erwartung sah der Mann da, wie hörte er auf jeden sich nahenden Schritt, und wie wechselte dabei der Zug des Schreckens mit dem Licht der Hoffnung auf seinem Angesicht, denn zu gleicher Zeit, da er auf seinen Freund mit der Gnadenbotschaft wartete, mußte er befürchten, der Richter trete mit dem Strafurtheil in seine Zelle. So wird an jenem „großen Tage“ unser Warten sein, je nachdem uns unser Inneres Zeugniß gibt.



**Wandtafel-Gebrauchsanweisung.**—Hier ist eine Hand mit einer Krone und eine Posaune in den Wolken. Das deutet an, wie der Herr in den Wolken des Himmels erscheint, der Wehruf durch die Gräber schallt und er den Seinen die Krone des Lebens geben will. Unten ist „die Kirche Christi,“ die Braut des Lammes. Also: Der Wehruf, durch die Posaune des Engels; die Auferstehung der im Herrn Entschlafenen und Verwandlung der frommen Lebenden; das Entgegenrücken in den Wolken und die Krönung durch den kommenden Herrn.

## Der Christ in der Welt.

### 11. Section: 1. Tim. 6, 6—16.—Sonntag den 14. Sept. 1879.

6. Es ist aber (1) ein großer Gewinn, wer gottselig ist und läßt (2) ihm genügen.
7. Denn (3) wir haben nichts in die Welt gebracht; darum offenbar ist, wir werden auch nichts hinaus bringen.
8. Wenn (4) wir aber Nahrung und Kleider haben, so lasset uns begnügen:
9. Denn (5) die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stride, und viele thörichte und schädliche Käufe, welche versenken die Menschen ins Verderben und Verdammniß.
10. Denn (6) Geld ist eine Wurzel alles Uebels, welches hat Eitliche gelüftet, und sind vom Glauben irre gegangen, und machen ihnen selbst viele Schmerzen.
11. Aber du Gottesmensch, fliehe solches. (7) Jage aber nach der Ge-

rechtigkeit, der Gottseligkeit, dem Glauben, der Liebe, der Geduld, der Sanftmuth.

12. Kämpfe (8) den guten Kampf des Glaubens; ergreife das ewige Leben, dazu du auch berufen bist, und bekannt hast ein gutes Bekenntniß vor vielen Zeugen.
13. Ich gebiete dir vor Gott, (9) der alle Dinge lebendig macht, und vor Christo Jesu, der (10) unter Pontio Pilato bezeugt hat ein gutes Bekenntniß.
14. Daß du haltest das Gebot ohne Flecken, untadelig, bis auf die Erscheinung unseres Herrn Jesu Christi;
15. Welche wird zeigen zu seiner Zeit der Selige und allein Gewaltige, (11) der König aller Könige, und (12) Herr aller Herren;
16. Der allein Unsterblichkeit hat; der da wohnt in einem Licht, da Niemand zukommen kann; welchen kein Mensch (13) gesehen hat, noch sehen kann; dem sei Ehre und ewiges Reich! Amen.

#### Parallelen und Anmerkungen.

- (1) Cap. 4, 8. (2) Spr. 15, 16.; Ps. 14, 11, 12. (3) Pred. 5, 14 2c. 2c. (4) 1. Mos. 28, 20.; Spr. 30, 8. (5) Spr. 23 4.; Cap. 28, 22. (6) 2. Mos. 23, 8. (7) 2. Tim. 2, 22. (8) 1. Cor. 9, 25, 26. (9) 5. Mos. 32, 39 2c. 2c. (10) Joh. 18, 36, 2c. 2c.; Cap. 19, 11. (11) Offb. 17, 14.; Cap. 19, 16. (12) 5. Mos. 10, 17. (13) Joh. 1, 18.

**Haupttext:** Sie sind nicht von der Welt, gleichwie auch Ich nicht von der Welt bin. Joh. 17, 16.

**Zeit:** 67 nach Chr. **Ort:** Macedonien.

1. Timotheus war der Sohn einer jüdischen Mutter Namens Eunice und eines griechischen, also heidnischen Vaters, der aber aller Wahrscheinlichkeit nach der jüdischen Religion zugeneigt und mit dem Gott Israels bekannt war. Er war geboren in Lystra, Lycaonien, einer Landschaft Kleinasien. Seine Mutter war eine fromme Frau und ebenso seine Großmutter Lois. Von ihnen wurde Timotheus in der Gottesfurcht erzogen und schon früh in der heiligen Schrift unterrichtet. 2. Tim. 3, 15. Ein schönes, nachahmungswürdiges Beispiel für christliche Mütter. Paulus fand ihn als einen frommen Jüngling in seiner Vaterstadt Lystra, als er dorthin kam, das Evangelium zu predigen. Nachher wurde er ein fast beständiger Begleiter Pauli auf seinen Reisen und ein treuer Mitarbeiter am Reiche Gottes, den er seinen getreuen und lieben Sohn nennt und von ihm schreibt, daß er keinen um sich habe, der sogar seines Sinnes sei, wie Timotheus. Selbst in den Banden der ersten Gefangenschaft verließ er ihn nicht, und in seiner letzten wurde er von Paulus wieder nach Rom gerufen und blieb wahrscheinlich bei ihm bis zu dessen Märtyrertode.—Auf seiner letzten Reise nach Ephesus und Macedonien ließ Paulus den Timotheus an erst genanntem Orte, bis er wieder zurückkehren werde, wie er es nach 1. Tim. 3, 14. 15. beabsichtigt hatte. Timotheus war damals noch ein junger Mann, der in Ephesus ererblichen

Lehrern zu widerstehen hatte und Mißbräuche in der dortigen Gemeinde abschaffen sollte. Zur Ermutigung schrieb ihm nun Paulus diese Epistel und gab ihm Anweisung, wie er den Lehrern gegenüber sich verhalten und als Hirt und Vorbild der Herde selbst wandeln und lehren soll. Es ist überhaupt die ganze Epistel eine heilsame Verordnung für die Kinder Gottes in der Kirche des Herrn, wie sie sich in ihren verschiedenen Beziehungen zu verhalten haben. Der Christ kann daraus ersehen, welche Stellung er jederzeit einnehmen soll.

II. Die Vortrefflichkeit der Genügsamkeit.—B. 6—8. Nach Cap. 4, 1—8. haben die Zirkelruler zu Epheesus in ihren Lehraufsichten mehr auf das äußere Wesen und den Schein als auf den innern Gehalt des Christenthums gebrungen. Aus dem Lectionscapitel leuchtet sogar hervor, daß die Religion von vielen Bekennern zur Erlangung irdischer Vortheile und weltlichen Gewinns benutzt wurde. Diesem tritt der Apostel entgegen, indem er hervorhebt, daß die Gottseligkeit wohl gewinnbringend ist, aber ganz anderer Art als nach ihrer Auffassung. Sie hat es nicht auf den weltlichen Besitz und irdischen Nutzen abgesehen; denn sie ist in diesen Stücken genügsam. „Gottseligkeit“ begreift in sich selig sein in Gott, was durch einen vom hl. Geiste bewirkten Glauben gewirkt wird. „Genügsamkeit“—genug haben an dem und zufrieden sein mit dem, was man hat. Grund: „Wir haben nichts in die Welt gebracht“, sind



naßend und bloß in die Welt gekommen, wie Hiob sagt. Weltlicher Reitz ist überhaupt nicht unser rechtmäßiges Eigenthum; was wir haben, das haben wir gleichsam nur lehnswise erhalten, das wir bei unserm Tod wieder abgeben müssen. Gott, der uns das Leben gegeben, sorgt auch für die Erhaltung desselben, wozu „Nahrung“, die nöthigen Lebensbedürfnisse—Speise und Trank gehören und „Kleider“, das Erforderliche, den Leib zu decken und zu schützen. Damit kann und soll sich der Mensch begnügen, es ist hinreichend, was für das Leben in dieser Welt erforderlich ist. Beschert ihm Gott mehr, so soll er es mit Dank annehmen und redlich und treulich für ihn verwalten.

**III. Die Gefahr der Ungenügsamkeit—B. 9. 10.** „Die da reich werden wollen“—die sich nicht begnügen lassen mit dem, was Gott ihnen mitgetheilt hat. Es ist hier nicht gesagt, die „reich sind“, sondern „reich werden wollen.“ Reich sein ist an und für sich kein Unrecht, keine Sünde, wenn der Reichtum nach Gottes Wohlgefallen verwendet wird. In unnüßiger Begierde nach Reichtum, die erlaubte und unerlaubte Mittel zu dessen Erlangung sich dienstbar macht, liegt die große Gefahr. Es bringt in „Versuchung“ durch ihre Sucht nach Reichtum verblendet zu werden, daß sie zuweilen unwissenschaftlich meistens aber wissenschaftlich Wege einschlagen und Mittel gebrauchen, die unrecht und sündlich sind. „Stricke“, Fallstricke oder Netze, die der Satan ihnen legt, um sie ins Verderben zu ziehen. „Thörichte und schädliche Lust.“ Das unordentliche Verlangen nach Reichtum ist immer thöricht, unvernünftig, weil es sündlich und daher schädlich ist, und dem Menschen nur einen vermeintlichen, zeitlichen also vergänglichlichen Vortheil, dagegen aber einen ewigen Nachtheil bringt. „Sie versenken den Menschen ins Verderben und Verdammniß“, machen ihn unglücklich für alle Ewigkeit. „Geiz ist eine Wurzel alles Uebels.“ Unter Geiz ist eine übermäßige Geldliebe zu verstehen. Man könnte auch sagen: eine Quelle alles Uebels. Der Geiz hat schon viele zu allerlei Sünde verleitet. Es nannte Jemand einmal den Geiz eine Hauptstadt und Residenz aller Laster. Geiz verurtheilt: Unarmherzigkeit, Betrug, Wucher, Diebstahl, Mord, Meineid 2c. 2c. Er ist ein leib- und seelenverderbendes Unthier. Er frisst um sich wie der Krebs, ganze Familien und Gemeinden sind schon durch ihn ruiniert worden. Christen haben sich hauptsächlich davor zu bewahren. In Ephesus haben sich einige von ihm überwinden lassen und „sind am Glauben irre gegangen“, d. h. sind auf Irrwege gerathen durch ihre Habgucht. Man kann nicht Gott und dem Mammon dienen. „Machen ihnen selbst viele Schmerzen.“ Der unerfütterliche Erwerb und das ängstliche Sorgen des Erhaltens bereitet dem Geizigen Unruhe, Kummer, Sorgen und Gewissensbisse und das besonders, wenn er einen Verlust erleidet, wodurch auch schon mancher zum Selbstmord getrieben wurde. Die Schmerzen der Höllequal wird er in der Verdammniß erleiden müssen.

**IV. Des Christen Beruf.—B. 11-16.** Dieser ist das Böse zu meiden und das Gute zu thun. Unter dem „Gottesmenschen“ B. 11 ist im engeren Sinn Timotheus verstanden. Es ist ein Titel, der den Propheten und Lehrern im Alten Bunde beigelegt wurde. Im weitern Sinne können aber alle wahrhaften Christen „Gottesmenschen“ genannt werden, nicht nur darum, weil sie aus Gott geboren sind und Gott angehören, sondern auch weil sie Gott dienen und einen göttlichen Wandel führen. Das christliche Leben besteht nicht nur in einem negativen Verhalten, dem Uebel zu widerstehen, es zu meiden und zu fliehen, sondern auch in einem positiven Handeln, in dem Bestreben, der göttlichen Tugenden und Eigenschaften immer mehr theilhaftig zu werden. „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens.“ Dieser Kampf ist ein geistlicher und muß daher auch mit geistlichen Waffen ausgefochten werden (s. Lection vom 17. August). Er richtet sich gegen die Sünde und alle Ungerechtigkeiten. Ein Bild hergenommen von den griechischen Spielen, wie auch „ergreife das ewige Leben.“ Das ist der Gewinn oder Sieg des guten Kämpfers. Wie hier auf Erden der Glaubenskampf gekämpft werden muß, so muß auch hier schon das ewige Leben erlangt werden. Unter dem ewigen Leben wird nicht bloß das zukünftige Leben in der himmlischen Seligkeit verstanden, das erst nach dem Tod erlangt werden kann, sondern jenes

Leben, das hier in der Seele des Menschen durch den heil. Geist bewirkt wird, sobald er Christum im Glauben zur Vergebung seiner Sünden ergreift. Dazu ist jeder Mensch von Gott „berufen“ und bestimmt, aber nicht alle folgen dem Ruf. „Und bekannt hast ein gutes Bekenntniß vor vielen Zeugen.“ Auf Timotheum beziehend sind diese Worte zunächst auf seine Einsegnung zum Amt eines Lehrers und Evangelisten der Kirche zurück zu führen, finden aber auch ihre Anwendung bei jedem Christen, der vor der Kirche, vor der Welt und überall, wo es von ihm gefordert wird und er Gelegenheit hat, ein gutes Zeugniß für Christum ablegen soll, beides durch Wort und Wandel. Auch darin, wie in seinem ganzen Leben, soll der Christ seinen Herrn zum Vorbild nehmen, der „unter Pontio Pilato bezeuget hat ein gut Bekenntniß“ als er von diesem verhört wurde und den Tod vor Augen sah. Es muß der Christ als ein Kind Gottes nach dem Willen und Wohlgefallen des himmlischen Vaters leben, der seinen Geist ihnen gegeben und solche Leute aus ihnen gemacht, die in seinen Wegen wandeln, seine Rechte halten und darnach thun. Ihr Bestreben muß sein, gerecht und gottselig zu leben in dieser Welt. Das gebietet der Apostel, wenn er sagt: „Halte das Gebot ohne Flecken, untadelig“ und zwar so lange bis zur „Erscheinung Jesu Christi.“ Diese war und ist unbekannt, wenn sie erfolgen wird. Gott hat sich „seine Zeit“ vorbehalten. „Der Selige.“ Gott ist in sich selbst selig, ohne unser dazuthun, er ist der Urquell, von dem alle Seligkeit ausfließt. „König aller Könige; Herr aller Herren.“ Gott ist ein absolut unumschränkter, keinem anderen Wesen verantwortlicher Herrscher. Der Höchste Himmels und der Erde, unter dessen Herrschaft und Gewalt alle andern Könige und Fürsten stehen. „Der allein Unsterblichkeit hat.“ Diese hat er nicht durch die Macht eines andern, wie Diejenigen, welche durch ihn dieselbe erlangen, sondern durch seine eigene Kraft. Er ist somit der Ursprung der Unsterblichkeit, und wir können sie nur theilhaftig werden, wenn wir Theil an ihm haben. Die Wohnung des Herrn ist „Licht.“ Er selbst ist das Licht, und wo er ist, da ist Licht. „Niemand zu kommen kann.“ Der Glanz und die Herrlichkeit des Lichtsweßens ist unerreichbar und unertragbar für einen menschlichen Geist. „Kein Mensch gesehen hat, noch sehen kann.“ Der volle Lichtglanz des Herrn ist so strahlend und blendend, daß kein sterbliches Auge des Menschen vermögend ist, hineinzublicken, und würde es geschehen, die Folge davon wäre eine augenblickliche Vernichtung. Eine nur theilweise Entfaltung brachte dem Saul auf dem Weg nach Damascus schon Blindheit. Seine „Ehre“ und sein „Reich“ vergehen nicht, wie dies bei den Menschen der Fall ist. Ihm wird von allen Seligen und Engeln des Himmels eine ewige Anbetung und Verehrung dargebracht.

**Praktische Anknüpfungen.—1.** Nur in wahrer Gottseligkeit ist wahre Zufriedenheit.

2. Irdischer Reichtum ist scheinbarer Gewinn für dieses, oft Verlust für jenes Leben; Gottseligkeit ist Gewinn für Zeit und Ewigkeit.

3. Wir können bei unserem Tode nichts Irdisches mitnehmen; aber durch treue Verwaltung unserer Güter können wir uns Schätze sammeln im Himmel.

4. Bedenke, mit welcher schrecklichen Gefahren die Sucht nach Reichtum verbunden ist.

5. Das Mittel, davor bewahrt zu bleiben, ist „solches zu fliehen und den guten Kampf des Glaubens zu kämpfen.“

6. Es ist gut, ein freudiges Bekenntniß der Religion zu machen, wenn unser Wandel unser Bekenntniß unterstützt.

7. Welch einen herrlichen, großen Vater haben wir im Himmel, dessen Erben wir sind. Wie sollte uns dieser Gedanke zur Demuth, Treue und Dankbarkeit bewegen!

**Kleinfinderklasse.—**Wenn der Lehrer mit dieser Lection den Kleinen begreiflich macht, wie schädlich die Sucht nach Geld und irdischem Gut, welche schon oft in kleinen Gemüthern reißt fest, ist, so leistet er Großes. Das wird wohl am besten geschehen können, indem er ihnen an erhabenen Vorbildern, vor allen an unserm Heiland und auch Männern wie Paulus u. a. m. zeigt, wie groß und glücklich man auch in Armut sein kann, und wie die Gottseligkeit für Zeit und Ewigkeit ein großer Gewinn ist. Daß aber Reichtum kein wahres Glück bringt, zeigen uns Charakter wie der reiche Mann im Evange-



kum, der reiche Jüngling 2c. Zufriedenheit liegt nicht im Reichthum, sondern in der Zufriedenheit liegt Reichthum. Dann schärfe man besonders ein, daß wir Das, was wir besitzen, von Gott haben, dasselbe treu und nach Gottes Willen verwalten und Rechenschaft davon geben müssen.



**Wandtafel-Gebrauchsanweisung.**—Diese Lection handelt vornehmlich von der Gottseligkeit. Da ist nun unten die Erde, in der Mitte ein Auge und oben eine Krone abgebildet. Das Auge ist von der Erde weg auf die Krone gerichtet. Dieses versinnbildlicht, wie der Blick des Christen hinweg von der Welt auf „das, was droben ist,“ gerichtet ist. Der Christ ist wohl in der Welt, aber nicht von der Welt. Sein Dasein ist auf Erden, sein Wandel im Himmel—himmlisch. Er blickt auf die Krone, nicht mit dem Blick der Selbstsucht, sondern mit Liebesheimweh nach dem, der ihn erlöst hat.

**Illustrationen.**—Wahrer und falscher Reichthum. Darüber siehe „Goldkörner“ die Abtheilung: „Reichthum“, S. 196. B. 16. Niemand kann Gott sehen. „Ihr lehrt mich,“ sagte der Kaiser Trojan zu Rabbi Josua, „daß euer Gott überall sei. Ich möchte ihn doch einmal sehen.“ Der Rabbi sagte ihm, daß kein sterbliches Auge die Herrlichkeit des allgegenwärtigen Gottes anschauen könne. Aber Trojan war damit nicht zufrieden und meinte, wenn Gott überall sei, so müsse man ihn auch sehen können. „So siehe einmal einen seiner Diener,“ sagte Josua, nahm den Kaiser hinaus und forderte ihn auf, in die Sonne zu schauen, welche vom Mittagshimmel herabstrahlte. „Ich kann nicht,“ sagte Trojan, „das Licht blendet mich.“ „Nun, wenn du nicht einmal das Licht seines Geschöpfes vertragen kannst, wie könntest du dann Gottes Herrlichkeit schauen?“ sagte Josua.

## Der Christ als Bürger.

### 12. Lection: Titum 3, 1–9. — Sonntag den 21. Sept. 1879.

1. Erinnere sie, daß sie den Fürsten und der (1) Obrigkeit unterthan und gehorsam seien, zu (2) allem guten Werk bereit seien.
2. Niemand lästern, nicht habern, (3) gelinde seien, alle Sanftmüthigkeit beweisen gegen alle Menschen.
3. Denn (4) wir waren auch weiland unweise, ungehorsame, izzige, dienende den Mästen und mancherlei Wollüsten, und wandelten in Bosheit und Neid, und haßten uns unter einander.
4. Da aber (5) erschien die Freundlichkeit und Barmherzigkeit Gottes, unsern Seilandes.
5. (6) Nicht um der Werke willen der Gerechtigkeit, die wir gethan hat-

ten, sondern nach seiner Barmherzigkeit machte er uns selig, durch das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des hl. Geistes.

6. Welchen er (7) ausgegossen hat über uns reichlich durch Jesum Christum, unsern Seiland;

7. Auf daß wir durch desselbigen Gnade (8) gerecht, und (9) Erben seien des ewigen Lebens, nach der Hoffnung

8. Das ist je gewißlich wahr. Solches will ich, daß du fest lehrest, auf daß die, so an Gott gläubig sind geworden, in (10) einem Stande guter Werke gefunden werden. Solches ist gut und nütze den Menschen.

9. Der (11) thörichte Fragen aber, der Geschlechtsregister, des Bants und Streits über dem Gesetz, entschlage dich; denn sie sind unnütze und eitel.

### Parallelen und Anmerkungen.

- (1) 1. Petr. 2, 13. 2c. 2c. (2) Eph. 2, 10; 2. Tim. 3, 17. (3) Gal. 6, 1; Eph. 4, 2; Phil. 4, 5. (4) 1. Cor. 6, 11; Eph. 2, 2; Cap. 4, 17. 18; Cap. 5, 8. (5) Cap. 2, 11; 1. Joh. 4, 9. (6) Eph. 2, 8. 9; 2. Tim. 1, 9. (7) Ezech. 36, 25; Joel 3, 1; Joh. 7, 39. (8) Röm. 5, 1. (9) Röm. 8, 17. (10) B. 14. (11) 1. Tim. 4, 7.

**Haupttext:** So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Matth. 22, 21.

Zeit: 67 nach Chr. Ort: Wahrscheinlich Ephesus.

I. Titus war seiner Geburt nach ein Grieche und somit ein Heide, der aber durch Paulus zum Christenthum bekehrt wurde, welcher ihn als seinen Sohn bezeichnete und bei verschiedenen Gelegenheiten zu seinem Begleiter erwählte. Er war ein treuer Gehülfe und Mitarbeiter Pauli. Er war sein Gefährte als er zum ersten Mal gefangen nach Rom geführt wurde. Und als er nach seiner Befreiung wieder nach dem Orient reiste und auf Creta predigte, ließ er Titus hier, das Werk weiter zu betreiben. Während seiner Wirksamkeit unter den Bewohnern dieser Insel schrieb Paulus seine Epistel an ihn. Creta ist eine große 160 M. lange und zwischen 6 und 35 M. breite Insel im mittelländischen Meer. Sie heißt jetzt Candia. Es ist eine sehr fruchtbare Insel mit kräftigen, aber vielen Lästern, hauptsächlich dem Vigen, ergebenen Einwohnern. Wann und von wem die christl. Gemeinde daselbst gegründet worden ist, ist ungewissen. Es ist möglich, daß das Evangelium schon von den Zuhörern nach dem ersten Pfingstfest dorthin verpflanzt wurde, da unter den anwesenden fremden Juden bei der Ausgießung des heil. Geistes auch Creter, Bewohner der Insel Creta, waren.

II. Nachdem der Apostel die Gläubigen an ihre schuldige Pflichten gegen ihre Mitchristen erinnert hatte, erachtete er es weiter für nothwendig, sie besonders auch an diejenigen zu erinnern, die sie gegen die Nichtchristen und ihre rechtmäßigen Herren zu erfüllen schuldig sind. Die Creter hatten eine besondere Charaktereigenthümlichkeit; sie waren ein rebellisches Volk. Darum glaubte der Apostel es als ganz besonders nöthig, sie zum unterthänigen Gehorsam zu ermahnen und das

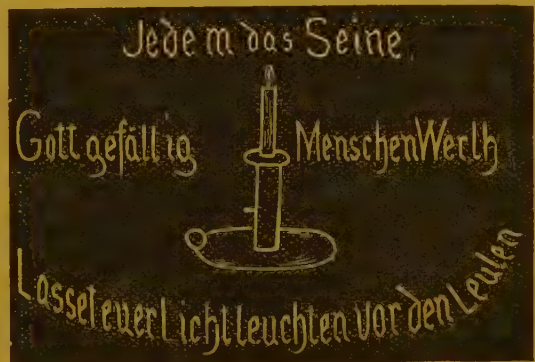
hauptsächlich noch, weil nicht wenige unter den dortigen jüdischen Christen eine Neigung äußerten, ihrer heidnischen Obrigkeit zu widerstehen und das Joch der Römer abzuschütteln. „Den Fürsten und der Obrigkeit unterthan.“

B. 1. Die damalige Obrigkeit der Creter waren die Römer. Es ist die Pflicht der Christen, derjenigen Obrigkeit, deren Schutz sie genießen, als pflichttreue Bürger unterthan und gehorsam zu sein. Röm. 13, 1–7. „Unterthan“ ist man mit dem Herzen; es ist etwas innerliches, während „gehorsam“ etwas äußerliches, eine nach Außen hin fundgebende Unterthänigkeit des Herzens ist. „Bereit zu allem guten Werk.“ Die Christen sollen in allen Lebenshandlungen zeigen, daß ein guter Christ auch ein guter Bürger ist. Das ist heute noch der Fall, und war zu jener Zeit ganz besonders nothwendig und wichtig, weil das Christenthum und mit ihm die Christen von ihren Feinden als gefährlich für Staat und Obrigkeit verlästert wurden. Ein Geschrei, das auch jetzt wieder der Mund des Unglaubens erhebt. In B. 2 werden einige vortreffliche Lebensregeln namhaft gemacht. „Niemand lästern.“ Dieses ist nicht allein gegen die Obrigkeit, sondern gegen Jedermann zu befolgen. Es ist dem Christen nicht erlaubt, irgend einen Menschen zu verleumben, zu schelten oder irgend etwas zu thun, das unserem Nebenmenschen Nachtheil bringen könnte, sei es in Wort oder That. Ebenso wenig „haben“, zanken oder streiten auf irgend eine Art. Aber „gelinde“ sein, auch gegen Die, die uns unrecht thun mögen. Lieber das Unrecht zu leiden als zu thun. Nicht herrschsüchtig und bitter, sondern nachgiebig und schonend zu sein. „Alle Sanftmüthigkeit beweise“



sen gegen alle Menschen." Das ist eine Hauptzierde des Christen und ist viel besser als Gewaltthätigkeit und Herrschsucht. Mit Sanftmuth werden unsere Feinde eher als mit irgend etwas sonst besiegt und für Christum gewonnen. Sie sammeln mit Liebe gepaart feurige Kohlen auf ihr Haupt. B. 3. Den Unbekehrten gegenüber sollten die Christen nie vergessen, daß es eine Zeit gab, wo sie in denselben Verhältnissen sich befanden, wie diese, und auch waren „unweise“, die wahre Weisheit zur Seligkeit nicht hatten, Gottes Willen und Gebote nicht erkannten, Thoren und Narren waren. Ps. 94. Im unbekehrten Zustande ist der Mensch so unverständlich, daß er alle geistliche und göttliche Dinge für Thorheit hält. Ein solcher erkennt nicht die Verborgenheit seines Herzens, nicht das Heil in Christo Jesu, und daß es für den Menschen nichts besseres gibt, als Gott zu dienen. Und dennoch hält er sich für klug. „Ungehorsam“ gegen Gott und sein Gebot. „Irrig“ in Folge von Unwissenheit den rechten Weg nicht gewußt. „Dienen den Lüsten und mancherlei Wollüsten.“ Lust ist ein starkes, unmäßiges Verlangen irgend einer Art. Wollüste oder sinnliche Vergnügungen, denen der unübergeborene Mensch sich hingibt. „Und wandelten in Bosheit und Neid.“ Bosheit und Neid sind unterschieden. Die Bosheit ist die gottlose Begierde, dem Nächsten Schaden zu thun an Leib, Gütern, Ehre etc. Aber der Neid sucht solches nicht sowohl, als daß er macht, daß der Mensch unzufrieden ist und es nicht vertragen kann, wenn dem Nächsten ein Glück bevorsteht oder es denselben wohl geht. Kann die Bosheit dem Nächsten Schaden zufügen, so thut sie es, wenn sie es aber nicht fertig bringt, so mißgönnt der Neid dem Nächsten doch das Gute. „Gasseten uns unter einander,“ hatten keine brüderliche Liebe gegen einander. Dies ist der Zustand des unbekehrten Menschen. Anders aber ist es, wenn bei ihm, B. 4, erscheint die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes, unseres Heilandes. Der Grund unserer Seligkeit ist die Liebe und Güte Gottes. Diese zeigt sich vielfältig, aber ganz besonders in dem Erscheinen Christi auf Erden im Fleisch und Blut. Christus starb nicht für uns, Gott zu veranlassen, daß er uns liebe, Gott liebt uns allbereits und darum starb Christus für uns. In diesem Vers haben wir ein Zeugniß für die Dreieinigkeit Gottes, die an unserer Seligkeit betheilig ist. B. 5. Unsere Seligkeit beruht nicht auf des Menschen Werk oder seiner eigenen Werkgerechtigkeit. Unsere Werke, die nicht aus dem Glauben kommen, sind Sünde. Durch den Glauben allein können wir die durch Christum erworbene Gerechtigkeit Gottes erlangen und selig werden, aber nicht in Sünden oder mit Sünden, sondern allein erlöst und befreit von Sünden. Und das geschieht nur aus Gnaden durch „seine Barmherzigkeit“. Kein Mensch kann Anspruch machen auf die Seligkeit; er hat es nur der unendlichen Liebe Gottes zu verdanken. „Vad der Wiedergeburt.“ Unzweifelhaft spricht hier der Apostel von der Taufe, durch welche jene Leute, die früher Heiden gewesen, in die Kirche aufgenommen wurden, und die ein sichtbares Zeichen oder Abbild der Reinigung durch den heil. Geist der wirklichen Wiedergeburt ist. Sie ist nicht die Wiedergeburt selbst, sondern nur ein Vad — ein Abbild derselben. Es ist die Taufe ein göttlicher Befehl und sollte von Niemand unterlassen werden. „Erneuerung des heil. Geistes.“ Der Mensch erlangt in der Wiedergeburt nicht nur Vergebung seiner Sünden, sondern sein Herz wird umgeschaffen, das alte verdorbene, das sündliche Herz wird durch die Neugeburt erneuert, daß er gerecht, fromm, gottselig und heilig leben kann. In B. 6 ist die Rede von der Ausgießung des heil. Geistes. Derselbe ist in einem besondern Maße ausgegossen worden über die Apostel und Gläubigen am ersten Pfingstfeste. Aber auch hernach und bis heute haben zu allen Zeiten die Gläubigen den heil. Geist erlangt. Wir müssen darum beten, und je ernstlicher wir darum bitten, desto reichlicher wird er in unsere Herzen ausgegossen. — Ueber Erklärung des 7. Verses siehe Lect. vom 1. Juli. — „Das ist je gewißlich wahr.“ B. 8. Diese Worte beziehen sich auf die im Vorhergesagten ausgesprochenen Heilswahrheiten und dienen zur stärkeren Befräftigung der angeführten Thatfachen. Der Apostel, vom Ernst und der Wahrhaftigkeit dieser göttlichen Lehre durchdrungen, fordert von Titus und allen Dienern des Wortes, sowie auch S. S. Lehrern, daß sie davon nicht ablassen, nicht abweichen, sondern „fest lehren“, den zu Unterrichtenden bringend ans Herz

legen sollen, die Lehre von der freien, überschwänglichen Gnade Gottes, die allen Menschen durch Jesum Christum widerfahren soll, weil dies das einzige Mittel ist, wodurch Sünder gerettet und selig werden können. Um dieses vollführen zu können, muß der Lehrer aber selbst von dieser Gnade durchdrungen und fest gegründet in der Wahrheit sein. „An Gott gläubig geworden, in einem Stand guter Werke erfunden werden.“ Der durch den heil. Geist bewirkte Glauben im Menschen bringt Leben in die Seele. Der Beweis eines geistigen Lebens sind gute Werke als Früchte des Geistes. Es dient dies nicht nur den Gläubigen selbst zum Segen und ist ein Erkennungszeichen ihres Gnadenstandes, sondern zugleich eine Veranlassung für Andere, der Heiligung des Lebens mehr nachzustreben. Im 9. B. zuletzt gibt er Verhaltensmaßregeln bezüglich gewisser Dinge, womit Viele geplagt sind und Andere geplagt werden. Da sind vor allem „thörichte Fragen.“ Es sind dies Fragen, wie z. B.: Was hat Gott gethan, ehe er die Welt schuf? Woher nahm Noah sein Vieh? Woher nahm Noach das Futter für die Thiere in der Arche? Wie konnte Elias in einem feurigen Wagen gen Himmel fahren, ohne sich zu verbrennen? Solche und andere Spitzfindigkeiten, die bedeutungslos sind für die Seligkeit. „Geschlechtsregister“ oder Verzeichnisse unserer Vorfahren, von wem wir abstammen. Allerdings hielten die Juden sehr gewissenhaft auf ein wahrheitsgetreues Geschlechtsregister und es war dies nöthig wegen der genauen Angabe der Abkunft des verheißenen Messias, nachdem dieser aber erschienen und das Werk der Erlösung vollbracht ist, hat unsere Abstammung für uns selbst keine Bedeutung mehr. Die Wichtigkeit ist die, ob wir aus Gott geboren und dem auserwählten Geschlecht des Volkes Gottes angehören. „Zank und Streit über dem Gesez.“ Dieses war hauptsächlich häufig bei den Schriftgelehrten und Pharisäern der Fall, welches die größten und kleinsten Gebote oder Verbote seien und wie man die Aufträge der Aeltesten zu halten habe und dgl. Auch unter den Aposteln und ersten Christen kam es öfters vor wegen der Beschneidung, gewisser Speisen etc. etc. Und in der jetzigen Christenheit ist es noch nicht ausgestorben wegen verschiedener Ceremonien, Gebräuche und anderer Dinge. Unwichtige Dinge, über die oft viel Lärm geschlagen wird, aber „unnütz und eitel sind“, weil Zank und Streit über dieselben unnöthige Zeit und Kraft in Anspruch nimmt und zur Seligkeit nicht förderlich, sondern hinderlich ist. Am besten ist es, man läßt sich mit solchen Dingen nicht ein und wandelt durch die Gnade Gottes in den Wegen des Herrn als frommer Christ und guter Bürger zum Preise Gottes.



**Wandtafel-Gebrauchsanweisung.** — Hier ist ein Licht, welches in der Mitte, ohne Hinderniß leuchtet. Das bildet den Christen ab, wie er in der treuen Pflächterfüllung in allen Dingen und gegen Jedermann ein „Licht der Welt“ ist. Er läßt sein Licht leuchten; gibt Jedem das Seine und ist somit Gott gefällig und den Menschen werth. Man gebrauche das Licht also als Sinnbild christlicher Treue gegen Gott, gegen die Obrigkeit und alle Menschen. Es ist auch ein Bild des Tages, der Lauterkeit, der Gottseligkeit.

**Praktische Rußanwendungen.** — 1. Ein guter Christ ist ein guter Bürger.



2. Ein wahrer Christ zeigt seine Frömmigkeit nicht nur bei Gläubigen, sondern besonders auch im Handel gegenüber den Weltmenschen.

3. Nicht unserer Frömmigkeit sondern Gottes Gnade hat der Christ zu danken, daß er den Lastern entronnen ist.

4. Es ist nicht unsere Kraft sondern die Kraft des heiligen Geistes, daß wir in einem neuen Leben wandeln.

5. In diesem Geiste soll nun der Christ leben und wirken.

6. Unser Leben ist zu wichtig und zu kurz, um uns mit unbedeutenden Sachen zu beschäftigen.

**Kleinkinderklasse.**—In dieser Section bietet sich eine gute Gelegenheit, den Kleinen Achtung und Gehorsam gegen Vorgesetzte einzuschärfen und daß sie Jedermann mit Ehrerbietung behandeln sollen. Solchen, welche in kirchlichen oder weltlichen Aemtern stehen, sollen sie die gebührende Ehre erzeigen 1. aus Gehorsam gegen Gott; 2. weil es gesitteten Leuten ge-

zient und 3. weil es zum Wohlergehen der Gesellschaft gehört. Ein warnendes Beispiel für Solche, welche der Obrigkeit nicht unterthan sind, finden wir bei Absalom.

**Illustrationen.**—B. 1. Der Staat ist wie eine große Maschine, wovon die Obrigkeit die Aufsicht übernommen hat. Greift nun ein Rad zeitig und regelmäßig ins andere, d. h. sind die Unterthanen gehorsam, so geht das ganze Werk schön voran und kann vieles bezweckt werden. Ist aber das Gegentheil der Fall, so ist das Ende trauriger Ruin.

B. 2. Niemand lästern. Einst hatten sich zwei Männer beruneimigt. Der eine war trotzig und nicht zur Versöhnung geneigt. Der andere aber hob überall die guten Eigenschaften seines früheren Freundes hervor und hütete sich, ja nichts Böses von ihm zu reden. Als jener dieses endlich hörte, bat er seinen Freund um Verzeihung, und ein angenehmes Verhältniß war wieder hergestellt.

## Vierteljährliche Uebersicht.—Sonntag den 28. September.

Section.	Thema.	Haupttext.	Lehre.
1. Röm. 5, 1—10.	Friede mit Gott.	Nur wir denn sind gerecht 2c.	Gerechtigkeit bringt Frieden.
2. Röm. 8, 28—39.	Die Sicherheit d. Gl.	Ist Gott für uns, wer mag 2c.	Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?
3. 1. Cor. 13, 1—13.	Christliche Liebe.	Nun aber bleibet 2c.	Die Liebe ist die Hauptsache.
4. 1. Cor. 15, 50—58.	Sieg über den Tod.	Ich bin die Auferstehung 2c.	Das Leben Christi unser Leben.
5. 2. Cor. 5, 14—21.	Von der Versöhnung.	So sind wir nun 2c.	Christus starb für uns, wir sollen für ihn leben.
6. Gal. 5, 22—26; 6, 1—9.	Die Frucht d. Geistes.	Irrt euch nicht 2c.	An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.
7. Eph. 6, 10—20.	Die Rüstung des Chr.	Zieht an den 2c.	Wer überwindet wird gekrönt.
8. Phil. 2, 1—13.	Der Sinn Christi.	Ein Jeglicher sei 2c.	Christi Geist, Christi Sinn.
9. Col. 3, 16—25.	Thätiges Christenth.	Und Alles, was ihr 2c.	Wirkt so lange es Tag ist.
10. 1. Thess. 4, 13—18.	Die Zukunft Christi.	Und werden also 2c.	Der Herr kommt—wachtet!
11. 1. Tim. 6, 6—16.	Der Christ in d. Welt.	Sie sind nicht von 2c.	Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze.
12. Tit. 3, 1—9.	Der Christ als Bürger.	So gebet dem 2c.	Ehre dem Ehre gebühret; Gehorsam dem Geh.

**Fragen.**—1. Friede: Warum? Mit wem? Durch wen? Wozu? 2. Sicherheit: Wer? Durch wen? In wem? Vor wem? 3. Liebe: Ihre Stellung? Wie ist sie? Wie ist sie nicht? Ihre Dauer? 4. Sieg: Wie? Ueber wen? Durch wen? Wozu soll uns das bewegen? 5. Versöhnung: Warum nöthig? Wer hat sie erworben? Mit wem veröhnt? Wer verfühnt sie? 6. Frucht: Was säen? Wohin säen? Was ernten? Wie ernten? 7. Rüstung: Wessen Rüstung? Worin besteht dieselbe? Wozu anziehen?

Wie gebrauchen? 8. Christi Sinn: Wie ist er? Wie zeigt er sich? Wie ist er nicht? Wer gibt ihn? 9. Thätig: Was thun? Wie thun? Wie sein? Die Weiber? Die Männer? Die Kinder? Die Knechte? 10. Zukunft Christi: Wie? Wann? Wozu? Für die im Glauben Entschlafenen? Im Glauben Lebenden? Gottlosen? Wozu gereicht es den Frommen? 11. Christ: Wie sein? Wie nicht sein? Was fliehen? Was kämpfen? Was halten? 12. Der Christ: Wie gegen die Obrigkeit? Gegen die Mitmenschen? Warum (B. 8)? Was nicht thun (B. 9)?

## Hinterstübchen.

**Unehrllichkeit.**—An Keinen und großen Dingen kann man's heutzutage überall deutlich merken, wie tief die Unehrllichkeit in den Leuten sitzt. Davon hier ein neues Beispiel. Sitze ich da neulich auf der Strassenisenbahn. Neben mir ein Schneiderlein. Kommt ein Frauenzimmer in den Car, reicht ihrem Nebenmanne 10 Cents, um wechseln zu lassen, damit sie ihre erforderlichen fünf Cents in den „Zahlkasten“ legen könne. Nebenmann reicht dem Schneiderlein die 10 Cents, Schneiderlein läßt wechseln und der Fuhrmann gibt irrtümlicher Weise 50 Cents statt 10 Cents zurück. Schneiderlein öffnet, brummt etwas in den Bart, legt fünf Cents in den Kasten und gibt die 45 Cents dem Frauenzimmer zurück. Frauenzimmer betrachtet das Geld und—steckt ein.

„Hat Ihnen der Fuhrmann nicht 50 Cents statt 10 Cents gegeben?“ frage ich Schneiderlein.

„Jawohl, der dumme Kerl.“

„Das ist nicht Dummheit, das ist einfach ein Irrthum, der auch dem Klügsten passieren kann,“ sage ich. „Sagen Sie es dem Fuhrmann, damit die Sache recht gemacht wird.“

„Ich dem Fuhrmann sagen? das sollte mir aufliegen. Das macht den Kerl gescheidt, daß er das nächste Mal besser aufpaßt.“

„Nein,“ sage ich, „das macht ihn nicht gescheidt, denn er

findet es am Ende gar nicht aus. Sagen Sie es ihm deßhalb, so wird er sich das nächste Mal besser in Acht nehmen. Zudem wissen Sie doch, daß es höchst unehrlich wäre, den armen Fuhrmann um das Geld zu bringen.“

„Unehrllich!“ lacht Schneiderlein. „Wer ist denn heutzutage noch ehrlich? Die größten Spitzbuben sind die besten. Jeder macht seinen Schnitt wie und wo er kann. Was nützt es ehrlich sein zu wollen, wenn es Andere nicht sind?“

Sage ich: „Das sind mir aber saubere Grundsätze. Wenn die Andern in den See springen, werden Sie Ihnen nachmachen? Es ist Ihre Pflicht diese Unehrllichkeit aufzudecken oder Sie sind so schuldig als die Frau.“

„Ich habe das Geld ja nicht,“ sagt Schneiderlein, „wenn Jemand schuldig ist, so ist es die Frau, welche das Geld eingesteckt hat.“

„Nun, so setzen Sie den Fuhrmann von seinem Irrthum in Kenntniß.“

„Ich thue es nicht.“

„Nun, so werde ich es thun.“ So sagend siehe ich auf und mache den Fuhrmann auf seinen Irrthum aufmerksam. Bei dieser Zeit war der Car voll Menschen und ich muß sagen, es that mir weh, daß die Frau jetzt sollte öffentlich beschämt werden, obwohl sie es verdient hatte.



Der Fuhrmann rief ihr zu und fragte, ob sie nicht statt 10 Cents 50 Cents erhalten habe. Das erste Mal that sie, als höre sie nicht. Das zweite Mal sagte sie, sie glaube, ja. Da mit stand sie auf, zahlte dem Manne die „übergriffenen“ 40 Cents zurück und — — zeigte auch nicht, weder durch Erröthen, oder Niederschlagen ihrer Augen, daß sie sich im Mindesten schämte.

O weh! dachte ich, da ist's schon weit gekommen. Sie war keine Deutsche; aber Schneiderlein gehörte der Nation an, welche so viel mit „deutscher Ehrlichkeit“ prahl.

**Der Schreiber.**—Handelte das soeben mitgetheilte von einem Schneider, so handelt dieses von einem Schreiber. Da ist nemlich unser Stubennachbar W. J., der kommt weit herum in der Welt und erfährt so allerlei. Wenn er dann in rofiger Laune ist, so theilt er mitunter „ebbes“ mit. So war er eines Tages bei einem alten herjigen Ehepaar zu Gast und las ihnen etwas vor. Darauf jagt der Hausvater:

„Ich wott dich doch amol ebbes froge, Br. J. Sag mer nau jucht, wer is selder Mann, vun dem ich so oft les. Der muß wohl noch meh träwwele als die Bischep. Dehlmohl is er in Pennsylvanie, dann widder in der Wescht un dann grad widder in der Jist. Mich wunnert's numme, wie er so hortig rum kumme kann. Er dhut scheint's schier gar nichts als Leichpredbigte halte. Er heist Schreiver.“

Br. J., dem wohl der Lacher näher sein mochte als der Schreiber, erklärte nun wie die Sache sich verhalte, daß nemlich da, wo es in einer Todesanzeige heiße: „Schreiber hielt die Leichenrede“ u., es nicht einen besondern Mann Namens Schreiber, sondern eben den Schreiber dieser Todesanzeige meine.

„Nau, guet emol,“ sagte hierauf der gute Alte, „sell wär mer gar net ei'falle. So geht's wemmer sich net iwwer ebbes befragt.“

**Noch einmal über die Macht der Einbildung.**—In der vorigen Nummer brachten wir einige Stüchgen über die wunderliche Laune der Einbildungskraft. Das Folgende erzählte uns ein Freund:

Ein Mann, welcher an einem warmen Tage das Gebüsch durchstreifte, kam an einen klaren Bach. Erfreut, eine Gelegenheit zur Stillung seines Durstes zu finden, bukete er sich nieder und trank nach Herzenslust. Nachdem er sich jedoch gelabt hatte und wieder aufstand, nahm er wahr, wie einige Schlangen durch das Wasser schlichen. Jetzt sah er auch Schlangeneier im Bache herumschwimmen. Sollte er nicht am Ende von denselben getrunken haben. Wie wenn durch die Magenwärme ein solches Ei ausgebrütet und eine Schlange in seinem Innern sich häuslich einrichten würde? In der That sein Magen fing schon an bedenkliche Warnungszeichen zu geben. Die Idee bemächtigte sich seiner mit solcher Gewalt, daß er bald bedenklich unwohl fühlte. Tagelang ging er traurig umher. Er fing an verschiedene Aerzte zu consultiren. Alle aber sagten ihm, daß er nicht das Mindeste zu befürchten habe. Selbst wenn er ein Schlangenei mitgetrunken hätte, so würden die Verdauungssäfte stark genug sein, dasselbe zu zerstören. Aber die Aerzte hatten gut reden. Sie wußten nicht, welche Stürme in seinem Innern vor sich gingen. Vielleicht fürchteten sie sich sogar, sich auf die Suche nach dem Reptil einzulassen. Was sollte er beginnen? Fühlte er doch zu deutlich, daß mit ihm nicht Alles recht war.

Endlich besprach er sich wieder mit einem andern Arzte. Dieser ging auf seine Idee ein. Möglich könne es immerhin sein, daß die Schlangenbrut seinen Magen bevölkere, meinte der Doktor. Aber da sei zu helfen. Man müsse das Unthier herauschaffen. Der Arzt verordnete deshalb eine entsprechende Diät und setzte die Zeit fest, wann der Schlangeneiogenus ins Werk gesetzt werden solle. Inzwischen fing er sich aber eine kleine Schlange, um dieselbe zur geeigneten Zeit zur Hand zu haben.

Nun wurde der Patient auf den Tisch festgebunden und mit wichtiger Miene begann der Taufendkünstler seine Operationen. Er drückte und rieb Magen, Brust und Hals des Unglücklichen, um dem Störenfried bei seiner Auswanderung als Wegweiser zu dienen. Endlich am Schlund angekommen, bedurfte es nur noch ein Paar erschlängelgefährlicher Kräftanstrengungen mehr und die „neugeborne“ Schlange lag vor aller Augen da. Mit den dankbarsten Blicken schaute der

Kranke zu dem Arzte auf. Aber plötzlich verfinsterte sich sein Antlitz wieder. Konnte nicht das Ungeheuer wieder Eier gelegt und dieselben in seinem Magen zurück gelassen haben? Doch über diese Angst beruhigte ihn der Arzt mit der Bemerkung, dies sei hier nicht möglich, indem das in Frage stehende Reptil eine männliche Schlange sei. Der Kranke war geheilt.

**Bunderliche Leute.**—Ein Franzose reiste mit einem Deutschen zusammen. Da sich Ersterer in der deutschen Sprache zu vervollkommen wünschte, so wurde deutsch gesprochen, welches bei dem Franzmann zu allerlei humoristischen Aeußerungen Veranlassung gab. Als sie durch das Mittelländische Meer dahinfegelten, machte der Franzose seinen Mitreisenden auf einen schönen „Busenmeer“ aufmerksam.

„Nicht Busenmeer, sondern Meerbusen heißt das,“ corrigirte der Deutsche.

„Das ich mir werde merken.“

Bald kam die Rede auf einen französischen Gelehrten, und der Deutsche fragte den Andern, ob er diesen Gelehrten persönlich kenne.

„Gewiß werde ich kennen ihn, ist er doch mein Freundbusen.“

„Nicht Freundbusen, sondern Busenfreund,“ corrigirte der Deutsche wieder.

Jetzt fing der Kamerad aber an ungeduldig zu werden und sagte: „Kuriose Leute, ihr Deutschen. Werdet ihr manchmal haben den Busen hinten und dann wieder vorne.“

**Sie brennen durch.**—Dahinten bei Smartville war ein resolutes Bäuerlein, das einige unverdaute pädagogische Lehrsätze in sich aufgenommen hatte. Noch gar nicht lange aus der Stadt auf dem Lande angekommen, wollte es in Defonomie sein Heil versuchen. Ser's aus Sparsamkeitsrückichten oder aus Vorliebe—das bleibt dahingestellt—kurz und gut, es probirte sein Glück mit einem prächtigen Ochsenpaar. Diese hatten aber noch nicht viel landwirthschaftliche Studien gemacht und mußten demzufolge erst einen kurzen Termin „ochsen“, bis sie ihr Examen absolviren konnten. Herr Professor Ochsenbrüller nahm sie ins College. Draußen auf dem Turnierplatz sollten sie zuerst die Begriffe von „Hot“ und „Hiß“ studiren. Eigenes Beispiel, dachte das Bäuerlein, ist der beste Lehrmeister, und — spannte sich selber neben seinen Herrn Studiosus. So wurde eine Zeit lang auf dem Weg umher manövrirt bis das gelehrige Hornvieh einen klaren Begriff von seiner ersten Lektion hatte. Das ging also soweit gut. Die Reihe kam nun an den andern „Alumnus“, der aber nicht ganz das Begriffsvermögen und die Lernbegierde seines Commilitonen hatte. Es schien ihm in seinem Alumnat nicht ganz so zu behagen als auf den früheren Weidegrößen, wo er in ungeordneten Sprüngen sich tummeln konnte. Für das Bäuerlein ward das verhängnißvoll. In wilden Sätzen holte das ungelehrige Hornvieh aus, seinen Präceptor mit sich fortreisend, jagten sie in athemlosem Lauf den Weg hinab. Sprachlos vor Schrecken mußte das Bäuerlein seine Gehwerkzeuge um die Wette in Bewegung setzen. Den Angstschweiß von seiner Stirne wischend, ruft es den staunend dastehenden Zuschauern aus allen Leibeskräften zu: „D ihr Leut, hebet is doch, hebet is doch, mer brenne jo durch!“

**Bärtige Frauen.**—Die Chronisten des Mittelalters erzählen mit staunender Bewunderung von einer bärtigen Jungfrau, Helena Antonia mit Namen, geboren in Lüttich 1489. Auf der herzoglichen Bibliothek zu Weimar befindet sich ein Portrait dieses Phänomens, das einen so üppigen Vollbart zeigt, daß es mancher Mann um diesen Schmuck wird beneidet haben. Die Lebensgeschichte der merkwürdigen Frau ist folgende: Bereits in ihrem neunten Jahre zeigte sich dieser Haarwuchs im Gesichte, die Eltern bemerkten es mit Staunen und Verbrutz und suchten die unerwünschten Sprossen durch Abschneiden zu vertilgen. Dadurch verschlimmerte sich aber nur noch das Uebel. Nach einigen Jahren hatte das Mädchen den schönsten braunen Vollbart. Die armen Eltern waren anfangs darüber in Verzweiflung, fügten sich aber schließlich in das Unvermeidliche und übergaben die Tochter dem Bischof Ernst von Lüttich, der ein bairischer Herzog war. Durch diesen kam sie zu der Tochter der Erzhersogin Maria von Oestreich nach Graz, welche sie unter ihre Hofdamen stellte.

Sie war von fester Gesundheit, aufgeweckten Temperaments und in mancherlei Arbeiten geschickt. Ihr Gesicht hatte keine Füge und wurde durch ein Paar schwarze feurige Augen gehoben. In ihrem 18. Jahre reichte ihr Bart bis auf die Brust hinab. Sie trug sich im Geschmade ihrer Zeit, und besonders liebte sie lange grüne Kleider. Die Chronisten erzählen nicht, wie lange sie lebte, und ob sie je verheiratet gewesen, wohl aber heben sie hervor, daß Helena Antonia nicht die Einzige ihrer Art gewesen sei, indem sich auch am Hofe des Herzogs Albrecht von Bayern eine bärtige Kammerfrau befunden habe, die allgemeine Bewunderung erregte.

**Königin Elisabeth und der Zahnarzt.**—So viel Mäulichkeit die Königin Elisabeth von England affectirte, so konnte sie sich doch nicht entschließen, sich einen Zahn ausziehen zu lassen, ungeachtet er ihr heftige Schmerzen verursachte und kein anderes Mittel vorhanden war, derselben los zu werden. Vergebens verwendete der Zahnarzt alle seine Vorstellungen, wirkungslos blieben die Bitten der Höflinge. Da setzte sich endlich der Bischof Hymar von London, der zugegen war, in einen Lehnstuhl, winkte dem Zahnarzt, öffnete den Mund und zeigte mit einem Finger auf einen seiner ganz gesunden Zähne. Er ließ sich solchen herausziehen und zeigte ihn hierauf talblütig den Anwesenden. Elisabeth erkaunte über eine solch-ganz gleichgültige Ruhe, gab ebenfalls dem Zahnarzt ein Zeichen und ertrug, ohne ihren Schmerz zu verrathen, diese Operation mit vieler Standhaftigkeit.

**Ein wahres Wort.**—Eine curiose, aber sehr zutreffende Erklärung hat ein Satiriker von den Titeln, Orden und Ehrenkreuzen gegeben. „Was ist ein Titel? Was ist ein Orden?“ fragt er und antwortet darauf: „Es sind Wechsel auf die öffentliche Meinung, zahlbar in Hochachtung, aber ihre Zahlung kann durch nichts erzwungen werden, als durch wahres Verdienst.“

**Eine Zwergen-Hochzeit.**—Als im Jahre 1710 der Herzog Friedrich Wilhelm von Kurland mit der russischen Prinzessin Anna Iwanowna in Petersburg Hochzeit feierte, ließ Fürst Menschikow auf die beiden vornehmsten Tafeln zwei Pasteten auftragen, jede etwa zwei Meter lang, aus welchen beim Zerschneiden zwei wohlgekleidete Zwerginnen hervorsprangen. Der Zar Peter erkaufte die eine mit eigener Hand und trug sie auf die Tafel der Neuvermählten, wo die beiden Zwerginnen ein Menuet tanzten. Dieser Scherz war damals neu am russischen Hofe, und der allgemeine Beifall, der ihm gesendet wurde, brachte den Zaren auf die Idee, in demselben Jahre noch eine Zwergen-Hochzeit durch und mit lauter Zwergen zu veranstalten. Gedacht, gethan. Tags vorher fuhren Zwerge als Hochzeitsbitter in Petersburg umher und bei dem Zuge zur Trauung gingen Zwergen-Marschälle voraus, dem Brautpaare aber folgte der Zar selbst, sowie die Minister, Bojaren und Offiziere nebst einer Reihe von 72 Zwergen und Zwerginnen, von denen mehrere über 100 Meilen weit herbeigeholt worden waren. Nach russischem Gebrauch hielt der Zar eigenhändig den Brautkranz bei der Ceremonie in der Kirche und richtete alsdann einen großartigen Hochzeitschmaus aus. Mit solchem Ernst und Aufwand betrieben damals die Fürsten ihre Spielereien.

**Die letzte Möglichkeit.**—„Sie kennen den Förster Kneisenberg. Denken Sie, was ihm neulich passirt ist. Sie wissen, sein Revier wird viel von Wildbieden heimgesucht. Wenn er nicht seinen Cäsar hätte, er wüßte sich vor Schuffen nicht mehr zu helfen. Cäsar aber stellt ihm jeden Wilddieb. Auf den unglaublich seinen Instinkt dieses Thieres kann er sich verlassen. Cäsar hat noch nie geirrt.“

„Am vorigen Sonnabend saß Cäsar drüben am Hirschgraben eine Fährte auf. Bald darauf hört ihn der Förster belien. Er weiß, Cäsar ist einem Wildbiede auf der Spur. Er eilt hinzu. Richtig stellt das Thier einen alten Handelsjuben. Der Förster fährt ihn an und sagt ihm den Wildfrevler auf den Kopf zu. Der Alte betheuert seine Unschuld. Kneisenberg aber vertraut auf seinen Cäsar. Der Jude muß alle seine Bäckchen aufbinden, alle seine Taschen umdrehen. Es findet sich nichts von Wild vor. Er betheuert und klagt, daß es einen Stein erbarmen könnte. Aber Cäsar ist unfehlbar. Immer bestiger fährt der Förster den Juden an: „Sie müssen etwas von Wild bei sich haben, oder gehabt haben. Der

Hund hat Sie gestellt. Der Hund irrt sich nie.“ Vergebliches Betheuern. „Das wird sich zeigen!“ ruft Kneisenberg und will den Alten vor sich hertreiben. Der Halbtodigeängstigte bricht in Wehklagen aus. Aber alles Bitten und Beschwören prallt an dem Förster ab. Auf einmal scheint dem Händler in seiner Herzensangst ein Licht aufzugehen. Herr Förster—was soll sein?“ ruft er. „Sollte Ihr Hund vielleicht meinen Namen gerochen haben? Ich heiße H i r s c h!“

### Silbenräthsel.

Aus 16 Silben sind 7 Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen den Namen eines frommen Mannes und die Endbuchstaben in gleicher Reihenfolge denjenigen eines berühmten Berges ergeben:

ba, sen, ra, n, ho, miß, na, on, rei, an, hab, ar, bel, si, a, bar.

1. Ein biblischer Name. 2. Ein schrecklicher Zustand. 3. Ein biblischer Name. 4. Ein Mädchenname. 5. Ein Kleidungsstück. 6. Ein Fluß in Italien. 7. Eine gesegnete Sache.

### R ä t h s e l .

Ich armer Tropf bin nie geboren,  
Hab' nie das Licht der Welt erschaut;  
Ich hab mir 's Finst're ausgetoren,  
Wo der mich sieht, dem's niemals graut.

Wie hab' ich Mitleid mit dir Armen,  
Wenn du mich siehst zu jeder Zeit,  
Und ebenso ist's zum Erbarmen,  
Wenn mein Besitz dich niederbeugt.

Oft glaubst du manches zu ergründen  
Und hast als Resultat nur—mich.  
Auch in der Zeitung kannst mich finden  
Und dein Gedante bin oft ich.

Unendlich groß nicht zu ergründen,  
Bin ich das Gegentheil zugleich;  
Und gehst du aus um mich zu finden,  
So suche mich im Schattenreich.

Verlierst du mich so bist du fröhlich,  
Und find'st du mich, bist du betrübt,  
Der Glaub' an mich macht dich nicht selig,  
Weil er nur Hoffnung nimmt statt gibt.

Glaubst du, du hättest mich errathen,  
Und wäñst mich in dem Geisterreich,  
So bist auf Irrweg' du gerathen,  
Bin zwar kein Geist, doch oft ihm gleich.

Nun suche mich, streng' an dein Sinnen,  
Du findest mich, wenn du mich suchst;  
Doch denkst du mich, ist dein Beginnen,  
Mich zu ergründen, faule Frucht.

### Silbenräthsel.

(Erste und zweite Silbe.)

Eine Stadt in Italien, von Rom nicht fern;  
Auch ist's ein Name, den Niemand gern  
Seiner Zeit ausgesprochen und gesehen.

(Dritte Silbe.)

Das Letzte mahnt an des Krieges Wehen,  
Und gehörte früher zu Lager und Heer.  
Das Ganze ist ein Vogel am Meer.

### Auflösung der Räthsel im Juliheft.

Wiherräthsel.—Siebenmeilenstiefel: F. A. Willmann, A. Linden, R. Seib, L. Ströbel, C. A. Ermeling, Ph. Winkler, C. Billing, G. Schaupp, W. G. Messerschmidt, R. Schauff, J. Bucher.

Logogryph.—Psalm—Sal: A. Linden, C. Billing, G. Schaupp, W. G. Messerschmidt.

Räthsel.—Jungfrau: F. A. Willmann, C. Billing, G. Schaupp, W. G. Messerschmidt, R. Schauff, J. Bucher.

Buchstaben-Räthsel.—Lamm—Schlamm: C. A. Ermeling, C. Billing, R. Schauff.







Alm Haus und Hof.



# Das Evangelische Magazin.

Band 11.

October 1879.

Nr. 10.

## Um Haus und Hof.

**D**as Erbe seiner Väter zu verlassen, geht einem deutschen Bauersmann sehr schwer und der Hausmutter wohl noch schwerer. Siehst du, lieber Leser, auf unserem Bilde den gramgefüllten Blick des Hausvaters und das bedächtige Antlitz der Hausmutter? Durch allerlei Heimsuchungen ist das Güttchen verschuldet worden. Der reiche Hofbauer möchte dasselbe nun gerne seiner Gemartung beifügen. Er denkt, jetzt sei der passende Zeitpunkt gekommen und geht deshalb zum „Jüd“, um ihn als Unterhändler mitzunehmen. Dieser läßt sich dann freilich auch willig finden, dem Bauern das Gut seiner Väter „abzuschachern.“ Wie verführerisch klingt die Rede des verschmitzten Jhig, wie verführerisch glänzen die auf dem Tische aufge-

häuften Goldbrollen; aber die Hausmutter sagt ihrem Bauern: Laß dich nicht in Versuchung führen. Wir wollen unsere Pflicht treulich erfüllen und auf Gott vertrauen, er wird uns aus der Noth helfen.“

Und siehe da! Die liebende Zusprache der wackeren Hausfrau haucht neuen Muth und neue Hoffnung in des Verzagten Herz. Die Zukunft erscheint ihm hoffnungsvoller und die Rede des Juden, sowie der Glanz des Goldes, weniger verführerisch. Unverrichteter Sache zieht der Hofbauer knurrend ab und verdrießlich reicht er dem Schmuhl seinen „Schacherpfennig“. Aber unser Bauer geht im Vertrauen auf Gott mit seiner „Hausehre“ muthig ans Werk, und nach einigen günstigen Jahren stehen seine Verhältnisse so, daß er der Zukunft ruhiger entgegen schauen kann. Glückzu!

## Damals und Jetzt.

Von Schwarzwälder.

**F**rüher war es aber doch ganz anders als jetzt,“ sagt mancher oberflächliche Beobachter und will damit andeuten, als wäre es damals besser gewesen. Mit Staunen hängt sein Gemüth am Alten; und die Lieferungen der Kunst und Wissenschaft neuerer Zeit haben keinen Reiz für ihn; er hat versäumt mit der Zeit voranzuschreiten, er ist zurückgeblieben und kann nun das Versäumte nicht mehr nachholen, daher ist ihm jeder Fortschritt ein Greuel, und seufzend gedenkt er der „guten alten“ Zeit.

Es ist wahr, früher war es ganz anders, aber es ist auch gut, daß es nicht so geblieben ist, denn der Fortschritt und die Ausbildung des menschlichen Geistes haben uns Erfindungen gebracht und Geheimnisse aufgedeckt, von denen die guten Alten nicht zu träumen wagten. Das neunzehnte Jahrhundert ragt so weit überse ine Schwestern hinaus, als Saul über seine Brüder. Kein anderes Jahrhundert kommt ihm an Leistungen und Erfindungen gleich. Früher zählte man sieben Wunder der Welt, und in ihrer Art waren sie auch wirklich wunderbar; aber was haben sie beigetragen zur Vervollung, zur Ausbildung und zum Fortschritt des menschlichen Geistes? Es ist anders geworden; die Wissenschaft hat sich mit riesiger Kraft emporgeschwungen, und der erfindende Geist des Menschen hat dem Jupiter seine Blitze entzogen und sie zu dienstbaren Knechten gemacht. Unser Jahrhundert hat mehr gethan fürs Gemeinwohl der Menschheit als irgend ein anderes. Nicht bloß der Reiche, selbst der Ärmste wurde bedacht, und auch der Geringste hat Theil an den dargereichten Segnungen. Aber eben weil das Füllhorn seine Segnungen so reichlich und verschwenderisch spendete, sind die Menschen so sehr geneigt

dessen Gaben zu mißachten und zu unterschätzen. Tausend Dinge gebrauchen wir im alltäglichen Leben, Produkte der Kunst und Wissenschaft, ohne daran zu denken oder zu fragen, welcher forschende Geist sie uns lieferte. Ich schreibe z. B. mit einer goldenen Feder, die ich in ein gläsernes Gefäß tauche, das Tinte enthält. Wie viele Gedanken, wie viel Kopfschmerzen hat es wohl gekostet mir diesen Vortheil in die Hand zu legen? Man ist an diese Dinge so gewöhnt, daß Manche geneigt sind zu glauben, solche Sachen seien einem wackigen Kopf über Nacht eingefallen, und am Morgen waren sie da. Jede Generation hat der nachfolgenden die Frucht ihrer Arbeit hinterlassen, und jedes Geschlecht wuchert mit seinem Erbgut und sucht den köstlichen Schatz zu vermehren.

Doch ich wollte ja vom gegenwärtigen Jahrhundert schreiben und von seinen Lieferungen. Es begann in einem hellen Lichte und auf einer höheren Stufe als alle früheren Jahrhunderte. Oft stand der staunende Beobachter, in tiefes Sinnen versunken, um plötzlich auszurufen: „Weiter kann's nicht mehr kommen, die Welt nimmt bald ein Ende, denn die Menschen werden zu geschlecht!“ Aber die Welt steht noch, und die Erzeugnisse der Kunst und Wissenschaft mehren sich alljährlich. Lassen wir einige Produkte dieses Jahrhunderts Revue passiren, und wir werden Gedanken aufwecken, die wir zuvor nicht kannten.

Im Jahre 1807 las man in den Zeitungen, daß ein gewisser Robert Fulton in New York ein Dampfschiff vom Stapel lassen wollte, um damit den Hudson hinauf zu fahren. Die Masse der Menschen trieb ihr Gespött darüber; Andere bedauerten den Unglücklichen und sagten unverschämten, der Mann

müsse ins Irrenhaus, er könne sonst noch Unheil anrichten. Eine ungeheure Volksmenge stand am Ufer, um den Fehlschlag zu belachen; als aber eine Rauchwolke sich erhob, und „das Ding“ zu zappeln begann und richtig den Fluß hinaufsteuerte, war der Jubel so groß, daß man das Geschrei meilenweit hörte. Einige Zuschauer, auch andere Leute im Land herum, erwarteten aber bald ein göttliches Strafgericht über den Mann herabkommen zu sehen, weil er sich getraute ein solches „Lauß-im-Wasser“ in die Welt hinein zu fuhrwerken. Von jetzt an mehrten sich Dampfschiffe riesig schnell, die Verbesserungen nahmen zu, und selbst die eifrigsten Vertheidiger wurden in Staunen versetzt, denn ihre höchsten Erwartungen wurden weit übertroffen. Wenn uns heute Reisende erzählen, daß sie in zwei Wochen den Ocean durchkreuzten, dann entfährt uns, ohne zu wollen, ein schwerer Seufzer, denn wir gedenken der zwei und drei Monate, die wir mit hunderten Andern, eingepfercht zwischen Himmel und Wasser, im Elende zubringen mußten. Wer vermag aber zu schätzen, welchen Einfluß die Dampfschiffahrt auf den Handel und das Gewerbe der heutigen Gesamtwelt ausübt?

Auch die erste Dampf-Lokomotive fällt in dieses Jahrhundert; ich beziehe mich auf die Eisenbahn Lokomotive. Welch einen Aufruhr verursachte es damals, als man zuerst große, schwere Ladungen mit Dampfswagen zog! Kein Wunder rief ein alter Mann aus, als er den ersten Eisenbahnzug sah, „wer hätte aber das geglaubt vor hundert Jahren!“ Ich erinnere mich noch recht lebhaft des folgenden Vorfalles aus meiner Jugendzeit als ich an einer Eisenbahn in einer etwas abgelegenen Gegend dieses Landes arbeitete: Da die Brücke fertig und die letzte Schiene gelegt war, stand auch schon das Volk aus der ganzen Gegend versammelt, um „das Ding“ mit anzusehen, denn nur wenige hatten einen klaren Begriff von einer Lokomotive. Ein alter Mann drängte sich zu mir heran und bat mich, ihm doch ein sicheres Plätzchen zu zeigen, wo er ohne Gefahr zuschauen könne, „wenn das Ding“ um den Hügel herum und über die Brücke fahre; ich postirte ihn gut und bließ in seiner Nähe; als aber der Zug heranbrauste und die Lokomotive ihre heisere Dampfpeise ertönen ließ, hörte die Gemüthlichkeit auf; einen Augenblick nur glogte der Alte mit hervorgetriebenen Augen nach dem kommenden Ungeheuer, dann stieß er einen jämmerlichen Schreiesruf aus und eilte, so stark es ihm das Alter zuließ, seiner Heimath zu. Es beanspruchte meine ganze Redekunst, ihn zu überzeugen, daß es nicht der leidhaftige Schwefelfürst selber sei. Und wie behutsam er sich nach etlichen Tagen „dem Ding“ näherte, um es zu untersuchen! Nun denke einmal nach, was die Eisenbahnen gethan haben und noch thun für die Welt! Ich schweige darüber, denn es übersteigt alle Rede- und Schreibekunst. Damals predigte ein gewisser frommer Alter und sagte unter Anderem: „Nun haben die Menschen den Dampf aufgeschirrt und fahren ihre Güter umher, es soll mich gar nicht wundern, einmal zu hören, sie hätten den Blitz gefangen und ihn als Boten dem Dampfswagen vorausgeschickt.“ Der gute Mann wollte etwas Unmögliches vorstellen, um die menschliche Ohnmacht zu zeigen. Aber siehe, in wenigen Jahren kam der Telegraph und „seine Schnur geht aus in allen Landen.“ Wenn die Zeichen nicht trügen, dann wird die Elektrizität noch Unglaubliches

liefern, und was jetzt kaum der größte Sanguiniker zu hoffen magt, wird vor aller Welt verwirklicht werden.

Im Jahre 1824 fing ein Franzose mit seinen Chemikalien zu experimentiren an; näher und näher kam ihm der merkwürdige Gedanke, daß selbst die Sonne, die Königin aller Lichter, der Kunst dienstbar gemacht werden könnte, und im Jahr 1838 stellte er Untersuchungen an über die Wirkung der Sonne auf chemisches Silber. Der Erfolg war ein Lichtbild, welches man nach dem Namen seines Erfinders Daguerro Daguerrotyphe nannte. Bald wurden Verbesserungen gemacht, von Silber auf Blech, dann auf Glas, dann auf Leder und endlich auf Papier wurden Conterfei's gedruckt, welche Letzteren wir jetzt als Photographien, d. h. Lichtbilder, in unseren Albums haben. Auch der Aermste ist nun bemittelt genug, das zu besitzen, was früher nur den Reichen möglich war, nemlich ein Bild von seinen Theuren, um an deren Zügen sich zu ergötzen, selbst wenn sie in der Ferne weilen. Wie viele drollige Begebenheiten ließen sich erzählen, die sich zutragen, wenn öfters ein „Grüner“ sitzen mußte, um sich „abnehmen“ zu lassen? Ist's ja noch gar nicht lange her—ich habe es selbst mit erlebt—daß ein Prediger die ganze Sache als Schwarzkunst und als vom Satan erfunden von seiner Kanzel herab verdamnte.

Doch ist noch ein Gegenstand, eine Erfindung, die unserer Beachtung wohl werth ist. Mit welcher Mühe haben unsere Großeltern ihr Feuer erhalten und bewahrt in ihren Tagen! Und noch kann ich mich recht wohl erinnern, als noch jeder Raucher, ja jeder Mann, seinen Stahl, Stein und „Zunder“ bei sich trug; da kommt eine neue Erfindung, und so schnell hat sie Eingang gefunden, daß sie in kurzer Zeit alle andern Feuerzeuge verbannte; es sind die Lucifer-Streichhölzchen. Sie haben ihren Namen zwar nicht ihrem Erfinder zu verdanken, sondern vielmehr jenem Herrscher, welchem die Schwefel- und Phosphorregionen als Aufenthalt zugeschrieben sind. Wer eigentlich der wirkliche Erfinder war, ist schwer zu ermitteln. Man behauptet, die Idee sei dem Gehirn eines Menschen entsprungen, der in einem Irrenhause starb, aber ebenso richtig kann man auch annehmen, daß ein englischer Apotheker sie von ungefähr erfand. Genug, die „Zündhölzle“ sind da, aber so wie alles Gute dem Mißbrauch unterworfen ist, so ging es leider auch den Zündhölzern; doch trotz allem Unheil, wer wollte ohne sie fertig werden? Selbst diese, so selten richtig geschätzte Erfindung, gibt Tausenden Arbeit und Brod. Eine einzige Fabrik in Deutschland verarbeitet jährlich über 500 Klafter Holz zu Zündhölzchen, und das ist nicht die einzige Fabrik, noch Deutschland das einzige Land, wo dieselben gemacht werden. Auch hat diese Erfindung große Verbesserungen erlitten, vom gemeinen Schwefel- und Phosphorholz hat man es bereits zum feinen Wachszündkerzen gebracht.

Wäre mein Papier und deine Geduld größer, lieber Leser, dann wollte ich noch schreiben von den vielen Näh-, Näh- und Säemaschinen; Telephon und Phonograph; arbeitssparenden und kraftzeugenden Maschinen u. dgl. m. Dinge, die zuvor nicht waren, sind nun. Klage nicht über verdorbene Zeiten und schlechte Verhältnisse. Betrachte die Lichtseite unserer Zeit, und du wirst froh sein und mit mir sagen: Wenn ich mir meine eigene Lebensperiode wählen könnte, so würde ich dieselbe in das letzte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts verlegen.





## Die Wunder des Meeres.

Nach Quellen bearbeitet von J. Jauch.

### VIII.

Und Gott schuf—allerlei gefiedertes Gevögel, ein jegliches nach seiner Art. Und Gott sah daß es gut war. 1. Mose 1, 21.

Sieh die Vögel in den Lüften,  
Und das Bild in Fels und Klüften,  
Fisch im Meere, Thier im Wald  
Finden Speiß' und Aufenthalt.  
Groß im Kleinen und im Großen,  
Wird Gott keinen Murr verstoßen;  
Sollte denn der Mensch allein,  
Außer seiner Sorge sein?

Sturm.

Es gibt nun auch gefiederte Geschöpfe, die wir füglich zu den Wundern des Meeres zählen dürfen. Und dies sind die Wasservögel. Die Bewohner des Meeres finden sich also nicht alle unter der Oberfläche des Wassers, sondern auch theilweise oberhalb derselben in den

Lüften, wenn sie durch einen Kanonenschuß aufgeschreckt würden. Mein liebenswürdiger Freund, der Capitän des Postdampfschiffes, welches mich trug, erfüllte gern meine Bitte, an diesem merkwürdigen Plage vorüber zu fahren und die brütenden Vögel durch den Donner eines seiner Geschütze aufzuschrecken. Näher und näher kamen wir. Aus dem dunkelsten Grunde der dunkeln Höhlen leuchteten die weißen Köpfe hervor; es sah aus, wie eine riesige Schiefertafel, welche mit tausenden von weißen Pünktchen bedeckt ist; es schien, als ob der ganze Fels sonderbares Geschmeide in Kettengewinden, Ringen und Sternen trüge. Unser Schiff schreckte einen kleinen Theil der ruhigen Gesellschaft auf, und nun erhob sich ein furchtbares Geschrei. Pöstig blies der Nordwind, und wüthend brandete das Eismeer am Fuße der Klippen. Aber das Gewirr der Töne konnten wir doch schon, trotz dem Grollen



Ein Brutplatz der Möven.

Lüften schwebend. Ein Blick auf unser erstes Bild wird jeden Leser schon von der Richtigkeit dieser Angabe überzeugen. Hier ist ein Tummelplatz für Seemöven und eine Anzahl anderer ihrer Vettern und Verwandten. Somit wird denn auch unsere erste Aufmerksamkeit auf die Möven hingelenkt.

Ein Beobachter erzählt, wie folgt: Unvergeßlich wird mir das Vorgebirge Svärtholm, am äußersten Ende Norwegens, unweit des Nordcaps bleiben. Ich hatte schon im Süden Norwegens vernommen, daß diese Klippe eine Ansiedelung der dreizehigen Möven sei, und es war mir gesagt worden, daß man nur dann die ungeheure Menge der Brutvögel überblicken

der Brandung und dem Lärmen des Schiffes, deutlich unterscheiden. Jetzt donnerte das Geschütz und der Schall hallte am Felsen wider. Ein unbeschreibliches Geschrei erhob sich, und ein dichter Schleier verhüllte den Felsen und die Aussicht nach dem Meere. Wie wenn ein tosender Sturm durch die Luft zieht und hunderte von Schneewolken an einander schlagen, bis sie sich in Flocken niederseifen, so schneite es jetzt lebendige Vögel herunter. Man sah weder den Berg, noch den Himmel, sondern bloß ein Wirrsal ohne Gleichen. Die Wolke senkte sich auf das Meer herab; die bisher umnebelten Umrisse von Svärtholm traten wieder hervor, und ein neues



Schauspiel fesselte die Blicke. An den Felsenwänden schienen noch eben so viele Möven zu sitzen, als vorher und Tausende flogen noch ab und zu, und auf dem Meere sah es aus, als ob durch ein Wunder die tausende von Wogen in lauter kleine Wellen zertheilt, und alle diese mit blendend weißem Schaum geschmückt wären. Die Wogen schaukelten die Millionen ihrer gesieberten Kinder, langsam und mild auf und nieder wie eine liebende Mutter ihr geliebtes Kind auf ihrem Schooß wiegt. Wer vermag einen solchen herrlichen Anblick zu beschreiben! Alle die Mitreisenden, ja selbst die Führer des Schiffes versicherten einstimmig, daß man dieses Schauspiel mit eigenen Augen gesehen haben müsse, um an die Möglichkeit desselben glauben zu können."

Die Seeschwalben, eine besondere Art Möven, dienen den Lappländern beim Fischfange zu Führern. Acerbi schreibt von Lappland: „Diese Vögel nähren sich von den Fischen, welche die Fischer absichtlich für sie auswerfen, oder beim Reinigen der Netze in den Booten zurücklassen. Es scheint gewissermaßen ein Einverständnis zwischen den Menschen und diesen Vögeln stattzufinden. Die Lappländer müssen in dieser Jahreszeit (im Juli) ganz allein auf den Fischfang rechnen, weil sie sonst nichts zu leben haben würden. Sie kommen daher jeden Morgen regelmäßig um die nemliche Stunde herbei, als wenn sie die Fischer erinnern wollten, daß es jetzt Zeit sei an die Arbeit zu gehen. Die Sehkraft dieser Vögel ist ganz besonders scharf; wenn die Fischer sie schreien hören und sehen, daß sie sich ins Wasser tauchen, so dürfen sie mit Gewißheit annehmen, daß dies die beste Stelle ist, ihre Netze auszuwerfen. So oft sich daher die Fischer der Führung dieser Schwalben überlassen, fällt ihr Fang jedesmal reichlich aus. Dafür haben sie aber auch eine solche Zuneigung zu diesen Vögeln, daß sie äußerst unzufrieden waren, wenn wir nur den Wunsch äußerten, einige davon zu bekommen."

Die Möven sind weiß, grau und schwarz, leben an Meeresküsten, sind Stoßtaucher, welche sich von Fischen und Mollusken nähren; sie gleichen großen Schwalben und kommen in siebenunddreißig verschiedenen Arten vor. Die Abbildung zeigt uns den Fregattvogel, im Begriff einer andern Möve ihre Beute abzufragen. Da sie selbst nicht gut taucht, jagt sie gewöhnlich anderen Vögeln den Raub ab; dabei leisten ihr ein Paar große und scharfe Krallen und die Schnelligkeit ihres Fluges treffliche Dienste.

Die Krähenscharbe auch Kormorant genant, ist ein sehr interessanter und nützlicher Seevogel; er hat einen kleinen Kehlsack, nistet auf Bäumen an Gewässern, hat einen geraden Schnabel mit häßig herabgebogener Spitze; die Flügel reichen nur bis zum Schwanz, sind also nicht so lang, wie die des Pelikans. In China richtet man auch die Kormoranten zum Fischfange ab, obwohl sie kleiner sind, als der Pelikan und

nicht, wie dieser, einen Sack voll Fische auf einmal abliefern können. Hundertweise sitzen sie auf dem Rande eines Rahns, Kopf an Kopf und sehen mit gierigen Blicken nach dem Wasser und den lustigen Fischlein darin. Da gibt ihr Herr das Zeichen,—und alle auf einen Schlag stürzen in die Fluth, tauchen unter und einen Augenblick darauf sitzt jede wieder an ihrem Plätzchen und hat einen Fisch im Schnabel. Der Herr aber geht von einer zur andern, nimmt ihr fein säuberlich die Beute ab, legt sie in den Fischkasten, und sobald Alles hübsch versorgt ist, gibt er von Neuem das Zeichen, und wieder apportirt jede Scharbe ihren Fisch. Damit es den Vögeln nicht einmal passiert, einen Fisch selbst zu verschlucken, ist ihnen ein Ring um den Hals gelegt, oder auch eine Schnur um denselben gebunden; sie dürfen nur Fische fangen, aber nicht verzehren.

Die Pinguine, oder Fetzgänse, wie der Leser solche auf den beiden Felsvorsprüngen des Bildes (S. 333) wahrnehmen



Fregattvogel und Möve streifen um die Beute.

kann, wie sie reihentweise gleich einer Truppe von Soldaten Posto genommen haben, zeichnen sich durch ihre flossenförmigen, zum Fliegen gänzlich untauglichen Flügel aus. Ohne Spur von Schwungfedern, sind dieselben mit kleinen, verkrümmten, schuppenartigen Federn bedeckt und dienen als Ruder beim Schwimmen, sowohl auf der Oberfläche des Wassers, als unter derselben. Die Beine sind kurz, die Augen sehr klein. Den größten Theil ihres Lebens bringen sie schwimmend im Meere zu, wobei der ganze Körper bis an den Hals unter Wasser ist, und kommen nur zur Brutzeit ans Land; sind äußerst dumm und träge; bedienen sich auf der Flucht am Lande ihrer Flügel zum Fortheilen, so daß sie fast wie vierfüßige Thiere aussehen. Vorzüglich diesen Thieren verdankt der Landwirth den als Düngmittel so werthvollen Guano. Auf den Inseln, wo sie mit andern Seevögeln brüten, sammelt sich der Mist in regenarmen Gegenden so gewaltig an, daß er als eine viele Klafter dicke Schicht auf weithin die Erde bedeckt. Der patagonische- oder Königs pinguin, der größte von allen, ist über vier Fuß lang, auf-

rechtstehend, drei Fuß hoch und über vierzig Pfund schwer. Kommt man den Pinguinen zu nahe, so suchen sie sich mit Hüpfen zu helfen und zuletzt mit Beissen. Des Nachts schlafen sie auf den Seeclippen, worauf tausende Nester mit ihren Eiern liegen, welche man auf den Malvinen sammelt und dem englischen Gouverneur als Lederbissen bringt. Sie halten sich ausschließlich auf den kleinen verlassen Inseln auf, wo ihre Brut sicher ist vor den Angriffen des antarctischen Hundes. Diese Inseln sind mit hohem Gras bedeckt, worin eigentlich diese Vögel wohnen und ordentliche Pfade zum Meere machen. Ihre Wohnungen sind ofenörmige, zwei bis drei Fuß tiefe Löcher mit weitem Eingang, die sie mit ihrem starken Schnabel durch die verwirrten Graswurzeln aushöhlen. Hier liegen ihre zwei bis drei schmutzig gelben Eier. Morgens und Abends



wandern die Pinguine ins Meer, um zu fischen und dann kehren sie zurück, um den Tag im Gras oder in den Löchern zuzubringen. Sie fressen so viel, daß sie manchmal unterwegs

fast eben so laut. Mit Schießern auf sie ist nicht so sehr viel zu gewinnen, weil die Verwundeten gewöhnlich ins Meer fliehen. Dagegen sind sie leicht mit Stöcken zu erschlagen, wobei



Der Kormorant.

wieder Fische auswerfen. Oft stehen sie truppenteils am Ufer und schreien oder brüllen um die Wette. Das Geschrei eines jeglichen Pinguins gleicht dem Schreien eines Esels und ist



Auf dem Seevogelfang.

sie sich jedoch bis aufs Blut verteidigen und jämmerlich schreien.

(Schluß folgt.)

## Aus em "Schwobeländle."

**S**ch verehrtes Magazin!—Wie i diar s'lektmol geschriben hau, ben i in der Schweiz gwena auf de Alpa, jetzt ben i in Stuaert, wo der König vom „Schwobeländle“ sei Schloß hott und en grauze Gahrde dabei. I be schau zinnlech im „Schwobeländle“ runtkomma, 'sischt e schöß fruchtbars Ländle, i moi 'shott viel Aehnlichs mit Pennsylvania, 'shott Berg, schö Land, Flüß, viel Obstbehm; 'sObst wird reacht grauz, i hau schau reacht grauze Erber (Erdbeeren), Hember und fette, dicke Perzkürsche gessa. Dia Stroße sind schier so krumm als in Pennsylvania, aber viel besser gemacht, 'sind lauter Stoistroße. Dia „Schwobe“ sind gar fleißige Leut, mer sieht se überall uff ihre kleine Aederle schaffe, aber doch fast mai Weiber als Männer. Wögel hau i nett viel gesehe, ohne en Hausa Rappa und Schwälbla und e Paar Störle. Späße hotts au in der Stadt. Um Stuaert rum sind die Berg voll Wingert und dia „Schwobe“ bilde sich was

ei auf ihren guade Wei und moinet, er sott Jederma so guat schmecke wie ihne. Au hau i viel Ruine gesehe vo Schlösser aus der Ritterzeit, und be au an der „Weibertreu“ bei Weinsberg (Weinsberg) verbeigfahre und hau reacht aufguckt und an dia guate Weiber denke müasse, die ihre Männer auf em Buckel raustrage und grettet hennt aus der Fahd vom a Tyranne. Du waist dia Gschicht wohl, aber vielleicht wärs doch guat, wenn du se do unte beisehe thätest für deine Leser. Dia „Schwobe“ müesset vor Alters reacht gfochte hau, mer sieht no Zöiche davo do und dort. I glaub au, daß dia „Schwobe“ gar nett so dumm sind, wie mer als seit—se hennt bessere Eisebahne und Eisebahnwage als de andre deutsche Staate und d'Franzose, au ischt ihre Hauptstadt Stuaert schöner als andere Städt, dia i gesehe hau. Woh i Mei gewea be, hott mear als glunge: „O Straßburg, o Straßburg, du wunder schöne Stadt,“ und jetzt bin i dort gwena und muas sage: Stößburg

ischt a krummbuckelige Stadt geze Stua gert. Wenn des Münster und dia intressant Uhr drin nett war, und unser netts Gmoible, derno hett mers gar nett dort galle.—Stua gert hott schöne Stroße, schöne Häuser, schöne Gärten, schöne Kaufslade und schöne Leut und au a schöne Lag, un dann de schöpste Gisebahhof in ganz Europa. Wäret na dia viele Leute alle bekehrt und würdet au de Sonndech besser halte!—

Und an der schöne Schloßstroß stoht unsere Zionskirch mit der Druckerei unte drin. Bruader Mack hott sie baut und mer muasz sage, er hott sei Sach recht gemacht, no hotts a Bißle viel kost, sisch aber werth. — Gud amohl dia Kirch ah, se ischt drei Stock hauch, eiseufusz Schuach (51 Fuß) breit und hundert Schuach (100 Fuß) lang, 'sanganet zwölfhundert Menschen nei. Du sottest amohl die Sonndechschuel asäha, se ischt recht grauf und hott a ch t h u n d e r t Schüaler. — In der Druckerei unta stoht a schöne graue Breß, und kommt in a baar Woche ho no eine; wie i de andre Dag drunda gwea be, hennt se grad rauthe Kalenderboge rahdruckt—dia machet aber en schönere Kalender als der uier in Amerika ischt. Dia grauf Breß wird vom a Kleina wundernetta Deng driba, deßs merr „S a s m o t o r“ hoist. Und was denkscht, do ischt a kleiz Biachtle drin, deßs zündet a Bißle Gas ah, no schleits de Kolba naus, deßs Schwungrad dreibt. I sag dir, deßs Deng goht ganz prächtig. Do braucht mer keine Kohle, kein Poizer, und ischt gar loi Gefohr dabei, daß verspringe twett. Und dia Gschicht, mueßcht wisse, hott e Deutscher erfunde, der ischt au loi dummer „Michel“ gwea — i moi du sottest zum Bruader Schneider sage, er sott sich au so a Deng aschaffä. Unser Buchwea in Deutschland grothet recht guat, und Ihr müassett ech en Acht nemme, daß se uich et am Ende überflüglet, denn denf no au, iahr Botshafterle hott schau a Auslag von über vierzehndausend und iahr Kinderfreund no maier.

Unser Gmoind in Stua gert ischt schau recht grauf und hott a guate Ausficht zum wache, 'sisch recht guat, daß mer dia nui Kirch baut hott.—

R. B. Seitdem i deßs gschribe hau, bin i au in Ulm gwea, woch se zwei Kirche und heinaf fü n f h u n d e r t W i h r t s h ä u s e r hennt, de oi von dena Kircha ischt deßs berüehmt „Münster,“ deßs über vier Dausend Zuhörer fast; se bauet schau fünfhundert Johr dra und ischt alleweil no et fehrdeg. S'isch aber a Weltsbau und gar präcteg. Obe drauf am Thurm do hoctt a graufzer Sp a k mit am a Strauchhalm im Maul—deßs hott sei Bedeutung, denn woch se dia Kirch baut hennt, hennt se welle en graufza Balke, der überzwerg auf am a Waga glega ischt, zum Stadthor neisühra und deßs ischt halt nett ganga; no sind sei in graufzer Berlegahoit gwea, em Burgamoischer isch siedig hoiz woarda, und er hott de Stadtroth zsemma gnomma, aber keiner hott zheffe gwüßt, auf oimohl guckt oiner zum

Fenster naus und sieht en Sp a k e mit am a graufza Strauchhalm im Maul sein Nest zusliega, der hott sein Strauchhalm zuiriste au über zwerg zum Loch nei doa wel-la, hott aber glei gseha, daß nett goht, dernoß hott er sein Strohalm obe packt und mit leichter Müach neizoga. Jetzt ischt em Stadtroth a Biachtaufganga und no hennt ses mit dem langa Balke grad gmacht, wie der Spak mit sein Strauchhalm. Von dort a wisset d' Ulmer „Schwobe“ wie mer Balke zum Thor neibringt! Deßwege hennt se deam Spake, auf den se oarbelich stolz sind, en Ehreplaz auf'm Münschter gea und badet Spake in Zuder mit amä Strauchhalm im Maul und verkaufet se mit amä Biadle, deßs so hoist:—

„Anno bazumal vor vielen Jahren  
Ist den Ulmern Folgendes widerfahren:—  
Zu allerlei Bauten in der Stadt  
Man Kist- und Bauholz nöthig hat;  
Doch wollt es den Leuten nicht gelingen  
Die Balken durchs Thor hineinzubringen,  
Und doch war reiflich die Sach überlegt,  
Das Holz in die Quer auf den Wagen gelegt;  
Das Thor war zu enge, die Balken zu lang  
Dem Stadtbaumeister ward angst und bang.  
Biel gab es hin und her zu sprechen  
Und ungeheures Kopferbrechen,  
Ja, selbst der hohe Magistrat  
Wußte für diesen Fall nicht Rath  
Er mochte in alle Bücher sehen,  
D e r C a s u s war nirgends vorgesehen.  
Der Bürgermeister selbst sogar  
Hier ausnahmsweise rathlos war.  
Ihm, der doch Alles am besten weiß  
Machte die Sache entseßlich heiß,  
Und stündlich wuchs die Berlegenheit  
Da—begab sich eine Begebenheit:—  
Von den Klügsten einer ein S p a k l e i n schauet,  
Das oben am Thurm sein Nestchen bauet,  
Und einen Halm, der sich die Quer  
Gelegt hat vor sein Nestchen her,  
Mit dem Schnäbelein—und das war nicht dumm—  
An der Spitze wendet zum Nest herum  
„Das könnte man,“ ruft der Mann mit Lachen,  
„Mit dem Balken am Thore ja auch so machen!“  
Man prohibirt—und es ging!—d e n guten Gedanken  
Hatten die Ulmer dem Späklein zu danken,  
Sie stünden wohl heute noch an dem Thor  
Mit dem halbenbeladenen Wagen davor,  
Oder hätten, ohne des Späkleins Wissen  
Gar den Thurm auf Abbruch verkaufen müssen.  
Zum Danke dem Späken ist heut noch zu schauen  
Doch am Münster sein Bild im Stein gehauen;  
Auch seitdem beim echten Ulmerkind  
Die Lieblingspeise „Späkle“ find.“

I hett no viel g'schreibet, aber i hau fei Zeit und Schwäbisch goht mer et ganz so guat wie pennsylvania'sch—kommt mer schier vor, wie ein Petrus sei Galiläisch Schwäze.

R. J.

Zuli 17. 1879.

## John Howard.

Von A. E. Henninges.



Ich oft drückt das Portrait den Charakter eines Menschen so deutlich aus, als es hier der Fall ist. Jede Linie einigt sich zu einem Gesamtbilde, welches durch und durch den Menschenfreund repräsentirt, der mit uneigennützigem Eifer sein ganzes Leben der Verminde-

rung des menschlichen Elends widmete. Geboren zu Claxton in England 1727, wurde er, der Sohn eines reichen Kaufmannes, in seiner Erziehung streng gehalten. Er ward als Lehrling nach London in eine Handlung gethan; als aber sein Vater starb, und er sich im Besitz eines großen Vermögens



faß, gab er dies auf. Seine Schwächlichkeit machte ihn überhaupt wenig geeignet für das Geschäft. Er machte nun eine Reise nach Frankreich und Italien, von wo er 1752 zurückkehrte. Zwar hielt er sich eine Zeit lang in London auf, wo er der Physik und Medizin seine Aufmerksamkeit widmete; aber seine schwache Gesundheit nöthigte ihn zu großer Enthaltbarkeit und zum Landleben. Die sorgfältige Pflege, welche er von einer Wittve, Sara Loidorn, bei welcher er wohnte, erfuhr, rührte ihn so, daß er ihr, obgleich sie schon 60 Jahre alt war, in seinem 26. Jahre seine Hand bot. — Auf der Seereise nach Portugal, die er, durch das Erdbeben in Lissabon veranlaßt, 1756 machte, ward das Schiff von einem französischen Capern genommen und nach Brest gebracht, wo er einige Monate in Kriegsgefangenschaft verbringen mußte. Dies gab ihm Gelegenheit, das Loos der Gefangenen mit eigenen Augen kennen zu lernen. Als er auf sein Ehrenwort nach England zurückgekehrt war, machte er den ersten glücklichen Versuch durch Vorstellungen bei seiner Regierung, den Zustand der Gefangenen zu verbessern. Da seine bejahrte Frau inzwischen gestorben war, kaufte er sich ein kleines Landgut zu Hynington und heirathete 1758 zum zweiten Male. Aber auch diese Ehe war nur von kurzer Dauer und nach dem Tode dieser Frau bezog er sein väterliches Gut Cardington, in der Nähe von Bedford.

Hier wurde er 1773 zum Sheriff gewählt. Die Verwaltung dieser Stelle setzte ihn in den Stand, das Elend der Gefangenen und alle Gefängnisse im Königreiche genau kennen zu lernen.

Mit dem reichen Material, das er auf seinen Wanderungen gesammelt hatte, trat Howard 1774 vor das Parlament. Eine höhere Genugthuung, als das öffentliche Dankesbrotum, das ihm dafür zu Theil wurde, gewährten ihm die beiden sofort gefaßten Beschlüsse über die Befreiung der Gefangenen von den erwähnten Tagen und Verbesserung der Gesundheitspflege in den Gefängnissen. — Ein richtiges Gefühl sagte ihm jedoch, daß die Durchführung der angeordneten Maßregeln viel zu wünschen übrig ließ, und so wiederholte er in den

Jahren 1776 und 79 seine Besuche in allen englischen Gefängnissen. Das Ergebniß seiner Beobachtungen nebst einem Bericht über einige Gefängnisse und Spitäler anderer Länder veröffentlichte er im J. 1780 und es stellte sich dabei heraus, daß nur in 15 unter 130 Gefängnissen die neuen Gesetze genau eingehalten worden waren. Doch war einmal der Anstoß zu einer gründlichen Reform gegeben, und obgleich besonders in den Londoner Gefängnissen die alten Mißbräuche nach und nach wieder einrissen, bis im Jahre 1818 die alte Quäterin, Elisabeth Fry, ihr Liebes- und Rettungswerk unter den weiblichen Gefangenen begann, wird Howard doch mit Recht als der Vater einer von dem Geiste des Christenthums getragenen Behandlung der

Gefangenen betrachtet. — Das Gefängnißfieber ist nun längst verschwunden und die englischen Gefängnisse gehören zu den gesundesten Wohnungen, die es überhaupt gibt.

Hören wir also von Howard selbst, in welchem Zustand er sie bei seinen ersten Besuchen traf. „Ich gestehe, daß ich nicht ganz ohne Furcht vor Ansteckung war, und ich suchte mich davor zu schützen, indem ich, so lange ich in den Gefängnissen war, an Essig roch und nachher die Kleider wechselte. Auf meinen ersten Reisen war mir der Gestank, der sich in meinen Kleidern festgesetzt hatte, im geschlossenen Postwagen so unerträglich, daß ich gewöhnlich ritt. Die Blätter meines Notizbuches waren so

dabon durchdrungen, daß ich es erst wieder benutzen konnte, nachdem ich es eine oder zwei Stunden geöffnet vor ein Feuer ausgebreitet hatte; sogar das Essigfläschchen, das ich als Präservativmittel mitnahm, war nach zweimaligem Gebrauch nicht mehr zu benutzen. Die Gefängnißwärter entschuldigten sich, daß sie mich nicht in die Hallen der Verbrecher begleiteten, und von verschiedenen Ärzten hörte ich, die faule Luft sei eine so durchbringende und feine Materie, daß sie die Mauern eines Gebäudes auf Jahre hinein vergiften könne.“

Ein solches Leben der Aufopferung zu führen, lehrt einen nicht die natürliche Menschenfreundlichkeit; Howard lernte es in der Schule Dessens, über den er in sein Tagebuch schrieb: „O großes Vorbild! herrlicher göttlicher Erlöser! Der erste



Gedanke demüthigt und beugt—aber Gott sei Dank! das Herz jubelt und jauchzt über die unendliche, unerschöpfliche Quelle der Liebe und Gnade."

Im Jahre 1775 begann er die Ausführung eines Planes, den er sich im Stillen gemacht, und dem er volle zwölf Jahre widmete. Während dieser Zeit ging er viermal nach Deutschland, fünfmal nach Holland, zweimal nach Italien, und durchslog Spanien und Portugal, die nordischen Staaten und die Türkei. Ueberall war sein Hauptzweck, die Hospitäler und Gefängnisse zu besichtigen, und er scheute weder Kosten noch Gefahr, um diese Gemäcker des Jammers zu untersuchen und, wenn möglich, einige Verbesserungen zu bewirken, oder doch wenigstens vorzuschlagen. Es fand auch der einfache, liebevolle und edelmüthige Mann überall Achtung und selbst an vielen Höfen, unter andern bei Joseph II., eine ausgezeichnete Aufnahme.

Das erste Ergebniß seiner Reisen war sein Werk: "The State of the Prisons in England and Wales with Preliminary Observations, and an Account of some Foreign Prisons," was durch weitere Reisen in den spätern Ausgaben, 1777—1784, Verbesserungen und größere Vollständigkeit hielt. (Ein deutscher Auszug davon erschien in Leipzig 1780.) Selten hat ein Buch so segensreiche Folgen wie dieses gehabt; denn es hat zur Errettung vieler Tausende, welche trostlos in tiefen, schaudervollen Kerkeren schmachteten, mächtig gewirkt, die Aufmerksamkeit der Regierungen in den gebildeten Staaten Europas auf eine zweckmäßige Verbesserung der Gefängnisse und Zuchthäuser zuerst hingeleitet, und dadurch zur Besserung und menschlicheren Behandlung der ge-

fangenstehenden Unglücklichen, besonders in England, Frankreich und Deutschland, beigetragen.

Allein auch damit war Howards drang zum Wohltun noch nicht Genüge geleistet. Sein Eifer ging weiter. Hatte er nun das furchtbare Kerkerfieber glücklich bekämpft, wollte er jetzt auch den Fortschritten der Pest sich entgegenwerfen. Ein gefährliches Unternehmen, und kaum eines Menschen Werk. Doch wofür wäre er zurückgeschreckt?—Zuerst wandte er sich 1785 nach Marseilles, und darnach durchwanderte er die Pesthäuser und Lazarette in Italien und in der Türkei, wobei er sich oft der äußersten Gefahr aussetzte. Nachdem er sich von der Natur der Pest und den wirksamsten Mitteln gegen diese Seuche unterrichtet hatte, gab er seine wichtige Schrift: "An Account of the Principal Lazaretto's in Europe"—London 1789—heraus, die auch deutsch 1791 zu Leipzig, mit vielen Zusätzen von Ludwig, erschien. Um auch in Asien die Pest kennen zu lernen, verließ er noch einmal die heimathliche Küste, wohl nicht ahnend, daß er sie nicht wieder sehen sollte. Er landete zunächst in der Krim. Bei einem Krankenbesuche in Cherson ward er von einer epidemischen Krankheit angesteckt und starb 1790 im Dienst und ein Opfer seiner Menschenliebe. Er liegt in der Nähe von Cherson begraben; ein kleiner Obelisk bezeichnet sein Grab. Auch wurde ihm in der Paulskirche zu London ein Denkmal errichtet.

Zum schönsten Denkmale aber ward er von Gott begnadigt, es sich selbst setzen zu dürfen, durch seine rastlose und mühevollen Thätigkeit auf dem herrlichen Felde wahrer Humanität, und als vortreffliches Glied in der Reihe jener Größen, die dem Herrn willige Werkzeuge sind seinen heiligen Willen zu thun.

## Aufgang und Niedergang.

(Erzählung von Franz Hoffmann.)

(Fortsetzung.)

Freilich wäre es ihm nicht schwer gefallen, an der armen Frau Nachsicht zu üben, aber wir wissen ja, was sie nicht wußte, daß er sie und ihre Kinder durchaus nicht in der Stadt dulden, sondern um jeden Preis sie daraus vertreiben wollte. Hatte er ja dies doch auch seiner Frau versprochen! Nein, er konnte keine Leute in seiner Nähe dulden, die er auf das Schändlichste bestohlen und betrogen hatte,— sie mußten fort, fort, weit fort, damit sie ihm nur nicht wieder vor die Augen kämen!

"Wir sind nicht im Stande, Ihnen zu helfen, Frau," sprach er nach kurzer Ueberlegung eiskalt. "Ich bin schon zu tadeln, daß ich Ihnen bis zum heutigen Tage Nachsicht gewährte, und Herr Hallberg, der Hausbesitzer, wird mich jedenfalls zur Verantwortung ziehen. Also kein Wort weiter, Frau. Entweder zahlen Sie, oder Sie werden aus dem Hause geworfen!"

Bei diesen harten Worten schwand für die arme Johanna jede Hoffnung dahin. Sie wendete sich nach der Thür und wollte hinaus.

Es war mittlerweile dunkel geworden, aber die Straßenlaternen verbreiteten mehr Licht, als Johanna ertragen konnte. Während ihre Thränen lautlos über die Wangen rollten, verließ sie die Stadt und eilte ins Freie. Hier, wo Niemand sie hörte und sah, als das ewige Vater-Auge im Himmel, hier setzte sie sich auf einen Stein, und machte ihrem Jammer durch unaufhaltames, lautes Schluchzen und Weinen Luft. Erst

der Gedanke an Gottes Fürsorge gab ihr Fassung und Ruhe zurück, und ein Gefühl des Friedens, der Hoffnung und des Vertrauens erhob allmählig von Neuem ihr Herz, und machte es stark.

Als sie heim kam, trat ihr Ludwig höchst entrüstet entgegen, und beklagte sich flüsternd über den fremden Menschen in der Stube.

"Denke nur, Mutter," sagte er, "der abscheuliche Kerl hat das ganze Stück Käse, das du gestern für uns kauftest, aufgegessen, und ein halbes Brod noch dazu. Dann hat er auch den ganzen Kasten Kohlen verbrannt, und geflucht, weil kein Fleisch da wäre, und auf uns geschimpft, weil wir nicht ins Wirthshaus gehen und Bier für ihn holen wollten. Er schrie, wir müßten es holen und es auch noch obendrein bezahlen!"

"Ja, so ist es, Mama," bestätigte Fritz, der auch hinzutrat. "Ich sagte ihm ganz höflich, daß er, wenn er Bier haben wolle, es selbst holen müsse, und da gerieth er in Zorn, und sprudelte über von abscheulichen Redensarten."

Johanna zog die beiden Knaben in das Wohnzimmer hinein, wo es widerlich nach schlechtem Tabak roch. Sie lehnte ihren Kopf an Fritzens Schulter, und zitterte heftig vor Schmerz und Entrüstung.

"Schicke doch den Kerl fort!" rief Ludwig wüthend.

"Es geht nicht, ich kann nicht, ich darf nicht," erwiderte die Mutter traurig, und wendete sich zu Martha, die eben herein trat.



„Höre, gute Frau," sagte diese, „ich habe mir die Sache überlegt, und bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß Herr Hallberg falsch berichtet worden ist. Er ist ein guter Mann und seiner Grausamkeit fähig. Du mußt hier im Orte einen heimlichen Feind haben, der dich verleumdet hat!"

Zohanna kannte diesen Feind wohl, nannte ihn aber nicht, sondern erwiderte nur, daß Dorn behauptet habe, er handle auf Herrn Hallberg's ausdrücklichen Befehl.

„Es ist eine Lüge! Ich behaupte, eine Lüge ist es!" entgegnete Martha eifrig. „Ich kenne Herrn Hallberg besser! Für heute ist es freilich zu spät, zu ihm zu gehen, aber morgen mußt du ihn besuchen und ihm offen dein Leid klagen."

„Und das ist auch meine Ansicht," sagte Herr Lhnn, der unbemerkt zu den beiden Frauen getreten war.

„Gut, so werde ich Ihrem Rathe folgen. Aber sagen Sie mir, bin ich nach dem Gesetze verpflichtet, den Menschen da draußen zu versorgen und zu beköstigen?"

„Leider, ja," antwortete Herr Lhnn, und zu gleicher Zeit trat der Executor mit einem Richte in der Hand aus der anderen Stube heraus, und fuhr die Wittve mit barschen Worten an.

„Na, sind Sie endlich da?" schrie er. „Nun werde ich ja wohl zu essen und zu trinken bekommen! Eine saubere Mäner, einen Beamten so lange hungern zu lassen."

„Sie sollen sogleich Thee bekommen, und was wir sonst noch im Hause haben," antwortete Frau Steinbrunn leise, und machte Feuer an, während Herr Lhnn und seine Haushälterin sich entfernten.

Nach einem Weilschen bekam der Executor Thee, Brod und auch ein Stück Butter, aber diese Kost behagte ihm nicht, und er verlangte Fleisch.

„Das kann ich Ihnen nicht geben," sagte Zohanna. „Ich bin arm, und Sie sehen, meine Kinder und ich essen trockenes Brod, während Sie Butter dazu haben."

Der Mensch schimpfte und schlochte, mußte sich aber doch endlich zufriedengeben. Nur darauf bestand er hartnäckig, daß einer der Knaben ihm Bier holen solle. Zohanna verweigerte dies standhaft, bot ihm jedoch zwanzig Pfennig an, wenn er selber gehen und sich Bier holen wolle. Der Kerl warf ihr das Geld vor die Füße, und benahm sich in einer Weise, daß Fritz und Ludwig die größte Lust verspürten, über ihn herzufallen und ihn körperlich tüchtig abzustrafen. Nur ein ernstster Wink ihrer Mutter verhinderte sie daran, ihr Müttschen zu fühlen.

Während der Nacht wurde der Mensch, so gut es eben ging, untergebracht, und am anderen Morgen setzte Zohanna ihren Hut auf, nahm ein Tuch über die Schultern, und trat mit schwerem Herzen den Weg zu Herrn Hallberg's schönem Wohnhause an. — Das Haus lag nicht weit von dem ihrigen entfernt; sie erreichte es daher bald, bemerkte aber sogleich, daß sie zu einer ungünstigen Stunde gekommen war. Vor der Hausthür hielt Herrn Hallberg's offener Wagen, und ein Diener hielt das Pferd. Eben als Zohanna die Stufen zur Hausthür hinauf ging, wurde diese geöffnet, und Herr Hallberg mit seiner Gattin traten heraus. Bestürzt und verwirrt, verlegen über ihre getäuschte Erwartung, denn sie hatte Herrn Hallberg ruhig zu Hause zu finden gehofft, konnte sie kaum ein Paar Worte hervorbringen, und bat nur leise um eine kurze Unterredung. Herr Hallberg sah sie an und fand, daß er eine achtbare junge Dame, augenscheinlich eine Frau von Bildung, vor sich hatte. Es schien ihm, als ob er sie schon früher gesehen

hätte, aber er erkannte sie nicht, oder war doch wenigstens seiner Sache nicht gewiß.

„Ist Ihre Angelegenheit dringend, Madame?" fragte er, höflich den Hut lüftend. „Sie sehen, ich wollte soeben ausfahren."

„O ja, sie ist sehr dringend," antwortete Zohanna, „sonst würde ich es gewiß nicht wagen, Sie jetzt aufhalten zu wollen."

„Wohl, so treten Sie gefälligst ein. Eine kleine Verzögerung wird mir keinen großen Unterschied machen."

Er öffnete die Thür eines kleinen Empfangszimmers und lud Zohanna ein, auf einem Stuhle in der Nähe des Kamins Platz zu nehmen. Zohanna folgte der Einladung, indem sie die Bänder ihres Hutes löste und den Schleier zurückschlug. Sie sah sehr bleich aus und zitterte, obgleich es in dem Zimmer sehr warm war.

„Ich fürchte, Sie sind nicht wohl," bemerkte Herr Hallberg.

„Kann ich Ihnen vielleicht mit irgend etwas dienen?"

„Es wird mir sogleich wieder besser sein, ich danke Ihnen!" stammelte sie schwer athmend. „Wahrscheinlich kennen sie mich nicht. Ich wohne in Ihrem Hause, ein wenig weiter unten an der Straße. Mein Name ist Zohanna Steinbrunn."

„Ah, ich bitte um Verzeihung, Madame, ich konnte mich nicht gleich auf Sie besinnen, obwohl ich Sie mehrmals im Vorbeigehen gesehen habe."

Sein Benehmen war vollkommen freundlich und offen, ganz und gar nicht wie das eines Hausherrn, der seinem Miether Tags vorher Execution ins Haus gelegt hat.

„Ich komme, um Ihre Rücksicht in Anspruch zu nehmen," fuhr Zohanna in großer Aufregung fort. „Für den Augenblick kann ich den Miethzins nicht bezahlen, wenn Sie aber nur die Güte haben wollen, bis Mitte Februar zu warten, so können Sie dann mit voller Bestimmtheit darauf rechnen. O, Herr Hallberg, drücken Sie mich deshalb nicht. Verzeihen Sie sich in meine Lage."

„Ich habe in meinem ganzen Leben niemals Jemand gedrückt," lautete die ruhige Antwort Herrn Hallberg's, und er sah mit seinen schönen hellen Augen Zohanna verwundert und überrascht an.

„Ach, mein Herr, das ist doch wohl Druck, wenn man aus dem Hause gewiesen werden soll," fuhr Zohanna fort. „Verzeihen Sie mir, ich bitte, daß ich dies sage. Ich verspreche, daß der Zins binnen einiger Wochen bezahlt werden soll, und mir wegen dieser kurzen Frist meine Möbel mit Beschlag zu belegen, ach, Herr, das ist doch gewiß eine große Härte!"

„Ich verstehe Sie nicht, ganz und gar nicht," entgegnete Herr Hallberg.

„Wenn Sie mir meine Mobilien nehmen und verkaufen lassen, dann bin ich mit meinen Kindern gänzlich zu Grunde gerichtet! Wir haben dann keine Zuflucht, keine Heimath mehr, und müssen auf der Straße liegen bleiben, oder sterben. O, Herr, ich flehe Sie an, nehmen Sie uns nicht unsere geringe Habe."

„Sie regen sich in Wahrheit vollkommen unnötig auf, Frau Steinbrunn. Ich habe nicht die entfernteste Absicht, Ihnen Ihre Mobilien zu nehmen!"

„Sie haben nicht die Absicht, Herr, und gleichwohl haben Sie mir Execution ins Haus gelegt!"

„Wie? Was hätte ich Ihnen ins Haus gelegt?" rief Herr Hallberg mit grenzenlosem Erstaunen aus.

„Execution, Herr! Der Mann ist schon seit gestern Morgen da."

Herr Hallberg sah sie einige Augenblicke schweigend an.

„Sagte Ihnen der Mann, wer ihn geschickt hätte?“ fragte er dann.

„Herr Dorn, der Justizrath, hat ihn geschickt, — in Ihrem Auftrage. Ich war selbst bei Herrn Dorn, und er ließ mich beinahe fünf Stunden in seinem Bureau warten, ehe er ein Wort mit mir sprach. Als ich endlich bis zu ihm drang, sagte er weiter nichts, als ich müsse den Zins unverzüglich bezahlen, oder er müsse mir mein Mobiliar abpfänden, denn Sie, Herr Hallberg, hielten sich an ihn.“

Eine Wolke des Unmuthes verbüfferte einige Augenblicke Herrn Hallberg's Stirn.

„Vor allen Dingen, meine werthe Frau Steinbrunn,“ sagte er dann, „lassen Sie mich Ihnen die Versicherung geben, daß ich von alle Diesem nicht das Mindeste weiß, denn sonst würde es nimmermehr geschehen sein. Sehr, sehr, Madame, muß ich mich über Herrn Dorn wundern.“

Nach dieser festen Versicherung, die im wohlwollendsten Tone gegeben war, konnte Johanna unmöglich noch an der Aufrichtigkeit Herrn Hallberg's zweifeln, und neue Hoffnungen zogen in ihre Seele ein.

„So wollen Sie also den Executor abrufen, Herr? Sie wollen mir Zeit vergönnen?“ fragte sie.

„Ja, gewiß, das will ich,“ lautete die feste und bestimmte Antwort.

Der Uebergang von Verzweiflung zur höchsten Freude war für Johanna ein zu rascher, und wirkte überwältigend auf sie ein. Nach einem kurzen Kampfe konnte sie ihre Gefühle nicht länger unterdrücken; sie brach in Thränen aus, und weinte zum Herzbrechen, — diesmal aber waren es Freudenthränen.

Herr Hallberg, selbst erschüttert, stand auf und trat an das Fenster. Als Johanna ruhiger wurde, ließ er sich ein genaues Bild ihrer ganzen Lage entwerfen, und hörte aufmerksam ihrer Schilderung zu.

„Es ist gut,“ sagte er dann, „wir werden weiter darüber sprechen. Für jetzt gehen Sie ruhig nach Hause. In längstens einer halben Stunde werden Sie von Ihrem Peiniger, dem Executor, befreit sein.“

„Ich danke Ihnen, o, von Grund des Herzens danke ich Ihnen,“ sagte Johanna, indem sie aufstand.

Herr Hallberg drückte ihr die Hand, und geleitete sie höflich bis an die Hausthür. Seine Gattin, eine schöne stattliche Dame, stand noch hier, und Johanna bat sie um Entschuldigung, ihren Gemahl so lange aufgehalten zu haben. Frau Hallberg nahm ihre Worte sehr freundlich auf, und folgte dann ihrem Manne, der in sein Zimmer zurückgekehrt war, und einen Brief schrieb.

„Wer war die junge Frau?“ fragte sie.

Herr Hallberg gab ihr kurzen Bescheid, und erweckte dadurch seiner Frau herzlichstes Mitleid.

„Die arme Frau, die armen Kinder,“ sagte sie. „Man sollte ihnen zu helfen suchen.“

Herr Hallberg nickte beifällig, abresirte sein Schreiben, und übergab es einem Diener zu sofortiger Beförderung an den Justizrath Dorn. Hierauf bestieg er mit seiner Frau den Wagen, und fuhr davon, aber in anderer Richtung als erst beabsichtigt war. Er sah finster und sehr streng aus.

„Ich muß ein erstes Wort mit diesem Justizrath Dorn reden,“ sagte er, als seine Frau ihn um die Ursache seiner schlechten Laune befragte. „Morgen werde ich ihm meine Meinung nachdrücklich sagen, als ihm lieb sein wird, denn dies ist nicht das erste Mal, daß er meinen Namen zu einer Schurkerei mißbraucht hat.“

„Gewiß, du hast recht!“ versetzte seine Frau. „Ich kann nicht begreifen, wie Dorn in solcher Weise hat handeln können! Er ist zwar ein Vetter von mir, aber ich bin gewiß die letzte, ein solches Verfahren zu entschuldigen.“

Einige Augenblicke später hielt der Wagen vor dem Hause, das Frau Steinbrunn bewohnte, und Herr Hallberg, vom Wagen springend, ging hinein. Der Executor lag behaglich vor dem Kaminfeuer im Wohnzimmer, und qualmte aus seiner Pfeife. Als er Herrn Hallberg erblickte, sprang er hurtig auf und schob verstohlen seinen Tabakstummel in die Rocktasche. Sein bisher so freches Benehmen hatte sich plötzlich in kriechende Demuth und Unterwürfigkeit verwandelt.

„Kennt Ihr mich?“ fragte Herr Hallberg ihn kurz.

„Ei ja wohl, Herr,“ antwortete der Mensch mit einer tölpelhaften Verbeugung, — „Sie sind doch Herr Hallberg!“

„Wohl! So sage ich Euch, daß Ihr hier nichts mehr zu suchen habt.“

Der Mensch machte ein verlegenes Gesicht, und schien nicht recht zu wissen, was er thun sollte.

„Kann ich denn von hier fortgehen, ohne dazu vom Herrn Justizrath Dorn ermächtigt zu sein?“ fragte er.

„Ich wiederhole Euch, daß Ihr nichts mehr hier zu suchen habt,“ versetzte Herr Hallberg in strengem Tone. „Entfernt Euch augenblicklich, und sagt dem Justizrath, daß ich es bin, der Euch fortgeschickt hat.“

„Ganz recht, Herr, ganz recht,“ antwortete der Executor mit einer abermaligen sehr ungeschickten Verbeugung, und suchte seine Siebensachen zusammen. „Wieder herzukommen brauch' ich da wohl nicht?“

„Nein, gewiß nicht, geht und betragt Euch in Zukunft anständiger, als Ihr hier gethan habt, wenn Ihr in Eurem Amte beschäftigt seid.“

Der Executor drückte sich ohne weitere Worte davon. Johanna, die im anderen Zimmer am Fenster stand, sah ihn fortgehen, hörte, wie Herr Hallberg beim Wiedereinsteigen in seinen Wagen ihr einige freundliche Worte zurief, und ihr gepreßtes Herz machte sich durch ein kurzes Dankgebet zum höchsten Luft. Sie athmete wieder frei und schaute mit neuem Vertrauen in die Zukunft.

#### Viertes Capitel.

#### W a n d l u n g e n .

Von jenem glücklichen Tage an, an welchem Frau Steinbrunn die Bekanntschaft des Herrn Hallberg gesucht und sein innigstes Mitgefühl erregt hatte, schien es in der That, als wollte eine dauernde Wendung zum Besseren in ihren immer noch so äußerst bedrängten Verhältnissen eintreten. In erster Linie hatte sie diese Besserung ihrer guten, treuen Nachbarin Martha zu verdanken, die sich viele Mühe gab, der armen Wittwe im Kreise ihrer Bekanntschaften Arbeit zu verschaffen, was ihr auch in vielen Fällen gelang. Dann, wenn es grade an anderer Arbeit fehlte, unterrichtete sie Frau Steinbrunn im Handschuh-Nähen. Johanna verstand zwar nichts von dieser Art Beschäftigung, aber sie war im Allgemeinen sehr geschickt in der Handhabung der Nähnael, und besaß auch eine kühle, trockene Hand, worauf bei'm Nähen mit Seide so viel ankommt. Außer dem war sie, was mehr werth war als alles Andere, von nie ruhender Arbeitslust besetzt, und glücklich in dem Gedanken, für ihre so innig geliebten Kinder sorgen zu können.

Noch ein anderer Glücksfall kam in dieser guten Zeit hinzu, und erleichterte ihr die Last ihrer Sorgen. Sie vermietete



nemlich ein Paar Zimmer an eine Dame, die nur noch eine Dienerin bei sich hatte, und erhielt dafür einen so guten Zins, daß mehr als die ganze Hausmiete dabei heraus kam. Auch hiebei war ihr die gute Martha sehr behülflich, indem sie ihr mit mancherlei Gegenständen aushalf, die sie bisher noch nicht sich hatte anschaffen können.

So hellte sich denn nach und nach der düstere Horizont von Johanna's Zukunft auf, und nicht mehr so schwer, wie früher, hingen die schwarzen Wolken der Sorge über ihrem Haupte.

Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß sie nun ein sorgenloses Leben geführt hätte. Weit entfernt davon! Sie hatte noch immer schwer zu ringen, um nur das Allernöthigste herbeizuschaffen, denn der Verdienst ihrer Arbeit war nur ein geringer, und der Mietzins für die von ihr vermieteten Stuben wurde nicht vorausbezahlt. Aber Frau Steinbrunn setzte ihren Kampf mit dem Leben tapfer fort, und ihre arbeitsamen Hände ermüdeten nicht, wenn sie auch nur das trockene Brod für sich und ihre Knaben damit verdiente.

Die Mitte des Februar war so allmählig herangerommen, und mit Sehnsucht erwartete Johanna nun täglich einen Brief von ihrem Bruder, welcher ihr, wie wir wissen, zu dieser Zeit eine Gelbunterstützung zu schicken versprochen hatte. Und der Bruder hielt Wort. Der Briefträger kam eines Morgens, und brachte ein schweres Couvert. Johanna nahm den Brief mit Entzücken in Empfang, eilte in ihr Schlafzimmer und zerbrach mit zitternden Händen das Siegel. Mehrere Banknoten fielen aus dem Couvert,—noch dreißig Thaler mehr, als der Bruder ihr versprochen hatte, und im innersten Herzen segnete sie den braven Gustav, welcher die Schwester, gewiß mit eigenen schweren Opfern und Entbehrungen, so reichlich unterstützte.

Noch hatte sich Johanna nicht von ihrer freudigen Aufregung erholt, da fiel ihr Blick zufällig durch das Fenster, und sie sah Herrn Hallberg, welcher auf der anderen Seite der Straße nach dem Inneren der Stadt zu ging. Ohne sich lange zu bedenken, verließ sie hastig ihr Zimmer und eilte quer über die Straße auf Herrn Hallberg zu. Noch hielt sie in ihren Händen das Brief-Couvert und die Banknoten von ihrem Bruder Gustav.

„O, Herr—ich bitte um Verzeihung,“ stammelte sie. „In diesem Augenblicke habe ich das Geld für den Ihnen schuldigen, noch rückständigen Zins erhalten! Darf ich es Ihnen jetzt geben?“

Herr Hallberg sah sie ganz überrascht an. Ein scharlachrother Flecken brannte auf ihren schmalen Wangen, und glückliche frohe Erregung strahlte von ihrem abgehärmten Antlitze. Aus ihrer ganzen Erscheinung konnte er deutlich ersehen, daß sie eine freudige Zahlerin, aber keine vorsätzliche Schuldnerin sei. Der offene Brief in ihrer Hand und der sich eben erst entfernende Briefträger erzählten und erklärten die ganze Geschichte.

„Ist denn das so sehr eilig?“ sagte Herr Hallberg lächelnd. „Hier auf der Straße kann ich Ihnen doch keine Quittung geben.“

„O, das können Sie ja gelegentlich abmachen! Ich möchte nur das Geld lieber an Sie, als an den Justizrath Dorn bezahlen!“

„Nun, so sei's denn; Sie bekommen auf die Banknoten noch heraus,—hier!“

„Und die Kosten für die Execution, Herr?“

„Die haben Sie auf keinen Fall zu bezahlen. Ich danke Ihnen, Madame Steinbrunn! Auf Wiedersehen!“

Johanna kehrte erleichterten Herzens in das Haus zurück.

An der Thür traf sie mit Herrn Lhnn zusammen, der sie flüchtig grüßte, und an ihr vorüber zu Herrn Hallberg eilte. Nach kurzer Zeit kehrte er zurück, und begab sich in die Wohnstube zu Johanna.

„Gute Frau,“ sagte er zu ihr, „Herr Hallberg hat sich bei mir nach deinen Knaben erkundigt. Er ist nicht abgeneigt, Fritz als Lehrburschen in seine Fabrik zu nehmen, und gibt dir den guten Rath, Ludwig in das Gymnasium zu schicken, wo er ihm eine Freistelle auswirken will, so daß du keinerlei Kosten von dem Schulunterrichte hast.“

Johanna erschraf freudig über den letzten Vorschlag, aber der erste in Bezug auf Fritz erregte ihr ernste Bedenken.

„Ich weiß nicht, ob Fritz damit einverstanden sein wird,“ sagte sie zögernd. „Er hat schon so viel gelernt, auch lateinisch und griechisch, daß er sich wohl schwerlich entschließen kann, Lehrlinge in einer Fabrik zu werden.“

„Du mußt das am Besten wissen,“ erwiderte Lhnn ruhig. „Nur gebe ich dir zu bedenken, daß es bei deinen geringen Mitteln dir wohl unmöglich fallen wird, zwei Knaben auf der Schule durchzubringen. Einer von ihnen sollte etwas Geld zu verdienen suchen, und dies kann nur Fritz sein, da er der ältere ist.“

„Und ich will es, Mutter, ich will es!“ rief der Knabe, der das Gespräch angehört hatte, voller Eifer. „Laß es mich wenigstens versuchen. Arbeiten ist keine Schande, und für dich zu arbeiten ist ein Glück für mich.“

„Wohl denn, ich stimme dir bei, Fritz,“ sagte die Mutter gerührt. „Versuche es, und dann können wir ja weiter über die Sache reden.“

Dabei blieb es. Ludwig erhielt eine Freistelle an der lateinischen Schule, und Fritz trat einige Tage später seinen Posten in der Fabrik des Herrn Hallberg an. Die Beschäftigungen, welche ihm hier übertragen wurden, sagten ihm freilich nicht zu. Er mußte den Ofen in des Fabrikherrn Zimmer heizen, und das Zimmer selber reinigen und abstäuben. Herr Lhnn schärfte ihm besonders ein, nie etwas auf Herrn Hallbergs Pult in Unordnung zu bringen, und nach dem Abstäuben Alles wieder auf dieselbe Stelle zu legen, wo er es gefunden hatte. Nach dem Reinigen des Zimmers hatte Fritz Herrn Hallberg und Lhnn zu bedienen, Gegenstände zu holen, die sie brauchten, Botschaften auszurichten und Gänge zu laufen. Hatte er sonst nichts zu besorgen, dann gab man ihm allerlei untergeordnete Handarbeit zu verrichten, so daß er den ganzen Tag über vollauf zu thun hatte, und Abends sehr ermüdet nach Hause zurückkehrte.

Mit traurigem und schwerem Herzen setzte er sich hier still in einen Winkel, denn er fühlte sich wirklich sehr unglücklich. Wie gern, ach, wie gern hätte er seine gelehrten Studien fortgesetzt, zu denen er bereits einen soliden Grund durch den Unterricht seines Vaters gelegt hatte! Wie beneidete er Ludwig, der fleißig bei seinen Büchern saß, und wie schrecklich war es ihm, daß er fortan immer nur die niedrigsten Arbeiten verrichten sollte, die jeder andere Knabe, der nicht seine Bildung genossen hatte, eben so gut, wie er, besorgen konnte. Fast wäre er in bittere Thränen ausgebrochen,—aber ein Blick auf seine emsig nähernde Mutter gab ihm schnell seinen Muth und seine Entschlossenheit zurück.

„Es ist für sie,“ sagte er zu sich selbst. „Meine Pflicht verlangt mich selbst zu überwinden, und alle nicht erfüllbaren Wünsche von mir fern zu halten. Nein, theuerste Mutter, nicht durch mich soll die schwere Last deiner Sorgen vermehrt

werden. Gott wird mir helfen und mein Herz stark machen, damit ich nicht wankte in meinen guten Vorsätzen!"

Am anderen Tag, ging er von Neuem frisch an seine Arbeit, und besorgte sie so pünktlich und aufmerksam, daß der ihn scharf beobachtende alte Linn seine Freude an ihm hatte. Am letzten Tage der Woche wurden die Arbeiter ausbezahlt, und mit einem Gefühle von Glück brachte Fritz der Mutter seinen ersten Wochenlohn, der freilich nur in anderthalb Thalern bestand. Der Mutter Umarmung und Kuß war die herrlichste Belohnung des wackeren Knaben.

Woche auf Woche berging. Es war am letzten Tage des Monat März und fünf Uhr Nachmittags. Die große Glocke in Herrn Hallbergs Fabrik läutete zum Feierabend. Die zahlreichen Arbeiter strömten hinaus, und auch Fritz machte Anstalt, sich zu entfernen, als er von Herrn Hallberg zurückgerufen wurde.

„Weißt du, wo die Post ist,“ fragte dieser, als Fritz schnell zu ihm trat.

„Gewiß, Herr!“

„So nimm diesen Brief, und wirf ihn in den Briefkasten.“

Fritz steckte den Brief in die Tasche, und machte sich sogleich auf den Weg, um den empfangenen Auftrag auszuführen. Als er in die Nähe des Platzes an der lateinischen Schule kam, traf er auf einen Haufen Schüler und blieb stehen, um sich nach seinem Bruder Ludwig umzuschauen. Hier bemerkte ihn Heinrich Dorn, ein Sohn des Justizraths, und fing sogleich an, ihn zu verhöhnen.

„Seht da, Jungens!“ rief er, „da ist der andere Steinbrunn, seht nur, wie der bettelhafte Bengel uns anguckt! Er ist jetzt ein ganz gewöhnlicher Laufbursche in Hallbergs Fabrik!“

Ludwig hatte diese Worte gehört, und muthig setzte er Heinrich Dorn zur Rede. „Was willst du von meinem Bruder?“ rief er, — „was hast du gegen ihn zu sagen?“

Heinrich Dorn warf einen verächtlichen Blick auf Ludwig, und musterte ihn in unverschämter Weise von Kopf bis zu den Füßen.

„Was unterstehtst du dich, Bube?“ brüllte er ihn an. „Ich sage, dein Bruder ist ein gemeiner Bengel!“

„Nein, das ist er nicht,“ entgegnete Ludwig, „du selbst bist Einer, wenn du so etwas sagen kannst!“

Von Worten kam es zu Thätlichkeiten. Heinrich Dorn, viel größer und stärker als Ludwig, packte ihn und warf ihn zu Boden, wo ihn zwei große Buben mit Füßen traten. Fritz sprang jetzt tapfer hinzu und stieß die rohen Burschen zurück.

„Psui, schämt Euch!“ rief er. „Wie könnt Ihr so niederträchtig über einen kleineren Knaben herfallen, noch dazu Zwei gegen Einen!“

„Ah, du willst auch deine Prügel haben!“ schrie Heinrich Dorn. „Auf ihn, Jungens! Was hat sich der Lehrjunge in unseren Streit zu mischen!“

Diese Worte verhallten nicht ungehört. Die ganze Bande der Schulbuben fiel über den Einzelnen her, und richtete ihn böse zu, bis zum Glück ein Lehrer des Weges kam, worauf Alle bis auf Heinrich die Flucht ergriffen.

Diesen ganzen Auftritt hatte ein bleicher, krank aussehender Knabe beobachtet, der in der Nähe des Kampfplatzes auf einem Poney saß. Er ritt jetzt auf Heinrich Dorn zu, hielt sein Pferd dicht vor ihm an, und sagte verächtlich:

„Heinrich Dorn, du bist ein elender Feigling!“

„Ja, Willy Hallberg, bist du es? Nun freilich, du kannst

so etwas sagen! Einen Krüppel, wie du bist, kann man nicht züchtigen.“

Willy Hallberg bezwang seinen aufsteigenden Zorn über diese Hohnrede, und versetzte nachdrücklich:

„Ja, ein miserabler Feigling bist du, und zwar ein doppelter Feigling! Du hast einen kleinen Knaben zu Boden geschlagen und dann mit Füßen getreten, bloß weil er deinen Bruder nicht beschimpfen lassen wollte. Ein ganz erbärmlicher Feigling bist du!“

Heinrich Dorn hatte keine Antwort weiter, und entfernte sich, während Willy Hallberg sich an Fritz wendete, und ihn freundlich anredete.

„Bist du sehr beschäbigt?“ fragte er ihn.

„Nein, ich danke, — nicht sehr,“ erwiderte Fritz, und wuschte sein blutendes Gesicht mit dem Taschentuche ab. „Indeß, wahr bleibt es, ein elender Feigling ist er, mag er sonst sein, wer er will!“

Willy nickte Fritz noch einmal freundlich zu, und ritt dann langsam davon. Fritz humpelte nach Hause. An den Brief, den Herr Hallberg ihm zur Besorgung übergeben hatte, dachte er erst wieder, als leider die Post schon geschlossen war.

Diese Nachlässigkeit, obgleich sie wohl einigermaßen durch den Straßenkampf zu entschuldigenden war, machte dem ehrlichen Fritz viel Kummer, und er konnte deshalb in der Nacht fast nicht schlafen. Er schwankte, ob er Herrn Hallberg seinen Fehler offen eingestehen, oder ihn verheimlichen sollte. Vielleicht wurde es gar nicht bemerkt und beachtet, daß der Brief zu spät abgegeben war. Aber gleichviel, Fritz war in Gewissenshaftigkeit und Wahrheitsliebe erzogen, und nach kurzem Kampfe mit sich selbst siegte sein ehrliches Pflichtgefühl. Hatte er den Fehler begangen, so wollte er auch die Strafe dafür gebulbig hinnehmen.

Am andern Morgen trat Fritz schüchtern in Herrn Hallbergs Bureau-Zimmer, und blieb mit gesenkten Augen am Pulte stehen.

„Was gibst’s,“ fragte Herr Hallberg aufblickend.

Fritz wurde abwechselnd roth und bleich, und konnte kein Wort hervorbringen.

„Aber was gibt es denn?“ fragte Herr Hallberg noch einmal ganz verwundert. „So rede doch.“

„Ah, Herr,“ nahm Fritz endlich das Wort, — „verzeihen Sie mir, es thut mir so sehr leid wegen des Briefes.“

„Was für eines Briefes? Doch nicht wegen dessen, den du gestern auf die Post tragen solltest?“

„Doch, Herr, doch! Ich habe es unglücklicher Weise vergessen und ihn erst heute früh abgegeben.“

„Vergessen? das ist allerdings eine fast unverzeihliche Nachlässigkeit! Wie ist das zugegangen?“

Fritz erzählte von dem Ueberfall der Schüler.

„Ah, also du warst es, der die Schlägerei mit den Buben hatte!“ rief Herr Hallberg aus, der die ganze Geschichte durch seinen Sohn bereits wußte, und wendete sich wieder zu seinem Schreibtische.

Fritz blieb immer noch ganz schüchtern am Pulte stehen.

„Was willst du noch?“ ward er gefragt.

„Ah, ich möchte nur wissen, Herr, ob Ihnen meine Nachlässigkeit keinen Schaden gebracht hat.“

„Nun, es hätte das wenigstens der Fall sein können. Sollte dich also in Zukunft vor gleichen und ähnlichen Fehlern. Nun, was wartest du noch?“

„Ich hoffe, daß Sie mich deswegen nicht fort schicken, Herr,“ sagte Fritz feuerroth vor Verlegenheit.



„Rein, diesmal noch nicht,“ entgegnete Herr Hallberg lächelnd. „Ich will dir aber sagen, in welchem Falle ich mich versucht gefühlt haben würde, dich zu entlassen: wenn du mir nämlich deine Vergeßlichkeit verschwiegen hättest. Welches Vergehen du auch in Zukunft begehen magst, gestehe es mir immer sofort. Das ist unter allen Umständen das Beste und Vortheilhafteste. Und nun magst du wieder an deine Arbeit gehen.“

Fritz verließ das Zimmer mit sehr erleichtertem Herzen. Herr Hallberg sah ihm wohlwollend nach.

„Das ist ein ehrlicher Knabe!“ murmelte er. „Man sieht wohl, daß er in einer guten Schule erzogen ist. Ich werde ihn im Auge behalten.“

Dieser Tag sollte nicht vorüber gehen, ohne unserem Fritz ein neues kleines Abenteuer zu bringen. Gegen Abend, als Herr Hallberg sich nicht mehr im Bureau befand, schickte der alte Lynn Fritz mit einem Briefe nach des Herrn Wohnung.

„Sage zu ihm, daß ich auf Antwort warte,“ rief er dem Knaben nach.

„Kann ich Herrn Hallberg sprechen?“ fragte dieser, als er ins Haus kam, den Diener im Vorsaale.

Der Diener antwortete bejahend, ließ Fritz im Hausflur stehen, und öffnete die Thür des Speisezimmers, eines sehr schönen, großen Gemachs. Herr Hallberg ging darin auf und ab, während sein Sohn Willy an einem Tische saß, und sich auf eine lateinische Arbeit vorbereitete. Herr Hallberg half seinem Sohne öfters bei dieser Arbeit, und suchte ihm über die etwa auftretenden Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Willy war in den alten Sprachen noch weit zurück. Griechisch hatte er noch gar nicht angefangen, und auch keine Neigung dazu, weil seine immerwährende Kränklichkeit ihm das Lernen außerordentlich erschwerte.

(Fortsetzung folgt.)

## Skizzen von Japan.

Von Ad. Halmhuber.

**I**m Innern des Landes. — (Fortsetzung.)  
Des Morgens, eben als wir beim Frühstück saßen und die Frage über das Wetter erörterten, hellte es sich ganz unerwartet auf, so daß wir uns schnell fertig machten, Mist zu verlassen und den Weg nach Arima anzutreten. Meinem Plan gemäß hätten wir zunächst nach einer andern Dorfschaft, mit Namen Jagiwaru, gehen sollen; es war aber Samstag geworden und den Sonntag wollten wir nicht allein in Ruhe, sondern auch in angenehmer Umgebung zubringen. Hierzu eignete sich nun Arima vortrefflich. Wir hatten zwar einen Weg von 25 engl. Meilen dahin zu machen, meist bergauf, denn Arima liegt etwa 2,000 Fuß über dem Meer; des andern Tages aber war ja Ruhetag, und die Schönheit der Natur, die uns dann eine Zeitlang umgeben sollte, war ja eine Anstrengung wohl werth. Der Weg führte durch fruchtbare Felder an den Eingang eines engen Thales, aus welchem sich ein Flüsslein hervorwindet. Denselben entlang stiegen wir bergauf, während allerlei Felsengebilde oder Flußwindungen das Auge ergötzten. Zuweilen erweiterte sich das Thal plötzlich, und dann fehlte ein Dorf und seine fruchtbare Umgebung gewiß nicht. Es ist bezeichnend, wie in diesem Lande jedes Fleckchen Erde ausgenützt wird. In jeder Schlucht, wo nur immer möglich, wird ein Reisfeld angelegt; wo aber das nöthige Wasser zum schlammigen Boden, den der Reis erfordert fehlt, werden Gemüse, Weizen und dergl. angebaut. Oft findet man in diesen Thälern ganze Terrassen von Reisfeldern mit vollendeter Wasserleitung, so daß ein einziges Bächlein alle reichlich trinkt, da immer ein Feld das überflüssige Wasser dem nächsten zuführt. — Die Landleute in dieser Gegend leben sehr bescheiden; sie lassen sich vom Zimmermann ein Gerüste aufrichten und überziehen dann dessen Wände selbst mit Lehm und decken das Dach mit Reisstroh; so ist auch ihre Kleidung und Speise sehr einfach. Im Gegensatz zu den Stadtleuten sollen sie ehrlich und ergeben sein und mit Frömmigkeit, freilich heidnischer Frömmigkeit, der väterlichen Religion huldigen. Es mag sonderbar klingen, in heidnischer Frömmigkeit einen Grund zu ehrlichem, aufrichtigem Wesen zu finden, und doch ist dies so. Auch das Heidenthum ist Re-

ligion, und die Religion ist ein Gewissensband, welches den Menschen an eine höhere Ordnung bindet. Nur auf religiöser Grundlage hat der Eid einen Werth und staatliche Ordnung ein Bestehen; daher finden wir auch überall eine Neigung, Religion und Staat zu verbinden, welche z. B. bei den Römern in der Kaiservergötterung gipfelte. Auch in Japan ist der Kaiser der Sohn des Himmels. Die Landbevölkerung nun, welche in der väterlichen Religion noch ein Gewissensband hat, ist auch derjenige Theil des japanischen Volkes, der sich dem Christenthum zuerst zuwendet. Das Gottesbedürfniß, der Glaube an Götter, das Bestreben, es ihnen recht zu machen, muß sie dem Evangelium viel näher bringen als der Atheismus der Städter, welche zwar ihre Götzen verlassen, aber damit auch ein Gewissensband zerreißten, das wieder zu knüpfen nachher viel schwieriger ist. Der Spott über die Götzen artet nur zu leicht in Spott über das Göttliche aus; die Ehrfurcht vor dem Göttlichen aber mag leicht zur Ehrfurcht vor dem Einen, wahren Gott werden. Daraus erklärt sich die Thatfache wohl, daß nahezu alle Christen Osakas Zugügler sind, während die gebornen Osakabürger das Evangelium sehr kalt behandeln. Man erlaube mir diesen Ausfall; meine Beobachtungen des religiösen Zustandes der Landbewohner mußten nothwendig diese Gedanken in mir wecken.

Auf der ganzen Strecke bis nach Arima war kein Hotel zu finden; wir machten daher Rast in einem Theehause. Zur körperlichen Erfrischung trug auch ein Flußbad bei, das sich uns am Wege bot; war es doch schon so heiß, daß uns nur die Nothwendigkeit veranlassen konnte, um die Mittagszeit, und dann mit aufgespanntem Schirme, zu marschiren. Müde und matt erreichten wir Arima, gerade noch zu rechter Zeit, um vor Sonnenuntergang ein Quartier zu beziehen. Dieser Ort liegt 2000 Fuß über dem Meerespiegel in einer romantischen Bergschlucht, durchschnitten von einem wilden Bache. Aussicht auf die Ebene oder das Meer hat man hier keine, um so mehr aber genießt man die frische Wald- und Bergesluft; man ist von Wäldern ganz umgeben. Arima ist verschiedenartig berühmt. Einmal besitzt es eine warme, eisenhaltige Quelle, welche den Ort zu einem Curort macht. Viele Kranke

suchen hier die verlorene Gesundheit wieder, so daß eine ganze Reihe japanischer Hotels erster Classe hier ist. Auch eine Sodawasserquelle ist hier; wie die warme Quelle, so wird auch sie sehr geschätzt, was schon der Umstand beweist, daß das Bildniß des Wassergottes unmittelbar über ihr aufgestellt ist. Ein großer Tempel lockt die Anbeter von nah und fern herbei, und ein Wasserfall in der Nähe bietet ein Naturschauspiel. Die Industrie dieses Bergstädtchens ist fast ein Monopol für das Flechten von zierlichen Körbchen aller Art aus Bambus; die Arimakörbchen sind eine Curiosität in ihrer Art, wie die Lackwaaren in anderer Hinsicht; es ist oft ganz erstaunlich, welche gefällige und verschlungene Figuren das Geflecht eines Körbchens zieren. Neben diesen Korbflechtereien wird das Pinselmachen stark getrieben. Der Pinsel, Jude genannt, ist das einzige Schreibmittel der Japanesen und wird demnach zu Millionen verbraucht. Er wird ganz ohne Maschine hergestellt und beschäftigt somit viele Hände. Im Ganzen erscheint Arima als ein reinliches, industrielles Städtchen und ist schon deshalb für Jedermann einladend.

Seine hohe Lage, seine romantische Umgebung, und seine Nähe für zwei offene Seehäfen machen es aber auch für Ausländer wichtig. Beides, von Kobe und Osaka aus kann es in etwa acht Stunden erreicht werden. Kränkliche Personen ziehen sich dorthin zurück, Kaufleute machen sich dort einen vergnügten Tag, Touristen versäumen nicht, es sich anzusehen. Aus diesem Grunde eröffnete ein altes Mütterlein eine Art Hotel für die Jinsan, wie die Ausländer genannt werden, indem sie etliche kleinere Häuser in reizender Lage zur Verfügung stellte, in jedem ein Paar Bretter als Bettstelle zusammennageln ließ, auch Tisch und Stuhl beschaffte und überhaupt that, was unser Einen ein wenig heimisch fühlen läßt. Hat alles auch einen improvisirten Charakter, so ist es auch billig und doch gut genug, den Aufenthalt angenehm zu machen. Da die Ausländer nun so gar verschiedene Wünsche, hätte fast gesagt Mägen haben, so probirt jenes Mütterlein es doch allen recht zu machen, indem sie fürs Schlafen einen bestimmten Preis fordert, das Essen sich aber in Uebereinstimmung mit dem Gegebenen extra bezahlen läßt. Wer nun einen Fisch, eine Ente, oder einen Fasanen will, der muß es sagen; so wird's dann bestellt und ehe es dem „Kook-san“ überliefert wird, vorerst noch einmal gezeigt. So hoch greift nun aber nicht ein Jeder; so bestellt er sich dann zwei Eier, sechs Kartoffeln u. dergl. Die Rechnung wird dann sehr zufriedenstellend ausfallen—so und so viel Nächte Quartier, so und so viel Eier, so und so viel Kartoffeln, so und so viel Kohlen 2c.—das muß doch ein ehrliches Geschäft sein. In der That ist dieses einzigartige Hotel ein ehrliches und billiges Geschäft, das den Dank und die Unterstützung aller verdient, welche in diese Gegend kommen. In Osaka und Kioto verlangen die Hotels für Ausländer voll so viel, als es das beste Hotel in den von

Ausländern bewohnten Häfen thut, während sie doch nur eine mangelhafte Nachahmung des letzteren sind; kommt dann ein „Eingeweihter“, welcher sagt, ich biete per Tag nur so und so viel, so hat er um den halben Preis denselben Comfort wie der „Uneingeweihte“. Ob man die Landessprache gut spricht oder nicht, das ist hierbei meistens maßgebend. Ein Missionsarzt von hier besuchte neulich Kioto und frühstückte dort in einem Hotel. Der Kellner verlangte \$2.50 dafür. Dafür könne er ja einen ganzen Tag essen, erwiderte der Gast. Ein Frühstück koste denselben Preis, meinte hierauf der Kellner. Lächelnd legte der Gast fünfzig Cents auf den Tisch und ging unbehelligt von dannen. Einer solchen Praxis gegenüber muß man obengenanntes Hotel in Arima als ehrlich und der Unterstützung würdig anerkennen, denn man weiß aus der Rechnung gewiß, daß man nicht betrogen wird.

Als Erholungsort haben auch die Missionare ihr Augenmerk auf Arima gerichtet. Mehrere derselben haben sich solide Häuser daselbst gebaut, welche sie Winters ganz schließen, des Sommers aber mit ihren Familien bewohnen. Andere mieteten sich Häuser für mehrere Monate, den Sommer dort zuzubringen. Es kam auch schon vor, daß kränkliche Personen unter ihnen im Winter dorthin mußten, um die stärkende Luft der Berge zu genießen. Ein großer Unterschied in der Luft ist auch wahrzunehmen; während es auf der Ebene schon Sommer ist, ist es dort oben noch recht kühl, fast kalt; während brunten die Mosquitos oft schwarmweise die Wände bedecken, zeigt sich dort oben von ihnen den ganzen Sommer nichts.

An diesem Orte konnte ich auch Briefe in Empfang nehmen. Zwar gibt es Poststationen in allen größeren Dörfern, aber einem nur Vorüberreisenden Briefe dorthin zu senden ist sehr unsicher. Man muß es Japan nachrühmen, daß auch auf dem Lande ein sicherer und allgemeiner Postverkehr eingerichtet ist. Der Postdienst wird durch Läufer versehen, welche meist Abends aufbrechen und des Nachts laufen, also einmal täglich hin und her. Sie tragen eine Stange über der Schulter, an welcher Stange ein Korb hängt, in welchem die Postsachen sich befinden. Ihre Kleidung ist sehr leicht, oft fast gleich Null, so daß sie in ihrem Laufe nicht beschwert werden. Ich sandte durch diese Postboten eine Anzahl Briefe, welche alle eintrafen, nur der spätere zuweilen vor dem früheren, weil ich selbst mich bewegt hatte, und die Lage der Ortschaften somit eine ganz andere geworden war.

In diesem Arima feierte ich also mit meinem Begleiter den Sonntag in Ruhe und erbauender Lectüre, während uns frische Luft anwehte, und unsere Gedanken oft unwillkürlich an jenen Bergen und Wäldern hingen, deren Erhabenheit die Größe Dessen verkündet, der sie schuf. Am andern Morgen sahen wir uns die Umgebung ein wenig an und brachen dann nach der nächsten Station unserer Reise auf.

(Fortsetzung folgt.)

## Verklärung.

Welch' heil'ger Anblick, wenn am Abend  
Der Vollmond übers Kirchlein geht,  
Wenn, eines Säuglings Leib begrabend,  
Ein Trauerzug im Friedhof steht!  
Wenn über blühenden Gezweigen  
Der Abendsterne Licht erglimmt,  
Gleich Schäflein, welche selig schweigen,  
Ein weißes Heer von Wolken schwimmt!

Und welch' ein himmlisches Erklingen,  
Wenn aus der engelreinen Brust  
Dazu der Kinder Schaaren singen,  
Am Wege spielend noch mit Lust!

Da sieht das Aug' sich Kränze weben  
Aus Blumen, die am Himmel glühn,  
Und aus dem Grab ein Lichtbild schweben,  
Des Haupt die Kränze hold umbühn.



## Bilder aus dem Orient.

Von F. W. Bögelein.

## IV.

In nordwestlicher Richtung von China, zwischen dem Irtysh im Westen bis zur Mandschurei im Osten und den Grenzen Sibiriens im Norden bis zu den nordwestlichen Grenzen Chinas und von da südwärts liegt ein merkwürdig ausgedehntes, (im Norden) wellenförmiges Steppenland, gewöhnlich Tartarei oder Mongolei genannt, aber auch unter dem Namen China-Turkestan bekannt.

Dieses größtentheils wenig fruchtbare Land wird von einem Nomadenvolk bewohnt, dessen einstige politische Bedeutung der

bilben. Sie zerfallen wieder in vier Zweige: Die Ost-Mongolen, die Kalmücken, die Burjäten und die Hazara.

Die Mongolen sind von Charakter gutmüthig, gastfrei, ehrlich und mäßig; ausgenommen die mit Chinesen und Russen viel verkehrenden Familien. — Andererseits sind sie prahlerisch und sehr träge; eine besonders hervorragende Schattenseite ist ihre grenzenlose Unreinigkeit, darin bilden jedoch die Kirghisen im westlichen Mongolien eine rühmliche Ausnahme. Letztere sind reinlich, sehr nett in ihrem Umgang und leidenschaftliche Liebhaber von Musik. Die Wohnungen der Mongolen sind



Kirghisen.

gesamten mit ihm verwandten (gelben) Völkerfamilie in der wissenschaftlichen Classification die Bezeichnung der mongolischen Race gegeben hat. In der Geschichte finden wir es unter einem Völkernamen von wechselnder Bedeutung. Aus den dunkeln Nachrichten der älteren chinesischen Schriftsteller über dies ihnen stamm- und sprachverwandte Volk, welches unter den nicht genau unterschiedenen Namen der Tata oder Thata und der Motho oder Mungko (der nachherigen Tartaren und Mongolen) begriffen wurde, eine Verwirrung der Namen dieser beiden verschiedenen Stämme, die bis auf den heutigen Tag fortgedauert hat. Nach dem jetzigen Standpunkt der Ethnographie sind die Mongolen eine Völkerfamilie der sogenannten mongolischen Race, eine nahe verwandte Völkerfamilie der Finnen, Samojeden, Turko-Tartaren und Tungusen, die zusammen den großen turanischen Völker- und Sprachstamm

Zelte oder Jurten von Fels, die Vornehmen inwendig kostbar verziert. Ihre Haare scheeren sie, lassen aber auf dem Scheitel einen Schopf stehen. Sie kleiden sich in einen langen Rock, der mit einem Gürtel um den Leib befestigt ist, woran die Männer gewöhnlich ihre Waffen und die ihnen unentbehrliche Pfeife hängen.

Ihre Hauptbeschäftigung ist Viehzucht, ihr Reichthum besteht daher in Heerden, vornehmlich in fettschwänzigen Schafen, dann in zweihöckerigen Kameelen; Pferden und Rindern nur in geringer Anzahl. Ihre Nahrung ist nicht Reis und Schweinefleisch, wie bei den Chinesen, sondern Hammel- und Kameelfleisch, welches sie in unglaublichen Quantitäten verzehren.

Ihre älteste Religion, von welcher sich noch vieles erhalten hat, war der Schamanismus, in welchem zwei Hauptbestand-



theile, Natur und Geisterdienst, zu unterscheiden sind. Als oberste Naturmacht verehren sie, wie die Chinesen, den Himmel, daneben Sonne, Mond, Sterne, Berge, Flüsse und Elemente. Auf der anderen Seite glauben sie an Beschwörung, Bannung, Zauber und an die Einwirkung der Dämonen. Ihre Priester (Kam) gelten für Wahrsager. Die Mongolen scheinen jedoch schon frühzeitig mit anderen Cullen in Berührung gekommen zu sein, so z. B. ist ihnen der Islam wohl bekannt, und sogar das nestorianische Christenthum war ihnen nicht fremd.

Auch sind in neuerer Zeit christliche Missionare unter sie gegangen und haben angefangen die Bibel zu verbreiten und ihnen Gottes Wort zu erklären. Es ist unter diesem Volk, welches etwa 4,000,000 Seelen zählt, noch eine große Aufgabe für die christliche Kirche zu lösen, denn sie leben noch in tiefer heidnischer Finsterniß und in den Schatten des Todes.

Die Reisenden sind oft großen Gefahren von Seite wilder Thiere, in den Wäldungen Mongoliens ausgesetzt. So erzählt uns der tapfere Reisende, Herr Atkinson, der eine Reise durch dieses Land von St. Petersburg aus unternahm, eine schreckliche Begebenheit von einem Häuptling, der mit seiner neuvermählten Gattin auf einer Reise Abends in einem Walde anhielt, um ein Nachtlager aufzuschlagen, während er eben damit beschäftigt war, ging seine Frau etwas beiseite, um im Stillen daselbst nach ihrer Gewohnheit zu beten. Plötzlich hört der Mann einen furchtbaren Schrei, er eilt schnell hin und findet zu seiner Bestürzung, daß sein theures Weib die Beute eines Tigers geworden war. Die blutige Spur



Des Tiger's Beute.

des Raubthieres zeigte zur Genüge, was geschehen war. Die Bestie war mit der köstlichen Beute auf und davon, und der arme Mann hatte nur das Nachsehen und — Thränen der Verzweiflung.

## Beeren und Büren.

Von M. Gemüthlich.

### I.

Auf dem Staube der Allen freut und tummelt sich das junge Geschlecht. Das gilt nicht blos bei den Menschen, sondern im ganzen Haushalt der Natur. Auch selbst der Urwald muß sich in diese Regel fügen.

Hast du, lieber Leser, schon einmal einen Waldbrand gesehen? Horch, wie die Flammen brüllend und zischend auf ihrem Zerstörungszuge durch die Myriaden der Waldbriesen dahintoben. Qualmend steigen die Rauchsäulen wie dunkle Gewitterwolken aus dem grünen Walddesdicht emporkom. Donnernd und krachend stürzen die tausendjährigen Baumcolosse zusammen, daß unter ihnen die Grundfeste der Erde beben.

Es wird Nacht. Aber die prasselnde Flamme kennt keinen Feierabend; sie selbst beleuchtet sich den Pfad ihres schrecklichen Zerstörungsweges. Und welche majestätischen Leuchter

benützt sie dabei. Da und dort stehen hochaufgerichtet die Ketten des Waldes: Eichen, Ulmen und Ahorn, und schrecklich schön spielen die Flammenbänder in ihren zitternden Raubkronen. Menschen und Thiere fliehen erschreckt vor den glühenden Wogen dieser Feuerfluth bis endlich ein kühlender Gewitterregen den Kampf mit dem brennenden Elemente beginnt und nach einigen Stunden „heißer Fehde“ von den Tausenden der Waldbewohner als Sieger gesegnet wird. Aber viele Meilen weit im Umkreise decken die halbverkohlten Riesenleichen der Waldbäume die Wahlstatt — öde und ausgebrannt, wie der Krater eines Vulkans, sieht die ganze Gegend aus.

Die Jahre vergehen. Sonnenschein und Regen senken sich befruchtend auch auf die verheerte Brandstätte herab. Der Frühling zaubert Blumen voll Duft und Farbenpracht zwischen die verkohlten Stämme, welche wie strahlende Diamanten auf einem



Trauerkleide glänzen. Goldschillernde Kolibri's durchschwirren die Luft um die lachenden Kinder der Flora an ihrem neuen Ostern liebend zu küssen. Junges Gebüsch und Gezweig aller Art schießt aus der Asche wuchernd empor, ohne daß eine menschliche Hand den Samen streute, oder ein Pflanzerg dieier Erde den Acker dafür bestellte. In diesem Gesträuch nun freut sich nichts zahlreicher seines Daseins als die rankende Brombeere. Als kohlischwarze Frucht scheint sie auf diesem kohlischwarzen Acker besonderes Vorrecht zu beanspruchen. Und dieses wird ihr dann auch großmüthigst eingeräumt. Ist es nicht eine wahre Lust zu sehen, wie sich die schlanken Stämmchen unter der Bürde der zahlreichen großen Fruchtzapfen zur Erde niederbeugen?

## II.

Für den Prediger, welcher sich tagein, tagaus von so vielen Leuten beobachten, beurtheilen, bevormunden und furangen lassen muß ist es ein Seelenvergnügen, sich einmal einen Tag in die Stille der Natur zurückziehen zu können, d. h. wenn er mit der Natur umzugehen versteht. Und ein solcher Erholungstag ist besonders beim Brombeerenpflücken zu finden. Wenn dann die gemüthliche Hausfrau auch noch mitgeht, so setzt das dem Vergnügen die Krone auf. Man macht sich also zeitig fertig, um nach dem „Busch“ aufzubrechen.

Interessant ist nun schon von vorne herein der Gedanke, wem man wohl zuerst begegnen wird, den Beeren oder den Bären. Wenn uns dann endlich des Waldes schattige Hallen umfassen, so treffen wir schon der Reisegefährten nicht wenige. Es sind Abkömmlinge eines zahlreichen Stammes; ein gemüthliches, musikalisches Völkchen, allezeit bereit für einen gefühlvollen Kuß ein summenbes Viebchen zum Besten zu geben. Unermüdllich umgeben sie uns den ganzen Tag mit gleicher Zuverlässigkeit gegen Reiche und Arme. Im Schlafe kitzeln sie dich an der Nase; erwachend summen sie dir ihre Märchen von wunderlichen Waldgeschichten ins Ohr, und ehe du dich's verstiehest, verwandelt sich ihre Freundschaft in wilde Kampfeslust, und sie greifen dich mit ihrer Lanze an. Es ist, wie gesagt, ein wunderliches, tapferes Völkchen, es sind die Ureinwohner des Waldes und gehören zu dem Stamme der Mosquitos.

Doch nun frisch an die Arbeit. Was kümmert uns heute das Summen der Mosquitos, das Loden des Waldhuhns, der Turteltaube melancholisches Gurren oder der Grillen heiseres Gezirpe? Ja selbst das Rudel Hirsche, welches dort über die alten Stämme setzt, darf man nur mit dem Auge verfolgen, bis im dunklen, rauschenden Gebüsch ihr weißes Fähnlein verschwindet. Schaut nicht die Herbstsonne mit goldenem Blick auf die mit jugendlichem Geschmeide gezierte Brandstätte herab, und mahnt zur Thätigkeit? Laspelt nicht in den Zweigen die laue Morgenluft ihr: „Fleißig! fleißig?“ Also denn! Hierhin und dorthin, kreuz und quer geht's suchend und pflügend über Baumgeröll und zwischen dornbesetzten Ranken hindurch.

„Salt,“ ruft der Bruder, „Schwester, hier, Die schönsten Beeren sind bei mir.“

Sah, welche Lust, wenn die fetten Beeren wie schwere Tropfen in den Blechfessel fallen! Wie das Kind dem Golde des Regenbogens, so folgt man hier den schwarzen Punkten und immer reicher wird die Beute, immer verführerischer winken aus dem Halbdunkel die schwerbeladenen Ranken und niden uns einladend zu. Stunde auf Stunde zerrinnt. Wer denkt denn, wenn uns die Natur mit der Fülle ihrer Spenden erfreut, an

Weg und Zeit? Endlich ist das Gefäß bis zum Rande gefüllt. Weiteres Vordringen nützt nichts. Man muß zurück. Aber in welcher Richtung? Der Urwald ist wie das Meer. Die Gebüsche sehn sich so ähnlich, wie auf dem Ocean die Wellen. Man eilt hin und her; aber nirgends zeigt sich ein Weg und nirgends ein Wegweiser. Ueberall das rauschende, wogende Blättermeer und oben der endlose, blaue Himmel mit seinem heißen Sonnenbrand. Wie schwicht und seufzt die arme Hausfrau unter ihrer üppigen Brombeerbürde. Soll sie dieselbe etwa im Stiche lassen? Noch wenigstens nicht. Sie steigt auf einen Baumstamm und ruft aus Leibeskräften, daß es weithin durch die Wälder tönt. Doch nur das eigene Echo kommt neckend und jodelnd zu ihr zurück, um über die Erfolglosigkeit ihres Rufens Bericht zu erstatten. Doch wieder und wieder, stärker und stärker tönt der Angstschrei durch die Luft, aber nur, um in den Thalschluchten ein stärkeres Echo zu werden und—ungehört zu verhallen. Sonst scheint alles rings umher in tiefes Schweigen gehüllt. Doch nein. Raschelt's nicht dort in den Blättern, kracht nicht das Gezweig, wie unter dem Tritt eines nahenden Retters? Näher und näher kommt das Geräusch bis aus dem Dunkel der Gebüsche ein—großer schwarzer Bär in die Richtung hervortritt. Eine neue, stark vermehrte Auflage der Noth. Doch Noth lehrt beten. So lange noch Selbst- oder Menschenhülfe nahe zu liegen scheint, denkt man so selten an den Retter, der in jeder Noth uns retten kann und will. Himmeln fliegen die Gedanken und die Hülfe kommt auf wunderlichem Wege. So kam die Hülfe denn auch hier. Doch wohl nicht durch den Bären? Nein, nicht direkt durch den Bären und doch auch durch ihn. Der schwarze Geselle tragt vornehm, ohne Gruß und ohne auch nur an praktische Hülfeleistung zu denken, vorüber. Die Geängstete hindert ihn auch nicht an seiner Weiterreise. Wer weiß, welche wichtigen häusliche Angelegenheiten auch ihm Eile empfehlen mögen.

Aber was ist natürlicher, als daß die verirrte Beerenfammelerin die entgegengesetzte Richtung von der des Bären einschlägt, um dem trogigen Schwarzen ein öffentliches Zeichen ihres beleidigten Ehrgefühls zu geben. Und siehe da! Das war die Richtung, in welcher sie sich schnell ihrem ängstlich suchenden Gatten näherte. Die wechselnden Nothrufe begegneten sich bald auf ihrer lustigen Bahn und es dauerte nicht lange, ehe sich die Gatten mit der innigsten Freude gegenseitig begrüßten.

Der Familienrath, welcher nun folgte, war kurz und bestand aus einem einzigen, einstimmigen Beschluß: „Heimgehen.“ Man hatte für diesen Tag Beeren, und Bären, und Mosquitos und Waldeinsamkeit genug. Die treuen Begleiter vom frühen Morgen, welche sich den ganzen lieben Tag so treulich zur Fahne gehalten hatten, ließen sich nicht nehmen, so weit ihr Gebiet es ihnen erlaubte wieder mit zu ziehen. Endlich kam die traute Heimath in Sicht. Man hatte doch einen Tag der „stillen Erholung“ verlebt, das zeigten nebenbei die blutenden Hände und zeretzten Kleidungsstücke der beiden Wanderer, als sie ihrer Behausung zuhinkten. Daß sie aber dem lieben Gott für seine gnädige Hülfe herzlich dankten, das kann ich den geneigten Leser auf mein Ehrentwort versichern. Die Wunden sind jetzt wieder geheilt, die Kleider wieder geflickt, die Zeit ist vergangen, die Beeren sind wieder gepflückt, und jener Bär und ich sind alte Burschen geworden. Aber die Erinnerung an die grünen Dasen in der Lebenswüste lebt noch frisch im Gedächtniß. Es ist nur schade, daß so viele Menschen ein apokryphisches Gedächtniß haben, welches nur die Leidensstage behält, und die Freuden so leicht vergißt.



## Bunker Hill Monument.

Von H.

Hier sieht der geneigte Leser ein patriotisches Wahrzeichen Amerikas aus dem Beginn des Freiheitskrieges gegen England. Es ist zu seinem näheren Verständniß wenigstens eine kurze Beschreibung der Ereignisse jener Zeit erforderlich, welche die Veranlassung zur Errichtung desselben gaben. Bunker Hill ist eine 110 Fuß hohe ebenmäßig gerundete Bodenerhöhung in Charlestown, Mass., welche die Halbinsel, auf der Boston erbaut ist, beherrscht. Auf dieser und dem angrenzenden Breed's Hill wurde am 17. Juni 1775 eine Schlacht geschlagen, welche nach Bunkers Hill benannt ist. Damals war Boston vom englischen General Gage occupirt, und da selbiger neue Verstärkung von Truppen erhalten, unternahm er es die Amerikaner, welche begannen auf den genannten beiden Hügeln sich zu verschanzen, davon zu vertreiben. Er sandte am frühen Morgen dieses Tages drei Colonnen, unter den Generalen Howe, Burgoyne und Clinton, ge-



gen die an Zahl und Ausrüstung weit geringeren Amerikaner aus. Diese jedoch bereiteten ihnen, unter ihren Führern Putnam, Prescott und Warren, durch rechtzeitiges Feuern einen so scharfen Empfang, daß die regulären Truppen zu wiederholten Malen zurückgeworfen wurden. Leider aber ging den muthigen Kämpfern zu bald die Munition aus. Nun kam es zu einem mörderischen Handgemenge, wobei gleichfalls die Amerikaner bedeutend im Nachtheil waren, indem sie nicht mehr als 50 Bajonnette hatten. So wurde eine Zeit lang der Kampf mit Kolben, abgebrochenen Gewehrläufen und selbst Ladestöcken fortgesetzt, bis endlich die Amerikaner der Uebermacht weichen mußten und sich unter Putnam's schwacher Deckung zurückzogen. Obgleich die Schlacht verloren, hatte sie doch den moralischen Effect eines Sieges, sowohl in Anbetracht der Ungleichheit der Kräfte als auch im Resultat der Verluste. Nach General Sage's eigenen Angaben hatte man auf der engl. Seite 1254 Getödtete und Verwundete, während die Amerikaner nur 145 Tödt und 304 Verwundete zählten. Der von ihnen am meisten beklagte Verlust war Gen. Warren. An ihm büßten sie den wärmsten Patrioten und eifrigsten Vorkämpfer der guten Sache ein.

Und nun betrachten wir uns das Monument, welches zur Erinnerung an diesen denkwürdigen Kampf errichtet ist. Es steht im Mittelpunkte jenes Bodens, auf dem das Gefecht wüthete, da, wo nach der einen Seite Breech's Hill abfällt. Die

Form ist die eines riesigen Obelisks. Aus Griney-Granit gebaut, mißt es am Grunde 31 Fuß und an der Spitze 15 Fuß ins Geviert, seine Höhe beträgt 221 Fuß. Die Grundlage dazu ist 12 Fuß tief in die Erde gelegt. In der Mitte dieses Bau's befindet sich ein runder Raum, welcher am Boden sieben und oben an der Spitze etwa vier Fuß Durchmesser hat. In diesem windet sich eine Treppe hinauf, welche 294 feinere Stufen zählt und oben in einer Kammer von 11 Fuß Durchmesser endet, aus deren vier Fenstern man eine weite Aussicht über die ganze Umgegend vom Meer und Land genießt. In dieser Kammer befinden sich auch zwei während des Krieges vielgebrauchte Kanonen, davon die eine nach Hancock, die andere nach Adams benannt ist.

Der Grundstein zu diesem massiven Denkmal ward am fünfzigsten Jahrestage der Schlacht, den 17. Juni 1825, gelegt und zwar durch General Lafayette, welcher damals sich als Gast der Nation in den Vereinigten Staaten aufhielt. Eine ungeheure Volksmenge, worunter 200 Soldaten der Revolutionsarmee und 40 Veteranen aus jener Schlacht selbst, horchten mit Aufmerksamkeit der bei dieser Veranlassung gehaltenen Rede Daniel Webster's.—Der Bau wurde in 1842 vollendet mit einem Kostenaufwande von mehr als 150,000 Dollars, und am 17. Juni 1843 und zwar wieder durch eine Rede von Daniel Webster, eingeweiht.

## Die Chautauqua - Idee.

Von R. L.



Es geschieht nichts Neues unter der Sonne—es ist Alles schon dagewesen, sagt der weise Rabbi Ben Ariba. Bei allem Respekt vor dem Scharfblick des berühmten Mishna Compilators und dem Alter dieses mehr als siebeshundertjährigen Ausspruchs—auf eins in der Welt paßt er nicht—auf Chautauqua.

Chautauqua ist neu, originell, unbergleichlich, einzig, noch nie dagewesen. Nicht der Chautauqua-See, denn der ist älter als Ben Ariba, auch nicht Chautauqua County, denn auch das ist älter als die meisten Magazineleser, obschon es das westlichste und vielleicht jüngste County des Staates New York ist. Chautauqua als Postamt ist zwar noch kein Jahr alt, indem der Ort früher mit Fair Point bezeichnet wurde, welcher Name zu vielfacher Verwirrung auch jetzt noch oft gebraucht wird.

Seinen Ruf und Ruhm hat Chautauqua als kühler Sommeraufenthalt, als Lagerversammlungsgrund, als Normal-Institut für Sonntagsschularbeiter, als Versammlungsort mehrerer Missionsvereine, als Volksuniversität—kurz, als Centralpunkt einer Reihe von Bewegungen, die in ihrer Tragweite ganz unabsehbar sind.

Um die Bedeutung dieser Einrichtungen annähernd richtig zu erkennen, bedarf es freilich des unmittelbaren Einflusses der „Chautauqua Idea,“ wie unsere englischen Journalisten das große Werk treffend nennen. Glücklich preise ich alle Sonntagsschularbeiter, die im Interesse ihres hohen Berufs, die Wallfahrt nach Chautauqua machen dürfen, und doppelt glücklich, wenn, wie mir, das Vorrecht wird, den freundlichen Redacteur des Magazins zum Reisegefährten, zum nächsten Tisch- und Zimmernachbar und zum Führer in Chautauqua

zu haben. Da wird das Herz so weit und das Auge so hell. Leider ist den meisten unserer lieben Leser dieser Genuß nicht vergönnt; um ihnen aber dies Entbehren möglichst zu mildern, wollen wir versuchen ihnen den Kreis der Idee von Chautauqua ein wenig näher zu rücken. Doch Chautauquas Walbaroma und Hochlandsluft, die Formensöhne seiner Wälder, Tempel und Scenerie, das Wellengemurmel an seinem See, sein nebelumflortes Abendroth, das Echo seiner Feiertagsglöden im dunklen Gehölz, die Tausende froher Menschen, die unter dem grünen Laubdach seiner Bäume wandeln mit dem heiteren Zug des Friedens den Christi Geist aufs Antlitz haucht—wer vermöchte das würdig zu beschreiben?

Wie alle neuen Erscheinungen auf dem Gebiet der Sonntagsschule, so hat auch das Magazin schon eingehend über Chautauqua berichtet, wir wollen daher das, was schon erörtert wurde hier nicht wiederholen, empfehlen aber dem Leser den Artikel „Chautauqua“ im Magazin von 1877 nachzulesen. Nur einige ergänzende Bemerkungen in Bezug auf die Dertlichkeit und haultichen Veränderungen, glauben wir erwünscht zu sein:

Der Chautauqua-See ist einer der höchstliegenden auf dem amerikanischen Continent und der höchste der von Dampschiffen befahren wird. Sein Wasserspiegel liegt 1322 Fuß über dem Ocean und 723 Fuß über dem Erie-See, obschon sein nördliches Ende nur sieben Meilen vom Erie-See entfernt ist. Während der letztere durch den St. Lorenzstrom seinen Abfluß nach dem atlantischen Ocean hat, sendet der Chautauqua-See seinen Wasserüberfluß durch den Conewango und Alleghenyfluß in den Golf von Mexiko. Durch die hohe Lage und die beständige Verdunstung aus dem See, wird einmal viel Erd-

und Sonnenwärme gebunden und sodann eine lebhafte Luft-circulation bewirkt, Umstände, die für einen Sommeraufenthaltssort von hohem Werthe sind. Die reiche Vegetation trägt durch ihre Sauerstoffabsonderung noch wesentlich dazu bei, das Klima zu einem so erheiternenden zu machen, daß melancholische Grüssen kaum aufkommen können.

Wie in Allem, so hat sich Chautauqua auch in baulicher Hinsicht in den letzten Jahren ungeheuer entwickelt. Von Privatunternehmern werden Sommerhäuser zum Vermiethen in ganzen Reihen aufgeführt. In der Leichtigkeit ihrer Construction, könnten sie vielleicht mit der Papier und Bambus Architektur der Chinesen und Japaner wetteifern, trotzdem zeigen alle ein geschmackvolles Aeußere, das sich bei manchen bis zur Eleganz steigert. Chautauqua zählt gegenwärtig an 800 solcher Häuser, die für mehrere Tausend Personen „Lagerbequemlichkeiten“ bieten. Auch Zelte sieht man noch, doch werden sie im Verhältniß zu den Häusern immer weniger. Dank der vorsorglichen Umsicht des Verwaltungsraths der „Sunday-school Assembly“ sind die Preise im Vergleich mit den Hotels sehr mäßig. Ein Zimmer mit einem zweischläfrigen Bett, Licht und Waschrequisiten, kosten einen Dollar pro Tag. Mahlzeiten kann man in einem Kostzelt drei für einen Dollar bekommen. Familien oder Clubs, die sich einen Kochapparat besorgen, können die meisten Lebensmittel zu den Marktpreisen unserer größeren Städte kaufen. Wer Naturkind genug ist sich bei Brod, Milch und Obst wohl zu befinden, der hat's auch hier wie überall am billigsten und am bequemsten. In den Hotels in und um Chautauqua bestehen etwa dieselben Preise, wie in ähnlichen Hotels anderer Orte, nemlich 2½ Dollars pro Tag oder 14 Dollars für die Woche. Für das nächste Jahr ist Öffnung in Privatfamilien, Kost und Wohnung für \$1.00 pro Tag zu erlangen.

In dem Maße, wie sich die Verhältnisse mehr consolidiren, fühlt sich der Verwaltungsrath ermuthigt, die für die Versammlungen bestimmten Zelte durch mehr permanente Gebäulichkeiten zu ersetzen. Am dritten August 1878 wurde der „Kindertempel“ zum öffentlichen Gebrauch eingeweiht. Es ist dies ein recht geschmackvoller Holzbau, im Grundriß in der Form eines griechischen Kreuzes, 101 bei 94 Fuß groß, mit Sitzplätzen für 1500 Personen. Das Innere hat die Form eines Halbkreises, dessen Radien auf der Rednertribüne zusammen laufen. Etwa 24 Fuß von den Außenwänden nach dem Mittelpunkt zu steht, halbkreisförmig eine Reihe von Säulen, die als Träger des kuppelähnlichen Mittelbaus dienen, und gleichzeitig als Pfosten für breite Flügelthüren. Will man den Tempel als einen einzigen Raum benutzen, so stehen die Thüren in der Richtung wie die Speichen eines Rades, und Niemand ist verhindert nach der Tribüne zu schauen. Dreht man aber die Thüren herum, daß sie in der Richtung stehen wie die Felgen oder Reifen eines Rades, so ist man von dem größeren Mittelraum abgeschlossen und hat ein bequemes Klasszimmer, das Fenster und Thür nach Außen und auch einen Eingang zum Innern des Tempels hat. Auf diese Weise können sechs oder acht Klasszimmer gebildet werden. Auch die geräumige Tribüne kann nach hinten zu erweitert werden. Durch Aufrollen eines mit biblischer Scenerie bemalten Vorhangs, wird sie mit einem Raum vereinigt, der einen der Schenkel des kreuzförmigen Grundrisses des Tempels bildet. Für das Auftreten größerer Gesangschor, für Festlichkeiten, Ueberraschungen und dergleichen ist diese Einrichtung unübertroffen. Kirchliche Bauvereine sollten diesen Punkt reif-

lich erwägen, und bei der Anlage neuer Sonntagschullokale darauf Bedacht nehmen.

Am zweiten August 1879 wurde das sogenannte Amphitheater eingeweiht. Dasselbe steht am Abhange eines Hochplateaus, welches halbkreisförmig den Raum umschließt, über welchem sich jetzt der besagte Bau erhebt. Die Natur selbst hat diesen Platz so günstig gestaltet, daß von der Hand des Menschen nur wenig Nachhülfe nöthig war, um ein gleichmäßig terrassenförmiges Aufsteigen der hintern Sitzreihen zu erzielen. Drei Jahre lang stand ein Zelt mit etwa 1500 Sitzplätzen auf demselben Platz, bis es dem jetzigen Bau weichen mußte. Derselbe ist 145 bei 180 Fuß im Geviert. Fünfundfünfzig Pfeiler tragen das Dach, zu dem letzteren allein wurden 36,000 Fuß Holz verbraucht, dasselbe ist mit Asbestos überzogen und dadurch gegen Feuergefähr von außen geschützt. Ueber 10,000 Fuß Holz wurden zu den Bänken verbraucht, welche 4000 Personen aufnehmen können. Das Orchester im Hintergrund der Tribüne ist 22 Fuß breit, 140 lang und hat Sitzreihen für 400 Personen. Die Tribüne selbst hat eine Größe von 16 bei 36 Fuß. Vierzehn bequeme Zugänge dienen dem Ein- und Auslaß der Besucher. Nirgendwo sind Wände, die Aussicht zu verhindern oder dem Licht und der Waldluft den Zugang zu wehren.

Am fünften August 1879 wurde ein anderes Gebäude eingeweiht. Man nennt dasselbe Pantheon, Parthenon und Halle der Philosophie, Namen, welche alle die philhellenische Geistesrichtung Chautauquas bekunden. Wir hörten Bemerkungen von urtheilsfähigen Männern, denen die Sache zu „griechenliebend“ vorkam. So bedeutet „Pantheon“ einen Tempel für alle Götter; Parthenon, „Tempel der Jungfrau“, das meint, Minerva, die Göttin der Weisheit; gegen „Hall of Philosophy“ ließe sich weniger einwenden, da der Sinn in wörtlicher Wiedergabe der griechischen Wurzelsörter Halle der Weisheitsliebe bedeutet. Dr. Vincent, der berühmte Organist von Chautauqua, bemerkte hierüber, daß das Parthenon eine Halle der Weisheit werden solle, wo man Gott nicht nur aus seinem Wort, sondern auch aus seinen Werken kennen lerne, wo die Götter aller Völker und Zeiten citirt und betrachtet werden sollten, um die Herrlichkeit des einzigen ewigen Gottes um so klarer zu zeigen.

Das Parthenon ist wie das Parthenon in Athen, im dorisichen Styl erbaut, nur hat es keinen Innenbau und ist von allen Seiten offen. Es ist etwa 48—50 Fuß im Geviert, das Gesims mit dem Dache ruht auf sechzehn Säulen, dieselben haben etwa dreißig Zoll im Durchmesser bei sechsfacher Höhe, dem Verhältniß der dorisichen Säule. Der Bau ist zwar von Holz, ist aber künstlich marmorirt und hebt mit seinem blendend weißen Kleide sich reizend von dem grünen Hintergrunde ab, den der von allen Seiten sich anschmiegende Wald bildet. Die alten hohen Bäume, die in ihren jungen Tagen noch das Mordgeheul des wilden Indianers hörten, die reden nun vertraulich die grünen Aeste nach dem Parthenon wie zu freundlicher Umarmung.

Die Nachbildung Palästinas mit ihren Bergen, Thälern und Seen zieht noch immer viele Besucher an. Das orientalische Haus mit dem orientalischen Museum wird nicht minder gut frequentirt. Die Modelle der jüdischen Stifthschütte, der Pyramide von Cheops und der Stadt Jerusalem, die viel zur Belehrung beitragen und früher schon im Magazin erwähnt wurden, sind durch ein Modell des herodianischen Tempels vermehrt worden. Dasselbe ist 16 Fuß lang und eben so breit, und ist äußerst sauber gearbeitet. Ein einziger Blick auf diese



hohen Säulenhallen, auf die vielen Höfe und Altäre, auf die vielen Thore und Portale zwingt uns unwillkürlich, die Idee auf von der erhabenen Großartigkeit dieses Prachtgebäudes. Das ist das Bild des Tempels, der unserem Meister Wehmuthsthränen ausgepreßt, als er es im Geiste sah, wie kein Stein auf dem anderen bleiben würde.

Chautauqua ist im buchstäblichen Sinne des Wortes eine Stadt im Walde. Trotzdem hat es fast alle Bequemlichkeiten, welche die Kunst des modernen Civil-Ingenieures einrichten kann. Es hat ein Wasserwerk, welches den Ort mit frischem Wasser versorgt, ein Kloakensystem (sewers) ohne welches bei dem ungeheuren Menschenandrang die Salubrität bald ernstlich gefährdet werden möchte, reinliche Fußwege und elektrische Beleuchtung, Vorzüge deren sich bisher nur wenige Städte unseres Landes erfreuen.

Wir wollen jetzt mit kurzen Worten die Bewegung etwas erläutern, der Chautauqua seine Bedeutung verbannt.

Die Chautauqua Idee war Anfangs nichts als eine jährliche Versammlung, im Interesse des höheren Sonntagsschulwesens in Verbindung mit gesundheitsfördernder Erholung. Daraus entsprang das Verlangen der Antheilnehmenden nach tieferer Einsicht, in die historischen und wissenschaftlichen Fakta der biblischen Hilfswissenschaften. Man erkannte, daß eine Versammlung von kaum zweiwöchentlicher Dauer zur Erreichung des Zweckes unzulänglich sei. Zur Abhilfe wurde ein Curfus entworfen, die Studien während des ganzen Jahres zu Hause fortzusetzen. Der Fleiß der Studirenden, sollte durch eine Examination geprüft und ihnen durch Verleihung eines Diploms bezeugt werden, welcher Plan in seinen Grundzügen bisher befolgt worden ist. So begann die Bewegung, die ihrer praktischen Ausführung nach jetzt ein Alter von fünf Jahren hat, und deren lokaler Mittelpunkt Chautauqua ist.

Hierher kam im Jahre 1872 Dr. J. H. Vincent, der Sonntagsschulsekretär der Bischöflichen-Methodistenkirche. Er trug sich schon seit 1856 mit Plänen für ein Normal-Institut im Interesse der Sonntagsschule und der zahlreichen Prediger, denen eine wissenschaftliche Collegial-Ausbildung nicht erreichbar ist, um. Sein Freund, Lewis Miller aus Akron, Ohio, ein reicher aber ehler Mann, empfahl einen Lagerversammlungsplatz zu sichern für die Ausführung von Dr. Vincent's damals noch unbestimmten Plänen. Die Wahl fiel auf Chautauqua, welches wegen seiner centralen Lage zwischen New York, Cincinnati, Chicago und Canaba besonders geeignet schien. Ueberdem zog der See durch seine romantische Lage und sein gesundes Klima schon damals viele Erholungssuchende an. Zufrieden mit der Lage, inaugurirte Dr. Vincent im Juli 1874 die erste Versammlung. Ermuthigt durch den Erfolg kaufte die "National Sunday-School Association" achtzig Acker Land an und begann bauliche Vorkehrungen zu treffen für die folgenden Versammlungen. Schon im zweiten Jahre übertrug die Betheiligung die Erwartungen selbst seines enthusiastischen Organisators. Bei einem Besuche des Präsidenten Grant waren an einem einzigen Tage 20,000 Menschen gegenwärtig, während der Durchschnittsbefuch nahezu die Zahl 6000 erreichte. Im Jahre 1877 wurde außer den Sonntagsschul-Versammlungen ein Kirchen-Congreß, ein Reform-Concil und ein wissenschaftlicher Congreß abgehalten. Das Jahr 1878 zeigte erhöhte Theilnahme seitens der Studirenden und Besucher, so daß nach zuverlässigen Angaben 150,000 Personen den Ort besuchten, während in diesem Jahre die Zahl der Gäste, nach allen Anzeichen, die des vergangenen Jahres noch übersteigen wird.

Was als eine Normalklasse für die höhern Zweige des Sonntagsschulwesens begonnen wurde, entwickelte sich nach und nach zu einer Schule. Optimistische Freunde des Unternehmens nennen es voll Begeisterung: „Sommer-Akademie,“ „Sonntagsschul-Universität,“ „Volks-Collegium,“ und dergleichen. Die besonnenen Führer aber halten in ihrer Bescheidenheit keine derartige Bezeichnung für berechtigt. Einer der Schulmänner sagt darüber: Die Schule von Chautauqua strebt, auf ihre bescheidene Weise, eine Schule für das Volk zu sein, eine Schule — keine Universität; eine Schule für Diejenigen, die sich ihrer Mangelhaftigkeit bewußt, die höchste, ihnen erreichbare Bildung ernstlich wünschen. Sie sucht allgemeine Ideen über den Werth des Wissens zu verbreiten und geistige Disciplin zu befördern. . . . Die Schule von Chautauqua ist kein Ersatzmittel für die Lateinschule, die Hochschule, das Seminar oder Collegium. Sie ist eine Schule für Specialitäten. Die Schule war bisher in vier Abtheilungen getheilt, in eine kirchliche, philanthropische, biblische und wissenschaftliche. Die Lehrer sind alle Männer, die sich auf dem Predigerstand oder Ratheder ausgezeichnet haben und gehören den verschiedensten Denominationen an. Da sind Baptisten, Episcopale, Presbyterianer, Methodististen und alle möglichen Nichtmethodisten vertreten, und der oft entmuthigte Kämpfer für Unionsidee findet sich hier vom lieblichen Hauch christlicher Einheit ermunternd umweht. Unter den berühmten Namen, die in Chautauqua Vorlesungen halten, nennen wir Joseph Cook, Dr. John Lord, Gough, Murphh, Comstock, Bischof Harris, Bischof Simpson, Bischof Foster, Dr. Curry, Dr. Warren, Dr. Boardmann und andere. Der Curfus im Bibelstudium wird am sorgfältigsten und eingehendsten behandelt. Gelehrte Orientalisten und erfahrene Lehrer halten während der dreiwöchentlichen Versammlung täglich Vorlesungen. Mit Hilfe der vorhandenen Modelle von Palästina, seiner wichtigsten Städte und Gebäude, durch biblische Darstellungen mit dem Stereopticon und der für diesen Curfus eigens verfaßten Lehrbücher ist es möglich sich in kurzer Zeit werthvolle Kenntnisse in biblischer Länder- und Völkerkunde zu sammeln. Wer am Schluß der Curse einen bestimmten Procentsatz von Fragen richtig beantwortet, erhält ein Diplom, welches als Zeugniß des Fleißes und der Fähigkeit von der weittragendsten Bedeutung werden kann für eigenes und fremdes Wohl.

In diesem Jahre begann die Sonntagsschulversammlung am 5. August und wird bis zum 23. währen. Die Eröffnungsfeierlichkeiten fanden am 5. August Abends statt. Erste und heitere Ansprachen wechselten mit einander ab. Vertreter des Sonntagsschulwesens aus allen Theilen der Ver. Staaten, aus Canada und England waren zugegen. Begeisterte Gesänge, jetzt wie in Wehmuthsthränen schmelzend, jetzt wie Porphyrgefäusel in Ebens Hain, dann wie Schlachtsignale und Siegesgötön—ringsum der schweigende Wald, das Laub wie magisch verjüngt vom grünlichen Schein des elektrischen Lichts, das in unbeschreiblicher Klarheit wie Seraphsaugen auf uns nieder sah—ich dachte und Tausende mit mir: „Der Herr geht durch den Garten.“ (1. Mose 3, 9.)

Jedes Jahr hat den Jüngern von Chautauqua ein neues Lied gebracht, um welches sich die Gefühle und Erinnerungen der verschiedenen Jahressklassen schmiegen, und das ihnen wie Lofung und Parole wird. Diese Lieder oder Hymnen sind meist von einem hohen Geiste durchweht, der in Chautauqua in seinem eigenartigen Wirken zur vollsten Geltung kommt. Es macht uns viel Vergnügen, die Chautauqua Hymne für 1879 hier im deutschen Gewande geben zu können, wir hoffen die Be-

fer werden auch in der neuen Schale den alten Kern des Originals erkennen.

Ich hör' den Tritt von Männern hallen,  
Der auf zu Wolkenhöhen klettert,  
Ich höre Hochgesänge schallen,  
Din Schmerz und Hoffnung zündend glimmt.

Auf ew'gen Hügeln schimmern Fluren  
Von Glanz und Sabbathruß umhegt,  
Dorthin gehn ihres Führers Spuren,  
Der Stab und Siegestrone trägt.

Sie singen unter Kampf und Mühen  
Zu siegesfrohem Hymnenschor,  
Und Läufer aus den Tiefen ziehn  
Voll Sehnsucht zu den Hö'n empor.

O singt, zu sturmesfremden Zonen,  
Zum hellen unumwölkten Tag,  
Drängt das Gewühl der Nationen  
Euch durch die Wolkentaufe nach.

#### Chorus:

Auf unbekanntem Pfade  
Gehn wir, doch nicht allein,  
Es will der Herr voll Gnade  
Selbst unser Führer sein,  
Bis Edens Freigebade  
Uns winkt im Glorienschein.

Da das große Werk in Chautauqua eigentlich der lieben Kleinen wegen existirt, so ist es ganz natürlich, daß dieselben zahlreich dort vertreten sind und sich herrlich ergözen. Während der Wochentage werden sie durch Kindergottesdienste, Kinderbetstunden, gymnastische Übungen und allerlei Unterricht nützlich beschäftigt. Schaukeln, Baden, Bootsfahrten und Spiele werden fleißig getrieben. Sonntags wird Sonntagschule mit ihnen gehalten. Ueberdem wird Sonntagschule für Erwachsene gehalten, in welcher die Lektionen direkt vom griechischen Urtext erklärt, und tiefere theologische Fragen eingehend erörtert werden.

Das Maximum des uns gewährten Raums im Magazin ist beinahe erreicht, wir müssen uns daher kurz fassen über einen Gegenstand, welcher der eingehendsten Erörterung werth ist, wir meinen den "Chautauqua Literary and Scientific Circle." Dieser literarische und wissenschaftliche Kreis, den wir kurzweg Chautauqua Zirkel nennen, wurde nach vielen einleitenden Vorbereitungen im Aug. 1878 organisiert. Er ist ein Sprößling der Sonntagschul Versammlung, hat aber eine unabhängige Existenz. Dieses Unternehmen war seit Jahren von Dr. Vincent projektiert. Durch seine Reisen und ausgedehnten Erfahrungen kam er zu der Ueberzeugung, daß es in allen Gesellschaftsklassen Hunderte von Männern und Frauen gebe, denen eine gute Schulbildung mangle, die aber eifrig nach Erweiterung ihres Wissens strebend bereit seien, mit Freuden einem Studiencursus zu folgen, der ihnen erlaube ihren Berufsgeschäften nachzugehen. Sie seien sich ihrer Mängel bewußt, und willig die nöthigen Anstrengungen zu machen, nur fehle ihnen die Kenntniß der rechten Mittel und Wege, und ein Führer ihre Arbeit in die rechte Bahn zu lenken. Unter besonnener Leitung müßten sich diese zersplitterten Elemente zu einer Kraft vereinigen, und auf dem Wege des Systems den herrlichen Zielen der Humanität und des Christenthums entgegenführen lassen.

Diesem Bedürfnis abzuheffen, wurde der Chautauqua Zirkel ins Leben gerufen. Der Plan hat die folgenden Züge:

Er hat einen vorgeschriebenen Cursus von vier Jahren.

Er will dem Studirenden die Weltanschauung und die Maximen des Gelehrten geben.

Er umfaßt in Spezialkursen das ganze Gebiet der Künste, der Wissenschaften und Literatur.

Er ist auf den Grundlagen religiöser Wahrheit basirt und umfaßt Bibelstudien vom evangelischen Standpunkt.

Die Eintheilung und Reihenfolge der Studien wird sorgfältig arrangirt von erfahrenen Gelehrten.

Es wird eine Reihe von Prüfungen gehalten vermitteltst gedruckter Fragen, die jedem Mitgliede zugesandt werden.

Ein Diplom wird Jedem ausgereicht, der den vierjährigen Cursus vollendet.

Zeugnisse für etwaige Spezialstudien werden dem Diplom eventuell beigelegt.

Jedes Glied wird mit dem Präsidenten in beständiger Verbindung gehalten durch Berichte und gedruckte Circulare, welche Winke für die Art des Studiums enthalten.

Am zehnten August wurde das Namensregister für Anmeldungen zum Beitritt eröffnet und am zwanzigsten November für die Mitglieder der ersten Klasse geschlossen. Während dieser Zeit wurden über 8000 Namen eingetragen. Aus den eingegangenen Berichten erhellt, daß ungefähr diese Zahl dem vorgeschriebenen Cursus eifrig folgen. Wenn man bedenkt, daß die Lehrbücher für das erste Jahr den Mitgliedern etwa fünf Dollars kosten, und daß man im Durchschnitt neun Monate lang jeden Tag vierzig Minuten auf das Studium verwenden muß, so ist der Erfolg unbestreitbar höchst ermutigend.

Der Cursus für das erste Studienjahr umfaßt englische Geschichte und Literatur, biblische Geschichte und Literatur, griechische Geschichte und Literatur, Astronomie und „Wissenschaft fürs tägliche Leben.“

Mit dem Lektorn bezeichnet man die Physiologie oder Naturkunde des Menschen, die in fast allen in- und ausländischen Schulen bebauernswerth vernachlässigt wird. Wie könnten sonst so viele schmarogende Pillendreher, Plaster schmierer und Patentmediziner, so viel Krankheit, Elend und Jammer existiren?—Es ist ein besserer Tag am kommen, Chautauqua wird auch hierin freiere Bahnen brechen.

Auf dem Gebiete der Linguistik herrscht in Chautauqua eine rege Thätigkeit. Hebräisch, Griechisch, Lateinisch, Deutsch und Französisch wird eifrig getrieben. Klassen in Spanisch und Italienisch sollen später noch gebildet werden. Man besolgt die so viel getadelte und ebensoviel gerühmte Methode von Heneß und Sauveur, welche die Vortheile des Anschauungsunterrichts beim Sprachstudium zu verwerthen sucht. Es wird kein Wort in der Muttersprache der Schüler gesprochen. Zum Beispiel eine Klasse von Anglo-Amerikanern lernt Deutsch. Der Lehrer hält seinen Zeigefinger in die Höhe und fragt in deutsch: Was ist das? Einer oder der andere der Schüler antwortet: Das ist ein Finger. Die ganze Klasse merkt sich das. Denkt der Lehrer einer wisse es nicht recht, so läßt er sich's von demselben wiederholen. Der Lehrer hält zwei Finger in die Höhe: Was ist das?—Antwort: Das ist zwei Finger, der Lehrer verbessert: Das sind zwei Finger. Auf diese Weise werden die Glieder des Körpers, Tische, Stühle, Bücher und alle möglichen Gegenstände besprochen. Vorgesprochene Klassen lernen Abschnitte aus guten Schriftstellern auswendig, dann werden dieselben vom Lehrer und den Schülern diskutirt.

Die Worte: bunt, werden und andere, für welche die englische Sprache keine entsprechenden Ausdrücke hat, werden auf alle mögliche Weise illustriert. Zur Erlernung der Umgangssprache bietet diese Methode größere Vortheile, als irgend eine andere, zum Studium der Literatursprache irgend eines alten oder neueren Volkes würden wir die Ähnliche Methode vor-



ziehen. Heil auch hier Chautauqua. Die Schranken des Nationalismus und kurzsichtiger Vaterlandsliebe fallen immer mehr. Nichts befördert besser den kosmopolitischen Weltblick als das Studium fremder Sprachen und ihrer Literatur. Wir halten es mit dem berühmten Ausspruch Kaiser Karl des Fünften: *Autant de fois qu'on parle une langue, autant de fois on est homme.* (So viele Mal man eine Sprache spricht, so viele Mal ist man ein Mann.)

Weiter, immer weiter dringt die Chautauqua Idee. Die National Educational Association, welche in der letzten Juliwoche ihre Sitzungen in Philadelphia abhielt, hat einstimmig beschlossen ihre nächste Versammlung im Juli 1880 in Chautauqua zu halten. Sie mögen wollen oder nicht, sie werden von der Chautauqua-Idee beeinflusst, und das muß seine guten Früchte tragen für die Communal-Schulen. Es ist traurig zu sehen, welche gelehrten Barbaren unsere Freischulen heranbilden. Wir sagen Barbaren. Wir können den Menschen nicht civilisirt nennen, der fast keine Spur von Ehrfurcht gegen Vater und Mutter, gegen menschliche und göttliche Autorität hat, der für nichts Hohes, Edles und Großes zu begeistern ist, der nichts als die rohe Gewalt respektirt und nur recht thut, soweit es vortheilhaft für ihn ist. Fast alle Eltern klagen, daß ihre Kinder nicht gehorchen, das Land wimmelt von Tramps, die Zucht- und Arbeitshäuser sind überfüllt, Betrügereien, Bankbrüche, Bankrotte, Diebstahl, Ehebruch, Mord und Brandstiftung sind an der Tagesordnung, alle Zeitungen wimmeln von Berichten darüber. Woher kommt das alles? Hauptsächlich, weil unsere Schulen den Verstand auf Kosten des Gemüths ausbilden. Ein unharmonisch entwickelter Mensch kann sich nicht glücklich fühlen, und da er nicht einmal recht weiß, was Tugend ist, so sucht er sein Glück überall, nur nicht auf dem Wege der Genügsamkeit und harmonischen Geistesentwicklung. Doch gibt es, Gottlob! noch Männer, welche die Gefahren unseres Freischulwesens erkennen. Die Wendung zum Bessern wird freilich sehr langsam gehen, aber je mehr die Kirche sucht, die Lücken in der Erziehung auszufüllen, desto erfahrener und gewandter wird ihr Lehrpersonal, desto größer der Erfolg, desto imponirender der Einfluß, den sie über die öffentliche Meinung, den Staat und die ganze Nation zum Heile aller Völker gewinnt. Aber nur durch Einheit und in geschlossener Phalanx können wir imponiren. Wir müssen dahin kommen, daß wir uns nicht mehr enggerzig an den Buchstaben, sondern an den Geist der heiligen Schriften halten. Chautauquas Motto muß auch unser Wahlspruch werden: „Wir erforschen Gottes Wort und Gottes Werke!“

Und nun, was thun wir, die Brüder deutscher Zunge, an dem großen Werk? Glauben wir in unserer Gemächlichkeit, wir hätten Alles gethan, was wir thun konnten? Oder lassen wir uns vielleicht gar durch selbstlüstigen Reiz verleiten, das Werk von Chautauqua dahin zu verdächtigen, als ob es mit der Welt liebäugelte? Namentlich den alten Brüdern liegt die Gefahr so nahe, das Neue mißtrauisch zu betrachten. Dichtet nicht, damit ihr euren grauen Haaren nicht Unehre macht! — Mehr als zweiundsiebzig Millionen Menschen, die Deutsch als ihre Muttersprache sprechen, — und wie wenige der Boten des Friedens unter ihnen! Fast unaufhörlich kommt der Ruf vom Osten überm Ocean: „Kommt herüber und helft uns!“ Und immer wieder heißt's: „Wir haben keine Männer!“ Junge Stubiosen mit unbedauter Schulweisheit will man nicht, die kann man auch von deutschen Hochschulen bekommen. Man will Männer aus der Schule des Lebens, gewöhnt an

Entbehrungen, gestählt durch Versuchung, erprobt im Leiden, getränkt durch Christum. Wir haben sie zu Hunderten, zu Tausenden. Aber ihr Blick ist blöde, ihre Zunge schwer und nicht geübt, das Schwert des Geistes zu führen. Muß das so sein? Muß das so bleiben? Und die Frauen? Unerpriechliche Hätelarbeiten, mehr als nutzlose Koch- und Bekleidungskünsteleien, lieblose Unterhaltung über Nachbarn und gewohnheitsmäßiges Kranksein, das ist's, womit so viele ihre beste Zeit vergeuden. Sie sollten bessere Frauen, bessere Mütter, bessere Christinnen werden. Ihnen die Mittel dazu an die Hand geben? Die haben sie auch jetzt, aber wenige benutzen sie. Zeigt ihnen aber ein in einer gewissen Zeit erreichbares Ziel und den Lohn dazu, und sie streben mit den Männern um die Wette. Bedauernswerth ist der Mensch, der ziellos auf dem Lebensmeere treibt. Der Christ zwar hat sein Ziel in jener Welt, aber oft bekennt sein Mund aus Schwachheit mehr als sein Glaubensauge sieht. Er sollte auf dem Wege Stationen haben, wo er zur bestimmten Zeit landen will, das heißt seinen Schritt. Zu Hunderttausenden lungern die jungen Leute Abends auf den Straßen umher und treiben allerlei Unfug, gewöhnen sich Unarten an, diese wachsen zu Lastern, und so geht es abwärts und abwärts. — Begeistert sie für ein Ziel und sie gehen: aufwärts. Könnt ihr sie nicht für die Idee gewinnen, ein Kämpfer in den Reihen der Jünger Jesu zu werden, so laßt sie deshalb ja nicht fahren. Gebt ihnen ein Buch wie Sam. Smiles Selbsthilfe, zeigt ihnen den Ruhm des Künstlers, des Musikers und Entdeckers, die Studien, Experimente, Enttäu- schungen, den Erfolg und Lohn des Erfinders, des Dichters und Gelehrten, sie werden je nach ihren Fähigkeiten den einen oder andern beneiden und nachahmen. Bejammernswerthes Bild einen jungen Fabrikarbeiter zu sehen, der in den wenigen Kunstgriffen seines Berufs vollkommen nun nach nichts mehr strebt, als es seinen Kumpanen im Geldverdienen und Geldver- wenden gleichzuthun. Wie ganz anderes ist sein Nebenarbeiter, der ein Ziel vor Augen hatte; sei es ein eigener Haushalt, ein Häuschen, ein Kapitalchen, ein Aemtschen, Wissenschaft oder Christenthum.

Thut die deutsche Kirche in dieser Beziehung, was sie thun könnte? Leider nein: Chautauqua zeigt uns die Richtung, die wir einschlagen sollten. Ohio, Illinois, Michigan sind drei Staaten in denen das deutsche Werk florirt. Auch Canada ist wichtig. Für diese Staaten gebe es kaum einen bessern Platz als Kelleys Insel im Erie-See. Auch Lakeside, ein gut eingerichteter Lagerversammlungsplatz der Methodisten, wäre sehr gelegen. Die Vereinigung der Evangelischen Gemeinschaft, der Methodisten, Baptisten und Vereinigten Brüder, könnte man bei richtiger Znangriffnahme als gesichert betrachten. Die Collegien von Berea und Naperville, die Verlagsanstalten von Cincinnati und Cleveland, sowie die verschiedenen Kirchen im Allgemeinen, könnten ausgezeichnete Lehrkräfte liefern. Modelle und Apparate ließen sich nach und nach ohne große pekuniäre Schwierigkeiten beschaffen. Eine Verständigung mit Chautauqua, könnte uns namhafte Vortheile sichern, ohne unsere Unabhängigkeit zu gefährden. An Lehrbüchern ist die deutsche Sprache reich, überdem besitzen unsere Kirchen pädagogisches Talent genug, etwaigen Mängeln erfolgreich abzu- helfen. Viele bemittelte Familien unserer Gemeinschaft besuchen alljährlich verschiedene Erholungsorte, wo sie dem Intereffe unserer guten Sache entfremdet werden. Wir würden Einfluß gewinnen über eine Klasse von lernbegierigen Leuten, welche uns durch die gewöhnliche Lagerversammlungsmethode nicht erreichbar sind. Wir würden die Achtung von Lau-

senden unserer deutschen Mitbürger erzwingen, die uns noch für aufklärungsfeindliche Schwärmer halten. Wir würden bessere Kräfte für die Sonntagschule und das Predigtamt heranbilden. Wir würden durch unser öffentliches Beispiel in unzähligen Menschen, den Geist des systematischen Forschens anregen und sie auf indirektem, aber sicherem Wege zu dem Vater der Natur und dem versöhnten Gott der Christen führen.

Wer hilft mit am großen Werk? Wer eine Feder hat und kann sie führen, der lasse von sich hören. Magazin, Botschafter, Messenger, Apologete, Sendbote und andere Blätter,

werden bereit sein geeignete Artikel zu veröffentlichen. Vater E. G. Koch und alle Unionsfreunde sollten uns wacker helfen. Jetzt ist die rechte Zeit. Gott will es.—Wer Bedenken hat, der lasse sie hören, damit sie erwogen und beseitigt werden. Wer aber ohne klare Gründe, die gute Sache verkleinert und diskreditirt, dem rufen wir noch einmal zu, sich wohl zu prüfen, ob er seinen grauen Haaren nicht Unehre mache, und daß seine Hand nicht wider Gott errunden werde.

Ist's Gottes Werk so wird's bestehn,  
Ist's Menschenwerk wird's untergehn!

## Suchen und Finden.

(Von Louise Devrient.)

(Schluß.)

**I**he wir Deinen Eltern unsere Entdeckung mittheilen, wollen wir uns selbst in Green-Hill überzeugen, ob der Leo vom Bilde auch wirklich Euer Leo ist," sprach eifrig der treue Freund.

„Daß uns sogleich den Deinigen schreiben, daß uns das herrliche Herbstwetter verlockt, etwas länger auszubleiben, damit sie sich nicht um ihr Töchterchen sorgen. Nach Green-Hill unsere Ankunft zu melden, wäre vergeblich, da wir zugleich mit der Botschaft dort eintreffen würden.“

Die Fahrt lief glücklich ab, und so langten sie nach wenigen Tagen in Green-Hill an.

Wir versuchen es nicht, Josephinens Gefühle auf der Fahrt nach dem Gloucestershire zu beschreiben; auch der alte Herr war in so fieberhafter Aufregung, daß er von dem Land, das sie in so großer Hast durcheilten, kaum mehr sah als seine Begleiterin, die nun endlich auf ihre, wohl zum hundertsten Mal wiederholte Frage vom Postillon die ersehnte Antwort: „dort liegt Green-Hill,“ bekommt.

Als der Wagen vorfuhr, eilten die Diener des Hauses herbei, den Ankommenden zu melden, daß die Herrschaft nicht zugegen sei.

„So werden wir Mr. und Mrs. Forbes hier erwarten,“ sagte der Fremde, „wir haben eine wichtige Angelegenheit mit ihnen zu besprechen,“ und darauf wurden die Besucher in ein schönes Empfangszimmer geführt.

Die Familie Forbes hatte an dem Tage einen weiten Spazierritt unternommen, und als sie auf dem Heimweg die frischen Wagen Spuren, die nach dem Hause führten, bemerkten, spornete Leo sein Pferd an und ritt voraus, die Gäste zu empfangen.

So kam es, daß er der erste war, der in Green-Hill anlangte, und ehe ihn noch der Diener benachrichtigen konnte, daß er erwartet werde, eilte eine französische Jofe mit den Worten auf ihn zu: „Schnell, Herr Dumas, der Herr und die Dame können nur Ihr Vater und Ihre Schwester sein!“

Leo öffnet die Thür,—einzigster Blick überzeugt ihn, daß sich die Jofe nicht getäuscht.

„Schwester, meine Schwester! ja, Du bist es!“ ruft er aus und schließt das zitternde Mädchen in seine Arme.

„Mein Vater!“ rief er aus, als er dann im Nebenzimmer Schritte hörte.

„Nein,“ sagte Josephine, „unser Vater ist mit unserer Mutter in Havre,—der Herr dort ist Herr Pascal unser bester Freund.“

Kaum hatten sich die Männer begrüßt, so traten auch Mr. und Mrs. Forbes mit ihrer Tochter herein.

Ein herzlicheres Willkommen war wohl niemals Gästen in Green-Hill geworden als heute unseren Freunden; man hätte glauben können, der alte Herr und Josephine seien hier zu Hause, so innig umarmte Mrs. Forbes das junge Mädchen, so herzlich drückte man sich die Hände. Nur Helena war so erregt, daß sie kein einziges Wort hervorbringen konnte, unverwandt betrachtete sie die, von ihr so oft beneidete, Schwester ihres Jugendfreundes.

Erst jetzt bemerkte der glückliche Leo die mühsam unterdrückten Thränen in Helena's Augen, und da er leicht errieth was sie betrückte, faßte er ihre weiße Hand und sprach fast bittend: „Nicht wahr, liebe Helena, Du wirst Josephine wie eine Schwester lieben?“

Josephine blickte die Freundin ihres Bruders so freudestrahlend an, daß dieser leicht werden mußte, Leo's Bitte zu erfüllen, und die beiden jungen Mädchen umarmten sich wie wahre Schwestern.

Das war heute ein fröhliches Mahl in Green-Hill. Mr. Forbes war stolz auf seinen Erfolg und lachte schon im Voraus über die verblüfften Gesichter der vielen Freunde, die sämmtlich ihre Betten gegen ihn verloren. Mit wahrhaft mütterlicher Freude betrachtete Mrs. Forbes den glücklichen, jungen Mann, der ihr so viele Jahre ein treuer Sohn gewesen war.

Gleich nach Tisch schrieb sie einen ausführlichen Brief an Leo's Mutter—wie glücklich war sie, endlich mit dieser in Verkehr treten zu können und ihr vom theuren Sohn zu berichten!—Mr. Forbes und Herr Pascal hatten tausend Anknüpfungspunkte, ihre beiderseitige Liebe zur Kunst belebte ihr Gespräch.

Mrs. Forbes hätte gern Leo's Eltern jede weitere bange Stunde erspart und dieser selbst war in fieberhafter Ungebuld jene zu umarmen; darum schlug die sorgsame Mutter vor, der junge Mann solle sogleich zu ihnen eilen, wollte es aber nicht erlauben, daß Josephine mit ihm zurückreise. Sie war von Altem, was soeben auf sie eingestürzt ein wenig angegriffen und bedurfte der Ruhe, was die lebenswürbige Herrin von Green-Hill besonders hervorhob—wollte sie doch gern die Schwester als Bürgin für die baldige Rückkehr des Bruders behalten.

Während sich Leo und Herr Pascal zur Reise rüsteten, wollten wir einen Blick hinüber nach Ingouville werfen, wo Vater und Mutter nicht minder erregt sind als unsere Freunde in Green-Hill.



## XV.

Frau Dumas ging ruhig in ihrem hübschen Gärtchen auf und ab und ließ sich beglücklich von der warmen Sonne beschienen; sie blieb zuweilen stehen, um sich am Duft einer besonders schönen Rose zu laben und dabei las man deutlich auf ihren Zügen, daß sie es mit der Zeit gelernt, sich still—fast zufrieden—in ihr Schicksal zu fügen.

Plötzlich gewahrt sie einen Reiter, der tollkühn den Hügel nach dem Häuschen heraufsprengt—gleich darauf erkennt sie den eigenen Gatten, der vom Pferde springt und zu ihr eilt.

„Großer Gott!“ ruft sie aus, „was ist geschehen?—Josephine, mein einziges Kind—warum ließen wir Dich von uns?“

„Rein, Marie, Gott ist barmherzig—Er hat unsere Bitten erhört!“ sagt der Gatte und zieht ein Zeitungsblatt hervor.

Die Mutter erräth mehr als daß sie liest, was auf der ange deuteten Stelle steht. „Sein Bild—unseres Sohnes Bild—in Paris—schnell, schnell, ich muß es sehen.—Kann es wirklich so sein, Carlos?“ ruft sie aus und sinkt schluchzend an des Gatten Brust.

Schon eine Stunde später waren Leo's Eltern auf dem Wege nach Paris.

Gleich nach ihrer Ankunft daselbst begaben sie sich nach dem Bruder und suchend eilen sie durch die Säle, bis sie auf ihre Fragen von den Aufsehern zurechtgewiesen, vor dem Bilde ihres heißgeliebten Kindes stehen.

Während die Mutter, die es noch kaum wagt ihrem Glück zu trauen, keinen Blick von den Bildern ihres Sohnes verwen det, schreibt ihr Gatte genau seinen angegebenen Aufenthaltsort auf, und noch am selben Tag treten sie mit dankerfülltem Herzen und froher Hoffnung den Rückweg nach Havre an, wo die treue Sylvia ihrer in banger Erwartung harret.

Nun galt es auch für sie wieder Geduld zu haben, denn erst drei Tage später ging das nächste Schiff nach Southampton in See.—Die Stunden, die Minuten bis zur Abfahrt wurden berechnet und immer wieder lief Sylvia nach dem Hafen, sich zu überzeugen, daß kein Hinderniß das Schiff zurückhalten werde.

Am nächsten Morgen ging Herr Dumas ganz zufällig am Landungsplatz vorüber, als ein englisches Schiff dort anlegte; er blieb, wie so Viele, stehen, um die Ankommenden aussteigen zu sehen, aber kaum erblickte er den ersten Passagier, so rief er entsetzt: „Bäscal, Sie hier allein—wo ist meine Tochter?“

Aller Blicke richteten sich nach dem Mann, auf dessen Zügen so bange Sorge sich malte.—Doch er achtet der Neugierigen nicht, sondern eilt zwischen ihnen, über Kisten und Kasten, die ihm den Weg versperren, auf den jungen Mann mit der dunkeln Gesichtsfarbe zu, den sein Vaterherz sogleich erkannt und in nie geahntem Glück schließt er den Sohn in seine Arme.

Leo's erste Frage war nach der Mutter, wann endlich er bei ihr sein würde?

„Sehr bald, mein Sohn,“ erwiderte der Vater, „doch bedarf sie auch für die Freude der Schonung,“ und schnell erzählte er von der Reise nach Paris, von den frohen Hoffnungen.

„Doch spricht, lieber Bäscal, den Sohn bringt Ihr mir, aber wo, wo habt Ihr meine Tochter gelassen?“

„Josephine erwartet Sie bei Leo's Pflegereltern.“

„Ach, Vater,“ sagte der junge Mann, „welch liebliche Schwester fand ich in ihr wieder! Sie ist in Green-Hill schon ganz zu Hause! . . . Wie sehne ich mich nach unserer Mutter!“

„ . . . Ist sie von all demummer sehr verändert?“

„Das Glück, Dich zu umarmen, mein Leo, wird sie wieder frisch und gesund machen.“

Der von Leo so ersehnte, und von seinem Vater fast gefürchtete Augenblick ist gekommen, das kleine Landhaus von Ingouville liegt vor ihnen.

Frau Dumas, die sich nach und nach wieder beruhigt, ist auf ihrem Lehnstuhl eingeschlummert und träumt wohl eben vom Sohn, den sie weit über dem Meer glaubt. Das Geranrollen eines Wagens weckt sie aus dem stürkenden Schlaf, ängstlich ruft sie nach Sylvia und bittet, die Besucher abzuweisen, da sie nicht im Stande ist Fremde anzunehmen.

„Fremde sind es nicht, liebe Herrin,“ ruft die treue Magd, die vor die Thür getreten war, „ich erkenne meinen Herrn und dort,—dort kommt Herr Bäscal!“ . . .

„Und Josephine?“ fragt die Mutter in freudiger Erwartung.

„Rein, das Fräulein ist nicht dabei . . . aber sie sind ihrer drei . . . Ach, Herrin! ich wage nicht auszusprechen . . . was ich vermuthe!“ . . .

„Mein Sohn kommt mit ihnen!“ ruft die Mutter aus und will ihm entgegenfliegen, aber sie kommt nicht von der Stelle—nur die Worte: „Leo, Leo, mein Sohn!“ bringen laut durch das stille Haus.

Leo hört die geliebte Stimme, er stürzt nach dem Zimmer, und der Sohn liegt vor der Mutter auf den Knien. Sie drückt ihn an ihr Herz und wortlos blicken sie einander an, als fehle Beiden die Sprache.

„Ich habe Dich wieder, kann Dich sehen, Dich hören, mein Leo, ach, Kind! wie manche Thräne haben wir um Dich geweint!“ sagte die Mutter, indem sie den Sohn wieder und wieder küßte. Auch den Gatten umarmte sie zärtlich, als habe sie ihm danken wollen, daß er ihr zu jeder Zeit, in Gram und Noth, Trost zugesprochen hatte und der treue Freund, der so plötzlich allen Zweifeln ein Ende gemacht, wurde nicht vergessen.

Bar viele Thränen flossen noch an jenem Tage, es waren aber Freudenthränen, die mit innigen Dankgebeten zum lieben Gott emporstiegen, der auf so wunderbare Weise die lang Getrennten wieder vereinigte.

Endlich kam auch Sylvia, warf sich vor ihrem jungen Herrn auf die Kniee und stammelte: „Ach, Herr . . . meine arme, alte Mutter?“ . . .

„Deine Mutter, treue Sylvia, war mir eine Stütze und ein Trost bis zum Tag, wo ich ihr die Augen schloß. Sie ruht im Land der Sonne still unter der Erde und hat ein schönes Grab in Calcutta, wo sie starb.“

„Gute, gute Mutter!“ schluchzte die Negerin und eilte hinaus, um ihren Schmerz zu verbergen, denn sie mochte mit ihren Thränen nicht das Glück ihrer geliebten Herrin trüben.

Noch am selben Tag verließ Onkel Tom seine Freunde, um, wie er sagte, den Seinigen die frohe Botschaft selbst zu bringen. Vater, Mutter und Sohn nahmen mit heißem Dank Abschied vom treuen Freunde, den Gott auserwählt, ihnen so unendlich Viel Gutes zu bringen.

Klar und blau wölbte sich der Himmel über der spiegelglatten See, als Vater, Mutter und Sohn sich einschifften, um nach Southampton zu fahren, da aber ihr Fahrzeug keine Schwingen hat, eilen wir den Reisenden nach Green-Hill voraus.

## XVI.

Unsere Josephine hatte sich in Green-Hill schnell eingelebt; Mrs. Forbes gewann sie täglich lieber, der Hausherr freute

sich über ihren regen Geist, über ihre warme Liebe zur Kunst, und wenn sie mit Helena plaudernd bei der Arbeit saß, oder mit ihr im Park auf und ab ging, hätte man die schönen, jungen Mädchen für langjährige Freundinnen halten können, so innig schienen sie aneinander zu hängen.

Ihr Gespräch kehrte unwillkürlich immer wieder auf Leo zurück, denn Josephine wollte Alles von ihm wissen und Helena wurde nicht müde von ihm zu erzählen. Sie sprach von ihren gemeinschaftlichen Spielen, von ihrem Kummer als der treue Spielfamerad zur Schule mußte und mit Thränen davon, wie er sie verließ, um in Indien sich eine Stellung zu suchen.

„Wie lieb Du ihn hast, Helena,“ rief Josephine aus, „aber wahrlich, Leo ist auch Dir von Herzen gut!“

„Wie sollte dem anders sein, wir sind ja zusammen groß geworden,“ meinte Helena erröthend.

Sie erwartete mit Ungeduld, und einer gewissen Bangigkeit, die Rückkehr Leo's mit den Eltern, denn sie fürchtete, daß nunmehr das Verhältniß ihres Jugendfreundes zu den Pflegeeltern sehr verändert sein werde.

Noch am selben Tag kam der ersehnte Brief, der die Ankunft Leo's und seiner Eltern meldete, an, und am folgenden Morgen stieg Josephine in einen prächtigen Wagen, um die Ihrigen in Gloucester abzuholen.

Als sie sich Green-Hill näherten, sprengte ein Reiter an den Wagen; Mr. Forbes war gekommen, schon hier seine Gäste willkommen zu heißen. Er selbst bot Leo's Mutter den Arm, ihr beim Aussteigen behülflich zu sein und führte sie zu seiner Frau, die der Fremden mit herzlicher Wärme entgegenkam. Ein enges Band knüpfte schon die beiden Mütter aneinander, ehe sie sich zum ersten Mal erblickten.

Helena wurde von den glücklichen Eltern wie eine liebe Tochter begrüßt; ihre strahlenden Augen verriethen das laute Pochen ihres Herzens beim Wiedersehen ihres Jugendfreundes, der freudetrunken auf all die Lieben um sich blickte.

## XVII.

Die Gastfreundschaft der Engländer ist berühmt; wer ihnen empfohlen ist, der hat es gut bei ihnen, denn so kalt und abstoßend ihr Benehmen gegen Unbekannte ist, eben so warm und herzlich wird es gegen Bekannte.

In freundlichem Verkehr mit Freunden und Nachbarn verstrichen Tage und Wochen.

Dringende Geschäfte riefen jedoch endlich Herrn Dumas nach Havre zurück; auf die Bitten seines Wirthes reiste er allein ab und ließ die Seinigen noch auf einige Zeit in Green-Hill zurück, wo er sie selbst abzuholen versprach.

Aber was Josephine längst geahnt, was Leo's Eltern und Pflegeeltern, seitdem sie sich näher getreten, von Herzen gewünscht, das erfüllte sich jetzt—Helena wurde Leo's Braut!

Das frohe Ereigniß rief Herrn Dumas nach Green-Hill zurück; mit inniger Nührung drückte er die liebe Tochter, die ihm sein Sohn schenkte, an sein Herz; er hätte ihm wohl keine willkommeneren zuführen können, denn die enge Freundschaft, die von Jugend an die Verlobten an einander knüpfte, war ihm ein Bürgе ihres ferneren Glückes.

Vier Wochen nach der Verlobung wurde schon in Green-Hill die Hochzeit gefeiert. Mag uns Josephine selbst von dem frohen Fest erzählen.

Ingouville, im Februar 1809.

Die Länge meines heutigen Briefes, liebste Emilie, wird es Dir gleich verrathen, daß wir in der letzten Zeit sehr viel er-

lebten, und durch den Stempel siehst Du, daß wir wieder zurück in unserm lieben Daheim sind.

Du bist wohl gespannt von dem schönen Hochzeitsfest in Green-Hill zu hören, und da ich Deine Neugier sehr beareiflicht finde, will ich Dir ausführlich davon erzählen. Nur die Glückseligkeit meines Bruders, als er die liebliche Braut sein nennen durfte, die läßt sich nicht beschreiben!

Um elf Uhr Morgens begannen die Wagen der Eingeladenen vorzufahren.

Eine Stunde später versammelte man sich in der Kirche, wo Mr. Forbes mit der holden Braut und meine Mutter mit Leo vor den Altar traten und Helena's Vater ihre Hand in die ihres Bräutigams legte.

Die schönsten Gewächse verwandelten den Altar in eine grüne Laube; ein meisterhaft ausgeführter Chorgesang eröffnete die Feierlichkeit und mit beredten Worten sprach der Geistliche von der wunderbaren Fügung, durch welche Gott die Brautleute zusammengeführt. Der vortreffliche Mann richtete ein kurzes, aber tief empfundenes Dankgebet an unsern himmlischen Vater, der uns Allen aus dem schweren Leid, das uns betroffen, so namenloses Glück aufblühen ließ.

Von dem, was Vater, Mutter und mich bewegte, schweige ich,—das Maas des Glückes, das uns Gott geschenkt, ist so groß, daß Worte es unmöglich schildern können.

Helena war die reizendste Braut, die man nur sehen kann; es lag ein solcher Frieden, eine solche Harmonie in ihrer ganzen Erscheinung, daß ich sie Dir unmöglich zergliedern kann.—Ich fühlte nur, daß ich in ihr eine liebe, liebe Schwester hatte, für die ich meinem Leo nicht genug danken kann.

Unsere und ihre Eltern konnten sich am statklichen, glücklichen Paar nicht satt sehen; mir ist oft als haben die letzten Monate alle Falten und Furchen verwischt, die der Gram Vater und Mutter auf Stirn und Wangen gedrückt hatte—wollte Gott, daß es immer so bliebe.

Ein wahrhaft fürstliches Mahl wurde aufgetragen, an dem mehr als hundert Gäste Theil nahmen.

Du kannst Dir keinen Begriff machen von den riesigen Stücken Roastbeef, von den wahren Kartoffelbergen, die dort aufgetragen wurden; große Käse und Puddings bedeckten die Tische, und es war pünktlich dafür gesorgt, daß kein Gast bei dem weddingcake zu kurz komme.

Das junge Paar verließ noch am selben Tag Green-Hill, um nach der Insel Wight zu reisen, von wo aus sie uns zu besuchen gedenken, ehe sie in ihr neues Heim einkehren, das nah bei Helena's Eltern liegt.

Und nun auch zu uns! Endlich sind wir wieder in unserm bescheidenen Häuschen am Strande! Klage mich nicht der Undankbarkeit gegen unsere freundlichen Wirthе an, wenn ich mich darüber freue, denn ihnen und uns wurde der Abschied recht schwer, obwohl wir uns mit der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen trennten. Jetzt, wo unsere Familien durch so enge Bande verknüpft sind, wird unser Verkehr sicherlich ein reger bleiben.

Was mir jedoch am Besten gefällt, ist—meine Arbeit wieder aufzunehmen! Nur wer einen Theil des Tages fleißig ist, genießt wirklich die Stunden der Ruhe, und ich kann es nicht fassen, wie so viele Menschen ohne jegliche nützliche Beschäftigung leben können; sie ahnen den Genuß nicht, der uns durch die Arbeit wird.

Als ich gestern mit meinem Vater am Strande entlang ging, sprach ich hierüber meine Ansicht aus, und ich sah wie er sich darüber freute. Unser Vater scheint davor bange gewesen



zu sein, unsere bescheidenen Verhältnisse würden mich nicht mehr befriedigen, nachdem ich das Leben der Reichen gekostet; wie unnötig war seine Sorge!

Nun höre noch zum Schluß dieser Epistel eine dringende Bitte, die Vater, Mutter und Deine Josephe an ihre Pariser Freunde richten: Komm Du mit den Deinigen Ende März nach Ingouville; Ihr triffst außer meinen Geschwistern auch Onkel Tom bei uns, und macht uns die Märzsonne ein schiefes Gesicht, so wird sie es nimmermehr vermögen, Frohsinn und Geiterkeit aus unserm Kreise zu bannen.

Auf recht baldiges Wiedersehen! ruft Dir zu Deine treue  
Josephine.

### XVIII.

Auflang sollte aber unsere Josephine nicht mehr bei den Eltern bleiben—ein Jahr später finden wir sie in einer eleganten Villa, als glückliche junge Frau, an der Seite eines tüchtigen Mannes wieder, der als Nachbar oft im Dumas'schen Hause verkehrt hatte, und dem Josephinens liebenswürdiges Wesen, ihre kindliche Liebe zu den Eltern und ihre seltene Begabung längst aufgefallen waren.

Ihr war das große Glück zu Theil geworden, dem Mann ihrer Wahl zu folgen, ohne Vater und Mutter verlassen zu müssen, denn diese wohnten der Tochter so nah, daß sie täglich mit ihr verkehren konnten.

Ehe wir von Josephine Benoni Abschied nehmen, wollen wir noch einen letzten Blick in ihr freundliches Wohnzimmer werfen; die großen Flügelthüren, die nach der Terasse führen, stehen offen und gewähren einen freien Blick hinaus auf die See. Wenn wir über den weichen Teppich nach dem Lieblingsplätzchen der jungen Frau gehen, so haben wir zwei schöne Schweizerlandschaften vor Augen, an denen sie täglich ihre Freude hat, da sie ihr freundliche Andenken an ihren alten Freund und Lehrer sind.

Im getäfelten Eßzimmer nebenan steht ein gedeckter Tisch und Herr Benoni scheint draußen im Garten mit Ungebuld Jemanden zu erwarten, denn seine Blicke sind unverwandt nach der See gerichtet.—Das nächste Schiff soll Leo, seine junge Frau und ihre Eltern bringen! Und so verlassen wir Alle, an deren Schicksal wir warmen Antheil genommen, als glückliche Menschen.—Die wir als Flüchtlinge kennen gelernt, in Kummer und Noth gesehen, sind nunmehr sicher geborgen; das Glück, das ihnen Gott so reich gesendet, wiegt tausendfach Alles auf, was sie gelitten.—Möchte es allen Betrübnen ergehen wie unsern Freunden, möchten sie sich fest an die Hoffnung klammern und niemals verzagen, denn—Des Helden Wege sind wunderbar und was Er thut, ist wohlgethan.

## Sonntagsschul - Artikel.

### Die besten Mittel und beste Methode zur Selbstbildung eines Sonntagsschullehrers.

#### V.

Die Pflege der äußern Erscheinung und der geselligen Tugenden dürfen wir als einen wichtigen Faktor des Erfolgs nicht unbeachtet lassen. Das Verhältniß des Lehrers zu seiner Klasse, zur Sonntagsschule und der Welt im Allgemeinen beruht zum allergrößten Theil auf den Grundlagen taktvollen, wohlwollenden Benehmens. Ein geselliges, sicheres Auftreten, ein wohlgepflegter Körper, sorgfältige Kleidung, Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Verschwiegenheit gehören in natürlicher Ordnung hierher. Eifrige Christen werden von Weltleuten oft in dieser Hinsicht übertroffen. Hat ein Lehrer die Kinder bemittelter Eltern zu unterrichten, er selbst aber lebt in Dürftigkeit, so wird ihm in den meisten Fällen dieser Umstand nachtheilig sein. Bei Frauen tritt dies noch schärfer hervor. Angenommen, bei sonst ganz gleichen geistigen und seelischen Eigenschaften zweier Lehrerinnen, sei die eine unansehnlich, arm, und geschmacklos gekleidet, die andere aber annehm in ihrem Aeußeren, gewählt in Kleidung und Manieren, so wird man bald gewahren, daß die Letztere einen entschiedenen größeren Einfluß vor der Ersteren gewinnt. Ein Lehrer der eine Uhr aus einer berühmten Fabrik trägt, und wäre es eine goldene oder gar eine goldene Repetiruhr—um so besser—ein solcher Lehrer wird unter sonst gleichen Umständen mehr Erfolg bei einer Knabenklasse haben als derselbe Lehrer ohne die goldene Uhr. Warum? Die Knaben beneiden ihn, sie möchten ihm ähnlich sein und ahmen ihm deshalb nach. Man braucht nur ein wenig zu beobachten, um sich bald zu überzeugen, daß alles, was dem Erwerbssinn der Schüler schmeichelt und im Besitz des Lehrers sich befindet, seinen Einfluß über die Schüler erhöht.

Ich hoffe die brüderliche Kritik wird mich nicht dahin auffassen, als ob ich den Besitz einer goldenen Uhr und sonstiger Glücksgüter zum Erfolg des Sonntagsschullehrers als nothwendig betrachte. Keineswegs. Bibel und Erfahrung widerspricht dem. Nur das wollte ich hervorheben, daß der in Geldverhältnissen besser Situirte vielmehr durch sein Beispiel nützen oder schaden kann, als der Aermere. Hingegen wird der Reichthum anstatt zum Förderungsmittel oft zum Hinderniß geistlicher und seelischer Entwicklung. Die größten Gottesmänner, die siegreichsten Kämpfer für die Reichsache Christi, waren arm an irdischen Gütern, aber reich an Gottvertrauen und Seelenadel, nach dem Vorbild ihres Meisters.

Hausbesuche bei den Schülern sind nicht nur für diese, sondern auch für den Lehrer von hohem Werthe, indem sie seine geselligen Talente heranbilden. Unbekehrten Eltern und Schülern gegenüber ist die Ueberredungskunst eine mächtige Waffe. „Wenn ihr nicht überreden könnt—mit dem Ueberzeugen ist es eine mißliche Sache,“ sagen wir mit Göthe. Man halte sich nicht zu lange auf, man entferne sich, wie Ben Jonson zu thun pflegte, allemal, nachdem man etwas recht Treffliches gesagt hat, um einen guten Eindruck zu hinterlassen. Man wache sorgfältig über seine Würde und seinen unbefleckten Ruf.

Originalität wäre im Allgemeinen mehr bei uns zu wünschen, bei einigen Wenigen aber artet sie aus in Originalsucht. Es sind dies immer Leute, die in irgend einem Zweige des intellektuellen oder materiellen Besitzthums sich einer Ueberlegenheit über ihre Mitmenschen bewußt werden, und schwach in christlicher Liebe und Geduld, rücksichtslos diese Ueberlegenheit fühlen lassen.

Auf diese Weise fordert man die öffentliche Meinung gegen sich heraus; mißgünstige Gerüchte kommen in Umlauf, man

erscheint boshaft oder lächerlich und sinkt in der Achtung seiner Schüler. Dann ist es sehr schwer den einmal verlorenen Einfluß zurück zu gewinnen. Bitte Gott um ein demüthiges Herz, pflege die Tugenden der Sanftmuth und Geduld; was du durch Flatterhaftigkeit verloren, mußt du durch Ernst und Festigkeit zurück zu erobern suchen, hinlänglicher Ausdauer wird es gelingen, verleumderische Zungen nach und nach verstummen zu machen.

Auszeichnungen, die dem Lehrer von Seiten der Sonntagsschule zu Theil werden, als Vorschlägen zu Sonntagsschulämtern, Erwählen zum Delegaten, sowie alle Kundgebungen von Vertrauen, sollte der Lehrer nicht zu gering achten. Auch eine Aufforderung zum Eröffnungsgebet, achtungsvolles Begrüßen seitens des Superintendenten oder Predigers, sind alles Demonstrationen, die den Lehrer in der Achtung seiner Klasse heben. Man sollte nicht versäumen, solche Gelegenheiten zum eigenen und zum Wohl seiner Schüler zu benützen, selbst wenn man ein wenig von seiner Bequemlichkeit opfern müßte. Die Gefahr, in die Eitelkeit der Aemterjagd zu verfallen, liegt bei unsern Einrichtungen weniger nahe, als die Gefahr der Gleichgültigkeit gegen seine Amtspflichten.

Gebiete und verbiete nur in den äußersten Nothfällen. Was diese sind, mußt du selbst lernen zu verstehen. Vernichte deinen Schülern nicht die Freude diesen oder jenen deiner Wünsche zu errathen und unausgesprochen zu erfüllen. Laß ihnen Gelegenheit geben zu können, versehe sie nicht unaufhörlich in die Unannehmlichkeit geben zu müssen. Hast du einzelnen Schülern ernstere Ermahnungen zu geben oder Fehler zu rügen, vermeide es in Gegenwart der ganzen Klasse zu thun, das Ehrgefühl des Schülers wird dadurch abgestumpft. Thue niemals lieblos oder in zänkischem Ton, gib immer die Gründe deiner Rathschläge an. Denke stets daran, wie du selbst gern behandelt werden möchtest, wenn du gelehrt hast.

## VI.

Ueber die Pflege des religiösen Lebens wollten wir noch einige Schlußbemerkungen machen. Es ist eine offene Frage, ob das Glaubensleben die Grundlage oder die Krone des Christenthums sei. Bei Paulus war es die Krone umfangreichen Wissens, bei Petrus und andern Jüngern die Grundlage zum Wissen. Man fange an, wo man will, der Glaube wird zum Wissen, und echtes Wissen zum Glauben führen. Aber der Glaube bleibt vielmehr auf sich selbst beschränkt, während das Wissen leichter auf andere übertragbar ist. Jeder nimmt davon was ihm wichtig scheint. Das Wissen führt uns zur Be-

wunderung Gottes, die Bewunderung zur Liebe gegen ihn und seine Schöpfung, und gegen unsere Brüder. Glaube und Liebe sind zweierlei. (1. Cor. 13.) Glaubenseiferer waren oft sehr lieblos. Man denke an die zwei größten Namen der Reformation, und die Scheiterhaufen von römischen Zeloten errichtet. Daher betrachten wir das Wissen als die Grundlage, den Glauben als die Krone unserer Sendung in der Sonntagsschule. Beides gehört zusammen. Beides muß neben und miteinander gepflegt werden. Ein inniges religiöses Glaubensleben kann zwar unabhängig von allen andern Vorzügen des Geistes und Herzens bestehen, liegt ihm aber nicht eine entsprechend breite Basis des Wissens zu Grunde, so ist bei manchen Naturen die Gefahr sehr nahe, daß Religiosität in kleinliche Pietisterei ausartet, wo sie dann der Förderung des Christenthums mehr hinderlich als nützlich wird. Die Kennzeichen einer solch unharmonischen Entwicklung sind mannigfach, und zeigen sich bei jedem Anlaß in unvorsichtigem Bekehrungseifer, im Habern mit andersgläubigen Christen, in nutzlosen Litaneien über das Sündenelend der Menschheit und dergleichen. Wahre dich in diesen Fehler zu verfallen.

Wenn du aber treulich Alles gethan hast dich zum erfolgreichen Unterricht vorzubereiten, dann versäume nicht vor dem Urquell alles Wissens dich zu beugen und ihn um seine Leitung anzuflehen. Von deinen Knien trete hin vor deine Klasse. Das gibt deinem ganzen Wesen etwas Erhabenes und Erhebendes, deinen Zügen eine unvergleichlich süße Weihe, deinem Wort die Salbung des Geistes Gottes, deiner Stimme eine Harmonie, die wie eine elektrische Stromwelle durch die Herzen deiner Schüler zuckt, und ihre Gefühle mit sich reißt dorthin, wo dein Denken ankert. — Die unmittelbarste Erhöhung deines Gebets zeigt sich auf die herrlichste Weise. Doch ein gebankenloses Herr-Herrsagen thut's freilich nicht, viele Worte machen's nicht, sondern daß du im Namen, im Sinn und Geiste Jesu beten lernest.

Nur wem Gott es gnadenvoll gewährt mit geheiligtem Herzen und erleuchtetem Verstande die heilige Schrift zu lesen, nur der wird Göttlichkeit in ihren Worten, urewige Wahrheit und tröstliche Verheißung finden. Nur wer selbst den Weg zum Heil gefunden, nur der wird fähig sein ihn Andern auch zu zeigen, und um so wirkungsvoller jemeher er das Ebenbild wieder in sich hergestellt hat. Dies sei unser aller Ziel: Dem ähnlich zu werden, der da verheißt hat: So ihr Glauben habt, so werdet ihr auch die Werke thun, die ich thue, und nicht nur das, sondern größere denn diese.

R. L.

## Sonntagsschul - Lectionen.

### Viertes Quartal.

### Unser großer Hoherpriester.

#### 1. Lection: Ebr. 4, 14—16.; 5, 1—6 — Sonntag den 5. Oct. 1879.

14. Diemeist wir denn einen großen Hohenpriester (1) haben, Jesum, den Sohn Gottes, der gen Himmel gefahren ist; so laßt uns halten an dem Befehltniß. (2)

15. Denn wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte Mitleiden haben mit unserer Schwachheit, (3) sondern der versucht ist allenthalben, gleichwie wir, doch ohne Sünde.

16. Darum laßt uns hinzu treten (4) mit Freudigkeit (5) zu dem Gnadenstuhl, auf daß wir Barmherzigkeit empfangen, und Gnade finden, auf die Zeit, wenn uns Hülfen noth sein wird.

Cap. 5. 1. Denn ein jeglicher Hoherpriester, der aus den Menschen genommen wird, der wird gesucht für die Menschen gegen Gott, auf daß er opfere Gaben und Opfer für die Sünden;

2. Der da könnte mit Leiden über die da unwissend sind und irren, nachdem er auch selbst umgeben ist mit Schwachheit. (6)

3. Darum muß er auch, gleichwie für das Volk, also auch für sich selbst opfern für die Sünden. (7)

4. Und Niemand nimmt ihm selbst die Ehre; sondern der auch berufen sei von Gott, gleichwie der Aaron. (8)

5. Also auch Christus hat sich nicht selbst in die Ehre gesetzt, daß er Hoherpriester würde, (9) sondern der zu ihm gesagt hat: „Du bist mein Sohn, heute habe Ich dich gezeugt.“ (10)

6. Wie er auch am andern Ort spricht: „Du bist ein Priester in Ewigkeit, nach der Ordnung Melchisedeks.“ (11)



## Parallelen.

- (1) Ebr. 6, 20.; Cap. 7, 26. (2) Ebr. 10, 3. (3) Höl. 11, 9. Jer. 31, 20. (4) Ebr. 2, 14, 17.; 1. Petr. 2, 22. (5) Ebr. 10, 19, 22.; Eph. 3, 12. (6) B. 15. Cap. 7, 28. (7) 3. Mose 9, 7. (8) 4. Mose 16, 40. (9) Joh. 8, 54. (10) Apsig. 13, 33.; Ebr. 1, 5. (11) Ps. 110, 4.

**Haupttext:** Daher er auch selig machen kann immerdar, die durch ihn zu Gott kommen. Ebr. 7, 25.

**Zeit und Ort.** Die Epistel an die Hebräer fällt etwa zwischen das Jahr A. D. 64–70. Gemäß der Angabe am Schluß des Briefes wurde derselbe von Italien aus durch Timotheum an die verschiedenen Christen jüdischer Abstammung in Judäa gesandt, welche zur Zeit in großer Gefahr standen, wieder in das Judenthum mit seinen Ceremonien und Gebräuchen zurück zu fallen, galt aber nichts desto weniger auch denjenigen Juden, welche sich noch treu zur Lehre des Christenthums hielten und überhaupt Allen, welche näher mit dem Christenthum bekannt zu werden wünschten. Ueber den Verfasser des Briefes herrschte in der abendländischen Kirche bis ins vierte Jahrhundert eine große Unbestimmtheit, indem der Name desselben weder beim Eingang noch am Schluß des Briefes beigefügt ist. In der morgenländischen Kirche hingegen, wo derselbe vermuthlich zuerst Eingang fand und von da weiter verbreitet wurde, schrieb man ihn von Anfang an Paulus zu, welche Annahme später allgemein wurde und bisher geblieben ist. Der Zweck der Epistel ist die Unvollkommenheit der vorbildlichen Opfer und das vollgültige Opfer Christi einander entgegen zu halten oder den Schatten von den zukünftigen Gütern mit dem Wesen der Güter selbst zu vergleichen, und wie Alles in Christo erfüllt sei. In der Lektion wird uns Christus, der ewige Hohenpriester, im Vergleich mit denjenigen des Alten Bundes dargestellt. Hier käme nun vielleicht am schicklichsten zunächst in Betracht:

I. Die jüdischen Hohenpriester. — Cap. 5, 1–4. Der Hohenpriester des Alten Bundes wird uns dargestellt: 1. Nach seiner Herkunft. Er war aus den Menschen und als solcher mit menschlichen Schwachheiten und Versuchungen umgeben; also nicht aus den Reihen der seligen Nichtsberwohner. Der Zweck Gottes hierbei war ein allweiser und ist in B. 2 ausgedrückt: „Der da könnte mittheilen über die da unwissend sind und irren, nachdem er auch selbst umgeben ist mit Schwachheit,“ denn wer ist jemals fähiger gewesen zum Mitleid und innigster Theilnahme an den Leiden und Proben der Menschen, als Solche, die Ähnliches erleben mußten? 2. Nach seiner Bestimmung: Für die Menschen, daß er sich für sie verwende, für sie opfere und also um ihre Willen vor Gott trete, oder gegen Gott, zu opfern Gaben und Opfer für die Sünden. 3. Nach seiner Autorität. Er war B. 4 von Gott berufen und eingesetzt; „und Niemand nimmt sich selbst die Ehre.“ Diese göttliche Verordnung war von der Einsetzung Aarons an stets heilig gehalten und von Gott dem Betreffenden übermacht worden, so daß als späterhin einige damit Frevel trieben, wie 3. Aarons Söhne, 3. Mose 10, 1, 2; Elis Söhne, 1. Sam. 2, 12–17. und 27–36., sowie auch Asa, 2. Chron. 26, 16–22., solches immer empfindlich gestraft wurde. Der Hohenpriester ist aber auch zu betrachten: 4. Nach seiner Würde. Er war der Hauptpriester oder Fürst des ganzen Priesterstammes. Sein Amt war die göttliche Reinheit in dem Volke Gottes durch das Opferblut immer wieder herzustellen, und als solcher selbst rein im Leben und Wandel zu sein. Ihm allein stand es zu, jährlich einmal, und zwar am großen Veröhnungstag in das Allerheiligste einzugehen und mit Blut die große allgemeine Veröhnung und Heiligung des Volkes zu vollziehen. Aber nicht allein nach seiner Würde, sondern auch: 5. Nach seiner Unvollkommenheit erscheint uns der Hohenpriester des Alten Bundes. Obwohl er heilig und unsträflich wandeln mußte, so war er als Mensch nicht allein mit Versuchungen, sondern von einer sündhaften Natur umgeben, und als solcher mußte er B. 3, und zwar nach Gottes ausdrücklichem Befehl, 3. Mose 16, 6., „gleichwie für das Volk, also auch für sich selbst opfern für die Sünden.“ Zur Unvollkommenheit des ehemaligen Priesterthums gehörte auch noch ferner die Ungültigkeit des Opfers, und daß man immer wieder aufs neue opfern mußte (siehe Cap. 7, 27.), auch daß, daß immer ein Priester auf den andern folgte, darum, daß sie der Tod nicht leben, Cap. 7, 23. Diesem Priesterthum wird uns nun

II. Christus unser ewiger Hohenpriester, Cap. 5, 14, 15, und 5, 5, 6., gegenüber gestellt. Die Lektion im Zusammenhang betrachtet, wie es auch hier geschieht, zeigt

uns, daß das Hohenpriesterthum des Alten Bundes mit denjenigen des neuen in vielen der oben erwähnten Punkten einander gleich, der Hohenpriester Christus aber in andern Punkten unendlich über jenes erhaben ist. Die Gleichheit erscheint in folgenden Punkten: 1. Er war wie jener ein Hohenpriester und zwar nach Cap. 4, 14., „ein großer Hohenpriester.“ Dessen göttliche Würde benehmt der Apostel a. nach seiner Person: er war „der Sohn Gottes, der eingeborne Sohn Gottes, der Mensch wurde, in allen Dingen Gott gehorsam war und das große Erlösungswerk ausführte, wozu ihn Gott in die Welt sandte.“ b. Dadurch, daß er „den Himmel gefahren ist“ und als Hohenpriester für uns den Himmel geöffnet hat. 2. Er war von Gott eingesetzt, gleichwie der Hohenpriester des Alten Bundes, Cap. 5, 1. Er hatte sich B. 5 „nicht selbst in die Ehre gesetzt“ u. s. w. Hierdurch wird die Wesensgleichheit des Sohnes, welche aus so vielen Stellen erweislich ist, wie z. E. Phil. 2, 6–11. u. s. w., nicht zweiseitig. Der Apostel will uns in dieser Stelle so viel sagen: Das Kommen Christi als ewiger Hohenpriester geschah nicht aus sich allein, sondern unter Mitwirkung des Vaters und des heiligen Geistes, der zu ihm gesagt hat, Ps. 2, 7: „Du bist mein Sohn (vergl. Jes. 42, 1.; Matth. 3, 17.; Marc. 1, 11.), heute,“ wie es sich zum göttlichen Wesen schickt, ist die Ewigkeit, „habe ich dich gezeugt.“ Der Sinn ist also der: Du bist mein ewiger wesentlicher Sohn. 3. Er war wie jener aus den Menschen, nahm durch seine Geburt in Bethlehem die menschliche Natur an; er war als Mensch (B. 15) allenthalben versucht, gleichwie wir, „doch ohne Sünde.“ Der große Endzweck hievon war, daß er als treuer Hohenpriester „könnte Mitleiden haben mit unserer Schwachheit und desto eher für uns vor Gott treten als Fürsprecher. Vergl. Cap. 5, 2, 4. Er opferte, wie jener, B. 1, „Gaben und Opfer für die Sünden.“ Worin bestanden diese? Antwort: Cap. 5, 7. Er hat „Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Thränen geopfert“ u. s. w., nebst dem, daß er sich selbst am Kreuzestamm zum Opfer brachte.

Hier nun aber ferner die großen und wichtigen Unterscheidungsunkte. 1. Jene Hohenpriester waren sündhaft, wie in B. 3 erwiesen; Christus hingegen war sündlos, B. 15, und daher vollkommen. Vergl. 2. Cor. 5, 21. Daraus erging, daß sein Opfer ein vollgültiges und entsprechendes war für ewige Zeiten, während jenes ungenügend war, weil es Niemand vollkommen machen konnte. Cap. 7, 19. Und einen solchen Hohenpriester sollten wir haben — heilig, unschuldig, unbeslekt u. s. w. Cap. 7, 26. Aber ferner: 2. Jene waren sterblich, dieser aber unsterblich, B. 6. „Ein Priester in Ewigkeit,“ dessen einmaliges Opfer immerwährende Geltung hat (Cap. 10, 12.), und der auch selig machen kann immerdar, die durch ihn zu Gott kommen. Cap. 7, 25.: Nach der Ordnung Melchisedeks.“ Hier mit besonderer Rücksicht geredet auf seine Ewigkeit. (Ausführlicheres über Melchisedek lies und vergleiche Cap. 7.) Wie Melchisedek ganz gegen die gewöhnlichen Regeln des Priesterthums in heiliger Schrift ohne Geschlechtsregister, ohne Angabe seiner ertlerlichen Herkunft oder seiner Geburt und seines Todes erwähnt wird, so war er in dieser Hinsicht ein Vorbild auf Christum, der weder Anfang der Tage noch Ende der Jahre hat. Zu dieser merkwürdigen Darstellung des Hohenpriesterthums Christi fügt nun der Apostel

III. Eine Aufmunterung zur Beharrlichkeit und zum Gebet. — Vers 14, 16. Lasset uns halten an dem Bekenntniß. Weil wir denn an Christo einen solchen erhabenen und vollkommenen Hohenpriester haben, der uns in jeder Beziehung die vollständige Befriedigung gewähren kann, wie wir es außer ihm nirgends finden, so lasset uns fest an dem Bekenntniß halten, auch Angesichts der Anstrengungen der entschiedensten Gegner, uns davon abzubringen oder irre zu leiten. B. 16. Lasset uns hinzutreten zum Gnadenstuhl im gläubigen Gebet zu Gott durch Christum, der am Throne Gottes als Mittler sitzt; „mit Freudigkeit,“ mit kindlicher Zuversicht, weil er ja ein mitleidiger Hohenpriester ist. Dies soll auch im Glauben geschehen, in der Erwartung,



„daß wir Barmherzigkeit erlangen“ 2c. auf die Zeit, wenn uns Hülfe noth sein wird. Diese thut uns immer noth, insonderheit aber zur Zeit der Ansehung. Vergl. zum Gegen-  
satz das nur alljährliche Hinzunahen des Hohenpriesters zum  
Gnadensstuhl. 2. Mose 25, 17.

**Praktische Anwenndungen.**—1. Das Bewußtsein eines  
mitleidigen Hohenpriesters verleiht Freudigkeit zum Gebet.  
2. Hülfe thut uns immer noth, deßhalb sollte man immer  
beten.

3. Es kommen Zeiten im christlichen Leben, wo uns beson-  
ders Hülfe noth thut.

4. Bei Christo können wir stets Barmherzigkeit erlangen  
und Hülfe finden.

5. Um uns dieselbe zu erwerben, mußte sich Christus selbst  
zum Opfer bringen.

6. Christum unter allen Umständen zu bekennen, ist eines  
Christen feierlichste Pflicht.

**Kleinkinderklasse.**—Schilbere kurz das Hohenpriestertum  
des Alten Bundes in seinen verschiedenen Verrichtungen, und  
erkläre den Endzweck desselben. Stelle sodann den Kleinen  
Christum, den ewigen Hohenpriester, dar und zwar hauptsäch-  
lich in seinem Mitleiden im Vergleich mit einem liebenden  
Vater, der, wenn sein Kind sich verirrt, demselben liebevoll  
nachgeht, und wenn es fällt, demselben zärtlich aufhilt und zu  
welchem (Vater) man ohne Furcht hinzutreten und um Das,  
was man nöthig hat, bitten darf.

**Illustrationen.**—Vers 14. Jesus Christus ist durch seine  
Himmelfahrt der Verwalter über die himmlischen Schatzhäuser,  
gleichwie Joseph dort in Egypten über die Kornhäuser. Wenn  
zu seiner Zeit Jemand auch nur ein Gomer Getreide haben  
wollte, alsbald wurde er zu Joseph geschickt. So auch wenn  
Jemand zum Vater kommt um nur ein Tröpflein Gnade, so  
schickt ihn der Vater zum Sohn. Es sei denn, daß sie durch  
ihre Bitte erlangen, so werden sie in ihren Sünden verlor-  
ren gehen. 7c n e.

B. 16. „Was thust du nun ohne eine Mutter, um ihr deine  
Noth zu klagen,“ fragte ein Mädchen ein anderes, welchem sei-  
ne Mutter gestorben war. „Meine Mutter sagte mir, ehe sie  
starb, zu wem ich mich wenden soll,“ erwiderte die Waise.

„Ich gehe zum Herrn Jesu; er war der Freund meiner Mut-  
ter und er ist auch der meinige.“ „Jesus Christus ist aber im  
Himmel droben, weit, weit von hier und kann sich nicht immer  
um dich bekümmern.“ „Das mag sein,“ antwortete die Wai-  
se; „aber ich weiß doch so viel, er hat gesagt, er will,  
und das ist genug für mich.“

**Wandtafel-Gebrauchsanweisung.**—Hier ist das Amts-  
schild des Hohenpriesters abgebildet, in welches die Namen der  
zwölf Stämme ein-  
gegraben waren.

Christus ist unser  
wahrer Hohen-  
priester, der nicht  
nur die Namen sei-  
ner Kinder auf sei-  
ner Brust, sondern  
sozusagen sein gan-  
zes Volk im Herzen  
trägt. Das ist auch  
wohl das wahre  
„Buch des Lebens“  
in welchem unsere  
Namen eingetragen  
sein müssen, denn  
nur „in Christo“  
können wir Leben  
hoffen. Man präge  
den Schülern recht  
ein, daß sie müssen  
in Christo erfunden  
werden, daß sie in  
ihm beten, glauben  
und wirken müssen.



## Erklärung der Vorbilder.

### 2. Section: Ebr. 9, 1–12.—Sonntag den 12. Oct. 1879.

1. Es hatte zwar auch das erste seine Rechte des Gottesdienstes und äußerliche Heiligkeit, (1)
2. Denn es war da ausgerichtet das Vordertheil der Hütte, darinnen (2) war der Leuchter, und der Tisch, (3) und die Schaubrode; (4) und diese heißt das Heilige.
3. Hinter dem andern Vorhang (5) aber war die Hütte, die da heißt das Allerheiligste;
4. Die hatte das goldene Rauchfaß, (6) und die Tabe des Testaments, (7) allenthalben mit Gold überzogen, in welcher war die goldene Scke, (8) die das Schmelzbrod hatte, und die Ruthe Aarons, die geprüet hatte, (9) und die Tafeln des Testaments. (10)
5. Oben darüber aber waren die Cherubim der Herrlichkeit, (11) die überschatteten den Gnadensstuhl; (12) von welchen jetzt nicht zu sagen ist insonderheit.
6. Da nun solches also ausgerichtet war, gingen die Priester allezeit in die vorberste Hütte, und richteten aus den Gottesdienst. (13)

7. In die andere aber ging nur Ein Mal im Jahre allein der Hohenpriester, (14) nicht ohne Blut, das er opferte für sein selbst und des Volks Unwissenheit.
8. Damit der heilige Geist deutete, daß noch nicht geoffenbaret wäre der Weg zur Heiligkeit, (15) so lange die erste Hütte stand.
9. Welche mußte zu derselben Zeit ein Vorbild sein, in welcher Gaben und Opfer geopfert wurden, und konnten nicht vollkommen machen nach dem Gewissen den, der da Gottesdienst thut. (16)
10. Allein mit Speise und Trank, (17) und mancherlei Tausen, (18) und äußerlicher Heiligkeit, die bis auf die Zeit der Besserung sind aufgelegt.
11. Christus aber ist gekommen, daß er sei ein Hohenpriester (19) der zukünftigen Güter, durch eine größere und vollkommene Hütte, die nicht mit der Hand gemacht ist, das ist, die nicht also gebaut ist;
12. Auch nicht durch der Hände oder Kälber Blut, sondern er ist durch (20) sein eigen Blut Ein Mal in das Heilige eingegangen, und hat eine ewige Erlösung erfunden.

### Parallelen.

- (1) 2. Mose 25, 8. (2) 2. Mose 25, 23. 31. (3) 2. Mose 40, 4. (4) 2. Mose 25, 30. (5) 2. Mose 26, 31. 33. (6) 3. Mose 16, 12. (7) 2. Mose 25, 10. (8) 2. Mose 16, 33. (9) 4. Mose 17, 10. (10) 2. Mose 34, 28; 40, 20. (11) 2. Mose 25, 18. 22. (12) 2. Mose 26, 34. (13) 4. Mose 13, 3. (14) 3. Mose 16, 2. (15) Ebr. 10, 19. (16) Ebr. 10, 1; Cap. 7, 19. (17) 3. Mose 11, 2. (18) 4. Mose 19, 7. (19) Ebr. 3, 1; 4, 14. (20) Apg. 20, 28.

**Haupttext:** Denn mit einem Opfer hat er in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden. Ebr. 10, 14.

**Einleitende Bemerkungen.**—Ueber Zeit und Ort siehe die Anmerkungen bei der vorigen Section. In derselben wurde uns Christus, der ewige Hohenpriester, in seinem wahren Wesen dargestellt. In den dazwischen liegenden Capiteln wird dieses Priestertum noch ausführlicher entwickelt. In der vorliegenden Section geht nun der Apostel auf die weiteren Einrichtungen des levitischen Gottesdienstes über, die wir als-  
samt in Christo erfüllt sehen, jenes aber schilbert der Apostel in Cap. 8, 13. deßhalb als „überjährt und nahe bei seinem Ende,“ indem Christus der Hohenpriester der zukünftigen

Güter, durch eine größere und vollkommene Hütte an deren Stelle getreten ist. Die Section veranschaulicht uns durch Anführung der wesentlichen Stücke das Heiligthum oder die Stifthschütte.

**I. Die Vorbilder.**—Vers 1–10. Es hatte zwar auch das erste seine Rechte, Vers 1. Paulus will sich hier vor einer irrigen Auffassung verwahrt wissen, als hielte er die ehemalige gottesdienstliche Einrichtung als durchaus werthlos; und will zeigen, daß dieselbe nicht nur ihre hohe Bestimmung gehabt, sondern derselben auch vollkommen entsprochen habe.



Es hatte seine Rechte, Gebräuche und Sagen; es war kein willkürliches Menschenwerk — „äußerliche Heiligkeit“ — bedeutet eigentlich ein irdisches Heiligtum, welches ein Nachbild des himmlischen war, Cap. 8, 5. Vers 2. Das Vordere der Hütte, eigentlich das erste Theil der Hütte, welches das Heilige genannt wurde und von dem andern Theil, dem Allerheiligsten, durch einen Vorhang getrennt war. Sie wurde Stifths hütte genannt, wegen dem von Gott mit Israel gestifteten Bund. Darinnen war der Leuchter, nemlich gegen Mittag zur rechten Hand. Vollständige Beschreibung desselben 2. Mose 25, 31—40. Ein solcher Leuchter war wesentlich nothwendig, selbst bei Tage, indem die Stifths hütte keine Fenster hatte, um das natürliche Licht einzulassen. Die Lichter dieser Lampen brannten beständig, Tag und Nacht. Sie stellten die nie erlöschende Leuchte Gottes dar. Das Oel dieser Lampen, als das allerlauterste Oibendöl, bildete den heiligen Geist, womit Christus gesalbt wurde, ab. Der Leuchter war siebenarmig. Die sieben Lampen darauf deuteten auf die siebenfachen Gaben des heil. Geistes. Diese Lampen wurden alle Abende zugerichtet; drei derselben brannten des Tages, des Nachts aber alle sieben. Der Tisch und die Schaubrode. Auf der nördlichen Seite standen der goldene Tisch, 2. Mose 40, 22, 23. Die Höhe desselben war 30, die Breite 20 und die Länge 40 Zoll. Nähere Beschreibung desselben 2. Mose 25, 23—29. Die Schaubrode, zwölf an der Zahl, entsprechend den zwölf Stämmen, welche wöchentlich einmal mit neuen gewechselt oder frisch aufgelegt wurden, waren aus dem reinsten besten Wehl gebacken. Die Juden geben vor, daß es durch 11 Lächer gebeutelt worden sei. Diese Brode stellten unstreitig Christum als das lebendige Brod, welches der Welt das Leben gibt, vor. Vergl. Joh. 6, 48. Vers 3. Hinter dem andern Vorhang. Der erste oder äußere Vorhang diente als Thür oder Eingang zur Stifths hütte; der zweite oder innere Vorhang trennte das Heilige vom Allerheiligsten. Das Vorbildliche kam in doppeltem Sinne verstanden werden. Die Trennung der beiden Theile der Hütte durch einen bloßen Vorhang wird einerseits als Sinnbild des zwiefachen Reichs Christi, nemlich des Gnadenreichs auf Erden und des Reichs der Herrlichkeit gebeutelt, welche beide nur durch einen leichten Vorhang, nemlich den Tod, getrennt sind. Auch kann dadurch gezeigt worden sein, wie durch den Tod Jesu Christi, bei welchem ja auch der Vorhang im Tempel zerriß, die große Scheidewand zwischen Juden und Heiden entfernt wurde. Vers 4. Das goldene Rauchfaß, womit geräuchert wurde (siehe Parall.). Das Räuchern bildete den „süßen Geruch“ der Fürbitte Christi ab, mit welcher er für uns vor dem Vater erscheint, sowie auch die gläubigen Gebete der Kinder Gottes. Vergl. Offb. 5, 8. Die Lade des Testaments, sonst Lade des Bundes, 4. Mose 10, 33; wegen des Gesetzes, das in der Schrift Gottes Bund heißt; „Lade des Herrn“, Jos. 4, 5; „der Thron des Herrn“, 1. Chron. 17, 11; „die heilige Lade“, 1. Chron. 33, 3. u. f. w. genannt. Sie war ein kleiner Kasten aus Zöhrenholz gemacht, und stellte Christum vor, in welchem alle Schätze der Weisheit verborgen liegen. Col. 2, 3. „In welcher war die goldene Kelte“ oder der Krug, der auf Gottes Befehl „das Himmelsbrod, das Manna“, nemlich ein Homer voll, etwa drei Quart, enthielt. Dies war von demselben Manna, welches die Israeliten in der Wüste durch ein göttliches Wunder erhielten und mußte daher zum Gedächtniß für die Nachkommen aufbewahrt werden. Vergl. 2. Mose 16, 32, 33. Die Lektion führt auf dieses, wie noch andere Stüde nur als vorbildlich an, ohne die besondere Bedeutung eines jeden anzugeben. Einige deuten das aufbewahrte Manna auf das vom Himmel stammende Evangelium mit seiner nährenden und stärfenden Kraft; Andere auf das vom Herrn selbst eingesetzte Gedächtnißmahl von Christi Leiden und Tod; die Ruthe Aaron's, welche bei Gelegenheit des Aufruhrs, 4. Mose 16, wider sein Priesterthum, vor allen andern Stäben gegrünt, geblüht und Mandeln getragen hatte, 4. Mose 17, 8, verfinnlicht uns das von Gott bestätigte und immerwährende Priesterthum Christi. Und die Tafeln des Testaments, die Gesetzestafeln werden sie genannt, mit Bezug auf den Bund, welchen Gott mit Israel machte. Nach 1. Kön. 8, 9. befanden sich nur diese in der Bundeslade. Vielleicht ist daher das „in welcher“ (B. 4) im weiteren Sinne zu verstehen, indem das Manna u. f. w. vor der Lade des Zeugnisses lag zum Gedächtniß. Vers 5. Oben drüber die Cheru-

bim der Herrlichkeit. Diese befanden sich über der Lade, besonders an beiden Enden des Versöhnbedels. Zwischen diesen Cherubim wohnte und offenbarte sich die Herrlichkeit Gottes, sie überschatteten den Thron, den Versöhnbedel, welcher Christum vorstellte, „von welchem jetzt nicht viel zu sagen ist insonderheit“, d. h. in allen Einzelheiten. Die Gestalt dieser Cherubim kann nicht völlig beschrieben noch auch die Bedeutung des Namens ermittelt werden. Die nächstliegende Bedeutung ist vielleicht, „die Bewahrer des Heiligthums“ (Näheres über dieselben siehe Parall.). Vers 6. „Da nun solches zugerichtet war,“ die vorerwähnten Stüde des Heiligthums verfertigt und geordnet, da gingen die Priester allezeit in die vordere Hütte, in das Heilige; dies „allezeit“ bedeutet zu irgend einer beliebigen Zeit, ohne besondere Vorschrift des Gesetzes, aber wenigstens zwei Mal täglich, Morgens und Abends; und richteten aus den Gottesdienst, besorgten das Räuchern, das Anzünden der Lampen, Auflegen der Schaubrode u. f. w. Dieses thaten die gewöhnlichen Priester. Vers 7. In die andere aber, in das Allerheiligste, ging nur einmal im Jahr, und zwar am großen Versöhnungstag, den 10. Tag des 7. Monats (October), allein der Hohenpriester. Dieses einmal ist eigentlich zu verstehen an einem Tag; denn nach 3. Mose 16, 12—16, ging der Hohenpriester wenigstens zwei Mal hinein, das erste Mal um zu räuchern, das andere Mal mit dem Opyerblut; er „allein“ durfte ins Allerheiligste, und auch er nicht ohne Blut, nemlich das Blut eines Farren oder Bocks, das er gegen den Gnadenstuhl sprengte, um das Volk mit Gott zu versöhnen, weshalb auch dieser Tag von Allen, welche die Größe der Sünde und ihrer Schuld erkannten, mit heißer Sehnsucht erwartet wurde. Für sich selbst (siehe 3. Mose 16, 6, 11.) und für des Volks Unwissenheit, d. h. sündliche Verirrungen. (Vergl. Luc. 23, 34; Apg. 17, 30.) Vers 8. „Damit der heil. Geist deutete,“ durch diese Vorbilder und ohne Zweifel auch durch mündliche Erklärungen, daß dieses Alles erst vorbildlich sei und noch nicht geoffenbaret wäre der Weg zur Heiligkeit. Der durch Christum geoffnete Weg zum Gnadenbron Gottes, „so lange die erste Hütte stünde“, nemlich der alttestamentliche Opyerdienst überhaupt. In Vers 9 kommt der Apostel nun noch einmal auf die Thatsache zurück, daß jenes Alttestamentliche nur temporär und vorbildlich, und daher unvollkommen sei. Dasselbe habe bestanden in Speise und Trank, und allerlei Tausen oder Reinigungs äußerlich, „bis auf die Zeit der Besserung,“ der neuen Haushaltung im Evangelium, wo Alles in Nichtigkeit gebracht werden soll, „find aufgelegt.“ Der levitische Gottesdienst konnte unter der herrlichen Freiheit im Evangelium nunmehr als ein auferlegtes Joch betrachtet werden, das mit dem sanften Joch Christi vertauscht werden sollte.

II. Das Gegenbild. — Vers 11, 12. „Christus aber ist gekommen ein Hohenpriester der zukünftigen Güter,“ des Lebens derselben, welche die Gebräuche der mosaischen Heiligung nur abschatteten, „durch eine größere und vollkommene Hütte,“ durch seinen Leib als das rechte Gegenbild des Heiligthums, „die nicht mit Händen gemacht ist,“ ergänzend setzt der Apostel hinzu, „die nicht also gebaut,“ nicht von dieser Schöpfung ist. Diese Hütte ist größer als jene, nicht nach dem räumlichen Umfang, sondern wegen der Vortrefflichkeit. 1. Die Stifths hütte war ein lebloses Gebäude; Christi Leib ist eine lebendige Hütte. Joh. 14, 6. 2. Die Stifths hütte war mit der Herrlichkeit Gottes erfüllt; in Christo wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig. Col. 2, 9. 3. Vers 12. Die Hohenpriester im Alten Bund brachten das Blut von Opyerthieren zur Versöhnung, weil ohne Blutvergießen (B. 22) keine Vergebung geschieht. Christus brachte sich selbst, sein eigenes kostbares Blut, zur Versöhnung. 4. Die Priester opferten alljährlich also immer wieder; Christus ging einmal in das Allerheiligste, zum Beweis, daß sein Opyer für immer und ewige Zeiten ein genügendes und vollgültiges Opyer ist.

Praktische Anwendungen. — 1. Durch Typen und Vorbilder lehrt uns der Herr das Vollkommene erkennen und desto höher schätzen.

2. Nur mittelst des alten Testaments lernen wir das neue völlig verstehen.

3. Auch das äußerliche im Gottesdienst hat seinen Nutzen, sofern dasselbe nach Gottes Anordnung besteht.

4. Nie sollte man aber über dem äußerlichen das innerliche vergessen.



5. Nur durch ein theures Lösegeld, das Blut Christi, können wir je in den Himmel, als einen heiligen Ort eingehen.

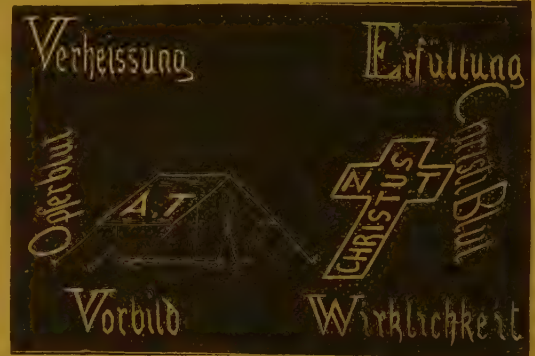
6. Christus der ewige Hohepriester, hat auch eine ewige Erlösung erkunden.

**Kleinkinderklasse.**—Beschreibe und erkläre, wenn möglich, durch Abbildungen die verschiedenen Stücke der ehemaligen Stifthschütte; erkläre ihre Bedeutung. Zeige alsdann, wie durch Christum im neuen Bund ein viel besserer Gottesdienst errichtet worden sei. Zeige wie er sein Blut für uns geopfert hat, und was dasselbe bewirken kann; es reinigt von Sünden, was das Blut der Opferrtiere nicht vermochte.

**Illustrationen.**—Vers 8. „Weg zum Heiligtum.“ In der Nähe von Hoddam Castle, England ist ein Thurm, welcher Repentance (Buße) genannt wird. Als nun Sir Richard Steele eines Tages durch die Gegend kam, fragte er einen Schäferjungen, welcher auf dem Boden lag und eifrig in seiner Bibel las: „Mein Sohn, kannst du mir wohl den Weg nach dem Himmel zeigen?“ „Ja, mein Herr,“ war die Antwort, „dann müssen Sie nach jenem Thurm gehen.“

Vers 12. Ein ernster und echt evangelischer Prediger, wurde einmal von einem Mann mit folgender Bemerkung angegriffen: „Ich liebe Ihre Theologie durchaus nicht, sie ist zu blutig und riecht nach der Fleischbank. Es ist nichts als Blut, Blut und immer Blut. Ich liebe ein angenehmeres Evangelium.“ Darauf erwiderte der Prediger: „Meine Theologie handelt sehr viel von Blut, das ist wahr und hat zum Grunde eine höchst blutige Geschichte—den Tod Christi des Sohnes Gottes, und eine solche Theologie soll es nach meiner Ansicht

sein; denn Gott spricht: „Ohne Blutvergießen geschieht keine Vergebung.“



**Wandtafel-Gebrauchsanweisung.**—Das Bild der Stifthschütte hier mit den Buchstaben A. T. will uns die Vorbilder des Alten Testaments andeuten. In Christo, dem Wesen des Neuen Testaments ist uns die Erfüllung geworden. So viel herrlicher als die Sonne gegen den Schein der Kerze, das Wesen gegen das Bild ist, so viel herrlicher ist Christus als die Schatten des Alten Bundes. Dort ist Gesetz und Knechtschaft, hier ist Gnade und Freiheit.

## Der Sieg des Glaubens.

### 3. Section: Ebr. 11, 1–10. — Sonntag den 19. Oct. 1879.

1. Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, (1) das man siehet.
2. Durch den haben die Alten Zeugnis überkommen.
3. Durch den Glauben merken wir, daß die Welt durch Gottes Wort fertig ist; (2) daß Alles, was man siehet, aus nichts geworden ist.
4. Durch den Glauben hat Abel Gott ein größer Opfer gethan, (3) denn Cain; durch welchen er Zeugnis überkommen hat, daß er gerecht sei, da Gott zeugte von seiner Gabe; und durch denselben redet er noch, wiewohl er gestorben ist.
5. Durch den Glauben ward Enoch weggenommen, (4) daß er den Tod nicht sähe, und ward nicht erkunden, darum, daß ihn Gott wegnahm; denn vor seinem Wegnehmen hat er Zeugnis gehabt, daß er Gott gefallen habe.
6. Aber ohne Glauben ist es unmöglich Gott gefallen; (5) denn wer zu

Gott kommen will, der muß glauben, daß er sei, und denen, die ihn suchen ein Vergelter sein werde.

7. Durch den Glauben hat Noah (6) Gott geehret, (7) und die Arche zubereitet zum Heil seines Hauses, da er einen göttlichen Befehl empfing von dem, was man noch nicht sah; durch welchen er verdammete die Welt, und hat ererbet die Gerechtigkeit, die durch den Glauben kommt. (8)

8. Durch den Glauben ward gehorham Abraham, (9) da er berufen ward, auszugehen in das Land, das er ererben sollte; und ging aus, und wußte nicht, wo er hin käme.

9. Durch den Glauben ist er ein Fremdling gewesen in dem verheißenen Lande, als in einem fremden, und wohnte in Hütten (10) mit Isaac und Jakob, den Miterben derselbigen Verheißung.

10. Denn er wartete auf eine Stadt, (11) die einen Grund hat, welcher Baumeister und Schöpfer Gott ist.

#### Parallelen.

- (1) Röm. 8, 24, 25; 1. Cor. 2, 9, 10. (2) 1. Moie 1, 1; Ps. 33, 6. (3) 1. Moie 4, 4; Matth. 23, 35. (4) 1. Moie 5, 22–24. (5) Ps. 104, 21–24. (6) 1. Moie 6, 14–22. (7) Röm. 4, 20. (8) Röm. 3, 22, 24. (9) 1. Moie 12, 1, 4. (10) 1. Moie 13, 3, 18; 18, 1, 9. (11) Ebr. 13, 14. Ps. 39, 13. Ps. Job. 21, 2, 10.

**Haupttext:** Denn er hielt sich an den, den er nicht sah, als sähe er ihn. Ebr. 11, 27.

**Einführung.**—Bisher hatten die jüdischen Christen mit andern Juden immer noch die jüdischen Ceremonien im Tempel mitgemacht, und ihre Anwesenheit daselbst war von ihren Feinden geduldet worden. Nun aber standen sie in Gefahr, vom Judenthum ausgeschlossen zu werden, und eine Verbannung aus dem Tempel hatte auch den Verlust eines jehischen Anrechts an Abraham, Moses, David und an die Propheten zur Folge. Ein Ausbruch war deshalb ein noch viel traurigeres Ereignis, als der Verlust von Eigentum oder auch in gewissen Fällen der Tod selbst. Um dieser Ursache willen führt der Schreiber der Epistel die ruhmwürdigsten Namen der Vorfäter an, deren wahre Größe nicht soviel in der Aufrechthaltung des jüdischen Gottesdienstes, sondern in ihrem unerschütterlichen Gottesvertrauen in schweren Proben bestanden hatte; durch deren Exempel der Apostel die Gläubigen ermuntern und trösten wollte. Dieses 11. Capitel ist ein merkwürdiges Heldenverzeichnis der Frommen der Vorzeit. Alle die erwähnten Glaubenshelden haben durch dasselbe Fernrohr des Glaubens nach dem großen Wunderstern geschaut, der sie nach dem ewigen Himmelsport leiten konnte. In der Section wird uns gezeigt:

I. Der Glaube.—Vers 1. 3. Die Definition des Wortes Glauben wird hier vom heiligen Schreiber in etlichen Zeilen gegeben, wozu Mancher schon den vollen Raum eines an-

sehnlichen Buches bedurfte. Es ist klar, daß es der Apostel hier nicht etwa mit einer bloßen Glaubensmeinung oder einem gewissen Religionsystem, sondern mit dem lebendigen seligmachenden Glauben zu thun hat. Diesen nennt er eine gewisse Zuversicht oder einen festen beständigen Grund, ein lebendiges Bewußtsein oder eine volle Gewißheit, wodurch man mit solcher Bestimmtheit künftige Segnungen erwartet, als wären sie bereits in unserm Besitz. Ein Fernrohr, das die in weiter Ferne liegenden Gegenstände nahe bringt. Vergl. Röm. 6, 6–8. Da der Glaube in seiner Erwartung es ausschließlich mit Gott durch Christum und überhaupt mit himmlischen Dingen zu thun hat, so liegen dieselben als geistliche Güter außer dem natürlichen Gesichtskreis, und müssen durch den Glauben erfasst oder vergegenwärtigt werden, was jedoch auch auf irdische Segnungen anwendbar ist. Vers 3. Durch den Glauben merken wir, daß die Welt (das Weltall mit allen Creaturen einzig durch Gottes Allmachtswort) fertig—aus nichts geworden ist. Hier zeigt der Apostel, daß selbst sichtbare Dinge mit Bezug auf die Ursache ihres Entstehens nur vom wahren Glauben richtig beurteilt werden können, so wie es uns Gottes Wort berichtet, während der Vernunftgläubige immer nur die Entstehung alles Sichtbaren auf bereits vorhandene Stoffe zurückführt. Die fernere Auseinandersetzung dieses lebendigen Glaubens gibt nun der Apostel am besten



durch die Exempel der frommen Vorfäter und zeigt uns:

II. Die Glaubenszeugen. — Vers 2. und 4 — 10. Ein jedes der nun folgenden Beispiele von Glaubensmuth ist ein kräftiger Beweis davon, nicht allein was der Glaube ist, sondern auch was er vermag. Vers 2. „Durch den haben die Alten Zeugniß überkommen.“ Wovon? „Daß sie Gott wohlgefallen haben und seine Kinder waren, und zwar nicht allein in ihrem Innern, sondern auch vor Menschen, wie z. B. Abel, dessen in Vers 4 nochmals gedacht wird, und von dessen Gabe Gott zeugte — wahrscheinlich durch das Feuer vom Himmel, welches das Opfer anzündete. Ferner Henoch, von welchem Gott zeugt, daß er ein göttlich Leben geführt, 1. Mose 5, 24.; von Noah, daß er ein gerechter Mann gewesen, 1. Mose 6, 9.; von Abraham, als dem Freund Gottes, 2. Chron. 20, 7.; von Mose, daß er treu gewesen in seinem ganzen Hause, 4. Mose 12, 7.; von David, als einem Mann nach Gottes Herzen, 1. Sam. 13, 14.; Hiob, von welchem Gott sagte, es sei seines Gleichen nicht (gewesen) in allem Lande, Hiob 1, 8. u. f. w. Dies Alles durch den Glauben oder um des Glaubens und nicht um ihrer Werke willen.

Vers 4. Durch den Glauben hat Abel Gott ein größeres Opfer gethan denn Kain. Warum größer? Nicht wegen der äußerlichen Beschaffenheit des Opfers, welches vor Gott nicht in Betracht kommt, sondern weil er es im Glauben an Gottes Verheißungen brachte, das ist's, worauf der Herr sieht, Jer. 5, 3., durch welchen er Zeugniß überkam, daß er gerecht sei (siehe Anmerkung oben), und durch denselben redet er noch, wie überhaupt die Werke der Frommen der Nachwelt noch lange nach ihrem Tode predigen, so Abel durch sein Beispiel und dessen Wirkungen.

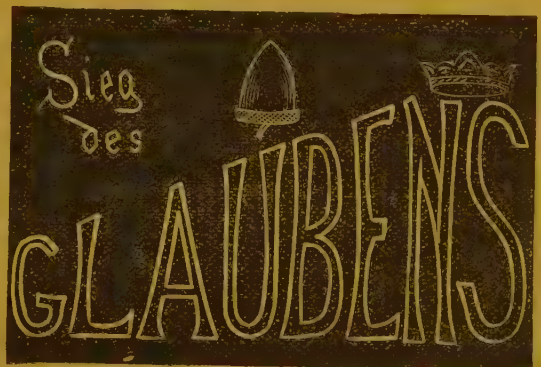
Vers 5. „Durch den Glauben,“ eigentlich zufolge seines Glaubens und dem daraus hervorgehenden göttlichen Wandel, 1. Mose 5, 24., welchen Henoch dreihundert Jahre lang unter Spott und Verachtung führte, ward er weggenommen, daß er den Tod nicht sähe. Er ward, ohne den Tod zu schmecken, in den Himmel entrückt, wie Gott auch bei Elias eine Ausnahme machte, so bei ihm. Und weil nach 1. Cor. 15, 50. Fleisch und Blut das Reich Gottes nicht ererben können, so mußte bei diesen Gottesmännern auch natürlich bei ihrer Entrückung die von Paulus erwähnte Verwandlung erfahren werden, sie mußten verklärt werden; „und ward nicht gefunden“, wie sehr man auch nach ihm suchen mochte, wie nach dem Elias 2. Kön. 2, 17. In Vers 6. kommt der Apostel nun auch auf die unbedingte Nothwendigkeit des Glaubens zu sprechen: Ohne Glauben ist es unmöglich Gott zu gefallen; denn das Gegentheil: der Unglaube macht Gott zum Lügner und seine Verheißungen zu nichts; „wer zu Gott kommen will“ im Gebet und endlich beim Abscheiden aus dieser Welt in den Himmel, der muß glauben, daß er sei; nicht etwa bloß, daß Gott existire, sondern daß er sei, gerade wie er in seinem Wort uns dargestellt wird, in allen seinen Eigenschaften und seiner Dreieinigkeit, „und Denen, die ihn suchen“ in ernstlichem Gebet, „ein Vergelter sein“; alle seine Verheißungen pünktlich erfüllen werde.

Vers 7. Durch den Glauben hat Noah Gott geehrt, indem er die Drohung Gottes der hereinzubrechenden Sündfluth nicht allein selbst von Herzen und mit kindlicher Ehrfurcht geglaubt, sondern dieselbe auch gegenüber der ungläubigen Welt verteidigt und seinen Glauben mit der That bestätigt, „und die Arche zubereitet“ hatte. Gewiß erforderte es einen starken Glauben unter jenem ungöttlichen Geschlecht und dessen Spott und Hohn, dem Worte Gottes zu trauen und auf trockenem Lande einen solch großen Kasten zu bauen, und zu erwarten „was man noch nicht sah“ und auch noch nie von so was gehört hatte. Durch welchen Glauben er 1) verdammet die Welt, nicht etwa durch einen Bannfluch, wie der Papst, sondern a. durch seine Predigt, indem er den Leuten Buße und im Fall der Weigerung, Gottes Strafgerichte verkündigte, und b. durch den Bau der Arche, wobei gewiß jeder Sammer Schlag, der gehört wurde, gegen ihr Gewissen zeugen mußte. 2) Er ererbte die Gerechtigkeit, die aus dem Glauben kommt, mithin ist diese Gerechtigkeit keine im Menschen bereits vorhandene, sondern eine durch Gottes Gnade ererbte Sache, welche der Glaube ergreift und sich zueignet; „zum Heile seines ganzen Hauses in der Rettung aller Angehörigen, welche er im völligen Glauben erwartete.“

Vers 8. „Durch den Glauben ward gehorsam Abraham,“ da er berufen ward auszugehen in das Land, das er ererben sollte und ging aus und wußte nicht, wohin er käme. Got-

tes Worte lauteten: „In ein Land, das ich dir zeigen will,“ 1. Mose 12, 1. Und sein Vertrauen auf Gott war so groß, daß er bereit war, überall hin zu gehen, wie Gott befehlen würde. Vers 9. „Ein Fremdling gewesen in dem verheißenen Lande,“ nemlich Canaan, in welchem er als Fremdling nach Apg. 7, 5. auch nicht eines Fußes breit zum Erbtheil erhielt, noch kaufte, außer dem Stück, das er zu seinem Begräbniß brauchte, und lebte als ein Fremdling in Zelten, wartend auf seine bleibende Heimath und Habe im Himmel, „wohnte in Hütten,“ 1. Mose 13, 3. 18., „mit Isaak und Jakob,“ welche theils mit, theils nach ihm gleiches Schicksal erlebten, „den Miterben derselbigen Verheißung,“ welche beide, wie Abraham, die Verheißung, dies Land zu beerben, empfangen hatten, aber auch wie er, als Fremdlinge darin lebten und viele Widerwärtigkeiten erfahren mußten. Ueber die ihnen gegebene Verheißung, an welche sie unerschütterlich glaubten, siehe 1. Mose 26, 3. 4. und 1. Mose 28, 4. Vers 10. Denn er wartete auf eine Stadt, die einen Grund hat, die recht dauerhaft ist und ewig bleibt, und woraus er nie wieder vertrieben werden sollte, welcher Baumeister und Schöpfer Gott ist. Was anders konnte darunter verstanden werden, als das Neue Jerusalem, das nicht nur einen, sondern zwölf Gründe hat, Offb. 21, 14. Auf diese wartete Abraham im lebendigen Glauben.

Es werden aus dem Leben des Glaubenshelden Abrahams in diesem Capitel drei besondere Glaubensproben angeführt, die beiden oben erwähnten, sowie die in Vers 17—19. erzählte, als die glänzendsten von allen. Bemerkenswerth ist, daß in allen in der Section erwähnten Beispielen, dem lebendigen Glauben auch eine Glaubensthat als Bestätigung oder Frucht des Glaubens gefolgt war.



**Wandtafel-Gebrauchsanweisung.** — Sieg des Glaubens. Seht das Wort **Glaubens**, es fängt klein an und wächst empor „zur Krone.“ Das soll die Entwicklung des Glaubens vorbilden, wie sie der Herr dort im Gleichniß vom Senfkorn schildert: Der Glaube wächst bis zum Sieg, zur Krönung. Das Sinnbild ist eine Eichel, welche als ein kleiner Same zum gewaltigen Baum wird, der allen Stürmen und Wettern troht. So muß unser Glaube getruert und stark werden.

**Praktische Nutzenwendungen.** — 1. Der Welt größte Macht ist der Glaube; er ist der Sieg, der die Welt überwindet; der dessen Besitzer den Himmel öffnet.

2. Gottes Wort enthält die sicherste Kunde von der Entstehung der Welt; der Glaube daran wurde noch nie zu Schanden.

3. Glaube und Gehorsam sind's die vor Gott ein Opfer angenehm machen, sonst nichts.

4. Kinder Gottes tragen das untrügliche Zeugniß als solche in sich.

5. Die guten Werke der Gläubigen enden nicht mit ihrem Leben, ihr Einfluß reicht weit über das Grab hinaus.

6. Der einzig richtige Wandel ist ein göttliches oder gottgeheiltes Leben, wie Henoch's.

7. Gläubige sollten, wie Noah, nicht allein in die Arche der Sicherheit eingehen wünschen, sondern auch Andere, und insonderheit die Angehörigen, mitnehmen.

8. Der wahre Christ betrachtet sich auf Erden nie anders als Gast, Pilger und Fremdling.



9. Stets sollte unser Ziel nach der ewigen Heimath gerichtet sein.

**Kleinkinderklasse.** — Der lebendige Glaube kann den Kleinen am besten durch eine Illustration oder auch durch biblische Beispiele, wie die in der Section enthaltenen, gezeigt werden. Zeige was Abels Opfer größer machte vor Gott als Cains; worin Noah seinen Glauben bewies; wodurch Henoch so viele Jahre Gott getreu blieb; was den Abraham vermögend machte, auf Gottes Befehl auszuwandern in ein fremdes Land, nicht wissend wohin u. s. w.

**Illustrationen.** — B. 1. Es zieht das Vöglein im Herbst, wenn die Bäume kahl werden, über das Meer, hat über sich einen trüben Himmel und unter sich das tobende Element; und ob es auch zum ersten Male die Reise macht und das war-

me Land nicht sieht mit seinen Augen, noch je gesehen hat, das jenseits des Meeres liegt, wirds doch nicht irre, sondern folgt dem Zug, den ihm sein Schöpfer in die Brust gegeben und zweifelt nicht, daß es jenseits eine warme Luft, dazu grüne Auen, Blätter und Früchte finden werde. So hats der wahre Christ mit zukünftigen Dingen. — Caspari.

Bers 3. An der Schönheit der Welt sich erfreuen, ohne dabei des Schöpfers zu gedenken, ist eben so, als wenn ein Kind sich an der Vergoldung und Malerei eines Buches ergötzt, ohne sich um den Inhalt desselben zu kümmern.

Bers 6. Der Glaube gibt dem Gebet die beste Kraft, macht es kühn und stark, gleichwie die Feuerföhlen den Rauch stark machen und in die Höhe treiben. Ohne den ist's kalt und schwer und bringt nicht in den Himmel.

## Glaube und Werke.

### 4. Section: Jacobi 2, 14–26. — Sonntag den 26. Oct. 1879.

14. Was hilft es, lieben Brüder, so Jemand sagt, er habe den Glauben, und hat doch die Werke nicht? (1) Kann auch der Glaube ihn selig machen?

15. So aber ein Bruder oder Schwester bloß wäre, und Mangel hätte der täglichen Nahrung; (2)

16. Und jemand unter euch spräche zu ihnen: „Gott berathe euch, wärmet euch, und sättigt euch;“ gebet ihnen aber nicht, was des Leibes Nothdurft ist; was hülfte ihnen das?

17. Also auch der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist er todt an ihm selber.

18. Aber es möchte Jemand sagen: Du hast den Glauben, und ich habe die Werke; zeige mir (3) deinen Glauben mit deinen Werken, so will ich auch meinen Glauben dir zeigen mit meinen Werken.

19. Du glaubst, daß ein einiger Gott ist: du thust wohl daran; die Teufel glauben es auch, (4) und zittern.

20. Willst du aber wissen, du eitler Mensch, daß der Glaube ohne Werke todt ist?

21. Ist nicht Abraham, unser Vater, durch die Werke gerecht geworden, (5) da er seinen Sohn Isaak auf dem Altar opferte?

22. Da siehest du, daß der Glaube mitgewirkt hat an seinen Werken; (6) und durch die Werke ist der Glaube vollkommen geworden.

23. Und ist die Schrift erfüllet, die da spricht: „Abraham hat Gott geglaubt, und ist ihm zur Gerechtigkeit gerechnet,“ (7) und ist ein Freund Gottes geheißen.

24. So sehet ihr nun, daß der Mensch durch die Werke gerecht wird, nicht durch den Glauben allein.

25. Derselbigen gleichen die Hure Rahab, ist sie nicht durch die Werke gerecht geworden, da sie die Boten aufnahm, und ließ sie einen andern Weg hinaus? (8)

26. Denn gleichwie der Leib ohne Geist todt ist: also auch der Glaube ohne Werke ist todt. (9)

### Parallelen.

(1) Matth. 7, 26.; Joh. 13, 17. (2) Luc. 3, 11.; 1. Joh. 3, 18. (3) Cap. 3, 13. (4) Marc. 1, 24.; 5, 7. (5) 1. Mose 22, 9–12.; Ebr. 11, 17. (6) 1. Mose 15, 6. (7) 2. Chron. 20, 7.; Röm. 4, 3. (8) Jos. 2, 1. 2c.; Ebr. 11, 31. (9) B. 17.

**Haupttext:** Denn gleichwie der Leib ohne Geist todt ist, also auch der Glaube ohne Werke ist todt. Jac. 2, 26.

**Zeit und Ort.** Die Zeit der Abfassung dieses Briefes fällt nach Angabe einiger Schriftsteller, wie Lange etwa, in das Jahr Christi 62. und zwar kurz vor dem Tode des Verfassers. Der Ort der Abfassung ist wahrscheinlich Jerusalem, wo Jacobus seinen festen Wohnsitz hatte. Der Schreiber des Briefes ist Jacobus, der Sohn des Alphäus. Zum Unterschied von Jacobus, einem der Söhne Jesebäi wurde er auch bisweilen der Jüngere dann auch wieder Gal. 1, 19. „des Herrn Bruder“ genannt. Die Personen, an welche die Epistel gerichtet wurde, waren die Christen aus den Juden, welche in und außerhalb Palästina zerstreut waren, und Jerusalem als ihren nationalen Mittelpunkt betrachteten. Vergl. Cap. 1, 1. Die Epistel wird sammt den Briefen Petri, Johannis und Juda allgemein genannt, weil sie nicht einer besondern Gemeinde ausschließlich galten.

**I. Der Glaube ohne Werke.** — Bers 14–20. Oberflächliche Beobachter haben schon die beiden Apostel, Paulus und Jacobus, bezüglich ihrer Lehre vom Glauben, als mit einander im Widerspruch stehend, beschuldigt, indem Paulus Eph. 2, 8. 9. die Seligkeit allein durch den Glauben lehrt, während Jacobus hier den Glauben ohne Werke als todt bezeichnet. Aber beides ist recht, wenn richtig aufgefaßt; denn Paulus vernimmt die Werke nicht, sondern will nur gegen das Verdienstliche darin warnen, während Jacobus gegen die irrige Ansicht strebt, als sei der Glaube nur so ein lebloses Ding, ohne alle Frucht; indem ja auch Paulus Gal. 5, 6. den Glauben als einen in der Liebe thätigen darstellt. Bers 14. Was hilft's, so Jemand sagt er habe den Glauben und hat doch die Werke nicht. Unter diesen Werken ist ganz dasselbe zu verstehen was Paulus auch Gal. 5, 22. als Früchte des Geistes bezeichnet und dieselben nach einander nennt. „Kann der Glaube ihn selig machen?“ Antwort: Nein; denn es ist nicht der lebendige in der Liebe thätige Glaube. Bers 15. 16. Einen nothbürftigen Bruder oder eine Schwester anstatt mit Nahrung oder Kleidung, nur mit einem Gott berathe euch,

wärmet euch und sättiget euch abspülen wollen, ist nicht allein leblos und grausam, sondern auch heuchelhaft, indem man Worte der Liebe heuchelt, und doch Herz und Hände verschlossen hält. Vergl. den Ausspruch Christi: Selig sind die Barmherzigen, Matth. 5, 7. und was Johannes, 1. Joh. 3, 17. 18. hierüber sagte. Bers. 17. Also auch der Glaube, wenn er nicht Werke hat, ist er todt, als todt der Glaube aber kann er auch nicht den Herrn Christum ergreifen und durch denselben selig werden. Bers. 18. Aber es möchte Jemand sagen: Du hast den Glauben und ich habe die Werke,“ wie wenn die beiden als getrennt und unabhängig von einander gedacht werden könnten, und als ob der Christ das eine oder Andere haben oder nicht haben und doch dabei selig werden könne. An solche stellt nun der Apostel eine Herausforderung: Zeige mir deinen Glauben mit deinen (nach richtiger Lesart: ohne deine) Werken. Es soll hier auf eine Probe ankommen, wer den rechten Glauben besitze. Der Scheingläubige soll ohne die Werke einmal die Beweise seines Glaubens liefern und er wird finden, daß er damit nicht ausreicht, und ich will dir meinen Glauben zeigen mit meinen Werken, als den Früchten und untrüglichen Kennzeichen des Glaubens.

Bers 19. „Du glaubst daß ein einiger Gott ist.“ Der Apostel greift hier aus der Dogmatik derjenigen Artikel, der im Glaubensbekenntnis sowohl der Juden, als auch der Christen obenan steht, heraus und kann mithin derselbe bei beiden Anwendung finden. „Du thust wohl daran.“ Es ist ein guter Glaube, so weit derselbe reicht. Aber bedenke: „die Teufel glauben es auch und zittern.“ Somit hast du den bösen Geistern des Abgrundes noch gar nichts voraus. Im Gegentheil darf man jenen im Allgemeinen noch mehr Ehrfurcht vor Gott zuschreiben als vielen Scheingläubigen. Aber keinen von beiden nützt ihr Glaube etwas; denn die Früchte desselben fehlen. Siehe Parall. (4)

Bers 20. „Willst du aber wissen, du eitler Mensch.“ Möchtest du noch deutlichere Beweise von der Nutzlosigkeit des bloß



historischen oder Kopfglauben haben, so seien dir solche durch biblische Beispiele gegeben. Das Wort „eitel“ mag hier als gleichbedeutend mit glaubensleer betrachtet werden.

II. Glaube und Werke. Vers 21—26. „Ist nicht Abraham unser Vater durch die Werke gerecht geworden, da er seinen Sohn Isaak auf dem Altar opferte?“ Vers 21. Diese Stelle mit Ebr. 11, 17—19. verglichen, läßt dem oberflächlichen Bibelforscher die beiden Verfasser als im greßten Widerspruch stehend betrachten. Hier heißt es ausdrücklich: „durch die Werke“, in jener Stelle ebenso klar: „durch den Glauben.“ Jacobus stellt hier zum Beweis des Gesagten das Exempel Abrahams auf. Siehe 1. Mose 22, 1—19. Abraham hatte die Verheißung von Gott empfangen, daß durch seinen Sohn Isaak alle Geschlechter der Erde gesegnet werden sollen. Um seinen Glauben zu prüfen, befahl ihm Gott, denselben auf dem Berg Moria zu opfern. Diesen Glauben hatte Abraham in unvergleichlichem Maße; denn er traute Gott die Erfüllung seiner Verheißung zu, selbst wenn es durch die Auferweckung seines Sohnes geschehen müßte. Den Beweis dieses Glaubens lieferte er durch den Gehorsam; indem er ohne Widerrede den Befehl Gottes auszuführen im Begriff stand. Abraham's Glaube ist ihm also zur Gerechtigkeit gerechnet noch ehe er ging, das Opfer zu bringen. Hierin stimmt Jacobus Vers 23. und Paulus, Röm. 4, 3. und Gal. 2, 6. genau überein. Jacobus stellt die Werke als unter Mitwirkung des Glaubens, den Glauben aber als durch die Werke bewiesen und vollkommen gemacht dar; Paulus hingegen setzt denselben in der Liebe thätigen Glauben schon zum Voraus, wenn er sagt: „Durch den Glauben.“—„Seinen Sohn Isaak auf dem Altar opferte.“ d. h. das Opfer brachte, obgleich es durch göttliche Dazwischenkunft nicht zum Abschlagen kam. Vers 23. Und ist die Schrift erfüllt nemlich, 1. Mose 15, 6.: „Abraham glaubte dem Herrn und das rechnete er ihm zur Gerechtigkeit.“ schon bei der Verheißung seines Sohnes unter freiem Himmel, welchen Glauben er bei der Aufopferung noch weiter bestätigte und ward ein Freund Gottes gehalten; denn 1. Gott besuchte ihn, 1. Mose 18, 1. — 2. Offenbarte ihm Geheimnisse, B. 7., trat mit ihm in einen Bund, Cap. 17, 7., nannte sich den „Gott Abrahams“, 2. Mose 3, 6. — Er heißt der Geliebte, Jes. 41, 8. Gottes Liebhaber, 2. Chron. 20, 7. 2c.

Vers 24. Daß, der Mensch durch die Werke gerecht wird; indem er durch die That beweist, daß er den wahren Glauben habe. Auch dies widerspricht nicht der Lehre Pauli. Derselbe lehrt, was das sei, wodurch man vor Gott gerecht werde, nemlich das Ergreifen des Verdienstes Christi durch den Glauben; Jacobus aber zeigt, wie der Glaube beschaffen sein müsse, nemlich in der Liebe thätig.

Vers 25. Vergleichen die Hure Rahab, mit deren Glauben und Werke es genau dieselbe Bewandniß hat, wie im ersten Fall. Dieselbe wird nicht allein hier, sondern auch Ebr. 11, 31. mit unter die Zahl der Glaubenshelden aufgenommen. Ob Rahab, die früher war, was ihr Titel besagt, später aber zur Befehrung kam und gläubig wurde, oder ob sie im Uebri-gen blieb wie vorhin und nur diese eine Glaubensthat aus ihrer Geschichte hervorleuchtet, ist nicht gesagt. Ersteres ist aber sicher anzunehmen. Ihr Glaube bestand darin, daß sie die Israeliten als Gottes Volk betrachtete, die als solches gewiß die Stadt Jericho einnehmen würden; ihre Werke aber als Beweis dieses Glaubens, darin, daß sie selbst auf die Gefahr ihres Leben hin, die Kundschafter aufnahm und verbarg.

Vers 26. „Denn gleichwie der Leib ohne Geist todt ist, also auch der Glaube ohne Werke ist todt.“ Der Leib mit allen Gliedmaßen und dazu gehörigen Bestandtheilen ist, ohne die Seele, nur ein lebloser Körper; ebenso ist ein bloßes Glaubensbekenntniß, ohne den Beweis der That, so gut als keiner; der Glaube ist todt.

**Praktische Anwendungen.** — 1. Daß wir uns selbst gläubige nennen, ist noch lange kein Beweis von der Richtigkeit unserer Behauptung, wenn Gott uns nicht dies Zeugniß gibt.

2. Der Glaube muß sich durch die That beweisen, gleichwie der Baum an den Früchten erkannt wird.

3. Man soll nicht lieben mit Worten allein, sondern mit der That und mit der Wahrheit.

4. Mancher besitzt, wie die Teufel, Glauben genug um ihn zittern, aber nicht um ihn selig zu machen.

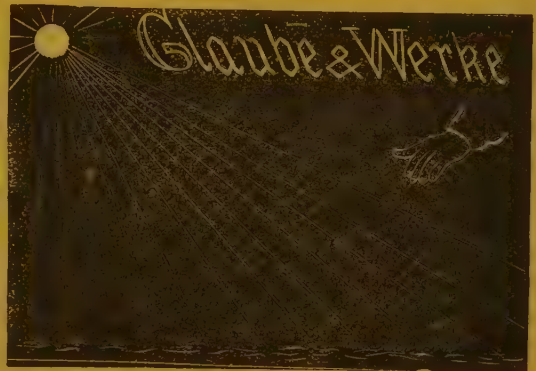
5. Die Frommen vor Alters dienen uns zum Beispiel der Nachfolge.

6. Was gibt es Tröstlicheres auf Erden als Gottes Freund zu sein?

**Kindergartenklasse.**—Den Glauben in Verbindung mit guten Werken darzustellen, geschieht am besten durch Beispiele. Wiederhole die Glaubensthat Abrahams von voriger Lektion und erzähle diejenige von dieser Lektion. Zeige aus beiden worin der Glaube und auch worin die Werke sich beweisen. Fernere Illustrationen: Wie der Leib ohne Seele todt, oder wie der Baum ohne Frucht werthlos ist, so auch der Glaube ohne Werke.

**Illustrationen.**—Vers 14. 20. Zwei Männer fuhren eines Tages über einen Fluß im Fährboot. Während der Fahrt entspann sich unter ihnen ein Streit über Glauben und Werke. Der eine behauptete, gute Werke seien von sehr geringer Bedeutung; auf den Glauben komme Alles an. Der Andere hingegen sagte, die guten Werke müßten uns den Weg in den Himmel bahnen. Der Glaube sei hier Nebensache. Da nun Keiner im Stande war, den Andern zu überzeugen, da erbot sich der Eigentümer des Fährbootes, ein erleuchteter Christ, auch seine Ansicht mitzutheilen, welche Anerkennung auch angenommen wurde. Hierauf sagte er: „Seht ich halte in meinen Händen zwei Aeder. Das in meiner rechten Hand will ich nun ‚Glauben‘ nennen, das in meiner linken aber ‚Werke‘. Nun, meine Herren, paßt auf, ich will das in meiner Rechten vorerst allein gebrauchen. Seht nur, wie das Boot immer im Kreise herumfährt und nicht von der Stelle kommt. Nun das andere—dasselbe Resultat. Jetzt erfasse ich beide und seht, wie bald werden wir am andern Ufer drüben sein. So ist's mit dem Glauben und den Werken. Keins kann ohne das andere bestehen.“

Vers 15. In der Belagerung von Magdeburg im J. 1550 hatte man in der Stadt 600 arme Leute zu erhalten. Da man befürchtete, die Belagerung möchte noch lange währen und es dann an Lebensmitteln fehlen, so riefen Einige, man sollte die armen Leute aus der Stadt schaffen und ihrem Schicksal überlassen. Aber Graf Albrecht von Mansfeld wollte nicht darenin willigen, sondern entgegnete: „Diese Leute sind auch Gottes Kinder und können uns mit ihrem Seufzen und Beten zu Gott mehr nützen, als wir ihnen mit unsern Gaben.“



**Wandtafel-Gebrauchsanweisung.** — Glaube und Werke. Die Hand des Säemanns sät den Samen. Im Glauben an die Kraft der Sonne, die seinen Samen aus der Erde lockt, denselben groß zieht, reißt und ihm eine reiche Ernte gewährt, sät er. Aber er denkt nicht: „Ich glaube die Sonne kann auch ohne mich die Saat hervorbringen,“ das wäre „ein tochter Glaube.“ Nein, er arbeitet, thut seine Pflicht und dann glaubt er, daß durch Gottes Güte ihm der Lohn seines „gläubigen Wirkens“ werde. Glaubte er aber nicht an die Wirkung des Sonnenscheins, dann würde er nicht säen. So ist sein Werk Frucht seines Glaubens. So ist es mit Glauben und Werken.



## Hinterstübchen.

**Wie man in Jowa Berge verfehlt.** — Es ist noch keine zehn Jahre her; soeben war schöner frischer Schnee gefallen, der recht verlockend zu einer Schlittenfahrt einlud, welchen man um so lieber benützt, insofern es jedermanniglich bekannt ist, daß der Schnee im südlichen Jowa nur von kurzer Lebensdauer ist.

Br. N. N. hatte bei Vater Berg aufgestellt, der nebst seiner bessern Hälfte allezeit evangelische Prediger herzlich bewillkommt; seinen Pflichten nachgehend, hatte Br. N. Pferd und Schlitten der treuen Obforge B's befohlen, als die gute Mutter Lust bekam, ihren Erstgeborenen zu besuchen. Das Laufen war aus mancherlei Gründen nicht statthaft, deren triftigster die Corpulenz der Mutter B. war; die Gesel anspannen wollte wiederum nicht gehen, da Vater B. schon manche unliebsame Erfahrung mit ihnen gemacht hatte, denn diese Vierfüßler vergessen zuweilen ganz die Regeln des Anstandes und scheint der Frühling bei vielen das ganze Jahr zu währen (es ist bekanntlich im Frühling gefährlich, durch den Wald zu gehen, weil dann die Bäume a u s s c h l a g e n). In dieser rathlosen Lage kommt dem guten alten Vater der glückliche Gedanke: Ei, da ist ja Br. N's Pferd und Schlitten; das Pferd ist geduldig, der Weg nicht weit und Br. N. wird nichts dagegen haben. Gesagt, gethan. In kurzer Zeit war Alles fertig, man sitzt auf, wickelt sich gut ein, um vor Kälte geschützt zu sein, der schon lange Prinz wartet auf den Befehl, zu gehen, unser Fuhrmann ergreift die Reinen, und im Bewußtsein, daß Alles recht ist, geht's vorwärts. — Doch o weh!

Mit des Geschickes Mächten  
Ist kein ew'ger Bund zu flechten."

Vater B's trautes Heim liegt auf einer kleinen Anhöhe, und weil unsre l. Farmer fast gar nicht einspännig fahren, so sind sie auch in die Geheimnisse des Anspannens nicht eingeweiht, und so hatte Vater B. denn die Ruchhalttriemen an den unrichtigen Platz gethan; als es nun bergab ging, rutschte der Schlitten natürlich dem Pferde auf den Leib; das ging denn auch selbst dem geduldigen Prinz übers Hohenliebe; er gab Fersengeld, nahm französischen Urlaub, und alle Angstrufe des Vater B. vereinigt mit den besonders melodischen Arien seiner Begleiterin vermochten ihn nicht aufzuhalten. Er schien alle Morallehren seines Herrn vergessen zu haben, und fort ging's im tausenden Galopp bis am nächsten Hause überm Hügel zum Staunen und Schrecken der Männer Gottes, Pferd und Schlitten, aber ohne Insassen, ankam. Noch wundernd über Alles das, hinkte in der Gestalt des Vater B. die „Erläuterung“ vom Berge herunter, der, an allen Gliedern zitternd, dann erzählte, daß der Schwarze kurz um die Ecke biegend eine „Ertzlebersehung“ herausgegeben hätte, ohne Vorwort sogar, und die beiden Berge, die auf ihn zu stürzen drohten, aus dieser gefährlichen Lage, zwar nicht ins Meer, doch in den weichen frischen Schnee verfehlt hätte und sich schnell von dannen gemacht. Die Mutter konnte eigentlich nicht begreifen, daß das Haupt sich sollte wehe gethan haben, insofern sie in diesem Falle (!) der „Grund“ gewesen war. Man lachte herzlich, froh, daß Alles so gut abgelaufen war, und auch wißt ihr ja: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht sorgen. Es ist Alles wieder gut. M.

**Flug geurtheilt.** — Ludwig XVIII. spielte an einem Courabend Whist. Einer seiner Mitspieler bemerkte höflichst, daß Se. Majestät nicht ganz korrekt invitiert hätten. Der König wollte dies nicht zugelassen und ereiferte sich für seine Meinung. Die umstehenden Hofleute schwiegen ehrfurchtsvoll. Da trat eben Talleyrand in den Saal. Der König rief ihm sofort zu: „Fürst, Sie sollen entscheiden, wer Recht oder Unrecht hat.“ — „Sie erlauben mir, zu sagen: Sie haben Unrecht, Sir.“ — „Mein Himmel! Sie entscheiden, ohne etwas von der Sache zu wissen!“ — Der Fürst entgegnete mit seinem bekannten Lächeln: „Hätten Eure Majestät Recht gehabt, so würden die zusehauenden Cavaliere nicht geschwiegen haben.“

**Eine verdiente Section.** — Kürzlich war in dem Vorzimmer eines berühmten Arztes zu Paris eine Gesellschaft vornehmer Leute aus allen Ländern versammelt, um sich von dem Arzte Rath und Hülfe zu erbitten. Auch ein russischer Fürst mit seiner jugendlichen und schönen Tochter war erschienen, des

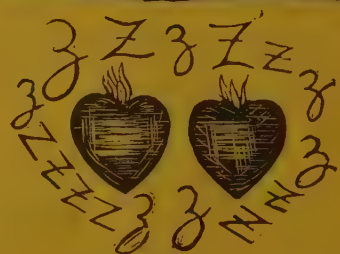
Augenblickes harrend, wo die Reihe, vorgelassen zu werden, an ihn kommen würde. Da trat ein Bauer herein, ein alter, hinsälliger Greis, in einfachem Anzuge, um ein Heilmittel für seine kranke Frau zu holen. Ein junger, vornehmer Franzose machte sich lustig über den Alten und rief: „Ich wette zwölf Louisd'ors, daß keine dieser Damen den Alten da kühlt!“ Sofort legte die russische Fürstentochter die bezeichnete Summe auf einen Teller, ging auf den Bauer zu und sagte: „Erlaubt mir, alter Vater, Euch nach Sitte meines Landes zu begrüßen!“ Mit diesen Worten umarmte sie den Greis und küßte ihn. Der Franzose legte sein Geld beschämt hin und das eble Mädchen überreichte es dem Bauer mit den Worten: „Russische Mädchen halten es für ihre Pflicht, das Alter zu ehren!“

**Eine fatale Wunsch Erfüllung.** — Der preussische General Fouquet hatte einst geäußert, er gäbe viel Geld darum, wenn er den General Laudon sehen könnte. Als nun Fouquet mit seinem Corps bei Landsbut gefangen genommen und zu Laudon geführt wurde, sagte dieser mit Bezug auf jene Aeußerung ironisch: „Nun können euer Excellenz mich gratis sehen.“

**Eine gute Predigt.** — Ein alter Prediger nahm einmal zu seinem Texte die Worte: „Adam, wo bist du?“ und brachte seine Rede in drei Theile: „Erstens: alle Menschen sind irgendwo; zweitens: manche Menschen sind da, wo sie nicht sein sollen; drittens: wenn sie sich nicht in Acht nehmen, so werden sie sich bald wo sehen, wo sie lieber nicht sein möchten.“

**Gausfreund:** „Du hast aber ein schönes neues Album, lieber Rätchen—da werd' ich dir gleich was hineinschreiben!“ — Rätchen: „Nein, nein, Herr Better, der Papa hat gesagt, das Album darf nicht gleich wieder verkauft werden!“

Rebus.



Silbernräthsel.

Mein Anfang ist dunkel und bitter mein Ende.  
Ich hab zwar Füße doch fehlen mir Hände,  
Ich singe und pfeife, bin munter und froh,  
Und bau' mir ein Häuschen aus Federn und Stroh.

Auflösung der Räthsel im Augustheft.

**Bilbernräthsel.** — Niemand kann zwei Herren zugleich dienen: G. Raschinger, G. Schaupp, F. A. Willman, S. Rinden, C. A. Ermeling, C. Billing.

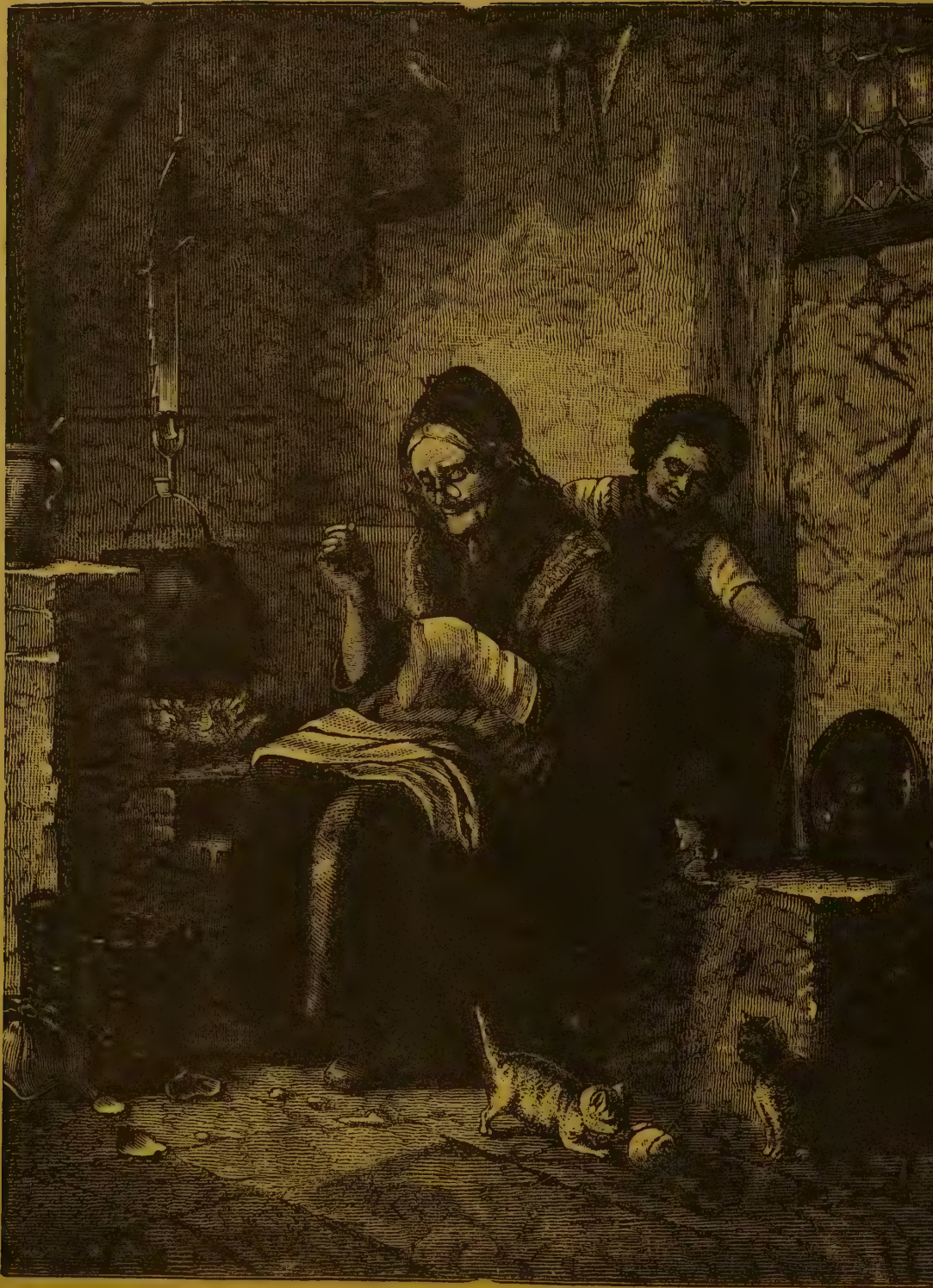
**Räthsel Nr. 1.** Gamen: G. Schaupp, F. A. Willman, S. Rinden, C. A. Ermeling, C. Billing.

**Nr. 2.** Abegahl: G. Schaupp, F. A. Willman, S. Rinden.

**Nr. 3.** Ramefell: G. Schaupp, F. A. Willman, S. Rinden, C. A. Ermeling, C. Billing.







Stillvergnügt.



## Der Blumen Tod.

(Von Wm. Cullen Bryant.)

Die trüben Tage sind nun da,  
Die traurigsten im Jahr;  
Der Sturm durchtobt den kahlen Wald,  
Die Fluren nackt und bar.  
Das trockne Laub der Bäume liegt  
In Schluchten aufgethürmt,  
Und durch die Bäume, öb' und leer,  
Der Nordwind schaurig stürmt.  
Die Drossel und der Kolibri  
Sind längst entflohen schon,  
Und nur die Krähe krächzet noch,  
Fast wie zum bittern Hohn.

Doch sprich, wo sind die Blümchen hin,  
Die noch vor kurzer Zeit  
Mit ihrem Duft, mit ihrer Pracht  
Des Menschen Herz erfreut?  
Ach, alle sind in ihrem Grab!  
Sie traf des Jrd'schen Loos—  
Sie starben hin und ruhen nun  
Hier in der Erde Schooß.  
Es strömt der Regen wohl herab  
Und nehet ihre Gruft,  
Doch kein Novemberregen sie  
Ins Dasein wieder ruft.

Die Windros' und das Veilchen hold  
Sind längst verblühet schon,  
Auch Orchis und Dornröschen sind  
Geraume Zeit entflo'h'n,  
Doch Tausendschönchen auf dem Berg,  
Die Sonnenblume hoch  
Sie prangten mit der Aster zart  
Vor wenig Tagen noch;  
Da traf wie eine Seuche sie  
Der Herbstwind, rauh und kalt.  
Und hin war ihrer Blüthen Pracht  
In Feld und Flur und Wald.

Und kommen milde Tage noch,  
Wie oft der Herbst sie bringt,  
Wenn aus dem Winterbau hervor  
Das Sichhorn munter springt,  
Wenn nur der Nüsse hohlen Fall  
Man höret in dem Thal.  
Und in dem Bache spiegelt sich  
Der Sonne matter Strahl.  
Dann kommt der Südwind her und sucht  
Die Blümchen, weiß und roth,  
Und seufzet tief, zu finden sie  
Im Grabs-kalt und todt.

## Eine Sinnestäuschung.

Von A. T. Henningses.

Heutzutage ist die Ansicht so ziemlich überwunden, die da glaubte, ihren Zweifel und Unglauben an etwas Höheres damit beschönigen zu können, daß man ja von solch Höherem keine sinnlichen Beweise habe. Was weiß man von einem Fortleben nach dem Tode? von der fortbauenden Wirksamkeit Christi und des heiligen Geistes, ja von dem Dasein eines Schöpfers? Unsere Sinne belehren uns nicht darüber, und nur das kann für uns wahr sein, was wir sehen, hören und fühlen können. So vernünftelteten alle Diejenigen früher, denen die Gegenstände wahren Glaubens Steine des Anstoßes waren auf ihrem Lebenswege. Nach und nach aber schwand diesen Realisten, die sich nur an Das halten wollten, was ihrem Begriffe nach, allein „wirklich“ war, der Boden immer mehr unter den Füßen, da eine wachsende Untersuchung der Erscheinung der Dinge ergab, daß einestheils gar Mancherlei vorhanden von dessen Dasein an sich unsere Sinne uns nichts sagen, sondern was sich erst aus den Wirkungen

erweist; und andererseits, daß wir uns gar nicht so sehr darauf verlassen können, daß Das wirklich ist, was uns die Sinne lehren. Noch heutzutage scheint es uns auf einem dahingleitenden Schiffe, als wenn wir stille ständen, und die Ufer an uns vorbeizögen, während wir es doch sind, die sich fortbewegen; und ebenso sieht es noch immer so aus, als steige die Sonne Morgens auf und senke sich Abends nieder, obgleich wir wissen, daß die Bewegung der Erde es ist, was diese Erscheinung verursacht. In der Wüste sieht der schwachtende Reisende plötzlich in der Ferne eine schöne Landschaft mit Bäumen und Wasser, und glaubt nun bald erlöst zu sein von den Qualen des Durstes; aber ach, seine Sinne täuschen ihn, es ist nur eine Luftspiegelung. Und derlei Dinge gibt es noch mancherlei, die uns belehren, daß wir uns gar nicht so fest darauf verlassen können, was wir durch die Sinne wahrnehmen. Hierher gehört ein Ereigniß, welches Jemand vor mehreren Jahren erlebte und folgendermaßen erzählt: Ich war damals

ein junger, nicht sehr bescheidener Student der Medizin und Chirurgie. Auf einer Reise mit einem älteren Freunde nach England begriffen, die in jenen Tagen ein gut Theil mehr Zeit in Anspruch nahm als heute, kamen wir eines Abends, als nur Himmel und Wasser in Sicht war, in der Unterhaltung mit noch einigen anderen Passagieren auf das Feld der Religion und speciell auf die hohe Wichtigkeit des Glaubens. Ich war fest genug vom Standpunkte der Wissenschaft aus die Existenz einer selbstständigen Seele im Menschen zu verneinen, und somit auch die Fortdauer nach dem Tode, indem ich mich darauf stützte, daß nur das wirklich sein könne was sich durch die Sinne wahrnehmen ließe. Ich schloß mein Argument mit den Worten: „Philosophische und religiöse Speculationen täuschen, die Sinne aber täuschen nicht.“ Ich erfuhr ob dieser Behauptung vielseitigen Widerspruch, und besonders mein Freund rief mir zu: „Erinnere dich dieser deiner Worte, daß die Sinne nicht täuschen, wenn ich dir einst den Beweis vom Gegentheil an die Hand gebe.“

Wir kamen endlich nach London und stiegen in einem Hotel ab, dessen Rückseite an die Themse stieß. Es war schon spät am Nachmittag, als wir daselbst einkehrten, und wir nahmen uns vor, den Rest des Tages in Ruhe zu bleiben. Nach dem Abendessen begab ich mich wieder auf mein Zimmer, während der Freund noch unten verweilte, um einige Zeitungen zu überfliegen. Nach etwa einer Stunde kam auch er, jedoch nicht um zu bleiben, sondern mich zu überreden mit ihm eine Bootfahrt auf der Themse zu machen, da gerade hier ein Arm des Flusses eine ruhige, ungestörte Fahrt bei Nacht gestatte, die, wie er unten vernommen, sehr angenehm sein sollte. Ich hatte gar nichts dagegen, vielmehr schien es mir interessant, London zuerst bei Nacht und vom Wasser uns kennen zu lernen. Mein Freund leitete mich direct aus dem Hotel ins Boot. Die Nacht war ziemlich dunkel, besonders das Wasser, auf dem unser kleines Fahrzeug sich schaukelte. Die Sterne funkelten über uns und spiegelten sich in der Fluth; ebenso die hier und da erleuchteten Fenster der sich schroff am Ufer erhebenden Gebäude, die mir kaum recht englisch erscheinen wollten in ihrem massiven Styl, was wahrscheinlich gerade nur diesem Flußarme eigenthümlich war. Ebenso bewunderte ich die Stille ringsum. Vor uns befanden sich noch einige Rähne voller Menschen, von wo zuweilen Geflüster zu uns herüber tönte; sie schienen stets in derselben Entfernung von uns zu bleiben. In der Ferne, gerade vor uns stieg Gewölk auf und deckte das Sternbild des großen Bären sowie manchen anderen schönen Stern; am Horizont zuckten einige matte Blitze und ich mahnte an Umkehr, doch der Freund meinte, daß das Wetter nicht herankomme, obwohl man auch fernen Donner rollen hörte. Er behielt aber recht, es verzog sich und die Sterne traten wieder hervor. So mochten wir wohl über eine Stunde gefahren sein, als es mir schien, daß die Beleuchtung des Himmels gerade vor uns eine hellere Färbung angenommen

habe; auch an den Gebäuden ward es wahrnehmbar und meines Freundes Gesicht schien wie vom Morgengrauen angehaucht, so daß ich deutlich sein Lächeln über mein wachsendes Erstaunen erkannte.

„Was ist das?“ fragte ich. „Es kann ja noch nicht Mitternacht sein?“ „Die Zeit vergeht schnell,“ antwortete er mit wachsendem Lächeln, „wir haben unterdessen eine tüchtige Reise gemacht, und du wirst nun das Vergnügen haben Venedig bei Sonnenaufgang zu bewundern.“ Ich schaute um mich, betastete den Rahn und griff seitwärts ins Wasser, welches jedoch kaum einen halben Zoll tief war, mit Brettern als Untergrund. Jetzt tagte es in mir. Beschämt blickte ich den Freund an.

„Sieh doch,“ sagte dieser, „wie die Sterne schwinden und wie es so hell wird im Osten.“

Ich wußte jetzt woran ich war, wußte, daß wir uns während der ganzen Zeit nicht von der Stelle bewegt, und daß meine Sinne völlig getäuscht waren durch ein bewegliches Panorama, was zu beiden Seiten an uns vorbeigezogen wurde. Noch immer ging es vor sich, und noch immer, trotz besondern Wissens, schien es als glitten wir auf dem Wasser dahin. Während des Erstaunens über die Naturtreue der kunstvollen Darstellung vergaß ich meine Niederlage und betrachtete mit Vergnügen den schön ausgeführten Sonnenaufgang. Endlich traten wir aus dem schaukelnden Rahn hinaus und in die wirkliche Nacht hinein mit ihrem wirklich bestirnten Himmel und dem wirklich dahinsfluthenden Wasser.

Als wir wieder auf unserer Stube angekommen waren, theilte mir der Freund mit, wie er zuerst durch die Zeitungen auf dies Kunstwerk aufmerksam gemacht ward: „Eine Nachtpartie auf dem großen Canal von Venedig mit Gewitter und Sonnenaufgang.“ Eine Kritik bezeichnete es als ein wahres Meisterstück, welches allgemeine Sensation erregte und mit dem größten Erfolg gekrönt sei. „Dazu kam,“ bemerkte mein Freund, „daß es gerade neben dem Hotel placirt war, also nicht bequemer sein konnte für meinen Zweck, den ich sogleich daran knüpfte nach Lesung des Artikels, nemlich dich gehörig zu mystificiren; und wie es gelungen.“

„Weiß ich am besten“ setzte ich hinzu „du hast vollkommen über mich gesiegt.“

„Wenigstens in so weit,“ fuhr er fort „daß für dich die Zuverlässigkeit der Sinne nicht mehr feststeht; doch wünsche ich auch, daß du zunächst wenigstens die Möglichkeit zugehest, daß etwas wirklich vorhanden sein kann, was unseren Sinnen unzugänglich ist.“

„Fast kommt es mir vor,“ unterbrach ich ihn, „als ließe sich dies aus dieser Sinnes Täuschung folgern, doch muß ich mir's erst in aller Ruhe verständlich machen. Es scheint etwas daran zu sein, daß es „mehr Dinge gibt zwischen Himmel und Erde als unsere Schulweisheit sich träumen läßt.“

## Etwas von Europa.



iebwertbes Magazin!—Ach, wie ist mir doch dein Verzweiflungsschrei im September: „Bischof Fädel ist also ein Schweizer geworden; wir können's auch nicht helfen,“ zu Herzen gegangen!—Nun, laß mich dir zum Troste nur sagen, daß ich heimwärts schon auf der Mitte des Weltmeers, da die Luft von Amerika her wehte,

wieder ein Amerikaner, ja sogar ein Pennsylvanier ward, und bis du dieses drucken kannst, bin ich sehr wahrscheinlich auch kein Bischof mehr. Also das, was du—verzagend—nicht helfen konntest, das macht sich ganz prächtig von selbst!—Nun bin ich wieder ein Paar Tage in Norristown, Pa., gewesen und habe „pennsylvanisch schwätzen“ gehört, so



daß mir dieses wieder „vorstoßt.“—Doch diese Vorrede wird lang genug sein.

Also etwas von Europa—und da erlaube mir anzufangen mit dem,

Was ich in Constanz gesehen habe.

Ja, Constanz (vor alters Rostniz genannt), am berühmten Bodensee gelegen, ist eine alte Stadt, die natürlich viele Alterthümer hat, die sich 1000 Jahre u. dgl. zurückdatiren. Mir waren etliche Dinge daselbst besonders merkwürdig.

Da steht noch das alte große Haus, in welchem das Röstnitzer Concilium (1414—1418) gehalten wurde, das Joh. Huß (1415) zum Feuertode verurtheilte, ganz wohl erhalten. Im zweiten Stock dieses mächtigen Gebäudes ist der Conciliensaal, in welchem tausende Menschen Platz haben, worinnen das Verhör (?) und die Verurtheilung des Gottesmannes stattfanden. Es wurde mir ganz eigenthümlich zu Muth, als ich in diesen ungeheuren Saal trat und daran dachte, daß gerade hier solche Dinge geschehen sind. An drei Seiten der Wände befinden sich riesenhafte Gemälde, welche Hauptbegebenheiten der Geschichte Constanz vorstellen, von der frühen Römerzeit an bis auf den hochgefeierten Besuch des Kaisers Wilhelm nach dem französischen Kriege 1871. Unter diesen Gemälden fallen auf: Der Einzug des Papstes Martin nach seiner Erwählung durch dieses Concilium; der Kampf mit den Spaniern auf der Rheinbrücke; der Kampf mit den Schweden am Kreuzlinger Thor 1633; die Auswanderung der Protestanten als die Stadt in österreichische Hände fiel; die Einführung des Christenthums in Deutschland durch Bonifacius; der Friedensschluß des Kaisers Friedrich Rothbart mit den Reichsstädten, u. s. w., aber unter allen diesen bleibt die Darstellung vom Verhör und der Verurtheilung Hussens, die erareifendste. Wie er dasieht, lang und hager, mit tiefer Gemüthsruhe, aber auch heiligem Märtyrer-Ernt auf seinem Angesichte und schaut den Kaiser Sigismund an, der ihm das gegebene Versprechen des sichern Geleits schnöde brach und ihn den Dominikanern überlieferte, die ihn gefangen setzten und halbverhungern ließen—und zu dem Kaiser sagte, während dessen Angesicht erblaßte: „Ich bin hergekommen, mich auf die öffentliche Treue und den sichern Geleitsbrief des Kaisers verlassen, um den Grund für den Glauben, der in mir ist, zu bekennen“;—wie des Papstes Repräsentanten, und die Dominikanermönche, mit furchtbaren Angesichtern, voll teuflischen Schlangenausdrucks, stürmten umher und zähnefletschend dastehen, während der Kaiser vor dem Manne Gottes und seinem eigenen schuldigen Gewissen zurückschreckt;—welche Concentration von Aberglauben—welche Allianz von satanischer Weltmacht und apokalyptischer, babylonisch-babylonischer abgewandelter Kirchenmacht—o welche mitternächtliche Finsterniß der Hölle, die im Mittelalter die Kirche in das Thal des Todeschattens verwandelte!—diesen einsamen Mann umgab, dem man nicht einmal einen Advokaten erlaubte, das kann man nicht so leicht vergessen, nachdem man dieses Gemälde nachdenkend angeschaut und sich dabei an die grausame Begebenheit erinnert hat.

Man wollte aber den guten Mann eigentlich nicht anhören noch verhören, sondern nur widerrufen machen. Als er dies verweigerte, stellte das Concilium etliche Bischöfe an, die zogen ihm seine priesterlichen Kleider aus, setzten ihm einen papiernen Hut auf, der mit Teufelsgestalten bemalt war, mit der Inschrift: „Dieser ist ein Hauptketz.“ Seine Bücher wurden an der Kirchenthüre verbrannt und Huß wurde auf einem Wagen vor die Stadt hinausgeführt, um auch ver-

brannt zu werden. Den Wagen, auf dem man ihn zum Scheiterhaufen führte, den Stein mit dem eisernen Ring, an welchem er im Gefängniß angeschlossen war, u. dgl. mehr, sieht man jetzt noch im städtischen Museum. — Obgleich es regnete, gingen Br. Kuippolb, noch ein l. Br. aus der Schweiz und ich, den Weg hinaus, welchen man Huß mit seinem mit Teufeln bemalten Hut auf dem Kopf und mit abgeschnorenem Bart als ein Scheusal der Menschen zum Scheiterhaufen führte, bis wir an die Brandstätte kamen. Dieselbe ist mit einem eisernen Gitter umzäunt, worinnen ein gewaltig großer Stein ruht, der mit Epheu umrannt ist und die Inschrift trägt: „Johann Huß, am 6. Juli, 1415.“ Auf der andern Seite des Steines steht: „Hieronymus von Prag, 5. Juni, 1416“—denn dieser Hieronymus, Hussens Mitarbeiter, wurde auch daselbst verbrannt. — Da wir also da standen an dem Ort, wo Huß inmitten der Flammen seine feierliche öffentliche Appellation von dem gottlosen Gericht des Papstes und Conciliums zu Gott machte, und dann ein Loblied sang mit einer lauten, fröhlichen Stimme, so daß man ihn deutlich hörte durch alles Getöse der Flammen und den Lärm des Volkes, und er endlich sterbend ausrief: „Jesus Christus, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner!“ — Da fühlte ich etwa wie ein christlicher Besucher dieser Märtyrerstelle neulich sagte: „O es war mir, als fühlte ich unter meinen Füßen das Feuer brennen, das Johann Huß verzehrte, als hörte ich seine damals gesprochenen Gebete, als bemächtigte sich meiner die Angst seiner Seele auf diesem Wege, und durchbringe mein Herz der Schmerz, den sein Herz beim Anblick der finstern Thaten seiner Richter empfand. Ich dachte: Hier möchtest du nicht katholischer Priester sein, ohne alle Sonntage in Saß und Asche dem Volk von der Kanzel zu verkünden, welch eine große Schuld die katholische Kirche durch Verdamnung des besten und edelsten Bekenner Christi auf sich geladen hat; hier möchtest du aber auch nicht evangelischer Pfarrer sein, ohne das Feuer der brennenden Jesusliebe im Herzen zu haben, das Johann Huß stark machte, im Himmeln den Herrn dafür zu preisen, daß er unwürdig geachtet wurde einen solch schmachvollen Tod zu leiden.“ Aber ich fühlte auch, als könnte ich im Hinblick auf dieses schreckliche Ereigniß und das bessere Jetzt, das Gottes Reichsverwaltung herbeigeführt hat, laut ausrufen: „Hallelujah unserm Gott, daß der Papst vor etlichen Jahren, eben da er sich unheilbar und Herr über Kirche und Staat erklärt hatte, die Treppe seines weltlichen Herrschaftstempels hinunterpurzelte, und nicht wieder hinaufklettern kann! — Hallelujah, daß kein wortbrüchiger Sigismund, sondern ein ehrlicher Wilhelm, Kaiser von Deutschland ist, der sich auch nicht gescheimt hat, den Glauben an Christum dem Papst und der Welt ins Angesicht zu bekennen! — Hallelujah, daß unsere lieben Brüder jetzt ungehindert um Constanz herum und bis in diese Stadt hinein das einfache kräftige Evangelium von Christo verkündigen dürfen, ohne Gefahr zu laufen, verbrannt zu werden! — Hallelujah, daß das Evangelium bereits so weit gewirkt hat, daß auf der ganzen Erde Niemand um Christi willen verbrannt wird—und daß dieser Sauerteig endlich noch Alles durchsäuern wird! — Hallelujah, denn der allmächtige Gott hat das Reich eingenommen—und es werden noch alle Reiche der Welt die Reiche unsers Gottes und seines Christus werden! — Ja, Amen, komm bald, Herr Jesu!“

Aber es that mir auch leid, auf Nachfrage zu vernehmen, daß die Katholiken hier noch in der alten Finsterniß stecken, daß die Protestanten nicht die Kraft, ja kaum den Schein der Gottseligkeit besitzen, ja daß die Böhmen, die alljährlich in





mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf das Wort. An meiner letzten Bestellung in Württemberg vernahm ich, daß nicht weit von dorten, in Baden, ein ganzes katholisches Dorf bewegt sei von dem einfachen Evangelium, und viele im Begriff seien, ihre Seligkeit bei Jesu zu suchen. In Frankreich gibt sich vielfältig ein starkes Verlangen kund nach etwas Besserem unter dem katholischen Landvolk — ganze Dörfer sollen neulich zum Protestantismus übergetreten sein — hoffentlich auch zu Christo selbst. Des thut mir leid um diese irrenden Schafe, die von Riehlungen herumgenarrt werden. Gott sende ihnen doch gute Hirten! —

In Straßburg sahe ich auch unsere Mission, die gute Aus-

sichten hat und noch viel bessere hätte, wenn wir eine Kirche daselbst bauen könnten. Wir müssen in einem kleinen Lokal hinten inmitten der Wirthshausstallungen predigen und Sonntagschule halten, wo uns fast Niemand finden kann. Vergeblich ist die Arbeit nicht, aber wir müssen mehr Raum haben. Wenn du, liebes Magazin, Jemand aufwecken könntest etliche Tausend Dollars dazu herzugeben, das würde am jüngsten Tage hochgünstig anerkannt werden.

Nun aber, sagst du, ist's Zeit dein Schreiben zu beschließen. Ja, ich will auch. Darf ich wieder schreiben?

Aug. 31. 1879.

R. J.

## Das Yosemite Thal.

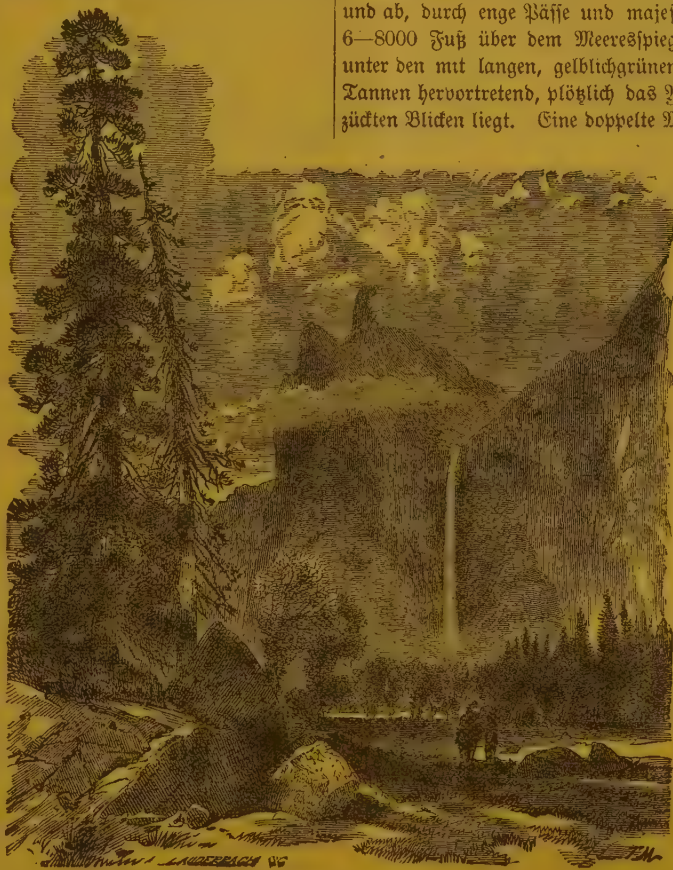
(Nach Samuel Bowles.)

Der Name des Thals ist indianisch und bedeutet der graue Bär. Man vermuthet, daß so ein berühmter Häuptling der Indianer geheißen habe und von ihm die Benennung auf das Thal übertragen worden sei. Der Fuß weißer Männer betrat es zuerst im Jahre 1851 bei der Verfolgung von Indianern, mit denen sich damals die Ansiedler im Kriege befanden. Die Rothhäute hatten stets damit geprahlt, daß sie Zufluchtsstätte besäßen, in die ihre Feinde nie eindringen würden. Aber zum Antriebe der Rache des weißen Mannes gesellte sich der Reiz der Neugierde, und so entdeckte er endlich das schöne Thal und vertrieb die Rothhäute aus diesem verborgenen Schlupfwinkel, wo sie so lange ihres Raubes unbelästigt froh geworden waren. Nur zwei Pässe leiten in das Thal, der eine von Mariposa der andere in entgegengesetzter Richtung von Coulterville her. Beide sind einfache Felseinschnitte und nur für Fußgänger oder Reiter zugänglich. Alles Gepäck, alle Lebensmittel müssen zum Hineinschaffen auf Maulthiere oder Pferde geladen werden. — Das Thal liegt etwa drei Tagereisen südlich von San Francisco in den Sierr Nevada's. Bis Mariposa-County, welches, 70 Quadratmeilen umfassend, dem General Fremont gehörte, kann man fahren, erst den Sacramento und

San Joaquin bis Stockton hinauf, 125 Meilen mit dem Dampfsboot; dann zu Wagen durch das Thal des San Joaquin und die Nebenthäler in den Vorbergen der Sierras bis zu dem Dorfe Mariposa, 100 Meilen. Von hier aus führt ein Saumthierpfad 40 Meilen lang an steilen Felswänden auf und ab, durch enge Pässe und majestätische Kiefernwaldungen 6—8000 Fuß über dem Meerespiegel aufwärts, wo dann, unter den mit langen, gelblichgrünen Moosbärten verzierten Tannen hervortretend, plötzlich das Yosemitethal vor den entzückten Blicken liegt. Eine doppelte Mauer senkrechter Granit-

felsen, von der Höhe einer halben bis ganzen Meile, schließt es ein. Im Durchschnitte ist es kaum eine halbe Meile breit und etwa fünfzehn Meilen lang. Man könnte es fast eine Felspalte, eine Kluft nennen; doch trotz seiner Schmäle bietet es die ganze Fruchtbarkeit und Schöne eines großen, reichen Thales. Seine Abhänge sind mit üppigem Rasen bedeckt und wechseln mit Gärten von Eichen und Föhren, welche letztere in ihrem majestätischen Wuchse nicht selten eine Höhe von 250 Fuß erreichen.

Hier bieten Dickichte von Weiden, Birken, Lorbeer- und Cornelbäumen und blühende Gesträucher ihren



Der Brautschleierfall (Bridal Veil).

Schatten. Dort wandeln Primeln und Schlüsselblumen, goldene Raute und Beilchen jedes freie Plätzchen zum heitersten Garten. Der Duft aller dieser Blumen, das Aroma der Nünze, der Harzgeruch der Tannen und Fichten erfüllen die Luft,



und zwischen den Matten, Blumen und Gebüsch schlängelt sich der Mercedefluß so rein, so durchsichtig klar, daß es schwer zu sagen ist, wo die Luft aufhört und das Wasser beginnt. Bald fließt er rasch über glatte Kiesel und weichen Sand, bald erweitert er sich zu tiefen Becken, die zum Baden verlocken, und worin es sich Forellen wohl sein lassen.

Ueber die Seitenwände des Hauptthales brausen Wasserströme, die sich aus schmälern und höher gelegenen Thälern ergießen. Die schneegekrönten Höhen der Nevadas schließen den Hintergrund ab. Die zahlreichen Wasserfälle bilden unstreitig den schönsten Schmuck des Yosemitehals, besonders zur Zeit der Schneeschmelze in den Monaten Mai, Juni und Juli. Dann sind diese Ströme alle voll Wasser, während sie in den spätern Monaten zu Bächen einschrumpfen. Im Haupttheile des Thales fesselt zunächst der Brautschleierfall den Blick. Die Wassermenge dieses Falles ist nicht bedeutend.

obersten Klippe in das Thal hinübergöffe. Die Wassermenge des obersten Falles ist zu groß, um sich wie der Brautschleier in Staub aufzulösen; aber da sie sich je nach dem Winde, der mit großer Kraft auf sie wirkt, zitternd hin und her bewegt, so ist der Anblick außerordentlich großartig, namentlich in der magischen Beleuchtung des Vollmondes. Die Höhe des ganzen Falles beträgt in runder Zahl 2550 Fuß. Er ist also 15 mal so hoch als die Fälle des Niagara.

Oberhalb des Yosemitefalls zweigt sich das Thal in zwei oder drei enge Schluchten ab, die nach kurzer Strecke durch die Felsenmauern der Hochebene geschlossen werden. An dem Ende der einen Schlucht stürzt sich der Hauptarm des Mercedeflusses auf der kurzen Entfernung von einer halben Meile über zwei Felsendämme, einmal 350 Fuß, das andere Mal 700 Fuß tief hinab. Der untere und kleinere Fall heißt der Bernalfall. Er schüttet sein Wasser in einem einzigen Gusse aus,



Der Tahoesee.\*

Daher geschieht es, daß sie sich bei dem Sturze von der etwa 1000 Fuß hohen Klippe in blühendes Gesprühe auflöst, das im Lustzuge wie ein Gazeschleier wallt und weht. Weiter im Thale hinauf stürzt sich der Yosemitefall in einer Breite von etwa 20 Fuß bei 2 Fuß Tiefe brausend über den Felsrand. Unter allen bis jetzt bekannten Wasserfällen der Welt ist dieser der höchste. Doch wird er, nachdem er etwa 1500 Fuß senkrecht herabgestürzt ist, durch vorspringende Felsenmassen unterbrochen, zwischen denen er in einer Reihe von Kaskaden über 600 Fuß herabsprudelt, worauf er sich zu einem letzten Sprung von etwa 400 Fuß zusammenfaßt. Da alle diese Stürze in derselben senkrechten Ebene liegen, so ist man im Stande, sie alle auf einmal zu überblicken, und die Wirkung ist malerischer, als wenn sich das Wasser in einer einzigen Säule von der

am Fuße einen köstlichen Regenbogen bildet. Der obere Fall, von den Indianern Nowitwe genannt, wird als der Nevadafall bezeichnet. Er breitet sich im Sturze von der obersten Klippe strahlenförmig, sprühend und zerstäubend aus und prallt etwa auf dem halben Wege auf einen Felsen, der ihn etwas seitwärts wendet und das Wasser in geraden und krummen Linien schäumend zu Thal schießen läßt. Der Nevada ist der Fall aller Fälle. Seine wunderbare, fesselnde Schönheit ist ohne Gleichen, selbst in der Schweiz, die manchen ähnlichen Wasserfall aufzuweisen hat. Jeder Tropfen des reichen Stroms erscheint weiß wie Milch. Von Anfang bis Ende gleicht der Fall einem einzigen großen Spitzengewebe. Wie der Gisch über die Felsen herabschäumt, jeder Tropfen erkennbar, kann man ihn in der That mit nichts anderem vergleichen, als mit den feinsten Spitzenträgen mit ihren unzähligen Knötchen, nur daß die Arbeit der Natur in ihrer Zartheit und

\* Der Tahoesee, die Perle der Sierra's, halb in Californien und halb in Nevada, südwestlich von Carson City, gelegen.



Schönheit und Vollendung von der menschlichen Arbeit nimmer erreicht wird. In reizenden sprudelnden Rastaden eilt das Wasser des Nevadafalles anfangs weiter; dann schießt es über glatten Granit in durchsichtiger Klarheit dem Vernalfalle zu.—Der Weg hinauf zum Nevadafall ist beschwerlich und nicht

ohne Gefahr. Er führt durch Engpässe, über Felsstürze, an dem Rande von Abgründen hin und über senkrechte Mauern, die nur mit Hülfe von Leitern zu ersteigen sind. Doch die Mühe und Anstrengung wird reichlich belohnt durch die Schönheit der Fälle und die Scenerie der Felsen.

## Skizzen von Japan.

Von Ad. Halmhuber.

Im Innern des Landes.—(Fortsetzung.)

Von Arima führte uns der Weg wieder bergab nach dem sieben englische Meilen entfernten Dorfe Sanda. Wir durchzogen ein fruchtbares und wasserreiches Thal, welches sich aus einer Felschlucht zu einer breiten Ebene erweitert. Die Bewohner dieses Thales sind theils mit Papiermachen beschäftigt. Längst hätte ich gewünscht zu sehen, wie das eigenthümliche japanische Papier gemacht wird; nun bot sich mir die Gelegenheit dazu. Es wird ganz von Hand bereitet, und meist in Bogen von einem Fuß breit und dreizehn Zoll lang; für besondere Zwecke wird es aber auch nach besonderem Maß angefertigt. Die Masse wird in einem viereckigen Behälter, der theilweise in die Erde eingesenkt ist, zubereitet. Mit Sieben in der Form eines Papierbogens wird sie dann herausgeschöpft, gewöhnlich von Frauen, welche sich auf den Boden niederkaufen, und das, was an dem Siebe hängen bleibt, wird mit dem Siebe beiseite gestellt. Etwas später wird es von dem Siebe als Papier abgezogen und auf Bretter gelegt, mit welchen es dann ins Freie gebracht und in der Sonne getrocknet wird. So wird sowohl das feine, wie das Packpapier bereitet. Das Eigenthümliche an diesem Papier ist, daß es fast ganz von einem zähen, faserigen Pflanzenstoff bereitet und stark geleimt ist, daß es kaum zu zerreißen ist. Ich hatte schon Papierbogen in der Hand, welche ich nur mit großem Kraftaufwand zerreißen konnte. Daher dient das japanische Papier auch zu allem Möglichen, und vertritt sogar die Stelle der Schnur und des Leders. Von Papier sind die Fensterscheiben, die Lampen, die Regenschirme, die Regenmäntel, Thüren, Taschentücher (eigentlich Taschentapiere), Fächer u. s. w. Als Schnur wird es sehr viel verwendet; der Kaufmann, der Tagelöhner, das Dienstmädchen haben im Nu eine Schnur gedreht aus einem Bogen Papier; wie stark solche Schnüre sind, beweist die Thatsache, daß die Japanesen Bogensehnern davon machen. Ich hatte kürzlich Gelegenheit, eine Schießübung mit Pfeil und Bogen im Vorbeigehen zu sehen; auf 60—70 Fuß Entfernung wurde der Pfeil von solch einer Papiersehnem mit ziemlicher Sicherheit geschossen. Da es früher kaum gestattet war, ein Thier zu tödten, und da der Stand der Gerber, welcher das Getödtete berührte, nur durch besondere, namhafte Privilegien spärlich gepflegt wurde, so war das Leder ein seltener und kostspieliger Artikel in Japan; das Papier vertrat seine Stelle. Seit der Berührung mit dem Auslande wurde es aber vielfach verdrängt. Eine nach europäischem Muster organisirte Armee kann nicht ohne das Leder sein; europäische Häuser können nicht ohne Glasfenster existiren, Erdöllampen nicht ohne Glaschinder. So tritt Leder, Glas, Zeug, Draht und Hanschnur da und dort schon an die Stelle des Papiers, und da wo Papier unvermeidlich ist, wird bereits Maschinenpapier verwendet. In Osaka ist schon lange eine großartige Papier-

fabrik nach europäischem Muster im Gange und thut ein gutes Geschäft. Dadurch werden viele, viele Hände, welche jetzt mit Papiermachen nach altem, gemüthlichem Brauche beschäftigt sind, nach und nach überflüssig, und was machen sie dann? Vielleicht Glas!

Abends erreichten wir Sanda, ein ordentliches Städtchen, in welchem ein Dono-sama oder Herr seine Residenz hat. Die nähere Beschreibung eines Städtchens oder Dorfes hat gar keinen Werth, nachdem die geneigten Leser längst mit der Beschaffenheit der japanischen Wohnhäuser, Kaufläden, Straßen u. s. w. vertraut geworden sind. Das Bild einer Straße ist in Dorf und Stadt so ziemlich dasselbe, höchstens fallen die Strohdächer der Bauernhäuser auf, welche aus den Stadtgrenzen verbannt sind. Sehenswürdigkeiten gibt es auch nicht; als solche werden zwar die Tempel, Grabsteine u. dgl. bezeichnet, sie sind aber alle einander ähnlich, so daß sich die eigentlichen Sehenswürdigkeiten so ziemlich auf die Natur beschränken. Ein Wasserfall, eine Felsenpartie, eine heiße Quelle oder auch ein großer Baum sind Dinge, welche die Einförmigkeit einer Landpartie angenehm unterbrechen. Sanda besitzt aber doch etwas Merkwürdiges, das des Nennens werth ist: eine förmlich organisirte Christengemeinde. Diese Gemeinde ist ein Ableger derjenigen zu Kobe, mit welchem Orte Sanda in regem Verkehr steht. Wir haben hier ein Beispiel, wie sich das Christenthum auch nach den Landschaften des innern Japans ausbreiten wird. So viele Missionare auch im Lande sind, ihre Arbeit beschränkt sich doch nur auf wenige bedeutende Seestädte, und dies wird auch noch lange so bleiben. Die Sprache der Städte ist viel regelmässiger als die der Landschaften; die Städte sind Mittelpunkte großer Netze und bieten das Nöthige, das der Fremdling in diesem Lande bedarf; auf dem Lande dagegen kann sich ein Missionar nur mit großen Kosten nothdürftige Nahrung und Kleidung verschaffen, während die Aussicht einer centralen Arbeit sehr gering ist. Daher arbeiten alle Missionsgesellschaften zunächst in den Städten, und ziehen von da aus durch Eingeborne ihre Linien ins Land hinein. Ist ein solches Wirken nicht, auch schriftgemäß und weislich? Hat unser Meister nicht das gewichtige Missionswort gesprochen: „Und hebet an zu Jerusalem“? War es nicht Pauli Praxis, überall centrale Punkte besonders zu pflegen? So erstreckt sich auch jetzt schon das Christenthum in Japan weit über die Wohnorte der Missionare hinaus, so daß es bereits eine Unmöglichkeit sein dürfte, dem Lande im Falle einer Reaction dasselbe wieder zu nehmen; denn man merke, diesmal kam das lautere Evangelium des Protestantismus und mit ihm das lautere Wort Gottes ins Land.

In Sanda ist also eine Christengemeinde; sie hat aber das Heidenthum dort noch lange nicht gebrochen; das sollte ich bald erfahren. In dem Hotel, in welchem wir Herberge für die Nacht nahmen, hatten auch etliche Beamte ihr Quartier.

Abends, als nun Jedermann schlafen wollte, fingen diese einen Lärm an, daß das ganze Haus davon wiederhallte; sie tanzten, lachten, schrieten und hatten ihr Unwesen mit etlichen losen Weibspersonen, welche ihrerseits das Getöse nicht wenig vermehrten. Das Gespräch und Treiben solcher Burtschen ist durchs ganze Haus verständlich, und auch die Personen sind Jedermann bekannt. Wie demoralisirend muß dies nun wirken! Zumal, da dies nicht einzelne Fälle sind, sondern Vorkommnisse, welche mit dem Beamtenstand enge versflochten zu sein scheinen. Die Regierung war genöthigt, nachdem sie den Schizoku oder Samurai ihren Jahresgehalt an Reis u. dgl. entzogen hatte, dieselben als Beamte aller Art zu beschäftigen, wodurch viel mehr Beamte eingesetzt wurden, als in der That nöthig waren. Die Folge davon war eine fühlbare Vermehrung der Auslagen und eine gleichgültige Amtsverwaltung vieler, welche den Gehalt einstrichen und wenig dafür thaten. Eine Zeit lang mußte die Regierung zusehen; denn diese Samurai, welche seit alter Zeit den Soldatenstand bildeten, plötzlich ohne Weiteres brodlos zu machen, ging nicht; jetzt aber ist ein gut Theil derselben zum Handwerkerstand übergetreten, während ein anderer Theil als Beamte gut verwendet werden kann. Die überflüssigen Beamten werden aber nach und nach entlassen, um sich selbst helfen zu lernen, zu Zeiten so zahlreich, daß sie scherzweise von einem Regierungserdbeben reden, um sich so wenigstens nothdürftig über ihr Schicksal zu trösten. Sparen lernen diese Leute aber sehr langsam; sind sie irgendwo in den Besitz von ein Paar Dollars gekommen, so muß es womöglich in einer einzigen Nacht mit Saus und Braus wieder hinaus. Sparen können überhaupt nur wenige Japanesen, davon werden wir täglich neu überzeugt; nur in dem Grad als sie ihr eitles Vergnügen verachten und ihr Geld höheren Zwecken widmen lernen, bekommen sie einen Begriff von Sparsamkeit.

Andern Tags gingen wir nach Furuitschi, einem Dorfe mitten in einer Theegegend. Außer den Theegärten umgaben uns nur Waldungen, meist noch jung, aber üppig. Die Japanesen scheinen von China eine Lektion gelernt zu haben; indem sie die ausgehauenen Wälder beflüssigt wieder durch junge Pflanzungen ersetzen und auf die Bewässerung des Landes viel Sorgfalt verwenden. Ueberall, in den Thälern und auf den Bergen, begegnet man künstlich angelegten Seen, oft mehrere terrassenförmig über einander gebaut, mittelst welcher das Land und besonders die Reisfelder bewässert werden können, im Falle der nöthige Regen ausbleibt. Als ich nach Furuitschi kam, wurde ich allgemein für einen Theehändler gehalten, da außer diesen selten ein Fremder in diese Gegend kommt. Wir erhielten ein angenehmes Nachtquartier und

ruhten uns gut aus, zumal wir des andern Tages nicht weiter konnten, denn es regnete stark. So machte ich mich denn daran, etwas über meine Erlebnisse zu schreiben. Das Nöthige dazu hatte ich mitgenommen, so daß es nur an einem geeigneten Platz fehlte, zu schreiben. Ausnahmsweise erhielt ich einen japanischen Schreibtisch; er war aber nur 1 Fuß hoch und somit zum Schreiben mit Feder und Tinte recht ungeschickt; dennoch war ich dankbar dafür, denn an den meisten Orten hatte ich auf dem Boden liegend zu schreiben. So versloß der Vormittag rasch, und als es sich des Mittags aufhellte, eilten wir weiter. Wir kamen noch nach dem 9 englische Meilen entfernten Yatsami auf einer schmalen, aber doch gangbaren Straße. Wie öfters so passirten wir auch hier ein in halbeuropäischem Style gebautes Schulhaus. Diese ländlichen Schulhäuser machen Japan alle Ehre; sie sind meist zwischen zwei Dörfern an der Landstraße erbaut und zeugen durch ein säuberliches Aeußere und ihre Glasfenster von dem Ernste, mit dem die Schulsache in Stadt und Land in die Hand genommen wird. Sie sind für Knaben und Mädchen bestimmt und sind mit Bänken und Tischen versehen. Welchen Beruf die Mission auch für Schulen haben mag, in Japan wird derselbe doch wesentlich auf religiösen Unterricht beschränkt bleiben oder doch nur um seinetwillen sich auch weiter ausdehnen; denn für wissenschaftliche Zwecke bietet die Regierung mehr als eine gewöhnliche Missionschule es kann.


In Yatsami wurden wir auch wieder lange nachgehalten durch ein Paar alte Männer, welche sich im Nebenzimmer noch allerlei Lustiges erzählten. Kaum hatten wir am andern Morgen die Augen geöffnet, so fing es neben uns an: him! him! him! und ein Gebet der Mitschirenschu, dieser eifrigsten und intolerantesten aller Secten dieses Landes, ging los. Ich weiß nicht, wie oft der Mann das „Namu mihoo hoo ren ge kipo“ betete oder besser plapperte, daß es aber mit Ernst und Glauben an die Gotte, d. h. Buddha, geschah, das war an den verschiedenen Tönen des Gebetes wahrzunehmen. Obige Formel ist das Abzeichen dieser Secte; sie wird im Tempel, im Haus, bei der Procession und bei sonstigen Gelegenheiten unzählige Male gemurmelt und bildet mit einigen andern Formeln vermisch das Gebet ihrer Befenner. Das Namu wird für „erlöse uns“ gedeut; das Uebrige ist der Name der heiligen Bücher der Secte; was aber die ganze so oft gehörte Formel bedeutet, ist kaum zu ermitteln. Der Gebetsseifer dieser Mitschirenschu beschämt manchen Christen; würde er nur auch zur Anbetung Dessen benützt, der allein des Preises und der Anbetung würdig ist. Der Hausempel jenes Hotels kennt aber den wahren Gott noch nicht.

(Fortsetzung folgt.)

## Aufgang und Niedergang.

(Erzählung von Franz Hoffmann.)

(Fortsetzung.)

er Diener meldete den draußen stehenden Knaben an, und Herr Hallberg rief ihn herein. Friß richtete seinen Auftrag aus, Herr Hallberg las den Brief, und begab sich in ein anderes Zimmer, während er dem Knaben zurief, auf ihn zu warten, und sich einstweilen zu setzen. Friß nahm auf dem ersten besten Stuhle in der Nähe Platz. — Willy Hallberg saß ärgerlich und in der aller schlech-

sten Laune vor seinem Buche. Wohl hatte er Friß als den Knaben erkannt, über den gestern die Schüler der lateinischen Schule hergefallen waren, aber er fühlte sich nicht im Mindesten geneigt, die Bekanntschaft mit ihm zu erneuern und sich freundlich gegen ihn zu bezeigen.

„Allemaal geht es mir doch so,“ brummte er vor sich hin. „In fünf Minuten wäre ich mit dieser abscheulichen Aufgabe fertig gewesen, aber immer, wenn Papa mir hilft, geht er



entweder von selber fort, oder er wird abgerufen. Es ist rein zum Verzweifeln!"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Willy's Schwester Mary schaute in das Zimmer.

"Ich glaubte, Papa wäre hier, Willy."

"Nein, er ist nicht hier, er ist in sein Schreibzimmer gegangen, und ich sitze nun da, und weiß nicht, ob ich hier den Dativ oder den Ablativ setzen soll. Ich möchte am liebsten Alles unter den Tisch werfen!"

"O, Willy, sei doch nicht so ungeduldig!"

Mary entfernte sich wieder, und Willy machte sich von Neuem an seine Arbeit, kam damit aber nicht weiter, und wurde nur immer zorniger und ungeduldiger. Endlich stand Fritz auf, und näherte sich ihm.

"Wollen Sie mir erlauben, daß ich Ihnen helfe?" fragte er in seiner bescheidenen Weise.

Willy sah ihn höchlich erstaunt an. "Du mir helfen?" rief er aus. "Versteht du denn etwas vom Latein?"

"O, ich bin schon viel weiter darin, als Sie hier!" erwiderte Fritz. "So weit, wie Sie, ist schon mein Bruder Ludwig! Sehen Sie, das da ist nicht richtig, Sie hätten den Accusativ setzen müssen."

"Nun, wenn du mir wirklich helfen kannst, so thu' es, denn ich möchte gern fertig werden. Setze dich, wenn du willst."

"Das ist nicht erst nöthig," entgegnete Fritz, und begann sofort seine Aufgabe.

Es dauerte nicht lange, so hatten sich die beiden Knaben in ihre Arbeit vertieft. Fritz machte sie nicht gerade, er erleichterte sie Willy nur, ganz wie es sein Vater bei dem Unterrichte, als er noch lebte, mit ihm gethan hatte.

"Wer hat dich das Alles gelehrt?" fragte Willy erstaunt.

"Mein Papa! Er widmete mir viel Zeit und das brachte mich rasch vorwärts. Aber da sehe ich wieder ein falsches Wort," fügte Fritz hinzu. "Sie haben den Dativ gesetzt, während es hätte der Vocativ sein sollen."

"Nein, da bist du im Irrthum," versetzte Willy rasch. "Dies hier hat mir Papa gesagt, und der weiß es ganz genau, wenn er auch nur Fabrikant ist."

"Es muß aber der Vocativ sein," wiederholte Fritz.

"Nein, ich ändere es nicht, denn du wirst das Latein meines Papa nicht besser machen können. Laß uns weiter fortfahren; — was für ein Casus muß hier stehen?"

Sie arbeiteten weiter, und waren grade mit der Aufgabe fertig geworden, als Herr Hallberg eintrat. Er gab Fritz ein Billet an Samuel Lynn, und wendete sich, während Fritz davon eilte, zu seinem Sohne, um ihm wie vorher bei der Arbeit zu helfen.

"Höre nur, Papa," sagte Willy, "dieser Kerl versteht wahrhaftig Latein!"

"Welcher Kerl?" fragte Herr Hallberg.

"Nun, dein Laufjunge, der eben hier war. Er hat mir meine Aufgabe machen helfen, und mir nicht etwa Alles nur so vorgefagt, sondern er hat mir ganz ordentlich erklärt, wie man es machen muß. Er verstand es mir wirklich noch deutlicher zu machen, als du selber, Papa!"

Herr Hallberg sah die Arbeit durch, und fand Alles ordentlich und richtig. Er wußte wohl, daß Willy allein die Aufgabe so nicht fertig bekommen hätte.

"Er sagte, sein Papa habe ihn unterrichtet," fuhr Willy fort.

"Denke nur, solch ein Laufjunge, und sagt Papa!"

"Du darfst ihn nicht mit den gewöhnlichen Laufburschen in

eine Klasse setzen," erwiderte Herr Hallberg. "Dieser Knabe hat eine eben so gute Erziehung genossen, wie du selbst; er stammt aus einer guten Familie."

"Dacht' ich's doch!" rief Willy. "Er zeigte so einen gewissen Grad von Dreistigkeit."

"War er allzu dreist gegen dich?"

"O nein, nein! Er war so artig und höflich, wie man nur sein kann, und wenn er nicht Laufbursche wäre, so möchte ich ihn einen feinen Knaben nennen. Während er mit mir sprach, vergaß ich ganz seine Stellung, und rebete mit ihm, wie mit meinesgleichen. Ich nenne ihn nur dreist, weil er dein Latein tabelte, Papa."

"That er das wirklich?" fragte Herr Hallberg lächelnd.

"Ja, er behauptete, dieses Wort hier wäre falsch, es müßte der Vocativ stehen."

"Das ist auch so, er hat recht," sagte Herr Hallberg nach einem Blicke auf das Heft.

"Aber du sagtest doch, ich sollte den Dativ setzen, Papa!"

"Nein, Willy, das habe ich gewiß nicht gesagt! Du wirst mich nicht richtig verstanden haben."

"Also doch! Nun sieh, wie geschneid der Zunge ist. Schade, daß solch ein guter Lateiner in eine Fabrik eingesperrt sein muß!"

"Sein Latein wird ihm dort nichts schaden, Willy. Du vergißt, daß ich ja selbst Fabrikant bin, obgleich ich auch lateinisch verstehe."

"Ach, die Jungen vom Justizrath Dorn spötteln immer darüber," sagte Willy ärgerlich. "Besonders Heinrich, der Naseweis! Sie schreien mir fortwährend in die Ohren, daß ein Fabrikant kein Mann von rechter Bildung wäre!"

"Laß dich so lächerliche Ansichten nicht kümmern, Willy. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Heinrich Dorn noch selbst als Lehrling in die Fabrik eintreten wird."

"Ist das möglich, Papa? Dieser hochmüthige Bube? Ich kann es nicht glauben!"

"Aber ich glaube es," versetzte Herr Hallberg nachdrücklich, und ging davon.

Willy lachte hell auf. Es ergöhte ihn über alle Maßen, daß Einer von den eingebildeten, hochnasigen Dorn's Lehrling in der Fabrik werden sollte, die zu verachten sie vorgaben, während ihre Selbstüberschätzung jedes Maß überstieg.

## Fünftes Capitel.

### Nach Oben!

Es verhielt sich in der That so, wie Herr Hallberg seinen Sohne mitgetheilt hatte: Heinrich Dorn sollte nach der wohl überlegten Absicht des so übermüthigen und stolzen Justizrath's als Lehrling in die Fabrik eintreten. Die Vortheile, welche der Justizrath dadurch zu erreichen hoffte, bewogen ihn zu dieser, wie er meinte, tiefen Erniedrigung, und eines Tages kündigte er seinem Sohne den gefaßten Entschluß an.

"Wie? Ich sollte zu Hallberg gehen?" rief Heinrich voll Absehen aus. "Ich soll ein lumpiger Handwerksmann werden? Das wäre ja noch besser! Es fällt mir gar nicht ein! Lieber möchte ich . . ."

"Ja, ja," fiel ihm sein Vater ins Wort, "lieber möchtest du den feinen Müßiggänger und Herumtreiber spielen, aber ein solcher Bursche muß Geld haben. Höre mich an, Heinrich. Hallberg's Fabrik bietet einem jungen Manne die allerbeste Gelegenheit, sich eine vortreffliche Stellung in der Welt zu erwerben. Du verachtest Herrn Hallberg, weil er nur Fabrikant ist, aber andere Leute, Leute von Verdienst und Gewicht,

achten und schätzen ihn. Er hat die Erziehung eines gebildeten Mannes genossen, gilt selbst als ein Ehrenmann, er ist reich, und sein Geschäft ist umfangreich und blühend. Wie wäre es, wenn du das künftig einmal selbst übernehmen und Besitzer sein würdest? Ich kann dir die Versicherung geben, daß du dich in solchem Falle weit besser stellen würdest, als dies jemals mit deinen Brüdern der Fall sein wird.“

„Aber eine solche Aussicht ist für mich nicht vorhanden,“ entgegnete Heinrich.

„Allerdings ist sie für dich vorhanden, mein Sohn, und gerade darum sollst du in die Fabrik eintreten. Willy kann seiner körperlichen Leiden wegen das Geschäft nie übernehmen, und ein anderer Sohn ist nicht da. Du wirst zu Herrn Hallberg in die Lehre kommen, und dabei die Aussicht haben, später einmal sein Compagnon, und zuletzt alleiniger Inhaber des Geschäftes zu werden. Diese Zukunft steht dir offen, Heinrich, und trotz deiner dummen Vorurtheile wirst du einsehen, daß es eine sehr schöne ist.“

„Nun, unter solchen Umständen hätte ich allerdings nicht viel dagegen einzuwenden,“ versetzte Heinrich nachdenklich. „Daher Herr Hallberg selbst verlangt, daß ich zu ihm in die Lehre trete?“

„Nein, verlangt hat er es grade nicht, aber als ich mit ihm von der Sache sprach, gab er mir zu verstehen, daß er später wohl Jemand zu haben wünsche, der sein Nachfolger werden könne. Er bemerkte dabei allerdings, daß der, welcher auch immer sein Compagnon und Nachfolger werden möchte, durchaus ein guter und achtbarer Mann sein müsse, der von seinen Mitbürgern in Ehren gehalten würde. Ein Anderer könne mit dem Namen Hallberg nicht in Verbindung gebracht werden.“

„Du wirst also zu Herrn Hallberg kommen,“ fuhr der Justizrath fort, als sein Sohn schwieg, „wirst dabei aber dich stets erinnern, daß die Vortheile, die aus dieser Stellung für dich hervorgehen können, einzig und allein von dir und deinem Benehmen abhängen. Werde ein guter Mensch, und es wird Alles mit dir gut gehen. Geräthst du dagegen auf Abwege, so ist es mit deinen schönen Aussichten in die Zukunft vorbei.“

„Aber erbe ich denn auch Herrn Hallberg's Geld?“ fragte Heinrich selbstgefällig, als ob er sich im Geiste schon als seines künftigen Principals Nachfolger sähe.

„Das kann man natürlich jetzt noch nicht wissen,“ lautete des Justizrathes Antwort in einem so bedeutamen Tone, daß Heinrich hoch aufhorchte. „Willy Hallberg's Leben ist ein sehr unsicheres, und wenn ihm etwas zustoßen sollte, so ist seine Schwester Mary die einzige Erbin. Glücklicherweise der Mann, der ihre Gunst erwirbt, und sie einst als seine Gattin heimführt. Sie ist ein sehr liebenswürdiges Kind!“

„Nun denn, wir wollen sehen,“ erwiderte Heinrich. „Ich bin nicht mehr abgeneigt, zu dem Fabrikanten in die Lehre zu treten.“

So berechneten die Dorn's die noch entfernte Zukunft. Wir werden sehen, ob diese eigen- und selbstsüchtige Rechnung auch in allen Stücken zutrifft.

Es war um dieselbe Zeit, eines Morgens in der Mitte des April, daß sich Frau Steinbrunn in das Haus Herrn Hallberg's begab, um ihm den vierteljährlichen Mietzins zu überbringen.

„Wollen Sie mir wohl erlauben, Herr, daß ich den Zins auch in Zukunft an Sie selber entrichte?“ fragte sie. „Es wäre mir sehr angenehm, da ich einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den Verkehr mit dem Herrn Justizrath Dorn empfinde.“

„Das läßt sich denken,“ sagte Herr Hallberg lächelnd. „Ja, Sie können das Geld immerhin an mich bezahlen, nur wollen Sie dabei nicht vergessen, daß es damit keine sehr große Eile hat.“

„Ich danke Ihnen, — Sie sind sehr gütig, aber glauben Sie mir, ich werde mir die Schuld nicht wieder über den Kopf wachsen lassen. Noch eine Frage, Herr Hallberg, — sind Sie mit meinem Fritz zufrieden?“

„Gewiß, sehr zufrieden!“

„Das freut mich aufrichtig! Er hat jetzt auch die Abneigung, die er früher gegen die Fabrik hatte, fast ganz überwunden.“

„Er hatte also kein besonderes Verlangen, bei mir einzutreten?“

„Die Wahrheit zu sagen, nein! Er hätte bei seinen schon erworbenen Kenntnissen lieber studirt. Indes, er gewöhnt sich ja allmählig daran.“

„Also er wünschte seine Studien fortzusetzen?“

„Gewiß! Sein Bruder Ludwig besucht, wie Sie wissen, die lateinische Schule, und Fritz beneidet ihn fast darum. Jeden Abend, wenn er nach Hause kommt, sitzt er noch eine Stunde bei seinen Büchern. Aber er ist dann freilich müde, und kann nicht mehr viel leisten.“

„Nun, da können wir ihm ja helfen,“ sagte Herr Hallberg keuschlig. „Ich werde ihm die Abende frei geben, damit er sich weiter fortbilden kann.“

„O, wie sehr gütig sind Sie! Wie wird Fritz glücklich sein, wenn ich ihm das mittheile!“

„Er ist ein braver junger Mensch, und verdient, daß man ihm ein wenig unter die Arme greift! Es soll mich freuen, wenn ich ihm helfen kann, vorwärts zu kommen. Sie werden noch viele Freude an Ihren Kindern erleben, Frau Steinbrunn! Ich bin dessen ziemlich gewiß.“

Herr Hallberg sprach die Wahrheit. Die glückliche Mutter hatte bereits viele Freude an ihren Kindern erlebt, und konnte zuversichtlich darauf hoffen, daß sie auf dem guten Wege, den Beide betreten hatten, muthig und beharrlich fortschreiten würden. Von Fritz wissen wir, wie treulich er seine Pflichten erfüllte, aber auch Ludwig blieb nicht hinter ihm zurück. Er gehörte zu den besten Schülern der lateinischen Schule, und wurde bei jeder Gelegenheit seinen Kameraden als Muster vorgestellt. Daß diese ihn dafür nicht sonderlich liebten, daß besonders Heinrich Dorn ihn mit seinem Haß und seiner zur Schau getragenen Verachtung beehrte, das war wohl natürlich. Aber Ludwig kümmerte sich darum blutwenig, sondern ging ruhig und stetig seines Weges weiter. Schon sprach er davon, daß er eines Tages ganz gewiß zur Universität gehen werde, und sein Charakter war ganz dazu angelegt, daß er, wenn die Zeit kam, zweifelsohne sein Wort einlösen werde.

Sehr kam ihm zu statten, daß die Verhältnisse seiner Mutter sich nach und nach immer mehr gebessert hatten. Die Vermietzung ihrer Zimmer und ihre fleißige Arbeit gewährten ihr ein sicheres reiches Einkommen, und neuerdings hatte sie gar eine Art von Schule eingerichtet, in welcher sie während der Abendstunden etwa ein Duzend Schüler vom Gymnasium in der deutschen Sprache, in Geschichte, Geographie und anderen Lehrfächern weiter bildete, da in der lateinischen Schule dieselben nur ganz oberflächlich behandelt wurden. Dieser Privat-Unterricht brachte ihr ein hübsches Einkommen ein, so daß sie nachgerade leichteren Herzens der Zukunft ins Auge schauen konnte. Wie glücklich war sie darüber, und wie



danke sie Gott im innersten Herzen für seine Gnade und Barmherzigkeit.

### Sechstes Capitel.

#### Ein Avancement.

Der Sommer neigte sich seinem Ende zu, als Herr Hallberg eines Morgens ein Achtgroschenstück auf seinem Pulte fand.

„Wem gehört das Geld, das hier liegt?“ fragte er Samuel Lynn.

„Das kann ich dir nicht sagen, Freund,“ antwortete der Herrnhuter. „Ich weiß nichts davon.“

„Mein gehört es nicht, so viel ich weiß, bemerkte Herr Hallberg.

„Was ist das für ein Achtgroschenstück auf dem Pulte des Herrn, Fritz?“ fragte Samuel Lynn diesen, als er ihm in der Werkstatt begegnete. „Weißt du vielleicht davon?“

„Ja, ich fand es heute früh bei'm Auskehren des Bureau's, und legte es auf das Pult.“

„So geh' hinein, und sag' es dem Herrn.“

Fritz that es.

„Das Geldstück lag in dem Papierkorbe, Herr,“ sagte er.

Der reiche Fabrikant war in Geldsachen außerordentlich pünktlich und genau. Da er in seiner Kasse kein Geldstück vermist hatte, so glaubte er auch nicht, daß das in Frage stehende ihm gehöre.

„Wie käme ein Achtgroschenstück von mir in den Papierkorb!“ sagte er. „Ist es vielleicht dir selber aus der Tasche gefallen?“

Fritz mußte unwillkürlich lächeln. Wie sollte ein solches Geldstück in seine Tasche gerathen, wo er jeden Pfennig, den er verdiente, an seine Mutter ablieferte.

„Nein, nein, Herr, so ist es nicht,“ sagte er.

Herr Hallberg schwieg eine Weile, und sah Fritz scharf an, — wenigstens kam es diesem so vor, und sein Gesicht färbte sich aus Verlegenheit dunkelroth.

„Warum erröthest du?“ fragte Herr Hallberg.

Fritz antwortete nicht, aber die Röthe auf seinen Wangen ging förmlich in Purpur über. Herr Hallberg ward dadurch überrascht, und gerieth auf den Verdacht, daß sich irgend ein Geheimniß, wo nicht gar ein Unrecht, an dieses Achtgroschenstück knüpfte, und er beschloß, der Sache gründlich nachzuforschen.

„Warum siehst du so verlegen aus?“ fragte er.

„Nur meine eigenen Gedanken machen mich verlegen, Herr!“

„Was für Gedanken sind das, Fritz? Laß sie mich hören.“

Fritz zögerte und sprach dann widerstrebend: „Ich möchte sie lieber nicht sagen, Herr!“

„Ich wünsche dies aber,“ versetzte Herr Hallberg in sehr ruhigem Tone, in welchem aber doch etwas ungewöhnlich Gebieterisches lag.

„Nun denn, Herr, so muß ich ja wohl ein offenes Geständniß ablegen,“ sprach Fritz in freimüthigem Tone, und blickte Herrn Hallberg offen in die Augen. „Gestern Abend klagte meine Mutter über Kopfschmerzen, und wünschte sehr, eine Tasse Thee zu trinken. Unglücklicher Weise hatten wir keinen Thee zu Hause, und leider hatte ich auch kein Geld, um davon zu springen, und etwas Thee zu kaufen. Die Mutter selbst, Herr, ist viel zu sparsam, um für sich eine Ausgabe zu machen. Ihre Verhältnisse haben sich zwar verbessert, aber jeden Pfennig, den sie einnimmt, wendet sie lieber an uns Kinder, als daß sie sich selbst eine Erleichterung gewährt. Als ich nun heute Morgen das Achtgroschenstück fand, hegte ich den innigen Wunsch, daß es doch mir gehören möge. Nicht, daß ich in

Versuchung gerieth, es zu behalten, Herr, gewiß nicht, — ich dachte nur, es wäre schön, wenn ich es behalten dürfte, ohne ein Unrecht zu thun. Als Sie mich nun vorhin so forschend ansahen, glaubte ich, Sie läsen in meinen Gedanken, und diese waren keine streng rechtlichen gewesen. Darum bin ich roth geworden, Herr!“

„Hast du jemals Geld genommen, was nicht dein gehörte?“ fragte Herr Hallberg nach einer Pause.

„O nein, niemals,“ antwortete Fritz, und sah nicht wenig erstaunt aus.

Herr Hallberg schwieg wieder ein Weilchen. „Ich habe Kinder gekannt,“ sprach er hierauf, „welche dann und wann einen Groschen oder einen halben Groschen sich aneigneten, ohne dies für eine große Sünde zu halten.“

Fritz schüttelte den Kopf.

„Da sind wir besser belehrt worden, Herr! Ganz abgesehen von der Sünde würde auch solches Geld nimmermehr Glück, sondern nur Ungemach bringen!“

„Weshalb glaubst du das?“

„Meine Mutter hat uns stets gelehrt, daß aus einer schlechten That niemals etwas Gutes hervorgehen könne, und meine Mutter hat immer Recht. Auch das eigene Gewissen sagt mir, daß selbst der kleinste Diebstahl ein großes Unrecht ist.“

„Nun, es ist gut. Lassen wir diese Sache ruhen und sprechen von etwas Anderem,“ nahm Herr Hallberg nach einem ziemlich tiefen Nachdenken wieder das Wort. „Nicht wahr, dein Vater war Geistlicher?“

„Ja, aber er ging zum Lehrfach über. Wir haben eine gute Erziehung genossen, obgleich wir arm sind.“

„Du und dein Bruder lebt wohl in der Hoffnung, mit der Zeit einmal wieder eine höhere bürgerliche Stellung zu gewinnen?“

„Ja, Herr, so ist es, und diese Hoffnung gibt uns Muth und Kraft, jede Entbehrung mit Geduld zu ertragen.“

„Was gedenkst du einmal zu werden, Fritz?“

„Für mich sind keine so guten Aussichten vorhanden, wie für meinen Bruder Ludwig, der einmal studiren wird,“ versetzte Fritz melancholisch. „Ich werde es in der Welt nicht weit bringen, aber wenn ich nur meine Mutter ein wenig unterstützen kann, so muß ich mich zufrieden geben, und getreulich meine Pflicht thun.“

Nach diesen Worten verließ Fritz auf einen Wink des Herrn Hallberg das Bureau, wurde aber bald darauf wieder herein gerufen.

„Ich habe meine Kasse nachgerechnet, und finde, daß wirklich ein Achtgroschenstück fehlt,“ sagte Herr Hallberg. „Was du gefunden hast, ist daher ohne Zweifel das fehlende. Nimm es zur Belohnung dafür, daß du mir so offen und ehrlich deine Gedanken mitgetheilt hast.“

Fritz nahm das Geldstück, fand zu seiner Ueberraschung aber deren zwei in seiner Hand.

„Ja, ja, schon recht,“ sagte Herr Hallberg, als Fritz ihn auf das vermeintliche Versehen aufmerksam machte. „Für nur acht Groschen kannst du nicht viel Thee für deine Mutter kaufen. Und nun eine Frage: hast du Lust, als wirklicher Lehrling in mein Geschäft einzutreten? Du weißt wohl, daß wir zweierlei Lehrlinge haben, — Solche, die eigentlich nur Laufburschen sind, wie du jetzt noch, und die es nie zu einer höheren Stellung, als wie zu einem Fabrik-Arbeiter bringen können, — und Solche, die in allen Zweigen des Geschäftes unterrichtet werden, auch im kaufmännischen Zweige, und sich daher eignen später einmal Geschäftsführer oder selbstständiger

Herr zu werden. Verstehe mich wohl, — als solchen Lehrling würde ich meinen eigenen Sohn in die Fabrik nehmen, wenn seine Gesundheit dazu kräftig genug wäre."

Fritz war schon im Begriff, freudeleuchtenden Auges seinen Dank für Herrn Hallberg's Großmuth auszudrücken, denn er mußte allerdings schon recht gut, welch ein großer Unterschied zwischen den beiden Arten von Lehrlingen bestand. Aber plötzlich verschwand der freudige Ausdruck wieder von seinem Gesicht, und er blickte verlegen und trübe zu Boden.

"Nun, was hast du, Fritz? Sagt dir mein Vorschlag nicht zu?"

"O, Herr, er würde mich vollkommen glücklich machen!" rief Fritz aus, — „aber ich habe gehört, daß die vornehmen Lehrlinge anfänglich keinen Lohn bekommen, und leider, so fürchte ich, können wir ohne den meinigen zu Hause nicht gut durchkommen."

"Laß dich das nicht kümmern," versetzte Herr Hallberg, — „ich werde dir acht Schillinge wöchentlich geben, anstatt vier, und du sollst auch deine Abende zu deinen Studien nach wie vor für dich behalten. Und nun entscheide dich!"

Fritz strahlte vor Glück, und küßte die Hand seines gütigen Herrn, indem er einzelne Worte innigen Dankes stammelte. Herr Hallberg wehrte ihm endlich.

"Laß es nun gut sein, Fritz," sagte er gütig. „Halte dich nur auch in Zukunft so brav, wie du es bisher gethan, und es wird Alles zu deinem Besten ausfallen. Und nun geh, — ich habe zu thun."

Es ist unmöglich, die Freude zu beschreiben, welche das Herz unseres Fritz fast bis zum Zerpringen erfüllte. Das war heute ein Aufschwung nach Oben, wie er ihn nie zu er-

warten gewagt, wie er ihn seit dem Tode seines Vaters niemals geahnt hatte. Als er Abends nach der Heimkehr der Mutter sein gutes Glück erzählte, strömten Thränen des Glückes über seine Wangen, und mit ihnen mischten sich die Thränen, die süßesten Freudenthränen der Mutter, welcher durch Herrn Hallberg's Güte abermals eine schwere Sorge, die Sorge um die Zukunft ihres Fritz, vom Herzen genommen war. Beide dankten Gott aus innerster Seele, und lange hatte kein so süßer Schlaf sich auf ihre Augen hinabgesetzt, als dies in der Stille der nächsten Nacht geschah.

Nur Einen gab es, der über die Erhebung und Beförderung Fritzens nicht Freude, sondern den bittersten Groll empfand, und dieser Eine war Heinrich Dorn, dem die verhaßte Neuigkeit schon nach wenigen Tagen bekannt wurde. Daß der bettelhafte Zunge — anders bezeichnete er Fritz gar nicht — mit ihm in jeder Beziehung auf gleichem Fuße stehen sollte, erfüllte ihn mit Entrüstung, und er beklagte sich bei seinem Vater laut und bitter darüber.

"Kannst du nicht Herrn Hallberg bewegen, da eine Aenderung zu treffen, Papa?" fragte er.

"Das würde wenig oder vielmehr gar nichts nützen," entgegnete der Justizrath. „In der ganzen Stadt gibt es Niemanden, der weniger eine Gemischung in seine Angelegenheiten dulden würde, als Herr Hallberg. Darum beruhige dich, es läßt sich hier nichts ändern."

Wohl oder übel mußte sich Heinrich Dorn schon beruhigen; aber es gefiel ihm durchaus nicht, daß Fritz künftighin mit ihm auf ein und derselben Stufe stehen sollte.

(Schluß folgt.)

## Die Wunder des Meeres.

Nach Quellen bearbeitet von J. Jauch.

(Schluß.)

Die Alken, eine Art Pinguine, mit ihren kurzen Flügeln und ihrem seitlich fast zusammengedrückten Schnabel, leben beinahe alle nur im nördlichen Eismeer. Von einem Alkenfang im hohen Norden berichtete ein Reisender Namens Hayes, es sei unmöglich gewesen, sich eine genaue Vorstellung von der ungeheuren Menge kleiner Alken zu machen, die ihn umschwärmen. Einer der Eskimos, und zwar der Fürst selbst, holte Hayes zum Alkenfang ab. Die Vögel machten mehr Lärm, als gewöhnlich, denn sie waren eben in ungeheuren Schwärmen vom Meere zurückgekehrt. Der Eskimofürst nahm ein kleines Netz mit, das aus zusammengestricken, leichten Riemen von Seehundsfell gemacht war. Der Stab, mit welchem es gehalten wurde, war etwa neun Fuß lang. Hinter einem Felsen auf den Klippen duckten die beiden Alkenfänger sich nieder. Sie sahen die schwarzen, mit weißem Bauch gezeichneten Vögel zu Hunderttausenden ganz nahe über den Klippen hinstreifen und dieselben oft dicht bedecken. Nun begann der Fang; die Alken kamen so nahe, daß man sie fast mit der Hand greifen konnte, und hinauf in den dichten Flug ging des Eskimo Netz, aus welchem er ein halbes Duzend durch den Schlag betäubter Vögel herausholte. Mit der linken Hand drückte er nun die Vögel nieder, während er mit der rechten einen nach dem andern herauszog und in Ermangelung einer dritten Hand benutzte er seine Zähne, um ihnen die Köpfe

zu zerquetschen. Blut und Federn wurden ausgespuht und das widerliche Schauspiel wiederholt, bis etwa hundert Alken gefangen waren. Im Lager angelangt, stellte Hayes sich aus den Vögeln eine tüchtige Mahlzeit her, während der Eskimo sich das Vergnügen machte, den Vögeln die Bälg abzureißen und das rohe Fleisch zu verzehren, so lange es noch warm war.

Ein bedeutender und hervorragender Schwimmbogel ist der Pelekan, oder die Kropfgans. Durch seinen am Unterfiefer des Schnabels hängenden Kehlsack hat er ein eigenthümliches Aussehen. In diesem Kehlsack sammelt er die Fische ein, welche die Jungen dann da herausfressen. Dadurch entstand bei den Alten die Sage, der Pelekan reiße sich selbst die Brust auf, um die Jungen mit seinem eigenen Blute zu legen; so wurde er ihnen ein Bild aufopfernder Mutterliebe. Belagter Kehlsack, den man, wenn er zusammen gezogen ist, wenig bemerkt, faßt an zwanzig Pfund Wasser und erhält dann die Größe eines Menschenkopfes. Der Pelekan bewohnt die meisten Meere der gemäßigten Zone, besonders das schwarze Meer und das Mittelmeer, in Heerden, kommt bisweilen auch auf die deutsche Donau und den Bodensee; schläft viel, wobei er den Schnabel an die Brust stützt; geht langsam und schwankend, schwimmt jedoch sehr gut; steigt, ungeachtet seiner Körpergröße, hoch in die Luft, schreit fast immer wie ein Esel oder grunzt wie ein Schwein. Fische und Frösche machen die Nahrung des überaus gefräßigen Vogels aus. Auf Strömen und



Landseen schließt eine Schaar einen zweiten Kreis und berengt denselben unter stetem Flügelschlag, bis viele Fische zusammengetrieben sind, dann schöpft jeder mit dem weiten Schnabel

Lehterer schaut auf, und wenn der Räuber nahe kommt, wird's ihm angst und er schreit. Dadurch öffnet er dem Dieb unvorsichtigerweise die Thüre und im Nu sind der Fisch und der



Eine Schaar Pelikane.

Fische auf, läßt das Wasser abfließen, füllt seinen Beutel, schwimmt ans Ufer und verzehrt den Raub in Ruhe. Er wird sehr leicht zahm und läßt sich, wie es in Ostindien häufig geschieht, zum Fischfang abrichten. Man fährt nemlich mit dem Thier auf den Fluß oder in den Teich und läßt es sodann aus dem Rachen los. Mit Heftigkeit stürzt es sich in das Wasser, daß dieses hoch aufschäumt und alle Fische erschrecken. Aber der Pelikan saust durch die Fluth dahin und schlägt das nasse Element so gewaltig mit seinen großen Flügeln, daß die Fische die Flucht ergreifen. So jagt sie der Pelikan in eine Bucht oder Ecke, dann schöpft er sie, wenn sie dicht gedrängt beisammen sind, mit seinem Schnabel in den Kehl sack und bringt sie so zurück nach dem Fischkasten, wo er sie seinem Herrn übergibt. Er macht absichtlich Lärm und thut fürchterlich; die Fische sollen von Schreck erfasst werden und sich zu einander flüchten; die Beute ist dann ausgiebiger.

Der Kehl sack des Pelikans wird nicht selten seines Inhalts an Fischen durch andere Seevögel beraubt. Dr. Livingstone, der große Afrikareisende und Missionar, sagt: „Der afrikanische Fischweih beraubt öfters die Tasche des Pelikan. Der Raubvogel schwebt über dem dummen Geschöpfe, während dieses am Fischen ist und belauert es, bis es einen schönen Fisch unter seinem langen Schnabel hat, dann kommt er mit seinen Flügeln über den Pelikan herab.

Räuber fort.“—Ein beträchtlicher Meeresvogel ist der Albatros, ein sehr großer und gefräßiger Vogel, der eine Länge von etwa vier Fuß erreicht, mit einem langen, gelblichen, an der Spitze hakig gebogenen Schnabel und weißem Gefieder.

Seine Flugkraft ist außerordentlich; vom Cap Horn und Neuseeland, wo er im October brütet, unternimmt er weite Reisen bis nach Kamtschatka und den Kurilen, wo er sich im Frühling und Sommer mästet, ohne daß jedoch die Regelmäßigkeit seines Wanderns erwiesen wäre. In der Regel legt der Albatros nur ein Ei, und sein Nest, für welches er sich einen der höchsten Punkte, auf nahe dem Meere gelegenen Felsen aussucht, bereitet er auf sehr einfache Weise, indem er um das gelegte Ei Massen von Erde anhäuft, bis sich daraus ein ringsförmiger Wall gebildet hat. In diesem Daheim auf hohen Felsen fühlt er sich wie ein unumschränkter Gebieter in seinem Reiche, und wenn ja ein menschliches Wesen sich nähert, so kümmert ihr das so wenig, daß er unbekümmert sein Thun und Treiben fortsetzt. Sie finden sich auf der südlichen Erd-



Pelikan vom Fischweih beraubt.

hälfte, jenseit des Wendekreises und begegnen den Seefahrern überall, besonders häufig am Vorgebirge der guten Hoffnung, wo sie, am Strande sitzend, wie Schaafherden aussehen, und daher auch Cap-Schafe genannt werden.

Ohne hier noch weitere Specien der Seevögel anzuführen, sei nur noch erwähnt, daß dieselben zusammen etwa den vier-



zehnten Theil aller Vögel, die sich zu ungefähr neun tausend und vierhundert verschiedenerlei Gattungen belaufen, ausmachen.

Interessant und wichtig für den Handel ist jedenfalls die ungeheure Anzahl der Eier der verschiedenen Seevögel an den Meeresküsten und in Felsespalten. Gra b a bemerkt, daß die Seevögel stets solche Felsen zum Brüteplatz wählen, welche nach Westen oder Nordwesten zu gerichtet sind. Unter den vor anderen von ihnen besuchten Inseln ist der kleine Archipel Faroe's hervorzuheben. Dieser Archipel welcher aus etwa fünf- undzwanzig großen Felsen formirt ist, wird geradezu Vogelberg genannt. Einer dieser Felsen verdient besondere Achtung. Derselbe hat eine Höhe von sechzehn bis achtzehnhundert Fuß über dem Wasserspiegel, an welchen die Wellen zur Zeit eines heftigen Sturmes bis zu hundert Fuß emporschlagen. Die steilen Wände dieses Felsens bieten einen höchst interessanten Anblick. Millionen von Seevögel sitzen auf den hervorragenden Felszacken. Die Weibchen auf ihren Nestern, die Männchen in ihrer Umgebung, mit ihren Köpfen alle nach

dem Meere zu gewandt. Die Annäherung der Menschen kümmert sie wenig und ein Kanonenschuß scheucht nur die Männchen auf, während die Weibchen ruhig sitzen bleiben. Das Eierfischen ist dort als Pachtrecht in den Händen eines Monopols, für welches sehr theuer bezahlt wird. Dasselbe gehört den Bewohnern der Fagelinsel. Naumann berichtet, daß von den größeren Seemöven allein alljährlich circa fünfzigtausend, von den Silbermöven etwa zehntausend Stück Eier geholt werden. Drei Männer sind beständig daselbst mit Eierfischen beschäftigt, von Morgens bis Abends spät, wobei sie (siehe Abbildung im v. Hefte) häufig ihr Leben aufs Spiel setzen. Audubon sah schon solche Eier Sammler mit einer Schiffsladung Eier von Havanna zurückkehren, welche sich zu etwa acht Tonnen belief, meist von Seeschwalben. Er fragte sie, was die etwaige Zahl derselben sein möchte, worauf er zur Antwort erhielt, daß man sie niemals zähle, sondern per Gallone zu fünfundsiebenzig Cents verkaufe, und daß also eine solche Schiffsladung wohl an zweihundert Thaler bringen werde.

## Darum wachet!

Eine warnende Erzählung bearbeitet von W. H.

Bernhard D., ein Buchhalter in einem Handlungshause zu R., mußte in Berufsgeschäften nach einem reizend gelegenen Badeorte reisen. Er freute sich der Reise, denn er gedachte etwa eine Woche Ferien damit zu verbinden. Nicht, daß er von den Bädern Gebrauch machen wollte; dafür hatte er weder Geld noch Bedürfnis. Aber da er während des ganzen Jahres angestrengt arbeiten mußte, so wollte er sich etwas Ruhe gönnen und die würzige Gebirgsluft genießen. Als er von seinem treuen Weibe und dem geliebten Töchterchen zärtlichen Abschied nahm, steckte ihm ersteres noch ein Goldstück zu und ermahnte ihn, sich damit glücklich zu thun.

Freilich war Bernhard das bunte Treiben in dem Badeorte neu und interessirte ihn auch für eine Zeitlang, doch weilten seine Gedanken bei den geliebten in der Heimath, wenn er Abends einsam durch die blühenden und mit bunten Laternen erhellten Lindenalleen des Kurgartens schritt, und die Sterne der Heimath über seinem Haupte leuchteten.

An einem trüben Regentage saß er einsam auf seinem Zimmer. Die Langeweile plagte ihn, und er vertrieb sich die Zeit mit lesen, und dem Beobachten der Kurgäste, welche in einem benachbarten Hause beständig aus- und ein gingen. Es war ein Spielhaus der „Pharao“ genannt. Bernhard bekam Lust, den Ort auch einmal zu besuchen. Nicht um zu spielen—bewahre!—sondern um sich die Langeweile zu vertreiben und zu sehen, wie es an solchen Plätzen zugeht. Er machte sich also auf und trat ein.

Wie sich im Leben die Gegensätze häufig vereinigen, so ist dies auch mit den Spielhäusern in Bädern der Fall. Hier, wo alle Anstalten getroffen sind, für das Wohl des Körpers zu sorgen, die zerrüttete physische Gesundheit wiederherzustellen, erlaubte man gleichfalls, die Gesundheit der Seele zu untergraben; neben dem Heiltrank, welchen sprudelnd eine gütige Natur spendet, wurde auch dem verderblichen Spiele ein Platz eingeräumt.

Mit unwillkürlichem Schauern trat Bernhard in die unheimlichen Hallen, wo sich um die grünen Tische ein gewinnstüch-

tiges Publikum gruppiert hatte. Trotz der zahlreichen Versammlung herrschte ein Todtenschwigen und man vernahm nur das Klirren des Goldes, das theils von den Banthaltern eingestrichen, theils ausgezahlt wurde, und das einförmige dumpfe Ansagen der Verlust- und Gewinnkarten. Mit verhaltenem Athem, geisterbleichem Antlitze, saß hier und da ein Pointeur, der seine sämtliche Baarschaft bereits verloren, und sein letztes Geld auf eine Karte gesetzt hatte. Convulsivisch waren die Hände geballt und der Blick starr auf den Abzug des Bankiers gerichtet, an welchem Tod und Leben hing. Der große Goldhaufen, der inmitten der ovalförmigen Tafel lag, war die Centralsonne, welche die Goldstücke der Spieler mit magnetischer Kraft nach und nach anzog. Wie mancher der Letztern verließ als ruinirter Mann diesen Tempel des Spiels.

Nachdem Bernhard noch eine Zeitlang zugeschaut, verließ er den unheimlichen Ort und eilte ins Freie. Der Himmel hatte sich aufgeklärt, und die von Regen erfrischte Landschaft lag in prachtvoller Beleuchtung der Abendsonne. Welch' ein Contrast, diese reine Luft, dieses Aroma der Blumen- und Pflanzenvelt, dieser Friede und diese Liebe der Natur gegen die schwüle, feuchtergeschwängerte Atmosphäre des Spielzimmers. „Welch' schreckliche Leidenschaft“, sprach Bernhard für sich, während er in dem blüthenreichen Thale dahin wandelte; „nein, nimmer soll es einem bösen Genius gelingen, mich zum Hazardspiele zu verlocken. Warnend für mein ganzes Leben werden jene bleichen, verzerrten Gesichtszüge vor mir stehen, welche ich heute im Spielhause erblickte. Der Goldhaufen in der Mitte, auf welchen die Blicke lüftern und mit Eier gerichtet waren, schien eine wahre magnetische, ja eine teuflische Gewalt auszuüben. Sollte denn das Geld wirklich eine solche Anziehungskraft besitzen?“

Während Bernhard so in Gedanken hinschritt, trat ihm ein Krämer entgegen, welcher ihm seine Waaren, worunter sich besonders ein prächtiger Damenschawl befand, anpries. Wie gerne hätte er diesen Schawl seiner Frau als Geschenk mit nach Hause gebracht. Aber der Händler verlangte dafür 25 Thaler.



Er hatte sich nun zwar vorgenommen, für das Goldstück, welches seine Frau ihm beim Abschied von Hause überreichte, ein Geschenk zu kaufen, und es nicht für sich auszugeben. Aber das waren doch immerhin nur fünf Thaler. Wo sollten die anderen zwanzig herkommen.

Der Händler merkte aber bald, daß Bernhard der Shawl nicht wenig gefiel. „Kaufen Sie das Tuch für Ihre liebe Frau,“ sagte er. „Fünfundzwanzig Thaler ist gar kein Geld für die prächtige Waare. Sie können ja das Lumpengeld mit einem einzigen Thaler im Pharao wieder gewinnen.“

„Nein, nein, ich kaufe nicht,“ sagte Bernhard entschieden und entfernte sich. Inbeß je weiter er das Thal entlang schritt, desto verlockender malte ihm seine Phantasie den prächtigen Shawl vor und desto vernehmlicher klangen in seinem Innern die Worte wieder: „Sie können ja das Lumpengeld mit einem einzigen Thaler im Pharao wiedergewinnen.“

Eine andere Stimme in seinem Inneren aber rief: „Laß dich nicht verlocken. Hat dich der Teufel einmal mit einem Finger, so hat er bald Hand und Herz auch! Hast du nicht gesehen die geisterbleichen Gesichter im Spielhaus; sie haben gewiß auch nur im Kleinen begonnen!“

So kämpfte er lange mit sich. Die Sonne sank prachtvoll hinter die fernen Gebirge, die ganze Abendlandschaft war himmlisch erleuchtet; unter stillem Glockenläuten thaute der duftende Abend hernieber; einsame Sterne traten hervor, im nahen Buchenhaine schlug eine Nachtigall — Bernhard vernahm von alledem nichts, der Gedanke an den prächtigen Shawl und die Begierde denselben für seine Frau zu besitzen, hatten sich seines ganzen Wesens bemächtigt. Er vergegenwärtigte sich im Geiste schon die köstliche Scene, wenn er dies werthvolle Geschenk Emilien überreichen würde; und all dies Glück, das er sich so reizend ausmalte, konnte er in Wirklichkeit genießen, wenn er einen oder höchstens zwei Thaler daran wagte.

Bernhard war von seiner Promenade nach dem Badeort zurückgekehrt; wieder wandelte er die mit bunten Lampen erleuchteten Lindenalleen des Rurgartens auf und ab, fortwährend mit sich selbst kämpfend, ob er das Spiel versuchen solle oder nicht. Dort lag das Spielhaus. Er brauchte nur einzutreten und vielleicht schon nach einer halben Stunde war er im Besitz von so viel Geld, daß er seinen Lieblingsplan ausführen konnte. Dann konnte er wieder aufhören zu spielen. Er wollte ja von dem Gelde nichts für sich, es war einzig und allein seiner theuren Gattin zu Liebe. So unterhandelte er hin und her mit dem Verführer bis endlich die Leidenschaft den Sieg davon trug. Er trat ein.

Eine Zeitlang stand er klopfenden Herzens hinter dem einen der Pointeure, bevor er einen Satz wagte. Da er nicht den Muth hatte, ein Livret zu verlangen, so bat er endlich seinen Bordermann, ob er ihm wohl erlauben wolle, einen Thaler auf seine Karte mit zu setzen. Der Pointeur hatte nichts dawider und Bernhard schob mit etwas zitternder Hand sein Geldstück auf die Karte. Gleich beim nächsten Abzug schlug diese für den Bankier. Bernhard erblakte.

„Das ist ein gutes Zeichen,“ flüsterte der Nebenmann Bernhard ins Ohr, „wenn man gleich das erste Mal verliert; setzen Sie eine neue Karte, ich wette, Sie haben Glück; aber Sie müssen auf selbst gezogene Blätter setzen; darf ich Ihnen mein Buch anbieten, ich spiele nicht mehr.“

Mit diesen Worten schob er dem Neulinge im Pharao, der sich über den plötzlichen Verlust noch immer nicht zu trösten vermochte, die dreizehn Karten in die Hand.

Bernhard ließ sich endlich verleiten, zog selbst eine Karte, und wagte einen zweiten Thaler. Diesmal wollte ihm das Glück wohlthun, der Piquekönig, welchen er besetzt hatte gewann. „Lassen sie sich den Gewinnst nicht auszahlen,“ flüsterte der Nebenmann von Neuem, „drücken sie ein Ohr, dann erhalten Sie den Satz dreifach auszubezahlt.“

Bernhard hätte fürs Leben gern den zurückgewonnenen Thaler eingestrichen, und nur mit Widerstreben befolgte er den Rath des Nebenmannes.

Die Karte gewann abermals.

„Immer fortgebogen,“ flüsterte der Versucher, „die Cocur-Behn muß noch einmal für Sie schlagen.“

Der Prophet hatte wahr gesprochen. Noch war die Taille nicht zu Ende und Bernhard hatte sechs Thaler gewonnen. Wer war glücklicher. Nach und nach wandte sich das Glück immer mehr zu seinen Gunsten. Schon war er im Begriffe aufzuhören; aber immer stand der unbekannte Rathgeber hinter ihm der es verhinderte.

„Sie sind im Glück,“ flüsterte er unaufhörlich, „es wäre unklug, aufhören zu wollen; Sie können die bedeutendsten Summen gewinnen.“

Bernhard spielte weiter, gewann, verlor, verlor abermals, ward hitziger, dem Verluste wieder beizukommen, seine Augen begannen endlich an zu starren, seine Züge vergerien sich. — Gegen Mitternacht erhob sich der Unglückliche geisterbleich; er hatte nicht nur seinen sämmtlichen Gewinnst, sondern auch seine ganze Baarschaft und selbst den Louisd'or, den er von seiner Gattin erhalten, und den er stets bei sich trug, verloren. Als er aufstand und sich umblickte, war der unbekannte Rathgeber, der ihn ins Verderben gelockt hatte, verschwunden.

Wer vermöchte Bernhards Zustand zu beschreiben! Halb bewußtlos schwankte er aus dem Spielzimmer, wie von Furien gepeitscht eilte er nach Hause, wo er sich in der höchsten Verzweiflung aufs Sopha warf. Von seinem ganzen Reisetagegeld war ihm kaum ein Louisd'or geblieben, der zur Bezahlung der Zimmermiete nicht einmal ausreichte. Wüste Fieberphantasien durchzuckten sein Gehirn; böse, unheimliche Gedanken umschwirrten wie Gespenster sein glühendes Haupt. Einen solchen höllenvollen Zustand hatte er noch nie gekannt. Plötzlich sprang er auf, griff wie wahnsinnig nach seinen letzten paar Thalern und rannte damit wie wahnsinnig nach dem Spielhause. In wenigen Minuten war auch diese kleine Summe von der goldbürtigen Bank verschlungen und Bernhard hatte Alles verloren.

Wir ersparen dem Leser die Tortur auszumalen, auf welchen den unglückseligen Mann sein Gewissen spannte: wir erwähnen nur, wie er durch die dunkle, stürmische, regenschwangere Nacht von bösen Geistern gepeitscht wurde; wie er erst gegen Morgen seine Wohnung wieder erreichte, wo er vernichtet niedersank und in einen dumpfen, schlafähnlichen Zustand versiel.

Welch' ein Erwachen, als die Morgensonne nach der sturmreichen Nacht freundlich durch die Fenster leuchtete. Es war der schrecklichste Tag in Bernhards Leben.

Wie vernichtet warf sich der arme Spieler, auf seinem Zimmer angekommen aufs Sopha. Alle Furien des bösen Gewissens durchwühlten sein Inneres. Alles war fort. Er konnte nicht einmal seine Rechnung bezahlen, er hatte keinen Pfennig Reisetagegeld. Und das Geschenk für seine Frau? Und das Bewußtsein seiner Sünde? Was sollte er anfangen? Da klopfte es an die Thür. Bernhard ist nicht im Stande, das „Herein“ zu rufen — die Thür öffnet sich; ein Briefträger

erscheint und bringt einen Brief von Emilien. Die liebende Gattin schreibt in den zärtlichsten Ausdrücken, sie wünscht dem Gatten die frohesten Tage, doch verheißt sie auch nicht, mit welcher Sehnsucht er in der Heimath erwartet werde. Doch soll er sich deshalb nicht beeilen, so es ihm im Bade gefalle. In dem Briefe der Mutter ist noch ein zweites Brieflein Mariens eingeschlossen, worin die gute Tochter dem Vater einen Marien-Dufaten mit der Bitte schenkt, sich damit ein paar vergnügte Stunden im Badeorte zu verschaffen. Sie wüßte wohl, schreibt das Mädchen mit kindlicher Naivität, daß Reisen viel Geld koste und daß sich der gute Vater ja nichts abgehen lassen solle. Zwei volle Monate hatte Marie mit kunstreicher Hand für fremde Leute gearbeitet, um diesen Schatz zu erringen. Endlich war es ihr gelungen und mit himmlischer Freude bot sie dem Vater die Liebesgabe dar.

War Bernhards Zustand seither schon ein verzweiflungsvoller gewesen, so füllten die beiden Briefe der Liebe den Giftbecher bis zum Ueberlaufen. Mit Hast riß er Mariens Brief auf, da entglitt ihm der Marien-Dufaten und rollte das Zimmer entlang. Bernhard stürzte ihm nach und hielt bald das schöne Goldstück, das bekanntlich die fromme Aufschrift trägt: „Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!“ krampfhaft in seiner Hand. Gewaltig arbeitete es in seiner Brust. Er meinte vor Scham in die Erde sinken zu müssen, wenn er seine Handlungsweise mit den Liebesbeweisen von Seiten seiner Gattin und seines Kindes verglich. Endlich jedoch löste ein wohlthuernder Thränenstrom die Banden, welche ihm die Brust zuzuschnüren drohten. Er fiel auf seine Kniee und schluchzend bat er Gott um Verzeihung seiner Sünden, und zugleich dankte er, daß der Herr ihm Unwürdigen eine solche Gattin und ein liebes Kind gegeben habe. Etwas beruhigter stand er von seinen Knieen auf. Wie dunkle, schwindende Gewitterwolken zog die Erinnerung an die verfloffene Nacht durch seine Seele. Immer und immer wieder mußte er die empfangenen, liebeathmenden Briefe lesen und die Liebesgabe seines Kindes betrachten.

Endlich klopfte es wieder an die Thüre. Der Wirth trat

ein. Er wollte Bernhard über eine gewisse Festlichkeit, welche an jenem Tage stattfinden sollte benachrichtigen. Als dieser den Marien-Dufaten in Bernhards Hand gewahrte, sagte er: „Ei, da haben Sie eine seltene Schaumünze. Die findet man heutzutage nicht häufig mehr. Wenn Sie den Dufaten dem alten Herrn, welcher dort gegenüber in der prächtigen Villa wohnt, zum Kaufe anbieten, so können Sie ein schönes Sümmchen dafür lösen.“

Bernhard erwiderte nichts auf die Bemerkungen des Wirthes; jedoch noch am selbigen Vormittage suchte er den bezeichneten Herrn auf und bot ihm die seltene Münze, so hart es ihm auch ging, sich von der Liebesgabe seines Kindes zu trennen, zum Verfaufe an.

Der alte Herr schien des Kaufes recht froh zu sein, denn er bemerkte im Laufe des Gesprächs, daß er schon einige Zeit nach einem solchen Dufaten gesucht habe, um ihn seiner Münzsammlung beizufügen, und zahlte Bernhard ohne Weiteres eine Summe, welche hinreichte, seine Hotelrechnung zu bereinigen und ein Billet für die Heimreise zu kaufen.

Jetzt litt es ihn auch nicht länger mehr in dem Badeorte; der Boden schien ihm unter den Füßen zu brennen. Wohlbehalten kam er am nächsten Morgen früh bei den lieben Seinigen an. Seine Gattin erschraf, als sie ihn so angegriffen sah, und er berichtete ihr, sobald sie allein waren, über die dunklen Wege, auf welchen er gewandelt und die Gefahr, worin er sich befunden habe. Doch hoffe er, für immer von allen Versuchungen zum Spiel geheilt zu sein. Die Gattin nahm innigen Antheil an den Gefühlen ihres Mannes und behandelte ihn mit doppelter Liebe, um so mehr, da es ja eigentlich seine Liebe zu ihr gewesen war, welche ihn zuerst zum Betreten des Spielsalons bewogen hatte. Die liebe Marie hat nie etwas von dem Unglücke ihres Vaters erfahren, obgleich es ihr oft seltsam vorkam, daß derselbe sie gerade seit jener Ferienreise mit doppelter Zärtlichkeit behandelte. Bernhard ist seit jener „Babereise“ manches Jahr älter geworden und hat noch manchen Reise gemacht, aber einer zweiten Warnung gegen das Hazardspiel hat es bei ihm nie wieder bedurft.

## Die Tigerinsel.

(Scenen aus ferner Zone von G. Schenke.)



Kalkutta, die glänzende Hauptstadt des ungeheuren indo-britischen Reiches, von mehr als 800,000 Menschen, Europäern aller Länder, Indern und Persern, Abessiniern und Arabern, Malaien und Negern, Chinesen und Tartaren u. bewohnt, liegt in dem ungefunten Tieflande Bengalens, jener vom Ganges und seinen Nebengewässern getränkten überaus fruchtbaren, zum Theil aber auch von ausgebreiteten Sümpfen bedeckte Ebene, die, höchstens sechs Meter sich über das Meer erhebend, durch ihre Fieberluft den europäischen Ankömmlingen nicht selten verderblich wird. Durch den Hugly, den westlichen großen Mündungsarm des Ganges, steht Kalkutta, eines der größten Handelsemporien der Erde, in direkter Verbindung mit dem Meere. Nur die größten Schiffe können nicht bis zu der vom Ocean noch achtzehn geographische Meilen entfernten Stadt heraufkommen, sondern müssen an der Mündung des eben genannten Hauptarmes im Diamanthafen (Diamond Harbor), ankern. Die Schifffahrt auf dem trübfließenden braunen

Hugly, an dessen niedrigen Ufern die Cholera brütet, auf die ein Viertel aller in Kalkutta erfolgenden Todesfälle gerechnet werden muß, ist aber für alle tiefer gehenden Fahrzeuge überhaupt eine so ungemein schwierige, daß sich schon vor längerer Zeit eine Aktiengesellschaft gebildet hatte, um an einem anderen der vielen Nebengewässer des heiligen Stromes der Inden einen Hafen anzulegen und das Handelsquartier von Kalkutta dahin zu übersiedeln. Bis jetzt hat man indeß von einer wirklichen Ausführung des Projectes nichts gehört; möglicher Weise war das Ganze bloß einer jener Börsencoups, welche bekanntlich in Ostindien an der Tagesordnung sind.

Da nun, wo der Hugly die offene See, den Meerbusen von Bengalen, erreicht, taucht aus dem hier Meilen breiten Strom eine nur wenig über den Spiegel des Wassers emporragende grün bebuschte Insel auf, die gleich einem unheimlichen Gespenste in ganz Ostindien nur mit Angst und Schrecken genannt wird. Es ist dies Sogor, die Tigerinsel, wie sie an den Küsten ringsum heißt, weil sie seit unvordenklichen



Zeiten sich dermaßen in der Gewalt der furchtbaren Bestien befindet, daß bisher noch alle Versuche ihrer Cultur gescheitert sind. Wohl hat man schon zu wiederholten Malen kleinere und größere Abtheilungen von Kulis (indische Landarbeiter) mit Geräthschaften und Lebensmitteln nach dem Gilande geschafft, um dort Reispflanzungen anzulegen, die bei der wunderbaren Fruchtbarkeit des Bodens jedes Jahr sicher eine doppelte Ernte getragen haben würden, allein immer machten sich die Leute wieder rasch davon, die begonnenen Arbeiten und ihre Werkzeuge im Stiche lassend. Denn jeden Abend fehlten beim üblichen Appell Einer und der Andere, und des Nachts hatten sie in ihren improvisirten Blockhäusern nicht selten förmliche Belagerungen von Seiten der Tiger auszustehen.

Um nun die unglücklichen Kulis zum Aushalten auf der Schredeninsel zu zwingen, führte einer der Unternehmer, der sie gemiethet hatte, die Rähne wieder mit fort, in denen sie am Gestade des Sogor-Gilandes ausgesetzt worden waren. Als er aber nach vierzehn Tagen dahin zurückkehrte, um den Arbeitern einen neuen Vorrath von Mundproviand zu bringen, fand er auch nicht einen einzigen seiner Hindus mehr auf Sogor vor. Die Gerichte von Kalkutta erklärten nach angestellter Untersuchung ohne Weiteres, die Unglücklichen hätten sich zweifellos durch Schwimmen auf das nur zwei englische Meilen entfernte Festland gerettet. Das Publikum wollte diesem Ausspruche freilich keinen rechten Glauben schenken, indeß ward von der Sache bald nicht mehr gesprochen. Was kam es auf einige Kulis mehr oder minder an, davon stiegen oder fielen die Preise von Indigo und Opium nicht. Denn der Engländer geht ja nur nach Ostindien, um Geld zu verdienen, mit den Fragen der Menschlichkeit sich zu befassen—was in den Colonien überdies seine Sache nicht ist—dazu hat er keine Zeit.

Seit diesem Vorfalle ist kein neuer Versuch unternommen worden, Sogor der Herrschaft der Tiger zu entreißen, die dort nachgerade dergestalt überhand genommen haben, daß man selbst bei Tage nicht einen Versuch machen kann, in das Innere der Insel einzubringen, ohne von ihren grimmigen Bewohnern zerissen zu werden. Erst ganz vor Kurzem noch ist dies dem Capitän und einem der Offiziere eines amerikanischen Schiffes geschehen, das mit einer Ladung Eis für Kalkutta besetzt war. Der Capitän machte die Reise nach Ostindien zum ersten Male. Seine Seefarte sagte ihm, daß die Küste von Sogor eine sichere Rhebe darbiete; er ging deshalb daselbst vor Anker, um Booten und Dampfschlepper zu erwarten, die sein Schiff nach Kalkutta hinauf geleiten und bugsfren sollten. Da jedoch bis zu deren Ankunft einige Stunden verstreichen mußten, vermochte er nach dem Monate langen Leben auf der See der Lust nicht zu widerstehen, inzwischen einen kleinen Jagdausflug nach dem in der herrlichsten tropischen Vegetation prangenden Gilande zu unternehmen, das zumal an Wasservögeln so überaus reich zu sein schien. Enten, Regenpfeifer, Schnepfen, Reiher u. a. m. erheben sich in der That fort und fort aus den Sümpfen empor, die hohen Gräser mit ihrem Fluge streifend, und versprechen dem sich in die Tigerbüscheln der Insel wagen den Schützen eine werthvolle Beute—wenn er nicht, was das Wahrscheinlichere, vorher von den Bestien gefressen wird.

In der Begleitung seines ersten Lieutenants und mit dem nöthigen Jagdbedarf versehen, begab sich dann der amerikanische Capitän ans Land; allein Stunde um Stunde verrann, mehr als das Doppelte der Zeit, welche die Jäger hatten abwesend sein wollen, und noch lehrte keiner derselben zurück.

Der am Bord gebliebene zweite Lieutenant begann daher zu besorgen, es möchte den Beiden ein Unfall zugestoßen sein, und wollte schon einige Matrosen nach ihnen ausscheiden, als mittlerweile glücklicher Weise der Bootse anlangte, der ihm sagte, welches entsetzliche Loos den beiden Jägern höchst wahrscheinlich gefallen sei. „Und ganz so wird's Allen ergehen, die Sie nach der Insel entsenden,“ fügte der Mann mit seemännischer Gelassenheit hinzu.

Der wackere Amerikaner hielt sich hieburch indeß noch nicht für geschlagen. Anstatt aber bloß eine kleine Anzahl seiner Leute nach Sogor abzuordnen, stellte er sich selbst an die Spitze von zwanzig bis an die Zähne bewaffneten Männern und fuhr im Schiffsboote mit ihnen nach dem verhängnißvollen Orte ab. In das Innere des Gilandes zu bringen, war ihnen vereint unmöglich, da Schlingpflanzen, Bambusgestrüpp und riesige Farrenkräuter ein unentwirrbares Dickicht bildeten; man hätte sich trennen müssen, um durch dies Gewirre zu kommen, und sich trennen bedeutete eben den Tod. So suchten sie am Saume der Insel hinzuschreiten; kaum hatten sie jedoch eine Viertelstunde Wegs zurückgelegt, so sahen sie sich von zwei Tigern angefallen. Mit Hülfe ihrer Revolver und der starken Bajonetten ihrer Genossen tödteten sie zwar die Bestien, allein das Knallen ihrer Büchsen und das Geheul der getroffenen Ungethüme brachten rasch die ganze Insel in Aufregung und bald wurde das Gebrüll ein so starkes und grauenhaftes und näherte sich dem kleinen Truppe so schnell, daß die Klugheit der letzteren gebot, so eilig wie möglich den Rückzug anzutreten. Denn wären sie von mehr als zwei Tigern zugleich angefallen worden, so würden auch sie wohl unrettbar verloren gewesen sein. Sie liefen daher nach ihrem Boote zurück und machten zu Wasser die Tour um das Giland, während sie dabei unablässig laut riefen und ihre Büchse abfeuerten. Keine bekannte Stimme aber gab ihnen Antwort, kein Laut verkündete ihnen, daß ihre Freunde noch lebten.

Noch sechs Tage hindurch suchte der brave Mann nach den sterblichen Ueberresten seiner beiden Vorgesetzten. Einmal zerstückelte ihm ein Tiger den Lauf seiner Büchse, und nur dem unerschrockenen Eingreifen seiner Gefährten, welche das wilde Thier mit ihren Bajonetten niederstachen, hatte er seine Rettung zu verdanken. Erst nachdem er dergestalt Alles versucht, die beiden Todten aufzufinden und nachdem er und seine tapferen Kameraden mehrfach ihr Leben auf das Spiel gesetzt hatten, entschloß er sich, den Tod seines Capitäns als unabänderliche Thatsache anzuerkennen und das Schiff nach Kalkutta zu führen.

Gar oft, namentlich bei sinkendem Abend, hören die an Sogor vorüber in das Meer hinaus oder von der See stromaufwärts trachtenden Fahrzeuge das Rauschen und das erschütternde Brüllen der wilden Bestien, die sich immer nach dem Ufer des Gilandes drängen, sobald sie Menschen in der Nähe wittern, und wohl schon Manchem mag bei diesem unheimlichen Congert in seinem Rachen das Herz recht klein geworden sein; kommt es doch zuweilen vor, daß der Tiger sich in das Meer stürzt und Viertelstunden weit darin fortzuschwimmt, um eine Beute zu packen, die er erpäht hat, zumal, wenn er von dieser zuerst angegriffen oder gar verwundet worden ist. Auch wenn jene vornehmlich dem bengalischen Meerbusen und den angrenzenden Ländern eigenthümlichen Orlane, die Cylone, sich erheben, die schon Hunderttausenden von Hindus das Leben gekostet haben und Sogor unter Wasser setzen, eilen die jene unheimliche Insel bewohnenden Tiger, falls sie von dem Unwetter nicht zu jählings überrascht werden, schwimmend die nächste



festländische Küste zu gewinnen, kehren indeß sofort nach der Insel zurück, nachdem der Sturm vorüber ist. Dort finden sie offenbar die ihnen gemäßen Lebensbedingungen besser und vollkommener vielleicht, als anderswo. Das Sumpfgestrüpp der Dschungeln mit ihren sicheren Verstecken und ihrer reichen

gesiederten Welt, die dem Tiger, wenn er des Nachts auf Raub auszieht, eine erwünschte Nahrung in Fülle gewährt, behagt ihm vor Allen — „König der Dschungeln“, so nennt ihn darum auch der Hindu, der nur mit scheuer Ehrfurcht den Namen dieser Hauptgeißel seines Landes ausspricht.

## Bilder aus dem Orient.

Von F. W. Bögelein.

### V.

Die sich von dem Himalaya Gebirge südlich erstreckende, zwischen dem indischen Ocean im Osten und dem arabischen Meer im Westen zuspitzende Halbinsel Südasien ist ein großes, politisch in viele Fractionen getheiltes Ländergebiet, Indien genannt (franz. les Indes, englisch und spanisch India).

Der Name wird in verschiedenem Sinne gebraucht; in weiterer Bedeutung versteht man darunter, wie im klassischen Alterthum, sowohl die Halbinsel dießseits des Ganges oder Vorderindien als die jenseits dieses Flusses oder Hinterindien, und rechnet auch die größeren Inseln des indischen Archipels dazu.

Dieses Land war schon im frühen Alterthum bekannt und trieb in alter Zeit mit anderen Völkern, denen es als ein Land voll Schätze und Wunder bekannt war, großen Handelsverkehr.

Ihre eigenartigen politischen und socialen Verhältnisse waren längst ein Gegenstand von nicht geringem Interesse geworden. — Schon in altersgrauer Zeit bildete sich unter den Indiern jenes eigenthümliche Staatssystem, die Einteilung des Volkes nach Kasten, welches schon in dem alten Gesetzbuch des Manu als vollständig

durchgeführt und durch religiöse Theorien in Verbindung mit kosmogonischen Ansichten, geheiligt erscheint. Das ganze Volk

ist in vier Kasten getheilt: 1. Die Brahmana oder Priesterkaste; 2. Kshatra, Kshatrija oder Krieger; 3. Waisja oder das mit Ackerbau, Handel und Gewerbe betraute Volk; 4. Sudra oder Dienstvolk. — Manu lehrte diese Kasten-Einteilung

beruhe auf göttlicher Bestimmung und zwar weil die Brahmanen aus dem Monde Brahmas hervorgegangen seien, darum haben sie als Priester in heiligen Sachen zu leben und zu dienen. Weil die Kshatrija aus den Armen Brahmas entsprungen sind, haben sie als Kriegervolk zu dienen. Weil die Waisja aus dem Schenkel dieser Gottheit entsprungen sind, darum ist es ihre Pflicht der Dinge zu war-

ten, die zum menschlichen Lebensunterhalt gehören und ihr Erbtheil ist Reichthum. Die Sudra aber seien aus den Füßen Brahmas erzeugt und deshalb zum Dienst der höheren Kasten bestimmt.

Der Ganges ist bekanntlich dem Indier ein heiliger Fluß, und wer sich darin badet, wird „rein von allen Sünden.“ Die Indier wandern zu Tausenden aus allen Theilen des Landes als Pilgrime dahin, und sie sehnen sich daselbst zu sterben, denn wer daselbst stirbt, glauben sie, dem ist der Eingang ins Paradies gewiß, auch haben schon die alten indi-



Rajahs im Tempel.



Reisen in Indien.

sehen Fürsten große, prächtige Tempel längs den Ufern dieses Flusses gebaut.



Seward in seinen Reisen in Indien sagt: „Eine höchst bilderreiche Scene bietet das Ufer des Ganges; Pilgrime, Männer, Frauen und Kinder hier und dort in Gruppen beisammen, steigen beständig auf und ab aus diesem ‚heiligen‘ Flusse, und sogar der Elefant meint man, fühle sich von diesem mysteriösen Glauben bewältigt, während er vorsichtig hinab steigt und seinen Schlauch mit verehrtem Wasser füllt, es ist wunderbar. Manche Pilger stürzen sich von den dazu

che Wiege der Buddha-Religion angesehen; denn hier soll Buddha, gemäß indischer Tradition, in Zurückgezogenheit gelebt und gelehrt haben.

Auch bringen die Indier große Opfer in ihre Tempel. So erzählt uns z. B. ein Missionar aus Indien: „Ich besuchte eines Tages den Rajah von Burdwan und fand ihn in seiner Schatzkammer mit fünfzig Säcken Gold vor ihm stehen, im Werthe von fünf Tausend Dollars. ‚Was gedenken Sie mit



Eine Missionsschule.

gebauten Plattformen plötzlich ins Wasser, andere fahren in kleinen Booten hinaus in den Strom und stürzen sich alsdann hinein, und Alle, nachdem sie sich von Sünden rein glauben, ziehen zum Zeichen ihrer Reinigung schneeweiße Kleider an.“

Die heilige Stadt der Indier liegt in der Nähe des Ganges, Sarnath genannt; es ist keine große Stadt mit prächtigen Tempeln, wie etwa Mecca oder Jerusalem mit der Moschee Omar, sie ist vielmehr ein entlegenes unansehnliches Städtchen, wird aber von Pilgern stark besucht und als die eigentli-

all' diesem Gold anzufangen?“ fragte ich ihn. „Es ist für meine Götter bestimmt,“ war die Antwort. „Wie soll ich das verstehen?“ fragte ich ferner, worauf er mir folgende Auskunft gab: „Einen Theil sende ich nach Benares, wo ich zwei schöne Tempel habe und meine Priester, die für mich beten, ein anderer Theil geht nach dem Juggernaut und ein dritter Theil nach Gaha.“ Und solche Opfer bringt dieser Heide, \$5000, jährlich den Götzen Brahmās.“

## Die Tellskapelle in Bürglen.

(Gingefandt von Anna Gulich.)

**D**ie Tellskapelle steht auf dem Platze, wo einst Tells Wohnhaus gestanden hat. Es ist eine kleine, niedrige Kapelle. Durch ein hölzernes Gitter schaut man in dieselbe hinein und sieht mehrere Freskogemälde, welche auf Wilhelm Tell und den Ursprung schweizerischer Freiheit Bezug haben, und liest die sinnvollen Inschriften, welche jene erläutern. Ueber dem Eingang der Kapelle steht geschrieben:

Alhier auf dem Platz dieser Kapell'  
Hat vormal's gewohnt der Wilhelm Tell;  
Der treue Retter des Vaterland's,  
Der theur' Urheber des freien Stand's!  
Dem zum Dank, Gott aber zur Ehr'  
Ward diese Kapell' gesetzt her.  
Ach, liebe Eidgenossen, denkt daran,  
Was Gott und die Alle euch Gut's gethan.

Dort nimmt—wie ein Gemälde darstellt—Tell von seiner Frau, der Tochter des Walther Fürst von Attinghausen, eines der bekannten Stifter des Bundes der Eidgenossen, traurigen Abschied, und darunter steht geschrieben:

Unter großem Herzeleid  
Nimmt der Tell von Haus Abscheid.

Auf dem zweiten Bilde schreitet Tell bei dem aufgesteckten Hut vorbei, ohne ihm die geforderte Ehre anzuthun; da heißt's:

Wilhelm wird hart verklagt,  
Weil er dem Fiß die Ehr' versagt.

Und so sind noch acht andere Bilder aus jener Geschichte mit bezeichnenden Versen. Da sieht man z. B., wie Landenbergs Diener dem Arnold im Melchthal die Ochsen vom Pflug hinwegnehmen will, und dabei steht geschrieben:

Der Och's am Pflug sogar  
Vor dem Zwang nicht sicher war.

Das Bild, wo dem alten Melchthal die Augen geblendet werden, hat folgenden Vers:

Der sich wollt' wehren um sein' Sach',  
Dem man die Augen gar austach.

\* \* \*

Die Tellskapelle ist aber nicht nur da, um die alten Helden zu feiern, sondern vor Allem, um diese Geschichte in eine höhere Beziehung zu setzen; und namentlich in dieser Hinsicht ist sie uns merkwürdig. Im Mittelpunkt steht der Altar und auf einem Gemälde der Heiland am Kreuz; er, ohne den alle diese Ereignisse dem Vaterland doch kein Heil hätten bringen können. Oben am Altar ist eine Uhr gemalt, die uns eine sinn-

volle Mahnung zur Einigkeit ertheilt, wie die dabei angebrachte Inschrift andeutet:

Freiheit wird sein von langer D'ur',  
Wenn all'zeit Eins zeigt wird auf der Uhr.

Oben am Gewölbe der Kapelle sehen wir Moses abgebildet, wie er die Israeliten durchs rothe Meer führt; dabei die Worte:

Sier drückt die Noth,  
Da rettet Gott.

Am Altarblatt ist der Spruch (Galater 5, 13.) zu lesen: Ihr aber seid zur Freiheit berufen, liebe Brüder . . . — durch die Liebe diene Einer dem Andern.

An der Außenseite der Kapelle steht Moses mit den Gesezes-tafeln. Unter dem Bilde heißt's:

Der Segen ist euch bereit von Gott,  
Wenn ihr werdet halten sein Gebot!  
(3. Mos. 26.)

Moses gegenüber steht Wilhelm Tell mit Pfeil und Armbrust; sein Knabe steht bei ihm; zwei Eidgenossen halten einen Zettel, auf welchem geschrieben steht:

Dankbar gedenkt an jene Zeit,  
Da ihr seid worden gefreite Leut'.  
(2. Mos. 13, 3.)

Im Jahre 1582 wurde die Tellskapelle erbaut und 1758 renovirt. Es sind jetzt bald 300 Jahre, daß diese Kapelle steht, und daß der Ritter und Landammann Peter Gisler dieselbe—wie man hier lesen kann—„zu Gottes Ehre und ewiger Gedächtniß an den ersten Stifter und muthigen Verfechter der Schweizerfreiheit gebaut hat.“

## John Tyndall.

Von A. T. H.

Das Portrait Tyndalls, welches der Leser hier vor sich hat, bekundet offenbar einen hohen Grad von Intelligenz, und die Stellung, welche er sich in der wissenschaftlichen Welt errungen, hat den Eindruck bewahrt, welchen die äußere Erscheinung macht. Zugleich aber liefert uns diese Wahrnehmung aufs Neue die Lehre, daß Intelligenz an sich noch keineswegs die Erkenntniß absoluter Wahrheit verbirgt, wenn sie nicht mit dem wahren Bewußtwerden seiner Stellung im Sein Hand in Hand geht. Wir sind, und um uns her ist die Welt. Dies ist das Sein. Aber was wir sind, — ob bloße Erzeugnisse eines blinden Ungefährs, höchstens, wenn dies überhaupt möglich wäre nur vermögend die Erscheinungen um uns her wahrzunehmen und darüber zu vernünfteln; — oder Geschöpfe von einer sich selbst bewußten Kraft und zu einem bestimmten Zwecke ins Dasein gerufen, das ist der große Unterschied. Nun kann die Intelligenz zwar zu einer hohen Blüthe gebiehet sein und dennoch blind bleiben für die Anerkennung unserer wahren Stellung im Leben.

In solchem Falle mögen wir sie zwar benutzen und ihr dankbar sein für eine weitere Einsicht in die Tiefen der äußeren Natur; aber als Führer auf unserem Lebenswege und als Maßstab für wahre Erkenntniß dürfen wir sie nicht wählen, denn ihre Schlüsse aus den Resultaten ihres Forschens leiten irre, und zwar ganz natürlich so, da ihr Forschen sich nur auf das sinnlich Wahrnehmbare beschränkt, während das höchste und unabweisbarste Bedürfniß des Menschen weit darüber

hinausgeht. In seinem Tiefinnersten lebt das Bewußtsein der Abhängigkeit von seinem Schöpfer, und wie sehr auch das arme Geschöpf sich verirren mag, es bleibt ihm ja doch verantwortlich, und es verlangt schließlich Ausöhnung mit ihm. Alles Wissen in Astronomie, Geologie, Physik und Chemie vermag uns nicht die wahre Ruhe und den inneren Frieden zu verschaffen, wonach wir uns sehnen wenn unsere Leidenschaften uns irre geführt und uns in Zwiespalt mit Gott versetzt haben.

Aber wenn wir der Seele, diesem Kern unserer Wesenheit, ihr Recht nicht vorenthalten, mögen wir immerhin auch einem Drange nach äußerem Wissen, wie er im Menschen, zufolge der ihm gegebenen Befähigung vorkommt, Raum geben, je nachdem die Verhältnisse es gestatten. Es ist zweifellos, daß dadurch unsere Einsicht in die äußere Offenbarung des Schöpfers, in sein Universum, bedeutend erweitert wird; ja, daß wir voll Erstaunen und Bewunderung, und mit noch mehr Verständniß, dem Psalmisten nachrufen: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel, und du hast sie alle weislich geordnet.“

Daß aber solches Forschen ein ernstes Studium verlangt, bezeugen jene Männer der Wissenschaft genugsam, und wenn dazu Befähigung oder Gelegenheit abgeht, muß sich denn schon begnügen, das zu nehmen, was jene gefördert aus den tiefen Schächten der Geheimnisse der Natur. Wir finden solche Männer heutzutage in allen gebildeten Nationen und in allen Fächern des Wissens, was umsomehr Versicherung gibt, daß vorkommende Irrthümer bald entdeckt und veröffentlicht wer-



den.—Einer dieser Männer nun, hochgeachtet und beliebt unter seines Gleichen, ist John Tyndall, geboren am 21. August 1820 zu Leighlin Bridge, Carlow Co., Irland. Sein Vater gab ihm eine sorgfältige Erziehung, und, was besonders bemerkenswerth, er war als Knabe schon frühzeitig wohlbewandert in der heil. Schrift. Sein natürlicher Sinn für Wahrheit und Recht ist ihm auch in seinen spätern Anstrengungen nicht verloren gegangen. Zunächst widmete er sich der Mathematik und diente selbst eine Zeit lang als Ingenieur und Vermesser, bis ihn das Studium der Physik zum genaueren Eingehen in die Geheimnisse der Electricität, des Magn-

tismus, des Lichtes und der Wärme führte. Zu weiterer Ausbildung ging er 1848 nach Deutschland, und zwar zunächst nach Marburg, Bunsens Vorlesungen halber, und um mit Prof. Knoblauch im Magnetismus zu experimentiren. Von da ging er nach Berlin. Im nächstfolgenden Jahre machte er in Begleitung von Prof. Huxley, dem englischen Naturwissenschaftler, seine erste Reise nach der Schweiz, welcher 1856 die zweite folgte. Diese Besuche des

für ihn interessanten Gebirgslandes wiederholten sich nunmehr für eine Reihe von Jahren regelmäßig jeden Sommer, um an den Bergen Studien zu machen über die sogenannte Eisperiode, sowie im Allgemeinen über die Natur der Gletscher, die Wirkung der Wärme und Kälte, und sonstige physische Erscheinungen.

Die Bekanntschaft mit vielen deutschen Gelehrten leitete seine Thätigkeit auf andere Branchen in der Naturwissenschaft; dahin gehört unter anderen die von Bunsen und Kirchhoff gefundene Spectralanalyse, welche so höchst wichtige Dienste leistet in der Astronomie, Physik und Chemie. Tyndalls Beobachtungsgabe ist eine außerordentliche, und sie geht Hand in Hand mit tiefer Erwägung behufs Untersuchung und Prüfung. Die eigene Hingebung zur Beleuchtung der Erschei-

nungen der Entwicklung aus Stoff und Kraft, sowie die Resultate der Forschungen anderer Männer der Wissenschaft, als Darwin, Huxley, Häckel — sind nicht ohne Einfluß auf seine religiöse Richtung geblieben, und namentlich hat eine Anrede von ihm, in einer wissenschaftlichen Gesellschaft zu Belfast gehalten, nicht wenig dazu beigetragen ihn in den Ruf eines reinen Materialisten zu bringen. In wie weit dieser „Ruf“ Wahrheit ist, weiß außer Gott vielleicht nur er selbst. Seine Auffassung der Wesenheit der Materie ist von der Art, daß sich kaum daraus ein bestimmter Schluß machen läßt. Andere, rein materialistisch gesinnte, Gelehrte nehmen an, daß der Stoff,

die Materie, die einzige Grundlage alles dessen sei, was da besteht, und zwar, daß sie an sich todt, völlig leblos, die Erschei- nungen daraus nur Resultat der Verbindungen unter sich und der daraus erfolgenden Entwicklung seien. Tyndall dagegen will es so verstanden wissen, daß die Ursache für alle Erscheinungen, und somit auch die des physischen Lebens und der noch höheren, des geistigen Zustandes in dem Menschen, schon in der Materie an sich lägen und man ihr dafür Credit geben

müsse. Ihm ist der Stoff also kein todt; allein er sagt nicht von wo derselbe kam. Ebenso wenig spricht er sich darüber aus, ob er hinter dieser Getheiltheit eine sich selbst bewußte Einheit als Urquell des Ganzen ahnt.

Noch eines Gegenstandes ist zu gedenken, umsomehr, da selbiger gradzu mit seinem Namen getauft ist, obgleich er nicht der eigentliche Urheber davon war. Das Ding heißt: „Tyndall's Prayer Test,“ also Gebetsprüfung. Im Juliheft des Contemporary Review von 1872, einer Londoner Zeitschrift, publicirte Tyndall einen Brief, den er von Jemand empfangen, welcher vorschlug, daß die Wirkung des Gebetes thatsächlich untersuchend geprüft werde, was derart leicht geschehen könne, wenn eine Anzahl wahrhaft Gläubiger





für eine Abtheilung eines Hospitals längere Zeit und regelmäßig, ausschließlich beteten; für die andern Abtheilungen aber nicht. Es würde sich doch dann wohl herausstellen, ob ein Unterschied bei den Patienten wahrzunehmen sei. Thndall befürwortete diesen Vorschlag, und da derselbe überhaupt durch ihn publizirt war, wurde er mit seinem Namen bezeichnet. Natürlich kam er nicht zur Ausführung, aber er blieb nicht ohne Rückwirkung, denn er setzte Thndall's Gläubigkeit nur um so mehr in Zweifel, so aufrichtig er es auch möglicherweise damit

gemeint haben mochte, wie aus spätern Bemerkungen darüber hervorzugehen scheint.

Er ist ein sehr fleißiger Schriftsteller in weitem Umfange auf dem Felde der Naturwissenschaft, und bekundet darin eine ausnehmend glückliche Begabung die Gegenstände, welche er behandelt, in ein klares Licht zu stellen, daß sie auch dem nicht wissenschaftlich gebildeten Leser zu einem recht deutlichen Verständniß kommen, was ja sonst bekanntlich bei den Gelehrten nicht „Jedermanns Sache“ ist.

## Die Weiber von Weinsberg.



n einer neulichen Correspondenz im Magazin, in welcher Bischof Säckel die „Weibertreu“ bei Weinsberg in Württemberg schildert, ersucht er den Editor des Magazins, den Lesern die Geschichte von den Weibern von Weinsberg zum Besten zu geben. Diesem Ansuchen wollen wir denn hiermit willfahren. Ist dieselbe auch nicht neu, so ist sie doch immer wieder interessant.

Als der Herzog Konrad von Schwaben 1138 den deutschen Kaiserthron bestieg, trat ihm der Herzog Heinrich von Bayern als Nebenbuhler um diese Würde entgegen, wodurch sich ein Krieg entspann, in welchem Kaiser Konrad Sieger blieb, und nun als Konrad III. in die Reihe der deutschen Kaiser trat; der Herzog Heinrich aber aus Gram über das Mißlingen seines Planes (1139) starb. Sein Bruder Welf, ein eben so tapferer als mächtiger Fürst, setzte nun den Krieg gegen den Kaiser fort, gewann auch eine Schlacht gegen den Herzog Leopold von Oesterreich, wurde aber von dem Kaiser geschlagen und gezwungen, sich in die sehr besetzte Stadt Weinsberg zurückzuziehen, wo sich auch seine Gemahlin befand. Der Kaiser folgte ihm mit seinem Heere dahin nach und belagerte ihn daselbst. Doch der Herzog Welf wehrte sich mit den dahin gesammelten Kriegern in Gemeinschaft mit den Bürgern dieser Stadt aufs tapferste, und die Belagerung verzog sich mehrere Monate lang, bis endlich der Hunger in der belagerten Stadt aufs Höchste stieg, so daß dem Herzoge nichts weiter übrig blieb, als Ergebung oder Hungertod.

Welches Geschick aber seiner harrte, wenn er dem auf ihn so erbitterten Kaiser als Gefangener in die Hände fiel, darüber durfte er wohl keinen Zweifel hegen, da ihm die Erbitterung des Kaisers wohl bekannt war. — In dieser Noth verfiel die List kluger Frauen auf Hülfe. Der Kaiser saß, als sich 1141 die Belagerung zu Ende neigte, vor seinem Zelte im Lager vor Weinsberg und genoß nach einem heißen Tage die erquickende Kühle des Abends. Er blickte erst nach der belagerten Feste hin, die am kommenden oder einem der nächstfolgenden Tage die Thore öffnen mußte; denn ihm war der hohe Nothstand in derselben nicht verborgen geblieben. Er war in die tiefsten Gedanken versunken und dem Auge seines Geistes stellte sich das Schicksal des Herzogs von Welf lebhaft dar. Früher einer der mächtigsten Fürsten, war er durch das Mißgeschick des Krieges auf diese einzige Feste beschränkt und in Gefahr, seine Freiheit zu verlieren. Den Wechsel des launenhaften Kriegsglücks kennend, wurde die Seele des Kaisers in eine ernste und ganz eigene Stimmung versetzt.

Da blieb der Trompeter auf der Warte bei dem Thore der belagerten Feste, und zugleich wehte die Fahne des Stillstandes auf dem Thurme neben ihm. Dieses deutete auf veränderte Gesinnung der Belagerten, und der Kaiser gab Befehl,

daß sofort eine gleiche Fahne vor dem kaiserlichen Lager aufgesteckt werde. Nun öffnete sich das Thor und drei verschleierte Frauen traten heraus, welche den Weg nach dem Lager nahmen. Erwartungsvoll wegen des Zweckes dieser Gesandtschaft, sendete der Kaiser sogleich einige Ritter aus seiner Umgebung ab, um diese Frauen zu geleiten, und bald traten sie vor ihn.

„Erlauchtester Herr und Kaiser!“ — sprach die erste von ihnen, und kreuzte die Arme demüthig über die Brust: — „Was auch immer die Ursache des Krieges sein möge, den Ihr mit dem Herzog Welf und seinen treuen Vasallen führt, und welche uns, den Hausfrauen fremd bleiben muß, so seid Ihr doch zu groß und erhaben, als daß Ihr nicht die demüthige Bitte erhören solltet, die wir Euch zu Füßen legen! . . . .“

„Ihr habt wohl gesprochen!“ — fiel der Kaiser den Frauen ins Wort — „was ist Euer Begehrt? Was wollt Ihr Frauen von mir?“

„Nur ganz bescheiden ist unsere Bitte“ — fuhr die Verschleierte fort. — „Wir bitten nur darum, daß Ihr den sämmtlichen in Weinsberg befindlichen Weibern gestatten wollet, morgen früh aus der belagerten Stadt abzugehen und dabei unsern besten Schmuck und unsere liebste Habe mit uns zu nehmen!“

Der Kaiser faßte den eigentlichen Sinn dieser klugen Bitte nicht sogleich auf, und sprach lächelnd: „Es sei Euch gewährt! Morgen früh um acht Uhr beginne der Auszug! Wehe aber Euch und Euren Männern, wenn Ihr dabei Gefährde treiben wollt!“

Er winkte und die Frauen entfernten sich; im Stillen aber tadelte er sie und sprach bei sich selbst: „Ihren Schmuck wollen diese Weiber retten; denn für ihrer Männer Leben und Freiheit bitten sie nicht. O Eitelkeit! O Eitelkeit!“

Wie sehr wurde aber der Kaiser durch die That beschämt! Als am andern Morgen die bestimmte Stunde sich näherte, zog das ganze Heer aus und stellte sich rings um die Stadt in Schlachtordnung auf, doch wehten überall die weißen Fahnen, damit die Weiber sich nicht scheuen und den Auszug unterlassen möchten. Auch ritt ein kaiserlicher Herold mit einem Trompeter nahe zu dem Thore der Stadt hin, durch welches der Auszug geschehen sollte; dieser gab durch ein Signal die Zeit des Abzuges an und jener verkündigte den Weibern im Namen des Kaisers nochmals freies Geleit für ihren Auszug, und forderte sie auf, denselben nunmehr zu beginnen.

Bald darauf, nachdem dieses geschehen, öffnete sich das Thor und Aller Augen richteten sich mit erwartungsvollen Blicken auf sie hin. Man glaubte nun, die Weiber mit ihrem besten Schmucke und den köstlichen Kleibern beladen, durch das Thor ausziehen zu sehen. Diese Erwartung wurde auch theilweise erfüllt, der Zug der Weiber trat durch das Thor heraus, eine



jede mit dem beladen, was ihr das Liebste war; denn jede trug ihren Gemahl, dem sie am Altare ewige Liebe und Treue gelobt hatte, als ihren besten Schatz auf dem Rücken und bemühte sich, ihn in Sicherheit zu bringen, da des Kaisers Schwur den sämtlichen Männern in dieser Stadt den Tod bestimmte. Die Kinder aber führte jede Mutter an der Hand. Die Herzogin ging voran, auch sie trug den geliebten Gemahl auf dem Rücken und eröffnete den Zug, ja sie war die Urheberin dieses Vorschlags, der auf die bekannte hochherzige Gesinnung des Kaisers berechnet war. Die kluge Frau fand sich auch in ihrer Berechnung nicht getäuscht; denn der Erfolg entsprach ganz ihrem Erwarten.

Zu höchsten Grade fand sich der Kaiser durch diesen Anblick überrascht, und bat in seinem Herzen das dem weiblichen Geschlechte durch seine Voraussetzung angethane Unrecht ab, als er sah, welchen Schmuck und beste Habe die biedernden deutschen Weiber trugen. Eine sanfte Rührung bemächtigte sich seiner Seele und stimmte sie zur Milde.

Nicht gleichen Sinnes war der Herzog Friedrich von Schwaben, des Kaisers Neffe, denn sein Grimm gegen den Herzog Welf war zu stark, und er selbst war überhaupt härteren Sinnes als Kaiser Konrad. — „Abscheuliche Weiberlist!“ — rief er zornig aus. — „Soll es dir gelingen, den stolzen Herzog seinem Verderben zu entziehen?“ —

„Seid ruhig, lieber Neffe!“ — begütigte der Kaiser den Erzühten. — „Blick hin und seht dies herrliche Beispiel ehelicher Liebe und Treue. Welches Mannes Herz könnte dabei ungerührt bleiben, und fände sich nicht dadurch bewegt? O, Heil dem Manne, der ein solches Weib die Seine nennt! — Rein! wir haben unser kaiserliches Wort gegeben, und ein

solches muß heilig und unverbrüchlich sein. Was ein Kaiser versprochen hat, das muß er halten!“ —

Und nun gab er seinem Rosse die Sporen und flog hin zu dem Zuge, der einzig in seiner Art war. „Legt eure schwere Bürde ab, Ihr edlen Frauen!“ rief der Kaiser mit bewegter Stimme den so schwer belasteten Weibern zu. — „Ihr habt mich besiegt! Was der Waffen Macht nicht vermochte, wurde durch eure Treue bewirkt. — Herzog Welf! Unser Streit werde auf dem nächsten Reichstage in voller Fürstenversammlung geschlichtet; bis dahin aber sollen die Waffen ruhen! Zieht also in Frieden von dannen, und nehmt alle eure Habe mit euch, damit nicht das Geringste zurückbleibe.“ —

Allgemein war die Freude über diesen Ausgang, und jeder Ritter und Knappe wünschte sich ein solch edles Weib, wie diese Treuen waren, und Aller Herzen waren mit Hochachtung über diese hochherzigen Frauen erfüllt, selbst der Herzog Friedrich bekämpfte seinen Zorn und wurde Meister desselben.

Als nun im Jahre 1142 ein Reichstag zu Frankfurt am Main gehalten wurde, glichen die versammelten Fürsten diese Streitigkeit aus, und dem Herzog Heinrich dem Löwen, Stammvater des heutigen Fürstenhauses Braunschweig, wurde das große und mächtige Herzogthum Sachsen auf besonderes Verlangen dieses Volkes zu Theil. Seine Mutter aber, die verwittwete Herzogin, reichte ihre Hand dem Herzog Leopold von Oestreich zum Ehebunde, und so gelangte er auf diesem Wege zum Besitze des Herzogthums Bayern, was er auf dem Wege der Waffen nicht hatte bewerkstelligen können. — Die Edelthat der treuen Weiber zu Weinsberg bewahrt die Geschichte heute noch auf und heute noch wird jener Edelthat mit größter Achtung gedacht.

## Sonntagschul - Artikel.

### Unachtsame Sonntagschul-Schüler und ihre Lehrer.

Chautauqua-Studien von H. M.

Die unruhigsten Sonntagschul-Schüler, und die sich am härtesten beeifern lassen, sind die Knaben und Mädchen, welche eben das Alter und die Größe erreicht haben, da sie für Knaben und Mädchen zu alt sind, aber doch noch nicht als Jünglinge und Jungfrauen angesehen werden können. Wir wollen einige der Eigenthümlichkeiten dieser Lebensperiode in Betracht ziehen, und wir werden Entschuldigungsgründe finden, zugleich wollen wir auch auf Hülfsmittel für den Lehrer in der Behandlung solcher Schüler hinweisen.

1. Diese jungen Leute haben soeben das Alter der Kindheit und der kindlichen Unschuld verlassen, und sind auf die Stufe der läppischen Unbeholfenheit und der holperigen Blumpheit, die Stufe des Selbstbewußtseins, heraufgetreten. Sie sind eine Stufe höher gestiegen und sind fremd; sie wissen noch nicht wie sich anzustellen auf diesem fremden Boden, darum nur Gebuld.

2. Ihre Aufmerksamkeit und ihre Neigung sind von den ernstesten und wichtigsten Dingen des Lebens abgelenkt; sie haben noch kein Interesse an den feierlichen religiösen Lebensfragen, sie sind durch die Welt bezaubert und sehen jetzt Alles in Rosenfarben, denn es mangelt ihnen alle Erfahrung in dem neuangetretenen Stande.

3. Sie haben eine falsche Ansicht von sich selbst und ihrem

Werth in den Augen der Welt, darum ist auch ihre Einbildung und ihre Ansicht bezüglich ihrer persönlichen Wichtigkeit ein wenig überspannt.

4. Die ganze Neigung eines solchen jungen Lebens ist natürlicher Weise sorglos, läppisch und leichtfertig. Scherz, Pöffen und Modefucht nehmen die ganze Zeit in Anspruch, ausgenommen da, wo die Eltern eine gute, sehr nothwendige Zucht üben.

5. Junge Leute in diesem Alter achten Widerspenstigkeit als ein sicheres Zeichen wahrer Größe und ein besonders löbliches Ding; sie bringen gerne ihre Wichtigkeit an den Mann. Wie ein gewisser Knabe, der durch den Schnee ging, und Tabak kaute; er spie fleißig auf den Schnee, denn er dachte, die Leute würden denken, es sei ein Mann da gegangen, der gekaut habe. Der Erste, der ihm nachkam, fand ihn bald jämmerlich krank im Schnee liegen, aber sein Wahn war abgetüht.

6. In diesem Alter mangelt der Jugend Selbstbeherrschung. Sich selbst zu beherrschen fordert jahrelange Übung; das haben sie noch nicht gelernt, ihr guter Wille steht unter dem Trieb der Leidenschaften, die noch unbezähmt sind.

7. Es ist zu oft der Fall, daß junge Leute dieses Alters die meiste Zeit unbeschäftigt sind. Müßiggang aber verschlimmert jede und alle Eigenthümlichkeiten dieser Zeitperiode.

8. Oft ist es auch der Fall, daß ältere Personen die kritische Lage dieser Jugend nicht gehörig zu schätzen wissen, dann machen sie die jungen Leute lächerlich oder schelten drauf los, ob sie ein Recht dazu haben oder nicht.

9. Es geschieht auch, daß solche jungen Leute, durch ihren Umgang mit älteren Genossen, allbereits in die Schlingen des Zweifels verstrickt sind, nun sind sie unermügend sich loszureißen, oder sich Klarheit zu verschaffen. Bedenkt man nun alle diese Dinge dann wird doch bald deutlich, daß diese Jugend eine besondere Pflege nöthig hat, und daß besondere Aufmerksamkeit erforderlich ist, um sie glücklich über diese Periode hinwegzubringen. Was sind nun die Pflichten eines Lehrers, der eine Klasse solcher Knaben oder Mädchen unter seiner Ob-sorge hat?

1. Sollte er vor Allem bedenken, was diese Jugend in der Zukunft sein wird—die Väter und Mütter des nächsten Geschlechtes. Dieses wird ihm die Wichtigkeit seines Werkes zeigen.

2. Sollte er bedenken, daß die Periode, in der solche jungen Leute sich befinden, nur vorübergehend ist, sie währt nicht lange, aber sie ist voll von sehr wichtigen Möglichkeiten. Er soll für die Zukunft unterrichten; der Same der Wahrheit, den er jetzt sät, wird gewiß einst seine Frucht bringen.


3. Er muß Geduld üben. Nie darf er es merken lassen, daß die Unregelmäßigkeiten seiner Schüler ihn reizen. Dulde! trage!! halte aus!!! Sei gutes Muthes; unter keinen Umständen laß dir den Humor rauben, und schimpfe ja nicht. Wenn deine Schüler erst einmal merken, daß sie dir die Galle erregen können, daß du gereizt wirst, dann ist dein Einfluß dahin. Daher begegne ihnen allezeit gelassen und kühl.

4. Alle anderen Regeln sind leicht anzuwenden, wenn der Lehrer erst einmal diese erreicht hat: **Gewinne die Liebe und Achtung deiner Schüler.** Es ist in ihrem Herzen Zerknirschung zu lieben, der Vertrauen und Mitgefühl für sie kund gibt. Laß sie wissen, daß du dich nicht über ihnen, sondern bei ihnen fühlst.

5. Suche ihr Ehrgefühl zu wecken, mache sie auf ihre Selbstachtung aufmerksam; zeige ihnen den Werth der Erkenntniß und die Schande der Unwissenheit, so daß sie sich angezogen fühlen durch Unterricht, der ihre höhere Natur beansprucht.

6. Suche sie zu interessieren, indem du sie so bald als möglich auf irgend eine Weise beschäftigen kannst, besonders suche sie zum persönlichen Gottesdienst zu bewegen; je eher sie zu Gott gebracht werden, desto stärker wird dein Einfluß auf sie wirken, und desto sicherer wirst du sie durch diese Uebergangsperiode ins reife Jünglings- und Jungfrauenalter hinführen.

### Keine Stellvertretung für das Studium der Lektion.

ir Menschen sind geneigt, wenn es sich um harte Arbeit oder Gefahr des Lebens handelt, Stellvertreter anzustellen, anstatt selbst zu gehen. J. B. Leute, die besondere harte Arbeit nicht gewohnt sind, suchen Jemand zu bekommen, der diese Arbeit für sie thut.—Ebenso haben beim letzten Bürgerkrieg Viele, die es einigermaßen konnten, Stellvertreter angestellt, um nicht selbst gehen zu müssen.

So geht es viel beim Studium der S. S. Lektion. Viele sind nicht daran gewöhnt und wollen sich auch nicht daran gewöhnen; und da sie doch nicht gerade als Unwissende da stehen wollen, so nehmen sie ihre Zuflucht zu gewissen Stellvertretern, mit denen sie das Studium ersehen wollen. Wir wollen einige derselben hier folgen lassen:

1. Guter Unterricht und Bibelenntniß überhaupt.—Wer wollte sagen, daß dieselben nicht gut

wären, um die Lektion zu studiren; aber daß sie das Studium selbst ersehen—ist weit gefehlt!

Wir nehmen an, daß die Prediger im Allgemeinen die besten Bibelenntnisse haben; überhebt sie dieses aber ihres Studiums für ihre Predigten? Die Erfahrung hat gelehrt, wie wenig Erfolg Solche haben. Ebenso wenig kann ein S. S. Arbeiter Erfolg haben, der nicht studirt.

2. Rednertalent—oder ein gutes Mundstück. Es ist gewiß ein großer Vorzug, wenn Jemand dieses Talent gebraucht zur Ehre Gottes und zum Wohl seiner Mitmenschen. Ja, man möchte Solche beneiden, wenn man ihnen zuhört, wie sie sich zu helfen wissen und sogleich mündfertig sind; während ein anderer nur mit Mühe und in gebrochener Rede seine Herzen Lust macht. Aber ersetzt diese Mundfertigkeit das Studium? Es ist leider wahr, daß Manche denken, wenn sie nur während der 30—35 Minuten Lehrzeit den Schülern etwas vorzuplaudern haben, dann geht doch die Zeit herum. Oder sie verbrauchen die Zeit mit Erzählen von Geschichten etc. Eine gute Geschichte ist gewiß gut zur Illustration der Lektion; aber: „Zu viel verdirbt alles Spiel,“ gilt auch hier.

3. Unsere S. S. Literatur, oder Hülfsmittel zum Studium. Ich beziehe mich hauptsächlich auf unsere Lektionsblätter, Ev. Magazin, S. S. Teacher u. s. w. Sie sind für Viele ein willkommener Stellvertreter fürs Studium. Verstehe mich Niemand unrichtig. Ich achte unsere S. S. Blätter hoch, und gebrauche sie Alle—und wollte nicht ohne sie sein. Ist ja das Lektionsblatt seit Neujahr ausgezeichnet, und gibt sehr oft die Antwort auf viele schwere Fragen. Auch hörte ich unlängst so nebenbei die Bemerkung: „Ich habe keine Zeit zum Studiren, ich halte mir das Magazin, dann werde ich schon damit fertig.“ Das ist doch ein feiner bequemer Stellvertreter des Studiums! Aber Scherz bei Seite. Werden solche Lehrer erfolgreich sein? Die Erfahrung lehrt, daß sie nicht sind. Nur was von Herzen kommt, geht wieder zu Herzen. Sie sind nur Anleiter und Wegweiser zum Selbststudium.

4. Die Lehrerversammlung ist ein anderer Stellvertreter für Viele.—Ich glaube es ist absolut nöthig, um Erfolg zu haben in der S. Schule, daß man die Lehrerversammlung besucht; dessen ungeachtet ersetzt sie nicht das Selbststudium. Die Ansichten und Meinungen Anderer sind nicht immer die Unseren, und man vergißt sie nur zu gerne, wenn sie uns nicht eigen geworden sind durch Selbstnachdenken und Gebet. So hat schon Mancher gemeint, er könne Dieses und Jenes auch fertig bringen, das im Zuhören oder Zuschauen so leicht ging; aber in der Praxis zu Schanden wurde—einfach, weil man es nur abgesehen, oder abgehört hatte, und es uns nicht eigen war.

5. Sind die Verheißungen Gottes noch gar Stellvertreter für viele S. S. Arbeiter. Wie z. B. Marci 13, 11. Matth. 10, 19. und dgl. mehr. Da soll der heilige Geist der Deckmantel für Solche sein, die zu trüg und gleichgültig waren, sich durch ernstes Studium und Gebet vorzubereiten. Wir haben nur ein Recht uns die Verheißungen Gottes oder seine Hülfe und Beistand zuzueignen, wenn wir uns in die Ordnung Gottes stellen, die uns Gottes Wort anweist. Es wäre zu wünschen, daß wir alle mehr unter dem Einfluß des h. Geistes wirken und lehren könnten; aber dieses kann nur geschehen, wenn wir im Glauben darum bitten. Luc. 11, 13.

6. Aus Obigem sehen wir die Nothwendigkeit des ernstesten und fleißigen Studiums der Lektion



für Jeden, der erfolgreich sein will. Ein jeder S. S. Arbeiter sollte die Lektion so studiren, als wenn Alles vom Studium abhängt; und sollte so viel und ernstlich darüber beten, als wenn Alles vom Beten abhängt. Wer so sich vorbereitet, der braucht keine Stellvertreter oben beschriebener Art; sondern arbeitet fürs Wohl und Heil seiner Mitmenschen und für die Ehre seines himmlischen Meisters.

C. F. Braun.

### Sonntagschulen.

Der Natur nach ist die Sonntagschule so alt, als die Kirche selbst; denn die religiöse Erziehung der Jugend ist ihr Zweck. Auch wurde zu Anfang der christlichen Gemeinden, die Jugend des Sonntags in den Heilswahrheiten der christlichen Religion unterrichtet. Zur Reformationzeit wurden in Deutschland Sonntagschulen ins Leben gerufen, in welchen Kinder, die den Alltagschulen nicht bewohnen konnten, lesen lernten, um somit die heil. Schrift für sich selbst benützen zu können; aber sie entsprachen dem wahren Zweck und Bedürfnis noch lange nicht, nemlich, daß die Jugend von der unendlichen Liebe Jesu unterrichtet wurde, welches doch immer die Hauptsache ist.

Der Zweck, welchen der Gründer und somit auch die Sonntagschule im Auge hatte, ist, a. die Jugend von gottlosen Gesellschaften fern zu halten, b. die Beförderung des sittlichen Lebens, c. sie in Gottes Wort zu unterrichten und d. sie zu Jesu, dem großen Kinderfreund, zuzuführen. Mißlingt das Letztere, so wird der Hauptzweck verfehlt. Die Jugend soll in der Sonntagschule erzogen und gepflegt werden, um später als Pfeiler in der Kirche zu stehen, die leeren Plätze zu füllen und des Herrn Werk fortzuführen. Zum Theil ist dieses erfüllt. Senforn ähnlich gepflanzt, ist die S. Schule zum großen Baume geworden, welcher sich fast über die ganze christliche Kirche ausgebreitet hat. Aber nicht bloß die Jugend, sondern alle Glieder der Gemeinde sollten in der Sonntagschule im Worte Gottes unterrichtet werden.

Hierzu hat besonders der unermüdete Fleiß und die Beharrlichkeit der Kirche beigetragen, welche das angefangene Werk durch Zeitschriften und Bücher erweitert hat. Dadurch zeigt sich die enge Verbindung der Kirche mit der Sonntagschule; folglich auch deren Pflichten gegen Letztere. Als Hirte ist es des Predigers Pflicht, der Sonntagschule seine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, d. h. so viel als möglich, derselben beizuwohnen; dadurch gewinnt er die Schüler und übt einen guten Einfluß auf sie aus. Eben so groß sind die Pflichten der Beamten und Lehrer.

Die Stellung des Superintendents zur Sonntagschule ist von großer Wichtigkeit und von seiner Führung hängt größtentheils das Gedeihen derselben ab. Deshalb ist es nöthig, daß hierzu Männer gewählt werden, welche der Sache am besten vorstehen können. Die herzlichste Theilnahme und Mitwirkung aller Beamten und Glieder der Kirche sollte auch dem Superintendents zu Theil werden. Die übrigen Beamten kommen ihren Pflichten nach, wenn sie, wo möglich, immer gegenwärtig sind und ihre Arbeiten pünktlich verrichten.

Des Lehrers Pflicht ist, den Schülern, welche ihm anvertraut sind, das Wort Gottes einfach, klar und deutlich zu erklären und sie auf Jesum hinzuweisen; um dieses thun zu können, muß er selbst die Gnade an seinem Herzen erfahren haben. Sein Platz sollte nie leer sein, weder in den Klassen noch in den Lehrerversammlungen.

Nicht minder wichtig sind die Pflichten der Eltern. Dieselben sollten mit ihren Kindern sonntäglich der S. Schule beizuwohnen. Zu ihren Kindern sollten sie sagen: „Kommt wir gehen in die Sonntagschule.“ Auch zu Hause sollten die Eltern es niemals versäumen ihre Kinder zu unterrichten. Hierin wird's oft verfehlt. Deshalb das Erkalten in mancher Sonntagschule.

Zuletzt noch von den Pflichten der Gemeinde in dieser Hinsicht. Niemand wird es leugnen wollen, daß das Gedeihen der Sonntagschule viel von der Gemeinde selbst abhängt. Wenn dieselbe im rechten Gnadenstande steht; wenn Liebe und Eintracht in ihr herrscht; wenn es ihr Bestreben ist, die Kinder dem Heilande zuzuführen: dann wird die Schule aufblühen; die Schüler werden sich frühe zu Jesu bekehren; den Beamten und Lehrern wird es eine Lust, in derselben zu arbeiten, und Gottes Segen wird sie begleiten. Die Jugend wird in der Furcht Gottes aufwachsen; und die Gemeinde wird einer glücklichen Zukunft entgegen sehen.

Sonntagschulfreund.

### Gebrauch des Lektionsblattes.

Am besten ist es, wenn der Lehrer das Lektionsblatt in der Schule gar nicht benützt, sondern seine Bibel. Das Lektionsblatt hat jedenfalls nicht den Zweck, daß der Lehrer einfach die in demselben enthaltenen Fragen an die Klasse richtet und beantworten lasse. Das wäre eine maschinenmäßige Sache. Und doch haben wir dies schon beobachtet bei Lehrern, welche es unter keinen Umständen thun sollten, denn es fehlt ihnen durchaus nicht an Talent und Fähigkeit ihre Lektion so zu studiren, daß sie sich dieselbe zu eigen machen.

Da ist nur's S. ein Lehrer, der eine Klasse von Erwachsenen, dort ein anderer, der eine Klasse von kleineren Schülern hat. Beide Lehrer aber lesen dieselben Fragen ihren Klassen vor—groß oder klein, begabt oder nicht, wie die betreffenden Schüler sein mögen—und erwarten dann, daß dieselben von ihnen richtig beantwortet werden. Wie verkehrt! Sollte nicht der Lehrer dem Alter und Fassungsvermögen seiner Schüler die Fragen genau anpassen? Und wie kann denn rechtes Leben, Interesse und die gewünschte Aufmerksamkeit in einer Klasse obwalten, wenn sozusagen das todte Papier der Lehrer ist? „Aber wozu dient denn das Lektionsblatt eigentlich, wenn es der Lehrer in seiner Klasse nicht benützen soll?“ möchtest du vielleicht fragen. Antwort: Es soll einfach dem Lehrer und Schüler ein Leitfaden zum Selbststudium sein, damit Beide den richtigen Sinn, den systematischen Gehnengang und die Lehre der Lektion fassen. Wenn aber die Fragen im Lektionsblatte für Alle gleich passend und mit der einfachen Beantwortung Alles abgemacht wäre, für was brauchte man denn verschiedene Lehrer? Der Superintendent könnte ja die Fragen der ganzen Schule einfach vorlesen und dieselben beantworten lassen, dann wäre Alles fertig. Nein, der Lehrer, welcher mit dem Zustande seiner Klasse in jeder Beziehung genau bekannt ist, soll die Lektion klar und lebendig in sich aufgenommen haben, wenn er vor seine Schüler tritt und aus klarem Verstande und gefühlvollem Herzen dieselbe lehren und Fragen darüber stellen, so wie sie gerade für die Schüler im einzelnen passend sind. Dann wird er eine aufmerksame Klasse und erfolgreiche Lehrstunde haben.

Manche Lehrer, welche die Lektion für sich selbst zuerst recht „verdant“ haben, klagen, daß ihnen die für den Unterricht bestimmte Zeit zu kurz sei; Andere hingegen, welche nur

die angegebenen Fragen wiederholen, sind oft schon vor der Zeit fertig mit ihrer Lektion. Die übrige Zeit sitzen sie dann müßig da und lassen die Schüler Möttria treiben. Dieses sollte durchaus nicht sein. Der Lehrer hat seine Klasse wö-

chentlich bloß etwa eine halbe Stunde im Unterricht und diese halbe Stunde sollte ganz und gut ausgefüllt werden. Dazu gehört aber, wie gesagt, eine gute Vorbereitung, sowohl mit Rücksicht auf die Lektion wie die Bedürfnisse der Schüler.

## Sonntagsschul - Lektionen.

### Viertes Quartal.

### Das vollkommene Vorbild.

#### 5. Lektion: 1. Petr. 2, 19—25. — Sonntag den 2. November 1879.

19. Denn das ist Gnade; so Jemand um des Gewissens willen zu Gott das Uebel verträgt, und leidet das Unrecht. (1)

20. Denn was ist das für ein Ruhm, so ihr um Missethat willen Streiche leidet? Aber wenn ihr um Wohlthat willen leidet und erduldet, das ist Gnade bei Gott. (2)

21. Denn dazu seid ihr berufen. (3) Sientmal auch Christus gelitten hat für uns, und uns ein Vorbild gelassen, (4) daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen;

22. Welcher seine Sünde gethan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden; (5)

23. Welcher nicht widerspricht, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litte; (6) er stellte es aber dem Heim, der da recht richtet;

24. Welcher unsere Sünden selbst geopfert hat an seinem Leibe auf dem Holz, (7) auf daß wir, der Sünde abgestorben, (8) der Gerechtigkeit leben; durch welches Wunden ihr seid heil geworden.

25. Denn ihr waret wie die Irrenden in Schafe; (9) aber ihr seid nun bekehret zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen.

### Parallelen.

(1) Matth. 5, 10. (2) Cap. 3, 14, 17.; 4, 14. (3) Matth. 16, 24. (4) Joh. 13, 15. (5) Jes. 53, 9.; Joh. 8, 46.; 2. Cor. 5, 21. (6) Jes. 53, 7.; Luc. 23, 46. (7) 1. Joh. 3, 5.; Jes. 53, 4.; Ebr. 12, 3.; (8) Röm. 6, 11. (9) Jes. 53, 5, 6.; Ps. 119, 176.; Jes. 34, 5.; Joh. 10, 12.

**Haupttext:** Welcher seine Sünde gethan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden.

#### 1. Petr. 2, 22.

**Zeit und Ort.**—Der erste Brief Petri wurde geschrieben etwa ums Jahr 68. gegen das Lebensende des Verfassers und während der letzten Jahre der Regierung Neros. Der Ort der Verfassung war wie aus Cap. 5, 13. erhellt, Babylon. Die Leute, an welche er schrieb, waren die auserwählten Fremdlinge von der Zerstreuung in Pontus, Galatia, Kappadocia, Asia und Bithynia, kleinasiatische Provinzen. Die Veranlassung zum Schreiben des Briefes war vermutlich die damalige wüthende Verfolgung gegen die Christen, worin er die Gläubigen mit Vorhaltung ihres Berufes, nemlich: um Christi Willen Verfolgung zu leiden, stärkt und anmuntert. Wir werden auch in der Lektion hierauf aufmerksam gemacht. Der Apostel zeigt hierbei.

I. Die Geduld in Trübsal.—Vers 19, 20. „Denn das ist Gnade.“ Vers 18, woran sich die Ermahnung knüpft, gilt den Knechten, daß sie ihren Herren, seien sie gütig oder nicht, dienen sollten mit aller Furcht und Unterthänigkeit. Vers 19. Denn das ist Gott wohlgefallen und sichert uns dessen Gunst und Gnade. Dahin wird auch der Ausspruch Christi gedeutet: „So ihr liebet, die euch lieben, was Dank's habt ihr davon?“ welche Anerkennung Gottes werdet ihr dafür ernten, wenn der Tag der Vergeltung kommen wird. „Um des Gewissens willen zu Gott“, weil es bei ihm eine Gewissenssache ist, und er sich deß bewußt ist, er habe es nicht etwa nur mit diesen lieblichen Herrn, sondern mit Gott, dem Richter aller Welt, zu thun. „Das Uebel verträgt und leidet das Unrecht.“ Die rohen Mißhandlungen, an welchen es die Feinde der Christen zu Zeiten der Verfolgungen nicht mangeln ließen.

Vers 20. „Denn was ist das für ein Ruhm“, vor Gott oder Menschen, oder welcher Beweis von einer christlichen Gesinnung liegt darin, so ihr um Missethat oder irgend eines Vergehens willen die wohlverdienten „Streiche“, die man den Sklaven oft derb und zahlreich austheilte, „leidet.“ Vergl. Parallelen (2). In diesem Wort berührt der Apostel einen sehr wichtigen Punkt im christlichen Leben. Es ist sehr hart Streiche zu leiden, wenn man in Wirklichkeit Lobn verdient hätte. Verdiente Strafe ließe sich viel leichter ohne Murren ertragen. „Wenn ihr um Wohlthat willen leidet, das ist Gnade bei Gott.“ Warum? Ei es zeugt von einer Ueberwindung der angeborenen, verderbten Menschennatur, welche gewiß in allen Fällen zur Ungebuld und zum Zorn und zur Rache reizt; es zeugt von stiller Ergebung in den Willen Gottes, wodurch man Christo nachahmt: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“ wie denn auch im folgenden Theil der Lektion uns noch näher veranschaulicht wird.

#### II. Das vollkommene Vorbild.—Vers 21—25.

Dieses unser Vorbild ist Christus. Die im ersten Theil gegebene Ermahnung schließt ab mit den Worten: „Denn dazu seid ihr berufen.“ Es ist also nicht bloße Willkür, ob ein Bekenner Jesu Christi geduldig sei in ungerechter Bedrückung. Es gehört zu den Verhaltungsregeln in der Schule Christi. Ein Jeder, der in dieselbe eintritt, verpflichtet sich, auch im Leiden seinem himmlischen Lehrmeister Christus nachzuahmen. Matth. 11, 29. Der Zweck ist ein doppelter und in jeder Beziehung heilsam. 1. Man wird durch Leiden geläutert, und näher zu Gott gebracht und 2. Man gibt durch Sanftmuth Denjenigen, die noch draußen sind, ein Muster von der Erhabenheit der christlichen Religion. Nun kommt der Apostel auch auf den göttlichen Lehrmeister selbst zu sprechen. Vers 21. „Sientmal auch Christus für uns gestorben ist.“ Warum nicht auch ihr, da doch der Jünger nicht größer ist als sein Meister; „und hat uns ein Vorbild gelassen,“ durch seine Demuth im Wandel, durch seine Sanftmuth gegenüber den Mißhandlungen seiner Feinde, durch seine Geduld im Leiden, „daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen“; ihr könnt es ihm in keinerlei Beziehung mehr zuvor thun; keinen Lebenspfad betreten, worin nicht längst sein heiliger Fuß gewandelt und euch sogar den Weg gebahnt hätte. Das Bild ist genommen von einem Reisenden im fremden Lande, welcher, des Weges unkundig in dunkler Nacht etwa, genau in die Fußstapfen eines zuverlässigen Führers tritt, um nicht zu fallen oder irre zu gehen.

Vers 22. „Welcher seine Sünde gethan.“ Dem auch die schärfste Kritik aller Feinde bis heute keinen Flecken noch Fehler nachweisen kann. Das Gegenbild derjenigen, welche um Missethat willen leiden. „Welcher nicht widerspricht, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litte.“ Vergl. hiemit. Jes. 53, 7. von welcher Stelle diese Worte geborgt zu sein scheinen. Sie bezieht sich auch nicht bloß auf sein Leiden vor dem weltlichen Gericht, sondern auf sein ganzes Leben, während dessen er oft die bewundernswürdigste Sanftmuth gegen die Feinde bewies, der Gegensatz zu denen, welche im Leiden ungeduldig werden; „er stellte es aber dem Heim, der da recht richtet“: seinem himmlischen Vater, welchem er wohl zutraute, daß er ihm nicht mehr auferlegen werde, als er ertragen könne. Der Apostel geht noch weiter: Vers 24. „Welcher unsere Sünden selbst geopfert hat an seinem Leibe auf dem Holz“, er küßte die Sünden Anderer, ja die Sünden der ganzen Welt, da er selbst keine hatte, sich selbst zum Opfer darbringend, indem ja das Blut der Böde und



Kälber nicht hinfänglich war, die Sünden der Welt hinwegzunehmen. Dahin kann nun freilich kein Mensch nachfolgen in seinen Fußstapfen—kein Bruder den andern erlösen. Ps. 49, 8, 9. Dafür aber ist uns dann eine andere Aufgabe zuertheilt: „auf daß wir, der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben.“ Der Zweck des Opfers Christi war, uns dahin zu bringen, daß, so wie der Leib Christi am Kreuz starb, auch bei uns der alte Mensch in uns gekreuzigt und in den Tod gebracht werde, während aber der alte Mensch stirbt, soll der neue dafür zur völligen Geltung kommen, daß wir zur Rechtfertigung und Heiligung gelangen. Wie kann aber solches geschehen? Das Mittel wird auch angegeben: „Durch welches Wunden ihr seid heil geworden“, d. h. es ist in seinem Blute das Heilmittel vorhanden, wodurch wir von unseren Sünden erlöst werden können. Vergl. Jes. 53, 5. Nun kommt der Apostel auf den ehemaligen Zustand der Gläubigen zu sprechen, um ihnen die Erlösungsbedürftigkeit in solchem Zustande nochmals zu vergegenwärtigen. Vers 25. „Denn ihr waret wie die irrenden Schafe“; ohne Hirten, jedem Unfall preisgegeben und in Gefahr unter Dornen, Hecken und wilden reißenden Thiere umzukommen oder auf dürren Weiden zu verschmachten. Aber ihr seid nun befehret; gleichwie verirrte Schafe von ihrem treuen Hirten zurückgeführt werden, so ihr durch Buße und Glauben und die von Gott gewirkte Erneuerung des Herzens, wodurch nun eure ganze Lebensrichtung eine andere wurde als früher; „zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen“, d. h. Aufseher oder Pfleger; er gibt uns seinen Geist, weidet und leitet uns mit seinem Worte, daß wir nun wissen, wie uns geholfen werde.

**Praktische Nugantwendungen.** — 1. Ein jeder Christ muß Leiden und Trübsale in der Welt durchmachen, der eine so, der andere anders.

2. Bei unseren Verfolgungen kommt es auf zweierlei an, ob wir Gott gefallen werden oder nicht, nemlich: 1) w a r u m wir leiden und 2) w i e wir leiden.

3. Die Erbabenheit der Religion Jesu beweist sich am kräftigsten durch die Sanftmuth der Nachfolger Christi.

4. Die Verfolgungen, welche Christen von ihren Mitmenschen zu erdulden haben, sind ihnen eine heilsame Schule, in welcher sie Christo ähnlich werden.

5. Wer in Christi Fußstapfen wandelt, der geht sicher dem ewigen Leben zu.

6. Christus wollte uns keine schweren Bürden auflegen, die er nicht selbst getragen hatte.

7. Ein Christ sollte alle seine Anliegen in die Hände eines liebenden himmlischen Vaters befehlen.

8. Der Tod Jesu bewirkte unser Heil und Seligkeit.

9. Die Kreuzigung des alten Menschen ist der einzige Weg zum Leben in der Gerechtigkeit.

**Kleinkinderklasse.**—Erzähle den Kleinen das sanftmüthige Verhalten Jesu gegenüber seinen Feinden und zeige wie auch

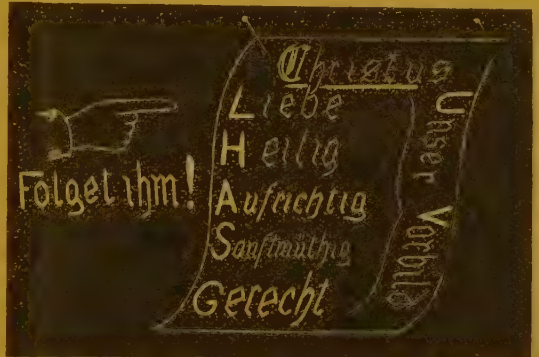
wir, wenn wir Christen sein wollen uns verhalten müssen. Zeige, was es heißt in die Fußstapfen eines Andern zu treten. Wir sollen in die Fußstapfen Jesu treten. Wo führt er uns alsdann hin? In den Himmel.

**Illustrationen.**—Vers 19—21. David Beggrovius, Bürgermeister zu Treptau, ertrug seine große Krankheit mit beständiger Geduld und nahm dabei den Vers:

Mein Joch ist süß, gering mein Bürd  
Wer mir's nachträgt, mein Jünger wird,  
Der Höl' wird er entweichen zc.

zu seinem Stecken und Stab, indem er oft sprach: Ich habe einen treuen Gehülfen, Mittler und Fürsprecher, an meinem Herrn Christo. Er trägt das schwere Vorbertheil des Kreuzes, ich aber trage das hintere, leichteste Theil. Sein Joch ist sanft und seine Last ist leicht.

Vers 23. Ein kranker Bauer wurde von seinem Prediger besucht und gefragt, wie es ihm gehe. Er sagte: Gerade wie ich es haben will. „Wie muß ich das verstehen?“ sagte der Prediger, „wünscht Ihr Euch denn selbst Krankheit an?“ „Nein,“ sagte der Bauer, „aber was Gott will, das will ich auch; will er, daß ich sterben soll, will er, ich soll wieder genesen, so will ichs auch. Ihm ist Alles heimgestellt, er mach's mit mir, wie's ihm gefällt!“



**Wandtafel-Gebrauchsanweisung.**—Hier sind auf einer Tafel die Eigenschaften Christi, welche in dieser Lection besonders erwähnt werden, niedergeschrieben. Darin sollen wir ihm nachfolgen: Wir sollen uns in Liebe dem Wohl anderer widmen, keine Sünde thun (heilig), kein Betrug in unserem Munde (aufsichtig) sein, nicht wieder schelten (sanftmüthig) zc., sondern in Gerechtigkeit leben. Man gehe hierbei praktisch auf die tägliche Erfahrung ein.

## Der vollkommene Erlöser.

### 6. Section: 1. Joh. 1, 1—10. — Sonntag den 9. November 1879.

1. Das da von Anfang war, (1) das wir gehört haben, das wir gesehen haben mit unsern Augen, (2) das wir beschaut haben, und unsere Hände betastet haben, (3) vom Worte des Lebens;

2. (Und das Leben ist erschienen, (4) und wir haben gesehen, und zeugen, und verkündigen euch das Leben, das ewig ist, welches war bei dem Vater, und ist uns erschienen.)

3. Was wir gesehen und gehört haben, das verkündigen wir euch, auf daß auch ihr mit uns Gemeinschaft habet, (5) und unsere Gemeinschaft sei mit dem Vater, und mit seinem Sohne Jesu Christo.

4. Und solches schreiben wir euch, auf daß eure Freude völlig sei. (6)

5. Und das ist die Verkündigung, die wir von ihm gehört haben, und euch verkündigen, (7) daß Gott ein Licht ist, und in ihm ist keine Finsterniß.

6. So wir sagen, daß wir Gemeinschaft mit ihm haben, und wandeln in Finsterniß, so lügen wir, und thun nicht die Wahrheit.

7. So wir aber im Licht wandeln (8) wie Er im Licht ist, so haben wir Gemeinschaft unter einander; und das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde. (9)

8. So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns.

9. So wir aber (10) unsere Sünden bekennen; so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergibt (11) und reinigt uns von aller Unreinigkeit.

10. So wir sagen: wir haben nicht gesündigt, so machen wir ihm zum Lügner, und sein Wort ist nicht in uns.

### Parallelen.

(1) Joh. 1, 1. (2) Joh. 1, 14; 1. Petr. 1, 16. (3) Luc. 24, 39. (4) Joh. 17, 3; Joh. 1, 4. (5) Joh. 17, 21; Gal. 3, 28. (6) Joh. 15, 11; 16, 24. (7) Joh. 1, 4 9; 8, 12. (8) Joh. 12, 35. (9) Eph. 1, 7; Cor. 9, 14; 1. Petr. 1, 19; Dffb. Joh. 1, 6. (10) 1. Röm. 8, 46; 2. Cor. 25, 4. (11) Eph. 28, 13.

**Haupttext:** Und das Blut Jesu Christi seines Sohnes macht uns rein von aller Sünde. 1. Joh. 1, 7.

**Zeit und Ort.**—Nach allgemeiner Annahme wurden die drei Briefe Johannis gegen das Ende des ersten Jahrhunderts und somit nach der Zerstörung Jerusalems, im hohen

Alter des Autors, geschrieben. Ueber den Ort der Abfassung liegt uns nichts Bestimmtes vor, da in den Briefen selbst keine Andeutung zu finden ist. Weil Johannes die Gemeinde zu



Epheſus etliche Jahre bediente, ſo vermuthen Manche, daß auch daſelbſt dieſe Schriften verfaßt worden ſeien. Der Hauptgegenſtand der Epſtel dieſes Lieblingsjüngers Jeſu iſt Liebe, wobei er vorerſt die Liebe Gottes gegen uns, ſodann die Liebe zu Gott und endlich die brüderliche Liebe ins Auge faßt. In der Lektion führt der Apoſtel uns zu Gemüthe

I. Das Wort des Lebens.—Vers 1. 2. Die Gleichheit des Anfangs, ſowohl dieſer Epſtel als auch des Evangeliums, laſſen uns in beiden einen und denſelben Autor erkennen. In beiden ſpricht er gleich von vorn herein von dem ewigen ſelbſtändigen Worte, dem Sohne Gottes. Im Evangelium heißt es: „Im Anfang war das Wort“; hier aber aber Vers 1: „Das da von Anfang war,“ nemlich: „Das Wort des Lebens,“ eins und daſſelbe bedeutend und ſich auf den Sohn Gottes beziehend. Dort war es ihm darum zu thun, denjenigen, deſſen Geſchichte er im Begriff war zu verfaſſen, als den wahrhaftigen Gott und das ewige Leben darzuſtellen, ja daß derſelbe zu Anfang alles Geſchaffenen ſchon da geweſen ſei. Der Ausdruck: „Das Wort,“ wird hier, wie auch Joh. 1, 1. 4., für die göttliche Natur und das ewige Weſen Chriſti gebraucht. Um dieſen ganzen Satz V. 1—3. richtig zu faſſen, denke man ſich die letzten Worte vorangeſtellt: „Wir verkündigen euch, was da von Anfang war,“ u. ſ. w.; „das wir gehört haben,“ aus Chriſti eigenem heilſeligen Munde die Worte des Lebens vernommen; „das wir geſehen haben mit unſern Augen,“ nemlich Chriſtum den Meſſias, ſowohl während ſeines Weſens unter uns bis zu ſeinem Tode, als auch wieder nach ſeiner Auferſtehung in verklärter Geſtalt; „das wir beſchaut haben,“ von Anfang unſerer Bekanntschaft mit Chriſto, Alles mit Aufmerkſamkeit betrachtet. Hievon rebet ja auch Petrus, 2. Petr. 1, 16.: „Wir haben ſeine Herrlichkeit ſelbſt geſehen,“—„das unſere Hände betastet haben,“ nemlich den Herrn Chriſtum nach ſeiner Auferſtehung. Vergl. Luc. 24, 39.; Joh. 20, 27, 28. Der Apoſtel ſpricht hier die freudigſte und unerſchütterlichſte Ueberzeugung aus, die man von einer Sache haben kann. Er beruft ſich auf alle Arten der Erfahrung, um ſein Zeugniß über allen Zweifel zu erheben. Der nun folgende Vers iſt meiſt in Parentheſen geſetzt, und iſt als Zwiſchensatz und zur Ergänzung des Vorhergehenden zu betrachten. Vers 2. „Und das Leben iſt erſchienen,“ nemlich der Sohn Gottes, durch ſeine Menſchwerdung und ſein Wohnen unter uns auf Erden, Joh. 1, 14.; „und wir haben geſehen,“ wiederholte Behauptung zur abermaligen Beſtätigung des bereits Geſagten. Es iſt kein Phantaſiebild, das uns vorſchwebt, und womit auch ihr getäuſcht werden ſollt, ſondern wir (Johannes und ſeine Mitapöſtel) „zeugen“ mit aller Gewißheit „und verkündigen euch das Leben,“ welches bei dem Vater war und ſich in Chriſto über die Welt ausgegoffen. „Das ewig iſt,“ daher auch Chriſtus von ſeinen Schafen ſagen konnte: „Ich gebe ihnen das ewige Leben,“ Joh. 10, 28., „welches war bei dem Vater und iſt uns erſchienen.“

II. Des Apoſtels Verkündigung.—Vers 3-6. Der Apoſtel wiederholt zum andern Mal, daß das von ihm verkündigte Evangelium, nicht allein ſein geſchriebenes vom Leben und Leiden Jeſu, ſondern auch das gepredigte Wort ein wahrhaftiges und gewiſſes ſei, wofür er ſelbſt als Augenzeuge auftreten könne. V. 3. Was wir geſehen und gehört haben, das verkündigen wir euch. Vergl. 2. Petr. 1, 16—19. Dieſes gewiſſe und über alle Zweifel erhabene Wort des Evangeliums ſoll nun auch einen beſtimmten Endzweck erreichen. „Auf daß auch ihr mit uns Gemeinſchaft habet,“ daß ihr eben ſo von der Erſcheinung des Sohnes Gottes überzeugt werdet als wir. Dieſe Gemeinſchaft ſoll aber noch weiter gehen: „Und unſere Gemeinſchaft ſei mit dem Vater und ſeinem Sohne Jeſu Chriſto.“ Hieraus erhellt, daß das Evangelium ein kräftiges Mittel iſt uns mit Gott in Gemeinſchaft zu bringen und zwar weil daſſelbe den Glauben wirkt, welcher uns in ein ſolches inniges Verhältniß mit Gott bringt. Röm. 10, 17. Zu dieſer Gemeinſchaft gehört Folgendes: 1. Daß Gott im Menſchen gleichſam als einem geweihten Tempel wohne. 1. Cor. 3, 16, 17. 2. Daß der Menſch um beſonderen göttlicher Natur theilhaftig werde. 2. Petr. 1, 4. 3. Die Kindſchaft Gottes mit allen übrigen Heilsgütern empfangen. Joh. 1, 12.; Röm. 8, 15. 4. Fleißigen Umgang mit Gott im Gebet pflegen. 1. Moſe 5, 22. In allen dieſen Dingen haben denn auch Gläubige Gemeinſchaft unter einander.

Vers 4. „Und ſolches,“ nemlich die Menſchwerdung Chri-

ſti und die Gemeinſchaft im Sohne, „ſchreiben wir euch, daß eure Freude völlig ſei.“ Das Evangelium von Chriſto erzeigt ſich, wo immer man daſſelbe aufnimmt, als eine Freudenboſchaft. Die daraus entſpringende Freude iſt eine völlige, weil ſie der Seele vollſtändige Befriedigung gibt gegenüber der wichtigen Weltfreude. Vers 5. Der fernere Zweck der Verkündigung iſt: Gott als ein Licht darzuſtellen, „in welchem keine Finſterniß iſt.“ Gott wird uns in der Lektion als „Leben“ und als „Licht“ dargeſtellt und zwar in abſolutem Sinne: Es heißt nicht: Er hat Leben oder gibt Leben, ſondern er iſt das Leben; ſo auch nicht: Er gibt Licht, ſondern er iſt das Licht. Vergl. Joh. 1, 1.; 8, 12. Johannes ſtellt dieſe Thatſache nicht erſt auf als einen Lehrſatz, ſondern als eine Verheißung. Aus dieſem folgt nun: 1. Vers 6. und 7: Der Wandel im Licht, Derer, welche mit ihm in Gemeinſchaft ſtehen. In der Finſterniß der Sünden zu wandeln und Gemeinſchaft mit Gott haben zu wollen, ſteht im ſtrengſten Widerſpruch, und wer ſo was vorgibt, der lügt; denn Licht und Finſterniß kommt nie zuſammen. Vers 7. „So wir aber im Lichte wandeln.“ Inwiefern kann das geſchehen? Licht iſt in der heil. Schrift als Sinnbild von Reinheit, Wahrheit, Erkenntniß, Erleuchtung und Seligkeit gebraucht. Von Gott in allem Guten erleuchtet ſein und darin leben, das heißt „im Licht wandeln“, in demſelben Sinne, nur nicht in ſo hohem Grade, „wie er Gott im Lichte iſt“—„ſo haben wir Gemeinſchaft unter einander“, wir ſind als Kinder des Lichts einander gleich an Geſinnung, haſſen und meiden die Werke der Finſterniß zc.

III. Das reinigende Blut.—Vers 7. „Und das Blut Jeſu Chriſti“ zc. Dieſer Ausdruck iſt aus der Opferſprache entlehnt und ſoll anzeigen, daß nicht nur alle Strafe aufgehoben ſei, daß der bußfertige Sünder nichts mehr zu befürchten habe, daß uns Gott um des Todes Jeſu willen Vergebung widerfahren laſſe, ſondern daß ſein Blut uns auch davon reinigen könne. Der Apoſtel nennt hier nur das Blut obgleich darunter die ganze Erlöſungsthat Chriſti zu verſtehen iſt. Röm. 8, 1.; Ebr. 1, 3., „von aller Sünde“, was durch kein anderes Mittel im Himmel noch auf Erden geſchehen kann, das thut das Blut Chriſti.

Vers 8. „So wir ſagen, wir haben keine Sünde“—bezieht ſich auf die Unwiedergeborenen, welchen ihre Sünden noch nicht vergeben ſind—, ſo verführen wir uns ſelbſt, und die Wahrheit iſt nicht in uns; wenn wir unſer ſittliches Verderben zu beheben ſuchen, ſo iſt das der größte Selbſtbetrug, indem eine ſolche Behauptung der Lehre der heil. Schrift (ſiehe Bf. 51, 6. 7.; 14, 3.; Röm. 3, 19.), ſowie auch ſeiner eigenen Erfahrung widerſpricht. Eben darum macht man auch durch Ableugnen dieſer Thatſache Gott zum Lügner. Vers 10.

Vers 9. „So wir aber unſere Sünden bekennen“, mit dem erſten Wunſch, Vergebung zu erlangen und die Sünde zu meiden, „ſo iſt er treu und gerecht“, treu, weil er dadurch ſein Wort erfüllt, daß er dem Bußfertigen wolle gnädig ſein; gerecht, nicht deßhalb, weil er es uns um unſers eigenen Verdienſtes willen ſchuldig wäre, ſondern weil durch den Tod Jeſu die Strafgerechtigkeit Gottes geſühnt und befriedigt iſt, und er uns um beſonderen gerechtheit ſpricht, „daß er uns die Sünde vergibt und reiniget uns von aller Untugend,“ eine doppelte Gnade.

Praktiſche Anwendungen.—1. Die Religion Jeſu iſt Erfahrungſache und nicht aus der Luft gegriffen.

2. Chriſten ſollten ſtets mit Freuden von Chriſto zeugen.

3. Wahre Chriſten werden ſowohl an ihrer Gemeinſchaft unter einander, als an der Gemeinſchaft mit Gott erkannt.

4. Wo wahres Chriſtenthum iſt, da iſt auch völlige Freude.

5. Es iſt unſer hohes Vorrecht auf Erden, von aller Sünde frei zu werden; das Blut Chriſti beſitzt die Kraft dazu.

6. Sündenbekenntniß und Reue ſind weſentlich nothwendig, wenn wir Vergebung der Sünden haben wollen.

Kindinderklaſſe.—1. Wir müſſen unſere Sünden bekennen und bereuen. 2. Dann vergibt ſie uns Gott um des Blutes Chriſti willen. Der Lehrer illuſtrire (1) damit, wenn etwa ein Kind ſein Vergehen bei den Eltern leugnet, das macht's nur ſchlimmer. Aufrichtigkeit iſt Hauptſache. Illuſtrire (2) mit der Paſſionnacht: Die Iſraeliten mußten ihre Thürpoſten mit Blut beſtreichen. „Das Blut ſoll euer Zeichen ſein,“ ſprach der Herr, „wenn ich das Blut ſehe, will ich



vorübergehen.“ So ist Christi Blut dem Bußfertigen das Gnadengeichen.



**Wandtafel-Gebrauchsanweisung.**—Der Kreis deutet einigermassen das Vollkommene an. Christus wohnt im Licht (siehe die Sonne), so sollen wir in seinem Lichte wandeln.

Die Fontäne veranschaulicht das Reinigungsmittel (s. Haupttext), welche aus dem Worte (Bibel) quillt; die Hände wollen „die Gemeinschaft der Christen“ andeuten. Also: Christus unser Licht, wir das Licht der Welt; Christus unser Leben, wir das Leben (Salz) der Welt, darin, daß wir Andere zu Christo führen; unsere Gemeinschaft mit Christo und dadurch Gemeinschaft untereinander.

**Illustrationen.**—Vers 7. In deinem vergeblichen Bemühen, ohne das Blut Jesu und den Beistand des heiligen Geistes, dein Herz zu erneuern und deine Seele zu retten, bist du einem Rohren gleich, der am Wasser stehend im Begriff wäre, seine Haut weiß zu waschen, während er dem Einen zum Gelächter, dem Andern zum Gegenstand des Mitleids würde. Auf, wirf Lauge und Seife weg, und suche das Blut Christi. Die schneeweiße Leinwand an den Gewändern der Ueberrinder wurde am Kreuzestamm gewoben und dort in noch dauerndere Farbe als Thyrischer Purpur gefärbt, um nie wieder befleckt zu werden. Die Farbe ist das Blut Christi.

B. 9. Wie Bettler, wenn sie etwas Gutes haben, es verhehlen, und hingegen nur Wunden und Luntzen zeigen, um die Leute zum Mitleid zu bewegen, ebenso gebührt es uns, wie dem Götter, unsere Sünden zu bekennen, und nicht, wie der Pharisäer, seine guten Werke.

## Die Liebe des Vaters.

### 7. Section: 1. Joh 4, 7–16.—Sonntag den 16. November 1879.

7. Ihr Lieben, laßt uns unter einander lieb haben; (1) denn die Liebe ist von Gott; und wer lieb hat, der ist von Gott geboren und kennet Gott. (2)

8. Wer nicht lieb hat, der kennet Gott nicht; denn Gott ist die Liebe. (3) 9. Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen. (4)

10. Darinnen stehet die Liebe: nicht, daß wir Gott geliebet haben; sondern daß er uns geliebet hat, und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünden. (5)

11. Ihr Lieben, hat uns Gott also geliebet; so sollen wir uns auch unter einander lieben. (6)

12. Niemand hat Gott jemals gesehen. (7) So wir uns unter einander lieben; so bleibt Gott in uns, und seine Liebe ist völlig in uns.

13. Daran erkennen wir, daß wir in ihm bleiben und er in uns, daß er uns von seinem Geist gegeben hat. (8)

14. Und wir haben gesehen und zeugen, daß der Vater den Sohn gesandt hat zum Heiland der Welt.

15. Welcher nun bekennet, daß Jesus Gottes Sohn ist, in dem bleibt Gott, und er in Gott.

16. Und wir haben erkannt und geglaubt die Liebe, die Gott zu uns hat. Gott ist die Liebe; (9) und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm.

### Parallelen.

- (1) 1. Joh. 3, 11, 23. (2) Joh. 8, 42. (3) B. 16. (4) Joh. 3, 16; Titus 2, 11. (5) Röm. 5, 10; 2. Cor. 5, 19; Col. 1, 20. (6) Matth. 18, 33. (7) Joh. 1, 18; 1. Tim. 6, 16. (8) 1. Joh. 3, 24. (9) B. 8.

**Haupttext:** Laßt uns ihn lieben, denn er hat uns erst geliebet. 1. Joh. 4, 19.

Ueber Zeit und Ort der Abfassung dieser Epistel siehe die Vorbemerkung der vorigen Section. Der Apostel nimmt auch hier wiederum den Gegenstand der Liebe auf; diesmal aber in inniger Beziehung zu unserer Wiedergeburt und unserer Bekanntschaft mit Dem, der selbst die Liebe ist.

I. Die Liebe Gottes gegen uns. B. 7–10. Einen Hauptbeweggrund zur brüderlichen Liebe findet der Apostel in der unendlichen Liebe Gottes. Vers 7. „Denn die Liebe ist von Gott.“ Weiter unten heißt es: „Gott ist die Liebe,“ in demselben Sinne wie: „Gott ist Leben!“ „Gott ist Licht!“ Wo immer deshalb die wahre Liebe sich kundgibt unter den Menschen, ist dieselbe aus Gott ein Reflex der ewigen Liebesonne; es kann auch Niemand die erneuernde Kraft Gottes am Herzen erfahren, ohne dieser Liebe Gottes theilhaftig zu werden, sie ist das untrüglichste Kennzeichen der neuen Geburt. Dieser Sinn ist in Vers 7. und 8. ausgesprochen. Nun handelt die Section weiter darüber, worin die Liebe Gottes besteht, und wie sie sich kundgibt. Vers. 9. In der Sendung Christi hat sie sich in ihrem hellsten Glanze gezeigt. Das Wesen der Liebe besteht darin, daß sich der Liebende ganz dem Gegenstand seiner Liebe hingiebt. Diese Liebe erscheint aber erst dann in ihrer wahren Größe, wenn an dem Geliebten durchaus nichts Liebenswürdigen vorhanden ist und daher der Grund der Liebe nur in dem Erbarmen des Liebenden zu suchen ist. So verhält sich's mit der Liebe Gottes gegen uns Menschen. An uns war nichts Liebenswürdigen, sondern nur Sünde und Befleckung; auch keine Gegenliebe; sondern Haß, und dennoch liebte er uns so, daß er „seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen.“ Der größte Triumph der Liebe ist der, wenn Freund für Feind sein Leben

läßt. Siehe Röm. 5, 6–8. Er starb den Kreuzestod, damit wir nicht den ewigen Tod sterben möchten. Er ward (Vers 10.) eine Versöhnung für unsere Sünden. Diese Liebe Gottes erfordert nun bei allen Gläubigen auch

II. Brüderliche Liebe. Vers 11, 12. Daß aus dieser unvergleichlichen Liebe Gottes nun auch bei uns zuerst eine brünstige Gegenliebe zu Gott erweckt werden sollte, ist selbstverständlich, ist aber hier nicht vorerst erwähnt. Wir finden es aber in Vers 19. Die brüderliche Liebe ist auch ein Ausfluß dieser Liebe Gottes im Herzen, so daß dieselbe diese schon bedingt und voraussetzt. Wie diese brüderliche Liebe beschaffen sein soll, siehe Cap. 3, 16–18; 1. Cor. 13, 4–7. Vers 12. „Niemand hat Gott je gesehen.“ In welchem Zusammenhang steht nun dieser Satz zu dem Vorhergehenden? Darin, daß uns hier gezeigt wird, wie Gottes Nähe durch die Liebe in unsern Herzen deutlich wahrgenommen wird, obwohl man ihn nicht mit natürlichen Augen sehen könne. Daß Gott von menschlichen Augen nie gesehen worden, widerstreitet nicht solchen Stellen wie folgende: 1. Mose 3, 8; 12, 7; 32, 30; 1. Sam. 3, 21; denn überall, wo wir von der Erscheinung Gottes lesen, da geschah solches unter einer angenommenen Gestalt und nicht in seiner wahren Wesenheit. So wir uns unter einander lieben, so bleibt Gott in uns, obwohl wir ihn nicht sehen können: Gott zu lieben, heißt Den zu lieben, den wir noch nie gesehen haben, und eine solche Liebe kann nicht vorhanden sein, B. 20., wo sich dieselbe nicht erzeigt an Kindern Gottes, die wir sehen. An unserer Brüderliebe können wir erkennen, ob wir Gott lieben. Ist also dieses Kennzeichen da, dann bleibt Gott mit seiner Liebe in uns und wird immer völliger in uns. Das göttliche Leben in uns fängt an 1) mit

der Liebe zu Gott durch Christum, es geht fort 2) mit der Liebe zu unsern Nächsten und reißt immer mehr zur Vollkommenheit; 3) in der Liebe zu Gott und Menschen. Der Beweis dieses Innenwohnens Gottes wird uns nun noch deutlicher, indem uns B. 13. der heilige Geist zum Pfand gegeben wird. Dieser ist das Siegel der Kinderschaft. Das „Bei uns bleiben“ und Mittheilen des Geistes Gottes wird nun zurück geführt auf die Grundursache aller dieser Segnungen, nemlich auf Christum. Er ist

III. Der Heiland der Welt. Vers 14–16. Wie sich's nun reimen lasse, daß der Apostel, Cap. 1, 1–3., sehen, hören und betasten konnte, und doch nach B. 12. in unserer Lektion Niemand Gott je gesehen haben soll, das wird uns dadurch erklärt, daß Gott sich in seinem Sohn der Welt geoffenbaret hat. Gott erscheint in seinem Sohn, durch dessen Menschheit aber der volle Glanz, welcher für uns unerträglich gewesen wäre, verhüllt wurde. Vers 14. „Und wir haben gesehen und zeugen, daß der Vater den Sohn gesandt hat zum Heiland der Welt, durch welchen uns, (B. 13.) der heilige Geist gegeben ist.“ Hier sind also die drei Personen in der Gottheit sämtlich repräsentirt. Der Vater sendet den Sohn, der Sohn erscheint zum Heiland der Welt und der heilige Geist gehet aus von beiden zur Erleuchtung u. s. w. Von diesem Erlöser konnte Johannes zeugen: 1) Aus seinem intimen Umgang mit Christo und der Beobachtung seiner Wunderwerke, seines Todes, seiner Auferstehung und Himmelfahrt. 2) Aus dem direkten Zeugniß vom Himmel: „Dies ist mein lieber Sohn“ u. s. w. und 3) Aus Christi eigenem Ausspruch von dem Endzweck seines Kommens. Joh. 3, 16. 17. Vers 15. „Welcher nun bekennet, daß Jesus Gottes Sohn ist.“ Hierbei ist selbstverständlich mehr als ein bloßes äußeres Bekenntniß gemeint, es soll ein Bekenntniß von Christo nach der innersten Ueberzeugung und aus einem Herzen kommend, welches die Wahrheit erkannt und deren Kraft Gott an sich erfahren hat, „in dem bleibet Gott, und er in Gott,“ so lange er an diesem Bekenntniß festhält. Ebr. 10, 23. Gott bleibt nach der genauesten Vereinigung und mit väterlicher Huld ihm zugehan. Er bleibt in Gott, in ihm geborgen, geschützt u. s. w. — Vers 16. — „Und wir haben erkannt und geglaubt.“ — Dieses sind zwei Hauptbedingungen, die einem aufrichtigen Bekenntniß zum Grunde liegen, nemlich: Erkenntniß, oder genaue Bekanntschaft mit dem Gegenstand unseres Bekenntnisses und dann einem lebendigen festen Glauben daran. Eine Sache zu bekennen, an die man nicht glaubt, ist Heuchelei. „Die Liebe, die Gott zu uns hat,“ wie in Vers 10. dargethan. „Gott ist die Liebe.“ Siehe B. 8. „und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm.“ Eine nochmalige Bestätigung dessen, was eigentlich den Grundton von B. 7. an bildet.

**Praktische Anwendungen.** — 1. Die Liebe ist wie das reine Sonnenlicht: erfreuend, erquickend und lebend für Alle, die sie beschmecken.

2. Die Liebe ist der kräftigste Beweis unseres Christenthums der Welt gegenüber.

3. Brüderliche- und Nächstenliebe sind sowohl Folgen als Kennzeichen der wahren Gottesliebe.

4. Der deutlichste Beweis von der Liebe Gottes gegen uns ist die Hingabe seines Sohnes für uns.

5. Erkennen und Bekennen ist beides nöthig zur Seligkeit.

6. Die Liebe Gottes ist kein schnell vorübergehendes Strohfeuer, sondern eine bleibende und beständige Sache.

**Kleinkinderklasse.** — Die Liebe Gottes in Christo ist hier der Grundgedanke. Beweise und erkläre diese durch das Leben,

Leiden und Sterben Christi, und wie sie sich immer noch erweist in den vielen Segnungen, die uns von ihm zufließen. Wozu soll uns dieselbe antreiben? Zur Gegenliebe, durch Gehorsam und Glauben; wie ein Kind, welches sagt, es liebe Vater und Mutter, dieses dadurch kundgeben muß, daß es den Eltern gehorcht und thut, was ihnen gefällt. Wer Gott liebt, liebt auch seinen Nächsten. Illustrire mit Beispielen aus dem Leben.

**Illustrationen.** — B. 7. 8. Ein Missionar, welcher vor einer Versammlung von Schwarzen von der unermeßlichen Liebe Gottes gegen die Menschen sprach, richtete am Ende seines Vortrags verschiedene Fragen an seine Zuhörer. „Marie,“ sagte er zu einer Frau, „ist nicht die Liebe Gottes wunderbar?“ Darauf erwiderte sie einfach und kindlich: „Mama, mich es nicht halten für so sehr wunderbar, weil es ihm ganz gleich sieht.“

Vers 8. 16. Peter Vales schrieb zur Zeit der Königin Elisabeth die ganze Bibel in so kleiner Schrift und auf solchen beschränkten Raum, daß das ganze Buch in einer Wallnuschale Platz hatte. Noch vor kurzer Zeit wurde die Bibel in Miniatur photographirt, so daß dieselbe die Größe einer Erbse nicht überstieg. So ist auch der ganze Inhalt der Bibel gleichsam in den wenigen Worten enthalten: „Gott ist die Liebe!“

B. 15. St. Augustinus erzählt in seinen Werken von einem gewissen Victorinus, einem angesehenen Manne in Rom, der viele Freunde hatte. Es gefiel Gott, ihn zu erwecken und zu belehren. Da kam er eines Tages zu Simplicianus und sagte ihm verborgener Weise, daß er ein Christ sei. Letzterer erwiderte: „Ich werde es dir nicht glauben, bis ich dich sehe, Christum öffentlich in der Kirche bekennen.“ Victorinus antwortete: „Ei, was? Machen denn die Kirchenmauern Jemand zum Christen?“ Hernach erinnerte er sich aber der Worte Jesu: „Wer sich aber meiner und meiner Worte schämt — des wird sich auch des Menschen Sohn schämen,“ u. s. w. Marc. 8, 38., und ging und bekannte Christum frei öffentlich in der Kirche.



**Wandtafel-Gebrauchsanweisung.** — Dieses Sinnbild ist höchst einfach: Die Liebe des Vaters zu uns offenbarte sich hauptsächlich in der Hingabe des Sohnes, welcher a m K r e u z e für uns starb. Sind wir nun Kinder Gottes, so ist diese Liebe ausgegossen in unser Herz durch den heiligen Geist, daß wir ihn wieder lieben (Haupttext) und uns unter einander lieben.

## Der verklärte Christus.

### 8. Lektion: Offb. Joh. 1, 10–20. — Sonntag den 23. November 1879.

10. Ich war im Geist (1) an des Herrn Tage, und hörte hinter mir eine große Stimme, (2) als einer Posaune,

11. Die sprach: Ich bin das A und das O, der Erste und der Letzte; (3) und was du siehst, das schreibe in ein Buch, und sende es zu den Gemeinen in Asien, gen Ephesus, (4) und gen Smyrna, (5) und gen Pergamus, (6) und gen Thyatira, (7) und gen Sardes, (8) und gen Philadelphia, (9) und gen Laodicea, (10)

12. Und ich wandte mich um, zu sehen nach der Stimme, die mit mir redete. Und als ich mich wandte, sahe ich sieben goldene Leuchter; (11)

13. Und mitten unter den sieben Leuchtern einen, (12) der war eines Menschen Sohne gleich, der war angethan mit einem Kittel, und begürtet mit der Brust mit einem goldenen Gürtel.

14. Sein Haupt aber und sein Haar war weiß, wie weiße Wolle, als der Schnee, und seine Augen wie eine Feuerflamme, (13)

15. Und seine Füße gleichwie Messing, (14) das im Ofen glühet, und seine Stimme wie groß Wasserrauschen; (15)

16. Und hatte sieben Sterne in seiner rechten Hand, und aus seinem



Munde ging ein scharf zweischneidig Schwerdt, (16) und sein Angesicht leuchtete wie die helle Sonne.

17. Und als ich ihn sahe, fiel ich zu seinen Füßen als ein Toter; und er legte seine rechte Hand auf mich, und sprach zu mir: Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte,

18. Und der Lebendige. Ich war tot; und siehe, ich bin lebendig von

Ewigkeit zu Ewigkeit, und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes. (17)

19. Schreibe, was du gesehen hast, und was da ist, und was geschehen

soll darnach;

20. Das Geheimniß der sieben Sterne, die du gesehen hast in meiner rechten Hand, und die sieben goldenen Leuchter. Die sieben Sterne sind Engel der sieben Gemeinden, und die sieben Leuchter, die du gesehen hast, sind sieben Gemeinden.

### Parallelen.

- (1) 2. Cor. 12, 2. (2) Vers 15. (3) Cap. 22, 13.; Jes. 41, 4. (4) Cap. 2, 1. (5) Cap. 2, 8. (6) Cap. 2, 12. (7) Cap. 2, 18. (8) Cap. 3, 1. (9) Cap. 3, 7. (10) Cap. 3, 14. (11) 2. Mose 25, 37.; Sach. 4, 2. (12) Hes. 1, 26, 28.; Dan. 7, 9, 13.; 10, 5, 6. (13) Cap. 2, 18.; 19, 12. (14) Hes. 1, 7. (15) Hes. 43, 2. (16) Ebr. 4, 12. (17) Röm. 6, 9.; Offb. Joh. 20, 1, 2.; Ps. 68, 19.

**Haupttext:** Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, spricht der Herr, der da ist, und der da war, und der da kommt, der Allmächtige. Offb. 1, 8.

**Zeit und Ort.** Das Buch der Offenbarung wurde vermuthlich geschrieben etwa ums Jahr des Herrn 65. oder 66. gegen das Ende der domitianischen Regierung. Der Ort, wo dieselbe geschrieben wurde ist, nach allgemeiner Annahme, die Insel Patmos im ägäischen Meere, etwa fünfzehn Meilen im Umfang, welche als eine sehr öde, rauhe und felsige Insel geschildert wird, und die als Verbannungsort für große Verbrecher von den römischen Kaisern benutzt wurde. Johannes wurde von dem römischen Kaiser Domitian um des Zeugnißes Jesu Christi willen auf die genannte Insel verbannt, auf welcher man heute noch eine Höhle zeigt, worinnen er sich während der göttlichen Offenbarungen aufgehalten haben soll.

Das Buch der Offenbarung ist meist prophetisch, worin Gott seinen Knechten zeigt, „was bald geschehen soll.“ Das Buch war zunächst an die sieben kleinasiatischen Gemeinden, wie sie in Vers 11. besonders benannt sind, gerichtet, vergl. Vers 4, 20. gilt, aber der sämtlichen Kirche Christi bis ans Ende der Welt. In der Lektion, welche auf einen allgemeinen Eingangsgruß und Preis des Allerhöchsten folgt, vernehmen wir.

I. Die große Stimme.—Vers 10. 11. „Ich war im Geist“, fängt der Apostel mit der Geschichte der göttlichen Offenbarung an. Ich befand mich in einer Art Entzückung, vielleicht in Betrachtung der Gegenwart und Zukunft der Kirche Christi, vertieft, während Gemüth und Sinne für die Außenwelt völlig verschlossen waren. „An des Herrn Tag,“ wohl am Sonntage—, welcher von den ersten Christen zur Erinnerung an Christi Auferstehung als Sabbathtag gefeiert und eingeseigt wurde; „und hörte hinter mir eine große Stimme als einer Posaune,“ wie aus dem Zusammenhang zu vernehmen, die Stimme Christi. Dieselbe ertönte mit starkem durchdringendem Schall, wie Posaunentönen. Posaunen oder Trompeten wurden vor Alters gebraucht bei Ankündigung der jüdischen Feste, 4. Mose 10, 10., sowie überhaupt bei göttlichen Bekanntmachungen. 2. Mose 19, 16. 19.; Joel 2, 1. Die Ähnlichkeit dieser Stimme mit einer Posaune bestand ohne Zweifel in der Klarheit und Stärke des Schalls.

Vers 11. „Ich bin das A und das O.“ Die Offenbarung wurde in der griechischen Sprache geschrieben, in welcher A (Alpha) der erste und O (Omega) der letzte Buchstabe ist, und bedeutet also: „Ich bin der Erste und Letzte“, der Ewige, wie es ja auch im zweiten Satze erklärend folgt. „Was du siehest,“ nemlich die Offenbarungen, die du nun empfangen wirst, „das schreibe“ für die Kirche der späteren Zeit in ein Buch, auf eine Pergamentrolle, wie man sie, statt der jetzigen Bücher, gebrauchte, und sende es zu den Gemeinden,“ wie sie nacheinander genannt sind; eine jede derselben sollte wahrscheinlich eine Abschrift des ganzen Buchs haben. „Gen Ephesus.“ Dieses war einst eine der hervorragenden Städte Kleinasiens. Sie war die Hauptstadt Joniens und später unter den christlichen Kaisern die Hauptstadt der ganzen Provinz Asia. Während des etwa zweijährigen Aufenthalts Pauli zu Ephesus gründete er daselbst eine blühende Gemeinde, an welche er auch eine Epistel schrieb. Auch Johannes wohnte und wirkte hier längere Zeit. Zur Zeit dieses Schreibens hatte die Gemeinde noch viel Lobenswerthes an sich, denn sie blieb fest und rein in der Lehre. Dagegen aber verließ sie die erste Liebe, nemlich die beim Beginn des Glaubenslebens entzündete innige Hingabe an den Herrn, welche unter den Widertätigkeiten des Gemeindeflebens leicht einer kälteren Stimmung Platz macht, in welcher man meint, durch treue Arbeit (V. 2 f.) die innere Wärme, welche gewichen ist, ersetzen zu können. Deshalb ermahnt sie nun der Herr Buße zu thun; widrigenfalls er ihren Leuchter (des Wortes Gottes) von seiner Stätte stoßen werde. Heute befinden sich nur noch einige elende Hütten, wo

früher die große Stadt stand. Reisende berichten, daß sie nur drei Christen daselbst angetroffen hätten. Smyrna, etwa vierzig Meilen nördlich von Ephesus, nahe am ägäischen Meere gelegen, war zur Zeit der ersten römischen Kaiser eine der schönsten Städte Kleinasiens. Auch hier bestand eine Gemeinde. Die Stadt wurde A. D. 177 durch ein Erdbeben zerstört und später wieder aufgebaut. Sie ist heute noch der Sitz von wichtigen Missionsoperationen und Vieles wird daselbst zur Ausbreitung des Christenthums gethan. Noch nie ist das Licht der Wahrheit daselbst völlig verloschen. Vergl. Cap. 2, 8—11. Pergamus. Diese Stadt lag am Fluß Caicus, in Mysien, woselbst früher viel Götzendienst betrieben wurde. Die Stadt hat den Namen von Pergament her, weil angeblich König Attalus viel Pergament zu einer kostbaren Bibliothek dort machen ließ. Der Ausdruck „Satan's Stuhl“ hat Bezug auf das dortige römische Obergericht, weil es sich vom Satan als Blutgericht gegen die Gemeinde Christi gebrauchte ließ. Cap. 2, 13. Die Gemeinde daselbst, von welcher, außer dem Sendschreiben, nichts Ausführliches bekannt ist, hat etliche Märtyrer aufzuweisen, wie z. B. Antipas, Cap. 2, 13. Die Drohung Gottes, Vers 16, ging buchstäblich an ihre Erfüllung. Thyatira, eine Stadt in der Provinz Lydien, nordöstlich von Smyrna, am Fluß Lycus gelegen. Außer dem Sendschreiben, Cap. 2, 18—29., ist uns von dieser Gemeinde nichts Näheres bekannt. Dort wird sie wegen der Gestattung von Hurerei derb getadelt und den dieses Verbrechens Schuldigen gerechte Strafe angekündigt. Sardes und Philadelphia. Das Nähere über diese beiden Städte folgt in der nächsten Lektion. Laodicea, eine Stadt im westlichen Phrygien, ungefähr hundert Meilen von Ephesus. Die Gemeinde daselbst verfiel in einen geistlich lauen Zustand, weshalb sie Gott aus seinem Munde zu speien drohte. Siehe Cap. 3, 14—22. Dies ging auch in Erfüllung. Raum ein Christ wird heute noch in jener Gegend gefunden. Diese sieben Gemeinden werden aus vielen andern Gemeinden Kleinasiens als Repräsentanten der kirchlichen Zustände genannt. Hierauf stellt sich uns dar

II. Der verkündete Christus.—Vers 12—16. „Ich wandte mich um, zu sehen nach der Stimme.“ Weil man aber eine Stimme nicht sehen kann, so ist die Meinung, daß er eben durch das Hören derselben auch einen Lebenden zu sehen vermuthete. Hierin war er auch nicht getäuscht. V. 12. „Sieben goldene Leuchter“, die sieben Gemeinden vorstellend, wie auch unter dem goldenen Leuchter (2. Mose 25, 31—40.) die Kirche Gottes versinnbildlicht wird, wegen des von ihr ausströmenden Lichtes. Matth. 5, 14—16. Das kostbare Material „Gold“ deutet auf deren Reinheit in Lehre und Leben hin. Vers 13. „Mitten unter (denselben)—Einen, der war eines Menschen Sohn gleich.“ Christus, der Gottmensch, in Gestalt eines Menschen. Daß er mitten unter denselben stand, will uns unstreitig seine Gnadengegenwart in seiner Kirche andeuten; „der war angethan mit einem Kittel“, einem langen, herabwallenden Gewand von weißlicher Seide, wie die Priester solche zu tragen pflegten, anzudeuten sein Priesterthum und seine Heiligkeit, und war auch, wie jene, „begürtet um die Brust mit einem goldenen Gürtel“, womit auch Könige begürtet waren, auf seine Königswürde deutend. Vers 14. „Sein Haupt aber und sein Haar war weiß, wie weiße Wolle, als der Schnee“, ebenfalls die von ihm ausströmende Heiligkeit versinnbildlichend, indem die weiße Farbe immer als Sinnbild der Reinheit gebraucht wird; „seine Augen wie Feuerflammen.“ Weisheit und Allwissenheit, sowohl als auch Macht und Gerechtigkeit, kann durch kein schiedlicheres Bild dargestellt werden, als durch Feuer. Vers 15. „Und seine Füße gleich-



wie Messing": Guldener, das im Grundtext gebrauchte Wort bedeutet nach allgemeiner Annahme ein aus Gold und Silber gemischtes und durch seinen Glanz sich auszeichnendes Metall; „das im Ofen glühet“, im hellsten Glanze leuchtend, die Vortrefflichkeit seiner Person und seines Standes, wie auch seinen Ernst in Ausföhrung seiner heiligen Gerichte gegen allen Widerstand anzudeuten, „seine Stimme wie groß Wasserrauschen“, als eine Stimme vieler Wasser, oder auch wie das gewaltige Tosen eines hohen Wasserfalls—seine Majestät ankündigend. Vers 16. Sieben Sterne; die Engel oder Prediger der sieben Gemeinden vorstellend, „ein scharf zweischneidiges Schwert“, mit dem er die Völker schlägt und richtet. Cap. 19, 15. Vergl. Jes. 11, 4, welche Stellen ebenfalls Weissagungen auf den Messias enthalten. Das Bild bedeutet die Wirkung seiner Lehre und seiner über die Gottlosen ausgesprochenen Urtheilsprüche. „Sein Angesicht wie die helle Sonne“, wenn sie am stärksten scheint, gleichbedeutend mit der Verkündigung: „daß Gott ein Licht ist, und ist keine Finsterniß in ihm.“ 1. Joh. 1, 5. Nun folgen aber auch noch

III. Die herrlichen Trostworte.—Vers 17—20. Vers 17. „Ziel ich zu Boden, wie ein Todter“, überwältigt von der göttlichen Majestät und Herrlichkeit des Erlösers. Und er legte seine rechte Hand tröstend, stärkend, helfend und aufrichtend „auf mich“, und sprach: „Fürchte dich nicht!“ Ich bin der Erste und der Letzte; wieder wie in Vers 11. diesmal als Unendlicher seine Hefersmacht anzeigend. Vers 18. „Und der Lebendige.“ Ich war todt als Mensch, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit“, und habe somit auch den Tod und die Hölle besiegt, „und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes“, kann also wohl die Menschen in dieselbe stürzen, aber auch davor bewahren.

Vers 19. „Schreibe, was du gesehen hast“, in dem soeben beschriebenen Gesicht, „und was da ist“, den gegenwärtigen Zustand der sieben Gemeinden. Cap. 2. und 3. und was geschehen soll hernach. Die Offenbarungen der zukünftigen Ereignisse, welche er noch empfangen soll. Dies ist ein wiederholter Befehl von Vers 11. damit es ja nicht vergessen, sondern für die zukünftige Kirche aufbewahrt werden möge. Vers 20. „Sieben Sterne—sieben Engel“; die Prediger, wegen des von ihnen ausströmenden Lichtes. Vergl. Dan. 12, 3. Engel bedeutet ein Gesandter. Vergl. Hag. 1, 13; Mal. 2, 7; Matth. 11, 10.

**Praktische Anwendungen.** — 1. Im Geist in Andacht zu sein (siehe Erklärung), ist die einzig richtige Stimmung am Tage des Herrn.

2. Selig, wer stets auf Gottes Stimme merkt.

3. Gott läßt als liebender Vater seine Kirche immer zu rechter Zeit warnen, strafen oder trösten.

4. Die Prediger sollen glänzende Sterne, die Kirche aber ein hellbrennendes Licht sein.

5. Jesus ist stets inmitten seiner Kirche, wenn sie ihm treulich dient.

6. Nur ein lebendiger Heiland kann uns zum Trost gereichen. Vers 18.

**Kleinkinderklasse.** — Christus in seiner Herrlichkeit als Grundgedanke. Er ist mächtig und voll Liebe. Wenn er einst erscheint, werden sich die Frommen freuen, aber die Gottlosen werden erschrecken. Illustriren: Die Obrigkeit zc. ist da, den Guten zu helfen, die Bösen zu strafen. Wenn ein König siegreich aus der Schlacht kommt, so freut sich sein Volk, aber seine Feinde zittern.

**Illustrationen.**—Vers 10. Ein Kirchenlehrer sagt: „Was wäre das Leben ohne Sabbath?“ Ein langer Wüstenweg ohne Herberge. — Ignatius nennt den Sonntag den „König und Fürsten der Tage“, und Alphonsus, der König von Spanien, da er alle seine Feinde an diesem Tage hätte besiegen können, sagte: „Mögen sie Alle ruhig bleiben, der Tag ist mir lieber, als aller Sieg.“

Vers 12. Als einer mit König Karl von England unter der Predigt ein Gespräch anknüpfen wollte, sagte derselbe: „Lieber, hindert mich nicht, Gott zuzuhören, wenn er mit mir redet, damit er hinwiederum mir zuhöre, wenn ich mit ihm rede.“

Vers 20. „Ich halte nicht viel von deiner Religion, wenn man dieselbe nicht wahrnehmen kann.“ Eine Lampe redet zwar nicht, aber sie leuchtet. Ein Leuchtturm schlägt keine Trommel und macht keinen Tumult; und doch wird sein freundliches Licht dem Schiffe in weiter Ferne ein Leitstern zur Heimath. So laßt auch ihr durch eure Thaten euer Christenthum leuchten und sprechen, und euer geistliches Leben illustriren—Spurgeon.



**Wandtafel-Gebrauchsanweisung.** — Christus in seiner Herrlichkeit und Macht in seiner Kirche ist die Idee dieser Illustration. Er ist in seinen Gemeinden gegenwärtig (Leuchter) in Licht und Recht. Er hat auch die Schlüssel der Hölle und des Todes. Wer ihm widerspricht, für den steht der Abgrund offen. Er hat aber auch die Schlüssel des Lebens für seine Kinder. Also weise darauf hin: 1. Die Verbindung Christi mit den Seinen (der Name Christus zwischen den Leuchtern). 2. Die Macht Christi, Himmel und Hölle aufzuschließen (Schlüssel). 3. Sein Leben von Ewigkeit zu Ewigkeit.

## Sendschreiben an die Gemeinden.

### 9. Section: Offb. Joh. 3, 1—13. — Sonntag den 30. November 1879.

1. Und dem Engel der Gemeinde zu Sardes schreibe: Das sagt, der die Geister Gottes hat, (1) und die sieben Sterne: (2) Ich weiß deine Werke; denn du hast den Namen, daß du lebst, und bist todt. (3)

2. Sei wader und stärke das Andere, das sterben will; denn ich habe deine Werke nicht völlig erkannt vor Gott. (4)

3. So gebe ich nun, wie du empfangen und gehört hast, und halte es, (5) und thue Buße. So du nicht wirst wachen, werde ich über dich kommen, wie ein Dieb, (6) und wirst nicht wissen, welche Stunde ich über dich kommen werde.

4. Du hast auch wenige Namen zu Sardes, die nicht ihre Kleider besudelt haben; und sie werden mit mir wandeln in weißen Kleidern, (7) denn sie sind es werth.

5. Wer überwindet, der soll mit weißen Kleidern angelegt werden, (8) und ich werde seinen Namen nicht auslöschen aus dem Buch des Lebens, (9) und ich will seinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor seinen Engeln.

6. Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt.

7. Und dem Engel der Gemeinde zu Philadelphia schreibe: Das sagt der Heilige, der Wahrhaftige, der da hat den Schlüssel Davids, der aufthut, und Niemand zuschließt, der zuschließt, und Niemand aufthut: (10)

8. Ich weiß deine Werke. Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Thür, und Niemand kann sie zuschließen; denn du hast eine kleine Kraft, und hast mein Wort behalten, und hast meinen Namen nicht verleugnet.

9. Siehe, ich werde geben aus Satanas Schule, die da sagen, sie sind Juden, und sind es nicht, sondern üben. (11) Siehe, ich will sie machen, daß sie kommen sollen und anbeten zu deinen Füßen, (12) und erkennen, daß Ich dich geliebt habe.

10. Diemeil du hast behalten das Wort meiner Geduld, will Ich auch dich behalten vor der Stunde der Versuchung, die kommen wird über der ganzen Welt Kreis, zu versuchen, die da wohnen auf Erden.

11. Siehe, ich komme bald. (13) Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme.



12. Wer überwindet, den will ich machen zum Pfeiler in dem Tempel meines Gottes, und soll nicht mehr hinaus gehen. Und will auf ihn schreiben der Name meines Gottes, und den Namen des neuen Jerusalem, (14) der

Stadt meines Gottes, die vom Himmel hernieder kommt, von meinem Gott, und meinen Namen, den neuen.

13. Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinen sagt.

### Parallelen.

(1) Cap. 5, 6. (2) Cap. 1, 16. (3) Vers 17.; 1. Tim. 5, 6. (4) Dan. 5, 27. (8) Cap. 7, 9, 14. (9) Dan. 12, 1.; Luc. 10, 20. (11) Cap. 2, 9. (12) Jes. 60, 14.

(5) Spr. 3, 1.; Ebr. 2, 1. (6) Cap. 16, 15.; 1. Thess. 5, 2. (7) Cap. 4, 4. (10) Job 12, 14.; Jes. 22, 22.; Offb. Joh. 1, 18. (13) Jeph. 1, 14. (14) Cap. 21, 2.

**Haupttext:** Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. Vers 11.

Alle sieben Sendschreiben an die betreffenden Gemeinen heben an mit einem besonderen Hinweis auf irgend eine der schon vorher genannten Eigenschaften Christi. Diesen Einleitungen folgt sodann die wichtige Behauptung: „Ich weiß deine Werke,“ dann eine wahrheitsstreue Schilderung des geistlichen Zustandes einer jeden Kirche und das begleitende Lob oder den verdienten Tadel. Die Gemeinen zu Smyrna und Philadelphia erhielten die völlige Zustimmung Gottes, die zu Sardes und Laodicea waren, die erstere mit nur geringe Ausnahme, die zweite ganz verwerflich, während die zu Ephesus, Pergamus und Thyatira beides Lobens- und Tadelnswerthes hatten. An eine jede ergeht der feierliche Aufruf zu hören, was der Geist den Gemeinen sagt, worauf einer jeden eine besondere Verheißung, im Falle ernstlichen Kampfes und Sieges gegeben wird, woraus zu ersehen ist, wie auch für die Versunkensten noch Gelegenheit zur Buße geboten wird. In der Lektion werden uns zwei dieser Gemeinen als Spiegel vorgehalten.

I. Die Gemeinde zu Sardes. — Vers 1-6. „Und dem Engel der Gemeinde,“ dem Prediger oder Vorsteher dieser Gemeinde. Ueber die Bezeichnung „Engel“ vergl. auch die Anmerkung bei Vers 20 der vorigen Lektion. Sowohl in Griechischen als Hebräischen bedeutet es einen Boten oder Gesandten. Auch unter den „Engeln des Friedens“ (Jes. 33, 7.) sind menschliche Lehrer zu verstehen, welche, kraft ihres Amtes, den Frieden zwischen Gott und Menschen zu vermitteln suchen. Sardes oder Sardis, welcher Name im Hebräischen so viel als „übrig“ bedeutet, war die Hauptstadt in der Landschaft Lydia, in einer Ebene, durch welche der Pactolusstrom fließt. Dieser Fluß war berühmt wegen des vielen Goldes, das er mit sich führte, woraus Crösus seinen Reichthum gesammelt haben soll. Die Stadt war 15 Meilen nordöstlich von Ephesus entfernt. Dort befand sich eine christliche Gemeinde mit einem Bischof (Melito), welcher eine Schutzschrift für die Christen dem M. Antonius übergab — schreibt: „Das sagt, der die Geister Gottes hat.“ Dies bezieht sich einfach auf den heiligen Geist in seinen verschiedenen Gaben und seiner Kraftfülle, und steht deßhalb in der Mehrzahl. In Cap. 5, 6. steht von „sieben Augen, welches sind die sieben Geister Gottes.“ Sieben ist in heil. Schrift eine bedeutungsvolle Zahl und zeigt immer eine Vollkommenheit an. Auch in Sach. 4, 10. steht von „sieben Augen“ des Herrn, die das ganze Land durchziehen. Und wirklich werden auch die Wirkungen des heil. Geistes gewöhnlich als siebenfach dargestellt: nemlich strafend: Joh. 16, 8. 11.; erleuchtend: Eph. 1, 17. 18.; erneuernd: Tit. 3, 5.; versiegelnd: 2. Cor. 1, 22.; Eph. 1, 13.; heiligend: 1. Cor. 6, 11.; tröstend und lehrend: Joh. 14, 26.; 15, 26. und die sieben Sterne (siehe Anmerk. vorige Lektion.) Ich weiß deine Werke, wie die der übrigen sechs Gemeinen, und die Werke aller Menschen. — Soweit über das auf den Redenden Bezughabende. Nun folgt eine Schilderung der Angeredeten. Diese gilt, wie bei den Anderen, vorerst, dem Prediger, sodann aber auch der Gemeinde. „Du hast den Namen, daß du lebst und bist tobt.“ Die Gemeinde hatte zwar einen guten äußeren Schein, wodurch sie nach dem Urtheil oberflächlicher Menschen immer noch einen guten Ruf bewahrt hatte, aber nach innen war sie erstorben. Vergl. 2. Tim. 3, 5. Vers 2. „Sei wacker und stärke das Andere, das sterben will.“ In dieser Gemeinde befanden sich dreierlei Zustände: Da waren 1. Geistlichtoote, bei weitem die größte Zahl, 2. solche, die in Gefahr standen, ebenfalls zu sterben, und 3. einige Wenige (Vers 4.), die nicht ihre Kleider besudelt hatten, d. h. nach der Befehlung wieder gesündigt hatten. Da nun Tödt die Sterbenden gewiß nicht stärken konnten, so blieb natürlich diese Aufgabe diesen wenigen Getreuen übrig. Sie sollten sie wieder aufmuntern und zum göttlichen Leben anfeuern. „Deine Werke nicht völlig erfunden“, sie waren nicht zureichend, indem Gott auf das Herz und nicht auf das Äußere blickt, und ihre Werke nicht mehr von Herzen kamen. Auf den

Tadel, folgt nun Vers 3. eine Ermahnung zur Buße, und zur Erinnerung an die einst empfangene Gnade. Auf diese Ermahnung folgt eine Drohung: „So du nicht wirst wachen, werde ich über dich kommen, wie ein Dieb“, d. h. unverhofft, plötzlich, während die Leute schlafen. Vers 4. Ob der mächtige Bedruf seine erwünschte Wirkung gethan hat, davon wird uns nirgends etwas berichtet. Jedemfalls kam der Herr über die Stadt, welche im 10. Jahrhundert in die Hände der Türken fiel und zu Grunde ging. Jetzt liegt an der Stelle der einst so glänzenden Stadt, ein elendes Hüttendorf: Sert, mit weitläufigen Ruinen. Vers 4. „Du hast auch wenige Namen“ zc. Siehe Anmerkung bei Vers 2: „Sie werden mit mir wandeln in weißen Kleidern“, priesterliche Auszeichnung, um einestheils ihr geistliches Priesterthum und theils ihre Unbeflecktheit und Heiligkeit am Throne anzudeuten. Vergl. Cap. 19, 8. Denn sie sind es werth, durch ihre Treue in Christo. Eph. 2, 8. 9. Nun die besondere Verheißung. Vers 5. „Wer überwindet, in allen Proben und Versuchungen als Sieger davon kommt; der soll mit weißen Kleidern angelegt werden.“ Eine wesentliche Wiederholung von Vers 4, immer noch das erhabene Sinnbild von Unschuld und Heiligkeit vorhaltend; „und ich werde seinen Namen nicht auslöschen aus dem Buche des Lebens.“ Diese symbolische Redensart ist eine der ältesten in der jüdischen Geschichte und kommt zum ersten Mal in 2. Mose 32, 32. vor. Im Morgenlande waren nicht allein Stammbücher für Priester, in welchen deren Namen, Geburt, Amtsantritt, zc. verzeichnet standen, sondern auch Könige hatten Bücher, worin sie die Namen derjenigen Unterthanen beschreiben, welche sich um ihr Reich und ihre Person besonders verdient gemacht hatten. Vergl. Esther 6, 1. 2. Wer sich nachher als Verräther bewies, wurde gestraft, und sein Name wurde ausgestrichen, welches an sich schon als eine große Strafe betrachtet wurde. An verschiedenen Stellen (siehe Parall.) ist auch von einem Buch des Lebens die Rede, in welches die Gläubigen beim Eintritt ins Gnadenreich Christi eingetragen, (bildlich geredet) bei deren Abfall aber wieder ausgestrichen werden. Das Buch des Lebens ist die Allwissenheit Gottes. „Und ich will seinen Namen bekennen, vor meinem Vater und vor seinen Engeln“, wie schon Matth. 10, 32. verheißen, als Entgegnung ihres öffentlichen Bekenntnisses Christi. Vers 6. „Wer Ohren hat zu hören, der höre.“ Schlussermahnung von allen sieben Sendschreiben, zum Beweis, daß es sich hier um wichtige Dinge handelt.

II. Die Gemeinde zu Philadelphia. — Vers 7-13. Philadelphia, an welche das sechste Sendschreiben ergeht, eine Stadt im Innern Asiens, vom König Attalus Philadelphus erbaut. Der Name ist ein sinnreicher und bedeutet „Brudersliebe.“ Zur Zeit Christi wurde sie von mehreren Erdbeben heimgesucht und blieb daher stets klein. Auch die Gemeinde dafelbst war klein (siehe Vers 8). An diese Gemeinde ließ der Geist schreiben. Vers 7. „Das sagt der Heilige, der Wahrhaftige.“ Eigenschaften Christi, die zum Gegenatz zu Vers 9 besonders genannt sind. „Der da hat den Schlüssel Davids,“ eigentlich zum Hause Davids. (Vergl. Parall.) Den Schlüssel zu Davids Hause heißt darinnen die höchste Gewalt ausüben, welche durch das beliebige Auf- und Zuschließen bezeichnet wird. Es heißt, mit andern Worten: Herr auf Davids Thron zu sein. Vergl. nun hiermit die Weissagung auf Christi Amt. Luc. 1, 32. 33. Vers 8. „Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Thür.“ Die Worte drücken die völlige Freiheit des Bekenntnisses und die Verkündigung des Wortes Gottes aus. Vergl. 1. Cor. 16, 9.; 2. Cor. 2, 12.; Col. 4, 3. „Denn du hast eine kleine Kraft.“ Klein war nicht nur die Stadt, sondern auch die Gemeinde. „Und hast mein Wort befohlen und meinen Namen nicht verleugnet,“ auch in Verfolgung, woran es ihnen als einer kleinen Heerde wohl nicht gefehlt haben wird. Vers 9. „Siehe ich werde geben aus Satans Schule.“ Hiermit wird eine jüdische Synagoge zu Philadelphia bezeichnet. „Die da sagen sie seien Juden und



sind es nicht." Sie brüsteten sich in ihrer Gottlosigkeit nachkommen Abrahams zu sein, wie die zur Zeit Christi. Joh. 8, 33. 37. 39. 40.; vergl. auch Röm. 2, 28. 29. „Sondern lügen," sie selbst wissen besser; „ich will sie machen, daß sie kommen sollen und anbeten zu deinen Füßen, d. h. daß sie sich noch bekehren sollen, indem sie die Gläubigen um Rath fragen bezüglich ihres Seelenheils; „und erkennen, daß ich dich geliebt habe." Trotz aller Verachtung und Verfolgung der Kinder Gottes von Seiten ihrer Feinde, müssen doch Letztere endlich gestehen, daß Erstere in der Huld und unter dem besonderen Schutze Gottes stehen. Vers 10. „Dieweil du hast behalten das Wort meiner Geduld," nemlich das Wort vom Kreuz Christi (1. Cor. 1, 18.), das uns lehrt geduldig in Trübsal zu sein und unser Kreuz Christo geduldig nachzutragen. Matth. 26, 24. „Will ich auch dich behalten vor der Stunde der Versuchung," offenbar weisagend von einer bevorstehenden heftigen Verfolgung, vielleicht die Verfolgungen unter den römischen Kaisern Domitian bis Trajan, wenigstens bezieht sich das auf eine allgemeine Prüfung, die sie glücklich bestehen sollten. Vers 11. „Siehe, ich komme bald," mit der Ausführung meines Vorbabens. „Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme," die Krone des Lebens, welche auf Alle, die bis ans Ende treu bleiben, wartet und schon in Bereitschaft liegt. Cap. 2, 10. Vers 12. „Wer überwindet, den will ich machen zum Pfeiler in dem Tempel meines Gottes," ihm eine bleibende Stelle in Gottes geistlichem Tempel geben. Eph. 2, 20—22. „Den Namen meines Gottes, den Namen der Stadt meines Gottes, die vom Himmel herniederkommt (Cap. 21, 2.) und meinen Namen, den neuen," ihn dadurch zeichnend, als auf ewig Gott, der Stadt Gottes und Christo angehörig, der ihn mit seinem Blut erlöst hat. Der neue Name Christi ist der, welcher ihm im Stande der Erhöhung als Ueberwinder des Todes und der Hölle zukommt (siehe Phil. 2, 9. 10.). Er bezeichnet seinen Besizer darum als Theilnehmer der Herrlichkeit Christi. Joh. 17, 24. Vers 13. „Wer Ohren hat zu hören" u. s. w.

**Praktische Anwendungen.**—1. Traurig, wer nur den Schein eines gottseligen Lebens hat, aber dessen Kraft verleiht.

2. Auch in der verfallenen Kirche kann noch was Gutes vorhanden sein, das man nicht mißachten sollte. B. 4.

3. Scheinheilige mögen es lange treiben, doch wird sie endlich das Gericht ereilen. B. 3.

4. Auch einer kleinen Herde verspricht der Herr sein Gnadenreich zu geben. B. 8.

5. Gott, der Herzenkundiger, kann nicht durch äußern Schein betrogen werden. B. 1 und 9.

6. Eine treue Gemeinde wird auch Andere zu Christo führen. B. 9.

7. Der Herr weiß die Gottesfürchtigen in der Versuchung zu bewahren. Vers 10.

**Kleinkinderklasse.**—Die Sendschreiben als Gegenstand. Gott ließ jenen Christen Briefe schreiben. Welche Liebe, aber

auch wie wichtig. Frage die Schüler, ob sie schon Briefe empfangen haben, von wem, zu welchem Zweck etc. — Gott sagte in den Briefen den Leuten, was ihm an ihnen gefiel und nicht gefiel, und was sie thun sollten.—Hat Gott nicht auch an uns einen Brief (sein Wort) schreiben lassen? Also: Von wem? An wen? Wozu?

**Illustrationen.**—B. 1. Zwei Prediger kamen zu einem Baum, der quer über den Weg lag. Er sah auswendig kräftig und gesund aus, und hätte dem Anschein nach, noch manchen Sturm aushalten sollen. Bei näherer Untersuchung aber fand sich's, daß er dicht über den Wurzeln angefault und nur noch eine äußere Schale von gesundem Holz übrig war. Das Werk der Zerstörung hatte schon seit Jahren begonnen, ohne daß man es von außen bemerkt hatte. Endlich kam aber der Sturm, bild des Geistlichstodten oder Abgewichenen.

B. 10. Stunde der Versuchung.—Mancherlei Versuchungen bieten sich uns auf dem Weg zur Ewigkeit. Vor uns her geht eine lodende Saal, hintennach folgt ein betrügerischer Laban, zur Rechten läuft ein schmeichelnder Jacob, mit dem Schwert unter dem Mantel, und zur Linken bietet uns ein falscher Judas einen erheuchelten Freundschaft.

B. 11. Goldene und silberne Gefäße stiehlt der Dieb am liebsten. Wie ein Seeräuber den wohlbeladenen Schiffen am meisten nachstellt, so verfolgt der bössliche Räuber die am bestigsten, welche die theuren Glaubensschätze haben, nemlich die wahren Christen. Darum halte was du hast u. s. w.



**Wandtafel = Gebrauchsanweisung.**—Der Kampf ist die Laufbahn, das Ueberwinden den herrlichen Ausgang des Christenlaufs. Hier in dieser Section ist den Ueberwindern nach den betreffenden Sprüchen ein Denkmal gesetzt.—Keinem Heuchler, sondern nur den Ueberwindern wird die Krone, denn „Ich weiß deine Werke!“ Das Denkmal ruht auf Gottes Wort, anzudeuten, daß dieses das Schwert des Geistes ist, womit der Christ kämpft.

## Auf hoher See.\*

**Reichthümer Dr. Horn!**—Du weißt, wenn man auf Reisen geht, kann man was erzählen. Wenn Du nun nichts dagegen hast, so will ich den werthen Lesern des Magazins etwas erzählen von unserer Reise zur General-Conferenz nach America. Den 10. Sept. mußte ich diese Reise antreten. Ich nahm Abschied vom lieben Heim aufs Wiedersehen, und reiste mit der Eisenbahn über Paris nach Havre. Der Zug kommt in fünfzehn Stunden von Bern nach Paris. Meine Reisegesellschaft im engen Coupé waren zwei Franzosen und vier Engländer. Letztere waren Touristen und kamen aus der Schweiz. Gegen Mitternacht wurde eine englische Dame seefrank. Diese unkluge Person hatte sich so sehr verschürt, daß ihr Magen zu klein geworden war, und somit mußte sie auf unnatürlichem Wege von sich geben, was zu viel war. Das Sprüchwort sagt: „Hoch-

muth will Zwang haben.“ Wahrlich, dieser Hochmuth ist ein arger Zwangsgeselle; er legt seinen peinlichen Zwang an die Füße, an den Magen, an das Gehirn und an viele andere Dinge; er zwingt und plagt den Menschen, bis er tobt ist.

Frankreich ist ein schönes Land. Mir kam es aber vor, daß in diesem schönen Lande fast überall eine gewisse Nachlässigkeit zu Tage tritt. Die Merkmale von Fleiß und Sorgfalt, wie man sie in der Schweiz und Deutschland wahrnimmt, habe ich wenigstens in Frankreich nicht gefunden. In Havre traf ich mit Bruder Käthele und seinen beiden Söhnen zusammen. Unser Schiff fuhr den 13. Sept., Abends 7 Uhr von Havre ab. Wir reisten mit dem französischen Dampfer „Amerique.“ Unter den französischen Post-Dampfschiffen nimmt die „Amerique“ den ersten Rang ein. Sie hat 4500 Tonnen (180,000 Cubitfuß) Gehalt, ist 124 Meter lang und hat für 1300 Personen Schlafplätze. Die Maschine hat 1000 Pferdekkräfte. Sechs Dampfessel mit 24 Heizöfen, die jeden Tag 1000 Zentner Kohlen verschlingen, setzen diese Kräfte in Thä-

\* Um diese Mittheilung nicht bis zum nächsten Feste überliegen zu lassen, mußten wir derselben hier zwischen der Vorder- und Hintertube einen Platz anweisen.



tigkeit. Von Havre nach New York sind es 3200 Meilen. Wir legten von Samstagabend 7 Uhr bis Sonntagmittag 224 Meilen zurück. Von Sonntagmittag bis Montagmittag 295 M.; bis Dienstagmittag 290 M.; bis Mittwochmittag 300 M.; bis Donnerstagmittag 303 M.; bis Freitagmittag 300 M.; bis Samstagmittag 300 M.; bis Sonntagmittag 306 M.; bis Montagmittag 320 M.; bis Dienstagmittag 290 M.

Auf solcher Reise von Europa nach Amerika geht die Zeit mit jedem Tage eine halbe Stunde rückwärts und auf solcher Reise von Amerika nach Europa geht sie mit jedem Tage eine halbe Stunde vorwärts, weil die Zeit im Westen später ist, wie die im Osten. Wenn es 12 Uhr Mittag ist in New York, dann ist es in Bern 5 Uhr 26 Minuten Nachmittags, in Stuttgart 5, 33, in Dresden 5, 51, in Berlin 5, 50, in Köln 5, 24, in Frankfurt a. M. 5, 31, 26.

Unser Reisewetter über die See war ungünstig. Wir hatten einige Tage heftigen Gegenwind und fast immer stürmische See. Die Folge davon war, daß die Krankheit mit voller Wucht in ganz unanständiger Weise hervorbrach. Von dieser Sache kann ich aber nicht viel erzählen, denn ich habe noch keine Bekanntschaft mit derselben gemacht. Unsere Reisegeellschaft war wie gewöhnlich auf solchen Reisen ein Mischmasch von Mancherlei und Allerlei. Es waren 276 Passagiere an Board aus verschiedenen Nationen der Erde, und so verschieden, wie der nationale Unterschied, war auch die Gesinnung und das Betragen dieser Leute. Bruder Kächele und ich theilten unser Coups mit einem italienischen Schauspieler, der viel Leichtsin und Gottlosigkeit trieb. Dies war gewißlich eine kuriose Zusammenstellung, doch der Herr Schauspieler verstand uns nicht, und wir verstanden ihn nicht, denn er rebete zwei Sprachen, die uns nicht bekannt sind, und wir sprachen drei

Sprachen, die er nicht verstand, somit blieben wir geschiedene Freunde. Das muß ich aber diesem Herrn Quartiercollegen rühmlichst nachsagen, er wurde jedesmal ernst und andächtig wenn wir unsere Kniee beugten zum Gebet. Ich habe hier wieder gelernt, daß auch bei den gottlosesten Menschen noch religiöse Bedürfnisse gefunden werden, und daß wir, die wir den Beruf haben „Seelen zu retten“ keinen Sünder, so lange er auf Erden lebt, aufgeben sollten. Wie die Hurer und Ehebrecher, so können auch die Schauspieler noch selig werden. Unser Heiland kann alle retten! Ihm ist kein Sünder zu schlecht, den er nicht retten könne, keine Sünde zu groß, die er nicht tilgen könne. Diese Wahrheit ließ der Herr während der Seereise recht lebendig werden in unsern Herzen und wir wurden dadurch angetrieben ohne Unterlaß für die Schiffsgenossen zu beten und sie zu ermahnen, wo es thünlich war, und wir dürfen glauben, daß diese Arbeit im Herrn nicht vergeblich ist.

Nun sind wir wieder in Amerika! Wie uns hier zu Muth ist, könnte ich kaum erzählen. Die Stadt New York erinnert mich in ganz besonderer Weise an eine glückliche Vergangenheit. Hier wurde ich vor vielen Jahren im Schooße unserer lieben 24. Straße Gemeinde tief ins ewige Leben bekehrt und als Glied in die Gemeinschaft aufgenommen, hier fand ich meine gute Gattin, die der Herr mir zuführte, hier wurde ich ins Predigtamt aufgenommen, hier habe ich Kämpfe gekämpft, die der Herr nur allein kennt, und Segnungen gewonnen, die nicht zu erzählen sind. Ich kann nur sagen: Der Herr hat Alles wohl gemacht! Sein herrlicher Name sei gepriesen für Alles!

S. Gülich.

New York den 24. September.

## Hinterstübchen.

### Psalm 29 nach Delitzsch.

#### Gewitterpsalm.

Bringet Jehovah, ihr himmlischen Heere,  
Festlich umgürtet, Anbetung und Ehre,  
Groß ist sein Name, allmächtig sein Thun!  
Huldigt dem Herrscher! — auf ewigem Sitze  
Ruht er dem Donner, umfaßt er die Blitze,  
— Ewig der selbe im Wirken und Ruhen!

Hört ihr das Dröhnen im Dunkel dort oben? —  
Schon hat Jehovah die Rechte erhoben,  
„Ueber den Wassern“ da wettert und tracht's,  
Horch, wie der Sturm seine Flügel entfaltet!  
Näher und näher, — gleich Riesen gestaltet,  
Dröht das Gewitter! — Jehovah bewacht's!

Blitze aus Blitze und Schläge aus Schläge!  
Siehst du ihn wandeln auf feurigem Wege,  
Der sich in Wettern erhebet mit Kraft?!  
Berge versinken vor seinen Gewalten!  
Zuckende Flammen das Hohe zerspalten!  
Stürzende Wasser theilen der Haft!

Doch wenn die Gründe der Erde erzittern,  
Länder und Meere in tiefem Erschüttern  
Ringen und beben in wirbelndem Kreis:  
Dann in Jerusalems heiligen Hallen  
Lassen wir „Gloria“ dankend erschallen,  
Wandeln im sichersten Schutz und Geleis! —

Seine ist König! — Er richtet und segnet!  
Der in der Sintflut v e r n i c h t e n d g e r e g n e t,  
Kann auch in Stürmen uns G n a d e verleihn!  
Sind sie verbraust — in die Ferne gezogen,  
Wölbt er des Friedens hochheiligen Bogen,  
Sendet der Sonne erquickenden Schein! —

Allein. — Nicht die Außenwelt, sondern der Zustand des Herzens regulirt die Gesinnung des Menschen, nur kommt diese Gesinnung mehr zum Ausdruck, je nachdem die äußeren Umstände ihren Einfluß ausüben. Der wahrhaft gute Mensch ist

überall gut; besonders aber bemächtigt sich seines Inneren eine hehre Begeisterung, wenn er mit seinem Gott allein ist. Das Erhabene der Einsamkeit, die Stimme Gottes in der Natur und die Gegenwart des Ewigen durchdringt sein Selbstgefühl, daß sein Leben zum Gebete wird. Dahingegen toben die Leidenschaften des wirklich bösen Menschen am Meisten, wenn er allein ist. Das Bewußtsein, daß Diejenigen, die ihm auf irgend eine Weise Zwang auflegen könnten, ferne sind, seine Verachtung des Göttlichen und Ewigen öffnet dem Versuch der Thür und Thor, und die entseesselten Leidenschaften brechen mit Macht hervor. Prüfe sich daher ein Jeder mit Rücksicht auf seine Neigung in der Einsamkeit.

Ein angenehmes Empfehlungsschreiben. — Der Figaro erzählt folgende Anekdote: Eine Dame, welche ein Bad besuchen wollte, ließ sich von ihrem Hausarzt einen Empfehlungsbrief an den dortigen Badearzt geben. Die weibliche Neugierde ließ ihr keine Ruhe, sie öffnete den Brief und las Folgendes: „Lieber Freund! Ich schicke Ihnen hier eine Gans. Ich habe ihr schon sehr viele Federn ausgerupft, aber es sind ihr noch einige übrig geblieben, die ich Ihnen überlasse.“ Ganz der Zhrige. R. F.

Ein spleeniger Engländer — Herr Spahlinger, der Besitzer des Hotel du Lac in Genf, ließ vor längerer Zeit zur Bequemlichkeit seiner Gäste im Treppenraume einen Aufzug, einen sogenannten „Ascenseur“ oder „Lift“ herstellen. Da kommt eines Tages ein Engländer angefahren und verlangt ein Zimmer. Man weist ihm eines in der ersten Etage an. Als er jedoch den Aufzug erblickt, verlangt er eines im höchsten Stockwerk, nicht weil es billiger, sondern lediglich um das Vergnügen zu haben, recht oft auf- und niederfahren zu können. Daran findet er nun ein so immenses Vergnügen, daß er den Apparat zu seiner alleinigen Disposition haben will. Er läßt den Wirth rufen und es entspann sich folgendes Gespräch: „Ich wollen den Lift mietben ganz allein für mich.“ „Thut mir leid, aber der Aufzug ist für alle Gäste des Hauses.“ „Wa — warum nicht? — Ich bezahlen dafür.“ — „Bedauere sehr, es geht nicht.“ — „Ich bezahlen ein Pfund every day.“ — „Unmöglich.“ — „Zwei Pfund.“ — Der Wirth bleibt unbeugsam, der Engländer auch. Wenn aber ein Engländer

eine fixe Idee im Kopfe hat, so setzt er sie auch durch. Er läßt sich Tisch und Stuhl in den Aufzug bringen und sich da ein Frühstück, Diner und Souper serviren, wobei er auch beständig auf- und niederfährt, welches Experiment auch in der Zwischenzeit unzähligemal ausgeführt wird. Das geschah aber so lange, bis er abreiste.

**Die Moskauer Polizei** fahndete dieser Tage nach einem in Moskau sich aufhaltenden Mädchen, Namens Olga Gobieslawska, die dringend verdächtig erschien, einer nihilistischen Verbindung anzugehören. Nach langem Suchen gelang es endlich der Polizei, die Wohnung des Mädchens zu entdecken und sie sollte in der Nacht des 25. Juli verhaftet werden. Am demselben Tage stieg von einem der dortigen Gärten ein Ballon in die Lüfte. In demselben befanden sich zwei Männer und ein Mädchen, das Mädchen war Niemand Anderes als Gobieslawska, wie es später festgestellt wurde. Der Ballon fiel eine halbe Meile von Moskau auf ein Feld. Die Spur des Mädchens ging verloren. Mittelft Ballon durchgehen—daß ist jedenfalls etwas, das noch nie dagewesen.

**Naturgeschichtliches.**—Der Elefant hat einen kleinen, sehr dünn behaarten Schweif, den er als Fliegenwedel durchaus nicht brauchen kann. Da nun gleichwohl das kluge Thier gar oft die Mücken plagt, die es mit seinem Rüssel nur vorne zu verjagen im Stande ist, so hat die Natur recht mütterlich für dasselbe gesorgt, indem sie des Elefanten Haut reichlich mit tiefen Falten verah, die er ziehen kann. Sitzt dann ein fester Schwarm von Mücken in den Furchen, so zieht er flugs die Falten mit Federkraft zusammen und quetscht so die Meute mit einem Zuge todt. Siehst du nun einen Menschen, der auf der Stirne quer tief gefurchte Falten trägt und sie zusammenzieht, so denke: Der hat Mücken und möchte sie verdrücken!

**Wühlungene Ausrede.**—Ein englischer Pfarrer, der ein eifriger Anhänger der Mäßigkeitsgesellschaften war, gab einst einem Zimmermann den Auftrag, in seinem Wohnzimmer einige Reparaturen vorzunehmen. Beim Ausbessern eines Winkels in der Nähe des Kamins mußte die Verkleidung einer Wand weggenommen werden, und der erstaunte Zimmermann gewahrte eine Nische, in welcher eine Anzahl Weinflaschen, Weingläser und auch ein Weinkühler friedlich neben einander standen. Der Zimmermann setzte den Pfarrer von diesem seltsamen Funde sofort in Kenntniß. „Om,“ sagte dieser, „das ist sehr sonderbar. Wahrscheinlich sind diese frivolten Sachen noch aus der Zeit da stehen geblieben, wo der alte Hauptmann Brown das Zimmer bewohnte. Das mögen jetzt wohl an dreißig Jahre her sein!“ „Möglich,“ erwiderte der Zimmermann, „aber, Herr Pfarrer, das Eis im Kühler muß barbarisch gefroren sein, daß es seitdem noch nicht wieder aufgethaut ist.“

**Auch ein Vergnügen.**—Ein Farmer prügelte einen Jungen auf eine fürchterliche Weise durch, als ein Vorübergehender stehen blieb und ihn anrief: „Aber warum hauen Sie denn Ihren Sohn so schrecklich?“

„Das ist nicht meiner,“ war die Antwort, „er gehört meinem Bruder in der Stadt und hält sich nur einige Wochen zum Vergnügen bei mir auf.“

**Humoristische Grabchrift.**—Auf dem Friedhofe zu Dedersan in Sachsen hat sich ein Todtengräber Wiedrich auf seinen Grabstein folgende Inschrift setzen lassen:

Ich, Todtengräber dieser Stadt,  
Ruh hier bei so viel Tausend Leichen.  
Ich fütterte den Tod oft satt  
Und dachte mich einst durchzuschleichen.  
Allein der Tod der kam und sprach:  
„Was hier auf Erden lebt und lag,  
Soll meine sein!“

Wer Andern eine Grube gräbt, fällt  
selbst hinein.“

**Gebannte Maitäfer.**—Wie ein römisches Blatt, der „Katholik“, berichtet, sind es in diesem Jahre 400 Jahre gewesen, daß die Berner (Schweizer) bei dem Bischofe von Lausanne Hilfe gegen die—Maitäfer suchten. Der Bischof befahl hierauf den Engerlingen bei Strafe des Banns, innerhalb sechs Tagen sich zu drücken, und als dies nicht half, wurden die Maitäferanten vor seinen Richterstuhl nach Willisburg geladen. Da die Engerlinge aber auf nichts hörten, wurden sie endlich förmlich

und feierlich unter Anrufung Gottes verflucht und gebannt. So geschahen im Jahre 1479, vier Jahre vor der Geburt Luther's, der den päpstlichen Greuel der Christenheit aufdeckte.

**Zur Charakteristik der Sprachen.**—Frau von Stael sagte einmal: Wenn ich alle Sprachen in meiner Gewalt hätte, so würde ich denken im tiefinnigen Deutsch, plaudern im heiteren Französisch, schreiben im wortreichen Englisch, singen im majestätischen Spanisch, Vortrag halten im edlen Griechisch und—Liebe flüstern im sanften Italienisch. —Römisch nimmt sich dagegen der Ausdruck eines berühmten Aesthetikers der Neuzeit aus, der folgenden Vergleich aufgestellt hat: Das Englische: reine Auster, schleimig mit Seegeruch. —Das Italienische: Rothwein mit Orangen. —Das Französische: Liqueur mit Biscuit. —Das Deutsche: gutes Roggenbrod mit Nettig und Bier. —Das Holländische: ganz Häring. —Man sieht, die Ausdrücke sind ebenso verschieden, wie die Eindrücke.

**König Friedrich von Schweden** wurde einst bei der Durchreise von einer Dorfgemeinde empfangen, an deren Spitze der Prediger ein selbstverfertigtes Lobgedicht auf den König mit lauter Stimme absang. Ueberrast durch den ungewöhnlichen Empfang, hörte der Monarch sehr gnädig zu, und da er die Verse gut fand, so sagte er am Schlusse des Gesanges da capo! (Wiederhole es!) Der Dichter wiederholte gehobend seinen Gesang und der König gab ihm hierauf 50 Dukaten. Sich demüthig verneigend, sagte der Dichter nach dem Empfange dieser Belohnung ebenfalls: da capo!—Friedrich fand diesen Einfall so drollig, daß er unter herzlichem Lachen das Geschenk verdoppelte.

#### Räffelsprung = Aufgabe.

Ge-	er	Tag	groß,	seln	Raum	un-	wel-
sten	Und	die	schaut	Ein	ten-	wech-	Loos.
nicht,	sch-	auf	ler	En-	ter	sich	ge-
mit	näch-	ahnt	Schlag	bel	al-	schen	samt
de,	daß	Zu-	de.	har-	ein	ahn-	dünkt
am	stol-	ter	hat	Und	de,	sel-	Men-
das	Selt-	Wi-	ihn	sich	deß	Und	Da
zum	schon	Glück	sam	de	trifft	wen-	Gar

#### Räthsel Nr. 1.

Hoch pfeif ich von dem Baume  
In schöner Frühlingszeit,  
Dann bring im kleinsten Raume  
Ich wieder bittres Leid.  
Luft von der Bäume Wipfel  
Ins Land hinaus zu sehn,  
Schmerz, wie in ewigen Nächten,  
Vereinigt hinzugehn.

#### Räthsel Nr. 2.

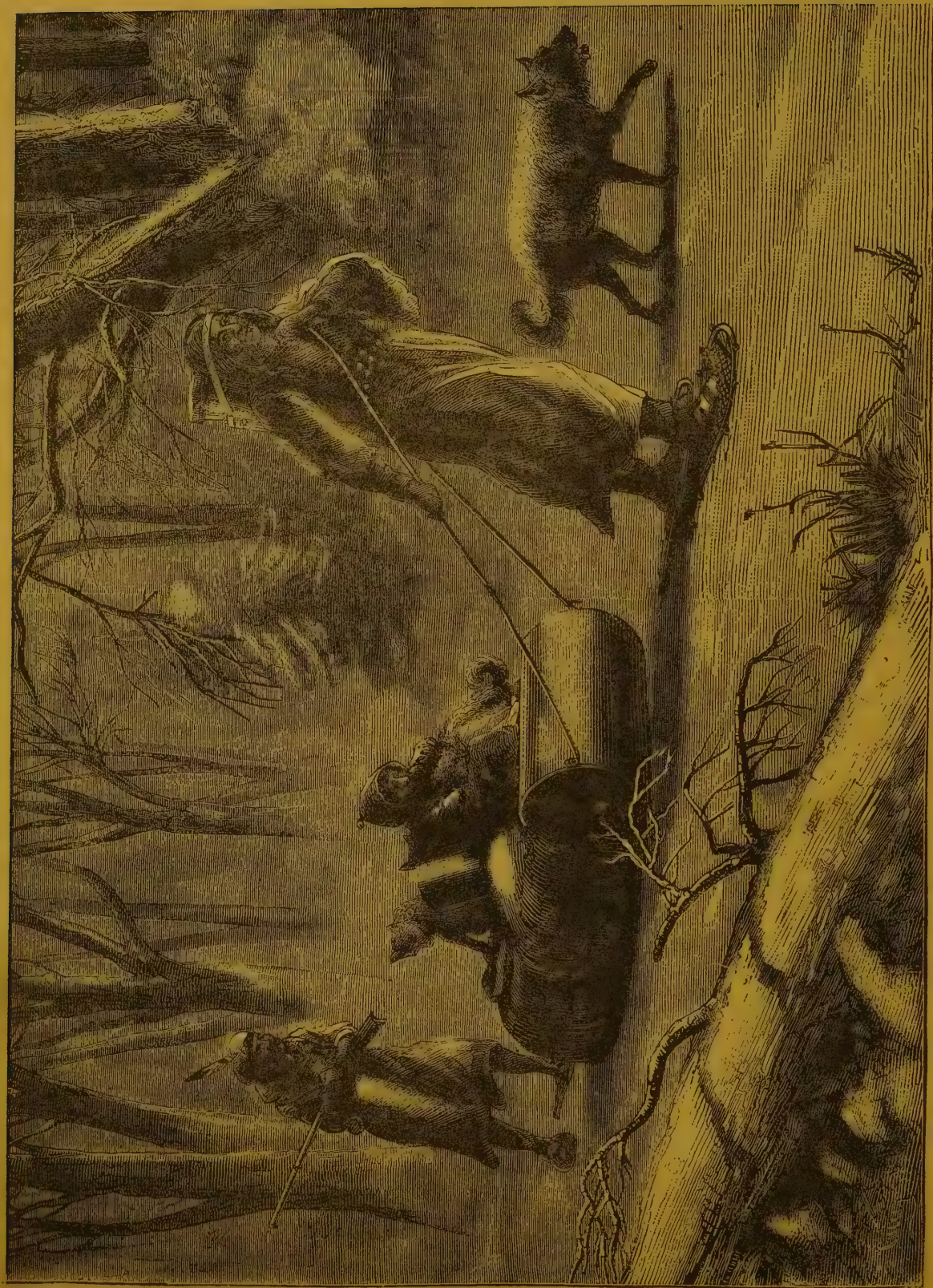
Der ersten Sylbe lautet gleich  
Ein Spanier, wohl auch ein Portugiese,  
Und auf der Zweiten geht man weich  
Fast wie auf frisch gemähter Wiese;  
Das Ganze ist ein Strom und weltbekannt,  
Nun, werther Leser, wie wird er genannt?

#### Auflösung der Räthsel im Septemberheft.

Silbenräthel: Abraham—Libanon. F. C. Ergleben, R. Oberst, W. Ermeling, R. Linden.  
Räthel: Nichts. F. C. Ergleben, R. Linden.  
Silbenräthel. Albatros. R. Linden.









## Die Indianer beim Lachsfang am Columbia.

(Nach Th. Kirchhoff.)



er wird nicht mit innerem Wohlbehagen an manches fastige Gericht eines marinirten, geräucherten oder gebratenen Lachses denken, jenes seltsam erzogene Kindes der Wasser, dessen röthliches Fleisch uns hungrigen Sterblichen oft so einladend, so delikat und so poetisch entgegenlächelt — wenn er die Ueberschrift dieser Skizze liest?

Ein echter Weltbürger, hat sich unser rosigter Fisch fast auf der ganzen nörd-

lichen Hemisphäre eingebürgert und ist jetzt auch schon auf Entdeckungsreisen nach südlichen gemäßigten Zonen begriffen. Die tropischen Meere dagegen scheinen seiner durch ein kälteres Klima gekräftigten Constitution nicht zuträglich zu sein.

Nicht zufrieden mit dem weiten Reiche der salzigen Tiefe, eilt er alljährlich unzählige Ströme hinauf und gewährt die bei Fischen selten vorkommende Erscheinung, daß er abwechselnd im Salz- und im Süßwasser leben kann. Ein unermüdlicher Seefahrer, vor keinen Hindernissen zurückschreckend, scheint er sich dort am wohlsten zu fühlen, wo es gilt, Hunderte von Meilen stromaufwärts zu dringen, wilde Katarakte hinanzuspringen und sich durch brausende Stromschnellen, zwischen zerrissenen Felsmassen hindurch, einen Weg vom Meere bis in die fernsten Gebirge hinauf zu suchen, um dort, in idyllischem Stilleben, die Sorgen der Fortpflanzung seines Geschlechts zu übernehmen.

Alljährlich zieht er so von den Meeren die verschiedenen Stromläufe hinan, mit einer bewundernswürthigen Energie die sich ihm entgegenstellenden Hindernisse bewältigend. Durch Stemmen des Schwanzes gegen das Wasser schnell er sich mitunter bis zu vierzehn Fuß hoch empor und springt oft in langem Bogen über Felsenriffe oder künstliche Wehren hinüber. Auf Iseland durchschwimmt er sogar, nach Faber, mineralische, schwefelhaltige und milchwarmer Gewässer, um zu seinen Laichplätzen zu gelangen, die er mit Sicherheit wiederfindet.

Wie Amerika das alte Europa in der Natur an Ungeheuerem überbietet, an riesigen Waldungen, Horizonte umfassenden Prairien, endlosen Strömen, so auch mit unserm rosigem Segler der feuchten Tiefe, der hier in Heeresjäulen stromaufwärts dringt, gegen welche die Armeen seiner transatlantischen Brüder wie Corporalsmägen gegen die Völkerwanderung erscheinen. Hier am fernen nördlichen Stillen Ocean, von Japan im großen Bogen bis zum goldenen Thor bei San Francisco, scheint er seine Hauptreserven concentrirt und sich den Columbia, diesen Strom endloser Wildniß, dessen grünlüche Wogen zwischen den golddurchflochtenen, nackten Gebirgen des unerforschten Oregon hinbrausen, als eine seiner Haupt-

heerstraßen auserwählt zu haben. In der Nähe der Insel Vancouver am Frazerflusse und namentlich in den Strömen Alaskas findet man den Lachs, von dem man in Amerika bis jetzt siebenzehn verschiedene Arten kennt, in solchen Mengen, daß ihre Zahl alle Begriffe übersteigt. Hat man dort mit einem einzigen Netzzug doch schon dreitausend gefangen! Für die an dieser Küste wohnhaften Indianer bilden die Lachse fast ausschließlich den Lebensunterhalt. Sollte der Fisch einmal seine jährlich wiederkehrenden Wanderungen die Stromläufe hinauf einstellen, so würden die Rothhäute geradegu verhungern müssen. Ehedem, als die bekannte Hudsonsbay-Compagny noch ihre Pelz- und Handelsdepots in Oregon hatte, war der Lachshandel zwischen genannter Compagnie und den Indianern sehr bedeutend. Jetzt fangen die Indianer sie meistens zum eigenen Gebrauche, essen sie frisch und bewahren sie als Wintervorrath auf, versorgen auch die Städte und nahegelegenen Ansiedelungen der Weißen damit, was ihnen noch immer einen erklecklichen Erwerb abwirft.

Im Monat Juli ist die Hauptsalmenernte der Indianer. Es war Ausgangs dieses Monats (im Jahre 1865), als ich einem wanderlustigen Freunde vorschlug, zur Erholung von den Anstrengungen des Geschäftslebens einmal eine kleine Vergnügungstour zu machen und die etwa sechs englische Meilen oberhalb Dalles gelegenen gleichnamigen Fälle des Columbia zu besuchen, bei denen die Indianer ein Sommerlager zum Lachsfang aufgeschlagen hatten, um die Herren Rothhäute beim Fischfang dort persönlich zu beobachten.

Gesagt, gethan! Das Wetter war allerdings etwas windig, — leider ein unverbesserlicher Naturfehler dieser Gegend — und die Staubwolken zogen wie Höhenrauch das wilde, von fast aller Vegetation entblößte und von nackten Bergen eingeschlossene Thal des Columbia hinauf; aber daran hatte ein längerer Aufenthalt im goldenen Oregon uns gewöhnt, und wir hätten lange warten können, bis es hier einmal nicht wehte. Da das Wetter sonst zu einem Marsche über die Berge einladend und nicht zu warm war, so konnte der Wind uns nicht von unserem Ausfluge abhalten.

Bald hatten wir den nöthigen Proviant eingelegt, eine wichtige Vorsichtsmaßregel, da wir uns nicht bei den Wilden zu Lachs und Heuschrecken zu Gaste einzuladen wünschten, und dort auch keine Hotels zu erwarten waren. Mein wanderlustiger Freund nahm seinen knorrigen Ziegenhainer und ich meinen Gamsstock, dessen Heimath auf den silbernen Alpen am Weißen Berge ist, zu Hand, und lustig ging's, den Staubwolken zum Troste, die uns umhüllten, auf dem Eisenbahndamm dem Ufer des Columbia entlang, dem Lager unserer rothen Freunde entgegen.

Der Weg auf diesem allen deutschen Eisenbahnbauten Hohn sprechenden, unebenen und in fortwährenden Biegungen sich hin- und herschlängelnden Eisenbahnbaum war entsetzlich holprig. Besonders unangenehm war die Passage über ein paar lustige, sehr wackelige Holzbrücken, welche wir jedoch, ohne einen weiten Umweg über die mit Felsgeröll bedeckten Berge zu machen, nicht wohl vermeiden konnten. Der Leser denke sich eine Holzbrücke, die an sechzig Fuß hoch einen über Felsen dahinrausenden Wasserlauf ein Paar hundert Schritte weit überspannt. Schritt für Schritt mußten wir von einer Schienenschwelle zur andern, die mitunter unangenehm weit auseinander lagen — auf einer Stelle vier bis fünf Fuß weit von einander entfernt — über den Abgrund schreiten, dabei ab und zu von heftigen Windstößen berührt, mit einer höchst fatalen Aussicht in die felsige Tiefe unter uns, die sich zwischen den Schienenschwellen aufschloß.

Künftig weiter marschierend, begegneten wir öfters Indianern in bunt-lieberlichem Costüm, zu Fuß und zu Roß — meistens zu Zweien auf einem Ponny reitend — mit Packperden im Gesolge, welche mit Binsenmatten, aus denen die Rothhäute ihre Hütten bauen, mit allerlei Apparaten zum Fischfang und "muk-a-muk" beladen waren. Auf unsere wiederholte Anfragen, ob es in diesem Jahre viele Lachse im Columbia gebe, erhielten wir jedesmal die freudige Antwort: "na-wit-ka! hei-ü-samon, sieks!" (Ja, ungeheuer viele Lachse, mein Freund!)

Wenn man glaubt, daß die Indianer heutzutage den prächtigen Gelbengestalten aus Cooper's Romanen oder denen aus Longfellow's "Hiawatha" auch nur im Allermindesten ähnlich sind, so thut es mir leid, solche Phantasie durch Darstellung der Wirklichkeit grausam enttäuschen zu müssen. Anstatt jener stolzen Söhne der Wildniß, mit muthblühenden Augen, prächtig tätowirt und mit Pantherfellen und buntgestickten Togas geschmückt, findet man vielmehr wahre Jammergestalten, ungewaschen und ungeläutert, in Kleidern, gegen welche die eines italienischen Lumpensammlers Galaanzüge sind, Geschöpfe, die vor Schmutz und Ungeziefer buchstäblich umkommen, und mit nichtsagenden, stieren Blicken und verbummten Gesichtern öfters halb blödsinnig aussehen.

Wer an die holbe Min-ne ha-ha (lachendes Wasser) des Dichters Longfellow denkt und dann eine dieser Squaws betrachtet, welche von der schmutzigsten Zigeunerin verächtlich über die Achsel angesehen werden möchten, der wird sich eines Seufzers über den Verfall der Indianerrace nicht enthalten können oder vielleicht argwöhnen, daß die Herren Cooper und Longfellow ihre Indianer durch magisch verschönernde Brillen angeschaut haben, was — im Vertrauen sei's gesagt — nach des Verfassers bescheidener Ansicht gar nicht so unwahrscheinlich ist.

Der Boden, über den wir hinschritten, wimmelte von Eridetz, in diesem Jahre hier zu Lande eine wahrhaft ägyptische Plage, welche den wenigen Jammern, die um Dalles herum anfassig sind, ungeheuren Schaden auf den Feldern zufügte. Die Seiten der Berge waren ganz lebendig von diesen sich sämmtlich nach einer Richtung mit eleganten Seitensprüngen fortbewegenden Heuschrecken. Für die Indianer sind die Eridetz ein wahrer Gottesseggen, da sie dieselben für eine große Delicatesse halten, — und manche Squaw sahen wir, die sich eifrig buckte und ihrem solche Arbeit verschmähenden Gemahl eine Hand voll der lustigen Springer als Imbiß einfieng, welche er dann, die Lippen schnalzend, mit Haut und Haaren verzehrte.

Je mehr wir uns dem Indianerlager näherten, um so wilder ward die Gegend. Schwarze, lava- und basalt-ähnliche Felsmassen lagen in wüstem Chaos über- und durcheinander, und immer lauter brausie der Columbia und stürzte sich schäumend durch sein zerrissenes Felsenbett. Daß die Indianer den Schauplatz einer uralten Teufelslage, nach welcher der Böse, von grimmigen Feinden bedrängt, diese Berge mit seinem Schwanze auseinanderzuschlug, um sich durch die Oeffnung hindurch zu retten, hierher verlegt haben, macht der Phantasie der Rothhäute alle Ehre.

In der Felsenwildniß vor uns gab's Schaaren von Indianern, alle waren fleißig beschäftigt beim Fangen und Zubereiten der Lachse zum Wintervorrath. Rother Männer standen mit langen Stangen und Netzen am Rande der zahlreichen, engeren Stromschnellen und ihre Gehälfen schleppten die gefangenen Fische weiter hinauf aufs Trockene oder nach den Binsenhütten, wo sie dieselben in der Sonne und am Feuer brörrten, räucherten, das Fleisch von den Gräten schabten und zerstampften. Fischgräten und halb in Fäulniß übergegangene Salmen lagen, wo man nur hinsah, und wenn der Wind die Luft von den pestilenzialischen Gerüchen nicht etwas gereinigt hätte, so wäre es für civilisirte Nerven geradeweg nicht zum Auspalten gewesen. Aber auch so verging mir der Appetit zum Lachseessen auf lange Zeit.

Vorsichtig schritten wir über die von Lachs fett schlüpfrigen, schwarzen Felsmassen, es möglichst vermeidend, auf die zahlreichen Gräten, Rogen und zerrissenen Fische zu treten, um zunächst an den Rand der Stromschnellen zu gelangen, und die rothen Herren Fischfänger dort zu besuchen. Am Felsenufer eines etwa zwanzig Schritte breiten Canals machten wir Halt, durch den sich die wilden Wasser, wie toll über- und durcheinander stürzend, hinzuwängten und entlang tobten, mit einer Gewalt, daß es fast unglaublich schien, wie es den Fischen möglich ward dagegen anzuschwimmen.

Eine Gesellschaft von Rothhäuten im Feigenblätter-Costüm, die sich zum Fischfang am Rande des Canals zu beiden Seiten entlang postirt hatten, begrüßten uns mit einem freudigen "Kla-hoim sieks!" offenbar sehr geschmeichelt, daß die bleichen Gesichter sie besuchten, um ihre Geschicklichkeit im Lachsfang zu bewundern.

Die meisten der Indianer hatten lange, am untern Ende mit Eisenhaken versehene Stangen in den Händen. Auf's Gerathewohl steckten sie diese Stangen ins wild brausende Wasser und zogen sie, einen kurzen Knud damit gegen die Strömung machend, augenblicklich wieder heraus. Alle Paar Minuten zappelte ein Fisch am Haken, der lose an der Stange sitzt und abrutcht, sobald ein Lachs daran steckt, und wurde vermittelt einer am Haken befestigten Schnur aufs Trockene geschleubert, wo man ihn mit einem kurzen Knüppel unbefolten auf den Kopf schlug und vorläufig beruhigte.

Hunderte von Indianern waren auf diese Weise dem Rande der zahlreichen Stromschnellen entlang in Thätigkeit, und wenn ich hinzufüge, daß der Lachsfang dergestalt Monatelang ununterbrochen fortgesetzt wird, so wird der Leser wohl über die Zahl der Salmen-Herdschaaren erstaunen, welche in jedem Sommer den Columbia hinaufziehen. —

In den Höhlungen zwischen den Felsplatten lagen hier und da die Lachse haufenweise aufgeschichtet, wo sie beim Fallen des letzten hohen Wassers sitzen geblieben waren und nicht zurückgelangen konnten. Da bei den Indianern jedoch der Aberglaube herrscht, daß der Große Geist es ihnen verbietet, diese unglücklichen Lachse zu benützen, so bleiben dieselben ruhig dort



liegen, bis sie in der Sonne in Fäulniß übergehen und vertrocknen, wobei sie buchstäblich in ihrem eigenen, durch die Hitze herausbratenden Oele schwimmen.

Einige der Indianer fingen die Lachse in Handnetzen, welche sie ab und zu ins Wasser warfen, mit der Strömung hinuntergleiten ließen und dann wieder herauszogen; bei weitem die größere Zahl benützte jedoch die oben erwähnten Hakenstangen. Angeln werden gar nicht gebraucht, da die Lachse nicht anbeißen, indem sie auf der ganzen Reise, vom Meere bis nach den Felsengebirgen hinauf, gar nichts fressen.

Ein Paar alte Bekannte unter den Indianern waren so freundlich, uns auf eine Zeit lang ihre Hakenstangen zu überlassen, damit auch wir unser Glück im Salmfang versuchen könnten. So einfach es nun auch aussah, die munteren Fische aus dem Wasser herauszuholen, so stand uns doch der Schweiß in großen Tropfen auf der Stirn, ehe es uns gelingen wollte, einen der Fische mit dem eisernen Haken unterm Bauch zu fassen zu bekommen.

Vor Freude emporspringend, endlich einen erwischt zu haben, kam ich auf der glitscherigen Felsplatte plötzlich in sitzende Positur, und als ich mich wieder aufgerichtet hatte und den gewaltig an der Schnur zappelnden schmucken Burschen mit einem graciösen Nuck ans Ufer schleudern wollte, da—Hohn des Schicksals!—schnellte der Fisch zu meinem nicht geringen Aerger vom Haken wieder ins Wasser hinunter, um seine Reise nach den Felsengebirgen fortzusetzen, was meinen rothen Freunden ein homerisches Gelächter entlockte. Glücklicher war mein Begleiter, der so lange fortfuhr, auf gut Glück im Wasser herumzuhaken, bis er einen sku-kum-Fisch herausgeholt, den ich, ihm zu Hülfe springend, mit einem freundschaftlichen Knüppelchen reglementmäßig über den Stütz beförderte.

Unsern sku-kum-Fisch, der an zwanzig Pfund schwer sein mochte, dem theil-ü überlassend, verabschiedeten wir uns von den rothen Männern am brausenden Columbia und wanderten nach den ein Paar hundert Schritte vom Ufer entfernt gelegenen Indianerhütten, um den reizenden Squaws dort einen Freundschaftsbesuch abzustatten.

Da lagen sie in poetischem Negligé unter den langen Binsenmatten—Hütten, romantisch gruppiert und in zerlumpten Gewändern, sammt und sonders mehr oder weniger fleißig bei der Arbeit, die frisch eingefangenen Salme zum Wintervorrath zuzubereiten. Als Kopfbedeckung trugen sie aus Binsen geflochtene Hüte, die wie das stumpfe Ende eines halb durchgeschnittenen Zuckerhutes aussahen, nur etwas gelber und dabei schwarz geädert. Die Hüte sind wasserdicht und werden auch noch als Kochtöpfe benutzt. Man füllt sie mit Mehlbrei und wirft einen glühend heißen Stein hinein; wenn dann die Speise gar ist, dienen sie auch noch als Eßgeschüsseln.

Behutjam, um nicht etwa die Bekanntschaft zubringlicher kleiner Hautkneifer zu machen, von denen diese Indianerwohnungen wimmeln, hoben wir eine der Binsenmatten von der Seitenwand der Hütte und nahmen auf einem losen Basaltblock Platz, indem wir uns von jeglicher Berührung mit indianischen Toilettengegenständen fern hielten. Unter dem niedrigen Dache der Hütte hingen an unzähligen Querstangen auseinandergeschnittene, gedörrte und geräucherte Salmen, aus denen die Eingeweide und Gräten entfernt waren, in Reihen nebeneinander, die kleinen und großen hübsch fortirt, deren liebliches Aroma und appetitliches Aeußere einem Lucull sicherlich das Wasser auf die Zunge gebracht haben würden. Die Riemen und Riefen, jede Sorte für sich, hingen, als besonders delikater muk-a-muk getrennt von den Fischen an be-

sonderen Stangen. Neben uns stampfte ein Squaw-Fräulein getrocknetes, von ihren Schwestern mit den Fingern kleingeriffenes, röthliches Lachsfleisch in einem großen mit Bärenfell überzogenen Steinmörser zu Pulver, aus welchem mit Butat von Eichenmehl delikate Kuchen gebacken werden.

Nachdem die Lachse gehörig getrocknet und geräuchert oder auch pulverisirt sind, werden sie in Körben und Matten zum Wintervorrath fest verpackt. Salz zum Aufbewahren der Fische wird von den Indianern wenig oder gar nicht gebraucht. Um das Fleisch leichter von der Haut abzulösen, werden die frischgefangenen Salmen zuerst im Freien auf einer Felsplatte ein Paar Stunden lang dem brennenden Strahl der Mittagssonne ausgesetzt und dort so lange liegen gelassen, bis das Fett unter der Haut zu schmelzen beginnt; worauf die karten Hände der Squaws die Fische auseinanderreißen und das Fleisch von der Haut und den Gräten mit einem Stück Holz herunter-schaben—ein äußerst appetitliches Schauspiel!

An mehreren Stellen brannten oder vielmehr qualmten in der Hütte Holzstöcke, über denen in Häften zertheilte Lachse geräuchert wurden. Das dazu nöthige Holz wird von einer eigens dazu angestellten Squaw-Abtheilung aus einer Entfernung von mehreren englischen Meilen in Bündeln herbeigeschleppt, da nahe den Fällen des Columbia weder Baum noch Strauch geblüht.

Während wir unsere Siesta auf dem Basaltblock vor der Hütte hielten, langte gerade eine Abtheilung solcher Holzträgerinnen im Lager an. Ein über die Stirn geschlungenes breites Band hielt die auf gebogenem Rücken getragene Last. Im Gänsemarsch kamen diese Squaws von den Bergen herunter und über die Felsen daherspaziert und bildeten in ihren zerlumpten Kleidern, aus deren Falten hier und da halb untergegangene Crinolinen verschämt hervorguckten, den mit Kochtöpfen bedeckten Köpfen und mit chinesischem Vermillon geschmactvoll decorirten Gesichtern eine äußerst reizende Gruppe. Eine andere Abtheilung von Squaws schleppte die von ihren Herren eingefangenen Salmen von den Stromschnellen herbei; der Rest der weiblichen Gesellschaft war, wie bereits erwähnt, beim Zubereiten der Fische in und bei den Hütten beschäftigt, so daß das ganze Lachs-geschäft ordnungsmäßig ineinandergreift.

Die Herren Rothhäute überlassen alle diese Geschäftsforgen ausschließlich ihren fleißigen Ehehäften und vertreiben sich die Zeit beim Lachs-fang oder auch mit Rauchen, Essen und Schlafen, da sie die Arbeit eines Mannes unwürdig und für eine Schande erachten.

Im Innern der Hütte krochen eine Menge junger Indianer beiderlei Geschlechts auf dem Boden umher, von denen die kleinsten, welche eben erst zu sprechen (wa-wa) lernten, mit bunten Glasperlen und messingnen Ringen spielten oder mit kleinen Glocken (ting-tings) klingelten, indeß die älteren theils ihren Müttern beim Reinigen der Lachse halfen, theils die Anfangsgründe der Malerkunst auf ihren gegenseitigen Gesichtern mit flammenden Farben zu bemustern suchten. Trotzdem alle Squaws mehr oder weniger beschäftigt waren, sah man ihnen doch in jeder ihrer Bewegungen die der rothen Race angeborene Trägheit an. Sogar die Hunde, wahre Scheusalen von Häßlichkeit, mit struppigem Haar und weinerlichen Augen, schienen von der Faulheit der Indianer angesteckt zu sein und das Bellen ganz und gar verlernt zu haben. Eine Squaw-Matrone, welche sich die Nuzeln im Gesicht mit feuerrothem Zinnober nach den Regeln der Wissenschaft linirt hatte, brachte uns ein pikant duftendes Gericht von Salmen und Heuschre-

den in ihrem Gut als muk-a-muk und lud uns mit gewinnenden Blicken ein, nicht blöde zu sein, sondern nur tüchtig zugreifen. Unhöflicher Weise wiesen wir indeß die Einladung zurück und regalirten uns statt dessen mit unsern von Dalles mitgebrachten Boston-man muk-a-muk (Essen für Weiße).

Die meisten der Indianer, welche in dieser Gegend jeden Sommer beim Lachsfang beschäftigt sind, kommen aus weiter Ferne, sowohl aus Oregon als aus dem Territorium Washington, zum Theil bis zu zweihundert englische Meilen weit her, um sich den unentbehrlichen Wintervorrath einzufangen. Da jeder Stamm einen ihm eigens angewiesenen Platz zum Fischen hat, den er mit ängstlicher Genauigkeit inne hält, so geben die in zahlreichen Gruppen zerstreuten Indianer dem ganzen Bilde einen äußerst lebendigen Anstrich. Von der Regierung der Vereinigten Staaten sind ihnen die Fischereien an den Fällen des Columbia durch besondern Vertrag vorbehalten worden, und es ist den Weißen verboten dort zu fischen. Wäre es diesen erlaubt, sich beim Fischen an den Fällen zu betheiligen, so würde die Lachsernte hier Resultate liefern, deren Zahlen ins Unglaubliche gehen möchten, denn es wäre ein leichtes die halbe Armee der Salme bei ihrem Marsche den Columbia hinauf mit Stellnetzen in den Strömungen einzufangen.

Nachdem wir uns den Fischfang genug angesehen hatten,

beschenkten wir die Töchter der Wildniß mit bunten Glasperlen und nahmen würdig mit Handschütteln von ihnen Abschied. Einigen trügen Hunden, die uns nicht aus dem Wege gehen wollten, waren wir genöthigt, unansteht Zutritte zu geben, was sie jedoch kaum zum Aufstehen bewog, bis das allgemeine Geschrei von „Dschu! Dschu!“ (das indianische Wort für „Hund“) sie in Bewegung setzte. Durch die Felsenwildniß, denselben Weg, den wir gekommen, wanderten wir langsam zur Stadt zurück.

Von den Schienenschwellen auf der nächsten, an siebenzig Fuß hoch überm Wasser schwebenden hölzernen Eisenbahnbrücke herab hatten wir eine recht interessante Niederschau auf ein Duzend tief unter uns wie Enten im Wasser umher schwimmender Squaws, denen wir so lange zuschauten, bis das sich schnell nähernde Donnergetöse des von Celilo kommenden Bahnzugs uns ermahnte, statt die Schwimmkünste der braunen Rigen zu kritisiren, lieber an unsere Sicherheit zu denken und uns so schnell wie möglich von der gefahrdrohenden Brücke herunter zu begeben. Raun hatten wir diese glücklich hinter uns, als der Bahnzug, gedrängt voll von biedern Goldgräbern, die, mit Goldstaub beladen, vom obern Columbia und von Boise kamen, bei uns vorbeiraste, dem wir dann möglichst schnell nach Dalles folgten, um von den braven Goldjägern noch vor Abend in unserem Store möglichst viel schnöden Rammon für elegante Kleidungsstücke einzutauschen.

## Frische Gedanken lebender Denker.

Gesammelt von N. Matt.

**N**ie leichtfertig oder verächtlich über Religion und religiöse Dinge; meide jede Gesellschaft in welcher man über Religion spottet, denn sie ist des Armen Trost, des Frommen Stütze und des Sünders Heil.

Religion und Medizin sollten nie verantwortlich gehalten werden für die Irrthümer, die ihre Doktoren begehen.

Wahrheitsliebe ist das Fundament eines guten Charakters, wo dieses Fundament nicht gelegt wird in der Jugend, da bleibt immer ein schwacher Fleden im Bau.

Alles Gute in dieser Welt ist uns nur so weit gut als es uns nützlich ist. Was immer wir auch sammeln und aufhäufen mögen, ist uns aber nur so weit nützlich, als wir es gebrauchen können, nicht weiter.

Die Stimme des Gewissens ist so zart, daß man sie sehr leicht unterdrücken kann, aber sie ist so deutlich, daß man sie nicht wohl mißverstehen kann.

Um reich zu werden, muß man Glück haben, aber um glücklich zu sein, braucht man keinen Reichtum.

Vielen Menschen, die Buße gethan haben, geht es wie jenen Matrosen: Als der Sturm wüthete und das Meer tobte, warfen sie Alles über Bord, um ihr Leben zu retten; als der Sturm sich legte, und das Meer wieder stille wurde, reuete es sie, und nun wünschten sie ihre Sachen wieder zurück.

Ich habe den gewaltigen Irrthum begangen und bin so thöricht gewesen zu glauben, ein Geheimniß, das in meiner eigenen Brust nicht sicher war, sei besser verwahrt im Busen meines Freundes.

Man sollte sich nie schämen zu bekennen, daß man im Irrthum war, denn ein solches Bekenntniß deutet ja nur an, daß man heute weiser ist, als man gestern war.

So wie Weisrauch das Leben einer Kohle erfrischt, so erfrischt das Gebet die Hoffnung des Herzens.

Der Undank ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, daß tüchtige Menschen wären undankbar gewesen.

Wenn wir Andern ihre Fehler bloßlegen und veröffentlichen, dann reizen wir sie, uns ein Gleiches zu thun; daher ist es sehr unweislich mit Steinen um sich zu werfen, wenn man in einem gläsernen Hause wohnt.

Eigenliebe ist eine sehr empfindsame, stark anklebende Untugend; sie wird oft schwer verwundet durch gar nichts, aber gar nichts kann sie tödten.

Es ist ein edler Charakterzug, wenn man Kraft besitzt im Leiden und Unglück nicht zu murren, sondern zu dulden und zu schweigen.

Jeder Mensch hat ein unveräußerliches Recht, seine eigenen Ansichten zu haben über Menschen und Dinge, auch hat er das Recht seine Ansichten zu äußern, wenn er es thun kann ohne die Rechte seiner Mitmenschen und die Gesetze Gottes zu gefährden. Ob es aber immer weislich ist, von seinem Rechte Gebrauch zu machen, das wird er einsehen lernen, wenn er es erst einigemal probirt hat. Niemand: Gut geschwiegen ist besser als übel geredet.

Wenn ich in die Welt hineinschaue, so sehe ich einen großen Haufen Elend und ein kleines Häuflein Glück. Meine Sehnsucht ist, daß ich alle Tage möchte von dem großen Unglückshefen ein Körnlein wegnehmen und dem kleinen Haufen zufügen, damit derselbe größer werde; denn in so weit wir Andere bealücken, machen wir auch uns selbst glücklich.

Die Bibel enthält nicht nur die beste Anweisung zur Seligkeit, sondern auch die trefflichsten Rezepte zur wahren Lebens-



weisheit und zum rechten Wohlverhalten in allen Beziehungen des täglichen Lebens; darum kann ein Christ mit Recht sagen: Je mehr ich im Himmel lebe, d. h. mein Wandel im Himmel ist, desto besser gefällt es mir auf Erden.

Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth—nicht mehr und nicht weniger. Sein Lohn wird bestimmt je nach dem Werth seiner Arbeit; zu diesem muß und wird es kommen, denn jeder Arbeiter ist in seinem Fach ein mehr oder minder tüchtiger Arbeiter—nicht mehr und nicht weniger—dem Verdienst seinen Lohn—nicht mehr, nicht minder.

Das moralische Gewissen der menschlichen Gesellschaft steht auf einer weit zu niederen Stufe, denn sie rechtfertigt die Mittel durch den Zweck. Die Kirche muß das moralische Gewissen heben; darum darf bei ihr das nemliche Prinzip nicht geltend sein.

Gesetze sind gut und müssen befolgt werden, so lange sie in Kraft stehen. Es darf aber Niemand glauben, die Quelle der Weisheit sei erschöpft worden, da man Gesetze machte; deshalb ist es nicht unrecht, Gesetze zu besprechen und zu verändern oder aufzuheben, wenn man es für gut und weislich findet, denn was Menschen gemacht haben, das können Menschen verbessern.

Wenn mir ein Mann sagt, was er von seinen Nachbarn hält, dann kann ich ihm sogleich sagen, was seine Nachbarn von ihm halten. Es gibt gar viele Menschen, die irrtümlich glauben, um sich aufzuschwingen, müsse man Andere erst herunterreißen; der richtige Weg hingegen ist: Andere zuerst hinaufzuheben so hoch man möglich kann und dann sich höher zu schwingen; denn merke: Viele sind im Irrthum und meinen, wenn sie Andere loben, dann thun sie sich selbst Schaden; gerade das Gegentheil ist wahr.

Der meiste Zank und Streit in der Welt entsteht durch Mißverständnis, weil nun nicht immer ein Friedensstifter vorhanden ist, der die Sache erklärt und die Parteien zusammen bringt, werden gute Freunde zu gegenseitigen Feinden für das ganze Leben.

Klagen und trauern ändert nichts, es erschläßt vielmehr und raubt den Muth. Selbst dem Guten gelingt es nicht immer, seinen Zweck zu erreichen; aber das sollte ihn nie muthlos machen; was heute mißlingt, kann vielleicht morgen schon gelingen.

Oft fällt die scharfe Rede der Wahrheit, und man wähnt, sie sei fruchtlos gefallen, bis ein Betroffener aufsteht und klagt, man hätte auf ihn gezielt.

## Moskau

und einige Kern- und Kraftgestalten von den Straßen von Moskau.



leicht wird es eine an Kirchen reichere Stadt geben, als die alte Zarenstadt Moskau, denn man zählt in ihr nicht weniger als 5 Kathedralen, 8 Hospitalkirchen, 252 Pfarrkirchen, 8 Begräbniskirchen,

herab und zerbrach, wurde aber im J. 1654 mit dem vermehrten Gewicht von 288,000 Pfund neu gegossen. Im J. 1706 zum zweitenmal durch eine Feuersbrunst beschädigt, wurde sie 1733 abermals umgegossen. Aber schon vier Jahre dar-

61 Klosterkirchen, 3 evangelische, 2 römisch-katholische und 2 armenische Kirchen. Unsere Abbildung zeigt uns die Wassilji Blaschennoi, die im 16ten Jahrhundert von Ivan dem Schrecklichen erbaute Kathedrale des h. Basiliius—einen seltsam unregelmäßigen Bau mit 11 Kuppeln, von denen jede eine andere Farbe und Zeichnung hat. Vor einem ihrer Thürme steht als die Kaiserin unter den Glocken Moskaus der im J. 1553 erstmals gegossene Zar Kolokol. Damals wog sie 36,000 Pfund und 24 Männer, sagt man, waren erforderlich, den Klöppel in Bewegung zu setzen. Bei einer Feuersbrunst fiel die Glocke



Die große Glocke in Moskau.

auf stürzte sie zum dritten Male herab und blieb dann bis 1836 liegen, wo Kaiser Nikolaus sie an ihren jetzigen Platz bringen und auf eine Granitunterlage stellen ließ. Sie ist 19 Fuß hoch, 2 Fuß dick, hält 60½ im Umfang und wiegt 440,000 Pfund. Das Gewicht der abgebrochenen Stücke beträgt 11 Tonnen. Es

ist noch streitig, ob sie wirklich jemals benutzt wurde.—Moskau rühmte sich gern, die Glockenstadt zu sein, wie es denn vor dem großen Brande des Jahres 1812 nicht weniger als 1706 Glocken hatte. Das scheint eine besondere Vorliebe des russischen Volks für die feierlichen Klänge der Einladung zur Kirche an-

zu sein.

zu deuten, und noch jetzt bemerkt man in den verschiedensten Theilen des großen Reichs eine entschiedene Willigkeit, ihrem



Napoleon an dem brennenden Kreml.

Rufe zu folgen. Protestanten, welche in russische Kirchen treten, haben sich schon geschämt, dieselben so viel voller zu finden, als ihre eigenen, und namentlich das ging ihnen zu Herzen, daß hier die Männer manchmal in größerer Zahl erschienen, als die Frauen. Das ist um so auffallender, als der Russe, der doch sonst Bequemlichkeit liebt, keinen Kirchenstuhl findet, und etwa darin ein Schläschen zu machen, sondern in den Kirchen beständig zu stehen hat, außer wenn sein Gottesdienst Niederknien und andere Bewegungen, zu küßenswerthen Bildern und Reliquien hin, verlangt. Am vollsten aber sind die Kirchen, wenn es sich um die Feier von Siegen und andern Erfolgen des großen Vaterlandes handelt. Dann sieht man, wie die Religion, wenn auch in einer uns fremd anmuthenden Gestalt, das ganze Volksleben durchdringt. Freilich was wir Protestanten zumeist unter Gottesdienst verstehen, die Predigt, scheint hier beinahe zu fehlen. In der Basiliskirche z. B., die aus 11 Kapellen besteht, deren keine 100 Personen fassen kann, werden jährlich nur elf Predigten gehalten, in jeder Kapelle eine. Was also der Russe im sogenannten Gottesdienst sucht, ist nicht Vermehrung der

Erkenntniß, sondern es ist ein Zug nach Oben, der sich erst noch zur Klarheit durchbringen muß. Da darf man wohl die feierliche, doch eintönige Glocke als ein Sinnbild des russischen Gemüthslebens ansehen.

Höchst wunderliche und eigenthümliche Gestalten bekommt man auf den Straßen von Moskau zu Gesichte. Laß mich dir einige Bilder solcher „Kern- und Kraftgestalten“ vor die Augen führen. Siehe da ist

#### Der Dworniki,

Moskau's Thürhüter und ehrfamer Hausknecht. Ein Staatsbursche, kernfest und auf die Dauer. Recht so, denn der muß auch einen Puff vertragen können. Sommers und Winters lebt er auf dem Hofe und der Hausflur, unter dem Einfahrtsthore und auf der Straße. Für die Reinlichkeit der letztern hat er einzustehen. Wartet er seines Amtes nicht, muß er sich's gefallen lassen, daß sein lieber Nachbar, der Budoschnitz, keinen Funken von Spaß versteht und ihn tüchtig zur Rede setzt. Morgens und Abends sieht man ihn, mit dem Rehrbesen bewaffnet, ohne Rast und Ruh die Trottoirs und das Innere des Hofes, dessen souveräner Herr er ist, reinigen.

Von dem Eigenthümer mit der Ueberwachung des Hauses und Hofes betraut, dient er als Vermittler zwischen ihm und den Miethsleuten und ist gleichzeitig das Factotum der letzteren. Außer den Mieths-Angelegenheiten hat er auch noch die Reparaturen unter seiner Controle. An ihn wendet sich die Polizei in Allem, was die Miethsleute anlangt. Bedürfen sie einer Aufenthaltskarte, eines Visa ihres Passes oder sonst dergleichen etwas, stets ist der Dworniki ihre Zuflucht. Die Polizei macht ihren rechten Arm aus ihm in jedem Hause.

Die Stelle des Dworniki wird meist von alten, ausgedien-



Der Kreml in Moskau.

ten Soldaten versehen, doch ist die Stelle gesucht und wird von jedem Bauer gern angenommen. — Naß verwandt mit dem Voranstehenden ist

#### Der Budoschnitz,

oder der „Straßenwärter.“ An der Ecke einer jeden einigermaßen bedeutenden Straße ist eine einfache Bretterbude, die bescheidene Wohnung des Budoschnitz, oder untersten Dieners der hochblühenden Polizei. Da muß denn der Kerl



Augen haben hinten und vorn, ja möchte um die Ecken herum und durch die Mauern und Wände sehen können. Da soll fürs erste kein Schmutz auf der Straße sein; da kommt Einer und fragt, wo der Herr Collegienrath K. K. oder „Dingefirch“ oder „Soundso“ wohne, in welcher Straße man den und den Doktor oder Zahnausbrecher zu suchen habe. Kurz, der Budoschnit muß ein lebendiges Adreßhandbuch der Stadt Moskau sein. Im Gefühle seiner Würde und Unentbehrlichkeit hat der Mann aber auch ein vornehmes Bewußtsein. Gravitätisch steht er da, auf seine Gellebarde gestützt, als sei sie das Scepter, mit dem er über den Erdkreis gebiete. Das Kleid, welches seinen wohlgenährten Körper umhüllt, ist ein bis auf die Fehen gehender Schappels.

Er hat darüber zu wachen, daß Ordnung und Mäßigkeit gehalten werde, und wehe den Bummlern und losen Dirnen, welche er noch spät in den Reipen trifft. Sie können sich darauf verlassen, daß sie am nächsten Tage, als Folge ihrer Nachtschwärmerei die schmutzigen Straßen zu fegen haben.

Der Budoschnit hat vor allen Dingen seine sonderbaren Launen, und wer ihn lieb und leutselig sehen will, der muß ihn „schmieren“, d. h. er muß mit der Hand in die Tasche greifen und sie nicht leer aus derselben hervorbringen. Hat der Ehrenmann noch wenige Secunden vorher auf eine ganz bescheidene Anfrage oder Zumuthung eines rathlosen Wanderers ein lakonisches „niet“ hören

lassen und ist bolzengerade und regungslos stehen geblieben, wie eine Bildsäule, so wird er jetzt, beim Anblick etwelcher klingender Münze, so lebendig wie Quecksilber. Er schwänzelt und schartwenzelt um den Fragenden mit Händereiben und süßem Schmunzeln, gibt ihm in unbeschreiblichem Redeflusse alle nur wünschenswerthen Auskünfte und bringt nöthigenfalls den Mann zum Nachbar Budoschnit, damit dieser die Schatzkammer seines Wissens aufschließe und den etwa nöthigen Commentar zu dem Gehörten liefere.

Hat nun der Budoschnit gethan, was er zu thun schuldig gewesen, macht er's nicht wie sein College policeman in London, der mit vornehmer Entrüstung das ihm gebotene Trinkgeld zurückweist, auch des Fremden Einladung zu einem Glase ale oder porter im nahen Gasthose ablehnt, nein, der Budoschnit

näht mit hingehaltener Hand und spricht mit so schmelzendem Wohllaute: „na wotkie!“—zu Schnaps—daß es selbst einen Pflasterstein erweichen müßte.

Ueberhaupt, wer in Rußland etwas ausrichten will, der halte sich auf milde Beistauern zu wotkie bereit. Nur daß die Eckensteher in St. Petersburg „na Tschai“, d. h. zu Thee, fordern, wenn's auch zu wotkie verbraucht wird. Es klingt besser und eleganter.—Eine wahre Prachtgestalt in Moskau's Straßen ist auch ferner

Der Iswoschtschik,



Straße der Trunksucht in Moskau.

oder Droschkenkutscher. Am Großrussen ist jeder Zoll ein Fuhrmann. Als Wagenlenker wird er geboren, mit Reiten gibt er sich nicht ab. Die Rosacken, die mit ihren kleinen Gäulen, so zu sagen, verwachsen sind, machen eine Ausnahme, sonst sieht man den gemeinen Mann sehr selten zu Pferde. Fahren aber kann er, wie nicht leicht ein Anderer auf dem Erdenrunde.

Der Wagenlenker Blüthe ist der Iswoschtschik.—Er ist ein studirter Mann und darum fein und lebenswürdig, höflich, gewandt, dreht sich hundertmal in einem Athem auf dem Absatze herum, ist aber, und das mag sich jeder Besucher Moskau's getrost hinter die Ohren schreiben,—so schlau wie ein Fuchs. Seine vorbereitenden Studien macht er auf dem Rosse eines Adligen und zwar als Vorreiter, wenn



der gnädige Herr ausfährt. Wunderbar, was Buben von 12 bis 13 Jahren hier schon auszuhalten im Stande sind! Sie essen, trinken, schlafen und spielen auf dem Gaul. Oft sieht man sie bei gut 18 bis 20 Grad Kälte sanft auf dem Thiere schlafen. Sie fallen nicht herunter, der Gaul scheint an den Buben oder der Bube an den Gaul festgewachsen.

Mit dem 18. oder 19. Jahre wird avancirt. Der Bube wird zum Kutscher erhoben, zum wirklichen Kutscher auf dem Bocke, oder er etablirt sich als *Зэвосчѣикъ*. Fehlen

hierzu die Mittel, muß er freilich erst in Bohndienste gehen oder in ein Compagniegeschäft treten. Hier spart oder geizt er zusammen, was im Bereiche der Möglichkeit liegt, darbt sich Wotkie, Tschai und Alles ab, bis er sich Gaul und Droschke anschaffen und auf eigenen Füßen einhergehen kann. Ist dies geglückt, so lebt der *Зэвосчѣикъ* ferner nur auf dem Bocke der Droschke, im Winter auf dem des Schlittens. Wie sein kleines Pferd, lebt der *Зэвосчѣикъ* auf das allersparfamste; *Бух*, Wasser, Brod und Wotkie, das ist das Menü oder der Speisetettel, der für alle Mahlzeiten regelmäßig abgewickelt wird.

In Moskau und St. Petersburg gibt es neben den „*Тагэс*“ auch sogenannte „*Начт-дросчкен*“, die die ganze Nacht, von 10 bis 5 Uhr auf den Straßen halten und fahren müssen.

Schlag 5 Uhr Morgens verläßt der „*Начт-Зэвосчѣикъ*“ den Plan. — Schlaf in den Augen fährt er dann in langsamem Schritte auf den Hof gewisser „*Кабачен*“ — Wirthshäuser. — Dort steht jetzt Kamerad „*Тагэ-Зэвосчѣикъ*“ vom süßen Schlummer auf, reißt sich den Schlaf aus den Augen, wäscht sich aber nicht und die zwei Kameraden schlürfen nun in Gemeinschaft ihren Tschai, das einzig Warme, was den Tag über in ihren Wagen kommt, dann streckt sich der Mann der Nacht aufs Lager zur Ruhe und sein Kamerad, der Held des Tages, zieht auf, um — wer weiß, wie Wiele? — zu ihrem Fortkommen in Moskau behülflich zu sein.

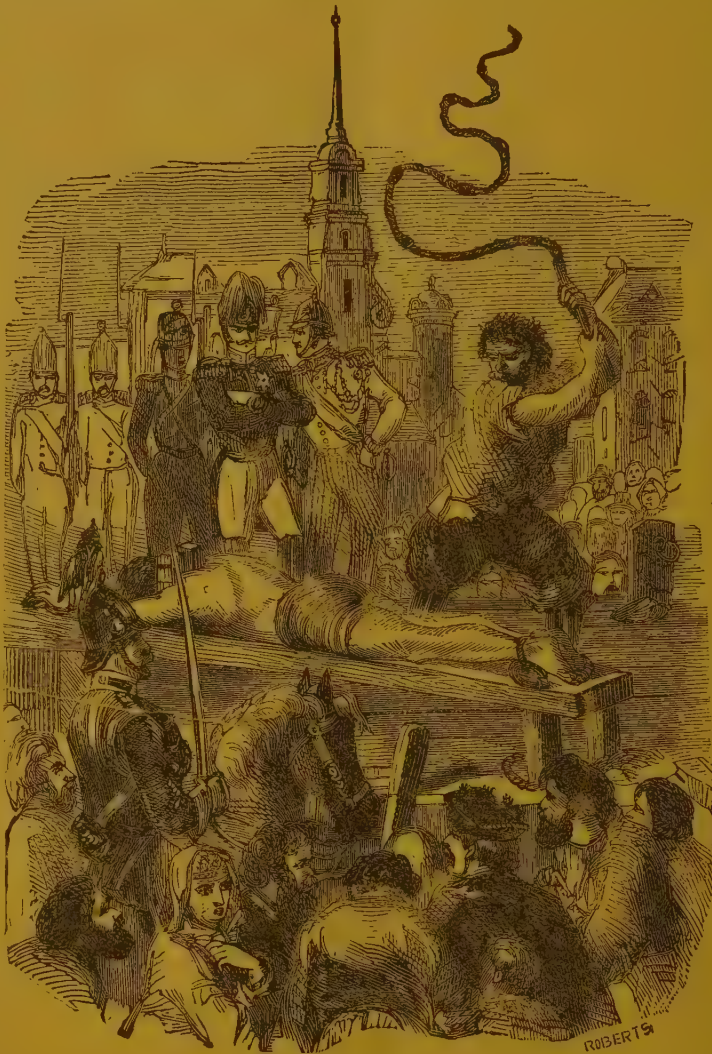
Von 5 bis 7 Uhr Morgens, der Theezeit der Droschkentuttscher, wird man sich in Moskau vergeblich nach einem rettenden Fahrzeuge umsehen.

Unsere Droschkentuttscher, bekanntlich durch ihre Grobheit und ihr ungeschliffenes Betragen berüchtigt, könnten bei ihren Kollegen in Rußland und namentlich in Moskau in die Schule gehen. Diese haben Lebensart und keine Tourneure! Brauchst lange noch keinen Frack und feinen Hut, lieber Leser, sondern nur halbwegs reputirlich auszusehen, wenn du in Moskau über

die Straße gehst und dich nur flüchtig umsiehst, schnell fahren von 4 bis 5 Richtungen her ebenso viele *Зэвосчѣикъ*s auf dich zu und bieten mit liebenswürdiger Freundlichkeit ihre Dienste an.

Die *Зэвосчѣикъ*s in Moskau lieben einander, wie Brüder, keiner ist neidisch auf den andern, spannt ihm die Kundschaft ab oder sucht aus Bosheit auf der Straße, oder um eine Ecke biegend, mit ihm zusammen zu fahren, wie ich denn bei einem solchen Experimente in den Straßen einer unserer Städte beinahe des Todes gewesen wäre.

Dazu wacht aber auch die verehrungswürdige, väterlich sorgsame Polizei mit Argusaugen über dem Institute der Droschken. Wehe dem Wagenlenker, der Jemanden überfährt oder beschädigt! In jedem Falle wird sein



Unter der Knute.

Pferd confiscirt und ist ohne Rettung verloren. Ehe er sich's versieht, hat aber auch der *Зэвосчѣикъ* noch seine Tracht officieller Prügel mit der Knute aus dem ff. weg und die wechselt ihm kein Banquier im ganzen russischen Reiche gegen klingende Münze um. — Noch eine ganz originelle Art Leute sind in der Stadt Moskau

#### Die Plotniki,

auf deutsch: Die Zimmerleute. Die Mehrzahl der Häuser in Rußland wird von Holz aufgeführt, und darum sind die Zimmerleute dort von einer Zahl und Bedeutung, wie in keinem andern Lande. Jeder Bauer auf dem Lande ist zugleich



auch Zimmermann. Den Plan und Riß zu seinen Gebäuden macht er sich selbst, und darum ist ein jeder auch zugleich sein Baumeister.

Die Plotniki in Moskau sind gleichsam der Rahm jener Bauern, weiter nichts. Eine Kunst gelernter, handwerksmäßiger Zimmerleute gibt's dort nicht. Und dennoch nehmen sie es mit jedem geschulten und gelernten Zimmermann ganz kecklich auf und machen die feinste und geledeste Arbeit. Die Plotniki beweisen deutlich, wie sehr Unrecht diejenigen haben, die den gewöhnlichen Russen für ein Mittelding zwischen Vieh und Menschen halten. Der Russe hat ein feines Gefühl für alle Maßverhältnisse, praktisches Talent für alle passende Einrichtungen, ganz staunenswerthe Handfertigkeit und endlich das Talent, mit unbedeutenden Werkzeugen und Hilfsmitteln sich nicht bloß augenblicklich zu helfen, sondern auch Großes zu leisten und ein tüchtiges Werk hinzustellen. Die Plotniki in Moskau bilden eine völlig und gut organisirte Gemeinde, mit Gliederungen und Unterabtheilungen, mit gemeinschaftlichen Haushaltungen, mit gewählten Häuptern, denen unbedingter Gehorsam geleistet wird.

Die Ordnung und Zucht ist meisterhaft, und alles dieses hat sich keineswegs durch Anordnungen und Gesetze von oben herab so gebildet, sondern von unten herauf, aus dem Bedürf-

nisse und durch die angeborene Ordnungsliebe des Volks. Wir können in diesen Stücken sehr viel von den Russen lernen.

Wer ein echter russischer Plotniki sein will, darf kein anderes Werkzeug führen, als das Beil und den Meißel. Er durchzieht, das Beil im Gürtel, das russische Reich von Nord nach Süd, von Ost nach West, und findet Arbeit und Lohn, wohin er nur kommt. Mit dem Beile leistet der Plotniki fast Wunderdinge. Seine Arbeit ist, trotzdem daß er andere Hilfsmittel und Werkzeuge nicht einmal dem Namen nach kennt, nicht schlechter, ja oft viel besser, als die unserer geschulten Handwerker. Sähest du die oft wahrhaft kunstvollen Bildhauerarbeiten und Schnitzereien an den russischen Häusern und Schiffen, du würdest erstaunen, lieber junger Leser. Der Plotniki hat sie mit dem Beile gemacht.

Der gemeine Russe ist sehr reise- und wanderlustig. Er durchzieht alljährlich das Reich als Fuhrmann, Krämer, Arbeiter, ja selbst als Wallfahrer nach allen Richtungen. Vornehmlich groß ist aber seine Sehnsucht, vor allem Moskau, die heilige Stadt, einmal wenigstens im Leben zu besuchen.

Darum ist auch Moskau der Sammelplatz aller russischen Völker und Stämme, und die Straßen und öffentlichen Plätze Moskaus sind die geeignetsten Orte zu Studien der Besonderheiten und Eigenthümlichkeiten der Russen.

## Skizzen von Japan.

Von Ad. Salmhuber.



Im Innern des Landes.—(Fortsetzung.)

Obwohl es noch ein wenig regnete, machten wir Morgens 9 Uhr doch Wiene, weiter zu gehen. Da kam ein junger Mann zu uns und bat uns, ihm meinen Paß zu zeigen, nicht antlich sondern ganz privatim. Er hätte nemlich gerne gewußt, warum wir Ausländer derartiger Scheine bedürften und warum wir auf gewisse Grenzen angewiesen wären. Draußen vor dem Dorf stand eine weiße Tafel, welche in deutscher, französischer und englischer Sprache das Wort „Vertragsgrenze“ trägt, und er konnte diese Sprache weder lesen noch verstehen; so hatte er sich entschlossen, bei nächster Gelegenheit um Aufschluß des ganzen Geheimnisses zu bitten. Wir erklärten ihm gerne, daß ein Vertrag zwischen der japanischen Regierung und den auswärtigen Mächten bestehe, demzufolge wir zur Ueberschreitung gewisser Grenzen eine besondere Ermächtigung von unseren resp. Consuln haben müssen, welche gewissermaßen für unsere Ausführung garantiren. Auch schrieben wir ihm mit japanischen Buchstaben den Wortlaut jener geheimnißvollen Tafel auf und erklärten ihm die Bedeutung. Nach diesem gingen wir weiter nach dem 8 Meilen entfernten Fufusumi, einem unbedeutenden Landorte, und von dort durch ein enges Thal über einen kleinen Bergpaß nach Sabu, etwa 14 Meilen von Yakami entfernt. Wir hatten viele Plätze gesehen, wo sich Mühlen oder andere Triebwerke anbringen lassen würden, solche suchten wir jedoch vergeblich; höchstens steht eine einsame Gypsmühle am Wege, andere nützliche Werke wie Spinnereien, Webereien und dgl. vermißt man. Die Handarbeit ist hiefür noch zu billig und der Gang zum Althergebrachten noch zu groß. Sabu liegt bereits im Kiotofu, also jenseits der Vertragsgrenze, weßhalb ich mich jeden Augenblick auf eine In-

spektion meines Passes gefaßt machen mußte. Obwohl wir schon Abends 5 Uhr in der Herberge eingezogen waren, zeigte sich jedoch Niemand vor Schlafengehen. Es war sehr kühl geworden, so daß wir die Papierfenster sowohl als die hölzernen Schiebläden schlossen und uns darauf zur Ruhe begaben. Da plötzlich, um Mitternacht wie wir anderen Tages erfuhren, als Alles im tiefsten Schläfe lag, kommt der Polizeidiener und will meinen Paß sehen. Zuerst weckt er die Wirthschafter und kommt dann in Begleitung eines Mädchens ohne alle Complimente in unser Zimmer. Moschi! moschi! moschi! schreit das Mädchen und gibt meinem Begleiter Büsse bis er erschrocken aus dem Schläfe fährt. Natürlich bin ich auch wach geworden und siehe! neben unserem Lager knauert ein Polizeidiener mit mächtiger Papierlampe, und eine Kellnerin. Ich soll meinen Paß zeigen! Der ist aber in meinem Reisetasch, und der ist wiederum als Kissen unter meinem Kopf, um der Diebe willen und weil kein anderes Kissen zu haben ist. Also wohl oder übel, ich gehe auf die Beine und suche den Paß hervor. Um unsere unangenehme Lage noch zu vermehren, liegt der Mann so lange an dem Paß herum, als ob er seiner Lebetage noch nichts derartiges gesehen hätte; dann sagt er schnell „Gut!“ und verschwindet so schnell als er gekommen ist, uns unseren eigenen Gedanken überlassend.

Sie haben wir eine Probe japanischer Polizeitaktik, gegen welche man gar nichts machen kann; denn es ist eine ausdrückliche Clausel im Passe selbst, welche das Vorzeigen desselben unter irgend welchen Umständen gebietet. So war kürzlich in Osaka eine Versammlung der Mikotuscha oder Vaterlandsliebenden, einer politischen Partei, welche über die Rechte der Bürger zu wachen sich verbunden hat. Während diese Leute nun in der Versammlung waren, ließ die Regierung ihre

Reisefreier in den Hotels durchsuchen. In einem Fall geschah es, daß Einer etwas vergessen hatte und zurückkehrte, es zu holen, wobei ihm das Vergnügen zu Theil wurde, seine Sachen vor einem Beamten ausgebreitet zu finden. Welches immer nun der Weg des Rechts sein mag, durch solche Dinge macht sich die Regierung wenig Freunde.

Als wir andern Morgens aufbrachen, kam der Wirth unter tiefer Verbeugung ins Zimmer und entschuldigte sich wegen seiner Rohheiten, gleich darauf ebenso die Wirthin wegen des schlechten Essens, während doch alles so anständig und gut war, als es die guten Leute nur machen konnten. Man macht dann einfach auch einen Knig und bedankt sich — für die Rohheiten und das schlechte Essen, welche beide doch nur Höflichkeitsphrasen sind. Wir brachen auf und durchwanderten eine belebte Gegend, der man es wohl ansah, daß sie nahe bei einer großen Stadt liegt; Kioto ist nemlich dort nur noch eine Tagereise entfernt. Ueberall begegneten uns Lastträger und Lastthiere, zuweilen ganze Züge derselben. Die Kuh wird hauptsächlich zum Lasttragen verwendet und zwar so strenge, daß sie in Folge davon gar keine Milch gibt; wir konnten mitten in den fruchtbarsten Gegenden, wo es viele Kühe gibt, keinen Tropfen Milch bekommen. Zuweilen werden auch Stiere zur Arbeit verwandt, Pferde viel seltener, es wird fast alles getragen, und zwar nicht nur von dem Thier, sondern auch ein gut Theil von dem Manne, der es leitet. Es begegnete uns auch eine große Anzahl Bettler und Bettlerinnen, eine Art Bettelmönche; denn sie sind von verschiedenen Tempeln privilegiert, erhalten von denselben einen Saft mit Inschrift und eine Tafel, welche als Zeugniß auf den Rücken gebunden wird. Sie drehen den Rosenkranz, den auch der Buddhismus kennt, beständig in den Händen und murmeln Gebete zu den Buddha's, oft entsetzlich kläglich oder auch ganz unverständlich; beten aber müssen sie, sonst gibt ihnen Niemand etwas. Das, was sie erbetteln, gehört ihnen. Diese Bettelmönche beiderlei Geschlechts sind aus allen Altersklassen rekrutirt und sehen oft so stark und lebenslustig aus, daß man sich fragen muß, ob ihre Bettelei Gottesdienst oder Broterwerb sei. Manche bieten aber auch einen kläglichsten Anblick dar; alt und gebrechlich, mit Lumpen bedeckt, wanken sie unermüdet Meile um Meile, sich mit jedem Bissen und irgend einem Lager begnügend. Sie sind ohne Zweifel eine feste Stütze der alten Religion, deren Tempel sie besuchen und deren Vermittlung ihnen Brod gibt; ohne Zweifel sind sie aber auch die Verbreiter von Epidemien, wie z. B. dieses Jahr der Cholera und der Pocken, denn sie reisen oft Hunderte von Meilen weit und sind nicht fähig, irgend welche Gesundheitsregeln zu beobachten. Gegen Abend erreichten wir Kameoka, welches etwa 12 Meilen von Habu und 12 Meilen von Kioto entfernt ist.

Am anderen Morgen standen wir frühe auf, denn heute sollte es per Schiff die berühmten Stromschnellen hinab nach Kioto gehen. Um 7 Uhr verließen wir Kameoka und trafen zeitig am Ufer des Kameokafusses ein. Der Fluß ist etwa 30 Fuß breit, hat klares Wasser und schnellen Lauf. Eine Anzahl Boote sind beschäftigt, Holz und Kohlen zu laden, welche stromabwärts transportirt werden sollen. Wie diese Leute rennen, wie geschickt sie Büschel um Büschel aufschichten! Müssen doch alle Boote zugleich und zwar Vormittags abgehen und ist es doch eine Fahrt, die keineswegs ungefährlich genannt werden kann. Sie ist großartig schön, wer aber einmal mitmachte, besinnt sich fürs nächste Mal. Acht Schiffe liegen nun bereit, alle gleich groß, gleich gebaut, gleich bela-

den; sie sind 30 Fuß lang, von schwachen Brettern, mit ganz flachem Boden und ohne Steuerruder. In der Mitte ist die Last und auf derselben sitzt, wer mitfahren will; in den leeren Theilen hinten und vornen stehen je zwei Männer mit Rudern und Stangen bewaffnet.

Zunächst muß ich nun den Fahrpreis ausmachen. Die Japanesen fahren den ganzen Weg für 7 Cents, weil ich aber ein Ausländer bin, soll ich einen Dollar bezahlen; das sei noch billig, meinte der Aufseher, Andere hätten schon viel mehr bezahlt. Das ist leider wahr! Es gibt Ausländer hier, welche hohe Preise bezahlen, um solche Naturschauspiele zu genießen und besonders jene Weltumsegler, welche sich um gar keine Ordnung kümmern, zahlen oft fabelhafte Preise. Sie verstehen weder die Sprache noch die Preise, und wenn's nicht gleich vorwärts geht, so halten sie eine Zehnthaler note hin, wo ein Anderer für ein Paar Cents geht. Das muß dann der am meisten empfinden, der Sprache und Sitte kennt und ein bleibendes Dasein unter diesem Volke führen soll. Schließlich werden wir um einen billigen Preis einig und nun geht's los! Acht Schiffe, eins hinter dem anderen, treiben wie ein Pfeil stromabwärts. Vorerst wird der Fluß noch durch Dämme im Schach gehalten, mit welchen die Wogen beständig um die Herrschaft ringen. Das Thal ist nun ganz enge; hüben und drüben steile Wände, deren Grün bis auf die Bergespitzen in der Sonne glänzt, und über uns ein Streifen des leuchtenden Himmels. Rascher und rascher geht's, oft hinab über einen förmlichen Wasserfall. Oft bröht das Schiff vom Wellenschlag, oft hat es eben Raum, zwischen zwei Felsen durchzugleiten, dann schießt es plötzlich über eine abschüssige Bahn, taucht sein Vordertheil in den schäumigen Gischt, um dann ruhig wieder einen neuen Kampf zu suchen.

Es ist unbeschreiblich schön, graufig schön! Es soll eines der großartigsten Schauspiele sein, welche die romantische Natur bietet. Wie gewandt die Schiffer sind! Wie ihre Stangen fliegen! Sie wissen schon den Punkt am Felsen, den der Stoß treffen und den Augenblick, wo er geführt werden muß. Die größte Hülfe leistet das Wasser selbst; wenn man meint, jetzt müsse das Schiff zerschellen, denn es fährt direkt auf den Felsen zu — da im letzten Augenblick wirft es der Wasserabprall selbst auf die Seite und bringt es in den felslosen Strudel. Auf einmal beschreibt der Fluß im Riesenlauf einen ganz kurzen Halbkreis, gleichsam eine Ede. Wie die Schiffe tanzen! Unser Nachbarschiff kommt uns zur Seite, beide drehen sich eine Zeitläng zusammen und dann geht's wieder vorwärts durch brausende Wogen; bei jeder ruhigen Stelle wird das Schiff ausgeschöpft, um bald wieder aufs Neue überspritzt zu werden. Nun ist ein langer Floss vor uns, welchen 8 Mann treiben; pfeilschnell treiben unsere Schiffe darauf zu und bald ist alles auf einem Knäuel; unter Schreien und Hantiren mit Ruder und Stangen kommen wir vorbei, aber nur um wieder anderen Gefahren zu begegnen. Im Ganzen geht alles stillschweigend und ohne Commando, denn zum Plaudern hat Niemand Zeit und Jeder weiß genau, was der Augenblick gebietet; nur zu Zeiten hallen die Felswände wieder von dem Geschrei und Commando der Schiffer, wenn durch einen Mißgriff die Kette der Schiffe in Unordnung geräth. Den Ernst der Sache sollten wir auch gleich vor Augen bekommen: vor uns war ein Schiff gesunken; es lag fast ganz im Wasser, auf einem Felsen fest sitzend, und die Fracht trieb theilweise stromabwärts. Die Schiffer und zwei wohlgekleidete Frauen, welche als Passagiere mitgefahren waren, standen am Strande und machten ihre nassen Kleider zurecht; das Schiff lief auf einen



Felsen auf, drehte sich im Kreis herum und sank dann. Kaum sind wir da vorbei, so sitzen wir plötzlich selbst fest; es ging weder rückwärts noch vorwärts und der Strudel scheint uns erst recht fest zu bannen. Die andern Schiffe sind ein Stück weit zurückgeblieben, somit müssen wir warten, bis sie uns zu Hülfe kommen; aber eben als sie an uns heransfahren, macht sich unser Schiff los und passirt die letzte gefährliche Stelle. Der Fluß wird jetzt ruhiger und mündet bei dem Araschipama Berg in ein breites Thal. Hier ist nun eine lebhafte Holz- und Kohlenstation, denn die aus dem Gebirge kommenden Schiffe laden da ihre Fracht aus und kehren zurück, während andere Schiffe ausladen und weiter hinab nach Kioto und Osaka fahren. Das Zurückkehren der Schiffe über die Stromschnellen ist ein höchst gefährliches und mühseliges Werk. Einer der vier Männer bleibt im Schiff, die drei andern ziehen an Stricken, je einer hinter dem andern, entlang eines schmalen Felspfades, der dem Berg wie dem Strom mit gleicher Gewalt abgerungen ist. Oft ist dieser Weg entsetzlich schlecht; bald führt er auf Pfählen oder Felsstücken durchs Wasser, bald zieht er sich hoch oben an dem Felsen hin. Mit all den Strömungen und Strudeln, mit welchen im Herabfahren das Schiff kämpfte, müssen nun im Zurückkehren die vier Männer kämpfen, lebiglich um das leichte und ganz leere Boot hinaufzubringen. Wir konnten diese halbnackten, schweißtriefenden Männer nur bemitleiden, welche in dieser wilden, aber freilich

großartigen Gegend ein so kümmerliches und gefährvolles Leben fristen.

Ich bin froh, dieses großartige Naturschauspiel gesehen zu haben, das sich über neun englische Meilen hinzieht, aber ich weiß nicht, ob ich mich entschließen könnte, die Sache noch einmal mitzumachen. Die Großartigkeit der Scene und der bunte Wechsel in derselben läßt eben die Gefahren derselben fast vergessen, so daß man davon fast gar nichts hört, sondern sie erst aus eigener Erfahrung würdigen lernt.

Auf unserer Wanderung nach Kioto, welches nur noch eine Stunde weit entfernt lag, fielen uns die vielen Frösche auf, welche die bewässerten Reisfelder bedeckten und die Luft weit hin mit ihrem Gequacke erfüllten. Oft war das Wasser förmlich schwarz von ihrer Menge und ein einziges Reisfeld zählte ihrer Tausende. Sollte der Herr sie einmal nach Kioto oder Osaka schicken, so kommen sie zu Tausenden und aber Tausenden, so reichlich wie zu Pharao in Egyptenland, ohne daß der Herr sie erst durch ein Wunder zu schaffen braucht. Dazu können diese Frösche in vereinigttem Chor so entsetzlich schreien, daß sie allein durch ihr Geschrei eine von ihnen heimgesuchte Stadt in Angst und Schrecken setzen können. Mit unserer Ankunft in Kioto war unsere Tour beendet, denn von dort kehrten wir nach Osaka zurück, um vorerst dort wieder alles zu ordnen und neue Vorkehrungen zu treffen.

## Aufgang und Niedergang.

(Erzählung von Franz Hoffmann.)

(Schluß.)

### Siebentes Capitel.



#### Ein Diebstahl und zwei Mäntel.

Eine Reihe von Jahren ist seitdem verstrichen, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte. Die Umstände der Frau Steinbrunn hatten sich mehr und mehr gebessert, und Fritz, der mittlerweile eine sehr achtbare Stellung in Herrn Hallberg's Fabrik errungen hatte, konnte sie von seinem Gehalte, der sich bereits auf zehn Thaler die Woche belief, sehr nachhaltig und wesentlich unterstützen. Ludwig war so weit, daß er in nächster Zukunft zur Universität abgehen konnte, und auch er konnte ohne Besorgniß in die Zukunft blicken. Sein unausgesetzter Fleiß, sein musterhaftes Betragen hatte ihm die volle Gunst seiner Lehrer zugewendet, und ihren Bemühungen verdankte er es, daß er verschiedene Stipendien zugesagt erhalten hatte, die eine fernere Unterstützung von Seiten seiner Mutter völlig überflüssig machte.

Eines Morgens stand Fritz im Comptoire der Fabrik, und sortirte Handschuhe. Er war nun zu einem kräftigen, gesunden jungen Manne erwachsen, der seinen vormaligen Meister Samuel Lynn fast um Kopfeslänge überragte. Man konnte ihn nicht grade eine Schönheit nennen, aber er war immerhin ein entschieden hübscher Mensch mit breiter offener Stirn, hell und klar blickenden Augen, und einem zugleich Sanftmuth und Festigkeit ausdrückenden Munde, den nicht selten ein gewinnendes Lächeln umspielte. Er sah aus, wie ein fein gebildeter Mann, und dieses Gepräge konnte selbst die weiße Schürze nicht verwischen, die er bei seiner sehr subtilen Arbeit tragen mußte.

„Du machst deine Sache gut, Fritz,“ sagte Samuel Lynn,

der ihm ein Weilschen zugeschaute hatte. „Aber dort sehe ich ein Paar Duzend Handschuhe, bei denen du nicht mit der nöthigen Sorgfalt zu Werke gegangen bist.“

„Die habe ich nicht sortirt,“ entgegnete Fritz.

„Wer denn?“

„Heinrich Dorn.“

„Ich habe ihm doch ein für alle Mal gesagt, daß er nicht sortiren soll!“ rief Samuel Lynn ärgerlich aus. „Er ist in Allem schnubelig und prudelig, und ich wundere mich nur, daß Herr Hallberg so viel Geduld mit ihm hat. Doch, da ich grade daran denke,—was hattest du denn gestern Abend spät hinter meinem Hause zu thun? Bei der jetzigen Kälte kann doch solch ein später Spaziergang nichts Angenehmes sein.“

„Ich war nicht hinter Ihrem Hause gestern Abend, Herr Lynn. Sie müssen sich getäuscht haben.“

„Aber ich sah dich doch dort in deinem Mantel, Freund,“ behauptete Lynn. „Er ist auffällig genug, und gewiß kein Zweiter seiner Art in der Stadt zu finden.“

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte Fritz. „Ich weiß nur, daß ich gestern den ganzen Abend zu Hause war, und es nach sechs Uhr nicht verlassen habe.“

„Seltsam,“ brummte Lynn. „Dann muß es doch wohl zwei Mäntel von deiner Sorte geben.“

Der Eintritt Heinrichs beendigte dies Gespräch; Samuel Lynn sah ihn vorwurfsvoll an.

„Weißt du wohl, welche Zeit es ist?“ fragte er.

„Halb zehn vorbei,“ antwortete Heinrich.

„Und du solltest schon um neun Uhr da sein! Immer nachlässig und unpünktlich! Das macht dir wenig Ehre! Und wie schlecht du die Handschuhe dort sortirt hast! Ich wieder-

hole dir, daß du das Sortiren künftig unterlassen sollst. Hier geh' her, und binde die Handschuhe zusammen, die Fritz fertig gemacht hat."

Widerwillig gehorchte Heinrich, und machte ein sehr böses Gesicht. — Der Tag verging, wie alle Tage. Es war ein Sonnabend, und Samuel Lhnn machte sich eben fertig, den Leuten ihren Wochenlohn auszuzahlen. Er stand vor dem Pulte, und zählte fortwährend Geld ab, als ein fremder Arbeiter zu ihm eintrat und ihn ersuchte, ihm hundert Thaler Münze gegen einen Wechsel auszugeben. Samuel nahm den Wechsel, brachte ihn Herrn Hallberg, und erhielt Vollmacht, das Geld herzugeben. Herr Hallberg steckte den Wechsel in ein offenes Fach seines Pultes, und begab sich dann in das Vorzimmer, wo eben ein großer Posten Handschuhe zur Verpackung bereit gemacht wurde. Mehrere Leute waren damit beschäftigt, und der Packer sollte geschnürt werden, als man entdeckte, daß der dazu nöthige Bindfaden nicht zulangte.

"Geschwind, Bindfaden her!" rief Herr Hallberg.

"Es ist keiner unten," lautete die Antwort der Packer, welche das schwere Collo nicht loslassen konnten, und sich deshalb einigermaßen bestürzt ansahen.

"Nun, so gehst du wohl, Fritz, welchen zu besorgen," wendete sich Herr Hallberg zu diesem, und rasch sprang Fritz durch das Bureau davon, um einen Knäuel Bindfaden aus der Vorrathskammer zu holen.

Wenige Augenblicke nachher trat Heinrich Dorn in das Bureau, welches eben ganz leer stand, und seine Neugierde trieb ihn an, in Herrn Hallbergs Pulte umher zu spähen. Da fiel ihm der Wechsel über hundert Thaler in die Hand.

"Von Duna's und Compagnie, ein gutes Haus, sicher wie Gold, und jeden Augenblick verwendbar!" murmelte er. "Das wäre ein hübsches Taschengeld für ein Paar Wochen, und kein Mensch würde nur entfernt daran denken, daß ich es wäre, der den Wechsel genommen hat."

Er zögerte einen Augenblick, unschlüssig, was er thun sollte. Dann warf er einen raschen scheuen Blick um sich her, und als er bemerkte, daß er von Niemand beobachtet werden konnte, griff er schnell zu, und verbarg den Wechsel in seiner Tasche, worauf er eben so schnell wieder verschwand, wie er gekommen war. Leise schlich er hinter dem großen Handschuh-Ballen hinweg, und stellte sich an den Tisch, als ob Nichts geschehen wäre.

Mittlerweile wurde das Collo vollends geschnürt und fertig gemacht, und Herr Hallberg kehrte in sein Comptoir zurück. Er räumte sein Pult auf, legte einige Papiere an Ort und Stelle, zerriß andere und warf sie in den Papierkorb und griff dann nach dem Fache, in das er den Wechsel von Duna's gelegt hatte. Er war nicht da und auch anderswo nicht.

"Sonderbar!" murmelte Herr Hallberg und rief Samuel Lhnn.

"Wo ist der Wechsel von Duna's, Samuel?"

"Dort in dem Fache, in das du ihn hinein legtest, Freund."

"Da liegt er nicht mehr, obgleich ich bestimmt weiß, daß ich ihn nicht wieder angerührt habe!"

Samuel Lhnn, Herr Hallberg, auch Fritz, der hinzu kam, suchten emsig nach dem Papier, aber es war und blieb verschwunden. Fritz, in der Meinung, Herr Hallberg habe es vielleicht aus Versehen zerissen, durchsuchte den ganzen Papierkorb Blättchen für Blättchen, — der Wechsel fand sich nicht, Herr Hallberg wußte nicht, was er denken sollte.

"Meines Wissens ist Niemand in das Comptoir gekommen,"

sagte er. "Das Verschwinden des Papiers ist wirklich ganz unbegreiflich."

"Und doch muß Jemand darin gewesen sein," versetzte Samuel Lhnn. "Wir wissen nur nicht, wer. Aber, wer es auch sei, die Sonne wird es schon an den Tag bringen. . ."

"Bei uns gibt es einen Mord-Spektakel," sagte zwei Tage später Heinrich Dorn zu seinem Vater. "Dem Fabrikanten ist ein Wechsel über hundert Thaler weggekommen, und nun soll ihn durchaus Jemand gestohlen haben."

"Hat man Verdacht auf irgend eine Person fragte der Justizrath."

"Nun, ich kann mir schon denken, wer der Spitzbube gewesen ist," versetzte Heinrich. "Niemand, als der Mosjö Fritz Steinbrunn ist in das Comptoir gekommen, und nun mag sich ein Jeder selber denken, was er will."

"Niemand weiter hineingekommen?" sagte der Justizrath. "Das sähe allerdings sehr verdächtig aus. Und wo warest du, Heinrich, während das geschah?"

"Ich war gar nicht zugegen," erwiderte Heinrich frech. "Darum kümmert mich auch die ganze dumme Geschichte nichts."

"Em! So will ich doch Herrn Hallberg einen Besuch abstatten," sagte der Justizrath. "Vielleicht wünscht er meinen Rath zu hören, denn unmöglich kann er den Diebstahl schweigend hingehen lassen. Der Sache muß nachgeforscht werden."

Noch am nemlichen Tage begab sich der Justizrath nach der Fabrik, und traf hier Herrn Hallberg in seinem Privatzimmer. Sie schlossen sich mit einander darin ein, und Herr Hallberg erzählte aufs Genaueste alle Umstände, unter welchen der Diebstahl stattgefunden hatte.

"Hier ist ja gar nicht der geringste Zweifel möglich," sagte der Justizrath. "Kein Anderer ist der Dieb gewesen, als der junge Steinbrunn. Von selbst hat das Papier nicht verschwinden können, und außer jenem jungen Menschen scheint Niemand in die Nähe des Pultes gekommen zu sein. Kein Anderer, als Steinbrunn ist der Dieb, behaupte ich."

"Rein," entgegnete Herr Hallberg mit Bestimmtheit. "Ich bürgte für ihn, wie für mich selbst, und halte ihn für so ehrlich, wie das helle Tageslicht. Ich habe Fritz heranwachsen sehen, und ihn immer aufrichtig, offen, treu und ehrenhaft gefunden."

"Das mag sein, ich will es glauben. Trotzdem aber werden Sie die Sache doch amtlich untersuchen lassen. Um Ihnen meine Dienste dazu anzubieten, bin ich hergekommen."

"Sie sind sehr freundlich," versetzte Herr Hallberg. "Doch habe ich nicht die Absicht, so rasch vorzugehen. Es wäre ja doch immerhin möglich, daß ich selbst an dem Verschwinden schuld bin. Ich kann den Wechsel aus Versehen zerissen und, anstatt in den Papierkorb, ins Feuer geworfen haben. Jedenfalls ist der Wechsel, wenn er gestohlen ist, noch am vorgestrigen Abend irgendwo in der Stadt umgeseht worden, und dieser Umstand müßte bald genug bekannt werden. Das ist der Grund, weshalb ich mit der Nachforschung noch warten will."

er Justizrath sah wohl, daß es ihm nicht gelingen würde, Herrn Hallberg zu einem anderen Verfahren zu bewegen. Er gab also den Versuch auf, und nahm sich vor, die Sache auf eigene Faust in die Hände zu nehmen. Zu diesem Zweck ließ er Herrn Wunder, einen sehr geschickten Polizei-Beamten zu sich kommen, setzte ihm den Fall aus einander, und ersuchte ihn, der Sache nachzuforschen.

"Wissen Sie, lieber Wunder, so ganz in der Stille," schloß er seine Rede. "Jedenfalls ist der Wechsel vorgestern Abend



umgesetzt worden, in einem Wirthshause wahrscheinlich, und es kann nicht schwer sein, das in Erfahrung zu bringen. Also suchen Sie, forschen Sie nach, bis wir die betreffende Person gefunden haben. Sie werden gut dafür belohnt werden, lieber Wunder!"

Der Polizei-Beamte versprach sein Möglichstes zu thun, und den Justizrath sofort zu benachrichtigen, wenn er irgend eine Entdeckung von Wichtigkeit gemacht habe.

Eine solche ließ nicht lange auf sich warten. Noch am nemlichen Tage erfuhr der Beamte, daß der Wechsel bei einem Fleischer, Namens Weiß, umgesetzt worden sei, und zwar, wie ganz richtig vermuthet wurde, bereits am vorgestrigen Abend. Der Beamte besuchte Dienstags den Fleischer, welcher ihm bestätigte, daß er den Wechsel habe, aber nicht wenig erschraf, als er vernahm, daß er gestohlenes Gut sei.

„Aber der Mensch, der mir den Wechsel brachte, sah gar nicht wie ein Dieb aus, sondern wie ein ganz anständiger Mensch. Ich weigerte mich daher gar nicht, den Betrag des Wechsels an ihn auszuzahlen, um so weniger, als die Firma Duna und Compagnie mir grade gut und sicher genug ist.“

„Sie wissen nicht, wer der Mensch war?“

„Nein, ich kannte ihn nicht.“

„Wie war er gekleidet?“

„Er trug einen altmodischen carrirten Mantel und eine Mütze mit Ohrenlappen, die er herunter geschlagen hatte. Außerdem hielt er sich ein Taschentuch vors Gesicht, weil er behauptete an heftigen Zahnschmerzen zu leiden. Sein Gesicht konnte ich also nicht deutlich sehen, und es war auch nicht grade sehr hell bei mir im Laden.“

„Würden Sie ihn wohl wiedererkennen, Meister Weiß?“

„O, gewiß, wenn er in meinem Mantel wieder her käme. Der Kragen war roth gefüttert und mit einem schmalen Pelzstreifen besetzt.“

„Gut, ich danke Ihnen. Einen solchen Mantel trägt ein junger Mensch, den ich kenne. Sie werden noch weiter von mir hören, Meister Weiß. Um welche Zeit war der Mensch bei Ihnen?“

„Grade um elf! Ich schloß eben meinen Laden.“

Der Beamte ließ sich noch den Wechsel aushändigen und begab sich dann zum Justizrath Dorn, um mit ihm zu Herrn Hallberg zu gehen.

Mit dem Rücken an eine Ecke des Kamins gelehnt, hörte Herr Hallberg ruhig an, was der Justizrath und der Polizei-Beamte ihm mitzutheilen hatten. Diese erzählten, was sie vom Fleischer Weiß erfahren. Samuel Lhnn stand am Pulte seines Herrn und hörte mit gerunzelter Stirn zu. Die Beschreibung des Mantels, welche ganz genau auf den Mantel von Fritz paßte, ließ den Justizrath seine feste Ueberzeugung aussprechen, daß der Unbekannte in Weiß' Laden kein Anderer sein könne, als Fritz. Auch Herr Wunder theilte diese Ansicht.

„Also ist der Dieb Fritz Steinbrunn!“ sagte der Justizrath entschieden.

„Ich bitte, mir zu erlauben, Freund Dorn, daß ich mit deiner Meinung nicht überein stimme,“ sagte der Herrnhuter mit eben so großer Entschiedenheit. „Fritz ist nicht der Dieb; da kenne ich ihn besser. Du nimmst an, daß es in der Stadt keinen zweiten Mantel gebe, welcher dem von Fritz so ähnlich sehe, daß man ihn für denselben halten könne. Ich aber sage dir, daß es noch einen zweiten Mantel dieser Art gibt.“

Der Justizrath machte große Augen bei dieser Eröffnung,

die ihm sehr unerwartet kam. „Wer trägt ihn denn?“ fragte er.

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete Samuel Lhnn; „aber ich habe diesen zweiten Mantel gesehen. Vor einigen Abenden glaubte ich Fritz in seinem Mantel zu beobachten, wie er hinter meinem Hause auf und ab spazirte. Ich fragte ihn Tags darauf, was er dort zu thun habe, und er gab mir die Antwort, er sei gar nicht hinter meinem Hause gewesen. Ich fürchtete schon, er habe mich belogen. Doch siehe da, gestern Abend erblickte ich wieder den Menschen mit dem Mantel, und eilte nach unten, um Fritz der Lüge zu zeihen. Es war aber nicht Fritz, den ich sah. Der Mensch wich mir aus, und rannnte nach der Stadt zu. Um mich vollends von meinem Irrthum zu überzeugen, begab ich mich eiligst in das Haus der Frau Steinbrunn, und da saß Fritz mit seinem Bruder Ludwig ganz ruhig am Tische, und studirte in seinen Büchern.“

„Wo hast du deinen Mantel, Fritz?“ fragte ich ihn. „Hast du ihn vielleicht Jemandem geborgt?“

„Nein,“ sagte er, „der Mantel hängt drin in meiner Schlafkammer. Wollen Sie sich davon überzeugen, Herr Lhnn?“

Er stieß die Thür zur Kammer auf, und richtig, da hing sein Mantel an der Wand, wie ich ihn hundert Mal gesehen habe. Was sagt Ihr nun, Freund?“

Der Justizrath machte ein sehr verdutztes Gesicht, und Herr Hallberg lächelte still vor sich hin.

„Auch ohne diese Erklärung meines Freundes Lhnn würde ich Ihnen gesagt haben, daß es ganz überflüssig sei, Fritz bei mir verdächtigen zu wollen,“ sprach er dann. „Wenn Sie mich selbst dieses Diebstahls beschuldigten, könnte meine Ansicht nicht zweifelsofener sein. Man rufe doch Fritz mit seinem Mantel herein.“

Fritz kam sogleich.

„Weißt du schon?“ fragte ihn sein Principal, „daß der gestohlene Wechsel beim Fleischer Weiß umgesetzt ist? Der Mensch, der es gethan hat, soll einen dem deinigen sehr ähnlichen Mantel getragen haben.“

„Allerdings!“ fügte der Polizei-Beamte hinzu.

„Nun denn, hier ist mein Mantel,“ sagte Fritz ganz unbefangen. „Betrachten Sie ihn und überzeugen Sie sich, daß er nicht beim Fleischer Weiß gewesen ist!“

Herr Wunder sah den Mantel ganz genau an, wendete ihn um und um, und versank in Nachdenken. Plötzlich hellte sich sein Gesicht auf, ein Blick des Verständnisses zuckte aus seinen Augen, und er schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn.

„Ich weiß jetzt Alles und kenne den Dieb!“ rief er aus. „Die ganze Angelegenheit durchschaue ich so klar, als wenn ich von Anfang an dabei gewesen wäre!“

„Nennen Sie den Dieb! Nennen Sie ihn!“ rief der Justizrath. „Es kann kein anderer sein, als der hier gegenwärtige Fritz Steinbrunn!“

„Wie? Ich?“ fragte der junge Mann erstaunt, aber nicht im mindesten verlegen. „Sie träumen wohl, Herr Justizrath?“

„Still, still, kein Wort weiter!“ rief Herr Wunder, als der Justizrath von Neuem reden, und heftig auf Fritz losfahren wollte. „Beruhigen Sie sich, Herr Steinbrunn, auf Ihnen ruhet auch nicht der allergeringste Verdacht. Ein ganz Anderer hat den Diebstahl begangen, und Sie, Herr Justizrath, würden sehr wohl thun, wenn Sie die Angelegenheiten vollständig ruhen ließen.“

Herr Hallberg horchte hoch auf, auch Samuel Lhnn spitzte

die Ohren, und der Justizrath schaute äußerst betroffen um sich her und dann zu Boden. Fritz sah ganz gleichmäßig ruhig herein.

„Ich hoffe, Herr Hallberg, daß Sie keinen Verdacht gegen mich gehegt haben,“ sagte er dann.

„Nein, Fritz, keinen Augenblick,“ versetzte sein Principal, und klopfte ihm sanft auf die Achsel. „Ich kenne dich besser, mein lieber Sohn. Was nun Sie angeht, meine Herren, so bitte ich Sie, lassen Sie hiemit die Sache beendet sein. Mein Verlust ist ja durch Rückgabe des Wechsels ausgeglichen, und ich fühle kein Bedürfnis, dem Diebe noch weiter nachzuforschen.“

„Schon recht, Herr,“ versetzte der Polizei-Beamte, — „aber der Fleischer Weiß wird sich schwerlich dabei beruhigen. Er muß den Schaden tragen, und wenn ihm der Betrag des Wechsels nicht ersetzt wird, wird er den Dieb so lange verfolgen, bis er ihn entdeckt hat. Kommen Sie, Herr Justizrath. Ich begleite Sie nach Ihrem Hause, wo wir noch ein Paar Worte mit einander zu reden haben.“

Die beiden Herren entfernten sich. In Dorn's Hause angekommen, fragte der Justizrath ungeduldig, was ihm der Beamte noch mitzutheilen wünsche. Es sei in der Diebstahls-Geschichte doch absolut weiter nichts zu thun, als ohne Zögern streng gegen Fritz Steinbrunn vorzugehen.

„Sie fordern mich also auf, ohne jede weitere Rücksicht den jungen Mann beim Kragen zu nehmen,“ antwortete der Beamte. „Das geht aber nicht, mein lieber Freund, denn Fritz Steinbrunn hat jenes Papier eben so wenig gestohlen, oder etwas damit zu thun gehabt, als Sie oder ich. Folgen Sie meinem Rathe, und lassen Sie Fritz in Ruhe.“

„Nein, ich bin vielmehr entschlossen, ihn bis aufs Aeußerste zu verfolgen!“ rief der Justizrath ärgerlich.

„Hören Sie mich an,“ sagte Herr Wunder in flüsterndem Tone, und schaute sich um, ob auch kein Lauscher in der Nähe wäre. „Ich bin nicht verpflichtet, Gesehwidrigkeiten zu verfolgen, wenn ich nicht amtlich oder sonstwie dazu aufgefordert werde. Herr Hallberg will, wie Sie selbst gehört haben, keinen Antrag auf Verfolgung stellen, der Fleischer Weiß wird dies aber ganz gewiß thun, um wieder zu seinem Gelde zu kommen, da er ja den Wechsel hat herausgeben müssen. Bezahlen Sie dem Manne die hundert Thaler, die er rechtlich fordern kann, und Sie werden sich eine Menge von Unannehmlichkeiten ersparen.“

„Ich? Ich soll an Weiß bezahlen?“ rief der Justizrath. „Das ist ja Steinbrunn's Sache, der das Geld in die Tasche gesteckt hat.“

„Sie sind auf ganz falscher Fährte,“ sagte Herr Wunder mit Bestimmtheit.

„Und Sie glauben auf der richtigen zu sein?“

„Ich brauche nur den Finger auszustrecken, um den Schuldigen zu bezeichnen. Und darum bitte ich vor allen Menschen in der Welt besonders Sie, den Fleischer Weiß zufrieden zu stellen.“

Der Justizrath schüttelte hartnäckig den Kopf.

„Nun denn, ich sehe schon, daß ich Ihnen reinen Wein einschenten muß,“ fuhr Herr Wunder sehr ernst fort. „Der andere Mantel, von dem heute die Rede war, gehört Ihrem älteren Sohne Anton. Ich erinnere mich genau, ihn bei einer Angelegenheit darin gesehen zu haben, die ihm grade keine Ehre macht. Sein Bruder Heinrich benutzte den Mantel, um sich unkenntlich zu machen, als er das gestohlene Papier bei dem Fleischer Weiß umwechselte. Heinrich, Ihr Sohn, ist also der Dieb, und wenn Sie mir noch nicht glauben

wollen, so fragen Sie Ihren Sohn selber. Vor Allem aber bezahlen Sie Weiß, denn sonst wird schon morgen früh die ganze traurige Geschichte an die große Glocke gehängt! Adieu!“

Der Justizrath blieb wie in eine Salzsäule verwandelt dastehen, und wußte sich vor Entsetzen und Bestürzung nicht zu fassen. So traf ihn seine Frau, welche über sein Aussehen erschrak.

„Was fehlt dir, bist du krank?“ fragte sie.

„Nein, krank nicht, aber bis zum Tode erschüttert,“ entgegnete er zitternd und wie von einem kalten Schauer geschüttelt. „Sprich nie wieder zu mir von dem Steinbrunn's! Fritz, den du gleich mir im Verdacht hattest, den Wechsel gestohlen zu haben, ist völlig unschuldig, und die Sache muß in tiefstes Schweigen begraben werden.“

Nach einigen Wochen rebete Niemand mehr von dem Wechsel. Heinrich hatte, als sein Vater deshalb in ihn drang, das Geständniß seiner schlechten Handlung ablegen müssen, und es wäre wohl Alles nachgrade in Vergessenheit gerathen, wenn nicht Heinrich selbst durch seine Unverschämtheit eine neue Katastrophe herbei geführt hätte.

Nach wie vor haßte er Fritz auf das Grimmigste und ließ keine Gelegenheit vorüber gehen, ihn zu ärgern oder sich ihm widerspenstig zu bezeigen. Eines Tages gerieth er wieder, wie schon öfter, wegen Sortirens der Handschuhe, das er sehr nachlässig besorgte, in Streit mit Fritz, der sogar in Thätlichkeit ausartete, indem Heinrich voller Wuth ihm einen so heftigen Faustschlag vor die Brust versetzte, daß Fritz mehrere Schritte weit zurücktaumelte, weil er sich eines so rohen Benehmens gar nicht versehen hatte. Unmittelbar darauf ward Heinrich von einer kräftigen Hand zur Seite geschleudert, und eine strenge Stimme fragte, was dieser Auftritt zu bedeuten habe? Hand und Stimme waren die des Fabrikherrn.

„Was soll das heißen, Heinrich Dorn?“ fragte Herr Hallberg nochmals. „Schlägerei in meinem Comptoir? Das ist ja etwas ganz Unerhörtes!“

Da Heinrich trotzig schwieg, erzählte Fritz den Hergang der Sache durchaus der Wahrheit gemäß. Herr Hallberg maß Heinrich mit einem strengen Blicke.

„Du wirst Fritz augenblicklich Abbitte leisten!“ sagte er.

„Nein, einem Menschen, der so tief unter mir steht, leiste ich keine Abbitte,“ versetzte Heinrich tödtlich. „Seine Mutter hat sich ja kaum aus dem Bettelstande heraus gerissen! Uebrigens, einmal für allemal, Herr Hallberg! Ich bin nicht hier, um mir von dem Burtschen, dem Steinbrunn, etwas befehlen zu lassen. Wenn das nicht anders wird, so muß Einer von uns die Fabrik meiden.“

„Wohl denn,“ sagte jetzt Fritz, „da es einmal so weit gekommen ist, so will ich auch reden. Herr Hallberg, die Autorität, welche Sie mir über die Arbeiter verliehen haben, wird in Gegenwart derselben gradezu lächerlich gemacht.“

„Von wem?“

„Ich bitte Sie, Heinrich Dorn darum zu befragen.“

„Hast du etwas der Art gethan, Heinrich?“ fragte diesen Herr Hallberg.

„Ja, das hab' ich!“ versetzte der junge Mensch grob. „Und ich werde es gelegentlich auch wieder thun!“

Herrn Hallberg's Augen funkelten vor Entrüstung. Er öffnete die Thür, und rief einem der Burtschen draußen zu, daß sogleich die große Glocke geläutet werde, um die Arbeiter im Comptoir zu versammeln. Neugierig und eilig kamen sie herbei. Herr Hallberg zog Fritz an seine Seite, und legte die



Hand auf seine Schulter. Mit kurzen Worten theilte er den Leuten mit, daß er Fritz unbeschränkte Vollmacht erteile, an seiner Statt in der Fabrik Befehle zu geben, und schloß seine Rede mit den Worten :

„Während meiner Abwesenheit, mag dieselbe eine Stunde, einen Tag oder noch länger dauern, vertritt Herr Steinbrunn ganz meine Stelle, und ich bitte, daß dieses niemals vergessen werde!“

Die Arbeiter brachten ein Hurrah auf ihren Herrn und Fritz aus, und begaben sich dann zufrieden wieder an ihre Geschäfte. Heinrich Dorn sah ihnen wüthend nach.

„Nun, dann ist es wohl am besten, wenn ich Ihr Geschäft verlasse, Herr Hallberg,“ sagte er trozig. „Ich bin seiner schon lange überdrüssig!“

Er riß sich die Schürze vom Leibe, schleuderte sie auf die Diele und stampfte hinaus, ohne weiter ein Wort zu sagen. Herr Hallberg sah ihm mit einem ruhigen etwas verächtlichen Lächeln nach.

„Nun, Fritz,“ sagte er dann, „diesen übermüthigen Bursch wären wir ja nun glücklich los geworden. Er hielt es immer für eine Erniedrigung, in einer Fabrik zu arbeiten,—mag er nun zusehen, ob er eine vornehmere Laufbahn einschlagen kann.“

„Glauben Sie nicht, daß er wiederkommen wird, Herr?“

„Nein, das bezweifle ich, und selbst wenn er wiederkäme, würde er meine Thür verschlossen finden.“

Fritz gab keine Antwort. Herr Hallberg hob wieder an :

„Ich muß mich nun nach Jemand umsehen, den ich einmal zum Compagnon annehmen kann. Weist du mir vielleicht Jemand zu empfehlen, Fritz?“

Fritz erröthete so dunkel, wie eine Purpurrose. Herr Hallberg aber ergriff seine Hand, und sprach in leisem, tief bewegtem Tone :

„Du weißt, wen ich meine, Fritz! Deine Treue, deine Anspruchslosigkeit und Wahrheitsliebe haben dich mir werth gemacht, wie meinen eigenen Sohn, und wenn dereinst mein Haupt im Grabe ruht, so wird der erste Fabrikant dieser Stadt Fritz Steinbrunn heißen!“

### Achtes Capitel.

#### Aufgang und Niedergang.

Tief gerührt und freudig erschüttert hatte Fritz seinen glükgen Principal verlassen. Er wußte, daß jetzt eine sonnige, Glück verheißende Zukunft vor ihm sich eröffnete, und sein Herz pochte in rascheren Schlägen, wenn er dabei seiner treuen, redlichen Mutter, des größten Schazes in seinem Dasein, gedachte.

Anders pochte das Herz des Justizraths Dorn, welcher bald nach dem Fortgange seines Sohnes zu Herrn Hallberg in das Comptoir trat. Er sah aufgeregt und erhist aus.

„Herr Hallberg, Sie haben meinen Sohn Heinrich aus der Fabrik fortgeschickt,“ polterte er heraus. „Ich finde das sehr unrecht von Ihnen.“

„Nein,“ erwiderte Herr Hallberg sehr ruhig, „ich habe ihn nicht fortgeschickt, sondern er ist aus freien Stücken und ganz von selber davon gegangen, was allerdings nicht ausschließt, daß ich ihn früher oder später doch entlassen haben würde.“

„Nicht ihn, sondern Fritz Steinbrunn müssen Sie entlassen!“ rief der Justizrath heftig.

„Wie, Fritz Steinbrunn sollte ich fortgeschicken? Eben so gut könnte ich mich selbst fortgeschicken, denn seit Jahr und Tag ist Fritz die Seele meines ganzen Geschäftes. Ohne mich könnte

es vielleicht weiter gehen, aber ich bezweifle, daß es meinen braven Fritz entbehren kann.“

„Aber mein Sohn erklärt, daß er die Fabrik nicht wieder betreten würde, so lange Steinbrunn darin bleibt.“

„Er wird sie auf keinen Fall wieder betreten,“ sagte Herr Hallberg in sehr entschiedenem Tone. „Heinrich und ich sind für immer geschiedene Leute! Solche, wie Er, kann ich nicht in meinem Geschäfte gebrauchen!“

Der Justizrath blickte düster vor sich hin.

„Sie versprochen mir doch einst, für sein Fortkommen Sorge zu tragen, sogar, ihn zu Ihrem Compagnon anzunehmen,“ sagte er.

„Nichts dergleichen habe ich versprochen,“ erwiderte der Fabrikant fest. „Wenn Heinrich sich so betragen und verhalten hätte, wie es sich geziemte, würde vielleicht eine innigere Verbindung zwischen mir und ihm haben stattfinden können. Aber daran ist schon lange nicht mehr zu denken. Heinrich war immer sich selbst das größte Hinderniß, und er ist nicht besser, wie seine Brüder, die, wie ich aus guter Quelle hörte, nichts weiter, als Spieler, Tageiebe und Verschwender sind. Heinrich's Aufführung ist eine unmoralische, öfter als einmal ist er sogar betrunken in das Comptoir gekommen, und als Arbeiter kann man ihn fast gar nicht gebrauchen wegen seines Leichtsinns und seiner Flüchtigkeit. Man kann ihm nichts Wichtiges anvertrauen!“

„Dem mag sein, wie ihm wolle,“ sagte voll tiefen Grolles der Justizrath, „daß Sie aber den bettelhaften Steinbrunn zu der Stellung erhoben haben, die eigentlich meinem Heinrich zukommt, ist und bleibt eine offenbare Ungerechtigkeit. Heinrich sagt, Sie hätten heute Ihren Arbeitern angekündigt, daß Steinbrunn nächst Ihnen hier der Herr sei. Das ist, ich wiederhole es, ungerecht!“

„Ich bin nie in meinem Leben ungerecht gegen Jemand gewesen, am wenigsten gegen Ihren Sohn,“ versetzte Herr Hallberg ruhig. „Im Gegentheil habe ich ihn, in der Hoffnung, daß er sich noch bessern könne, stets sehr nachsichtig behandelt. Selbst seinen letzten schweren Fehltritt hätte ich übersehen, wenn er nur eine Spur von Reue und Besserung gezeigt hätte.“

„Welchen Fehltritt?“ fragte der Justizrath erschrocken.

„Den Diebstahl des Wechsels! Sie wissen so gut als ich, daß Ihr Heinrich der Dieb ist, denn Wunder, der Polizeibeamte, hat es Ihnen, eben so wie mir, mitgetheilt, und Sie haben ja auch den Betrag des Papierees an den Fleischer Weiß bezahlt.“

Der Justizrath stand da, wie vernichtet.

„Sie werden ihn also nie wieder in Ihr Geschäft aufnehmen?“ fragte er kleinlaut.

„Nie!“

„Und Steinbrunn wird einst Ihr Compagnon werden?“

„Ich kenne keinen Mann von mehr Ehre und Rechtsschaffenheit, von seiner Geschäfts-Tüchtigkeit ganz abgesehen!“

Der Justizrath erhob sich stöhnend und wankte, ohne Abschied zu nehmen, davon. „Meine Söhne sind mein Fluch,“ murmelte er auf der Straße. „Wollte Gott, daß sie mir nie geboren wären!“

„Ein unheilvolles Schicksal waltet über uns,“ sagte er, zu Hause angekommen, zu seiner Gattin. „Wäre das, nicht, so könnten unsere Kinder nicht so aus der Art geschlagen sein.“

„Aus der Art geschlagen?“ wiederholte Frau Dorn gereizt. „Was meinst du damit?“

„Daß sie alle drei Taugenichtse sind, die mich durch ihre Laster und ihre Verschwendung ruinirt haben!“

„Ruinirt?“

„Ja, ruinirt! So weit ist es gekommen, daß wir bald als Bettler, mit Schande beladen, diese Stadt verlassen müssen!“

„Du übertreibst,“ sagte Frau Dorn erschrocken, — „unsere Söhne, ich gebe es zu, sind wohl ein wenig leichtsinnig und verbrauchen viel Geld, aber lasterhaft sind sie nicht!“

„Wie, ist es nur ein wenig leichtsinnig, wenn man einen Diebstahl begeht?“ fragte der Justizrath klüsternd.

„Diebstahl? Unmöglich!“

„Rein, traurige Wahrheit! Ich habe es dir, um dir nicht großen Kummer zu bereiten, bisher verhehlt, aber nun muß die Wahrheit an den Tag. Heinrich wäre von Herrn Hallberg vielleicht nicht entlassen worden, wenn er nicht damals den Wechsel gestohlen hätte. Nicht Steinbrunn, sondern Heinrich, unser Sohn, war der Dieb!“

Frau Dorn war so erschrocken, daß sie kein Wort hervorbringen konnte, und der Justizrath sprach in gedrücktem Tone weiter:

„O, ein böses Verhängniß waltet über uns Allen! Grinnerst du dich der Nacht, Frau, der letzten Nacht, die wir bei unserem Onkel, dem alten Bachmann, zubrachten? Erinnerst du dich, wie er uns beschwor, unserem Vetter Edgar Steinbrunn die Hälfte, die volle Hälfte seiner Hinterlassenschaft auszuhändigen? Ich habe es nicht vergessen und schon oft darüber nachgedacht, ob uns das Geld, das wir damals dem rechtmäßigen Erben unterschlugen, nicht lauter Unheil anstatt etwas Gutes gebracht hat?“

„Unheil? Ich verstehe dich nicht!“ sagte Frau Dorn.

„Ja, ja, Unheil,“ entgegnete der Justizrath. „Es scheint ein Fluch anstatt Segen darauf geruht zu haben. Erinnere dich nur, der alte Bachmann sagte uns, daß es uns keinen Segen bringen würde, wenn wir Edgar Steinbrunn's Antheil am Erbe für uns behielten. Erinnere dich nur, wie eifrig und nachdrücklich er dies aussprach und mehrmals wiederholte. Wir behielten das Geld für uns, und es hat uns wirklich zum Fluche gereicht. O, hätten wir die Mahnungen des Sterbenden befolgt! Aber so verlockte uns das Geld, einen großen Aufwand zu machen, und eben dieser große Aufwand ist es auch, der unsere Kinder in Grund und Boden verborben hat. Wären sie einfacher erzogen worden, so hätten sie sich schwerlich zu Trägheit und Ausschweifungen geneigt. Sie würden bei Zeiten eingesehen haben, daß man erst Geld verdienen lernen müsse, ehe man es verthun dürfe, und demzufolge würden sie ihre Kräfte zum Guten angewendet haben. Wahrlich, Frau, es würde für uns und unsere Kinder besser

gewesen sein, wenn wir in die Lage gekommen wären, mit derselben Armuth zu ringen, welche die Steinbrunn's so tapfer zu bekämpfen und zu überwinden gewußt haben. Jetzt ruhet der Fluch des Tobens auf uns, und es bleibt mir kein Zweifel mehr: wir müssen untergehen!“ —

Seine Gattin vermochte nicht zu antworten. In ihrem Innern fühlte sie das schwere Gewicht der Worte, die der Justizrath gesprochen hatte, und bis ins Herz hinein erbebt sie vor der nahenden Zukunft.

Unsere Erzählung ist hier eigentlich zu Ende, und nur wenige Worte haben wir noch hinzuzufügen.

An der Familie Dorn erfüllte sich, was der Justizrath mit ahnendem Blicke vorausgesehen hatte. Die Dorn's verarmten mehr und mehr, und verließen endlich, nachdem sie Alles, was noch ihnen gehörte, verkauft hatten, still und heimlich die Stadt, in der sie sonst eine so große Rolle gespielt hatten. Es hieß, sie seien nach Amerika ausgewandert; aber bestimmte Kunde darüber ist Niemanden zugekommen. Sie sind verschollen und vergessen.

Anders die Familie Steinbrunn.

Früh wurde Geschäfts-Theilhaber seines vormaligen Principals und bald nachher auch sein Schwiegersohn. Willy Hallberg ist sein bester Freund, Herr Hallberg sein treuer, ihn hochschätzender Vater.

Ludwig hat seine Studien mit Glanz absolvirt und bekleidet bereits einen Staats-Posten, der ihm ein reichliches Einkommen, und die sichere Aussicht gewährt, in nicht allzu fern Zukunft immer höher und höher zu steigen.

Und Frau Johanna Steinbrunn?

O! Sie ist die glücklichste Mutter, erfüllt von Dank gegen Gott, der ihr ein so treuer Beistand und Berather zu allen Zeiten, auch in den schwersten Stunden ihres Lebens, gewesen war. Wenn je einmal eine Thräne in ihrem Auge funkelt, so ist dies nicht ein Zeichen der Sorge und Kimmerniß, sondern es ist eine Freudenthäne, die aus dem Borne eines von Seligkeit erfüllten Herzens geflossen ist. . . .

Wir aber, wir wollen uns merken und es nie vergessen: daß unrecht erworbenes Gut nicht Segen bringt, sondern Verderben; daß aber redlicher Fleiß, Wahrhaftigkeit, Treue, Gewissenhaftigkeit und Geduld sichere Stützen sind, mit deren Hülfe wir das ewige Licht der Glückseligkeit sicherer zu erreichen hoffen dürfen, ohne die Hindernisse fürchten zu müssen, die uns entgegen stehen mögen in der oft rauhen und kalten Welt.

## Im Dienste des Herrn.

(128. Psalm.—Von Julius Hammer.)

Heil Jedem, der den Herrn verehrt  
Und geht auf seinen Wegen!  
Du, den der Hände Arbeit nährt,  
Heil dir, du lebst in Segen!

Im Haus, wie eine Rebe reich,  
Ist deines Weibes Leben;  
Delzweigen sind die Kinder gleich,  
Die deinen Tisch umgeben.

Sieh, so gesegnet wird der Mann,  
Der dienet Gott in Ehren;  
Mag Segen dir der Herr fortan  
Von seiner Höh' bescheren!

Dein Lebenlang schau Glück und Ruh',  
Der Stadt dem Land beschieden,  
Und deiner Kinder Kinder du,—  
O Herr, gib Heil und Frieden!



## Bilder aus dem Orient.

Von F. W. Bögelein.

## VI.

Das mächtige Gebirge, welches Vorderindien von Tibet und Centralasien scheidet, ist das nach dem Sanskrit genannte Himalaya-Gebirge (bedeutet: Aufenthalt des Schnees.) Der Himalaya birgt die höchste Erhebung der Erde in einer Massenhaftigkeit, daß, trotz der ungenügenden Durchmusterung aber annähernder Feststellung, die Thatfache constatirt ist, daß sie den Montblanc an Höhe, um mindestens 1500 Fuß übersteigt. Da die meiste Zeit sich Gemölk

großartige Sierra Nevada, im östlichen Californien, deren schöne, unentweiheten, mächtig hohen, schneebedeckten Häupter aus prächtigen Fichtenrahmen emporragen. Weiter abwärts sind sie von üppigem Gesträuch und grünem Rasen bedeckt, und endlich werden die terrassenförmigen Vorgebirge in den Thälern von der lieblichsten Blumenpracht geziert. Wenn dann auf das Ganze die goldenen Sonnenstrahlen leuchten, so gleicht es einem brillanten Riesengebäude, vor welchem wir in heiligen Betrachtungen stehen und der Thatfache gedenken, daß die-



Der Ganesa.

und Dünste über diese Riesenberge lagern, ist es für den Reisenden eine nicht leichte Sache einen klaren Blick auf diese Berge zu thun. Gelingt es ihm jedoch, so bietet sich ihm ein so großartiger und höchst imposanter Anblick, daß er sich für seine weite Reise wohl belohnt glauben darf.

Dieses Gebirge erscheint, aus großer Ferne gesehen, als eine Reihe paralleler, hinter einander aufsteigender Ketten, deren Hintergrund die glänzende Reihe der Schneegipfel bildet. Bei näherer Betrachtung werden diese durch die vorliegenden Berge dem Auge verdeckt und erscheinen ehrwürdig grau und massenhaft. Der Schnee dieser Berge liefert die Hauptmasse des Wassers einer ganzen Anzahl Flüsse in Indien, wie z. B. dem Indus, Setledsch, Brahmaputra, Ganges und Andern.

Die Gebirgszüge des Himalaya erinnern vielfach an die

selben von dem allmächtigen Schöpferwort Jehovahs ins Dasein gerufen wurden, so ahnen wir Gottes Größe und fühlen unsere Nichtigkeit. Ja auch die Riesenberge der Welt verkündigen seiner Hände Werk.

Aber ach, wie sitzen doch die orientalischen Völker, mit wenig Ausnahme, noch so tief in ihrer heidnischen Finsterniß und in den „Schatten des Todes!“ Die Millionen der Japanesen, Chinesen, Mongolen, Indier sammt den vielen Bewohnern der Inseln sind Heiden, sie beugen sich oft vor Sonne und Mond, vor Holz und Stein, ja vor Schlangen und Drachen, wie Schreiber dies schon oft mit eigenen Augen gesehen hat. Es ist dies eine ernste Thatfache, die jedes Christen Herz zum Nachdenken, ja zum Beten und Wirken für das Kommen des Reiches Gottes entflammen sollte. Erfreulich ist es auf der andern



Seite, zu wissen, daß namentlich in Indien in dieser Beziehung schon Großes geleistet wurde, und obgleich noch ungeheuer viel zu thun übrig bleibt, so ist doch schon ein herrlicher Anfang gemacht. Gegenwärtig werden in Indien mehr als hundert Tausend Kinder durch die Missionare und christliche Lehrer in der christlichen Religion unterrichtet, und von einer Anzahl Missionsgesellschaften werden tüchtige Missionare dafelbst beschäftigt. Ist einmal ein Indier lebendig zu Gott belehrt, so wird er in der Regel ein eifriger Christ; ja eigentlich ein thätiger Missionar unter seinem Volk und weiß den ausländischen Missionaren erhebliche Vorschub zu leisten. Auch dies ist ein erfreuliches Zeichen aus dem manche Christen für sich selbst lernen und ein gutes Beispiel nehmen dürfen.

Den traurigen Zustand der Indier können unsere Leser auch von den beiden ersten der diesem Artikel beigegebenen Illustrationen absehen.

Die erste zeigt einen Brahminen, wie er auf offener Straße anhält, um das Gözenbild des Ganesa, des Gottes der Weisheit, mit Del zu salben und demselben ein Blumenopfer zu bringen. Der Ganesa ist eine schauerhaft schreckliche Menschengestalt mit einem Elefantentopf. Es soll wohl der Letztere die Klugheit des Elefanten repräsentiren. Jedenfalls würde sich der Elefant nicht zu den Thorheiten des Brahminen herbeilassen.

Das andere Bild zeigt eine Gruppe indischer Frauen. Die armen Geschöpfe! Man sieht ihnen den Jammer in ihren melancholischen Gesichtszügen an. Ihr Geschäft ist schwere Sclavenarbeit für den Mann, und ihre Freude, Arme, Nase u. sich mit Ringen zu schmücken (?).

Doch in unserem dritten Bilde auf der nächsten Seite will uns aus der schwarzen Nacht des Heidenthums ein Hoffnungsstern entgegenstrahlen. Es stellt die Missionschule in Peshawur mit ihren Lehrern und Zöglingen dar. Peshawur hat ungefähr 46,000 Einwohner. Die Missionare predigen das Evangelium, wo sie Gelegenheit dazu bekommen und nebenbei leiten sie die Schule. Die Schüler sind keineswegs lauter Kinder, sondern Kinder und Greise, Groß und Klein durcheinander, von allerlei Nationen, welche freilich nicht alle die reine Absicht bei ihrem Lernen haben, um in den Wahrheiten des Evangeliums unterwiesen zu



Indische Frauen.

werden, sondern Viele, welche die Vortheile der Kenntniß des Englischen einsehen, kommen nur, um diese Sprache zu lernen. Aber dabei lernen sie zugleich auch die heilige Schrift kennen, und Viele sehen deren Erhabenheit und Werth gegenüber ihren eigenen todtten Gaukeleien des Götzendienstes ein, und werden nach und nach für Christum gewonnen.





## Die älteste Uebersetzung der Bibel ins Deutsche.

Von Ch. W. Super.

**I**nsam und von den übrigen späteren literarischen Erzeugnissen durch wenigstens drei Jahrhunderte getrennt, steht das älteste Denkmal unserer Literatur da, einer Riesenburg ähnlich, an welcher das Zwerggeschlecht späterer Jahrhunderte mit ehrerbietiger Scheu vorübergeht: die Uebersetzung der Bibel durch den gothischen Bischof Ulfilas.“ Mit diesen Worten beginnt der bekannte Wilmar seine vielgelesene Geschichte der deutschen Literatur, und auch fast alle andern Schriftsteller, welche diese Literatur Gegenstand ihres Forschens gemacht haben, treten mit demselben Werke ihre lange Reise an. Der Eine spendet dem Urheber das höchstmögliche Lob, ein Anderer schätzt sein Verdienst

Durch die ganze Geschichte der Deutschen kann man den Eigenthümlichkeiten der Stämme nachgehen, die auch bei weitem heute noch nicht verwischt sind.

Von dem Lebenslauf unseres großen Uebersetzers weiß man leider nicht viel; allein, aus der Geschichte seiner Landsleute gewinnt man wenigstens eine Vorstellung von seiner Wirkung und seinem Ansehen unter dem gothischen Volke, so wie von dem Schauplatz seiner Thätigkeit. Ulfilas wurde im Jahre 311 geboren. Seine Eltern wurden von den Gothen auf einem ihrer Streifzüge aus Cappadocien in Kleinasien als Gefangene mitgeschleppt. Wahrscheinlich waren sie als Christen von heidnischen Fängern fortgeführt. Ulfilas' Geburtsort



Missionschule zu Peshawur.

etwas geringer, doch stimmen alle darin überein, daß ein solches Unternehmen, unter solchen Umständen so erfolgreich zu Ende zu führen, nicht nur Muth und Ausdauer in hohem Maße, sondern auch außerordentliche Geisteskräfte erforderte. Die deutsche Sprache hat zwar in den fünfzehnhundert Jahren, die seit dem Zeitalter des gothischen Bischofs verflossen sind, manche Schicksale erlebt und manche Veränderungen erfahren, dennoch läßt sich die Aehnlichkeit mancher mit denen noch in Mund und Schrift gebräuchlichen Wörter deutlich erkennen. Auch wird hier die Behauptung Wilmars entschieden in Abrede gestellt, nemlich, daß die gothische die Mutter der neuhochdeutschen Sprache, die bekanntlich mit Luther beginnt, sei. Gene Uebersetzung ist in sprachlicher Hinsicht dadurch interessant, weil kein anderes so altes Denkmal von irgend einem Zweig des vielverzweigten deutschen Volkes mehr vorhanden ist.

weiß man nicht genau, doch muß er in der untern Donaugegend gewesen sein. Noch sehr jung erfreute er sich eines großen Ansehens in seiner Heimath, denn bevor er zwanzig Jahre alt war, führte er eine Schaar bekehrter Gothen zum Christenthum, die von ihren heidnischen Brüdern bebrängt waren, über die Donau herüber. Als er damals an der Spitze einer Gesandtschaft vor dem Kaiser Constantin auftrat, empfing dieser ihn ehrenvoll und nannte ihn den Mose seines Zeitalters. Er blieb eine Zeit lang in Constantinopel als Rector angestellt, und wurde dann in seinem dreißigsten Jahre zum Bischof gesalbt. Nach einem langen und thätigen Leben, das ganz dem Christenthum zu Gute kam, starb er anno 381 oder nach andern erst anno 388. Ulfilas war ein Mann von seltenem Talent. Er schrieb mehrere Abhandlungen in den drei zunächst zu nennenden Sprachen, predigte Lateinisch und Griechisch und



übersehte die ganze heil. Schrift — mit Ausnahme der vier Bücher der Könige, um nicht durch die darin enthaltenen Kriegsgeschichten den ohnehin kriegerischen Sinn seines Volkes noch mehr zu entflammen — in seine deutsche Muttersprache.

Nicht nur hatten die Gothen zu seiner Zeit keine Literatur, sie hatten nicht einmal ein vollständig ausgebildetes Alphabet, er mußte sich also mit einigen Buchstaben aus dem Griechischen ausbelfen. Wir sehen also, daß wenigstens ein deutscher Stamm mehr als tausend Jahre vor Luther die Bibel in eigener Muttersprache hatte; diese Uebersetzung blieb auch jahrhundertlang in großem Ansehen. Die Westgothen brachten sie mit nach Italien, dann nach Spanien, wo dessen Sprache noch im neunten Jahrhunderte verständlich war. Um diese Zeit verlöschte die Kunde davon ganz. Man wußte aus den Kirchenschriftstellern, daß einst ein Ulfilas gelebt hatte, und daß die Gothen eine Uebersetzung der heil. Schrift in ihrer eigenen Sprache hatten; aber weiter nichts. Ein Geograph des Namens Mercator aus Belgien gebürtig, sah diese Uebersetzung zuerst wieder im 16. Jahrhundert in der Bibliothek des Klosters Werdan in Westphalen, und theilte einiges daraus der gelehrten Welt mit. Dieser sogenannten Codex argenteus, d. h. die silberne Handschrift, ist eine auf Purpurgrund mit silbernen Buchstaben aufgetragene Uebersetzung der Evangelien; das ganze Buch ist später in massives Silber eingebunden. Einige Jahre später gerieth dieser Codex unbekannterweise in die Hände des Kaisers Rudolph, und bei der Erstürmung Prags in 1648 durch die Schweden, wurde er unter anderen literarischen Kostbarkeiten nach Stockholm weggeführt. Ein holländischer Gelehrter Namens Bossius, der eine Zeit lang im Dienste der Königin Christine von Schweden stand, erhielt von dieser Erlaubniß, sich für das, was sie ihm schuldig war, durch Bücher aus ihrer Bibliothek zu entschädigen. Unter den Büchern, die er sich aneignete, war auch der silberne Codex, der nun auf diese Weise nach Holland gebracht wurde. Einige Jahre später kaufte der schwedische Graf de la Garbin ihn wieder, und schenkte ihn der Universität zu Upsala in seinem Vaterland. Von dem Neffen des Bossius, Franciscus Junius, wurde dieser Codex zum erstenmal in Druck herausgegeben im Jahre 1665, wahrlich eine Epoche in der Geschichte der germanischen Sprachwissenschaft, sowie in der der h. Schrift. Jahrhunderte später, im Jahre 1818, entdeckte der Cardinal Mai unter den Schätzen des Klosters Bobbio in der Lombardei, die Briefe des Paulus und noch andere Bruchstücke in der Uebersetzung des Ulfilas. Wir besitzen also im Ganzen noch daraus die vier Evangelien fast vollständig, alle unbestrittenen paulinische Briefe und kleinere Stücke aus einem Psalm, aus Esra und Nehemia, und das ist auch der ganze Uebersetzungsrest der deutschen Sprache aus jener frühen Zeit.

Wenn wir diesen Artikel „die Deutschen in der Türkei“ überflogen hätten, würden wohl die meisten unserer Leser es als einen Scherz gelesen haben, und doch könnte man das mit vollem Recht thun. Die Deutschen bewohnten einst einen großen Theil des Landes, welches heute zum Türkenreich in Europa gehört. Die Geschichte, profan sowie heilig, und die Sage machen Asien zur Urheimath der heutigen Bevölkerung Europas. Eine nach der anderen strömten, die Völkerschaften aus diesem Bienenkorb der Nationen gen Westen, und zerstreuten sich auf europäischem Boden. Sie und da setzte sich eine Völkerschaft auf längere oder kürzere Zeit fest, verließ dann ihre neubesetzte Heimath, entweder verdrängt durch frischere Ankömmlinge oder verlockt von der Aussicht auf reiche Beute irgend wo sonst, so daß wir dieselben Namen in vielen

Gegenden von mittel, west und süd Europa im Verlauf der Zeiten treffen. Nicht nur im heutigen Deutschland, sondern auch in der Türkei, in Italien, in Frankreich und in Spanien regierten deutsche Fürsten über deutsche Unterthanen.

Die Vandalen finden wir zuerst in der Laufsig, als sie im zweiten Jahrhundert in der Geschichte auftraten; hundert Jahre später trafen sie in den Grenzländern zwischen Oestreich und der Türkei, hier wurden sie zum Christenthum bekehrt, wurden aber später aus diesen Wohnplätzen verdrängt und wanderten gegen Westen, nachdem sie die Gegend um Straburg verwüstet, zogen sie einige Jahre nachher durch Frankreich, dann über die Pyrenäen und gründeten ein Reich in Spanien, dessen Andenten noch heute in dem Namen der Provinz Andalusien aufbewahrt ist. Die herrlichste Landschaft in der spanischen Halbinsel, vielleicht in ganz Südeuropa, war einst von einem deutschen Volke bewohnt, aus dem vielleicht schon seit Jahrhunderten kein einziger Sprößling mehr darin zu finden gewesen wäre. Auch hier verhielten sie sich nicht lange still. Bald verbündeten sie sich mit den Mauren und machten Eroberungszüge ins nördliche Afrika. Bis zum Jahre 440 hatte ihr König nicht nur das ganze römische Afrika erobert, die Stadt Carthago genommen, sondern sein Reich über alle westlich von Italien im Mittelmeere liegenden Inseln ausgedehnt. Wahrlich eine merkwürdige Laufbahn, dennoch ist kein Theil der älteren Geschichte von gleichzeitigen Urkunden besser beglaubigt. Verfolgen wir nun die Geschichte der Gothen, ein den Vandalen verwandtes Volk, das uns eigentlich hier am nächsten angeht. In frühen Zeiten auch aus Asien verdrängt oder freiwillig ihre Urheimath verlassend, gingen sie vermuthlich zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere hindurch, über das heutige Rußland gegen Nordwesten, und so finden wir sie im ersten christlichen Jahrhundert in der Gegend um die Ostsee und zu beiden Seiten der Weichsel. Vor dem Ende des zweiten Jahrhunderts stehen sie als mächtiges Volk am schwarzen Meere und der unteren Donau.

Um 245 nahmen sie Besitz von der römischen Provinz im heutigen Oestreich, welche die Vandalen früher inne hatten. Einige Jahre später vernichteten sie das ganze römische Heer bei Verbe und ergossen sich plündernd über ganz Macedonien bis zu den Grenzen Griechenlands. Jahr über Jahr finden wir sie auf Raubzügen in fast allen Richtungen. In einem, den sie mit 500 Schiffen unternahmen, landeten sie in Athen, plünderten die griechische Halbinsel ganz aus, sowie mehrere Inseln des ägäischen Meeres. Noch verheerender war ein dritter Zug, den sie 269 unternahmen der kleinasiatischen Küste entlang, auf dem sie auch Kreta und Cypren nicht schonten. Nachdem sie Athen, den Hauptsitz altgriechischer Bildung, erobert hatten und im Begriff waren die ungeheuren Bücher, die sie daselbst fanden, zu verbrennen, gab ihnen ein alter Gothe den Rath, den Griechen diese Bücher zu lassen, denn so lange sie emsig die Feder führten, würden sie nicht das Schwert zu führen verstehen. Auf diesem Zuge verbrannten sie auch den weltberühmten Tempel zu Ephesus (Apostelgeschichte XVIII. XIX) der zu den sieben Wunderwerken der alten Welt gerechnet wurde; doch konnten sie ihre Heimath nicht wieder erreichen, und wurden vom römischen Kaiser Claudius völlig aufgerieben. Er rühmte sich 320,000 getödtet und 2,000 ihrer Schiffe versenkt zu haben, die Donau soll mit gothischen Schilben, alle Straßen mit gothischen Leichen und Waffen bedeckt gewesen sein. 270 besiegte der Kaiser Aurelian sie wieder in einer großen Schlacht in Ungern. Da nun aber ihre Geschichte wie ein Strom läuft, der bald hier bald dort austritt und



sich in viele Arme vertheilt, müssen wir uns auf das Wesentliche beschränken, besonders da uns hier nur eigentlich die Westgothen, eine der zwei Hauptabtheilungen, in die sie sich spalten, angehen.

Nach solchen Niederlagen verhielten sie sich gegen fünfzig Jahre ruhig in der Heimath; allein, so bald sie sich stark genug fühlten, jannnen sie wieder auf neue Unternehmungen, und 322 lieferte der Kaiser Constantin ihnen eine Schlacht in der ihr König blieb. Doch wurden sie wenig geschwächt, denn bald nachher hatte die gothische Macht unter ihrem König Hermanrich ihren Glanzpunkt erreicht, sein Reich erstreckte sich vom schwarzen Meere, auch über viele nichtgothischen Völkerschaften, bis zur Ostsee. Viele Gothen gelangten zu Ehrenstellen in dem weströmischen Reich, dessen Hauptstadt kurz vorher Constantinopel geworden war, und den Kern der kaiserlichen Armee bildete ein Söldnerheer von 40,000 Gothen. Um diese Zeit traten sie zahlreich zum Christenthum über. Unter den vielen Gefangenen, die sie in das Innere ihres Landes geschleppt hatten, waren nicht wenige Christen, und da sie ihren Herren an Bildung überlegen waren, mußte ihr Einfluß der Lehre des Erlösers zu Gute kommen. Die Gothen in den römischen Heeren wurden auch zum größtentheil Christen. Wir stehen nun in der Lebenszeit des Ulfilas. Schon 325 finden wir einen Bischof der Gothen Namens Theophilus erwähnt. Unter Hermanrich erhielt Athanarich, sein Mitregent, die Oberherrschaft über die Westgothen; ihm hingen alle heidnischen Gothen an, und er verfolgte eine Zeit lang seine christlich gewordenen Landsleute mit fanatischem Eifer. Diese Christen hielten sich zu den Herzogen Fridigern und Olaf, bei denen Ulfilas großen Einfluß hatte. Wie ein Gewitter brach ein zahlreicher Schwarm Hunnen von Asien in Europa ein; die Gothen mußten gegen Westen weichen. Diese sandten nun ihren Bischof Ulfilas, d. h. Wölfflein, mit einer Gesandtschaft an den römischen Kaiser Valens, ihn um Land jenseits der Donau zu bitten. Dieser gab den Gothen die Erlaubniß sich in seinem Reich niederzulassen, vielleicht weil eine gewaltthätige Abwehr unmöglich schien. Bald schienen die römischen Beamten es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, es den neuen Ankömmlingen so beschwerlich als möglich zu machen, und diese, auf jedwede Weise betrogen, nahmen eine feindliche Stellung vor der Stadt Marionöpel; es kam aber dieses Mal zu keinem Treffen. Die Römer bereuten ein so mächtiges Volk in ihr Gebiet gelassen zu haben, und so bald es thunlich schien, zog der römische Stadthalter ihnen mit Kriegsmacht entgegen, lieferte eine Schlacht, in welcher er besiegt wurde. Daß so viele Gothen in seinem Heere waren, trug zu seiner Niederlage bei;

auch hatte er nicht auf den Ulfilas gehört, der beständig zum Frieden mahnte. Nun waren die Gothen Herren im Lande. Die Vergleute im Hämus und andere von Lasten schwer gedrückte römische Unterthanen schlossen sich den Gothen an, wurden ihre Wegweiser und zeigten ihnen verborgene Schätze und Lebensmittel. Der Kaiser Valens sah sich genöthigt selbst das Feld gegen sie zu nehmen. Bei Adrianopel, 24 deutsche Meilen nordöstlich von Constantinopel, bot er den Westgothen die Schlacht. „Hier, in dieser großen Schlacht, trat greifbar zu Tage, wie das römische Reich durch Aufnahme von hunderttausenden deutscher Ansiedler in seinen Provinzen seit mehr als einem Jahrhundert, und durch Insolidnahme so vieler deutscher Schaaren, und ihre Einreihung in die römischen Legionen, durch eine Kriegführung mit fremden Kräften, das eigene staatliche Leben untergraben hatte; die gebornen Römer waren dadurch unkriegstüchtig geworden; die deutschen Truppen unter römischer Fahne, also die besten Truppen, vereinigten sich in dieser Schlacht zwischen deutscher und römischer Nationalität, mit ihren Landsleuten den Westgothen.“ Ihre erste große Niederlage brachte der Karthager Hannibal den Römern in Italien bei, ihre zweite und wenig bedeutendere, erlitten sie fast 600 Jahre später durch einen deutschen Stamm in der heutigen Türkei; von jener erholten sie sich bald wieder, von dieser eigentlich nie. Der Kaiser selbst verlor das Leben und zwei Drittheile seines Heeres lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfeld. Dieser Entscheidungstag war der 9. August anno 378.

Unter Valens Nachfolger, dem großen Theodosius, wurde der deutsche Einfluß immer mächtiger bei Hofe. Der vorhin erwähnte König Athanarich, lange ein bitterer Feind des Christenthums, wurde noch in hohem Alter von Ulfilas zu dieser Lehre bekehrt, und später von Theodosius in Constantinopel aufs ehrenvollste empfangen. Als er nun gestorben war, wurde er vom Kaiser und Hof in königlicher Pracht zum Grabe begleitet. Um diese Zeit berichten die römischen Schriftsteller selbst, seien die Deutschen als die Männer im römischen Reich zu betrachten gewesen, die Römer nur als die Weiber. In allem wurde ihnen nachgeahmt. „Wer vornehm sein wollte, trug blonde Perrücken, und der römische Senat verschmähte nicht in gothischem Pelze zu prangen.“ Gothische Helden erfochten dem Kaiser seine glänzendsten Siege. Unter der Führung des trefflichen Ulfilas breitete sich das Christenthum immer mehr aus und schlug immer tiefere Wurzeln. Doch da die Gothen bald nachher ihre Wohnsitze im oströmischen Reich wieder verließen, hat ihre Geschichte für uns hier kein weiteres Interesse.

## Der Triumphbogen des Titus.

**D**as alte Rom, die ungeheure Trümmerstadt des alten kaiserlichen Roms, ist reicher an historischen Denkmälern als irgend eine andere Stadt. Es liegt neben und zum Theil noch unaufgegraben unter dem als Hauptstadt der katholischen Christenheit und als erste Kunststadt berühmten gegenwärtigen Rom. Die wichtigsten Reste des alten Roms sind der Pons Aelius (jetzt Engelsbrücke), die Wasserleitungen, das Pantheon des Agrippa (jetzt Kirche Rotonda), der gleichfalls in eine Kirche verwandelte Vestatempel und viele andere Tempelruinen, ferner das Colosseum, das ungeheure Amphitheater Vespasians, die Ruinen von dem Marcel-

lustheater des Augustus und die Termen des Titus und Caracalla, das Forum Romanum, sowie die Triumphbogen des Titus, des Constantin und des Sever.

Der Triumphbogen des Titus erhebt sich am Ende der Via sacra, zwischen dem Colosseum und den Kaiserpalästen, eine Reliquie, nicht minder als geschichtliches, wie als Kunstdenkmal bedeutend und bewundernswerth.

Es ist bekannt, daß nach dem Tode des Herodes Agrippa I. das jüdische Reich wieder unter römische Verwaltung kam. Der harte Druck, Hungersnoth, Religions- und Bürgerkrieg hatten das Land in die schrecklichste Lage gebracht und das



Volk, in Hoffnung eines neuen Messias, war den Römern feindlich gegenüber getreten. Cestius, Gallus, der Statthalter Syriens, war endlich mit einem Heere erschienen, aber mit einem Verlust von sechstausend Mann bei Jerusalem geschlagen worden. Nun sandte Kaiser Nero den Feldherrn Vespasian, dem noch sein Sohn Titus zwei Legionen aus Egypten zuführte. Die Juden fichten mit dem Muth der Verzweiflung, aber Galiläa und fast alle festen Plätze bis auf Jerusalem gingen verloren, obgleich durch den Tod Neros der Fortgang des Krieges gehemmt worden war.

Als aber im Jahre 69 Vespasian selbst von den Legionen zum Kaiser ausgerufen wurde, überließ dieser die Beendigung

nun wurde Jerusalem dem Erdboden gleich gemacht. Eine Million Juden war in diesem Kriege gefallen.

Auf Kaiser Vespasian folgte Titus in der Regierung und ihm wurde als Denkmal des welthistorischen Sieges über die Israeliten und der Zerstörung Jerusalems der erwähnte Triumphbogen, laut Inschrift an der Attika desselben von Senat und Volk dem schon Vergöttlichten (Divus), also wohl im Todesjahr des Kaisers (81 n. Chr.), errichtet.

Der 15½ Meter hohe, 13½ Meter breite, und gegen 5 Meter tiefe Triumphbogen zeichnet sich durch seine edle Einfachheit aus. Leider ist von dem ursprünglichen Bau nur der mittlere Theil vorhanden, das übrige aber moderne Ergänzung.



des Krieges seinem Sohne Titus. In Jerusalem bekriegten sich verschiedene jüdische Parteien und selbst im Heiligthum floß Blut in Strömen. Beim Angriff des Titus vereinigten sich zwar die Juden, gleichwohl nahmen die Römer Bezeetha, die nördliche Stadt mit der äußern Mauer, im Sturm, wurden aber wieder zurückgeschlagen. Jetzt beschloß Titus die Aus Hungerrung der wegen des Festes gerade ungemein überfüllten Stadt. Sechshunderttausend Menschen sollen in Jerusalem an Hunger und Seuchen zu Grunde gegangen sein; man begrub nicht mehr, sondern warf die Leichen über die Mauer. Endlich im Juni 70 fiel die Burg Antonia und mit ihr die zweite Mauer, am 10. August fiel auch der Tempel und wurde, wie gern ihn Titus auch gerettet hätte, ein Opfer der Flammen. Alles floß in die feste obere Stadt, aber der September sah auch diese mit ihren Verteidigern fallen und

Im Mittelalter hatte das Monument den Frangipiani zur Befestigung gedient; als man nun 1822 die Seitenmauer entfernte und der den Einsturz drohende Bogen wieder neu zusammengesetzt werden mußte, blieb nur der mittlere Theil in seiner antiken Ursprünglichkeit, die Einfassung dagegen wurde in Travertin ausgeführt, während der Originalbogen ganz mit pentelischem Marmor bekleidet war. Die innern Säulen haben sich erhalten, die äußern sind neu und nicht kannelirt. Zwischen den Säulen befinden sich fensterähnliche Vertiefungen. Die Bogenwinkel enthalten Victorien in Relief in schönster Ausführung. Die feinen Formen und die Leichtigkeit der Bewegung zeigen uns den Höhepunkt römischer Kunst. Auf der Rückseite sieht man die Roma und eine Fortuna mit dem Füllhorn.

Die edle Einfachheit des Denkmals zeigt sich auch darin,



daß die Hauptreliefs die Innenwände des Durchgangs schmücken und an den Außenseiten nur Fries und Bogenschlüssel plastisch verziert sind. Diese Relief des Durchgangs gehören zu den vollendetsten Werken der römischen Kunst. Sie stellen den Triumph des Titus nach der Einnahme und Zerstörung Jerusalems dar.

Das nördliche Relief zeigt den Kaiser von der Victoria bekrönt auf der Triumphalquadriga, deren Rosse die Göttin Roma geleitet, von zwölf Kistoren und von Bürgern im Kriegs- und Friedensgewande, mit Kränzen und Zweigen von Lorbeer umgeben. So weit die Verstimmlung erkennen läßt, sind die Pferde von hervorragender Schönheit; ihr ungebulbig langsamer Schritt, der feinmodellirte Kumpf wie der gedrungene Hals athmen Leben und Bewegung. Die noch sichtbaren Köpfe der Umgebung sind Ideale wie die ganzen Gestalten. Der Imperator ist wenig erkennbar, besser die Victoria, die ihm den Kranz über das Haupt hält, und die Roma, welche die Zügel führt.

Von noch größerem Interesse ist das gegenüberstehende Relief, das den wichtigsten Theil des Triumphzugs über Israel, den Aufzug der jüdischen Gefangenen darstellt. Mit der Beute

aus dem Tempel von Jerusalem, dem Schaubrotisch und dem siebenarmigen Leuchter beladen, und von Kriegern im Friedensgewande mit Feldzeichen und Zweigen in den Händen begleitet, tritt der Zug in einen perspektivisch dargestellten Triumphbogen ein. Diese Gegenstände sind eine Abbildung der damals im Tempel der Pax aufgestellten Beutestücke. Die Composition und Ausführung, die Schönheit der Gestalten, des abwechselnden Ausdrucks der Bewegung und des Gewänderfalles ist von hoher Vollendung.

„Kriegsbeute aller Art,“ sagt Josephus, „ward haufenweise getragen, doch alles mußte erbleichen vor den Tempelgefäßen von Jerusalem.“

Im früheren Mittelalter hatte der Bogen den Namen: „ad septem lucernas“ zu dem siebenarmigen Leuchter geführt. Noch heute geht kein Israelite durch dieses Triumphthor. Die Inschrift, deren Buchstaben, wie man noch aus den Nietlöchern sieht, mit Metall ausgelegt waren, lautet:

SENATUS  
POPULUSQUE ROMANUS  
VIRO TITO DIVI VESPASIANI F.  
VESPASIANO AUGUSTO.

## Die Entdeckung des Niagara.

Unter den ersten Missionaren, die zur Bekehrung der Indianer aus England abgesendet worden waren, befand sich Joseph Price, ein junger Mann, der den Auftrag erhalten hatte, tiefer, als es bis dahin geschehen war, in die ungeheuren Urwälder einzudringen, die das amerikanische Festland gegen Norden bedeckten. Auf dieser gefährvollen Unternehmung wurde er von Henry Wilmington begleitet, der, von gleichem Glaubenseifer getrieben, freiwillig sich ihm angeschlossen hatte. Beide waren zu Boston gelandet, das damals noch eine kleine, aber gedeihlich heranwachsende Stadt war. Hier trafen sie die nöthigen Vorbereitungen zu ihrer Reise und suchten sich von den Mühseligkeiten einer dreizehnwöchentlichen Ueberfahrt zu erholen; denn so lange brauchte man damals gewöhnlich, um von Plymouth aus den atlantischen Ocean zu durchschneiden.

Es war einen Monat nach ihrer Ankunft in Boston, in den letzten Tagen des Mai's, als sie den Einwohnern von Boston, die sie gastfreundlich aufgenommen hatten, Lebewohl sagten, und von den Glückwünschen Aller begleitet, ihren Weg nach den nie betretenen Wäldern einschlugen. Von ihrem Kompaß geleitet, setzten sie viele Tage ihre Wanderschaft fort, bis sie die Ufer eines großen reißenden Stromes erreichten, über den sie vergeblich zu setzen versuchten, so daß sie endlich wegen seiner Breite und Schnelligkeit die Hoffnung aufgeben mußten, ihn zu durchschwimmen. Nachdem sie allerlei Versuche angestellt hatten, die sie aber alle unausführbar fanden, beschloßen sie endlich, ihr Glück auf einem der vielen umgestürzten Bäume zu versuchen, die längs dem Ufer im Wasser lagen. Hierzu wählten sie einen, dessen Aeste dergestalt ausgebreitet waren, daß er nicht umschlagen konnte; kletterten dann Zweige dazwischen, so daß es eine Art von kleinem Korb gab, worauf sie endlich, nachdem sie sorgfältig Waffen und Schießbedarf gegen Rässe verwahrt, mit starken Baumstangen versehen, sich einschifften. Allgemach brachten sie den Baum vom Ufer in's Wasser, und behielten sich dabei so lange mit ihren Stangen, als sie Grund fanden; endlich mußten sie es dem

guten Glücke überlassen, sie an's jenseitige Ufer zu bringen. Nach vieler Anstrengung erreichten sie endlich das Ufer, nahmen ihre Waffen zu sich und setzten getrosten Muthes ihre Reise fort.

Eine Woche später ungefähr erreichten sie eine Bergkette, an deren Fuß sie ihr Nachtlager aufschlugen, mit dem Entschluß, am folgenden Tage die steilen und sandigen Abhänge derselben zu ersteigen, was ihnen aber nur gelang, indem sie sich an den Wurzeln und Zweigen der Bäume hinaufzogen; wobei sie oft genug Gefahr liefen, in die unter ihnen gähnennden Abgründe hinabzustürzen. Wilmington hatte an einer besonders gefährlichen Stelle einen morschen Baumzweig gefaßt, der ihm in der Hand zerbrach, so daß er bis an den Rand einer tiefen Schlucht hinabstürzte, wo es ihm kaum noch gelang, sich an einem Busche festzuklammern. So kletterten sie mit der größten Anstrengung und Gefahr den ganzen Tag fort, bis sie gegen Abend einen kleinen Vorsprung erreichten, auf dem sie die Nacht zuzubringen beschloßen. Gegen Mittag des folgenden Tages erreichten sie den Rücken des Gebirges, und um einen Ueberblick des umliegenden Landes zu gewinnen, erstiegen sie noch, nicht ohne große Schwierigkeit, einen kahlen Felsen, der hoch über die andern Berggipfel hinausragte und den sie erklimmen mußten, da die hohen Bäume ihnen jede Umsicht verdeckten. Nachdem sie die Spitze desselben erreicht hatten, späheten ihre Augen neugierig weit umher in der Gegend, um zu sehen, ob nicht irgendwo eine Spur von den großen Seen zu erblicken sei, von denen die Indianer so viel zu sagen wußten. Allein sorgenvoll begegneten sich die Blicke der beiden Wanderer, als sie, so weit das Auge reichte, nichts als unermeßliche Waldungen gewahrten. In diesen furchtbaren Wildnissen vernahmen sie nichts als zuweilen hoch über ihnen das heisere Geschrei der Geier, die ihre Beute verfolgten, und tief unten das Gurren der Waldbaue oder das Hämmern des Baumspechtes. Bitter getäuscht in ihren sehnlichsten Erwartungen, stiegen sie in kummervollem Schweigen die andere Seite des Gebirges hinab; aber ungeachtet der äußersten Anstrengung konnten sie

doch nicht den Fuß derselben noch an dem nemlichen Tag erreichen, und sahen, von der Nacht überrascht, sich genöthigt, einen Ort aufzusuchen, wo sie sicher übernachten konnten. Früh am Morgen brachen sie wieder auf, und setzten ihren Weg die Abhänge des Berges hinab fort, bis sie endlich am Fuß angelangt, die furchtbaren Schwierigkeiten überwunden hatten, die ihnen diese Bergkette entgegenstellte.

Noch manchen Tag setzten die beiden Missionare ihre abenteuerliche Wanderung durch endlose Waldungen fort, ohne in dieser grauenvollen Einsamkeit auf ein menschliches Wesen zu stoßen; als sie eines Abends in einer lichten Waldstelle einige Indianer trafen, die Anfangs nicht wenig erstaunt waren, Menschen von so ganz verschiedener Farbe und nur mit so glatt geschliffenen Stöcken bewaffnet zu sehen, wofür sie die Gewehre der Missionare hielten; endlich aber näherten sie sich und rebeten die Fremden in einer wohlklingenden, aber unverständlichen Sprache an. Doch wurden sie von den Indianern gut behandelt und sie hielten sich einige Zeit bei ihnen auf. Dann aber machte Price den Vorschlag nach der Richtung der großen Binnenseen aufzubrechen.

Wilmington stimmte ihm hierin vollkommen bei, und nachdem sie den Indianerhäuptling, dessen Name Majuf war, von ihrer Absicht in Kenntniß gesetzt hatten, so bedeutete er ihnen, daß der Fluß, der bei ihnen vorbeifürme, zu einem unermesslichen Wasserbecken führe, das, wie man dasür halte, durch viele große Ströme, die in dasselbe einmündeten, gefüllt werde; allein nur noch Wenige seines Stammes hätten die Ufer jenes See's auf eine weiter ausgebehnte Strecke in der Runde befahren. Es befand sich aber unter diesen Indianern ein alter Mann, der in seiner Jugend es gewagt hatte, viele Sonnen nach einander auf seinem Kanoe den See entlang zu schiffen, und die Nachricht mit nach Hause brachte, ein ungeheurer Strom münde darein, an dessen Ufern er, um zu jagen, ausgestiegen sei. Da habe er ein furchtbares Gebrüll, wahrscheinlich von Wassern, vernommen, dem er durch die Wälder einige Meilen weit entgegengegangen, wo er endlich den Strom so reißend gefunden, daß kein Boot ihn aufwärts zu befahren im Stande sei. Ob dem furchtbaren Getöse habe ihn aber nun ein Grauen befallen, und eilig sei er wieder zurückgegangen, worauf er sich sogleich zur Heimfahrt angeschickt. Indeß war er der Einzige des Stammes, der so weit sich hinweggewagt, und aus seinem Berichte schlossen die Eingebornen, daß dieser große Strom die Quelle jenes See's sein müsse.

Auf diese Nachricht baten die Missionare den Häuptling, er möchte einigen von seinen Indianern erlauben, sie den Fluß abwärts nach dem See zu begleiten, um zu untersuchen, woher das Getöse komme, das den alten Indianer erschreckt hatte. Majuf bot zuerst Alles auf, um ihnen ihr Vorhaben auszuweisen; als er sie aber unerschütterlich in ihrem Entschlusse fand, so erklärte er, er werde sie selbst auf dieser Fahrt begleiten. Es wurde nun ausgemacht, daß man die folgende Woche die Reise antreten wolle; allein noch ehe die bestimmte Zeit herangekommen war, ereignete sich ein Vorfall, der ihre Abreise weit hinausgeschob. Als sie eines Morgens aufstanden, bemerkten sie, daß große Wolken Rauches über ihren Häuptern hinwirbelten, die die Luft mit einer furchtbar drückenden Hitze füllten. Die Indianer sagten, es sei ein Waldbrand ausgebrochen, und da ein starker Wind sich zu erheben begann, so fiel rings umher ein heißer Aschenregen. Anfangs suchten sie gegen ihn Schutz in ihren Wigwams, allein die Luft wurde so unerträglich heiß, daß sie erstickt zu werden Gefahr liefen. Majuf gab ihnen den Rath, sich in den Oneida zu flüchten,

und nun stürzte sich Alles bis an den Hals ins Wasser, aus dem sie nur den Kopf hervorragen ließen; und auch so waren sie oft genug genöthigt, ganz unterzutauchen. Viele Stunden mußte man in dieser Lage zubringen, während das Wasser von der vielen gefallenen Asche schwarz gefärbt wurde. Endlich schlug zu ihrer großen Freude der Wind um und befreite sie von der furchtbaren Gefahr, indem er die Flammen nach einer entgegengesetzten Richtung fortrieb. Indeß konnten sie noch immer nicht den Fluß verlassen, da der Boden weit umher mit glühender Asche bedeckt war. Als sie endlich wieder ans Land gehen durften, fanden sie zu ihrem großen Kummer das Dorf an vielen Stellen in Brand, und es dauerte geraume Zeit, bevor sie der zerstörenden Flamme Einhalt thun konnten.

Nachdem der Schaden wieder ausgebeßert war, trat man endlich die langersehnte Reise an. Mehrere Tage schon waren sie den Strom hinabgefahren, als sie an einem schönen heitern Abend von dem Anblick des Ontariosee's in Entzücken versetzt wurden. So weit ihr Auge reichte, gewahrte es Nichts als Wasser, das uferlos zu sein schien, und nicht von dem leisesten Lütchen bewegt, seine spiegelglatte Fläche vor ihnen ausbreitete. Nun führen sie am Saume des Ufers hin, um eine Stelle zu suchen, wo sie ihre Kanoes die Nacht über sicher anlegen konnten, und bald fanden sie auch unter den vielen Einschnitten des Gestades eine vorzüglich wohl gelegene Bucht. Mit Sonnenaufgang setzten sie ihre abenteuerliche Fahrt weiter fort. Als sie längs dem Gestade hinfuhren, sahen sie hier und dort aus dem Dickicht, das die Ufer begrenzte, Wild hervorlugen, an andern Stellen es über die Bäche und Flüsse schwimmen, die von verschiedenen Seiten her in den See einmündeten. Die Reisenden aber waren zu sehr in den Anblick der wunderbaren Landschaft verfunken, die sich vor ihnen aufschloß, als daß sie das muntere Spiel der arglosen Thiere durch eine Jagd auf sie hätten unterbrechen sollen; dies thaten sie nur, wenn die Noth sie dazu trieb. So fuhren sie wieder mehrere Tage fort, ohne auf irgend etwas zu stoßen, das die Nähe des von dem alten Indianer bezeichneten furchtbaren Stromes andeuten schien. Endlich, nachdem sie an einem nebligen Morgen mehrere Meilen zurückgelegt und die Sonne Kraft genug gewonnen hatte, die dichten Nebel zu zerstreuen, sahen sie sich gegen Mittag, wo der Himmel sich ganz aufgehellt hatte, zu ihrer größten Freude an der Mündung eines großen Stromes, der mit reißender Schnelligkeit sich in den See ergoß. Da dies so ziemlich mit den Angaben des alten Indianers übereinstimmte, so beschloß man, diesen Strom aufwärts zu fahren; hatte aber nur erst eine kleine Strecke zurückgelegt, als die Strömung so heftig wurde, daß man aussteigen und die Reise am Rande des hohen jähren Ufers zu Fuß weiter fortsetzen mußte.

Nachdem man so immer am tief abschüssigen Ufer fort den Weg genommen hatte, schlug endlich Price vor, daß Einer von ihnen einen Baum ersteigen sollte, um den Fluß aufwärts mit den Augen zu verfolgen und zu sehen, woher das Getöse entstehe, das sie von Zeit zu Zeit zu vernehmen meinten. Majuf befaß sofort einem der Indianer, eine hohe Fichte zu erklettern, die einzeln am Ufer stand. Kaum hatte dieser den Baum ersteigen, als er einen Schrei der Verwunderung ausstieß und schnell wieder herab glitt, wo er dann seinen Gefährten berichtete, er habe unermessliche Wolken von Flugwasser hoch über die Bäume hinaus aufsteigen sehen, aber nicht wahrnehmen können, von wo sie ausgingen. Durch diesen Bericht ermutigt, nahmen sie, ermüdet durch den höchst beschwerlichen Weg, einige Erfrischungen zu sich und eilten dann immer am Rande des



Ufers hin, dem Donnergetöse entgegen, das immer furchtbarer wurde und ihnen bei der pfeilschnellen Geschwindigkeit des Stromlaufes die Nähe eines wüthenden Wassersturzes verkündigte. Plötzlich traten sie aus dem dichten Gebüsch hervor und standen am Saum eines kahlen Felsens, der über einen unabsehbaren Abgrund hing, in den sich zwei Ströme und ein gewaltiger Fluß mit einem Getümmel von Donnern hinabstürzte, das die Ausrufe ihres Erstaunens über-täubte und stärker als die brüllende See im furchtbarsten Sturme an ihre Ohren schmetterte. Entsetzt prallten sie zurück von der gähnenden Tiefe, in die ein Schritt weiter sie hinabgestürzt haben würde, und sprachlos vor Staunen und betäubt von dieser ungeheuren Erscheinung, starrten sie lange in den brüllenden und schäumenden Wassersturz. Der Strom flog eine Strecke weit oberhalb seines Absturzes mit pfeilschneller Geschwindigkeit dahin; dicht am Abgrunde floß er an einigen Stellen ganz langsam; andere Stellen dagegen waren ganz weiß von Schaum. Während Aller Augen wie von einem Zauber festgebann, an diesen todbenden, durcheinander kochenden, und in Wolken von Schaum und Staubregen fortgeschleuderten Wassermassen hingen, lenkte ein lauter Schrei Majus ihren Blick nach einem großen Hirsch, der vergebens gegen den reißenden Zug der Gewässer

ankämpfte, der ihn mit unwiderstehlicher Gewalt dem Abgrund zuschleuderte. Sie sahen seine fruchtlosen Anstrengungen, das Ufer zu erreichen, und als er in die trügerische Stelle getrieben wurde, wo das Wasser langsamer floß, als zögerte es noch einen Augenblick, in die furchtbare Tiefe hinabzustürzen, schien das Thier mit weit aufgerissenen Klüften und vorgestrecktem Halse, von Verzweiflung ergriffen, zu schreien; allein das Gebrüll der Katarakte erstickte seine Stimme, und gleich darauf war es in den kochenden Wasserkessel hinabgestürzt.

Es ist wahrscheinlich, daß Andere von Duebel aus früher schon diese furchtbaren Wasserstürze erreichten; aber Price und seine Gefährten hielten dafür, daß sie die Ersten seien, die bis dahin vorgebrungen; und als sie wieder in das Indianerdorf zurückkehrten, schien die Beschreibung der unvergleichlich großartigen Katarakte, denen Majus den Namen Niagara, oder die donnernden Wasser gab, Allen unglaublich. Doch die Wildniß ist jetzt aus dem Bereiche dieser Scene verdrängt, und Handel und reges Leben hat sich mitten unter dieser gewaltigen Naturerscheinung niedergelassen, deren einfache Erhabenheit ein Schauspiel bietet, dessen Gleichen auf der Erde nicht zu finden ist.

## Sonntagsschul - Artikel.

### Die Frucht.

Was können die Eltern dazu beitragen, daß der Segen der Sonntagsschule an ihren Kindern die möglichst reichen Früchte trage?

Unter allen Gütern, die Gott den Eltern schenken kann, sind, außer denen des Heils, die Kinder die bedeutendsten und herrlichsten. Weit über der Verwaltung der werthvollsten irdischen Güter steht die Pflege und Erziehung der Kinder. Die gewissenhafteste Verwaltung des irdischen Guts kann nie den Segen ernten, wie die Erziehung der Kinder in der Zucht und Ermahnung zum Herrn. Welch ein ergiebiges Feld die Herzen der Kinder sind, und welch eine lohnende Arbeit die geistige und geistliche Arbeit an denselben ist, hat die Kirche nie besser begriffen, als in diesem Jahrhundert. Sie sammelt und unterrichtet die (Lämmer) Kinder in der S. Schule.

Daß manche Eltern eine gleichgültige Haltung, vielleicht gar eine absprechende Stellung einnehmen, ist leider eine noch da und dort vorkommende, traurige Erscheinung. Andern, die den Werth der S. S. erkennen, fehlt es oft entweder an Erkenntniß oder Geschick, ihre Kinder, bezüglich der S. S., vortheilhaft zu beeinflussen und anzuleiten.

Hierinnen etliche Rathschläge zu geben, stelle ich mir zur Aufgabe. — Damit der Segen der S. S. die möglichst reichen Früchte trage, ist u. A. Folgendes erforderlich:

1. Eine consequente Erziehung. Die Kinder, die launenhaft erzogen werden, werden selbst launig und machen einem Lehrer viel Herzeleid und thun der Klasse und sich viel Schaden.

2. Die Pflege der deutschen Sprache in der Familie, besonders im Gebiet einer deutschen Conferenz, das heißt, die Pflege des Deutschsprechens. Nicht Plattdeutsch, nicht Schwä-

bisch, nicht den Schweizerdialekt noch andere Provinzialismen. Nicht als ob solche Dialekte nicht schön wären; nein! sondern weil man in diesem Lande unter 50 kaum von Einem verstanden wird, und weil die Kinder sich nachher thatsächlich daran schämen und antworten dem Lehrer in der S. S. lieber englisch, suchen überhaupt ihren Dialekt, wo nur möglich, zu verbergen. Was ist die Folge? Einfach, daß sie alle Liebe zu der deutschen Sprache verlieren und für unsere deutschen Gemeinden entweder von keinem Nutzen sind, oder bald oder später sich einer englischen Kirche zuwenden.

3. Ist dringend zu empfehlen, daß die Eltern in den Mußestunden ihre Kinder deutsch lesen lehren. Wie manche schöne Stunde werden die Kinder mit dem troddenen A, B, C am Tage des Herrn abgesspeist, einfach weil die Eltern es versäumt haben, es in langen Winterabenden zu thun.

4. Die Kinder deutsch schreiben zu lehren, kann gewiß den Segen der S. S. nur fruchtbarer machen. Es macht einen eigenen Eindruck, wenn Beamte einer deutschen S. S. weder deutsch Geschriebenes lesen noch deutsch schreiben können, so daß die Protokolle Englisch geführt werden müssen, abgesehen von anderweitigem Nutzen.

5. Sollten Eltern deutscher Gemeinden beflissen sein ihren Kindern einen Geschmack und Gefallen an der edlen deutschen Sprache einzupflanzen.

6. Die Eltern sollten sich nur durch unvermeidliche Hindernisse bestimmen lassen, die Kinder einmal daheim zu behalten. Galt man die Kinder wegen unbedeutender Ursachen etliche Male daheim, so werden sie bald erfinderisch genug, die Hindernisse selbst zu fabriciren, es sei denn sie haben einen ausgezeichneten Lehrer.

7. Wenn möglich, sollten die Eltern jedesmal mit in die S. S. gehen und in die Bibelklasse.

8. Jedesmal nach der S. S. daheim die Kinder fragen, was sie gelernt haben. Aber nicht während der Arbeit, sondern

sich zu ihnen hinsetzen und mit gespanntem Interesse zu hören. Eltern, die dieses üben, können an ihren Kindern den Segen der S. S. verdoppeln. a. Spornet es sie an, Das, was sie das nächste Mal hören, besser in ihr Gedächtniß aufzunehmen und b. prägt sich's ihnen durch die Wiederholung daheim tiefer ein. c. Uebt es sie in der werthvollen Fähigkeit etwas Gehörtes zusammen zu fassen und wieder geben zu können.

9. Nie werde ein nachtheiliges Wort vor den Ohren der Kinder über Prediger, S. S. Superintendent, Beamte und Lehrer, am wenigsten aber über ihren Lehrer geredet. Der Schaden ist nicht zu berechnen, der durch eine solche unüberlegte Redensart angerichtet wird; man bedenkt nicht, daß man dadurch einen Widerwillen im Kinde pflanzt gegen die Kirche seiner Wahl und dem Lehrer das Herz des Kindes verschlossen wird.

10. Im Gegentheil erhöht es den Nutzen der S. S. am Kinde, wenn die Eltern denselben deutlich machen, welche Mühe, Kraft und Zeit seine Lehrer und die Beamten ihm zu Liebe opfern. Wenn sie Ehrfurcht und Dankbarkeit in ihm erwecken.

11. Am Sonntage speziell dafür zu beten, daß der Herr den Unterricht und alle geistlichen Uebungen an seinen Kindern kräftig segnen möge. Diesen Punkt möchte ich zehnmal unterstreichen.

12. Wenn ein Kind daheim einen Fehler begeht, so halte ich es für sehr unweislich, dem Kinde denselben vorzuwerfen: „So, lernt man das in der S. S.“? In liebendem Tone sie an die Lection, oder an den frommen Knaben Samuel u. s. w. zu erinnern, kann nur Gutes wirken. Allein, ein Kind, dem bei jeder Gelegenheit seine S. S. in vorwurfsvollem Tone vorgehalten wird, wird, wenn überhaupt noch, nur mit großem Mißmuth der S. S. beinwohnen. Wie kann sie ihm aber in dieser Stimmung zum Segen werden!?

13. Sollten Eltern ihre Kinder daran gewöhnen, jeden Tag miteinander abwechselnd ein Capitel aus der heil. Schrift zu lesen und sie zu veranlassen, bei schwierigen Stellen Fragen an sie zu machen oder notiren, und dieselben dem Lehrer am nächsten Sonntag vorlegen. Der Nutzen hievon ist groß. Es wird dadurch dem am Sonntag geweckten Interesse für Gottes Wort beständig neue Nahrung gegeben.

14. Da der S. S. Unterricht grundlegend ist, sollten Eltern ihre Kinder unter allen Umständen in den katechetischen Unterricht senden und zwar regelmäÙig.

J. F. Grob.

### Sonntagsschule und Katechismus.

Gib ich mit meiner geringen Abhandlung über diesen Gegenstand Dinge sagen kann, die man nicht schon zuvor weiß, darüber will ich mich hier nicht aussprechen. Es ist ja auch nicht immer erforderlich, ganz Neues zu Tage zu fördern. Gelingt es mir, das bereits Bekannte und Erkannte, frisch anzuregen, zu wecken, wirksam zu machen und zu mehr thätiger Ausübung anzuapornen, so ist meine geringe Bemühung hinlänglich belohnt.

Es sei hier bemerkt, daß der Unterricht in der Sonntagsschule und der katechetische, wesentlich eins sind, und ist folglich auch ihr Verhältnis zueinander, dasselbe. Der Unterricht in der Sonntagsschule hat Gottes Wort zum Grund, geht aus demselben hervor, ist göttlich und führt zu seinem Ursprung, zu Gott zurück. Durch den Unterricht in der Sonntagsschule wird den Schülern der Weg zu ihrer Seligkeit gezeigt, und ist dieses ge-

eignet, sie nach apostolischer Weise auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, hinzuführen und zu erbauen (siehe Eph. 2, 20—22.). Alle Wege, die man hiebei einschlagen und alle Mittel, welche man gebrauchen mag, sind nicht als wesentlich zu betrachten, und müssen der Art sein und so gebraucht werden, daß sie dem Wesentlichen dienen und dasselbe fördern helfen.

Wie gut die Sonntagsschule geordnet und wie dem Zweck entsprechend sie geleitet werden mag; wie viel Gutes schon durch dieselbe bewirkt wurde und in Zukunft bewirkt werden wird; sie ist nur im Stand einen schwachen Anfang zu machen an Dem, was zu thun ist, um den Zweck zu erreichen. Was die Sonntagsschule durch schwachen Anfang begonnen hat, das soll der katechetische Unterricht weiter führen und vervollkommen. Man schätze daher den Unterricht der Sonntagsschule nicht gering, und gerade darum nicht, weil derselbe dem katechetischen Unterricht in die Hand arbeitet.

Dem kleinen Senforn gleich, das zum Baum wird, ist die Arbeit der Sonntagsschule. Sie streut den Samen der göttlichen Wahrheit in die zarten Kinderherzen und macht damit den Anfang; der katechetische Unterricht begießt das durch die Sonntagsschul Gepflanzte, führt es weiter aus, und sucht, soweit wie möglich, den Zweck zu erreichen und sich der Frucht zu erfreuen, zu welcher die Sonntagsschule den Samen gestreut hat.

Aus diesem bereits Gesagten geht deutlich hervor, daß die Sonntagsschule und der katechetische Unterricht wesentlich einen Zweck und ein Ziel haben, und deshalb in einem ganz genauen und innigen Verhältnis zu einander stehen.

1. Wurzeln beide in demselben Grund: Gottes Wort.

2. Haben beide denselben Zweck: Die Jugend zu Jesu zu führen.

3. Ist die Arbeit, auf diesen Grund zu bauen, wesentlich dieselbe, um den Zweck zu erreichen. Das Verhältnis der Sonntagsschule zum katechetischen Unterricht ist somit ein inniges, göttliches, heiliges und erhabenes! Es hat seinen Grund in Gott, wurzelt in seiner Gemeinschaft, sucht denselben Zweck zu erstreben und dasselbe Ziel zu erreichen.

S. Tramer.

(Wenn der I. Br. L. die Ansicht hegt, daß die Sonntagsschule eine Art Einleitungs-Unterricht zum Katechismus sei, so können wir durchaus nicht mit ihm übereinstimmen. Die Sonntagsschule ist eine „Bibelschule“ für Jung und Alt.—Edr.)

### Nutzen einer guten Bibliothek in der Sonntagsschule.

Der Nutzen einer Bibliothek liegt nicht im Werthe, das ist im Preise der Bücher, sondern darin, ob der Zweck zu dem sie bestimmt sind, erreicht wird. Gib einem Landmann die beste und auserlesenste Bibliothek über Bergbaukunde oder Astronomie und der Nutzen wird für den Landmann geringer sein, als wenn er eine wirtschaftliche Zeitung hält. So würde dasselbe Resultat erzielt werden, wenn ich dem Kinde eine Bibliothek von gelehrten oder schwerfaßlichen Schriften anbieten würde. Ich will jedoch textuell sein, und so wäre mein erster Punkt: „Eine gute Bibliothek.“

Das Wort „Bibliothek“ kommt aus dem Griechischen und meint jede zahlreiche Büchersammlung, mithin meint eine gute S. S. Bibliothek eine gute zahlreiche Sammlung S. S. Bücher. Um aber eine solche anzuschaffen, so gehört dazu Geld! Geld! viel Geld! Hat man dieses nicht an Hand, so mag sich eine Sonntagsschule eine geringere, nicht so zahlreiche Anzahl!



Bücher, doch guten Inhalts, anlegen und sie nach bestmöglicher Ueberzeugung anwenden. Geld ist aber nicht allein das Nothwendigste, fast eben so nothwendig wie ersteres ist auch ein Bibliograph, das ist, ein Bücherkenner. Was nützt meinem Ohr ein schöner Vogelkäfig in meiner Stube mit einer Nachtule darin. Gib mir einen geringeren Käfig und einen Kanarienvogel oder eine Nachtigall darin. Und was nützt mir ein schöner mit Gold verzierter Deckel mit einem sinnlosen Inhalte. Gib dein Geld einem tüchtigen Bibliographen und der schafft dir Bücher an, die deinen Bedürfnissen entsprechen. Geld und Bibliographen haben wir zwar heutzutage genug, doch wenige Bibliomanen, Menschen, seien es einzelne Personen oder ganze Gemeinden, in denen ein begieriges Verlangen liegt, Bücher anzuschaffen, zu kaufen, zu sammeln. Diese drei, Geld, Bibliograph und Bibliomane, sind die Grundbedingungen zu einer guten Bibliothek. Ist eine Sonntagschulbibliothek auf diese drei gegründet, so wird der Zweck, den eine Sonntagschule im Auge hat, erreicht und die Bibliothek ist von Nutzen für die Schüler. Der Zweck, den die Sonntagschule mit ihrer guten Bibliothek haben muß, wird folgender sein:

1. Die Schüler in der Sprache ihrer Eltern zu unterrichten, so daß sie dereinst das geschriebene und gepredigte Wort in der Sprache lesen können, die sie mit der Muttermilch gesogen haben. (Israel war in Egypten, in der babylonischen Gefangenschaft und jetzt zerstreut, unter allen Sprachen und dennoch dienen sie ihrem Gott in der Sprache ihrer Väter Abrahams, Isaaks und Jakobs. Warum sollte die Sonntagschule nicht viel mehr bedacht sein, ihren Kindern solche Bücher anzuschaffen, daß sie in der Muttersprache unterrichtet werden können.)

2. Durch Bücher, die in der Sprache der Eltern geschrieben sind und dem Kinde zum Lesen gegeben werden, wird das kindliche Herz zu Vater und Mutter gezogen, mit deren Volk und Eigenthümlichkeiten, mit deren Sitten und Charakter verwoben, daß es dem Kinde schwer fallen wird sich dieser Banden zu entledigen, es erkennt die Autorität der Eltern und fügt sich unter die Aufsicht derselben.

3. Das kindliche Gemüth ist im Werden begriffen. Es verlangt, wie der Körper, Speise zur Ausbildung, geistige Nahrung, Lectüre. Gib deinem Kinde Räuber- und Scandalge-

schichten und du erhältst entweder einen fürchtbaren Narren oder ein rohes Subjekt. Gib ihm Liebesromane, so erziehtst du einen Affen oder unkeuschen Menschen. Gib ihm Robinsonaden und du hast einen Schwärmer oder Faulpelz. Da es nun die Sonntagschule erkennt, den Schülern für ihren Geist Nahrung zu geben, so wird sie wohl nicht veräumen, eine Bibliothek anzulegen, mit dem Zwecke, dieselben vor schlechter Lectüre zu schützen und zugleich ihnen Nahrung für ihren kindlichen Verstand zu reichen.

4. Durch eine gesunde Lectüre werden aber auch dem Kinde gesunde Grundsätze eingeprägt. Unter gesunder Lectüre verstehe ich nicht allein schon fertig abgefaßte Werke, die man Bücher nennt, sondern auch noch im Werden begriffene Werke, dieses sind Tages-, Wochen- und Monatschriften, wie unser Kinderfreund, Magazin &c. Kinder lieben, verlangen solche Speise für ihren Verstand. Hat die Sonntagschule den Zweck im Auge, die Kinder mit gesunden Grundsätzen heran zu bilden, so wird sie nicht verfehlen auch hierin Sorge zu tragen, und mit diesen Schriften ihre Bibliothek zu versehen. Der Nutzen ist nicht augenblicklich zu sehen, doch betrachte ein Volk, welches eine gesunde Literatur hat. Es besitzt Männer mit gesunden und gebiegenen Grundsätzen. Das Wohl des ganzen Staates hängt von der gesunden Lectüre ab. So hängt das Wohl der Kirche viel von ihren Schriften ab.

5. Ist in der Kirche oder Sonntagschule eine solche gute Bibliothek, so wird damit bezweckt, daß die Kinder auch in solcher gefüllten Kornkammer bleiben, wenn nicht, so wirst du ausfinden, daß sie dort hin gehen, wo sie Brod für ihren Geist erhalten, und wo die Sonntagschulen diesen Zweck im Auge hat.

6. Bezweckt die Sonntagschule mit einer guten Bibliothek, daß sie die Schüler zur Arbeit reißt und von böser Gesellschaft fern hält. Denn so lange ein Kind liest, kommt es nicht in Versuchung zu sündigen.

7. Der Hauptzweck wird aber mit diesem erreicht, die kindlichen Herzen vorzubereiten für das Eintreten des Herrn Jesu und für das Wirken des Geistes Gottes an ihnen.

Wüßten alle S. Schulen tüchtige Bibliographen, begierige Bibliomanen haben, so würde auch bald Geld! Geld! kommen.

## Sonntagschul - Lectionen.

### Viertes Quartal.

### Das Lied der Erlösten.

#### 10. Lection: Offb. Joh. 5, 1-14. — Sonntag den 7. December 1879.

1. Und ich sahe in der rechten Hand des, der auf dem Stuhl saß, ein Buch, geschrieben innen und außen, (1) versiegelt mit sieben Siegeln. (2)

2. Und ich sahe einen starken Engel predigen mit großer Stimme: Wer ist würdig, das Buch aufzuthun, und seine Siegel zu brechen?

3. Und Niemand im Himmel, noch auf Erden, noch unter der Erde, konnte das Buch aufzuthun, und darein lesen.

4. Und ich weinete sehr, daß Niemand würdig gefunden ward, das Buch aufzuthun, und zu lesen, noch darein zu lesen.

5. Und einer von den Aeltesten spricht zu mir. Weine nicht! Siehe, es hat überwunden der Löwe, (3) der da ist vom Geschlecht Juda's, die Wurzel Davids, (4) aufzuthun das Buch, und zu brechen seine sieben Siegel.

6. Und ich sahe, und siehe, mitten im Stuhl und den vier Thieren, und mitten unter den Aeltesten stand ein Lamm, (5) wie es erwürget wäre; (6) und hatte sieben Hörner, und sieben Augen, welches sind die sieben Geister Gottes, gesandt in alle Lande.

7. Und es kam, und nahm das Buch aus der rechten Hand des, der auf dem Stuhl saß. (7)

8. Und da es das Buch nahm, da fielen die vier Thiere, und die vier und zwanzig Aeltesten vor das Lamm; und hatten ein jeglicher Harfen, (8) und goldene Schalen voll Räucherwerks, (9) welches sind die Gebete der Heiligen.

9. Und sangen ein neues Lied, (10) und sprachen: Du bist würdig, zu nehmen das Buch, und aufzuthun seine Siegel; denn du bist erwürget, und hast uns Gott erkauft mit deinem Blut, (11) aus allerlei Geschlecht, und Sprachen und Völkern, und Heiden,

10. Und hast uns unserm Gott zu Königen und Priestern (12) gemacht, und wir werden Könige sein auf Erden.

11. Und ich sahe, und hörte eine Stimme vieler Engel um den Stuhl, und um die Thiere, und um die Aeltesten her; und ihre Zahl war viel tausend Mal tausend, (13)

12. Und sprachen mit großer Stimme: Das Lamm, das erwürget ist, ist würdig (14) zu nehmen Kraft, und Reichthum, und Weisheit, und Stärke, und Ehre, und Preis, und Lob.

13. Und alle Creatur, die im Himmel ist, und auf Erden, und unter der Erde, (15) und im Meer, und Alles, was darinnen ist, hörte ich sagen zu dem, der auf dem Stuhl saß, und zu dem Lamm: Lob, und Ehre, und Preis, und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit!

14. Und die vier Thiere sprachen: Amen. Und die vier und zwanzig Aeltesten fielen nieder, und beteten an den, der da lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit.

## Parallelen.

- (1) 1. Jof. 2, 9. 10. (2) Jof. 29, 11. (3) 1. Mose 49, 9. 10.; 4 Mose 24, 9. Ebr. 7, 14. (4) Jof. 11, 1. 10.; Dffß. Jof. 22, 16. (5) Jof. 1, 29. 36. (6) Jof. 53, 7. (7) Cap. 4, 2. 9. (8) Cap. 15, 2. (9) Pf. 141, 2. (10) Cap. 14, 3. (11) Apg. 20, 28.; Ebr. 9, 12.; 1. Petr. 1, 18. 19. (12) Cap. 1, 6; 20, 6.; 1. Petr. 2, 9. (13) Dan. 7, 10.; Ebr. 12, 22. (14) Cap. 4, 11. (15) Apg. 2, 10.

**Haupttext:** Das Lamm, das erwürget ist, ist würdig zu nehmen Kraft, und Reichthum, und Weisheit, und Stärke, und Ehre, und Preis, und Lob. Vers 12.

Von Cap. 4, Vers 1. an beginnen die eigentlichen Gesichte oder Offenbarungen die Kirche Gottes im Allgemeinen gegenüber ihrer Feinde betreffend. Das Vorhergehende galt meistens den sieben Gemeinen in Kleinasien. Vorbereitend auf diese ferneren Offenbarungen hin sieht Johannes den Herrn der Herrlichkeit, wieder auf dem Thron, diesmal aber in ganz verschiedener Umgebung und anderer Erscheinung; aber wieder sind die sieben Geister Gottes (siehe Anmerkung zu Vers 1 voriger Section) dabei und zwar in der Gestalt von sieben Fadeln. Cap. 4, 5. Darauf folgt eine Beschreibung der vier Thiere und der 24 Ältesten bis zu Ende von Cap. 4. Unsere Section schließt sich hier an, in welcher uns vor Allem auffällt.

I. Das versiegelte Buch.—Vers 1—4. „in der rechten Hand deß, der auf dem Stuhle saß“, nemlich auf dem Thron seiner Majestät. Von der „rechten Hand“ Gottes oder einfach der „Rechten“ ist häufig in der Schrift die Rede und deutet meist die Gewalt und mächtige Beschirmung Gottes seiner Kirche an, „ein Buch beschrieben innen und außen“, eigentlich eine Rolle, welche auf beiden Seiten beschrieben ist, zum Zeichen der Fülle ihres Inhalts, dieselbe war zusammen gerollt und „versiegelt mit sieben Siegeln“, vermuthlich an verschiedenen Stellen nach innen zu, so daß beim Abrollen ein Siegel nach dem andern zerbrochen werden mußte, um das große Geheimniß und die verschiedenen Stufen der Offenbarungen der Rathschlüsse Gottes dadurch anzuzeigen, welche Niemand außer Gott, und wem er sie offenbaren wollte, wissen konnte. Ein versiegeltes Buch ist ein treffliches Bild von der uns verhöllten Zukunft. Vers 2 „einen starken Engel.“ Ein Beweis, daß unter den Engeln verschiedene Grade von Stärke und Größe bestehen. Es bedurfte eines starken Engels, um zu „predigen mit großer Stimme“, damit es nach Vers 3 die Creaturen „im Himmel, auf Erden und unter der Erde vernehmen möchten. Wer ist würdig, das Buch aufzuthun und seine Siegel zu brechen? Trotz aller Stärke des Engels mußte auch er sich zu denjenigen zählen, die es nicht konnten, wodurch auch hier klar wurde, was Christus bei seiner Himmelfahrt von seiner alleinigen Gewalt sagte. Matth. 28, 18. Vers 3. „Niemand“, unter allen Fürstenthümern und Herrschaften, „im Himmel.“ Eph. 3, 10. noch unter den Großen „auf Erden“ noch unter der „Erde“ im Reich der Todten, „konnte das Buch aufthun und darein sehen“, und so seinen Inhalt erforschen. Auf das traurige Ergebnis dieses allgemeinen Aufsuchs, wurde Johannes der Schauer göttlicher Gesichte. Vers 4 betrübt und „weinete sehr.“ Warum? Weil ihm nach Cap. 4, 1. verheißen worden war, daß ihm zukünftige Dinge geoffenbart werden sollten und nun schien es, daß seine Erwartungen unerfüllt bleiben würden, weil Niemand würdig war, das Buch zu öffnen.

II. Das würdige Lamm.—Vers 5—8. Die Traurigkeit Johannes sollte indeß nicht lange währen. Vers 5. „Eine von den Ältesten, von welchen nach Vers 8 und Cap. 4, 4. vierundzwanzig auf so vielen Stühlen um den Thron her saßen. Diese sind eigentlich nicht als Engel, sondern als so viele Repräsentanten der ganzen Menschheit zu betrachten, (nach Engel, ein Auszug aus dem menschlichen Geschlecht) vielleicht 12 derselben aus den 12 Stämmen Israels und 12 aus dem neuen Bund, oder vielleicht sämtliche aus den 24 Priesterordnungen. Siehe 1. Chron. 25, 7—18. Nähere Auskunft hierüber haben wir nicht. „Spricht zu mir.“ „Weine nicht!“ Es ist keine Ursache zur Beunruhigung vorhanden. „Siehe, es hat überwunden“ den völligen Sieg über Tod, Teufel und Hölle davon getragen. „Der Löwe—von dem Geschlecht Judas.“ Vergl. Parallelen. Diese Bezeichnung geht auf Christus, den muthigen Todesüberwinder. Nach dieser Seite hin wird er mit einem Löwen verglichen, wie überhaupt dieser Könige der Thiere im Morgenlande als Symbol von königlicher Macht und Würde gebraucht wurde. Mit Bezug auf seine Unschuld, Reinheit und Gebuld im Leiden wird er aber Vers 6. 8. 12. als ein Lamm dargestellt. So

vereinigt Christus in sich beides die Löwen- und Lammesnatur. „Die Wurzel Davids.“ Nach Jof. 11, 1. sollte eine Ruthe aufgehen von dem Stamm Juda (dem Vater Davids) und ein Zweig aus seiner Wurzel Frucht bringen nach Jof. 53, 2., wie eine Wurzel aus dürrem Erdbreich, als zweiter David, als Anfänger eines neuen Stammes. Die Worte werden gewöhnlich so verstanden, daß Christus nach seiner göttlichen Natur die Wurzel Davids—der Grund und Urheber von dessen Dasein—und nach seiner menschlichen Natur Davids Sprößling sei. Vergl. Pf. 110, 1. und Matth. 22, 42. „Das Buch aufzuthun und zu brechen seine Siegel“, dies ist kein größeres Werk, als das, den Tod und die Hölle zu besiegen. Vers 6. „Mitten im Stuhl, in der Mitte des Thrones Gottes, „und der vier Thiere“, wie sie in Cap. 4, 6—8. beschrieben werden. Diese vier Thiere könnten eigentlich besser „lebenbige Wesen“ übersezt werden. Dieselben entsprechen vielleicht am Nächsten den Cherubim auf dem Gnadenstuhl in der Stiftshütte. Die vierfache Gestalt derselben, ist ohne Zweifel eine sinnbildliche Darstellung der höchsten Kräfte, die in der Schöpfung walten. Die vier höchsten irdischen Geschöpfe erscheinen in ihnen als ein Ganzes zusammengefaßt, der starke Löwe, der nützliche, wohlthätige Stier, der hochfliegende Adler, und der denkende Mensch. „Mitten im Stuhl—stand ein Lamm, wie (wenn) es erwürget wäre“, noch immer die Zeichen seiner Verwundung an sich tragend. Vergl. Anmerkung zu Vers 5. Denn auch der verklärte Christus hat noch die Malzeichen seiner Kreuzigung an seinem Leibe behalten, um sie als Mittler Gott dem Vater vorzubehalten. Joh. 20, 27.; Ebr. 9, 24—26.: „Obgleich „erwürgt“, steht er noch unbesiegt und unüberwunden, „und hatte sieben Hörner.“ Hörner sind in der Schrift ja immer als Sinnbilder von Macht und Ueberlegenheit, und die Zahl sieben Vollkommenheit gebraucht. Es sollte also hiermit die Macht und Vollkommenheit Christi anzeigen. Bei seinem Leiden erscheint uns das Lamm ohne Hörner, in aller Gebuld und Sanftmuth, nun aber in seiner Kraft, „sieben Augen.“ (Siehe Anmerkung zu Cap. 3, 1. in voriger Section.) Der von Vater und Sohn ausgehende heil. Geist offenbart sich allenthalben und geht „in alle Lanbe“ mit seiner erleuchtenden Kraft, damit Niemand eine Entschuldigung habe. Vers 7. „Und—nahm das Buch aus der rechten Hand deß, der auf dem Stuhl saß.“ Manche meinen, es habe in diesem Augenblick seine Gestalt verändert und sei als der wirkliche Christus nun aufgetreten. Andere, es sei überhaupt nur mit Rücksicht auf seine Gebuld, Sanftmuth und Reinheit, sowie mit dem Hinblick auf das durch sich selbst gebrachte Opfer, ein Lamm genannt worden. Während dieses Vorgangs aber folgte ein merkwürdiger Auftritt, nemlich:

III. Das Loblied dem erwürgten Lamm e. Vers 8—14. Die Deffnung der sieben Siegel war von solcher Wichtigkeit, daß die Bewohner des Himmels sofort zu einem allgemeinen Loblied bereit waren, wobei die 24 Ältesten und die vier Thiere den Anfang machten: „vor das Lamm“; dasselbige war würdig, das Buch zu öffnen und somit auch Lob und Ehre zu nehmen, „harfen“, im Gesicht wahrscheinlich den Instrumenten mit zehn Saiten entsprechend, welche man beim jüdischen Gottesdienste gebrauchte. 1. Mose 31, 27.; Pf. 33, 2. 2c. „goldene Schalen voll Räucherwerks“, einen süßen Geruch vorbereitend, wie die Priester vor Alters solch Räucherwerk im Heiligtum gebrauchten. Die 24 Ältesten, welche als Repräsentanten der ganzen Kirche erscheinen, brachten hier beides: Die Symbole des Lobgesangs mit ihren Harfen und „die Gebete der Heiligen“, mit ihren Schalen voll Räucherwerks. Vers 9.—„Ein neues Lied“, das Lied der erlösenden Liebe, durch das Sühnopfer und die Gerechtigkeit Christi—„haft uns Gott erlauft.“ Dieser Ausdruck sich auf die Erlösung durch Christum beziehend, erinnert uns daran, daß dieselbe eine solche Handlung sei, da der richterlichen Gerechtigkeit Gottes durch das Leiden Christi genug gethan wurde. „Geschlecht, Jungen, Volk und Heiden“, die Allgemeinheit der Erlösung



anbeutend. Ver 10. „Zu Königen und Priestern gemacht“, Könige, um mit ihm in Herrlichkeit zu regieren, Cap. 22, 5.; Priester, um durch ihn Gott geistliche Opfer zu bringen, wie ja die Gläubigen schon auf Erden (1. Petr. 2, 9.) das königliche Priesterthum genannt werden. Auf diesen Preisgefang der vier Thiere und 24 Ältesten folgt nun ein zweiter. Vers 11. „Vielor Engel um den Stuhl—ihre Zahl war viel tausend Mal tausend.“ Dieselbe wird als eine unbestimmte, wahrscheinlich weil eine unzählbare Schaar angegeben. Diese nun, sammt der in Vers 3 aufgefordernten Creatur, stimmen einen allgemeinen Lobgesang an, es breitet sich derselbe über den ganzen erschaffenen Weltkreis aus, und als sein Echo zum Throne Gottes zurückkommt, sprechen die lebendigen Wesen: Amen, und die Ältesten fallen nieder und beten an.

**Praktische Ruhanwendungen.** — 1. Gott offenbart uns stets so viel von zukünftigen Dingen, als uns zu wissen noth ist.

2. In Christo liegen verborgen alle Schätze der Weisheit.

3. Christus ist die große Centralsonne des ganzen Universums; zu ihm müssen alle aufblicken um Licht und Gnade.

4. Christus ist ein Löwe, den Satan zu überwinden—ein Lamm, um die Gerechtigkeit Gottes zu befriedigen.

5. Jesus gebührt Lob und Anbetung von Menschen und Engeln.

6. Wohl uns, wenn wir schon auf Erden ein neues Lied singen lernen. Ps. 40.

7. Im Himmel wird's noch besser klingen.

8. Unsere Seelen sind ein Kaufpreis des Blutes Jesu Christi.

9. Die erworbene Seligkeit ist eine allgemeine, für „allerlei Geschlecht“ u. s. w.

10. Gläubige sind Priester, um für Andere zu bitten.

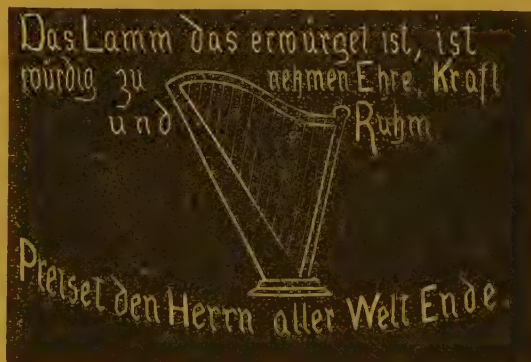
11. Das ganze Weltall ist interessirt in der Wohlfahrt der Kirche.

**Kleinkinderklasse.**—Christus der Gekreuzigte ist der große Mittelpunkt der ganzen Lektion. Zeige den Kleinen, warum er hier als ein Lamm erscheint. Hier ist Gelegenheit ihn in seinem Leiden darzustellen. Zeige wie er noch am Throne die Markzeichen seines Leidens an sich trägt, um sie dem Vater vorzuhalten und für uns zu bitten. Stelle Christum auch dar als Löwe, als Todesbesieger u. s. w. Lenke Johann die Aufmerksamkeit der Kleinen auf die Thatsache, daß ihm alle Bewohner des Himmels Lob singen. Wer von euch einst mit in das neue Lied einstimmen will, muß hier durch Christi Blut Erlösung finden.

**Illustrationen.**—B. 5. „Es hat überwunden.“ Der Tod tritt einher, wie ein Räuber, mit einem drohenden, fin-

stern Antlitz und einem rauhen, langen Spieß, daß du wohl vor seinem Schritt erschrecken magst, aber des Herrn Jesu Macht hat ihn umgewandelt zu einem Boten Gottes, der nur Feierabend winkt und dein Sterben in Erben umwandelt. Caspari.

B. 9. „Gott erkaufte.“ Einige Kinder hatten ein prächtiges Hauslamm, welches ihnen aber eines Tages entwendet und zum Schlächter genommen wurde. Die Kinder bemerkten es, als man eben das Lämmchen fortführte, um es zu schlachten. Sie versuchten alles Mögliche, um ihren Liebling wieder zurück zu bekommen, aber der Metzger wollte es nicht wieder aufgeben. Ein Herr, der den Gram der Kinder bemerkte, sagte zum Metzger: „Gib es ihnen, ich bezahle dafür.“ Der Preis wurde bezahlt und das Lamm freigegeben. Dies ist Erlösung. Das Lamm war hilflos, die Kinder unermügend, dasselbe zu lösen; aber ein vermögender, gutmüthiger Mann that es. In gleicher Weise hat uns Christus erlöst.



**Wandtafel-Gebrauchsanweisung.** — Bei dieser Illustration ist nicht viel Erklärung nöthig. Es ist einfach eine Verfinnbildung des himmlischen Triumphgesanges. Die Harfe erinnert an die Schönheit dieses Gesanges, die Inschrift an den Gegenstand desselben. Nun muß der Lehrer natürlich mit dem Stückwerk auf Erden das Vollkommene im Himmel erklären: Die Menge der Sänger, die Begeisterung, die Schönheit des Gesanges etc.—Wie Wasserrauschen und Donnerrollen.

## Die himmlische Stadt.

### 11. Lektion: 1. Offb. Joh. 21, 21—27.; 22, 1—5. — Sonntag den 14. December 1879.

21. Und die zwölf Thore waren zwölf Berlen, und ein jegliches Thor war von einer Perle; und die Gassen (1) der Stadt waren lauter Gold, als ein durchscheinend Glas.

22. Und ich sah keinen Tempel darinnen; denn der Herr, der allmächtige Gott, ist ihr Tempel, und das Lamm.

23. Und die Stadt darf keiner Sonne, (2) noch des Mondes, daß sie ihr scheinen; denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihre Leuchte ist das Lamm.

24. Und die Heiden, die da selig werden, wandeln in demselben Licht. (3) Und die Könige auf Erden werden ihre Herrlichkeit in dieselbige bringen. (4)

25. Und ihre Thore werden nicht verschlossen des Tages, (5) denn da wird keine Nacht sein.

26. Und man wird die Herrlichkeit und die Ehre der Heiden in sie bringen. (6)

27. Und wird nicht hinein gehen irgend ein Gemeines, und das da Greu-

el that und Mägen; sondern die geschrieben sind in dem lebendigen (6) Buch des Lammes.

Cap. 22, 1. Und er zeigte mir einen lautern Strom (7) des lebendigen Wassers, klar wie ein Krystall; der ging von dem Stuhl Gottes und des Lammes.

2. Witten auf ihrer Gasse, und auf beiden Seiten des Stromes stand Holz des Lebens, das trug zwölflei Früchte, und brachte seine Früchte alle Monate; und die Blätter des Holzes dienten zu der Gesundheit der Heiden. (8)

3. Und wird kein Verbanntes mehr sein: (9) und der Stuhl Gottes (10) und des Lammes wird darinnen sein; und seine Knechte werden ihm dienen.

4. Und sehen sein Angesicht; (11) und sein Name wird an ihren Stirnen sein. (12.)

5. Und wird keine Nacht da sein, und nicht bedürfen einer Leuchte oder des Lichts der Sonne; denn Gott der Herr wird sie erleuchten, und sie werden regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit.

### Parallelen.

(1) Cap. 22, 2. (2) Cap. 22, 5.; Jes. 60, 19.; Joh. 1, 4. (3) Jes. 60, 3, 5. (4) Ps. 72, 11. (5) Jes. 60, 11, 20. (6) Psal. 4, 3.; Luc. 10, 20. (7) Jes. 47, 1.; Sach. 14, 8. (8) Ps. 47, 12. (9) Sach. 14, 11. (10) Jes. 48, 35. (11) Matth. 18, 10.; 1. Cor. 13, 12. (12) Jes. 9, 4. Offb. 14, 1.

**Haupttext:** Denn er wartete auf eine Stadt, die einen Grund hat, welcher Baumeister und Schöpfer Gott ist. Ebr. 11, 10.

Die biblische Geschichte des Menschen beginnt mit einem Garten und endigt mit einer Stadt; fängt an mit einem irdischen Paradies und schließt mit einem himmlischen. Die ersten zwei Capitel der Bibel schildern die Schöpfung der Welt,

die zwei letzten die neue Schöpfung, Cap. 21, 5.; Jes. 65, 17.; 2. Petri 3, 13.; eigentlich Verklärung oder Umgestaltung der bereits vorhandenen. In unserer heutigen Lektion werden wir angewiesen, uns im Geist unsere ewige Heimath zu verge-



genwärtigen, nemlich das „Neue Jerusalem“, wenn anders wir unser Ziel dorthin gesteckt haben, und demgemäß laufen, daß wir es ergreifen. Die Lektion veranschaulicht uns

I. Die himmlische Stadt.—Cap. 21, v. 21–23., 25. und Cap. 22, 1. 2. 5. Die Beschreibung des neuen Jerusalems, der himmlischen Stadt, fängt eigentlich schon mit v. 11 an. Auf deren Mauern waren an einer jeglichen Seite drei Thore angebracht, nemlich gegen Osten, Westen, Süden und Norden, um anzuzeigen, daß Leute von allen Gegenden der Erde als Erlöste des Herrn werden daselbst Eingang finden. Matth. 8, 11. Die Gründe der Mauern waren (v. 19) geschmückt mit allerlei Edelsteinen, welche Gründe oder Unterlagen—zwoßl an der Zahl—je mit einem verschiedenen Edelstein überzogen war, wie sie eben in v. 19 genannt sind. Vers 21. „Und die zwoßl Thore waren zwoßl Perlen.“ Perlen sind nichts anderes als verhärtete Ausföndungen aus dem Körper gewisser Schalthiere, und ganz besonders der Perlmuttermuschel, die in den Meeren der heißen Klimata vorkommt, und unter unläßlicher Mühe und großer Lebensgefahr gesüßt wird. Dieser Umstand, sowohl als der anmuthige in allen Farben schillernde Glanz, machten die Perlen schon vor Alters zu den kostbarsten Kleinodien. Perlen von ungehörlicher Größe können einen Werth von einer halben Million Dollars erreichen. Deshalb werden auch die himmlischen Schätze unter dem Bild von Perlen dargestellt. Vergl. Job 28, 18.; Spr. 3, 15.; Matth. 13, 45.; 7, 6. So wird uns denn auch der Glanz der zwoßl Thore unter diesem Bilde vorgeführt. „Und die Gassen der Stadt.“ Gewöhnlich sind die in der Schrift erwähnten Gassen als die breiteren, geräumigeren Plätze, wo Volksversammlungen gehalten wurden, zum Unterschiede der gewöhnlichen Straßen verstanden; so auch die Stelle Cap. 22, 2.: „Mitten auf ihrer Gasse“ u. s. w. Hier aber mag es Bezug haben auf sämtliche Straßen der Stadt; „lauter Gold als ein durchscheinend Glas.“ Ist das reine Gold an sich schon ein kostbarer Artikel, so wird das Bild an Vortrefflichkeit desselben noch durch dessen Durchsichtigkeit erhöht und man hat, wie bei den Perlethoren, einen Anblick, wie man ihn auf Erden nirgends trifft. v. 22. „Keinen Tempel darinnen.“ Warum? „Denn der Herr—ist ihr Tempel und das Lamm.“ Irdische Gnadenmittel sind nun nicht mehr nöthig, da ja die Gnadenzeit für die himmlischen Bewohner dort vorbei ist. Was ehedessen die Stiftshütte in Israel und der Tempel zu Jerusalem war, nemlich eine Wohnung Gottes, das soll nun das ganze Neue Jerusalem für dessen Bewohner sein. „Und das Lamm.“ Christus wird hier wohl schon zum zwanzigsten Mal als ein Lamm vorgestellt, um ja nicht sein durch sich selbst gebrachtes Opfer zu vergessen. Vers 23. „Und die Stadt bedarf keiner Sonne, noch des Mondes, daß sie ihr scheinen, denn die Herrlichkeit Gottes,“ von welcher auf Erden nur sehr wenige Menschen, und diese nur in schwachen Blicden, etwas zu sehen bekommen, ist nun vor aller Seligen Augen enthüllt, und entfaltet einen Glanz, viel heller als der Sonne Glanz, die ja doch nur sein Geschöpf ist. Und wo keine Nacht ist, v. 25, da bedarf es auch keines Mondes, dieselbe zu erleuchten. „Thore Leuchte ist das Lamm.“ In ihm, als dem Wiederglanz Gottes strahlt sich die ewige Majestät und Herrlichkeit ungeschmälert ab. Vers 25. „Und ihre Thore werden nicht verschlossen des Tages.“ In Jes. 60, 11. lautet die Weissagung auf die neuteamentliche Kirche unter Anderem: „Und deine Thore sollen stets offen stehen, daß der Heiden Völk zu dir gebracht und ihre Könige zu dir geführt werden.“ Hierauf scheint die Lektion anzuspielen. Sonst schloß man die Stadtthore bei Nacht, um der Sicherheit willen, überall zu. Hier aber nicht, denn da ist keine Nacht, noch irgend etwas, das eine solche unsicher macht. v. 26. „Und man wird die Herrlichkeit und die Ehre der Heiden in sie bringen. Wesentliche Wiederholung von v. 24 um des desto größeren Nachdrucks willen. (Siehe Anmerkung weiter unten.) Cap. 22, v. 1. „Einen lauterer Strom,“ ähnlich demjenigen im Gesicht Jesu's (Jes. 47, 1–12.), mit dem Unterschied, daß ersterer unter der Schwelle des Tempels gegen Morgen hervorfloß, womit die Segnungen des Evangeliums der neuteamentlichen Zeit abgebildet wurde, dieser aber „vom Stuhl Gottes und des Lammes,“ um die stets übersprudelnde Quelle und Seligkeit der unsichtbaren Welt anzudeuten; „klar wie ein Krystall,“ ein dem Eis ähnliches, durchsichtiges Natur- oder auch Kunstprodukt. Vers 2. „Mitten auf ihrer Gasse (siehe Anmerkung zu Cap. 21, v. 21, oben) und zu beiden Seiten des Stroms

stand Holz des Lebens.“ Schon im Garten Eden prangte mit Früchten beladen ein Baum des Lebens als treffliches Vorbild auf Christus. In der himmlischen Stadt aber sind mehrere solcher Bäume, wie auch bei Jes. 47, 12. Bäume, oder Holz des Lebens, werden sie genannt, als Sinnbild der Unsterblichkeit, welche ein Hauptcharakterzug des neuen Jerusalems sein wird: „das trug zwoßlerlei Früchte,“ die mancherlei Wirkungen des Verdienstes Christi und die für uns erworbenen Heilsgüter vorstellend, welche immerdar grünend, blühend und fruchttragend sind; „und brachte seine Früchte alle Monate,“ die immerwährende Ernte der Himmelsfrüchte anzudeuten (siehe Gal. 6, 9.), „und seine Blätter dienten zur Gesundheit der Heiden,“ so daß in jener Welt keine Krankheit sein wird, kein Kummer, noch irgend ein Fluch, sondern die Heiligen werden in der Gesundheit und Kraft ewiger, unsterblicher Jugend Gott dienen und sich seiner freuen. Vers 3. „Kein Verbanntes mehr,“ (siehe Anm. unten) „und der Stuhl Gottes und des Lammes wird darinnen sein.“ Gott der Höchste wird sammt Christo, welches gleichbedeutend ist, seine göttliche Herrschaft darin führen ohne Statthalter. Vers 5. „Keine Nacht—nicht bedürfen einer Leuchte“ u. s. w. Wesentliche Wiederholung von Cap. 25, v. 23. 25., zur desto kräftigeren Bestätigung. Nachdem nun dem Johannes die himmlische Stadt gezeigt wurde, oder besser während dessen, werden ihm auch vorgeführt

II. Die Einwohner der Stadt.—Cap. 21, 24. 27. und Cap. 22, 3. 4. Daß an einem reinen und heiligen Ort auch heilige und dem Ort entsprechende Einwohner, und nur solche Platz finden werden, ist selbstverständlich und aber auch in der Lektion zur Genüge erörtert. Wer diese Einwohner sein werden wird zuerst in Cap. 21, 24. erwähnt. „Und die Heiden, die da selig werden, wandeln in demselben Licht.“ Die allgemeine Zugänglichkeit in die himmlische Stadt für Leute aus allen Nationen, wurde schon durch die zwoßl Thore angedeutet (siehe Anmerkung oben). Hier kommt die Lektion nochmals darauf zurück. Die Heiden—alle Völker im Gegensatz zum Bundesvolk Israels—, die da selig werden“ durch den Glauben an Christi Verdienst hier auf Erden. In Jes. 60, 3. ist dieselbe Verheißung, mit Ausnahme obiger Bedingung, ist aber dort wie hier eins und dasselbige. „Wandeln in demselben Licht,“ nemlich v. 23. in der Herrlichkeit Gottes und der Leuchte, welche ist das Lamm. „Und die Könige auf Erden werden ihre Herrlichkeit in dieselbige bringen,“ deutet an, daß selbst Könige, die so glücklich sind, dort hin zu kommen, indem es ja auch immer fromme Könige gab, mit Freuden auch das Schönste und Herrlichste für jene Herrlichkeit dahin geben. Vers 27. „Und wird nicht hinein gehen irgend ein Gemeines (Unreines) und das da Greuel thut und Lügen.“ Menschen von unreinem Herzen und Leben werden dort keinen Raum finden, denn die würden gar bald den Ort der Seligkeit in eine Hölle umwandeln. Wo Sünde ist, ist Tod und Verderben. Diese negative Behauptung hilft mit zur Erklärung, daß die Bewohner des Himmels rein und heilig sind, entweder von Anfang ihrer Schöpfung an so geblieben, oder im Blut des Lammes von Sünden gewaschen wurden. Cap. 7, 13. 14. Die geschriebenen sind in dem lebendigen Buch des Lammes (Buch der Unwissenheit). (Siehe Anmerkung zu v. 5. in der 9. Lektion.

Cap. 22, 3. „Und wird kein Verbanntes mehr sein,“ d. h. es wird keine Verschuldung irgend welcher Art mehr geben, um derentwillen Gott die Stadt oder Einzelnes darin mit dem Bannfluche belege, wie einst bei der Verflüchtigung Adams (Jes. 7, 12.), um wessen willen das ganze Volk im Bann lag, so lange der Schuldbrief nicht für sein Vergehen mit dem Tode bestraft war. „Und seine Knechte werden ihm dienen.“ Unter diesen sind wahrscheinlich die Diener im Amt des Evangeliums verstanden. Vergl. was Dan. 12, 1. von diesen gesagt wird. Ihr Dienst hört also dort nicht auf, ist aber nicht mehr eine mühevolle, sondern höchst selige und angenehme Beschäftigung, worin dieselbe besteht, ist nicht gesagt. „Und sehen sein Angesicht,“ d. h. sie wohnen in seiner unmittelbaren Nähe und haben einen beständigen, offenen Zutritt zu und Umgang mit ihm. „Und sein Name wird an ihren Stirnen sein.“ Gleichwie am Stirnblatt des Hohenpriesters (2. Mose 28, 39.) angeschrieben stand: „Die Heiligkeit des Herrn,“ oder: „Sehovah heilig,“ so tragen auch die Knechte Gottes im oberen Heiligtum das Diabem fürstlicher und hochpriesterlicher Würde.



**Praktische Anwendungen.** — 1. Der Himmel ist ein Ort und Raum, sowohl als ein Zustand und zwar ein Ort der unbegrenztesten Seligkeit.

2. Der Eingang zur himmlischen Stadt ist für alle ermöglicht. Alle können selig werden. Zwölf Thore.

3. Die Gerechten werden die Früchte ihrer Arbeit genießen. Zwölferlei Früchte. Vergl. Jes. 3, 10.

4. Die Seligkeit der Erlösten ist immer neu — Früchte jeden Monats.

5. Im Himmel ist keine Krankheit noch Gefahr derselben. Blätter — zur Gesundheit.

6. Nur Die, welche reines Herzens sind, werden Gott schauen. Vers 27.

7. Wir sollten stets Gewißheit darüber haben, ob unser Name im Buch des Lebens angeschrieben sei.

8. Die ewige Ruhe besteht in einer fortwährenden, aber höchst angenehmen Beschäftigung.

9. Welch ein Glück, Dessen Angesicht zu schauen, an den wir hier geglaubt, obwohl wir ihn nicht sehen konnten. V. 4.

**Kleinkinderklasse.** — Die himmlische Stadt kann den Kleinen am besten in der Sprache der Section vorgemalt werden. Dies geschehen, darf nicht vergessen werden, zu zeigen, wer diejenigen sind, die dort wohnen, sodann wie man in einen solchen Zustand verfest werden kann, um endlich dorthin zu kommen. Schildere ihre Seligkeit, keine Nacht, keine Krankheit, kein Tod, keine Trennung, kein Leid irgend welcher Art. Wer in den Himmel will, muß sich hier dazu anschicken, wie ein Reisender sich auf den Weg begeben u. s. w.

**Illustrationen.** — Vers 27. Ein unbefehrter Mensch ließ einst über seine Hausthür folgende schöne Inschrift setzen: „Laßt nichts Böses durch mich eingehen.“ Dazu machte Diogenes die treffliche Bemerkung: „Wie soll denn der Hausherr in sein Haus kommen?“ Wie wollen Unbefehrte einst in den Himmel kommen, wo Alles heilig ist?

Cap. 22, 2. „**Holz des Lebens.**“ Eine christliche Dame sagte auf ihrem Todesbette zu ihrem Bruder, der sich mit der Bemerkung von ihr verabschiedete, daß er sie wahrscheinlich nie wieder antreffen würde im Lande der Lebendigen: „Mein Bruder, im Lande der Lebendigen hoffe ich, daß wir ein-

ander wieder treffen; denn jetzt befinden wir uns erst im Lande der Sterblichen.“

**Die Stadt.** — Darüber bemerkt ein gewisser Schreiber Folgendes: Eine Stadt ist es, die nicht durch Menschenhände erbaut ist; sie ist nicht altersgrau. Niemand hat noch die Volkszählung derselben unternommen. Kein Geschäftsgetümmel sieht man auf deren goldenen Gassen. Kein Todtenwagen schleicht langsam dahin, um seine Ladung dem Grab zu überliefern. Sie hat Jesus zu ihrem Könige und die seligen Lichtgeister zu Wächtern. Die Erlösten sind ihre Bürger. Ihre Mauern sind Heil und ihre Thore sind Lob und Anbetung.



**Wandtafel-Gebrauchsanweisung.** — Die himmlische Stadt, der wir entgegen hoffen, wird uns hier gezeigt. Der Bogen unten soll eine Vorstellung der Grenze zwischen Himmel und Erde sein. Oben ist der ewige dreieinige Gott. Da wohnt Licht (s. die Strahlen), Liebe, Ruhe, Freude, Frieden, ewiges Leben. Durch die Erlösung in Christo gehen wir dieser Stadt entgegen, wohin er zuerst eingegangen ist, um uns die Stätte zu bereiten.

## Letzte Worte.

### 12. Section: Offb. Joh. 22, 10–21. — Sonntag den 21. December 1879.

10. Und er spricht zu mir: Versiegele nicht die Worte der Weissagung in diesem Buch; (1) denn die Zeit ist nahe. (2)

11. Wer böse ist, der sei immerhin böse; (3) und wer unrein ist, der sei immerhin unrein; aber wer fromm ist, der sei immerhin fromm; und wer heilig ist, der sei immerhin heilig.

12. Und siehe, ich komme bald, (4) und mein Lohn mit mir, zu geben einem Jeglichen, wie seine Werke sein werden. (5)

13. Ich bin das A und das B, der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte. (6)

14. Selig sind, die seine Gebote halten, (7) auf daß ihre Macht sei an dem Holz des Lebens, und zu den Thoren eingehen in die Stadt. (8)

15. Denn draußen sind die Hunde, und die Zauberer, und die Hurer, und die Todtschläger, und die Abgötzen, und Alle, die lieb haben und thun die Lügen. (9)

16. Ich Jesus habe gesandt meinen Engel, solches euch zu zeugen an die

Gemeinen. (10) Ich bin die Wurzel des Geschlecht Davids, (11) ein heller Morgenstern. (12)

17. Und der Geist und die Braut sprechen: Komm! Und wer es höret, der spreche: Komm! Und wen dürstet, der komme; und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst. (13)

18. Ich bezeuge aber Allen, die da hören die Worte der Weissagung in diesem Buch. So Jemand dazu setzt; so wird Gott aufsetzen auf ihn die Plagen, die in diesem Buch geschrieben stehen.

19. Und so Jemand davon thut von den Worten des Buches dieser Weissagung; so wird Gott abthun sein Theil (14) vom Buch des Lebens, und von der heiligen Stadt, und von dem, das in diesem Buch geschrieben steht.

20. Es spricht, der solches zeuget: Ja, ich komme bald. Amen. Ja, komm, Herr Jesu!

21. Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch allen! Amen.

#### Parallelen.

(1) Dan. 12, 4. (2) Cap. 1, 3; 1. Cor. 10, 11. 1. Petr. 4, 7. (3) 1. Tim. 3, 13. (4) Vers 7; Cap. 3, 11. (5) Röm. 2, 6; Matth. 16, 27. 1. Cor. 3, 8; 2. Cor. 5, 10. (6) Jes. 41, 4. Offb. Joh. 1, 8, 11. (7) 1. Joh. 5, 3. (8) Cap. 21, 12, 13, 15, 21. (9) Cap. 21, 8; 1. Cor. 6, 10. (10) Cap. 1, 2. (11) Jes. 53, 10; Röm. 15, 12. (12) 2. Petr. 1, 10. (13) Cap. 21, 6; Jes. 55, 1; Joh. 7, 37. (14) 5. Mose 4, 2; 12, 32.

**Haupttext:** Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch Allen. Amen. Offb. Joh. 22, 21.

Mit der vorigen Section schloß die Weissagung dieses merkwürdigen Offenbarungsbuches bis zum Ende der Welt und Abschluß alles Irdischen. Sodann folgt in V. 5 eine nochmalige Bestätigung von der Zuverlässigkeit dieser Offenbarungsgeschichte und der Gewißheit der endlichen Erfüllung alles darin Weissagten, durch den Engel, der ihm solches zeigte. Johannes hatte denselben unterdessen für Christum selbst angesehen und wollte ihm göttliche Verehrung bringen. Der Engel weigerte sich aber eine solche anzunehmen, da er nur ein Mittnecht und Bruder sei, und kein Geschöpf weder im Himmel noch auf Erden angebetet werden darf, sondern Gott allein. 5. Mose 6, 13; Matth. 4, 10. Hierauf folgt dann

eine nochmalige Anweisung, was er mit der ihm nun ertheilten Offenbarung zu thun habe. Wir sehen in der heutigen Section

I. Eine Mahnung. — Vers 10–15. V. 10. „Und er spricht zu mir,“ nemlich der Engel, welcher die Gesichte der Offenbarung mittheilte, „versiegele nicht die Worte der Weissagung in diesem Buch,“ wie Etwas, das für zukünftigen Gebrauch beigelegt oder aufgehoben werden soll, sondern veröffentlichte sie zum Nutzen Aller, indem keine deutlicheren Weissagungen von der Zukunft des Reiches Christi, als diese, mehr zu erwarten sind. Daniel mußte zwar das ihm gezeigte Gesicht (Cap. 8, 26.) noch einstweilen verborgen halten, denn es war



noch eine lange Zeit bis zu dessen Erfüllung. Hier aber heißt es: „Denn die Zeit (der Erfüllung) ist nahe.“ Die Zeit, wo die in diesem Buch in Aussicht gestellten Ereignisse anfangen werden, sich nach einander abzuwickeln. Und selbst auf den Gerichtstag angewandt, hat es mit dem Wort „nahe“ seine Richtigkeit, obwohl schon nahezu achtzehn Jahrhunderte seit jener Weissagung verfloßen sind, da ja vor Gott tausend Jahre sind wie ein Tag. Vers 11. „Wer böse ist, der sei immerhin böse, und wer unrein ist“ u. f. w. Der Zusammenhang dieses Verses mit dem vorigen, ergibt sich aus der richtigen Auffassung dieser Worte. Das Verständniß derselben ist: Wer nun trotz aller Warnung verstockt und unbussfertig bleibt, und mit jenen Spöttern (2. Petri 3, 3. 4.) sagen will: Wo bleibt die Verheißung seiner Zukunft? u. f. w., der thue dieses nur immerhin auf seine Gefahr. Jene waren auch unrein und wandelten „nach ihren eigenen Lüsten.“ Aber wer fromm ist, der sei immerhin fromm, der verharre in diesem Stand, es ist keine Ursache zum Abweichen, sondern vielmehr zur Standhaftigkeit. Es liegt in diesem Ausspruch durchaus kein Beweis von der Vorherbestimmung Gottes unsers ewigen Schicksals, wie Manche fälschlich die Worte auffassen. Vers 12. „Siehe ich komme bald und mein Lohn mit mir, zu geben einem Jeglichen nach seinen Werken.“ Das Kommen Christi zum Weltgericht ist auch ein Theil der Erfüllung der Weissagung und wird so wenig ausbleiben als das Uebrige. Ursache genug zum Verharren in der Gnade. Ein jegliches Werk bekommt dann seinen Lohn, das Gute wie das Böse (siehe Parallelen). Vers 13. „Ich bin das A und das D (siehe Anm. zu Vers 11 in der 8. Section). Will hier darauf hindeuten, daß er, der solches sagt, der ewige, selbstständige und unanwendbare Gott sei und darum Alles, was er verkündigen, auch pünktlich in Erfüllung gehen läßt. Vers 14. „Selig sind, die seine Gebote halten,“ getreulich dabei verharren. Dieses sind wieder Worte des Engels, oder auch des Johannes selbst. „Auf daß ihre Macht sei an dem Holz des Lebens,“ wörtlich damit sie wieder volles Recht und Freiheit haben mögen, zum Holz (Baum) des Lebens, welches in B. 2 (siehe Anm. in voriger Section) erwähnt wird. Das Recht zum Baume des Lebens“ verloren die ersten Eltern durch Uebertretung des Gebots; durch den Glauben erlangt man diese verlorne Freiheit wieder; „und zu den Thoren eingehen in die Stadt,“ das neue Jerusalem. Vers 15. „Denn draußen,“ außer der Bürgerschaft Israels, außer der Gemeindschaft mit Gott und folglich dann auch außerhalb der Stadt Gottes, „sind die Hunde.“ Diese hier erwähnten Thiere, welche im Morgenlande meistens wild herum schwärmen, sehr hungrig und gefräßig sind, und deshalb für gering und verächtlich gelten, sind hier als Bild der Gottlosen überhaupt gebraucht. In einigen Stellen sind sie als Bezeichnung der unreinen Seiden erwähnt. Matth. 15, 26. Vergl. Phil. 3, 2. Nun folgt auf diese allgemeine Bezeichnung von Vastermenschen eine Reihe besonderer Sünden: „Zauberer,“ gegen welche sich Gott schon im alten Bunde entschieden erklärte (siehe 2. Mose 22, 18.), „und die Hurer und die Todtschläger,“ über diese beiden vergl. auch Matth. 5, 28. und 1. Joh. 3, 15.; 4, 20. „Abgöttische“, welches Alle sind, die etwas mehr lieben als Gott, „und Alle, die lieb haben und thun die Lügen.“

II. Eine Einladung.—Vers 16. 17. Nun wird im Nachfolgenden die Rede Jesu wieder fortgesetzt. Vers 16. „Ich Jesus,“ welchen du schon zu Anfang der Offenbarung mitten unter den sieben goldenen Leuchtern und seither unter verschiedener Gestalt gesehen hast, „habe gesandt meinen Engel,“ der zu verschiedenen Malen erwähnt wird, „solches euch zu zeugen an die Gemeinen,“ voreist an die sieben Gemeinen Kleasiens, dann aber auch an alle christlichen Gemeinen aller künftigen Zeiten. „Ich bin die Wurzel des Geschlechts Davids, (siehe hierüber in der Anm. bei B. 5 in Section 10) der helle Morgenstern.“ Der Verkündiger und Bringer des ewigen herrlichen Gnabentags. Noch einmal vor Abschluß der göttlichen Offenbarung ergeht an Alle eine bringende Einladung zu den Gütern des Heils. Vers 17. „Und der Geist und die Braut sprechen: Komme!“ Der Geist Gottes spricht hier in direkter Weise zu den Menschen und gibt somit allen bisherigen Einladungen im Wort Gottes zu den Heilsgütern verstärkten Nachdruck. In Vereinigung mit demselben, von ihm durchdrungen und belebt, ladet die Braut, die Kirche Christi, ebenfalls die Menschen ein, zu Christi zu kommen, und wer es höret, der spreche: komme!“ Der erste Impuls Derer, welche den

Gnadenruf vernommen und in Christo Seligkeit erlangt haben, ist, daß sie auch wieder Andere einladen. „Und wen dürstet, der komme,“ seien es Bussfertige oder längst Begnadigte. Alle bedürfen es. „Und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens.“ Schon in Vers 2 wird ein Strom des lebendigen Wassers einladend vor das Gemüth geführt, und hier nun nochmals; es bedeutet die erquickende und reinigende Gnade Gottes; „umsonst“, ohne Geld und ohne Preis. Die einzige Bedingung ist: zu dürsten, zu wollen und zu kommen (siehe Parallelen).

III. Eine Warnung.—Vers 18. 19. Nach einer bringenden und letzten Einladung zum Lebenswasser folgt auch wieder sogleich ein Warnungszeichen, wobei Christus noch als lebend gedacht wird. B. 18. „Ich bezeuge Allen“ u. f. w. Johannes mochte wohl voraus gesehen haben, daß verkehrte Menschen Dies und Jenes in diesem Buch zu ändern sich berufen fühlen würden, daher die Warnung: „So Jemand dazu sehet, so wird Gott zusehen auf ihn die Plagen, die in diesem Buch geschrieben stehen,“ und diese Plagen sind sehr zahlreich. Gott wird ihm mit allen Unbussfertigen und den in B. 15 genannten Sündern die verbiente Strafe in der Verdamnung ertheilen. B. 19. „Und so Jemand davon thut“ u. f. w., mer irgend einen Theil, als nicht von Gott eingegeben, verwirft, so wird Gott abthun vom Theil vom Buch des Lebens“ u. f. w., er soll seines bisherigen Antheils an Allem verlustig werden. Zusehen und Abthun ist gleich verwerflich. Und was hier von dem Buche der Offenbarung gilt, das hat auch Bezug auf jeden andern Theil von Gottes geoffenbartem Wort.

IV. Abschied und Segensspruch.—B. 20. 21. „Es spricht, der solches zeuget,“ nemlich Christus, wie aus dem nachfolgenden Satz erhellt. Er bezieht sich auf B. 18. 19.: „Ich bezeuge aber allen,“ siehe wider sie als Zeugen auf“ u. f. w. „Ja,“ es bleibt gewiß dabei, „ich komme bald.“ Diese Behauptung wird hier zum fünften Mal im Buch der Offenbarung wiederholt, und zwar: B. 7. 12. 20. und Cap. 2, 5.; und 3, 11. Das sollte uns die Zukunft Christi gewiß und ungewisselhaft machen. „Amen,“ so sei es, antwortete Johannes, wie im vertraulichsten Gespräch. „Ja komm, Herr Jesu,“ zeigt uns jomohl die Sehnsucht des betagten Jüngers Jesu nach dem Himmel, als auch seine völlige Bereitschaft dazu. Vers 21. „Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi“ u. f. w. Dies ist ein gewöhnlicher Segenswunsch, womit die meisten Briefe der Apostel endigen. Drei der Episteln Pauli beschließen mit genau denselben Worten, zehn andere auf ähnliche Weise. In allen aber ist das Wort Gnade, das Unentbehrliche für den Menschen, entfallen.

Praktische Anwendungen.—1. Gott der Herr hält uns Menschen nichts verborgen von Dem, das unser ewiges Wohl oder Wehe betrifft. B. 10.

2. Gottes also geoffenbarter Wille in seinem Wort wird den Einen ein Geruch des Lebens zum Leben, den Andern ein Geruch des Todes zum Tode werden.

3. Je näher die Erfüllung einer Weissagung ist, desto ernstlicher sollte man darauf merken. B. 10.

4. Wer unbussfertig in Sünden verharrt, muß es auf seine eigene Gefahr hin thun. B. 11.

5. Es ist möglich für einen Frommen in der Frömmigkeit zu verharren.

6. Auf Erden bleibt manches Gute unbefolgt und manches Böse unbeftraft. Gott aber macht einst Alles recht. B. 12.

7. Christus ist der Anfänger und Vollender auch unsers Glaubens. B. 13.

8. Nicht Die, welche Gottes Gebote haben, sondern halten, sind selig. B. 14.

9. Wo Gott ist, kann nichts Sündliches Raum finden. B. 15.

10. Die Segnungen des Himmels sind groß, frei und umfassend, die Einladungen dazu ernst und dringend. B. 17.

11. Wohl Allen, die in der Todesstunde mit Freuden sagen können: „Ja komm, Herr Jesu!“

Kleinkinderklasse.—Die tröstliche Einladung Jesu zum Wasser des Lebens ist wohl für die Kleinen das Nächstliegende in der Lektion. Beschreibe die trefflichen Eigenschaften des natürlichen Wassers. Es lösch den Durst, labt und erquickt; es reinigt, ist eine freie Gabe, in Fülle vorhanden u. f. w. Wende es an auf die köstliche Gnade Gottes. Was sind die



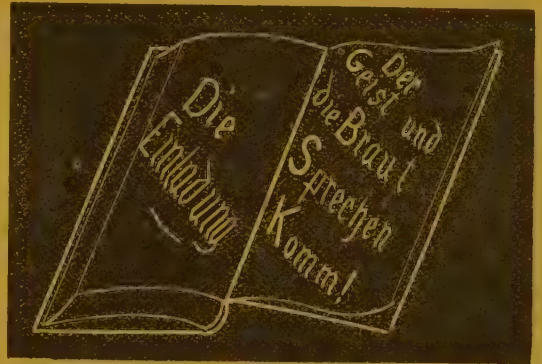
Bedingungen? „Komm, komm, komm!“ heißt es in der Lektion. Wer wird Theil daran haben? Die seine Gebote halten u. s. w. Wer wird nicht in den Himmel kommen? Draußen sind die Hunde — die Lügner u. s. w. Warne die Kleinen insonderheit vor Lügen.

**Illustrationen.** — B. 14. Das Fluchholz, woran der Heiland starb, kann auch als das Holz des Lebens betrachtet werden, worauf die Seele gläubig blickt und völlig geneht. Christoph von Mollendorf, ein Prediger zu Magdeburg, ließ sich bei seinen Lebzeiten seinen Grabstein verfertigen. Auf demselben war der Erlöser am Kreuz abgebildet; unter dem Kreuze lag er selber, die Augen und seine gefalteten Hände sehnsüchtig hinauf nach dem Herrn Christus erhebend. „Da will ich liegen,“ sprach er, „als ein armer Wurm, meine Augen auf Christum wenden, und sein Blut soll herab auf meine Brust und mein Haupt fließen, und soll der Spruch dabei geschrieben werden: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde.“

B. 17. „Vom ersten Augenblick deines geistlichen Lebens an bis zu deinem Eingang zur ewigen Herrlichkeit lautet Christi Einladung an dich: „Komm her zu mir!“ Gerade wie eine Mutter, die ihrem Kindlein den Finger darreicht, und es zum Gehen ermutigt mit dem Worte: „Komm!“ so macht's auch der Herr Jesus. Er bleibt allezeit vor euren Augen und heißt euch ihm nachfolgen, wie ein Krieger seinem Heerführer nachfolgt.“ — Spurgeon.

B. 20. Als einmal der Kaiser Maximilian II. seinen kaiserlichen Rath Neuhause besuchte und fragte, ob er auch gern und fröhlich sterben würde, antwortete er: „Ach, gnädigster Kaiser, welch verständiger Mensch, der in der Türkei hart gefangen läge, würde erschrecken, wenn ein angesehener Wagen aus seinem Vaterland käme, um ihn nach Hause zu

den Seinigen zu bringen? Warum sollte ich in dem Gefängniß der armen Welt erschrecken, wenn nun aus dem Vaterland, dem himmlischen Jerusalem, der sanfte Glasiwagen, worauf der alte Simeon und so viele Gläubige selig aus dieser Welt gefahren sind, mich heimzuholen käme?“ — Darauf sagte der Kaiser: „Das ist wohl geredet, helf Gott, daß wir einander bald folgen!“ —



**Wandtafel-Gebrauchsanweisung.** — Hier ist auf dem letzten Blatte des Buches die herrliche Einladung abgedruckt — gleichsam als — die letzte Einladung. Wie ernst ist das: Jetzt oder vielleicht nie! Man präge das den Schülern ein: Wer ladet ein? Wer wird eingeladen? Wozu wird eingeladen? Es ist dies fast die lieblichste, die rührendste Einladung der Schrift, aber es ist auch die letzte.

## Vierteljährliche Uebersicht. — Sonntag den 28. December.

Section.	Thema.	Haupttext.	Lehre.
1. Ebr. 4, 14-16; 5, 1-6.	Unser großer Hohepriester.	Und lebet immerdar.	Der Unschuldige für die Schuldigen.
2. Ebr. 9, 1-12.	Erklärung der Vorbild.	Denn mit einem Opfer.	Der Schatten vergeht, das Wesen besteht.
3. Ebr. 11, 1-10.	Sieg des Glaubens.	Denn er hielt sich an Den.	Der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet.
4. 1. Joh. 2, 14-26.	Glaube und Werke.	Denn gleichwie der Leib.	Der Glaube bewirkt die Werke, die Werke beweisen.
5. 1. Petri 2, 19-25.	Das vollkommene B.	Welcher keine Sünde.	Nur wer Christo nachfolgt, geht sicher.
6. 1. Joh. 1, 1-10.	Der vollkommene Erl.	Und das Blut Jesu.	Wandel im Licht, Gemein. im Herrn, Erl. im
7. 1. Joh. 4, 7-16.	Die Liebe des Vaters.	Lasset uns ihn lieben.	Wer Gott liebt, liebt auch den Nächsten.
8. Off. Joh. 1, 10-20.	Der verklärte Christus.	Ich bin das A und das D.	Christus inmitten seiner Kirche.
9. Off. Joh. 3, 1-13.	Sendfcheiben zc.	Halte was du hast.	Geistlicher Tod und göttliches Leben.
10. Off. Joh. 5, 1-14.	Das Lied der Erl.	Das Lamm, das erwürget.	Christus Alles in Allem.
11. Off. Joh. 21, 21-27; 22, 1-5.	Die himmlische Stadt.	Denn er wartet auf eine Stadt.	Es ist noch eine Ruhe vorhanden.
12. Off. Joh. 22, 10-21.	Letzte Worte.	Die Gnade unsers Herrn.	Die Zukunft Christi ist nahe.

**Fragen.** — 1. Hohepriester. a. Die ehemaligen. Was war ihr Amt? Von wem eingesetzt? Für wen? b. Unser Hohepriester. Wer ist derselbe? Wie geeigenschaftet? Was thut er? Für wen? Wo? Wie lange? 2. Vorbild. Wobon handelt die Lektion? Wo finden wir die erwähnten Bilder im alten Testament? Worauf deuten dieselben hin? Was bedeutet das Heilige? Das Allerheiligste? Der Leuchter, Tisch und Schaubrode? Bundeslade? Das Opfer? Durch wen ist Alles erfüllt? 3. Glaube. Was ist Glaube? Was erlangen die Asten durch ihn? Womit zeigte Abel denselben? Henoch? Noa? Abraham? Wie muß man zu Gott kommen? 4. Glaube und Werke. Womit muß sich der Glaube an den Tag legen? Was ist der Glaube ohne Werke? Welches Beispiel steht in der Lektion hievon? Welchen Glauben haben die Teufel? Wer bewies seinen lebendigen Glauben mit der That? 5. Vorbild. Wer ist unser Vorbild? Welches ein Vorbild? Worin? Wozu? Wie können wir ihm nachfolgen in seinen Fußstapfen? 6. Erlöser. Wobon zeugte Johannes? Wer ist unser Erlöser? Wobon erlöst er? Wodurch? Auf welche Bedingung? Was sind die Früchte?

(Gemeinschaft mit Gott. B. 3. Wandel im Licht. B. 6.) 7. Liebe. Was ist Gott? Wen liebte er? Wie? Warum? Wozu? B. 11. 12. Wer kennt Gott nicht? Wer bleibt in Gott? 8. Verklärte Christus? Wer redet in der Lektion? Wer ist Christus? B. 11. Wie erschien er? Wo? Von welcher Macht? Von welcher Dauer? B. 18. 9. Sendfcheiben. Wer ist der Schreiber? An wen schrieb er? Auf wessen Befehl? Wer war geistlich tobt? Was war ihr gedroht? Wer blieb getreu? Wie lautet die Verheißung? 10. Neues Lied. Wer saß auf dem Stuhl Gottes? Was hatte er in der Hand? Wer konnte das Buch nicht aufstun? Warum? Wer konnte es? Was wurde ihm dafür? Von wem? 11. Himmlische Stadt. Wie heißt die himmlische Stadt? Wie viele Thore hat sie? Wer ist ihr Tempel? Ihre Leuchte? Ihre Einwohner? 12. Letzte Worte. Wie wird das Buch der Offenbarung genannt? B. 10. Was sollte damit geschehen? Warum? Was wird von den Bösen gesagt? Was von den Frommen? Wer wird eingeladen? Von wem? Wozu? Auf welche Bedingung?

## Sonntagsschul - Lectionen für 1880.

## Erstes Quartal.

## Januar.

## Haupttext.

4. Das Kind Jesus, Matth. 2, 1-12.....Jes. 9, 6.  
 11. Die Flucht nach Egypten, Matth. 2, 13-23.....Matth. 2, 13.  
 18. Die Taufe Christi, Matth. 3, 1-17.....Matth. 3, 17.  
 25. Die Versuchung Christi, Matth. 4, 1-11.....Ebr. 2, 18.

## Februar.

1. Rechte Jünger, Matth. 5, 1-16.....Matth. 5, 14.  
 8. Die wahren Gerechten, Matth. 5, 17-26.....Ps. 51, 8.  
 15. Vorsicht im Reden und Handeln,  
 Matth. 5, 33-48.....Matth. 5, 48.  
 22. Geben und Beten, Matth. 6, 1-13.....Matth. 6, 6.  
 29. Des himmlischen Vaters Fürsorge,  
 Matth. 24-34.....1. Petr. 5, 7.

## März.

7. Des Heilandes goldne Regel, Matth. 7, 1-14.....Matth. 7, 12.  
 14. Unterschied zwischen dem Falschen und Wahren,  
 Matth. 7, 15-29.....Jes. 1, 22.  
 21. Uebersichtliche Wiederholung  
 28. Oster Lection, Marc. 16, 9-18.....Offb. 1, 18.

## Zweites Quartal.

## April.

4. Die Kraft Christi, Matth. 8, 18-34.....Matth. 8, 27.  
 11. Christi freundliche Einladung,  
 Matth. 11, 20-30.....Matth. 11, 28.  
 18. Weizen und Unkraut,  
 Matth. 13, 24-30.; 37-43.....Matth. 13, 39.  
 25. Bekenntniß und Selbsterleugnung,  
 Matth. 16, 13-28.....Matth. 16, 24.

## Mai.

2. Christi Verkündung, Matth. 17, 1-13.....Joh. 1, 14.  
 9. Jesus der Kinderfreund, Matth. 19, 13-26.....Matth. 19, 14.  
 16. Die königliche Hochzeit, Matth. 22, 1-14.....Matth. 22, 9.  
 23. Das Weltgericht, Matth. 25, 31-46.....Matth. 25, 46.  
 30. Gethsemane, Matth. 26, 36-50.....Matth. 26, 39.

## Juni.

6. Die Kreuzigung Christi, Matth. 27, 35-50.....1. Petr. 2, 24.  
 13. Nach der Auferstehung, Matth. 28, 8-20.....Matth. 28, 20.  
 20. Uebersichtliche Wiederholung.  
 27. Pauli Rüstigkeit Grundsätze,  
 Gal. 5, 13-26.; 6, 7, 8.....Röm. 14, 21.

## Drittes Quartal.

## Juli.

## Haupttext.

4. Die Schöpfung, 1. Mose 1, 1-3.; 2, 4-8.....1. Mose 1, 1.  
 11. Der Fall und die Verheißung,  
 1. Mose 3, 1-15.....Röm. 5, 12.  
 18. Cain und Abel, 1. Mose 4, 3-15.....1. Joh. 3, 15.  
 25. Gottes Bund mit Noa, 1. Mose 9, 8-19.....1. Mose 9, 13.

## August.

1. Abrahams Berufung,  
 1. Mose 11, 31. 32.; 12, 1-10.....1. Mose 12, 3.  
 8. Abram und Lot, 1. Mose 13, 1-18.....1. Mose 13, 8.  
 15. Abram und Melchisedech, 1. Mose 14, 12-24.....Ebr. 6, 20.  
 22. Gottes Bund mit Abram, 1. Mose 15, 1-18.....Röm. 4, 3.  
 29. Abrahams Fürbitte, 1. Mose 18, 16-33.....Ebr. 7, 25.

## September.

5. Lots Flucht aus Sodom, 1. Mose 19, 12-26.....Luc. 7, 32.  
 12. Abrahams Glaubensprüfung,  
 1. Mose 22, 1-14.....1. Mose 22, 12.  
 19. Uebersichtliche Wiederholung.  
 26. Miffions Lection, Jes. 60, 1-12.....Matth. 6, 10.

## Viertes Quartal.

## October.

3. Naafs Wohlstand, 1. Mose 26, 12-25.....Spr. 10, 22.  
 10. Jakob und Esau, 1. Mose 27, 22-40.....Spr. 4, 27.  
 17. Jakob zu Beisel, 1. Mose 28, 10-22.....1. Mose 28, 15.  
 24. Jakobs Gebet, Kampf und Sieg,  
 1. Mose 32, 9-12.; 22-30.....Luc. 18, 1.  
 31. Joseph von seinen Brüdern verkauft,  
 1. Mose 37, 1-5.; 23-36.....Spr. 27, 4.

## November.

7. Joseph im Gefängniß,  
 1. Mose 39, 21-23.; 40, 1-8.....Ps. 37, 7.  
 14. Joseph der Landesvater, 1. Mose 41, 41-57.....Spr. 22, 29.  
 21. Joseph und seine Brüder,  
 1. Mose 44, 30-34.; 45, 1-8.....Röm. 12, 21.  
 28. Jakob vor Pharao, 1. Mose 47, 1-12.....Spr. 16, 31.

## December.

5. Jakobs letzte Tage, 1. Mose 48, 8-22.....1. Mose 48, 21.  
 12. Josephs letzte Tage, 1. Mose 50, 14-26.....Spr. 10, 7.  
 19. Uebersichtliche Wiederholung.  
 26. Weihnachts Lection, Luc. 2, 8-20.....Luc. 2, 11.

## Winterstübchen.

**Ein Professor, der Alles kann.** — Der bekannte Geschichtschreiber und Literarhistoriker Professor Gervinus kam einst spät Abends nach Hause. Es schneite stark und war recht kalt, darum klopfte er ungestüm an das Thor, bis endlich der Portier seine Tritte von innen hören ließ und rief: „Wer ist draußen?“ — „Ich!“ antwortete Gervinus. — „Wer ist dieser Ich?“ fragte der Portier ungeduldig, da er des Professors Stimme, der erst seit zwei Tagen in diesem Hause wohnte, noch nicht kannte. — „Nun, der Professor!“ war die lakonische Antwort. — „Was für ein Professor?“ — „Zum Kukul! Ich bin ein Professor, der Alles kann!“ erwiderte Gervinus in guter Laune. Der Portier war aber nicht in der Stimmung, auf diesen Scherz einzugehen. „Nun, wenn Sie Alles können,“ schloß er brummend die nächtliche Unterhaltung, „dann machen Sie sich gefälligst nur selbst auf!“ Damit ging er davon und Gervinus mußte wirklich für die Nacht ein Hotel aufsuchen, um Unterkommen zu finden.

**Ein Affe in der Restauration.** — In Köln ereignete sich diesen Sommer folgende heitere Geschichte. Im dortigen zoologischen Garten sollte an einem warmen Tage ein Pavian, ein

äußerst kluges und zahmes Thier, welches erst Tags zuvor in dem Affenhaus untergebracht worden war, zum ersten Male in den äußeren Zwinger gelassen werden. Da es Scheu zeigte, den Weg dahin zu nehmen, so öffnete der Wächter die Thüre des Käfigs, um es zu veranlassen, sich durch den Gang in die äußere Abtheilung zu begeben. Anstatt aber die angeordnete Richtung einzuschlagen, huschte der Pavian über den Kopf des Wächters weg und eilte flugs aus dem Affenhaus hinaus ins Freie. Bittend eilte der Aufseher hinter ihm her: „Komm, Affchen, komm, schön Thierchen!“ Und siehe da, Affchen wandte sich alsbald um und kam freundlich grinsend zu dem Manne heran. Als dieser aber die Hand ausstreckte, um den Ausreißer festzunehmen, eilte der in schnellen Sätzen weiter, und zwar nach der Restauration. Im Nu erstieg er die Terrasse mit einer Ungenirttheit, als wäre er seit Jahren Stammgast, und setzte sich auf einen Stuhl dicht neben einen Herrn, der eben seinen Morgentasse einnahm. Der Gast sah den behaarten Tischgenossen, welcher plötzlich wie aus den Wolken gefallen kam, verblüfft an. Doch der hielt ihm, einige Töne aus der Kehle gurgelnd, wie ein sechsender Hand-



werksbursche, demüthig die Rechte hin. Nun trat der Wächter herzu und das bettelnde Aeffchen mußte zurück in seine enge Behausung.

**Was wilde Thiere kosten.** — In einem Artikel der „W. Abp.“ über den Großhandel mit wilden Thieren finden wir folgenden interessanten Preiscurant: Löwen und Tiger kommen durchschnittlich auf 800 fl. pro Stück zu stehen, ein gefleckter Panther auf 300 fl., ein Leopard auf 200 fl., dagegen bringt der schwarze Panther einen Preis von 1500 fl. ein und der gefleckte Tiger mitunter sogar 3000 fl., Jaguare bewegen sich zwischen 300 bis 500 fl., amerikanische Pantherarten zwischen 30 bis 100 fl., Hyänen 120 bis 300 fl., Zibethkatzen 20 bis 100 fl. Ein Jähneumon hat den Durchschnittswert von 250 fl., ein Wolf jenen von 50 bis 100 fl., der Silberfuchs 100 fl. Die Bären bejähren sich ungefähr wie folgt: Der Waschbär 80 fl., der Polarbär 250 fl., der braune Bär 100 fl., der sibirische oder schwarze Bär 120 fl., der japanische oder Himalayabär 150 fl. Das Faulthier repräsentirt durchschnittlich 100 fl., das Paar Biber 40 fl., das Stachelschwein 60 fl., das Jerfkaninchen 20 fl. Der Preis eines Rhinoceros variiert zwischen 4000 und 10,000 fl.; das eben vorrätliche, noch junge, wird auf 5000 fl. bewerthet. Elephanten sind bei Jamrach billiger, als in Indien, da sich ein afrikanischer Elefant auf nur 600 fl. bewerthet, der indische hingegen 1500 bis 3000 fl. kostet. Ein indischer Tapir steht durchschnittlich auch im Preise von 1500 fl., während die südamerikanischen nur 300 bis 400 fl. kosten. Ein Lama kostet gleichfalls durchschnittlich 300 bis 500 fl., ein Zebra aber 1000 bis 1500 fl., Kängurus bewerthen sich zwischen 400 bis 600 fl. Ungemein räuberisch ist der Preis der Affen, vom kleinen Aeffchen zu 10 fl. bis zum Schimpanse oder Orang-Utang zu 1000 fl.

**Originelle Großmannssucht.** — Im dritten Decennium des 18. Jahrhunderts lebte und wirkte in Holland der in der wissenschaftlichen Welt durch viele Schriften bekannte Gelehrte Thomas Crenius. Dieser seltsame Sonderling hatte die charakteristische Eigenheit, von Jedermann zu verlangen, daß er „Excellenz“ genannt werde, wiewohl ihm dieser Titel nicht zutam. Eines Tages besuchte ihn der deutsche Theologe Dr. Gerhard David Hauber, ein geborener Württemberger. Dieser nun, um zu sehen, wie er sich betragen würde, redete ihn grundsätzlich nicht auf die gewünschte Weise an. Die dazu abgerichtete Magd des stolzen Mannes trat in das Zimmer und fragte: „Saben Em. Excellenz etwas zu befehlen?“ Hauber verstand diese in indirekter Form gegebene Andeutung gar wohl, aber er wollte durchaus nicht merken, was gefordert wurde, und schon fing Crenius an, sich verdrießlich zu zeigen, als Hauber bat, er möchte ihm ein gewisses seltenes Buch zur Besichtigung vorlegen. Kalt und unfreundlich entgegnete Crenius, er habe es nicht. „Parbou,“ versetzte Hauber, „ich glaubte, Em. Excellenz wäre in dessen Besiz.“ — „Ja,“ erwiderte Crenius mit freudestrahlendem Antlitz, „gebunden Sie sich einen Augenblick, mein Herr, ich besinne mich, daß ich es doch habe.“ — Sprach's, ging auf dem Bücherschrank zu und nahm einen alten, dicken Band heraus, den er dem — wie er hoffte — bekehrten Widerspenstigen höflichst überreichte.

**Der geizige Bauer.** — Ein reicher Bauer wollte eine Sau schlachten, und da er sehr geizig war, wollte ihm die Sitte jener Gegend, die Nachbarn zur Regelsuppe einzuladen, gar nicht beagen. Gleichwohl wollte ihm kein Mittel einfallen, wie er sich dieser Sitte entziehen könne. Daber fragte er einen derselben, seinen Gevatter um Rath, und dieser sprach scherzhaft: „Da wüßte ich kein besseres Mittel, als daß Ihr sagt, die Sau sei heute Nacht gestohlen worden.“ — Dies leuchtete dem Geizhals ein und er beschloß, es also zu machen. Nun geschah es aber, daß in der Nacht wirklich ein Dieb das Schwein, das gar wohl gemästet war, holte. Als deshalb am andern Morgen der Bauer an seinen Schweinstall kam und denselben leer antraf, lief er schnell zu seinem Gevatter und rief laut, sein Schwein sei ihm gestohlen. Dieser erwiderte: „So ist's recht, lieber Gevatter, so ist's recht; machts nur überall so, und Ihr werdet Niemand einladen müssen.“ — Wie aber der Geizige wieder und immer wieder ihm versicherte, daß dem so sei, und sich bei Gott und allen Heiligen verschwor, erwiderte ihm sein Gevatter abermals: „Besser könnet Ihr Eure Rolle gar nicht spielen; wer Euch hört, wird Euch

glauben und Ihr seid so der Regelsuppe enthoben.“ — Und so ging die Sache fort; der Geizige that alle denkbaren Eide, daß ihm die Sau gestohlen worden sei, und der Gevatter belobte ihn, daß er sich so gut verstellen könne, bis jener endlich merkte, daß er da nicht viel Trosts, sondern eitel Spott bekomme, und sich voll Grimms und Kerkers entfernte. Der Gevatter aber erzählte die Sache weit und breit, und Spott, den der Geizige deshalb überall zu erleiden hatte, machte ihm den Aufenthalt in selbiger Gegend so unendlich, daß er schließlich mit Verlust seiner Güter verkaufte und sich in eine entfernte Gegend begab, um nur nichts mehr von der Geschichte hören zu müssen. Dem ward seine Regelsuppe arg versalzen.

**Etwas schwäbisches.** — Ein württembergischer Regent hatte einst das Ungemach, daß ihm auf einer Reise durch das Land an seiner Equipage ein Wagenrad brach. Die Reise mußte bis zur Wiederherstellung des Schadens aufgegeben und die dazu nöthige Zeit in einem verloren am Wege liegenden Alpbörschen zugebracht werden. Der Fürst hatte arge Langweile auszuhalten, welche durch das Gloken und Anstarren der Bauern keineswegs gemindert wurde. Endlich fragte Serenissimus nach den Sehenswürdigkeiten des Ortes. Es konnte ihm außer dem ungeheuren Rastschwein des Schultheißens nichts Bemerkenswerthes angegeben werden. Serenissimus, welche sich für Landwirthschaft, Viehzucht u. ungemein interessieren, begeben sich nun zum Zeitvertreib zum Stall, um das Riesenstier zu beschauen. Der Schultheiß greift nach dem Monstrum, um es aus dem dunkeln Stall zu ziehen. Das Thier aber gab durch Brungen und Quidsen zu verstehen, daß es gar nicht gewillt sei, der Einladung Folge zu leisten und vor der hohen Persönlichkeit zu erscheinen. Der Fürst winkte begütigend ab und wollte nicht, daß der Schultheiß sich weiter Mühe gebe. Dieser aber packt das Schwein nur noch fester an den Hinterfüßen und reißt es endlich mit aller Gewalt aus dem Stall, indem er zu dem Vorstehervieh redete: „Noi, noi, komm! du no' raus, dui muas bei allergnädigster Landesvatter au seha.“

**Wenn man vergeßlich ist.** — Der Besitzer eines großen Landgutes in der Nähe von Hamburg beauftragte jüngst seinen alten Knecht, ihm für die neuangelegte Brennerei den bestellten Dampffessel in der Stadt zu holen.

„Du mußt de beiden Brunen anspannen um den groten Ledderwagen nehmen, de Dampfetel is grot und schwer,“ sagte der Gutsheer.

Die Frau vom Hause vernahm nicht sobald, daß eine Expedition nach der Stadt gemacht werden solle, als sie auch schon den Knecht herbeischießend, um durch ihn einen Brief Stednadeln aus Hamburg kommen zu lassen. Hinnerik versprach die prompteste Besorgung, fuhr auch mit dem großen Wagen und den beiden stärksten Pferden Tags darauf in der Frühe von dannen und kehrte gegen Abend auf das Gut zurück. Die Herrin empfing dankend ihre Kleinigkeit; als aber der Gutsheer den leeren Wagen sah, rief er:

„Wo häst du dann minen Dampfetel?“

Da gestand Hinnerik seine böse Vergeßlichkeit ein; sein Gedächtnis hatte die Nadeln behalten, aber der Dampffessel war ihm entküpft.

„Süh' r'üm!“ rief er aus, „was mi' doch den heelen Dog, als of id wat vergäten hadde!“

**Kanonen-König Krupp und sein Arbeiterhaat.** — Von dem Umfang der Krupp'schen Anlagen und deren Bedeutung gibt der Jahresbericht der Werke interessante Einzelheiten. In der Stahlfabrik sind 8500 Arbeiter beschäftigt. Es stehen daselbst 208 Dampffessel und ebensovielen Dampfmaschinen mit zusammen 11,000 Pferdekraften und 77 Dampfhammer von 2 bis 1000 Centnern im Betriebe. Monatlich werden 300 Kanonen verschiedener Größe erzeugt, und seit 1847 sind über 15,000 Kanonen angefertigt worden. Täglich werden 18,000 Tonnen (zu 1000 Kilogr.) Kohlen und Cokes verbraucht. Gasflammen brennen täglich 21,000. Eine etwa 60 Kilometer lange Eisenbahn mit 24 Locomotiven und 700 Waggons vermittelt den Verkehr innerhalb des Fabrikbesitzes, sowie mit der benachbarten Eisenbahnstation. Im Etablissement befinden sich 44 Telegraphenstationen. Die Fabriksfeuerwehr verfügt über acht Feuerpritzen sammt Zubehör. Ein neuer Schießplatz von 18 Kilom. Länge wurde bei Meppen in Hannover eingerichtet. In den Bergwerken der Firma sind 5300



Arbeiter mit der Kohlen- und Erzgewinnung beschäftigt. Die Gruben in Nordspanien liefern 200,000 metrische Tonnen Eisenerz, die auf fünf, dem Etablissement gehörigen Dampfern verschifft werden. Die Hüttenwerke der Fabrik beschäftigen mehrere 700 Arbeiter. In den 3278 Arbeiterwohnungen der Firma wohnen 16,200 Menschen. In 22 Verkaufsstellen für Colonialwaaren, Möbel, Fußbekleidung, Fleisch, Mehl u. werden die Artikel zu Engrospreisen abgegeben. Die Fabrikbäckerei erzeugt täglich über 195,000 Kilo Brod; das Getreide hierzu wird durch eigene Agenten, meist in Odeffa, gekauft. In vier Volksschulen mit zusammen 21 Classen, sowie in einer Industrieschule für Mädchen und Frauen wird der nöthige Unterricht erteilt.

**Nutzen der Fremdwörter.**—Sonst und im Allgemeinen taugen in unserer schönen deutschen Sprache die Fremdwörter nichts, einmal aber haben sie doch etwas genützt. Nämlich in der Gemeinde Sindelfingen sollte ein neuer Weg angelegt werden; da man aber noch nicht das Geheimniß entdeckt hatte, Straßen anzulegen, ohne daß sie etwas kosten, so wollten die Sindelfinger nicht.

Da ließ der Herr Amtmann den Bürgermeister kommen, und schnauzte ihn an und sagte: „Bürgermeister, jetzt habe ich die Geschichte satt! Wenn Ihre Leute den Weg nicht gutwillig anlegen, so muß ich einschreiten! Persuadiren Sie doch die Bauern!“

„Persuadiren aber ist französisch, und heißt „überreden“; der Amtmann meinte, der Bürgermeister solle die Bauern überreden, daß sie den Weg herstellen.

Der Bürgermeister aber ging sehr niedergeschlagen nach Hause; das Wort „Persuadiren“ hatte ihn in Schrecken versetzt, und er schien sich darunter irgend ein geheimnißvolles und schreckliches Verfahren zu denken.

„Was zu arg ist, ist zu arg,“ sagte er auf dem Heimwege, „und mit unsem Herrn Amtmann ist kein Auskommen mehr. Sind wir Bauern nicht schon geschunden genug, und jetzt soll ich sie auch noch perschwadiren?! Nächstens wird er auch wieder die Prügel einführen.“

Daheim aber berief er alsbald eine Gemeindeversammlung: „Männer,“ sagte er, „es ist nichts zu machen; wenn Ihr den Weg nicht herstellen wollet, hat der Herr Amtmann gesagt, so muß ich Euch perschwadiren, so leid mir's thut.“

Da guckten die Bauern einander an und fragten sich hinter den Ohren:

„Perschwadiren?! Nein, perschwadirt wollen wir nicht sein, da wollen wir's halt lieber machen!“

Und der Weg wurde alsbald hergestellt.

**Folgen des Dialekts.**—Moses Pappenheim reiste ganz gemüthlich im Waggon zweiter Klasse nach Dresden. Es ging Alles gut, so lange er noch nicht in Sachsen war, hier aber sollte sein Nichtvertrauen mit dem dortigen—bekanntlich zuweilen recht befremdlich klingenden Dialekt—sein Verhängniß werden. Bei der Station Giebichen nemiich schrieen die Condukteure alle: „E Jü dchen aus fteigen!“ und Moses Pappenheim, der glaubte, er müsse aussteigen, verließ eiligst den Waggon. Erst als der Dampfswagen schon längst aus seinem Gesichtskreise verschwunden war, wurde sein Irrthum aufgeklärt.

**Wiederrufen.**—A.: Ich habe den größtlebenden Ochsen, und zwar in einem Museum in London gesehen!

B.: „Das ist noch gar nichts: ich habe in Texas viel größere gesehen!“

A.: „Das ist eine Lüge.—Denn der, den ich gesehen habe, war 4,000 Pfund schwer!“

B.: „Gut! Sie sollen recht haben.—Ich habe also keinen größeren Ochsen gesehen wie Sie!“

**Eine Verwechslung.**—Bei dem Minister Fürst Kaunitz in Wien machte ein Beamter seine Aufwartung, konnte aber lange nicht vorkommen und mußte während dieser Zeit das höchst lästige Geschwätz eines Papageien erdulden. Der Fürst, der stets hinter einer gläsernen Scheidewand saß, hatte eine äußerst feine Stimme, die der Papagei genau nachahmte, besonders diejenigen Worte, welche er den Fürsten sehr oft sprechen hörte. Auf einmal sprach eine feine Stimme: „Treten Sie näher! Treten Sie näher!“ Der Beamte, welcher abermals glaubte, es spreche der Papagei, antwortete: „Salt's Maul, du dumme Esel!“ welche Anrede den Fürsten nicht wenig frappirte,

jedoch ihn in die beste Laune versetzte, als er die Aufklärung des Mißverständnisses erhielt.

**Zur Geschichte der Thüringer Eisenbahn.**—Auf der Bahnstrecke zwischen Neuroda und Altroda pflegt der denselben Weg belaufende Landpostbote zuweilen unterwegs den vorbeiziehenden Zug zu besteigen und Vergnügenshalber ein Streckchen mitzufahren. Neulich, als der Zug von Neuroda abgehen sollte, bemerkte der Schaffner den alten Bekannten, der eben seine Tour nach Altroda antreten will und ruft ihn: „Wollen Sie herauf?“—„Ne, sagte der Postbote, heute bin ich pressirt!“

**In einer Dorfschule** beschäftigt sich der Lehrer auch viel damit, seinen Schülern eine Spur der ehlen „Poeterei“ beizubringen, und zwar nicht ohne jeden Erfolg. Eines schönen Tages kommt zur Visitation der Schulinspektor, sein Name war Wunster; und da er von den poetischen Bestrebungen des Schulmeisterleins vernommen, sagt er: „Nun, liebe Kinder, ich hörte, daß Ihr auf jeden Namen einen Vers machen könnt; jedoch glaube ich kaum, daß Euch dies bei dem meinigen gelingen wird!“ Tiefe Stille, der Herr Inspektor lächelt, der Lehrer ist verlegen. Endlich fährt eine Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger in die Höhe und der betreffende Schüler erhebt sich, mit lauter Stimme deklamierend: „Unser Herr Schul-Inspektor heißt Wunster—und was er macht, verhungert er!“—Tableau.

**Gut.**—Ein Offizier geriet an einem öffentlichen Orte mit einem Studenten in Streit. Herr! wofür halten Sie mich? rief der Offizier aufgebracht.

Für einen achtungswerthen Offizier, entgegnete ruhig der Student.

Und ich halte Sie für einen Esel, schrie der Offizier.

Schade, versetzte der Student, da haben wir uns Beide geirrt.

**Der Werth der Wahrheit.**—Ein Lügner ist das verächtlichste Wesen, das existiren kann. Apollonius sagt: „Sclaven mögen lügen, aber freien Männern geziemt es, die Wahrheit zu reden.“ Einige Völker des Orients hatten ein Gesetz, nach welchem Jeder, der dreimal überführt war, eine Lüge gesagt zu haben, bei Todesstrafe Zeit seines Lebens kein Wort wieder sprechen durfte. Von Cäsar Augustus wird erzählt, daß er nach langem Forschen in Allen Theilen seines Reichthums nur einen Mann auffindig machte; von welchem man allseitig zugab, daß er niemals eine Lüge gesagt habe, aus welchem Grunde er würdig erachtet wurde, erster Oberpriester im Tempel der Wahrheit zu werden.

### Räthsel Nr. 1.

So schnell, wie wohl nie ein Vogel  
Durchfletet hat das Welten-All,  
So stürmet er die höchsten Gipfel  
Und fliehet über Berg und Thal.  
Ja, selbst des Meeres graue Wogen,  
Sie hemmen niemals seinen Lauf;  
Und doch braucht er nicht Dampf und Segel  
Und nimmt den Wind auch nicht in Kauf.  
Hast du die Lösung dann gefunden,  
So trenn' die erste Silbe du;  
Ich rufe dir die beiden Letzten  
Als Preis für deine Mühe zu.

### Räthsel Nr. 2.

Nimmst du den ersten und letzten Buchstaben hinweg, so hast du gar nichts; läßt du mich aber ganz, so kann man mich essen oder trinken; setze noch einen Buchstaben hinzu, so kannst du auf mir gehen und fahren.

### Räthsel Nr. 3.

Die Erste sollst du sein, die Zweit bist du gewesen,  
Und durch des Ganzen Macht von aller Noth genesen.

### Auflösung der Räthsel im Octoberheft.

**Rebus.**—Was von Herzen kommt, geht zum Herzen. W. S. Messerschmidt, F. Mahler, C. A. Ermeling, L. Vinben, A. Schaub, F. C. Erxleben, G. Schaupp.

**Silbenräthsel.**—Nachtrag. W. S. Messerschmidt, F. Mahler, C. A. Ermeling, L. Vinben, J. G. Mollus, A. Schaub, S. Bopp, F. C. Erxleben, G. Schaupp, Emilie Epstein.
















THE UNITED LIBRARY



3 5560 003 538 388

LIBRARY USE ONLY

DATE DUE			

GARRETT THEOLOGICAL SEMINARY  
LIBRARY  
EVANSTON, ILLINOIS



